Leben und ausgewählte Schriften

der

Väter und Begründer

der

reformirten Kirche.

Herausgegeben von

Dr. J. W. Baum, Professor in Straßburg, R. Christoffel, Pfarrer in Wintersingen, Dr. K. R. Hagenbach, Professor in Basel, C. Pestalozzi, Pfarrer in Zürich, Dr. C. Schmidt, Professor in Straßburg, Lic. E. Stähelin, Pfarrer in Rheinfelden, Lic. K. Sudhoff, Pfarrer in Frankfurt a. M.

Eingeleitet von

Dr. K. R. Hagenbach.

II. Theil:

Johann Oekolampad und Oswald Myconius.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1859.

Johann Oekolampad

und

Oswald Myconius

die Reformatoren Basels.

Leben und ausgewählte Schriften.

Von

Dr. K. R. Hagenbach,
ordentlichem Professor der Theologie in Basel.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1859.

Vorwort.

Das Leben der beiden Reformatoren, welche mit diesem Bande in die Reihe der „Väter und Begründer der reformirten Kirche" eingeführt werden, ist schon von Andern mit einer Gründlichkeit und einer Sorgfalt bearbeitet worden, daß das Unternehmen einer neuen Bearbeitung fast einzig nur gerechtfertigt werden mag durch die Nothwendigkeit, ihnen neben Zwingli, Bullinger, Calvin u. s. w. eine Stelle im Ganzen anzuweisen. Daß da mit einer einfachen Hinweisung auf das schon Vorhandene, ich meine auf Oekolampad von Herzog, auf Myconius von Kirchhofer*) nicht geholfen war, daß die Arbeit von Neuem mußte unternommen werden, liegt auf der Hand. Wer aber einmal zu solcher Arbeit sich entschließt, wird sich bald überzeugen, daß ihm bei all den dankenswerthen Leistungen seiner Vorgänger die Mühe nicht erspart werden kann, alles oder doch weitaus das meiste von Neuem aus den Quellen zu schöpfen und das Geschöpfte auch wieder nach neuen und eigenthümlichen Gesichtspunkten zusammenzustellen. Diese Mühe habe ich mich nicht verdrießen lassen, und so darf ich hoffen, daß wer diese verkürzte Darstellung mit den beiden genannten ausführlichen Biographien von Herzog und Kirchhofer vergleicht, doch mehr als eine bloße Verkürzung und Zusammenziehung des schon Bekannten darin finden wird. Die Spuren selbstständiger Forschung wollte ich weder verwischen, noch mit Nachdruck hervorheben.

*) Herzog, J. J., das Leben Oekolampads und die Reformation der Kirche zu Basel. 2 Bände, Basel 1843. Kirchhofer, Oswald Myconius, Antistes der Baslerischen Kirche. Zürich 1843. — Auch die ältere Biographie Oekolampads von Heß (1793) darf durchaus nicht als antiquirt betrachtet werden.

Die pragmatischen Gesichtspunkte welche ich bei der Bearbeitung verfolgt habe sind dieselben, die sich schon in dem einleitenden Worte zu dem Gesammtwerk (Zwingli von Christoffel) angedeutet finden. Es sollte ja das ganze Werk, und so auch der erste Theil desselben nicht in erster Linie für Theologen und Fachgelehrte, sondern für die christlich Gebildeten in der Gemeinde geschrieben sein; doch so, daß die Verantwortung vor dem Richterstuhl der Wissenschaft nicht abgeschnitten ist. Aus diesem Grunde möge man die verschiedenen Anmerkungen unter dem Texte entschuldigen. Es sind dieselben zwiefacher Natur. Die einen sollen dem Nichtgelehrten das minder Bekannte erklären (Scholien, Glossen), die andern sollten durch die gegebenen Belege sich bei den Gelehrten ausweisen (Citate) oder das im Texte nur Angedeutete weiter auseinandersetzen und begründen (Excurse). Vielleicht wäre es gut gewesen, diese verschiedenen Gattungen von Noten auch äußerlich gesondert zu halten und etwa das was für die Gelehrten bestimmt ist, hinter den Text zu verweisen. Allein hie und da greift auch doch wieder die eine Gattung in die andere ein, so daß nach unserm Dafürhalten die Sonderung nur zum Nachtheil und zu größerer Unbequemlichkeit der Leser wäre vollzogen worden. Durch die getroffene Einrichtung hoffen wir sei der Text, auf den sich die Mehrzahl der Leser beschränken mag, möglichst frei gehalten worden von Abschweifungen und von aller Einmischung gelehrter, den Zusammenhang unterbrechender Erörterungen, die bei einem Werke diese Art durchaus zu vermeiden sind.

Nach der ursprünglich getroffenen Einrichtung des Gesammtwerkes sind die „Lebensbeschreibungen“ und die „Ausgewählten Schriften“ der Reformatoren auseinander gehalten worden. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß auch gar manches aus dem schriftlichen Vorrathe, namentlich das was mit dem Leben der Männer aufs Innigste zusammenhängt, z. B. ihr Briefwechsel in den biographischen Theil verwoben und nur das rein Schriftstellerische dem zweiten Theile zugewiesen wurde.

Hier muß ich zugleich die Erklärung abgeben, daß der Abschnitt: Oekolampads ausgewählte Schriften (mit Ausnahme von No. II.) nicht von mir selbst, sondern von Hrn. Pfarrer Christoffel, dem Verfasser der Biographie Zwinglis herrührt; doch habe ich das Manuscript vor dem Drucke durchgesehn und auch Einzelnes darin überarbeitet.

Daß wie bei der Biographie, so auch bei der Auswahl der mitzutheilenden Stücke allermeist auf das gesehn werden mußte, was nicht zunächst der theologischen Wissenschaft, sondern dem Leben der Kirche, dem praktisch religiösen Leben angehört, versteht sich von

selbst. Nur würde man die Aufgabe unrichtig fassen, wenn man glaubte, eine solche Auswahl müsse sich auf das unmittelbar Erbauliche beschränken. Eine bloße Blumenlese nach dieser Richtung hin würde einem Büschel Alpenrosen gleichen in einem Glas Wasser. Wer den frischen Genuß dieser Blüthen haben will, der muß sie eben an den schroffen Abgründen pflücken, an denen sie Gott wachsen läßt. So auch, wer unsern Reformatoren in ihr frommes und liebendes Auge schauen und an diesem Blicke sich erbauen will, der muß auch die Runzeln und Furchen nicht scheuen, welche die Stirn der Männer durchziehn, nicht den struppigen Bart, der ihnen das Ansehn giebt von Männern, die auch die Streitaxt zu führen verstehen.

Aus diesem Grund durften dem Leser auch die herben und derben Stellen nicht erspart werden, die uns selbst in den Schriften der milden Reformatoren begegnen und die unsern Ohren nichts weniger als erbaulich klingen. Ohne diesen polemischen Hintergrund, der den Zusammenhang mit der Zeit nothwendig vermittelt, bliebe uns auch das Erbauliche großentheils unverständlich, wie ein großer Theil der Propheten und des Psalters unverständlich bleibt ohne die Kriegsgeschichte Israels und Juda's. Wollte uns aber jemand vorwerfen, als würde durch die Mittheilung solcher Stellen der confessionelle Haber von Neuem geweckt und dadurch gleichsam verewigt, so wollen wir darüber nicht rechten. Niemand kann den confessionellen Frieden und eine endliche Verständigung der Sonderkirchen auf dem einen Grunde der göttlichen Wahrheit sehnlicher wünschen, als der Verfasser dieser Biographien. So lange es aber noch eine Geschichte giebt, so lange wird auch gestattet sein, die geschichtlichen Gestalten in der vollen Rüstung aufzuführen, in der sie ihrem Zeitalter erschienen sind, ohne daß darin eine unmittelbare Empfehlung läge, uns derselben Rüstung in allen Theilen noch heute zu bedienen. Die Hauptrüstung unserer geistlichen Ritterschaft freilich wird für unsre Zeit wie für alle Zeiten der Kirche dieselbe bleiben, wie sie schon Paulus (Eph. 6) bezeichnet hat, und in ihrer Handhabung können wir von den alten Vorkämpfern noch gar vieles lernen, wenn wir zu lernen bereit sind.

Noch weniger als die Erbauung Suchenden werden sich durch die mitgetheilten Schriftstücke jene Leser angesprochen fühlen, die bei dem Sammeln von Lesefrüchten nur auf das Geistreiche, Brillante und Pikante aus sind. Solchen blasirten Geistern wird das Meiste von dem was ihnen Oekolampad und Myconius zu bieten vermögen, als theologischer Gemeinplatz erscheinen. Und in der That es begegnen uns in diesen Schriften wenig neue und kühne Gedanken oder neue und witzige Wendungen, sondern vieles von dem, das wir auch schon von Andern in ähnlicher Weise gehört haben. Wer aber

zu unterscheiden weiß zwischen dem was frisches und unmittelbares Erzeugniß der Seele und dem was abgestandene Form oder gemachtes Zeug ist, der wird immer wieder mit neuer Erbauung die großen einfachen Wahrheiten vernehmen, wie sie in jenen Männern sich ausreiften zur heißen Stunde des Kampfes und ihnen zum Lohn ihrer Treue als reife Frucht in die Hand fielen. Er wird sich gestärkt und gehoben fühlen in ihrer Nähe, auch da wo die Mitwelt ihm ihre Dienste versagt. Mir wenigstens hat es zu großer Erquickung gereicht, mitten unter den widerwärtigen Zänkereien der Gegenwart (um nicht zu reden von dem großen Kampfe der nun alles andere verschlingt) mich wieder an die Wiege der Reformation zu versetzen, und innerlich aufs Neue durchzuleben was dort in den Tagen der Sichtung von unsern Vätern erlebt worden ist.

Ueber die benützten Quellen und die Citate derselben noch ein kurzes Wort! Eine Hauptquelle für die Lebensgeschichte beider Männer waren außer den kirchlichen Aktenstücken ihre Briefe. Diese sind aber nirgends vollständig gesammelt, sondern müssen an verschiedenen Orten zusammengelesen werden. Von den gedruckten Briefsammlungen bleiben noch immer eine Hauptquelle die von Bibliander herausgegebenen Epistolae Joh. Oecolampadii & Huldrichi Zwinglii. Bas. 1536. fol. Sie finden sich als Epp. citirt; sodann die von Schuler und Schultheß besorgte Sammlung der Zwinglischen Werke, in welche bekanntlich auch die Briefe an Zwingli (so auch die von Oekolampad und Myconius) aufgenommen sind. Ich habe sie als Opp. (Zwinglii Opera) angeführt. Ein Theil der Correspondenz Bullingers mit Myconius findet sich in den von Füßli 1742 herausgegebenen Epistolae ab Ecclesiae helveticae Reformatoribus vel ad eos scriptae. Centuria I. Das Uebrige mußte an andern Orten gesucht und verglichen werden. Am ergiebigsten zeigte sich die im hiesigen Kirchenarchiv befindliche Sammlung von Briefen und Aktenstücken, welche im 17. Jahrhundert von Antistes Gernler ist veranstaltet worden (Antiquitates Gernlerianae Tom. I und II) und die bekannte Simler'sche Briefsammlung in Zürich nebst den dortigen Archiven. Letztere hatte der Biograph Bullingers, Herr C. Pestalozzi die Güte für mich zu vergleichen, wo es nöthig war; Anderes habe ich selbst an Ort und Stelle nachgeschlagen.

Unter abgekürztem Titel ist hie und da citirt: Athen. Raur. = Athenae Rauricae, sive Catalogus Professorum Academiae Basiliensis. Bas. 1778 (von dem ältern Prof. Herzog). Andere Bücher finden sich mehr oder weniger vollständig am Orte aufgeführt.

Durch die Vorsorge des Herrn Verlegers ist es mir zwar möglich geworden, die Correctur selbst zu besorgen; nichts desto weniger sind

einzelne Druckfehler stehen geblieben, die sich nachträglich verzeichnet finden. Auch eine gewisse Ungleichheit in der Rechtschreibung, besonders der Eigennamen (z. B. in Anwendung des K. und C.) wolle der Leser entschuldigen *).

Gott gebe, daß durch die noch zu erwartenden Leistungen der übrigen Mitarbeiter das mit großen Opfern unternommene Gesammtwerk, auch trotz der ungünstigen Zeitumstände seiner Vollendung entgegen geführt werde.

Der Verfasser.

*) In Beziehung auf die beiden Namen Oekolampad und Myconius erlaube ich mir die Bemerkung, daß ich in der Regel das K bei solchen griechischen Wörtern und Namen beizubehalten pflege, welche die lateinische Endung abgeworfen und sich dadurch dem Deutschen assimilirt haben, also Oekolampad; während ich bei solchen, die mit lateinischer Endung auftreten, das C beibehalte, daher Myconius, doch bin ich weit davon entfernt, auf solche Dinge einen Werth zu legen.

Inhaltsverzeichniß.

Oekolampads Lebensbeschreibung.

Oekolampads Ausgewählte Schriften.

Oswald Myconius Lebensbeschreibung.

Oswald Myconius Ausgewählte Schriften.

Beilage. Die erste Baslerconfession von 1534.

Johann Oekolampad.

Lebensbeschreibung.

Erster Abschnitt.

Oekolampads Leben bis zu seinem bleibenden Aufenthalt in Basel. 1482—1522.

„Ihr seid das Licht der Welt. Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein. Man zündet auch nicht ein Licht an und stellt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter. So leuchtet es denen Allen, die im Hause sind."

Matth. 5, 14—15.

1. Jugend- und Lehrjahre.

Im nördlichen Theile des heutigen Königreichs Würtemberg, dem ehemaligen Frankenlande, eine gute Stunde nordöstlich von Heilbronn an dem muntern, dem Neckar zueilenden Flüßchen Sulm, am Fuße eines mit Reben bewachsenen Hügels, auf dem die Ruinen des Schlosses „Weibertreue" sich erheben, liegt das Städtchen Weinsberg, das durch die eheliche Treue und List seiner Frauen im Handel mit Kaiser Konrad III. (1140) eine mehr sagenhafte als historische Berühmtheit erlangt hat. Bis zum Jahre 1402 eine Reichsstadt, kam es an die Herren von Urbach und von diesen an die Pfalz, bis es dann 1504 von Herzog Ulrich von Würtemberg eingenommen wurde, worauf die kaiserliche Bestätigung dieser Eroberung durch Maximilian I. erfolgte.*)

Dieses Städtchen ist der Geburtsort des Mannes, der seiner Abstammung nach der deutschen, seiner ihm von Gott angewiesenen Wirksamkeit nach der schweizerischen Reformationsgeschichte angehört, und den wir recht eigentlich als den Reformator der Baselschen Kirche zu betrachten haben, Johann Oekolampad.

Der griechisch lautende Name, unter dem er jetzt bekannt ist, sollte dem deutschen Hausschein entsprechen, während der Familienname Heußgen (Hußgen) lautete.**) Von dem Vater unsers Reformators erfahren wir nichts,

*) Büsching VII. S. 170. Capito nennt die Stadt oppidulum Cheruscorum.

**) Nach neueren Untersuchungen ist der Name Hausschein (Husschyn), den Oekolampad selbst später adoptirte, nur eine Rückübersetzung des griechischen Oecolampadius. Daß der Familienname ursprünglich nicht Hußschyn,

was über die Mittelmäßigkeit eines schlichten kleinstädtischen Bürgers und ehrlichen Kaufmanns hinausginge. Dagegen scheint die Mutter, die aus einem alten Basler Geschlechte, dem der Pfister,*) stammte, eine Frau von Geist und Charakter gewesen zu sein. Zeitgenossen (wie Capito) rühmen an ihr eine edle Frömmigkeit und große Mildthätigkeit gegen die Armen. Und so hätten wir auch hier eines der vielen Beispiele von dem Einflusse mütterlichen Waltens auf die Seele eines künftigen Kirchenlehrers, wie das christliche Alterthum uns deren nicht wenige vorführt.

Johannes, im Jahre 1482 geboren, war zwar nicht das einzige Kind, das den wohlhäbigen Eltern geschenkt, wohl aber das einzige, das ihnen am Leben erhalten wurde. Um so größere Sorgfalt ward auf dessen Erziehung verwendet. Oben an stand in der Haustafel einer christlichen Familie jener Zeit die Uebung in der Gottseligkeit, freilich nach den durchschnittlichen religiösen Begriffen des Jahrhunderts, wobei weniger auf mühsam erworbene Grundsätze, als auf die Macht des guten Beispiels und der guten Gewohnheit gebaut wurde. Für das äußere Fortkommen des Sohnes war durch das väterliche Geschäft hinlänglich gesorgt. In dieses sollte, nach des Vaters Berechnung, der Sohn eintreten und hierzu die nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten sich erwerben. Allein Höheres und Edleres erstrebte die weiter blickende Mutter. Sie wußte es durch Bitten und Vorstellungen von ihrem Gatten zu erlangen, daß dieser dem vielversprechenden Knaben eine weiter reichende Bildung geben ließ, als die zur Führung des Geschäfts nöthig war. Als die Schule der Vaterstadt mit ihren Mitteln nicht mehr ausreichte, besuchte Johannes die damals berühmte und nicht allzuweit von der Vaterstadt entlegene Schule in Heilbronn. Auch dieß war nur eine Vorstufe zu dem Universitätsstudium. Dürften wir unbedingt den Angaben Capito's trauen, so hätte Oekolampad schon in einem Alter von 12 Jahren die Universität Heidelberg bezogen. Dieß wäre, wenn auch etwas Außerordentliches, doch an sich nichts

---

sondern Hußgen (Heußgen, dim. von Haus) gelautet habe, geht aus der Heidelberger Matrikel hervor. Vgl. Ullmann: „Zum Leben Oekolampads" (Stud. u. Krit. 1845. I. S. 155 ff.). In ähnlicher Weise ist neulich vermuthet worden, daß auch Melanchthon nicht Schwarzerd(e) geheißen habe, sondern wohl einfach Schwarzert. Es lag nun sehr nahe, daß man sich den deutschen Namen selbst erst etymologisch zurecht legte, um ihn dann desto eleganter ins Griechische übertragen zu können. — Uebrigens wurde der Name Oekolampad nach der Reuchlinischen Aussprache des Griechischen Icolampad gesprochen und auch wohl so geschrieben.

*) Basilea, mihi ab avo patria, sagt Oekolampad in der Vorrede zu seinem Commentar über Jesaia. In dem Basler „rothen Buche" finden sich zwischen 1358 und 1446 acht verschiedene „Pfister", die zu Bürgern angenommen worden. Von welchem derselben Oekolampads Großvater stammte, läßt sich nicht ermitteln. Im 15. und 16. Jahrhundert kommt das Geschlecht noch häufig vor. Vgl. Tonjola, Basilea sepulta. p. 26.

Unmögliches. Aehnliches wird uns ja von Melanchthon gemeldet. Oekolampad gehörte, wenn auch nicht in eben dem Maaße wie Melanchthon, doch unstreitig zu den früh entwickelten Geistern, so daß er unter seinen Altersgenossen hervorragte. Wie hätten sonst seine Mitschüler gerade ihm die Ehre erwiesen, seinen Namen ins Griechische zu übersetzen? Wird uns doch auch von ihm berichtet, daß er seine Lehrer mit zierlichen Versen, den Erstlingen seiner Muse überraschte! Und so dürften wir uns denn auch nicht wundern, wenn wir (gleichfalls nach Capito's Angabe) den 14jährigen Knaben mit dem Lorbeer des Baccalaureats geschmückt sähen, welcher vorläufigen Würde die des Magisterthums, d. i. der Meisterschaft in den freien Künsten, in kurzer Zeit nachfolgte. Allein diesen bisher als zuverlässig angenommenen Ueberlieferungen steht allzudeutlich entgegen das Zeugniß der Universitätsmatrikel Heidelbergs, wonach Johannes Hußgen erst 1499 als Student sich eingeschrieben hat, und in dem Decanatsbuch der philosophischen Facultät daselbst wird er erst 1501 als Baccalaureus aufgeführt.*) Dem sei übrigens wie ihm wolle, immerhin werden wir eine frühreife Geistesentwickelung bei Oekolampad annehmen müssen; denn von einer solchen zeugt es doch gewiß, wenn, wie wir jetzt annehmen müssen, der kaum dem Knabenalter entwachsene Jüngling, ohne weitere Vorbereitung als die, welche ihm die Schule in Heilbronn gab, im Stande war, die berühmte Rechtsschule in Bologna zu besuchen, um sich auf derselben, nach dem Wunsche seines Vaters, auf eine weltliche Laufbahn vorzubereiten. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Weder das italische Klima, noch das Studium der Rechte wollten dem jungen Deutschen zusagen. Dazu kam noch äußeres Mißgeschick in Betreff der nöthigen Gelder,**) so daß Oekolampad nach 6 Monaten wieder nach Deutschland zurückkehrte. Und nun bezog er Heidelberg, nun aber nicht mehr, um das Studium der Rechte fortzusetzen, sondern (und dieser Wechsel war noch wichtiger, als der des Ortes) um sich der Theologie zuzuwenden, wohin sein Herz ihn zog und die innere Stimme Gottes ihn wies. Freilich schien die Theologie, wie sie damals noch auf den hohen Schulen getrieben wurde, gerade für ein jugendliches Gemüth wenig Anziehendes zu bieten. Die sogenannte Scholastik, d. h. jene philosophisch-theologische Schulweisheit, zu deren kunstreichem Gewebe das kirchliche Dogma den Zettel bildete und die heidnische Philosophie des Aristoteles den Einschlag, sie hing noch als ausgefaserte, hie und da schon merklich durchlöcherte Decke über der Kirche und ihrer hergebrachten Gelehrsamkeit. Sie hatte Jahrhunderte lang und in verschiedenen Formen und Wandelungen das Mittelalter beherrscht, und Niemand, der sie näher kennt, wird ihr die große Bedeutung absprechen,

---

*) Vgl. Ullmann a. a. O. und Herzog, in der Real-Encyclopädie (entgegen dem, was er im Leben Oekolampads berichtet).

**) Der Bologneser Kaufmann, der die Gelder an den Oekolampad auszahlen sollte, hatte sie veruntreut.

die sie bei all ihren Einseitigkeiten und Verirrungen gehabt hat. Aber ihre Blüthezeit war längst vorüber. Gabriel Biel, den man gewöhnlich als den „letzten Scholastiker" aufführt und der in Tübingen noch mit Ruhm gelehrt hatte, war 13 Jahre nach Oekolampads Geburt gestorben (1495). Was jetzt noch als Scholastik getrieben wurde, diente meist nur dazu, einen Namen in Verruf zu bringen, der bei seiner Unbestimmtheit vielfacher Mißdeutung fähig ist. Jetzt zehrte man nur noch vom Erbtheil der Alten, das man nicht selten in kindischem Muthwillen verschleuderte und dessen räthselvolle, seltsame Kostbarkeiten man zum Spielzeug herabwürdigte, bis eine spätere Zeit ihren tieferen Gehalt wieder aufs Neue zu schätzen und das Gold von den Schlacken zu reinigen berufen ward.

Mehr als die wunderlichen Fragen und Distinctionen, mit denen sich die Epigonen der Scholastik zu schaffen machten und die bald nachher Erasmus dem Spotte der Zeitgenossen preisgab,*) mußte unsern Oekolampad eine Geistesrichtung ansprechen, die von den Außenlinien wieder zum Centrum des Christenthums zurücklenkte und in das innerste Mark des religiösen Lebens einzudringen suchte, jene Richtung, die man gemeiniglich unter dem gleichfalls vieldeutigen Namen der Mystik zusammenfaßt. Die Schriften der sogenannten Victoriner,**) sowie die eines Gerson, des frommen Kanzlers von Paris († 1429), wußten seinen Geist mit wunderbarer Macht zu fesseln. Unter den Scholastikern der guten Zeit befriedigte ihn der tiefsinnige Thomas von Aquin mehr, als der spitzfindige Duns Scotus.***) Das aber war vor Allem dem nach den heiligsten Gütern Strebenden klar geworden, daß das Wissen um die göttlichen Dinge allein noch nicht hilft zur ächten Gottesgelehrsamkeit, wenn nicht hinzukommt das Verlangen nach dem Heil, von dem das Wissen blos die Kunde giebt, ohne uns dessen Besitz aus eigenen Mitteln zu verschaffen. Darum verband der junge Theologe mit dem wissenschaftlichen Ernste eine aufrichtige Frömmigkeit und einen reinen, erbaulichen Wandel. Dazu stimmte auch die ihm eigenthümliche Friedfertigkeit der Gesinnung, die ihn — selbst gegen den Rath seiner Lehrer und die Gewohnheit der Zeit — von den öffentli-

---

*) Bekanntlich hat Erasmus im Lob der Narrheit uns einige dieser Seltsamkeiten aufbewahrt.

**) Die Schule von St. Victor (so genannt von dem Kloster St. Victor in der Nähe von Paris), war von Wilhelm von Champeaux gestiftet 1109 und war in der Folge mit königlichen und päpstlichen Privilegien und Beneficien ausgestattet. Aus ihr gingen fromme und gelehrte Männer hervor, welche die göttlichen Dinge nicht nur mit dem Verstande zu erkennen, sondern auf dem Wege innerer Erfahrung sich anzueignen suchten. So Hugo von St. Victor, Richard und Walter. Besonders war es Richard, dem Oekolampad sich zuneigte.

***) Thomas von Aquin und Duns Scotus, die Häupter der beiden Schulen der Thomisten und Scotisten, lehrten der Eine in der Mitte des 13., der Andere noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts.

chen Disputationen fern hielt und ihn mehr in einsamer Betrachtung den tieferen Grund der christlichen Glaubenswahrheiten erforschen ließ. So erwies er sich in allen Dingen „als Zögling der heiligen Wahrheit, nicht als Schüler thörichter Meister". *)

Bei dieser Richtung auf das Innere konnte unsern Oekolampad eine Stellung nicht befriedigen, die ein mehr auf die äußern Lebensverhältnisse gerichteter Sinn als eine willkommene und vortheilhafte Stellung begrüßt hätte. Sein Gönner, der Churfürst Philipp der Aufrichtige, der in Heidelberg residirte, hatte dem jungen Manne einen hohen Beweis seines Vertrauens gegeben, indem er ihn zum Erzieher seiner Söhne ernannte. Aber Geschick und Neigung zum Informator mochten wohl Dem am meisten abgehen, der es tiefer fühlte, als mancher Andere, wie wenig seine eigene Bildung schon eine abgeschlossene sei, da sie vielmehr erst jetzt in vollem Ernst beginne. Und so gab er denn die scheinbar vortheilhafte Stelle, nachdem er sie kaum angetreten, wieder auf, um sich mit ungetheilter Kraft durch fortgesetzte Studien auf den geistlichen Stand vorzubereiten, auf den seine Hoffnungen allein gerichtet waren; denn weltliche Händel lagen ihm eben so fern, als äußeres Wohlleben, als weltlicher Glanz und weltliches Treiben. **)

Nach damaliger Sitte, oder vielmehr Unsitte, war es wohlhabenden Eltern vergönnt, ihren Söhnen zum Voraus Pfründen (Präbenden) zu stiften, und dieser Sitte folgend, stifteten auch Oekolampads Eltern, obgleich es sie den größern Theil ihres Vermögens kostete, ihrem Sohne eine Pfründe in Weinsberg. Oekolampad beeilte sich aber auch hier wieder nicht, das zu haben, was die Welt eine Versorgung nennt. Er wollte die schöne Jugendzeit, die bei ihm nun schon sich zu Ende neigte, noch zu weiterer Ausbildung benützen. So begab er sich nach einem kürzern Aufenthalte in seiner Vaterstadt nach Tübingen (1512) in einem Alter von dreißig Jahren.***) Hier traf er mit dem jungen, kaum 16jährigen Philipp Melanchthon (Schwarzerd) aus Bretten zusammen; die Verschiedenheit des Alters hinderte nicht, daß beide Jünglinge, fast möchten wir lieber sagen der Knabe und der Mann, gemeinschaftlich den Hesiodus lasen und über den Poesien dieses alten griechischen Dichters einen dauernden Bund der Freundschaft schlossen. Mehr als in einer Hinsicht

*) Dixisses alumnum sacrae veritatis, non stultorum magistrorum discipulum. Capito.

**) Civiles controversiae minores videbantur, quam quae celsitudinem animi illius decerent... Illi aditus ad summa commoda evadendi patuisset, si splendorem et strepitum huius seculi amasset. Capito. Damit stimmt auch die von Herzog a. a. O. angeführte Behauptung des Pareus, daß ihm das Hofleben wenig zusagte (aulae fastidium).

***) Schon jetzt hatte er indessen Proben seiner Tüchtigkeit als Prediger abgelegt. Seine Predigten (Declamationes) über die sieben Worte des Erlösers am Kreuze, welche Zasius im Jahre 1512 zu Freiburg drucken ließ, fallen in diese Periode.

hat sich auch später die Geistesverwandtschaft beider Männer herausgestellt. Nun aber zog der Ruf Reuchlins, des großen Wiederherstellers der hebräischen Sprachstudien, unsern Oekolampad nach Stuttgart, wo er eines freundschaftlichen Empfanges gewiß war. Und wiederum wandte er sich nach Heidelberg, das ihm noch immer in guter Erinnerung stand, um jetzt, in Gemeinschaft mit Capito und Brenz, den ausgezeichneten hebräischen Unterricht eines spanischen Arztes, Matthäus Adriani, zu empfangen.*) Dieser war ein geborener Jude, der nun zum Christenthum übergetreten, auch den Christen den freilich beschwerlichen, aber allein sichern Weg wies zu einer gründlichen Erklärung der Bücher des alten und selbst auch des neuen Bundes. Wie sehr Oekolampad diese Wohlthat zu schätzen wußte, wie tief er in den Geist und die Bedeutung der hebräischen Sprache eingedrungen, beweist eine Stelle aus einem spätern Briefe an Hedio:**) „Dem lateinischen Hochmuthe und der griechischen Weichlichkeit, schreibt er, mag das Hebräische sehr unlustig vorkommen, aber es ist eine heilige Sprache und zum Studium der heil. Schrift durchaus unentbehrlich; die Unkunde derselben hat eine Menge von Ketzereien und Irrthümern herbeigeführt. Je weiter man dagegen in ihr fortschreitet, desto mehr muß man sich wundern, wie Alles (in der Schrift) an Klarheit gewinnt, das früher mit Dunkel überzogen war."

Einmal aber mußten die Lehrjahre doch zu Ende gehen. Der Becher der Wissenschaft war bis zum Ueberfließen gefüllt; nicht weiter galt es, an dessen Schaum sich zu ergötzen.***) Jetzt war die Zeit gekommen, wo das redlich Errungene auch redlich verwendet werden sollte zum Segen der Brüder. Und dieser Segen sollte sich auch zunächst denen zuwenden, die das erste Recht darauf hatten, den Landsleuten und Hausgenossen, den Bewohnern Weinsbergs selbst. Er trat die Pfarrstelle, die seiner wartete, nun wirklich an.

2. Probejahre.

(Erstlinge geistlicher und wissenschaftlicher Thätigkeit in Weinsberg, Basel und Augsburg.)

Wer es bedenkt, wie damals ein großer Theil der geistlichen Thätigkeit im Verrichten äußerer Ceremonien bestand, und wie sehr die Predigt des Evange-

*) Erasmus gab ihm das Zeugniß, daß er der erste Hebräer sei. Auch Pellican bezeugt, von ihm mehr gelernt zu haben, als von irgend einem Andern. Durch Empfehlung Luther's erhielt er 1520 die hebräische Professur in Wittenberg, die er aber bald wieder aufgab.

**) Oec. & Zwinglii Epp. Fol. 172.

***) Das fühlt auch Capito, wenn er sagt: Visum est autem ad partes muneris obeundas domum rediret, ne quid conflictu vanorum ingeniorum, quae gymnasia publica plurima nutriverunt, contagii contraheret. — Zu keinen Zeiten hat ein zum Uebermaß ausgedehntes Studentenleben etwas getaugt. Aber schön und beschämend für unsere Zeit ist es doch auch wie-

liums von den Meisten vernachlässigt wurde, der wird schon das erste Auftreten Oekolampads in seiner Vaterstadt als eine wohlthätige, der Reformation Bahn brechende Erscheinung begrüßen. Oekolampad machte sich die Predigt zur Hauptaufgabe seines amtlichen Wirkens. Und welche Predigt? Keine andere, als die Predigt von Christo, dem Gekreuzigten. Freilich mischte sich in die Ausführung dieser Grundwahrheit noch das Eine und das Andere, das noch an die alten Satzungen der Kirche erinnerte, *) und auch die Form ließ noch manches zu wünschen übrig. Noch zu sehr gefiel sich der Redner in spielenden Allegorien, wie das Zeitalter sie liebte, aber auch durch diese wunderliche Hülle schlägt überall die ächte fromme Gesinnung, die ungeheuchelte Christusliebe hindurch, welche den Grundton seiner frühern wie seiner spätern Predigten bildete. Die erste Schrift, welche Oekolampad durch den Druck veröffentlichte, waren seine in Weinsberg gehaltenen Reden über das Leiden Jesu, namentlich über die sieben Worte des Herrn am Kreuze. **) Wie seine Anschauungen noch in dem Priester- und Levitenthum der alten Kirche und ihrer Ceremonien befangen waren, mag aus der Weise hervorgehen, wie er die gottesdienstliche Kleidung des Priesters bei der Messe in Verbindung bringt mit dem Leiden Christi: Ihm zogen die Krieger die Alba an bei Herodes; statt des Gürtels banden sie ihn mit einem Stricke, als Inful setzten sie ihm die Dornenkrone auf; die Stola ist das Band, das ihm um den Hals geworfen wurde, der Hirtenstab ist das Rohr in seinen Händen, das Meßgewand (die planeta) ist der Purpurmantel, die Handschuhe (chirothecae), wie sie der Bischof trägt und die Schuhe erinnern daran, daß der Herr an Händen und Füßen ans Kreuz genagelt wurde u. s. w. Aber wie eindringlich weiß er dann auch wieder zu reden, von der Liebe Christi, welche die sündige Menschheit bis in den Tod geliebt, und von der Gewalt dieser Liebe und den heiligen Verpflichtungen, die sie uns auferlegt, so daß man wohl begreift, wie Capito von ihm sagen konnte, er habe zur Bewunderung aller Frommen und Gebildeten gepredigt.

Nicht allzulange blieb jedoch Oekolampad in Weinsberg. So viel Segen auch seine Wirksamkeit in der Vaterstadt mag gestiftet haben, so sollte doch das Licht, welches leuchten zu lassen er berufen war, auf einen höhern Ort, auf einen Leuchter gestellt werden, von wo herab sein Schein sich weit umher ver-

der, zu sehen, wie junge Männer, die schon längst befähigt waren, Andere zu lehren, noch zu lernen den Muth und die Frische des Geistes hatten und dabei nicht ängstlich nach Semestern rechneten.

*) Auch darauf deutet Capito hin: — — Christum praedicavit, quamquam adhuc multa veteris superstitionis admixta essent.

**) Reden Joh. Icolampads über das Leiden und die letzte Predigt, d. h. die sieben Worte unsers Herrn Jesu Christi am Kreuze, unter dem Bilde eines wegziehenden Predigers, welche Worte den Titel führen: διαθήχη τοῦ ἀρχηγωρήγου, d. h. Testament des Fürsten der Prediger (gewidmet dem Dr. Lamparten, Kanzler des Herzogs von Würtemberg). Proben daraus bei Herzog I. S. 109 ff.

breiten konnte im Hause Gottes. Sein Freund Capito empfahl ihn dem Bischof von Basel, Christoph von Utenheim. Und dieser berief ihn (1515) als Prediger an die Kathedrale seiner Stadt.

Christoph von Utenheim, seit 1502 Bischof von Basel, gehörte zu den bessern Bischöfen der Zeit, die es wohl meinten mit der Kirche und es mit Ernst auf eine Reformation derselben absahen, freilich innerhalb der durch die Kirche selbst gesetzten Schranken. „Das Kreuz Christi, meine Hoffnung; Gnade suche ich und nicht Werke."*) Dieser Wahlspruch unsers Bischofs läßt uns auf den Grund seiner religiösen Gesinnung schauen. In seinen Sitten war er einfach, er verschmähte die Pracht, das Wohlleben und die Lüste dieser Welt. Durch stille Einkehr in sich selbst, durch das Lesen des göttlichen Wortes erbaute er seine eigene Seele und suchte auch wieder durch Ermahnung und Beispiel erbaulich zu wirken auf Andere. Schon ein Jahr nach seinem Regierungsantritte hatte er eine Synode im Chor des Münsters gehalten, die eine Reform der Kirche, allermeist in sittlicher Beziehung, sich zum Ziele setzte. Aergerliche Mißbräuche sollten abgestellt, der Anstand und die Würde des Gottesdienstes gewahrt und eine größere Zucht gehandhabt werden bei Geistlichen und Laien. Damit es nicht nur bei frommen Wünschen bleibe, umgab sich der Bischof nach und nach mit Männern seines Vertrauens, die durch Wissenschaft wie durch Frömmigkeit ausgezeichnet, fähig wären, auf seine wohlgemeinten Vorschläge einzugehen und ihnen Eingang ins Leben zu verschaffen. Den Kreis dieser Männer sollte Oekolampad vermehren helfen. Eine schöne Zeit schien für Basel angebrochen, als um eben diese Zeit der berühmte Rotterdamer Desiderius Erasmus seinen Sitz in Basel genommen hatte. Die Anwesenheit dieses witzigen und geistreichen Mannes, der durch seine gelehrten Arbeiten eine gänzliche Umgestaltung der theologischen Wissenschaft anbahnte, hatte gewiß auch für Oekolampad viel Einladendes. Und so folgte denn dieser dem bischöflichen Rufe nach Basel und trat nun auch bald zu dem gefeierten Gelehrten, an den er Empfehlungsbriefe vom Schuldirector Sapidus in Schlettstadt mitbrachte, in ein näheres Verhältniß. Die schönen Kenntnisse, die sich Oekolampad in der hebräischen Sprache erworben, befähigten ihn, dem Erasmus bei der Ausgabe seiner Anmerkungen zum Neuen Testament wichtige Dienste zu leisten. Aber nicht das gelehrte Streben allein, auch die religiöse Gesinnung, die Richtung auf Christum hin, als den Anfänger und Vollender des Glaubens, verband beide Männer auf's Innigste. Wie auch immer Erasmus sich später zur Reformation gestellt haben mag,

*) Spes mea crux Christi; gratiam, non opera, quaero (ein Spruch, der übrigens auch bei ältern Mystikern, namentlich bei Gerson, vorkommt). Eine gemalte Glasscheibe mit dem bischöflichen Wappen und dieser Unterschrift findet sich noch in dem Basler Antistitium. Ueber Chr. von Utenheim vgl. Herzog in den Beiträgen zur Geschichte Basels (1839) Bd. I. S. 33 ff.

die er ihrem innern Wesen nach nicht mehr begriff, so viel muß anerkannt werden, daß er nicht nur als Sprachforscher und feiner Kenner des Alterthums wiederum den Weg gebahnt hat zum Studium der christlichen Religionsquellen, zumal der Bücher des neuen Bundes; sondern von da aus hat er auch hingewiesen auf den Weg zu Christo, den Abwegen gegenüber, auf welche die verkehrte Schulweisheit der Zeit die Menschen geführt hatte. Die wenigen Blätter, die er seiner Ausgabe des griechischen Neuen Testamentes vorangeschickt hat über das Studium der Theologie,*) sind voll der fruchtbarsten Gedanken in dieser Hinsicht. Wer darf, Angesichts dieser Zeilen, behaupten, Erasmus habe nur in verneinender und zersetzender Weise, nur in dem, was er als Aberglaube und Thorheit belächelte, die Reformation gefördert, nicht auch in dem, was er ernstlich lehrte und, wie wir doch wohl annehmen müssen, aus innerster Ueberzeugung, den Gemüthern einschärfte? Was ist positiver, als die Lehre, daß in der Schrift nichts anderes als Christus zu suchen sei? War das nicht ein Satz, auf welchen hin sich alle besser Gesinnten der Zeit, mithin auch Erasmus und Oekolampad, in wahrer Glaubenseinigkeit und Glaubensfreudigkeit verbinden konnten? Welche hohe Erwartungen auch Zwingli um eben diese Zeit von Erasmus hegte, und wie es nicht nur Phrase, sondern hoher Ernst war, wenn er sagte, alle Guten sollten für die Erhaltung eines solchen Mannes beten, daran mag gleichfalls erinnert werden.**)

Oekolampads Aufenthalt in Basel war indessen nur ein vorübergehender. Er hatte (31. October 1516) den Grad eines Licentiaten (noch nicht eines Doctors) der Theologie an der seit 1460 durch Papst Pius II. gestifteten Hochschule erhalten und bereits angefangen, sich in exegetischen Vorlesungen zu versuchen,***) als er wieder auf kürzere Zeit zu seinem frühern Amte und zu seinen häuslichen Studien in Weinsberg zurückkehrte.†) Mit Erasmus aber blieb er in brieflichem Verkehr und bezeugte ihm, wo er konnte, seine Hochachtung und Liebe.††)

Hatte Oekolampad bei seinem frühern Auftreten in Weinsberg mehr nur im Allgemeinen durch seine erbaulichen Predigten einer bessern Kanzelberedsamkeit den Weg gebahnt, als sie von den Meisten seiner Zeit geübt wurde, so fand er jetzt Gelegenheit, in besonderer und ausdrücklicher Weise einer Verir-

*) Ratio seu methodus compendio perveniendi ad veram theologiam. 1519.

**) In einem Briefe Zwingli's an Erasmus v. 29. April 1515 (Opp. VII. 12).

***) Er hatte den Propheten Obadja, den Brief Pauli an die Epheser und das erste Buch der Sentenzen des Lombarden erklärt. (Diese Sentenzen des großen Scholastikers Peter Lombardus [† 1164] waren lange Zeit der Inbegriff der Glaubenslehre.)

†) Wir folgen hier den Angaben Herzogs, der sich die Mühe gegeben hat, die chronologischen Schwierigkeiten, mit denen die Biographien Oekolampads aus dieser Zeit behaftet sind, aufzuhellen, vgl. dessen Leben Oec. I. S. 117. Anm.

††) Wie diese Liebe zu dem gefeierten Manne fast in Schwärmerei und eine Art von Götzendienst überzugehen drohte, s. Herzog S. 123. 24.

rung entgegen zu treten, die zu den traurigsten des Zeitgeschmacks und der kirchlichen Sitte gehört. Zur Zeit des heiligen Osterfestes glaubte man das Volk für die lange Fastenzeit dadurch schadlos zu halten, daß man ihm, statt Christum den Gekreuzigten und Auferstandenen mit allem Nachdrucke zu predigen, allerlei Kurzweil bereitete durch Erzählung von Märchen und lustigen Schwänken.*) Diese Entweihung des Heiligen strafte der Redner nach Gebühr, und als Manche, unter ihnen sogar Capito (wenn auch scherzweise) ihm vorwarfen, daß er es gar zu ernst nehme, fand er sich bewogen, in einer eigenen Flugschrift das Ungeziemende der herrschenden Sitte einer gründlichen Rüge zu unterziehen. Den ersten Entwurf, den er ungenügend fand, verbrannte er; einen zweiten aber gab er, in Form eines Briefes an Capito, bei Froben in Basel im Druck heraus (1518). Die kleine Schrift ist ein wichtiger Beitrag zur Sittengeschichte der Zeit. Nachdem ihr Verfasser mit allem Nachdruck hervorgehoben, welch eine ernste Sache es um die Buße des Christen sei und wie man sich wohl hüten müsse, Heiliges, das nur in heiligem Ernste behandelt werden dürfe, in Scherz zu ziehen (von Christus verlaute nicht, daß er auch nur ein einziges Mal gelacht, wohl aber, daß er geweint habe), hebt er zugleich einige der gröbsten Beispiele jener Predigtweise heraus. Da erfahren wir denn, wie der Eine wie ein Kukuk gerufen, ein Anderer wie eine Gans geschnattert, ein Dritter einen Laien in einer Kutte zum Altar geführt, ein Vierter vom Apostel Petrus schnurrige Geschichten und Schwänke erzählt habe u. s. w. Oekolampad faßt indessen die Frage auch von der tiefern ethischen (sittlichen) Seite auf. Er sucht die Grenzen des Ernstes wie des Scherzes sittlich zu bestimmen. Mit Recht läugnet er, daß man „zu ernst“ sein könne. Im Guten giebt es kein Uebermaaß. Was man übertriebenen Ernst zu nennen beliebt, ist nicht mehr Ernst, sondern Schroffheit (crudelitas). Oekolampad ist weit entfernt, dem Scherz seine Berechtigung streitig zu machen; aber jedes an seinem Orte und zu seiner Zeit. Er vertheidigt sich daher

---

*) Davon erzählt Matthesius in seinem Leben Luthers: „Etwa pflegt man um diese Zeit Oster-Märlein und närrische Gedicht zu predigen, damit man die Leute, so in der Fasten durch ihre Buße betäubet und in der Marterwochen mit dem HErrn Christo Mitleid getragen, durch solch ungereimte und lose Geschwätz erfreuet und wieder tröstet, wie ich solcher Oster-Märlein in meiner Jugend etliche gehöret. Als da der Sohn Gottes für die Vorburg der Höllen kam und mit seinem Kreuz anstieß, haben zween Teufel ihre langen Nasen zu Riegeln fürgesteckt. Als aber Christus anklopft, daß Thür und Angeln mit Gewalt aufgingen, hab' er zweien Teufeln ihre Nasen abgestoßen. Solches nannten zur Zeit die Gelehrten risus paschalis (Ostergelächter).“ Für diese Zuchtlosigkeiten glaubte man sogar eine biblische Berechtigung gefunden zu haben in den Worten Luc. 25, 15, wo es nach der Vulgata von den nach Emaus wandernden Jüngern heißt: Et factum est dum fabularentur. Vgl. Hase, Das geistliche Schauspiel. Leipzig 1858. S. 79.

gegen den Vorwurf der Kopfhängerei und eines mürrischen Sinnes. Daß Witz und Ironie (die er freilich mit dem eigentlichen, harmlosen Scherze zu sehr vermengt) nicht nur bei den wegen ihres Witzes berühmten Griechen, sondern sogar in der heiligen Schrift vorkommen, belegt er mit Beispielen, macht aber auch auf den Abstand aufmerksam zwischen dieser feinen Weise und der grottesken Posse, die am wenigsten auf die Kanzel gehört.*)

Der Ernst des reformatorischen Geistes, der mit der evangelischen Freiheit immer auch die christliche Zucht in die Kirche einzuführen suchte, hatte sich in dieser Schrift ein würdiges Zeugniß ausgestellt. Der erste Schritt nach dieser Richtung hin war gethan. Bald sollten weitere Schritte nachfolgen.

Schon im August desselben Jahres 1518 finden wir Oekolampad wiederum in Basel. Erasmus hatte ihn dringend gebeten, wieder dahin zu kommen, um ihm bei der zweiten Ausgabe seines Neuen Testamentes behülflich zu sein, und dieser Einladung konnte Oekolampad um so weniger widerstehen, als ihm der Aufenthalt in Weinsberg auf die Dauer wenig Befriedigung versprach. Allein auch der zweite Aufenthalt in Basel war mehr nur ein Besuch zu nennen. Nachdem er seine griechische Grammatik daselbst zum Druck bereitet**) und sodann die theologische Doctorwürde erlangt hatte, folgte er im Spätjahr einem Rufe als Prediger in die Hauptkirche zu Augsburg.

Diese Berufung fiel gerade in die Zeit, da die Thesen Luther's durch ganz Deutschland geflogen waren und alle Gemüther in eine noch nie so erlebte Bewegung gesetzt hatten. Und Augsburg wurde ja von dieser Bewegung noch ins Besondere berührt, als im Mai 1519 der Cardinallegat Cajetan den Augustinermönch dahin citirt hatte, um ihn über seine neue Lehre zu verhören. Wie hätte Oekolampad dieser Bewegung fremd bleiben sollen? Daß er schon früher von Luthern eine mächtige Anregung empfangen durch das Lesen seiner Schriften***) und den Thesenstreit, ja daß ihm der Kern und Stern der evangelischen Lehre erst von dieser Zeit an recht zu eigen geworden, wir meinen die Grundwahrheit von dem rechtfertigenden Glauben, das läßt sich um so weniger läugnen, als Oekolampad selbst den Freunden darüber ein offenes Ge-

*) Man war früher gewohnt, sich auch den berühmten Straßburger Prediger Geiler von Kaisersberg († 1510) als einen Possenreißer zu denken, allein die heutige Wissenschaft beurtheilt ihn ganz anders. Aber auch schon Oekolampad redet in seiner Schrift von ihm mit hoher Achtung und führt ihn sogar als Muster einer ächten geistlichen Beredsamkeit auf. Damit ist nicht in Abrede gestellt, daß auch Geiler hie und da in den Fehler seiner Zeit verfiel, wie er denn wirklich bisweilen die Zuhörer lachen machte und mitlachte — ein Beweis mehr, wie nothwendig eine Reform war.

**) Sie wurde erst zwei Jahre später wirklich gedruckt, bei Kratander unter dem Titel: Graecae litteraturae dragmata (Aehrenbündel der griechischen Litteratur).

***) Namentlich der Predigten über die 10 Gebote.

ständniß abgelegt hat.*) Aber wer wird darin eine Verpflichtung erkennen zur unbedingten Abhängigkeit von Luther's Worten? Nicht darin besteht die religiöse Selbständigkeit, Alles aus sich selbst gefunden zu haben und die Weckung und Förderung des religiösen Lebens niemand anders zu verdanken, als sich allein: wohl aber darin, sich die Freiheit des Urtheils offen zu halten auch denen gegenüber, denen wir das Schönste und Beste verdanken. Diese Selbständigkeit hat Oekolampad später bewiesen, ohne sich des Undanks schuldig zu machen gegen den großen Reformator, von dem auch er die mächtigsten Impulse empfangen hatte. Er verfolgte jetzt mit gespannter Erwartung den Gang der Ereignisse. Von Melanchthon ließ er sich unter anderm den Hergang der Leipziger Disputation melden (Juli 1519). Bald fand er auch Gelegenheit, sich offen für Luther's Sache zu erklären und deßhalb mit Eck eine Lanze zu brechen. Letzterer hatte nämlich in einer Streitschrift behauptet, mit Luther hielten es in Augsburg nur einige ungelehrte Domherren. In ihrem Namen antwortete Oekolampad in einer anonymen Gegenschrift,**) an der muthmaßlich auch der Domherr und Ritter Adelmann von Adelsfeld Antheil hatte, mit welchem Oekolampad, sowie mit dessen Bruder Bernhard, aufs Innigste befreundet war. Zu ihnen hielt auch der gelehrte Stadtschreiber Conrad Peutinger und mit ihm noch Andere, die etwas von dem Geiste der Zeit in sich aufgenommen hatten und die im Gegensatze gegen die abgestandene Schultheologie und Mönchsweisheit sich jener edlern Studien beflissen, die man, weil sie auf das rein Menschliche, auf das Ideal der Menschheit gerichtet waren, die humanistischen Studien nannte. Besonders seit der Zeit, da der gelehrte Johann Reuchlin mit dem ehemaligen Juden Pfefferkorn jenen Streit geführt hatte, in welchem die Kölner Theologen sich in ihrer ganzen Blöße herausstellten,***) wurden Alle, die es mit der durch Reuchlin vertretenen Bildung, die es mit dem Studium des griechischen Alterthums hielten, Humanisten oder auch Reuchlinisten genannt, und diesem Bunde der Reuchlinisten ward auch Oekolampad beigezählt. Wenn aber viele dieser Männer sich einseitig an den Schätzen des klassischen Alterthums, an den Werken der griechischen und lateinischen Dichter und Redner erfreuten und nur äußerlich mit dem Christenthum zusammenhingen, dem sie selbst bis-

---

*) Bucer an Myconius (23. April 1534): Oecol. nunquam dissimulavit, se a Luthero edoctum, iustitiam nostram esse remissionem peccatorum.

**) Responsio indoctorum doctissimorum canonicorum. Vgl. Luthers Brief an Spalatin vom 8. Febr. 1520, bei de Wette I. S. 404. Luther rieth aus dem Styl des Buches auf Oekolampad oder auf Conrad Adelmann. Nachher stellte sichs heraus, daß Oekolampad sich als Verfasser bekannte, vgl. den Brief vom 27. Februar. S. 422.

***) Man vgl. die Briefe der Dunkelmänner (Epistolae virorum obscurorum) als deren Verf. gewöhnlich Hutten genannt wird, während die neuere Kritik ihm nur einen mäßigen Antheil an denselben zuschreibt.

weilen den Mantel des antiken Heidenthums als seltsamen Flitter umwarfen, damit sie es nach ihrer Weise als klassisch bewundern könnten, so war dieß bei unserm Oekolampad nicht der Fall. Bei aller Hochachtung vor dem, was die vorchristliche Zeit Schönes und Unübertreffliches geleistet, hatte er doch seine Heimath weder im alten Rom, noch im alten Hellas. Er wußte sich als einen Christen, der den eigentlichen Grund seines Lebens und Wesens nirgends anders suchte als da, wo er gelegt ist, und so blieb ihm, dem Theologen, das in den heiligen Schriften enthaltene Gotteswort der Mittelpunkt seines Studiums, auf den er auch allen Gewinn des menschlichen Wissens unabläßläßlich zu beziehen sich gedrungen fühlte. Wie er die alten Klassiker in sprachlicher Hinsicht zum Schriftstudium benützte, so verkehrte er auch, wo es galt, den Kern des göttlichen Wortes sich anzueignen, fleißig mit den Schriften der Kirchenväter und suchte auch von ihnen zu lernen, ohne sich unbedingt ihren Aussprüchen zu unterwerfen. Das ist es ja eben, was die Reformatoren unterscheidet von frühern und spätern Schwarmgeistern, die nur ihren beschränkten Verstand oder vielmehr ihre rohe Phantasie zur heiligen Schrift hinzubrachten, die sie dann sehr einseitig auslegten, daß sie nicht völlig brachen mit der Ueberlieferung der frühern Jahrhunderte, sondern Alles zu Rathe zogen, was das Verständniß der Bibel in irgend einer Weise zu fördern im Stande war. So waren auch Luther und Melanchthon, Zwingli, Bullinger und Calvin wohlerfahren in den Vätern. So hatte auch Oekolampad schon früher in Weinsberg, gemeinschaftlich mit seinem Freunde Brenz, sich mit den Schriften des Hieronymus beschäftigt, über den er (1520) einen Index ausarbeitete.*) Nun übersetzte er auch eine Lobrede des Gregor von Nazianz**) auf die Makkabäer und noch andere Predigten dieses Kirchenvaters, die er als Muster einer edeln, christlichen Predigtweise betrachtete. Es war dieß ein zeitgemäßes Unternehmen; denn nicht in dem entlegenen Weinsberg allein, auch in einer Stadt wie Augsburg, die zu den ersten Städten Deutschlands zählte, hatte er Anlaß, sich von der Rohheit und Unwissenheit zu überzeugen, die auf den öffentlichen Lehrstühlen der Kirche herrschte. Dieser Richtung durch eigenes Predigtbeispiel entgegen zu wirken, dazu hielt sich der bescheidene Mann nicht tüchtig genug, und so ließ er Andere, und unter diesen am liebsten die berührten Muster des kirchlichen Alterthums, für sich reden. Ueberdieß hatte er Mühe, mit seiner schwachen Stimme die weiten Hallen der Augsburger Domkirche auszufüllen. Dazu kam endlich noch ein gewisses Mißtrauen in seine natürlichen Kräfte überhaupt, das er später wohl sich als

*) Herzog I. S. 123.

**) Gregor von Nazianz, „der Theologe" († 389), war nebst dem Brüderpaar Gregor von Nyssa und Basilius d. Gr. eine Hauptzierde der Kirche des 4. Jahrhunderts. Vgl. über ihn Ullmann, Gregor von Nazianz. Darmstadt 1825.

Kleinglauben anrechnete (weil er mehr hätte auf Gott vertrauen sollen, als auf sich selbst), das aber zu überwinden damals nicht in seiner Macht stand. So ließ er denn mehr und mehr den Wunsch in sich aufkommen, sich vom öffentlichen Schauplatz zurückzuziehen, und dazu bot sich ihm dar die Stille des Klosterlebens. Er verhehlte sich keineswegs das Bedenkliche dieses Schrittes in einer Zeit, wo der Boden bereits unter dem Mönchsthum zu wanken anfing. Wie ganz anders war es noch wenige Jahre zuvor bei Luther'n gewesen! Dieser war zu Erfurt in das Kloster getreten, in der Meinung, sich damit den erzürnten Gott wieder geneigt zu machen und den verlorenen Frieden der Seele durch mönchische Heiligkeit sich wieder zu erwerben. An diese Heiligkeit des Mönchsstandes, an die Möglichkeit, auf diesem Wege Gott näher zu kommen, als auf einem andern, konnte Oekolampad nicht mehr glauben. Nicht eine positive Förderung seines religiösen Lebens konnte er von daher erwarten. Er mußte froh sein, wenn ihm das klösterliche Leben kein Hinderniß wurde in der Wirkung seines Heils, wenn er dadurch nicht in einen unversöhnlichen Widerspruch gerieth mit den evangelischen Grundsätzen, die schon tiefe Wurzeln in seinem Innern geschlagen hatten. Das Alles verhehlte sich Oekolampad nicht. Darum suchte er sich vor allen Dingen Gewißheit zu verschaffen, ob es ihm auch mitten in der frommen Brüderschaft, in die er einzutreten gesonnen war, möglich sein würde, „nach der Regel des göttlichen Wortes zu leben". Erst als ihm diese Versicherung gegeben wurde, that er den Schritt unter der Bedingung, wieder austreten zu dürfen, wenn er in anderer Weise dem Worte Gottes nützen könne. Auch noch so viele Eide, äußerte er, würden ihn davon nicht zurückhalten können.*)

3. Klosterleben.

Das Kloster, in das Oekolampad eintrat, lag ganz in der Nähe von Augsburg, in der Diöcese Freisingen. Es hieß Altenmünster. Der Orden, der die Mönche verband, war der Brigittenorden. Er war erst im 14. Jahrhundert (1340) entstanden und hieß auch Orden des Erlösers (Ordo Salvatoris).**) Er stand, wie auch der früher gestiftete Orden von Fonte-

*) Etiamsi sexcentis, inquit, iuramentis me obstrinxero, nequaquam ea servare potero, si quando utilis ministerio verbi futurus sum. Capito.

**) Die h. Brigitte (Birgitte), aus einem vornehmen, von den alten Gothenkönigen abstammenden Geschlechte, hatte sich mit ihrem Gemahle, dem königlichen Rathe Wulpho, zu einem strengen Leben der Entsagung verbunden. Nach dem Tode ihres Mannes steigerte die Wittwe diese Strenge bis aufs Aeußerste, sie unterzog sich den härtesten Bußübungen und stiftete das Kloster Wadstena in der Diöcese Lingköping. Es war zunächst ein Frauenkloster, zu Ehren der h. Jungfrau Maria; aber auch Mönche konnten in dasselbe eintreten. Brigitta wallfahrtete nach Rom und Jerusalem und starb 1373. Die himmlischen Offenbarungen, die ihr sollen zu Theil geworden sein, verschafften ihr besonders den Ruf einer Heiligen. Die Päpste

vrand unter der Oberleitung einer Aebtissin, während der Diöcesanbischof die dem Orden zugehörigen Klöster seines Sprengels beaufsichtigte. Der Fürstbischof Philipp von Freisingen, dem diese Aufsicht zufiel, war ein würdiger und frommer Herr, der dem Augsburger Prediger, mit dem er persönlich befreundet war, gar gerne ein stilles Plätzchen in seiner Nähe gönnte. Die Aufnahme ins Kloster geschah den 23. April 1520. „In den ersten Monaten, sagt Oekolampad,*) gefiel mir die Lebensweise und mein Geist ward nicht beunruhigt, so sehr auch die Freunde meiner spotteten; denn ich fing an, selbst dazu zu lachen und die eiteln Gedanken der Menschen über mich zu verachten; ich hatte mir vorgenommen, mir selbst zu leben und nicht ferner nach den Meinungen der Menschen mich zu richten."

Diese Resignation konnte ihn aber nicht auf die Dauer befriedigen. Der Zwiespalt zwischen dem Klosterleben und den reformatorischen Grundsätzen mußte sich über kurz oder lang als ein unversöhnlicher herausstellen. Schon daß die Verehrung der Jungfrau Maria, als der Himmelskönigin, den Mittelpunkt der ganzen Ordensregel und der gottesdienstlichen Handlungen bildete, war eine Kluft, die sich weder zudecken, noch überspringen ließ. Mochte auch immerhin Oekolampad die Verehrung der Mutter des Herrn sich dadurch zurechtlegen, daß nicht sie, sondern Gott in ihr verehrt werden müsse, über welches Thema er sogar am Tage der Empfängniß (8. Decbr.) eine Predigt hielt, oder mochte er in einer andern Predigt (am Feste der Heimsuchung) die demüthige Magd des Herrn als einen Tugendspiegel, als ein Vorbild der edelsten Weiblichkeit darstellen, oder mochte er endlich, wie es in der Predigt an der Lichtmeß hervortritt, so viel als möglich von der Person der Maria Umgang nehmen und die Ehre von der Mutter auf das Kind dieser Mutter, auf den Sohn Gottes, übertragen — immerhin mußte im Gewissen ein Stachel zurückbleiben, der ihm keine Ruhe ließ, und je weniger er seine Ueberzeugung vor sich und Andern verhehlte, desto klarer mußte sich ihm die Unverträglichkeit derselben mit den Statuten des Ordens herausstellen, an die er bei aller Freiheit, die man ihm ließ, doch immer gebunden war. Selbst die leibliche Uebung, die nicht Jedermanns Ding ist, griff seine Gesundheit an. Nach dem ersten halben Jahre seines Klosterlebens fiel er in eine tödtliche Krankheit, und auch als er sich von derselben wieder erholt hatte, war er dennoch untauglich zu all den Fasten und Nachtwachen, zu denen ihn das Gelübde verpflichtete. Wenn nun auch diese Uebungen ihm nachgelassen wurden, so fand er doch im Umgange mit den Mönchen nicht die rechte Befriedigung. Die Wenigsten waren seinen reformatorischen

Bonifaz IX. (1391) und Martin V. (1419) haben der Eine die Kanonisation ausgesprochen, der Andere sie bestätigt. Die Bestätigung des Ordens war schon von Urban IV. (1370) erfolgt. Auch das Costnitzer und Basler Concil sprachen sich zu Gunsten der Heiligen und ihrer Offenbarungen aus. — Ueber die weitere Einrichtung des Ordens vgl. Herzog I. S. 141.

*) In seiner Schrift an Pirkheimer, bei Herzog S. 145.

Ideen zugänglich. Was aber vollends das Mißtrauen gegen ihn erhöhen und eine immer größere Spannung hervorrufen mußte, das war der steigende Antheil, den er auch mitten in seiner klösterlichen Abgeschiedenheit an den Schicksalen Luthers und der deutschen Reformation nahm. Hatte er doch in einem Briefe an seinen Freund Bernhard Adelmann sich offen zu Gunsten der vom päpstlichen Stuhle verdammten Sätze Luthers ausgesprochen. „Unter diesen Sätzen, sagte er, sei ihm Vieles so gewiß, daß, wenn auch die Engel vom Himmel ihm widersprächen, sie ihn nicht von seiner Zustimmung zu denselben abwendig machen könnten." Ohne sein Wissen und Wollen wurde dieses briefliche Urtheil durch Capito veröffentlicht,*) dem es Adelmann im Vertrauen mitgetheilt hatte. Damit war der Feuerbrand mitten in die stillen Klosterräume geworfen und die persönliche Sicherheit Oekolampads aufs Aeußerste gefährdet. Eck wüthete gegen den Rath von Augsburg, daß er solche Ketzereien in seinem Gebiete dulde und ließ es nicht an Drohungen fehlen. Als dann Oekolampad noch überdieß sein Büchlein „von der Beichte"**) veröffentlicht hatte, in welchem er auf einfache biblische Begriffe vom Sündenbekenntniß zurückging und ohne Rückhalt die Sünden des Beichtstuhls rügte, deren die meisten Priester seiner Zeit sich schuldig machten, gehörte sein Name ohne Weiteres zu den geächteten. Von überall her zogen sich die Wolken über seinem Haupte zusammen. Schon hatte ihn der schlaue Franziskaner Glapio, der Beichtvater Karls V., den Fürsten auf dem Wormser Reichstage als einen Anhänger Luthers verdächtigt. Jeden Augenblick konnte seine Auslieferung verlangt werden. Und waren die Conventualen willig und mächtig genug, ihn zu schützen? Wohl hatte er unter ihnen Freunde und Gesinnungsgenossen, aber gerade diese riethen ihm zur Flucht, weil sie wohl sahen, daß sie ihm keinen Schutz gewähren konnten. Vollends aber setzten ihm die Gegner der Reformation, denen er schon längst verhaßt war, in ihrem blinden Eifer zu. Sie drohten ihm mit ewiger Gefangenschaft oder mit schimpflicher Ausstoßung aus dem Kloster. Oekolampad selbst drang auf einen Entscheid. Er erklärte sich freimüthig also: „Haltet ihr mich für unschuldig, so ist es euch nicht erlaubt, mich an die Mörder auszuliefern oder gar den Brudermord mit eigner Hand an mir zu verüben. Achtet ihr mich aber als einen Ketzer, wohlan! so entlaßt mich, damit ich nicht das Kloster anstecke." Inzwischen sorgten seine Freunde dafür, daß er mit Glimpf einen Ort verlassen konnte, den er wohl besser für immer gemieden hätte. Sie schickten ihm Pferde und verschafften ihm Reisegeld.

---

*) Capito hatte dem Oekolampad den Eintritt in das Kloster widerrathen.

**) Quod non sit onerosa Christianis confessio. Basil. 1521. Um eben diese Zeit war auch Luther auf der Wartburg mit seinem Büchlein von der Beichte beschäftigt. Oekolampad war ihm zuvorgekommen. Luther schreibt darüber an Melanchthon (26. Mai) bei de Wette II. S. 8. Er bezeichnet darin Oekolampad als einen Mann, „der dem Antichrist noch manche Verlegenheit bereiten und ihm Abbruch thun werde."

Nach einem Aufenthalt von zwei Jahren verabschiedete sich Oekolampad von seinen Brüdern, noch ohne zu wissen, wohin er seine Schritte lenken sollte. Aber das war ihm gewiß, er hatte seine Seele aus gefährlichen Schlingen gerettet, er hatte sein besseres Selbst wieder gewonnen. „Ich habe den Mönch abgelegt, schreibt er einem Freunde, und habe den Christen gefunden."*) Nicht also wollte er es verstanden wissen, als hätte er je sein Christenthum verleugnet; dieses habe er sich auch in den Klostermauern bewahrt, und eben so gedenke er die Gesinnung zu bewahren, die das Inwendige des ächten Mönchs schmückt; aber da er einmal die Hand an den Pflug gelegt, so habe er nicht rückwärts schauen wollen, und darum ein Verhältniß gelöst, das ihm das Vorwärtsgehen in der Reformation unmöglich machte.

Ganz fruchtlos war inzwischen sein Aufenthalt im Kloster nicht gewesen. Die Muße, die er gesucht, benützte er zur Ausarbeitung verschiedener Werke. So gab er im October 1520, nicht ohne Seitenblicke auf die brennenden Fragen des Tages (vom Ablaß, vom Verdienst der guten Werke), eine Rede des Johann von Damask**) heraus über die Frage, wie viel den Gestorbenen die guten Werke der Lebenden nützen. Er widmete diese Schrift seinem Freunde Konrad Peutinger, aus Dankbarkeit dafür, daß er ihn gegen diejenigen in Schutz genommen, welche seinen Eintritt ins Kloster mißbilligt hatten. Er wollte damit den Beweis leisten, daß keine Einsamkeit und keine Entbehrung des Lebens ihn abhalten könne, sich der Christenheit nützlich zu machen. Andere seiner schriftstellerischen Leistungen übergehen wir.***) Wichtiger ist es,

*) Amisi monachum, inveni christianum. Epp. p. 204 (amico N.). Der Brief ist sehr wichtig zur Aufhellung des ganzen Verhältnisses. — Wie Oekolampad auch später noch über das Mönchsthum urtheilte, geht aus einem Briefe hervor an Ambrosius Blarer (Basel, 9. März, ohne Angabe des Jahres. Epp. f. 196. 2): „Es giebt unter der Sonne kein unbezwinglicheres, halsstarrigeres, eigensinnigeres Geschlecht, als das der Mönche... In andern Krankheiten wird zuletzt (nach Hippokrates Vorschrift) das Brennen angewandt als letztes Mittel, wenn alle andern nicht mehr verfangen wollen. Nicht also mit diesem Geschlechte. Da hilft keine Strenge; ihr Nacken ist ein eiserner." Zuletzt giebt er den guten evangelischen Rath, sie durch Wohlwollen und Sanftmuth zu besiegen.

**) Joh. von Damask, der erste Dogmatiker der griechischen Kirche; er lebte in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts und nahm in den Bilderstreitigkeiten, welche damals die Kirche bewegten, lebhaften Antheil für die Bilder. Seine Glaubenslehre („genaue Darlegung des orthodoxen Glaubens") wurde die Vorläuferin der spätern Scholastik.

***) So die Herausgabe der von den Brüdern Adelmann aufgefundenen Schrift eines griechischen Mönches (Sprüche über die Nächstenliebe, Enthaltsamkeit, Herrschaft der Vernunft), der Epistel des h. Basilius über Regiment und Ordnung der geistlichen Menschen, der Rede Gregors von Nazianz: über Anständigkeit in den Disputationen, worüber, sowie über die im Kloster gehaltenen und herausgegebenen Predigten die ausführlichere Biographie von Herzog zu vergleichen ist. I. S. 153 ff.

noch einen Blick in sein Inneres zu werfen, so weit uns ein solcher vergönnt ist. Daß die Verehrung der Maria ihn in Verlegenheit gesetzt, haben wir schon erwähnt. Aehnliche Anfechtungen mußte er auch der Messe halber erfahren. Bei seiner dem innern Leben zugewandten Frömmigkeit, wie sie schon früher durch das Studium der Mystiker in ihm war genährt worden, läßt sich erwarten, daß seine Seele, wie die aller religiös ergriffenen Gläubigen jener Zeit, bei dem heiligen Meßopfer besonders Nahrung und Befriedigung suchte. Ward ihm diese zu Theil, so konnte er um so leichter über die Fragen sich hinwegsetzen, welche schon seit Jahrhunderten die Köpfe der scholastischen Theologen beschäftigt hatten über das Wie? und Wann? der sogenannten Brotverwandlung. Er hielt sich an den innern Kern der Sache und suchte diesen auch in seinen Predigten hervorzuheben. Aber eben dieses Dringen auf das Innere, als auf das einzig Nothwendige, mußte ihn auf einen Widerspruch mit der Kirchenlehre hinführen, die gerade in dem äußern (physikalischen) Wunder einer substantiellen Verwandlung das Wesentliche und Eigenthümliche des Sacraments erblickte.

Hören wir ihn darüber an einem Fronleichnamstage, welcher Festtag ja ganz hauptsächlich von der Kirche geordnet war, um den Glauben an die Gegenwart Christi im Sacrament des Altars, näher in der geweihten Hostie, der Gemeinde zum Bewußtsein zu bringen.*) Oekolampad glaubt an die Gegenwart des Herrnleibes im Sacrament; aber er vermeidet es, das Geglaubte in den Bereich menschlicher Gedanken zu ziehen. „Hier, spricht er, ist Taubeneinfalt nöthig; trauen wir der Allmacht des göttlichen Worts und nicht der Schwachheit unserer Vernunft; daher laßt uns in aller Einfalt und ohne alle Zweifel daran glauben, daß der wahre Leib und das wahre Blut Christi im Brot und Wein gegenwärtig sind. Wie Der, der zur Rechten Gottes sitzt, zugleich auf den Altären gegenwärtig sei, darüber sollen wir uns nicht ängstigen. Auch die Gesichtszüge des Menschen spiegeln sich unversehrt in vielen Spiegeln wieder, ohne sich darum vom Gesichte selbst abzulösen.*) Ob eine eigentliche Verwandlung stattfinde, darüber mögen sich die müßigen Schulköpfe zanken. Was liegt daran, wenn wir auch die Verwandlung uns nicht erklären können; wissen wir doch auch nicht, wie das tägliche Brot in

*) Fronleichnam heißt so viel als Leib des Herrn, Corpus Domini. Das Fest wurde eingeführt durch eine Bulle Urbans IV., die durch eine weitere Bulle Clemens V. auf der Synode zu Vienne (1311) ihre Bestätigung erhielt. Für den Tag des Festes wurde der Donnerstag nach Trinitatis angesetzt. Die Fronleichnamsprocession wird unter allen Processionen am feierlichsten vollzogen, wie auch das Fest selbst das höchste Fest der römisch-katholischen Kirche geworden ist.

**) Dieses Bild mit den Spiegeln wurde häufig von den Theologen jener Zeit gebraucht, um zu beweisen, daß der eine Leib auf vielen Altären zugleich anwesend sein könne.

unser Fleisch übergeht. Allen solchen und ähnlichen Fragen kann nur die Antwort werden, die dem Nikodemus wurde (Joh. 3, 8)... Ist auch Brot und Wein da (also keine eigentliche Verwandlung der Elemente vorgegangen?) so suchen wir ein Anderes, was unsere Seele erquicken und sättigen möge. Wir fragen nicht nach dem Sichtbaren, sondern nach dem Unsichtbaren und halten uns an das, was in himmlischer Weise gegenwärtig ist... Der Glaube ist es, der genießt, er allein bringt uns mit Gott in Gemeinschaft, ja er speiset uns mit Gott selbst."

Diesen Glauben, auf den Oekolampad den Hauptnachdruck legt, faßt er auch bereits in lutherischer Bestimmthelt als den rechtfertigenden Glauben auf und verkündigt ihn auch als solchen der Gemeinde. Christus der Gekreuzigte ist ihm schon jetzt das einzige wahre und vollgültige Opfer, während er in dem Meßopfer mehr ein Dankopfer (Eucharistie) für die uns im Tode des Erlösers erwiesene Wohlthat, als ein wiederholtes Sühnopfer erblickt. Einen Hauptsegen der Abendmahlsfeier erblickt er endlich in der Gemeinschaft der Glieder am Leibe Christi mit ihrem Haupte und untereinander. Es ist ihm ein Mahl der Liebe, durch das wir auch zur thätigen Ausübung der Liebe und aller christlichen Tugenden sollen gestärkt werden. Und eben um dieser Liebe willen weist Oekolampad alle die Streitigkeiten von der Hand, die schon vor dem Auftreten der Reformation, auch in Beziehung auf das Rituelle (z. B. den Gebrauch des gesäuerten und ungesäuerten Brotes und über den Genuß unter beiderlei Gestalt) sich erhoben hatten. „Alles dieß, sagt er, ist nicht von solcher Bedeutung, daß deßhalb eine Mauer zwischen uns müßte aufgerichtet werden. Welche wahre Liebe haben, die werden eher schweigen, wenn sie nicht bessern können, als sich deßwegen von denen loszureißen, die in Glauben und Liebe Christo anhangen." — So suchte Oekolampad einstweilen noch beides in sich zu vereinigen, den Klostermann und den Reformator, die Pietät gegen die alte Kirche und das Bekenntniß der evangelischen Wahrheit. Er suchte den Katholicismus zu vertiefen und zu vergeistigen, wie so Viele in jener Zeit es mit ihm gesucht haben; aber er mußte sich durch die traurigen Erfahrungen, die er machte, überzeugen, daß die rechte Zeit dazu entweder noch nicht oder nicht mehr vorhanden, und daß der Bruch mit dem Alten unvermeidlich war.

Nachdem Oekolampad das Kloster verlassen, wußte er noch nicht, wohin er seinen Fuß setzen sollte. Das Gerücht verbreitete sich, er sei gefangen. Er aber hielt sich eine Zeit lang in Mainz verborgen, wo der ihm befreundete Capito sich seiner annahm. Dann besuchte er flüchtig seine Vaterstadt wieder, wo er seine Eltern noch am Leben fand. Nachdem einige andere Plane fehlgeschlagen, *) nahm er Anfangs April 1522 einen Ruf an nach der Ebern-

*) Die Universität Heidelberg, der er seine Dienste anbot, verlangte Abschwörung der lutherischen Ketzerei. Ebenso konnte er nur unter dieser Bedingung

burg, wo er bei dem edeln Franz von Sickingen in den Dienst eines Schloßkaplans eintrat.

4. Der Schloßkaplan.

An der Nordspitze der jetzigen bairischen Pfalz, an der Mündung der Alsenz in die Nahe (unweit Kreuznach), lag auf steilem Felsen die Ebernburg, auf welcher Franz von Sickingen im Jahre 1481 das Licht dieser Welt erblickt hatte.*) Das Geschlecht der Sickingen war alt; der Vater Sickingens, Schweickard, war einer jener kampf- und raufluſtigen Ritter, wie sie die Zeit hervorbrachte; er hatte als Empörer gegen des Kaisers Spruch (im bairischen Erbfolgekriege) auf dem Blutgerüst geendet. Sein Sohn, Franz, suchte durch ritterliche Thaten den getrübten Glanz der Familie wieder herzustellen. Auch ihn finden wir in mancherlei Fehden, wie namentlich in die Wormser Fehde, an der auch sein Schwager Götz von Berlichingen sich betheiligte, verwickelt. Im Jahre 1519 erscheint er im Kriege gegen Ulrich von Württemberg als Hauptmann des schwäbischen Bundesheeres. Und in diese Zeit fällt auch sein inniges Freundschaftsbündniß mit dem um sieben Jahre jüngern Ulrich von Hutten. Ohne, wie dieser, auf den Ruhm eines Gelehrten Anspruch zu machen, schlug sich Franz von Sickingen gleichwohl mit kecker Zuversicht auf die Seite derer, welche die aufstrebende Geistesbildung des Humanismus gegen die mönchische Verdammungssucht in Schutz nahmen. So hatte er im Reuchlinischen Handel den Mönchen einen heilsamen Schrecken eingejagt. Eben so entschieden hatte er sich gleich nach dem Auftreten Luthers für dessen Sache erklärt und sein Schwert in den Dienst des siegreich einherschreitenden Wortes gestellt. Hatte er doch dem nach Worms Ziehenden auch die Ebernburg als sichern Zufluchtsort angeboten! Luther zwar hatte das Anerbieten ausgeschlagen; aber bald kamen Andere in den Fall, von ähnlicher Einladung Gebrauch zu machen. So fanden bald nach einander neben dem verfolgten Hutten ein Caspar Aquila, ein Martin Butzer, ein Johann Schwebel (von Pforzheim) auf der Ebernburg, dieser „Herberge der Gerechten", wie Hutten sie nannte, oder auch auf den übrigen Schlössern Sickingens, ein freundliches Asyl. Und so finden wir nun auch den klosterflüchtigen Oekolampad auf der Burg seines ritterlichen Herrn.

Die Stellung der Schloßkaplane (Burgpfaffen) war von Alters her eine eigenthümliche, in mancher Hinsicht freie und unabhängige, und diese Unabhängigkeit konnte daher nach der guten, wie nach der schlimmen Seite hin be-

---

eine Anstellung bei dem Herzog von Baiern (als Professor in Ingolstadt) erwarten.

*) Vgl. Strauß, Ulrich von Hutten I. S. 73 ff. Reformationsalmanach 1819. S. LXXVIII.

nützt werden. Sickingen ließ seinen Kaplan in der Anordnung des Gottesdienstes gewähren, auch da, wo er von der bisherigen Uebung in dem Einen und Andern abwich. So ließ er sich's ohne Widerrede gefallen, daß die Evangelien und Episteln in der Messe deutsch gelesen wurden statt lateinisch, und wenn dann überdieß noch das Hausgesinde auch in der Woche Gelegenheit erhielt, das Wort Gottes in der Muttersprache verkündigen und erklären zu hören statt der täglichen Messe, so konnte ihm auch das nur willkommen sein. Allein über diese Anordnung, die eben so vernünftig als christlich war, erhob sich bald von andrer Seite her ein übles Geschrei. Daß ein Schloßkaplan es sich herausgenommen, den Meßkanon zu verändern, darin wurde eine gefährliche Neuerung erblickt, hinter die sich gar leicht noch schlimmere Gelüste verstecken könnten. Selbst den Fortgeschrittenen in der Erkenntniß schien solches bedenklich. Ein treuer Freund Oekolampads, Caspar Hedio,*) stellte ihn darüber in einem Briefe zur Rede. Oekolampad verantwortete sich in einem ausführlichen Schreiben, indem er zugleich eine auf die Neuerung sich beziehende Predigt beilegte. Wir erkennen darin eine Festigkeit und Sicherheit der Grundsätze, in Absicht auf Erlaubtes und Unerlaubtes, auf göttliche und menschliche Gebote, wie sie uns früher bei dem mehr ängstlichen als kühnen Manne nicht begegnet ist. Hatte er früher (und noch im Kloster) den menschlichen Ueberlieferungen sich möglichst anzubequemen und ihnen die mildeste Deutung zu geben versucht (und gewiß in der besten Absicht) so vergleicht er sie jetzt dem Sande, auf den sich nicht gut bauen, den Brunnen ohne Wasser, aus denen sich nichts schöpfen läßt. Das Wort Gottes allein ist ihm nun der Fels, auf den gebaut, die lautere Quelle, aus der das Wasser des Lebens geschöpft werden soll. „In göttlichen Dingen leidet unser Recht keine Beschränkung, und wenn also eine Aenderung der bisherigen Gebräuche zum Lobe Gottes und zum Nutzen der Nächsten diente, so sehe ich nicht ein, was uns hindern könnte, diese Aenderung zu wagen." Selbst die Anfrage bei dem Bischof wird für überflüssig erklärt, weil er als Abwesender und mit ganz andern Dingen Beschäftigter hier gar nicht urtheilen könne. Ueberhaupt war Oekolampad auf die hohen Würdenträger der Kirche nicht mehr gut zu sprechen. Ganz im Style Luthers läßt er sich über ihr Thun und Treiben vernehmen: „Ich weiß nicht, ob ich sie überhaupt noch soll Bischöffe schelten, sie, die außer der Inful, dem Hirtenstabe und der Salbung so gar nichts Bischöfliches an sich haben. Sie sind übertünchte Wände, fruchtlose Bäume, Wolken vom Wind umhergetrieben. Sie bilden kaum den Schweif der Kirche und geben sich für

---

*) Hedio (Heyd), geb. 1494 zu Ettlingen in der Markgrafschaft Baden, studierte zu Freiburg und Basel, und stand einige Zeit beim Erzbischof Albrecht von Mainz in Diensten, nachdem Capito diese Stelle verlassen hatte. Später finden wir ihn neben Capito und Butzer als Reformator in Straßburg. Sein Briefwechsel mit Oekolampad ist besonders vertraulich und liefert manchen schätzbaren Beitrag zu dessen Lebensbilde.

das Haupt aus. Sie mögen hervortreten und nur eine Gabe des heiligen Geistes aufweisen. Man sieht nichts als Cymbeln, Gewänder, Rauchwerk, Kerzen u. s. w., Sinnbilder von fernliegenden Dingen, ein Schaugepränge, das zum Nutzen und Frommen der Gemeinde wenig oder nichts beiträgt." So der Inhalt des Sendschreibens. Die beigelegte Predigt, die gewissermaßen das erste, vollgültige Document der zum Durchbruch gelangten reformatorischen Gesinnung Oekolampads bildet, findet der Leser in der Beilage.*)

So viel Mühe indessen sich Oekolampad auch gegeben, auf der Ebernburg einen zweckmäßigen Gottesdienst einzurichten, so wenig schien dieß auf die im Ganzen rohe, für geistiges Leben wenig empfängliche Hausgemeinde einen tiefern Eindruck zu machen. Er verglich sich dem Säemann, der auf das steinichte Erdreich sät. Darum sprach er auch sehnlichst gegen Hedio den Wunsch aus, auf eine schickliche Weise, die nicht einer Flucht ähnlich sähe, den Ort zu verlassen, der, bei aller Dankbarkeit gegen die ihm gewordene Gastfreundschaft, nachgerade peinlich zu werden anfing.**) Die Muße, die ihm reichlich zu Theil ward, verwandte er vorzüglich auf die Homilien des Chrysostomus, von denen er über vierzig übersetzt hatte, so daß sie einen Band bildeten. Zu rechter Zeit kam ihm nun aber die Einladung des Baselschen Buchhändlers Kratander, der ihm freilich vor der Hand nichts anderes bieten konnte, als eine gastliche Herberge in der ihm schon bekannten Stadt und gelehrte Beschäftigung. Eine theologische Professur stand höchstens in Aussicht. So verabschiedete sich Oekolampad von seinem Freunde und Gönner, der kurze Zeit nachher in einer Fehde, in die er sich mit dem Churfürsten Richard von Trier eingelassen, sein Leben verlor. Er war im Sommer des Jahres 1522 in des Churfürsten Land eingefallen. Dafür ward er nun von diesem und seinen Verbündeten im Frühling 1523 auf seiner Veste Landstuhl belagert. Das Schloß ward berannt und mußte den 6. Mai sich ergeben. Sickingen wurde im Augenblick, als er eben eine Schießscharte besichtigen wollte, durch einen in dieselbe eindringenden Schuß verwundet. Er verschied, nachdem er Gott im Herzen gebeichtet, in der Mittagstunde des 7. Mai 1523. „Und wie er in der Zeit seines Lebens sein mannlich, ehrlich und trutzig Gemüth gehabt, das hat er auch bis in die Stunde seines Todes behalten."***) Er wurde zu Landstuhl in einer kleinen Kapelle beigesetzt.

Von welchen Gesinnungen aber Oekolampad bei dem bisherigen Wechsel der Geschicke beseelt war, erhellt aus einem Briefe an Hedio (Pfing-

*) Ausgewählte Schriften I, 1.

**) Epp. f. 208 b. Iam quid mihi negotii? curarum plenus sum, nec dulcis hic mora, nec abitio decreta. Imo manendum et agnoscenda hospitalitas, quoad evocer (utinam ut brevi fieret) ad conditionem quantulumcunque honestam, ne tam fugere, quam transire existimer. Hic enim in petra sementem facio.

***) Flersheimer Chronik bei Strauß a. O. II. S. 304.

sten 1522)*) wo es unter anderm heißt: „Laß die Herzen wacker sein, laß uns beten, daß, wann immer Christus uns rufen wird, wir nicht zurückweichen, auch nicht in einem Worte, mit dem festen Entschluß, auch die höchste Glückseligkeit dieses Lebens dran zu geben im Namen Christi."

3. Oekolampad in Basel. Sein Verhältniß zu Zwingli.

In Begleitung des mit Sickingen im Leben so innig befreundeten Ulrich von Hutten sehen wir nun den stillen Gelehrten, der das Mönchs- und Ritterleben, den Klosterzwang und den Schloßdienst hinter sich hatte, der Stadt am Rheine zuwandern, die ihm schon vor jenen Erlebnissen eine zweite Heimath geworden war, und von der er zur Stunde noch nicht wußte, ob sie ihm auch wieder nur eine flüchtige Herberge oder eine bleibende Stätte werden sollte.**) Den 17. November 1522 langte er in Basel an und bezog die ihm angewiesene Wohnung in Kratanders Hause. Vorerst setzte er, rein als Privatgelehrter, die Arbeiten über Chrysostomus fort. Noch zu Ende des Jahres aber, wenige Wochen nach seiner Ankunft, ward ihm ein Vicariat an der St. Martinskirche zu Theil, da der Pfarrer, Antonius Zanker, von der Gicht geplagt, des Amtes zu warten außer Stande war. Die wenig beschwerliche Stelle ließ ihm Muße genug zu gelehrten Beschäftigungen. Nach der langen Zurückgezogenheit, in der er gelebt, mußte es ihn auch treiben, die alten Bekanntschaften wieder anzuknüpfen und neue zu gründen. Das Erstere war freilich nicht so leicht. Erasmus konnte nicht mehr in das alte Verhältniß zu dem frühern Freunde treten. Hatte er sich doch in eben dem Maaße von den neuen Bewegungen abgewendet, als Oekolampad mit steigendem Vertrauen sich denselben anschloß. Der ärgerliche Zwischenfall mit Hutten, dem Erasmus auf die empfindlichste Weise die Freundschaft aufsagte, indem er sich dessen Besuche verbat, mußte nothwendig eine dauernde Spannung auch zwischen Oekolampad und Erasmus herbeiführen.***) Auch der geistreiche Glarean (Hein-

*) Epp. fol. 210. Es muß angenommen werden, daß Oekolampad schon einmal, ehe er die Ebernburg für immer verließ, einen längern Abstecher von da machte. So finden wir ihn im Juli 1522 in Frankfurt, vgl. die Nachschrift zu dem Briefe des Wilhelm Nesen an Zwingli vom 10. Juli aus Frankfurt (Zwinglii Opp. VII. p. 208).

**) „Vorgestern," so schreibt er unterm 19. an Capito, „bin ich hier angelangt. Bitte Gott mit mir, daß es mir vergönnt sein möge, für einmal hier zu bleiben, daß ich mich nicht immer in der Welt umhertreiben müsse; doch sein und nicht mein Wille geschehe." Epp. f. 201.

***) Bekanntlich führte der Vorfall zu einem heftigen Schriftstreite zwischen Hutten und Erasmus. Hutten wandte sich von Basel nach Mülhausen, wo er Freunde der Reformation fand. Auch dort nicht mehr sicher, suchte er bei Zwingli in Zürich Schutz und Hülfe. Von Krankheit behaftet und von allen Mitteln entblößt, fand er endlich auf der Insel Ufnau sein Grab,

rich Loriti) blieb, wie Erasmus, der alten Kirche zugethan, deren Schäden er wohl einsah, ohne daß er sich berufen glaubte, zur Heilung derselben mitzuwirken. *) Mit ihm knüpfte jedoch Oekolampad die alten Freundschaftsbande wieder an.

Wichtiger und einflußreicher ward aber nunmehr für den künftigen Reformator sein Verhältniß zu dem großen Vorkämpfer in Zürich, Ulrich Zwingli.

Der erste Brief, den er an ihn richtete und in dem er ihn in der bescheidensten Weise um seine Freundschaft ersuchte, ist vom 10. December 1522: **)

„Wundere Dich nicht, guter Zwingli, wenn ich, noch ehe ich Deine persönliche Bekanntschaft gemacht, mir herausnehme, einen freundschaftlichen Brief an Dich zu richten. Du magst dieß dem Ruhm Deiner Tugenden, dem persönlichen Wohlwollen, ja Christo selbst zu gut halten, von dem diese Gaben gleich einer köstlichen Salbe auf Dich herabgeflossen sind; daher müssen die, welche Ihn auch nur mit lauer Gesinnung lieben (wenn anders eine solche laue Liebe möglich ist), Dich nicht nur zu lieben gedrungen fühlen, sondern auch Deine Freundschaft je länger je mehr zu genießen begehren. Trifft doch bei Dir und Deines Gleichen zu, was von den Panthern gesagt wird, daß sie durch ihren Geruch allerlei Wild an sich ziehen. ***) Nun sind wir, wie der Apostel sagt, den Einen ein Geruch des Lebens, den Andern ein Geruch des Todes. Du bist mir nicht ein Geruch des Todes, sondern vielmehr des Lebens; denn während mir von Dir so viel Gutes gerühmt wird, das ich nicht ohne besonderes Wohlgefallen vernehmen kann, werde ich meiner eigenen Untüchtigkeit mir bewußt, und so verspüre ich unwillkürlich in mir einen Zug, mich Dir aufs Dringendste zu empfehlen, damit ich durch Deinen Wohlgeruch um so reichlicher erquickt werde. Habe ich nun auch keinen besondern Anlaß, an Dich zu schreiben, so mag das schon Anlaß genug sein, Dir Glück zu wünschen, was ich hiermit von ganzem Herzen thue. Und das mit um so größerm Rechte, da Du Dich als einen Mann beweisest, der von Allen geliebt zu werden verdient. Oder wer sollte den nicht lieben, der Christi Werk mit so vielem Eifer treibt, seine Schafe mit so großer Treue weidet, der den Wölfen so furchtbar ist und sich zu einer Mauer aufwirft für das Haus Israel, der uns durch Wort und Wandel jene alten Verehrer der Religion †) vor Augen stellt? Denn

---

1. Sept. 1523. Vgl. Stockmaier, Ulrich von Hutten, in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel, 2ter Band 1843, und die ausführliche Biographie von David Friedrich Strauß. 2 Bde. Leipzig 1858.

*) Ueber diesen höchst originellen Mann vgl. die Denkschrift von Heinrich Schreiber, Freiburg 1837. 4.

**) Opp. Zwinglii VII. p. 251.

***) Plin. Hist. nat. VIII. 23.

†) Priscos illos religionis cultores. Entweder die Patriarchen und Prophe-

solches und viel anderes mehr haben mir Leute von Dir gerühmt, denen ich vollen Glauben schenke, und deßhalb wünsche ich Dir Glück. Ich freue mich aber durch die Nachbarschaft etwelche Gelegenheit erhalten zu haben, Dir meine Achtung schriftlich zu bezeugen, wenn mir auch das Vergnügen Deiner persönlichen Bekanntschaft noch nicht zu Theil geworden ist. Du wollest diesen Schritt mit gewohnter Güte aufnehmen, im Namen dessen, der der Liebe Urheber und die Liebe selbst ist. Ich bitte Gott, daß er Dir ein immer reicheres Maaß von Kraft und Eifer schenke und Dich immer fruchtbarer sein lasse, damit ich recht oft durch gute Nachrichten von Dir und Deiner Wirksamkeit zum Preise des Evangeliums Christi erfreut werden möge. Obgleich ich nur zu denen gehöre, die bei'm Gepäcke sitzen (zum Troß), so werde ich doch mich immer aufs Neue veranlaßt sehen, Dich zu beglückwünschen und Dich schriftlich zum Fortfahren zu ermuntern; denn das will ich mir nicht nehmen lassen, Dir meinen Beifall zu bezeugen. Jauchzen doch im Theater (in der Rennbahn) nicht nur die Vornehmen, sondern auch die Geringen den Kämpfenden Beifall zu. Fahre also fort, und siege, nicht für Dich (denn das würdest Du wohl nicht gerne hören, da Du wohl weißt, daß wir nicht das Unsrige suchen sollen, sondern was des Nächsten ist): siege also für uns, siege für Christus. Laß, lieber Zwingli! mit diesem Brieflein den Grund gelegt sein zu einer christlichen und vertrauten Freundschaft. Es grüßt Dich Andreas Kratander, mein Wirth. Lebe wohl in Christo." —

Oekolampad bedurfte um so mehr des Anschlusses an den Heerführer, dem er sich in aller Demuth unterordnete, als er gar bald aus der Zahl derer, „die bei'm Gepäcke sitzen" an die Spitze einer Colonne gestellt, und aus der Mitte der Beifall klatschenden Zuschauer in die Vorderscene des Schauspiels geführt werden sollte, das in rascher Folge der Scenen sich entwickelte.

---

ten des alten Bundes oder die Apostel des neuen, und die ersten Bekenner, die Väter der Kirche.

Zweiter Abschnitt.

Oekolampad als Reformator der Baselschen Kirche.

Von seinem öffentlichen Auftreten bis zur Badener Disputation. 1522—1526.

„Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen."
Matth. 5, 16.

1. Das alte Basel und die alte Kirche.

An der nordwestlichen Grenze der Schweiz, wo die Ausläufe des Jura und des Schwarzwaldes und dann in weiterer Ferne die Vogesen mit ihren hervorragenden Kuppen den Gesichtskreis einfassen, liegt an der Biegung des stolz dahin fließenden Rheinstroms, der von da ab seinen Weg nach Norden nimmt, die Stadt Basel, der weitaus größere Theil auf dem linken, der kleinere auf dem rechten Ufer, beide seit 1225 durch die 600 Fuß lange Rheinbrücke verbunden. Ueber Namen und Ursprung der Stadt ist viel vermuthet worden. So viel stellt sich heraus, daß Kaiser Valentinian I. ums Jahr 374 in der Nähe von Basilia eine jener Vesten baute, die er längs den Ufern des Rheins gegen die Angriffe der Alemannen anlegte.*) Sie erscheint unter dem Namen Robur, unweit der römischen Colonie Augusta Rauracorum. Seit der Mitte des achten Jahrhunderts, wo nicht schon früher, war sie als bischöflicher Sitz**) zur förmlichen Stadt (civitas) geworden. Die Bischöfe erlangten nach

*) Ammian. Marcell. XXX. 3. 1. Fechter, Basilia und Robur in dem schweiz. Museum für histor. Wissenschaften. Frauenfeld 1839. III. S. 134 ff. — Im Weitern sind über Basels Geschichte zu vergleichen die Chronik von Wurstisen, die Geschichte von Ochs, verschiedene Neujahrsblätter und die Beiträge der Basler histor. Gesellschaft, nebst dem 11. Heft der „Gemälde der Schweiz", St. Gallen und Bern 1841. (Basel-Stadttheil von von C. A. Burckhardt.)

**) Die Namen der frühern Bischöfe, eines Pantalus u. s. w. gehören der unverbürgten Legende an. Bischof Haito im 9. Jahrhundert hatte einen weit verbreiteten Ruhm.

und nach bedeutende Hoheitsrechte und dehnten ihre Besitzthümer in den fruchtbaren Gauen der Nachbarschaft aus. Unter Kaiser Heinrich II. erhob sich aus den Trümmern des durch die Ungarn (918) verwüsteten Gotteshauses das Münster, das in der Folge verschiedene Umbauten erlitt, wovon die Spuren noch an dem heutigen Bau erkennbar sind. In dem Kampfe der Hildebrand'schen mit der kaiserlichen Partei (1061) tagte in den Mauern der Stadt eine Kirchenversammlung von deutschen und lombardischen Bischöfen, die dem Papst Alexander II. einen Gegenpapst in der Person Honorius II. gegenüberstellte, der jedoch seinem mächtigen Gegner unterlag. In der Fehde Kaiser Heinrichs IV. mit dem Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden fand Bischof Burckhardt von Hasenburg, der es mit Heinrich hielt, für gut, die seither erweiterte Stadt mit Mauern und Graben zu umgeben.*) In Folge der Kreuzzüge, an denen auch die Basel'sche Ritterschaft sich betheiligte, hob sich der Adel, der meist aus Dienstmannen des Bischofs bestand, dem aber bald die freien Bürger als eine zwischen dem Adel und der gemeinen Bürgerschaft stehende Mittelmacht sich an die Seite stellten. Diese Familien der sogenannten „Achtbürger" theilten mit den Rittern die ausschließliche Wahlfähigkeit zu den bedeutendsten Aemtern der Stadt, dem Bürgermeister- und Oberzunftmeisteramte. Nun hoben sich aber um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Zünfte der Handwerker, die möglicherweise schon vor dem vierzehnten Jahrhundert (der Zeitpunkt läßt sich nicht genau angeben) sich einen Antheil an der Regierung errangen. Die Spaltung der adligen Geschlechter, der Psittiche und Sterne, gab Ursache zur Fehde des Bischofs mit dem mächtigen Grafen Rudolf von Habsburg, dessen Erwählung zum König von Deutschland zur rechten Zeit erfolgte, um der Stadt den Frieden zu geben. Neben dem Ritterthum hatte auch das Mönchsthum mit seinen verschiedenen Orden in Basel Wurzel gefaßt, und neben dem ansehnlichen Domkapitel erhoben sich die Collegiatstifte von St. Peter und St. Leonhard. Eine nicht unbedeutende Macht übte der Propst zu St. Alban, wo seit 1083 die Cluniacenser in der Nähe der Mühlen oberhalb der Stadt sich angesiedelt hatten. Dazu kam im 13. Jahrhundert die Ansiedlung der Bettelmönche, die bald große Gunst bei der Bürgerschaft gewannen. Außer den Franziskanern (Minoriten, Barfüßern) und den Dominikanern (Predigern) hatten auch die Augustiner ihre Wohnsitze gefunden und so auch die den Bettelorden affilirten weiblichen Orden, wie der der büßenden Schwestern im Maria Magdalenakloster, der Clarissinnen und

*) Dieß schließt jedoch nicht aus, daß schon frühere Befestigungen stattgefunden, wie denn auch nach den Zeiten Bischof Burckhards noch neue hinzukamen. Die dritte und letzte (definitive) Befestigung der großen Stadt fällt zwischen 1360—1400. Die kleine Stadt, Enrun-Basel (später das mindere Basel genannt), wurde um 1270 mit Thoren und Mauern versehen. In kirchlicher Beziehung gehörte es zum Bisthum Constanz. (Rudolf v. Habsburg gab Klein-Basel 1285 Stadtbürgerrecht.)

der Augustinerinnen (im Klingenthal); letztere in der minderen Stadt, wo auch die Karthäuser und die St. Antonierherren später sich ansiedelten. Ebenso fehlten nicht neben den Mönchs- und Nonnenklöstern die Commentureien der Johanniter und des Deutschordens. Daß es nun auch jeweilen zu Reibungen zwischen der weltlichen und geistlichen Macht kommen mußte, liegt auf der Hand, und so sehr auch sonst im Allgemeinen die Frömmigkeit der Basler gerühmt wird, so zeigten sie sich keineswegs zu unbedingtem Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl geneigt. Bei einer streitigen Bischofswahl vergriffen sich sogar die Bürger an einem Legaten des Papstes (Johann des XXII.), den sie von der hohen Pfalz hinter dem Münster in den Rhein stürzten.*) Als das Interdict über die Stadt gesprochen ward, sprachen sie zu den Mönchen, die sich weigerten, den Gottesdienst zu halten, sie möchten „beten und singen oder aus der Stadt springen".

Das 14. Jahrhundert brachte über die Stadt ernste Heimsuchungen.**) Aus Asien herüber kam die verheerende Seuche des „schwarzen Todes", die aus Italien über die Alpen auch ihren Weg in das Herz von Europa fand. In Basel allein sollen 14000 Menschen ihr zum Opfer gefallen sein. Nur drei Ehen blieben ungetrennt. Im Gefolge dieser Seuche erhoben sich die düsteren Züge der Geißler (Flagellanten), die in großen Schaaren, zur Judenverfolgung aufreizend, das Land durchstreiften. Auch in Basel schlossen sich ihnen Viele an, als sie an den päpstlichen Hof nach Avignon zogen. Das Schrecklichste aber, was Basel aufbehalten war, war das „große Erdbeben", das am Tage St. Lucä, des Evangelisten (18. October) 1356 den größten Theil der Stadt in einen Schutthaufen verwandelte. Sie erstand jedoch wieder aus den Trümmern und 1363 ward das Münster, das große Erschütterungen erlitten, wiederum eingeweiht. Auch in gemeindlicher und politischer Beziehung nahm Basel seit den Zeiten des Erdbebens einen neuen Aufschwung; namentlich hob sich die Bürgerschaft zusehens, und weder der Bischof noch der Adel waren im Stande, die gesunde Entwickelung städtischer Freiheit zu hemmen. Mitten in dieser weltlichen Bewegung fand aber auch das geistliche Leben seine Pflege. Jene tiefsinnige Mystik, welche mehr im Stillen als augenfällig der deutschen Reformation den Weg bahnte und an welche sich Luther sowohl als Oekolampad, dem Zuge ihres Gemüths folgend, anschlossen, sie hatte im 14. Jahrhundert einen ihrer Hauptvertreter in Basel. Der „große Gottesfreund im Oberlande", dessen Tauler mit der größten Ehrfurcht als seines Meisters in göttlichen Dingen gedenkt, war, wie die neueste Geschichtsforschung ermittelt hat,

*) Joh. Vitodur. ad ann. 1330—34 (Ausg. von Wyß, Zürich 1856, p. 92). Oberrhein. Chronik, von Grieshaber. Rastatt 1850. S. 30.

**) Ueber diese Periode ist zu vergleichen: Basel im vierzehnten Jahrhundert, geschichtliche Darstellungen zur fünften Säcularfeier des Erdbebens am St. Lucastage 1356, herausgegeben von der Basler historischen Gesellschaft. Basel 1856.

kein anderer, als **Nicolaus von Basel**, der bis zum Jahre 1374 seinen Sitz daselbst hatte und von da aus seine Boten nach allen Richtungen hin aussandte.*) Das Wesen der Gottesfreunde setzte sich in den mit den Bettelorden verbundenen **Beghinen** fort, die in Basel verschiedene Häuser hatten und bei der spätern Ausartung ihres Wesens zu mancherlei Conflicten mit der Kirche und der Geistlichkeit führten.**)

Von welthistorischer Bedeutung aber ist das **große Concil**, das als Fortsetzung der beiden allgemeinen Kirchenversammlungen von Pisa und Costnitz, vom Jahre 1431 bis 1448 in Basel gehalten wurde zu einer „Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern". Hier ward nach längeren Verhandlungen das Absetzungsurtheil über Eugen IV. gesprochen und ein Gegenpapst Felix V. (Amadeus von Savoyen) gewählt, der aber so wenig als der Gegenpapst des frühern Basler Concils (1061) sich halten konnte. Auch die übrigen reformatorischen Bestrebungen dieses Concils wurden, ähnlich den frühern von Pisa und Costnitz, selbst durch Solche vereitelt, die sich anfänglich zur Reform bekannt hatten, und als in Folge der päpstlichen Intriguen dem Concil von Basel das von Florenz entgegengestellt wurde, fand das erstere mehr und mehr zu einem Schatten herab. Auch die Anstrengungen, die von da aus zur Vereinigung der griechischen Kirche mit der abendländischen, sowie der Hussiten mit der Mutterkirche gemacht wurden, führten zu keinem befriedigenden Ziel. Von dem bürgerlichen Leben und den Sitten Basels zu jener Zeit hat **Aeneas Sylvius Piccolomini**, der längere Zeit als Geheimschreiber der Synode beigewohnt und auch an Gesandschaften sich betheiligt hatte, eine anziehende, vielleicht auch hie und da idealisirte Schilderung gegeben. Unter

*) Vgl. W. **Wackernagel**: Die Gottesfreunde in Basel (Beiträge zur vaterländischen Geschichte Bd. II. S. 111 ff.) und **Karl Schmidt** (Prof. in Straßburg): Nicolaus von Basel und die Gottesfreunde, in der oben angeführten Schrift: Basel im 14. Jahrhundert. S. 255 ff.

) Ueber den Beghinenstreit in Basel 1401—1411 s. **Ochs, Gesch. von Basel III. S. 24 ff. In diesem Streite that sich als Gegner der Beghinen und Dominikaner **Johann Mülberg** als gewaltiger Prediger hervor, der unter anderm die merkwürdigen Worte gesprochen haben soll, die man später als Weissagung auf die Reformation faßte: „Freue dich, Basel, großer Ehren; denn in dir soll es rein werden und in dir sollen die Pfützen aller Ketzereien geoffenbart werden. Freue dich, Basel, daß die Wurmnester, aus welchen alles Böse entstanden ist, in dir sollen zerstreut werden. Aber es muß mit großer Arbeit geschehen. Ich mag die Zeit nicht erleben; allein es sitzen etliche vor meinen Augen, die es erleben werden (?) . . . Zu Basel wird Rom so feil, daß sie zu dir kommen werden wie zu dem Stubenofen und dich bitten um Herberge und du wirst ihnen Herberge geben. Freuet euch alle reinen Herzen, denn die Ehre Gottes ziehet daher. **Es muß eine Reformation geschehen**, es sei recht wem, lieb oder leid. Wollen die großen Prälaten und Herren nicht dazu thun, so werden die harten Steine so oft reden, bis eine Reformation geschieht."

andern lobte er an den Bewohnern Basels, daß sie die Religion lieben, die Priesterschaft ehren und die Kirchen nicht nur an Festtagen, sondern täglich fleißig besuchen. Aeneas hat freilich als Papst Pius II. die Grundsätze widerrufen, denen er anfänglich auf dem Concil gehuldigt. Aber einen schönen Beweis seiner Anhänglichkeit an die gastliche Stadt hat er dadurch gegeben, daß er die Stiftung der Basler Hochschule, die im Jahre 1460 eröffnet wurde, durch eine Bulle bestätigte und sie mit Privilegien ausstattete. Um eben dieselbe Zeit blühten auch die Basel'schen Buchdruckereien, unter denen die des Johann Froben der des Aldus in Venedig den Ruhm streitig machte.*)

Eine neue Periode begann für Basels Geschichte mit dem Eintritt der Stadt in den Bund der schweizerischen Eidgenossenschaft (1501) nach dem Schwabenkriege. Der Sieg der Bürgerschaft über Bischof und Adel war hierdurch so viel als entschieden. Und dieser zog auch noch den weitern Sieg, den der Zünfte über die sogenannte „hohe Stube" nach sich, indem nun auch die zwischen dem Adel und der Bürgerschaft stehenden „Achtbürger" ihrer Vorrechte verlustig gingen. Nun ward der Meister einer Zunft, Jakob Meier (zum Hirschen) Bürgermeister, und 1521 trat eine neue Verfassung ins Leben. Der früher dem Bischof geleistete Eid unterblieb; er wurde hinfort der Eidgenossenschaft geleistet. Durch den Anschluß an den Schweizerbund wurden aber auch die Bande gelockert, welche die Stadt von Alters her an das deutsche Reich geknüpft hatten. Schon 1517 hatte der Rath die Appellationen an das kaiserliche Kammergericht verboten. Dagegen wurden auch die Basler in die Händel ihrer Bundesgenossen verflochten, namentlich in die italischen Kriege zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Von 1502—25 zogen zu wiederholten Malen auch ihre Kriegsfähnlein über die Alpen. Nichtsdestoweniger erschien der nunmehrige Zustand, im Vergleich mit frühern, als ein Stand des Friedens. An den Thoren, die bis dahin von geharnischten Männern bewacht waren, saß seit dem Tage, da Basel zur Eidgenossenschaft getreten, zum Zeichen des „ewigen Friedens" ein Weib mit dem Spinnrade, das von den Eingehenden den Zoll bezog.

Damals, als die Bürgerschaft mit lautem Jubel den Eidgenossen, welche den Bundesbrief brachten, entgegenzog, dachte wohl Niemand daran, daß die Einigkeit der Schweizer, die freilich auch sonst zu Zeiten mehr wie billig getrübt worden war, in wenigen Jahrzehnden auseinanderfallen werde der Verschiedenheit des Glaubens wegen; denn auch jetzt noch würde Aeneas Sylvius, wäre er Zeuge jenes Jubels gewesen, an den Bewohnern der frommen Stadt gerühmt haben, was er zu seiner Zeit an ihnen lobte, die gut katholische Gesinnung.

*) Beiträge zur Basler Buchdruckgeschichte von J. Stockmeier und B. Reber.

2. Die Vorläufer der Reformation.

Wie im Großen, so finden wir auch im Kleinen, wie in der gesammten europäischen Christenheit des Abendlandes, so finden wir auch in den engen Mauern einer Stadt das im Stillen sich vorbereiten, was endlich, durch die Zeitumstände begünstigt unter der Leitung dessen, der die Geschicke der Menschen und der Völker ordnet, zum vollen Ausbruch kam.

Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, wie sehr verschieden unter sich die Elemente waren, die man als die Vorzeichen der Reformation zu fassen gewohnt ist. Einerseits war es die Kirche selbst, die im Gefühle ihres Verfalles, vermittelst ihrer eigenen Organe das Schadhafte zu beseitigen und Besseres herbeizuführen suchte (auf dem Wege der kirchlichen Verordnungen, der allgemeinen und Provincialsynoden), oder es waren einzelne erleuchtete Männer, die im Zusammenhange mit der Kirche und ohne mit ihren Satzungen und Gewohnheiten gewaltsam zu brechen, den erstorbenen Formen einen neuen belebenden Geist einzuhauchen, das äußerlich Gewordene wieder zu verinnerlichen, das in die Gemeinheit Versunkene wieder zu heben suchten (Clemange, D'Ailly, Gerson und noch viele edle Geister mit ihnen), oder endlich waren es solche, die mit Bewußtsein und ohne sich vor den Folgen zu fürchten, die aus ihrem Widerspruch entstehen könnten, mit der bestehenden Kirche selbst und ihrer Priesterschaft den Kampf aufnahmen und einen Anhang um sich sammelten, der als Sondergemeinde der großen katholischen Kirche, oder, wie man sich gerne ausdrückte, als das auserwählte Zion dem gottverlassenen Babel gegenüberstand. Aber auch diese Letztern wieder waren nicht Alle desselben Geistes Kinder, noch ging ihr Widerspruch gegen die Kirche von denselben Grundlagen religiöser Ueberzeugung aus. Von der Beschaffenheit dieser Grundlagen hängt die Berechtigung des Widerspruchs ab. Wir können, wenn auch nicht mit voller Sicherheit im Einzelnen, doch im Großen und Allgemeinen unterscheiden eine aus dem Fleische stammende, unklare, fanatische, mit kräftigen Irrthümern versetzte und eine aus dem göttlichen Geiste geborene, dem Worte Gottes entsprechende, evangelische Opposition. Beide setzen sich freilich nicht immer klar gegen einander ab, indem auch in dem unreinen Gemische sich reinere Elemente auffinden lassen, und umgekehrt wieder gar manches auch bei denen noch der Läuterung bedurfte, die wir als echte Vorläufer der Reformation begrüßen. Wir denken dabei an die Katarrhen, Albigenser, Spiritualen, Fraticellen auf der einen, an die Waldenser, Wykliffiten, Hussiten auf der andern Seite.

Von diesen verschiedenen, bald im Stillen wirkenden, bald lauter hervorbrechenden Bewegungen blieb auch die Kirche Basels nicht unberührt. Der Gottesfreunde im 14. Jahrhundert, die der Aeußerlichkeit des Ceremonienwesens ein nach innen gekehrtes Geistesleben entgegensetzten, haben wir schon gedacht. Wie viel von diesem Geiste auf die einzelnen Bewohner der Stadt

übergegangen, was hier oder da in einem Gemüthe sich geregt, das den Zweifel in sich verschloß, wer vermag das zu bestimmen? Die große Menge scheint freilich wie immer, so auch damals von dem wenig berührt worden zu sein, was die Stillen im Lande in sich verarbeiteten. Noch weniger mögen die reformatorischen Ideen des Basler Concils über den Conciliensaal hinaus in die Kreise des Volkes gedrungen sein. Dieses nahm von all den Vorgängen nur das in sich auf, was vor den Augen hin und her wogte, was schauspielartig den neugierigen Sinnen sich darstellte, wie die Krönung des neuen Papstes oder die Ankunft der Hussiten. Erbauliche Eindrücke waren es am wenigsten, welche das Volk von dem Leben und Treiben der geistlichen Herren erhielt. Vielmehr mochte manches, was der gemeine Mann zu sehen und zu hören bekam, dazu dienen, den Nimbus der geistlichen Würde zu schwächen. Höchst vereinzelt und vorübergehend war auch wohl der Sturm, den jener seltsame Slavonier, Andreas, Erzbischof von Krain anregte, als er im Jahre 1482 an den Kirchthüren des Basler Münsters eine Herausforderung an den Papst Sixtus IV. anschlug und die Zusammenberufung eines neuen Basler Concils begehrte. Das Verhalten der Obrigkeit in dieser Sache hatte zwar eine Verwicklung mit dem päpstlichen Stuhl zur Folge, wobei sogar das Interdict über die ungehorsame Stadt gesprochen ward; allein an eine wirkliche reformatorische Idee, welche dieser Bewegung zum Grunde gelegen, ist von ferne nicht zu denken. Auf dem gewaltsamen Ende des Bischofs liegt ein schauerliches Dunkel. Jedenfalls hat seine Erscheinung keinen Geruch des Lebens zum Leben hinterlassen. *).

Was sich in Basel Reformatorisches anbahnte, ehe noch Oekolampad daselbst seinen bleibenden Aufenthalt nahm, läßt sich auf Weniges zurückführen. Hier gedenken wir noch einmal des Bischofs Christoph von Utenheim, der ja selbst zum erstenmale einen Oekolampad in seine Nähe gerufen hatte und dem es mit einer Reform der Kirche Ernst war, so lange er hoffte, auf amtlichem Wege diese Reform herbeiführen zu können. Daß damit nicht nur äußerliches, gesetzliches Wesen gemeint war, geht aus dem oben angeführten Wahlspruche des Bischofs hervor, in welchem er nicht die Werke, sondern die freie Gnade Gottes in Christo zu suchen bekannte. Und diese ächt reformatorische, weil ächt evangelische Gesinnung theilten mit ihm noch manche Fromme der Zeit. So sehr nämlich auch die apostolische Heilsordnung durch die Lehre der Scholastiker entstellt und zu Gunsten pelagianischer Werkheiligkeit umgedeutet worden war,**) so wenig fehlte es den frömmern Gemüthern an Einsicht in die lebendigen

*) J. Burckhardt, Erzbischof Andreas von Krain und der letzte Concilversuch in Basel 1482—1488 (in den Basler histor. Beiträgen V. S. 1 ff).

**) Man denke an die Lehre von dem bedingten und unbedingten, ja von dem überschüssigen Verdienst und dem Schatz der guten Werke, woneben doch immer das Ansehn des h. Augustinus gelten sollte und die Lehre des Pelagius verdammt wurde, die, genau besehn, doch weit

Quellen unseres Heils. In den stillen Klosterräumen der Karthäuser hatte ums Jahr 1456 ein Bruder Martin sein Glaubensbekenntniß niedergeschrieben, in welchem er den Glauben an den Gekreuzigten und an das Verdienst seines Leidens als den ächten katholischen Glauben bezeichnet. Das Document wurde erst im Jahre 1756, als die Zellen der Brüder abgebrochen wurden, in einer hölzernen Kapsel in der Mauer gefunden. Aehnliche Gesinnungen finden wir auch, obgleich untermischt mit anderweitigen Irrthümern, in einzelnen Andachtsbüchern der Zeit. Und wie noch späterhin auf dem Concil zu Trient sich aus der katholischen Kirche Stimmen erhoben, welche den Glauben an Christus über die Werke stellten, ist bekannt. Aber diese Ueberzeugungen blieben vereinzelt, und eben so die Versuche zur Reformation.

Unter den Männern, welche den Bischof von Basel in seinen Reformen unterstützten, erscheint der Pfarrer Surgant bei St. Theodor (in Klein-Basel). Er hatte in Paris unter dem berühmten Johann a Lapide studirt und daselbst die theologische Doctorwürde erhalten. In Basel las er über das kanonische Recht. Ihm lag besonders eine Verbesserung der Predigt am Herzen. Daß eine solche hochnothwendig war, zeigt uns die früher erwähnte Unsitte des Ostergelächters. Surgant verfaßte im Jahre 1503 ein kleines Handbuch (Manuale) für die Pfarrer, das eine Anleitung zum Predigen und zur Führung der Seelsorge enthält, woraus sich viel Gutes schöpfen ließ. Schon die Aeußerung, daß die Predigt vor allen Dingen zur Bekehrung des Menschen wirken müsse, hat einen reformatorischen Ton. Durch das Meßopfer, wird gelehrt, würden bloß die läßlichen Sünden getilgt, die Predigt aber treibe zur Buße, und diese führe zur Vergebung aller Sünden, auch der Todsünde. Noch weiter mag uns auffallen, wie der katholische Priester die heilige Schrift als die rechte und zureichende Quelle bezeichnet, aus der die Predigt ihren Stoff zu ziehen habe; denn in der Schrift redet Gott selbst zu uns. In ihr ist alles enthalten, was zum Heil nothwendig ist. Sie allein ist in allen Stücken wahr, während die besten menschlichen, auch die rechtgläubigen Lehrer theilweise von der Wahrheit sich entfernen; denn „alle Menschen sind Lügner". Durch diese Empfehlung der heiligen Schrift mag der fromme Priester selbst dazu beigetragen haben, daß, wie er bezeugt, einzelne Bürger der Stadt anfingen, die Evangelien in der Muttersprache zu lesen.

Der reformatorischen Richtung zugethan finden wir auch Telamonius Limpurger, Bischof (in partibus) von Tripolis, der seit 1502 dem Christoph von Utenheim als Weihbischof zur Seite stand und später förmlich zur Reformation übertrat. Sodann berief der Bischof im Jahr 1502 von Bruchsal aus den Wolfgang Capito (Köpfli) aus Hagenau im Elsaß gebürtig nach Basel, der, wie wir schon wissen, mit Oekolampad in innigster Freund-

---

weniger der krassen Selbstgerechtigkeit Vorschub that, als dieses neue Pharisäerthum.

schaft stand und dessen erste Berufung nach Basel bewirkte. Capito hatte schon 1517 den Bischof zur Reformation des Clerus aufgefordert.*) Unter den übrigen Geistlichen nennen wir noch als Freunde der Reformation einen Wolfgang Wyßenburg, Leutpriester am Spital, Sohn eines Rathsherrn, Marx Bersy, Leutpriester bei St. Leonhard, unter den Ordensgeistlichen den Predigermönch Hans Sündli, genannt Luthard und besonders den Guardian der Barfüßer, Konrad Pellikan (Kürsner) **) und den Augustiner Thomas Geyerfalk.

Nur ein vorübergehendes Aufsehen machte der Pfarrer Wilhelm Röubli aus Rothenburg am Neckar, Pfarrer zu St. Alban, der im Jahre 1521 bei der großen Procession des Fronleichnams statt der Reliquien eine Bibel vortragen ließ, auf der mit großen Buchstaben geschrieben stand: „BIBLIA, das ist das rechte Heiligthum, das andere sind Todtenbeine". Die Priesterschaft kam klagend dawider ein; der größere Theil aber der Bürgerschaft stand auf Röublins Seite. Derselbe hatte auch in seinen Predigten das Meßopfer, das Fegefeuer, die Anrufung der Heiligen anzutasten gewagt. Nachdem es zu Unruhen und beinahe zu Thätlichkeiten gekommen, ward Röublin aus der Stadt gewiesen. Er wandte sich nach Wytikon im Kanton Zürich und schlug sich in der Folge zu den Wiedertäufern. Von dem oben erwähnten Wyßenburg aber sagt eine Basler Chronik: „Dieser junge gelehrte Mann fing auch an, die Wahrheit des göttlichen Wortes zu verkündigen; der überkam den Anhang der Gemiende viel fester, als der

---

*) Ueber ihn und seine Wirksamkeit soll der 3. Band des Gesammtwerkes ein Weiteres berichten.

**) Pellican, geb. den 8. Januar 1478 zu Ruffach im Elsaß, war der Sohn einfacher Bürgersleute. Seine gelehrte Bildung verdankte er seinem Oheim mütterlicher Seite, Jodocus Gallus in Heidelberg. Nachdem dieser ihn aber als einen noch unreifen Jüngling entlassen, fand derselbe bei den Minoriten Unterstützung, in deren Orden er sich 1493 aufnehmen ließ. In Tübingen setzte er sodann unter dem Gelehrten Paulus Scriptoris seine Studien fort. Ohne alle fremde Anleitung lernte der wißbegierige Jüngling das Hebräische an einer schön geschriebenen Handschrift, in deren Besitz er gekommen war. Erst später half ihm der große Meister im Hebräischen, Reuchlin auf die rechte Spur. Von da an machte er immer größere Fortschritte. Nachdem er 1501 die Priesterweihe empfangen hatte, kam er 1502 als Lector der Theologie nach Basel. Im Jahre 1504 ertheilte ihm der päpstliche Legat, Cardinal Raimund, den Grad eines Licentiaten der Theologie, später den Doctorgrad; der bescheidene Mann hat aber von keinem dieser Titel Gebrauch gemacht. Nach verschiedenen größeren Reisen, auf denen er auch nach Rom gekommen war, finden wir ihn 1519 wieder als Lector in Basel. Wie sehr er durch seine freien Ideen sich dem Verdacht der Ketzerei aussetzte, beweist, daß er auf einem 1522 zu Leonberg in Schwaben gehaltenen Capitel seiner Ordensbrüder des Lutheranismus verdächtigt wurde. — Wir werden später wieder auf ihn zurückkommen.

Vorige (Röublin). Er fing an, die lateinische Messe auch deutsch zu halten, damit man hören möchte, worauf sie gesetzt wäre. Damit waren aber die Pfaffen nicht wohl zufrieden; doch wollte es ihnen da nicht gelingen wie vorher; denn dieweil er ein Burger war und sein Vater des Raths, der auch große Gunst hatte, mußten sie ihn bleiben lassen".

3. Oekolampads Stellung zu Feind und Freund. Seine erste Lehrthätigkeit und schriftstellerische Arbeiten.

Man sollte erwarten, daß wie die reformatorische Richtung unter der Geistlichkeit und den Mönchen ihre Freunde und Vertreter fand, sie dieselben noch in reicherem Maße bei der Körperschaft gefunden habe, der die Pflege der Wissenschaft in erster Linie anvertraut war, bei der Universität. Allein dem war nicht so; bei der zunftartigen Abgeschlossenheit der gelehrten Welt blieb diese den Bedürfnissen des Volkes großentheils ferne. Im Sonnenscheine ihres Ruhmes wandelten die Priester der Wissenschaft an den Abgründen des geistlichen Elendes vorüber, und nahmen nur selten den Unglücklichen wahr, der unter die Mörder gefallen, am Wege lag. Und so bildete, mit wenigen Ausnahmen, die Universität, die schon durch ihre äußere Stellung an das päpstliche Interesse geknüpft war, eher einen Damm gegen die aufkommende Richtung der Zeit, als daß sie freundlich die Hand geboten hätte zur Rettung der Seelen von der Macht des Irrthums und der Finsterniß. Zwar hatte Thomas Wittenbach von Biel eine rühmliche Ausnahme gemacht. Zu seinen Füßen war noch Zwingli gesessen, und aus seinem Munde hatte er es vernommen, daß der Tod Christi das einzige Lösegeld für unsere Sünde sei, der Ablaß aber eine menschliche Erfindung*). Aber dieser treffliche Lehrer hatte Basel zu eben der Zeit verlassen, da Oekolampad hinkam (1522) und sich seiner Vaterstadt zugewendet, wo er als Reformator fortwirkte. Er starb 1526. Auch Ludwig Ber (Bär, Ursus) ein geborner Basler und Sohn eines Rathsherrn, gehörte zu den Wortführern jener Aufklärung, für die Erasmus wirkte; er war einer seiner vertrautsten Freunde **). Er hatte in Paris Philosophie und Theologie studirt und dort den Doctorgrad sich erworben. Seit 1513 lehrte er in seiner Vaterstadt die Theologie und bekleidete zugleich das Amt eines Stiftpropstes zu St. Peter. Allein so wenig als sein großer Freund und Gönner, so wenig wußte er sich in den eigentlichen Geist der Reformation zu finden. Darum urtheilte er, ähnlich wie Erasmus von Luther, er sei der unbeholfene Führer einer trefflichen Sache ***) und stellte sich nachgerade auf

*) Vgl. den I. Band des Gesammtwerkes (Zwingli von Christoffel) S. 6 u. 7.

**) Erasmus nennt ihn Theologum absolutissimum, patronum et amicum incomparabilem.

***) optimam causam ab ipso non optime agi.

die Seite der Gegner. Vollends abgeneigt der Reformation zeigte sich der Theologe und Domherr Johannes Gebwiler (Sattler) von Colmar gebürtig. Dieser verband sich mit dem Rector der Universität, Johann Romanus Wonnecker, Doctor der Rechte und der Arzneikunde, um der Verbreitung Lutherischer Schriften, die aus der Druckerei des Adam Petri hervorgingen, entgegenzuwirken. Und in der That wurden in Basel mehrere Schriften Luthers mit dessen Bewilligung nachgedruckt, und Pellican besorgte die Correctur *). Auch die in Wittenberg erschienene Uebersetzung des neuen Testamentes wurde (1522) in Basel nachgedruckt. Als die Gefahr immer größer zu werden drohte, entschloß sich Wonnecker, in einer öffentlichen Disputation die Sache der Reformation darnieder zu kämpfen. Am Weihnachtstage 1522 schlug er an den Kirchthüren Thesen gegen Luther an und versandte dieselben nach allen Seiten. Man erwartete, daß Faber, der Weihbischof von Constanz und Zwingli von Zürich her zu diesem Kampfe sich einfinden würden, obgleich die, welche die Hohlheit Wonneckers durchschauten, nur ihr Gespötte damit trieben. **). Die Disputation kam aber nicht zu Stande. Das Gewitter entlud sich anderswo. In Zürich sollte, und zwar schon im Januar 1523 der entscheidende Kampf gekämpft werden. Dieß erbitterte die Basler Theologen noch mehr. Unter andern schimpfte Gebwiler, „es wären alles Buben, die gen Zürich auf die Disputation gingen, und wär' der Zwingli auch ein Bub" ***). Aber auch Oekolampad versprach sich nicht viel Gutes davon und lehnte die an ihn ergangene Einladung ab. Vernehmen wir ihn darüber selbst, zuvor aber Zwingli's Antwort auf den früher (Abschn. 1.) erwähnten Brief Oekolampads. — Unter'm 14. Januar 1523 schreibt Zwingli an den „frommen und gelehrten" Oekolampad: †)

„Vielfach umhergetrieben, bleibe ich unbewegt, nicht aber im Vertrauen auf meine eigene Kraft, sondern auf den Felsen Christus, durch den ich alles vermag. Er ist es, der mich stärkt und beseelt. Wollen die traurigen Nachrichten über die Bedrängniß des Evangeliums mich niederschlagen, dann werde ich anderseits wieder gehoben und aufrecht erhalten durch den fröhlichen Fortschritt desselben. Drohet der Eine mit tausendfältigem Tod, so erquickt mich der Andere mit christlichen Zuschriften. Solches hast du zu thun begonnen und wirst es auch mehr als einmal noch ins Künftige thun, wenn du mir deine Liebe bewahrst. Nicht als ob ich das hohe Lob, womit du mich beschwerst, für ein verdientes hielte, sondern weil ich sehe, daß du ein Herz hast, wie ich eines zu haben wünschte und wozu ich wohl einige Anlagen in mir

*) Vgl. den Brief Luther's an ihn vom Jahr 1521. Bei de Wette I. S. 553.

**) So Glarean in seinen Briefen an Zwingli vom 30. Dec. 1522 und Ende Januar 1523. (Opp. VII. p. 257. 263.).

***) Glarean an Zwingli a. a. O. p. 226.

†) Opp. VII. p. 261.

verspüre; denn wenn wir vernehmen, daß einige rechtschaffene Männer richtig von Christo denken, so geht auch uns bald das Herz auf, und wir lassen uns dann hinreißen, sie mit Lob zu überschütten, so zwar, daß es fast an's Lächerliche streifen könnte, wenn nicht diejenigen, an welche wir solches schreiben, mehr die gute Absicht des Briefstellers, als ihre eigene Person berücksichtigten. So könnte auch ich, wenn ich nicht deine Gesinnung mehr als meine Person in Erwägung zöge, dich nicht von Thorheit freisprechen, daß du mich als einen gewaltigen Herold Christi, dich aber als einen darstellst, der beim Gepäcke weilt. Ich wenigstens hatte stets eine höhere Meinung von dir, als gewisse buntgemalte Pfauen, die allein ihrer schwülstigen und gespreizten Rede wegen sich weise dünken und auf alle Andern mit Hochmuth herabschauen. Weißt du doch die Frömmigkeit so sehr mit Humanität und Gelehrsamkeit zu verbinden, daß schwer zu sagen, welche unter diesen in dir den Vorrang behaupte. Doch lassen wir das gut sein und besprechen wir das mit einander, was zur Förderung der christlichen Lehre frommt".

Nachdem Zwingli dann einiges Andere mit seinem Freunde besprochen, fährt er fort: „Ueber die bevorstehende Disputation, die unsere Regierung angeordnet, wird der Ueberbringer auf Verlangen das Weitere berichten. Es geht das Gerücht, daß der Vikar des Bischofs von Constanz (Faber) auch erscheinen werde. Gebe Gott, daß er nicht zurückgehalten werde, damit weder Rom noch Constanz um ihre Siege betrogen werden, die sie bisher davon getragen haben. Lebe wohl und fahre fort, durch deine Briefe mich zu belehren, zu ermahnen, zu ermuntern".

Oekolampad antwortete unterm 17. Januar (am St. Antoniustage): *)

„Du thust wohl daran, und unternimmst etwas deiner Stellung, wie deiner frommen Gesinnung gleich Würdiges, mein Ulrich! wenn du dich bereit hältst und dich anerbietest, über deinen Glauben und deine bisherige Lehre Rechenschaft zu geben. Das heißt die apostolische Regel befolgen und die Aufrichtigkeit der christlichen Gesinnung bewähren. Ich bitte unsern Herrn Christum, daß, was mir in gutem Geiste angefangen scheint, nicht im Fleisch vollendet werde; denn daß dergleichen nicht selten geschehe, wird deiner Klugheit nicht entgehen. Auch ich verspreche mir Gutes und nicht geringen Erfolg zum Besten der christlichen Gemeinde, sobald das Heilige, wie sie sagen, heilig behandelt wird. Ich höre, ein gewisser Hochberühmter **) soll sich darüber spöttisch und mißbilligend haben vernehmen lassen; doch mag dieser gelten, was er ist. Wer weiß, von wannen der Herr die Strahlen seines Lichtes kräftiger und frühzeitiger (als anderswoher) will hervorgehen lassen? Du scheinst mir den rechten Weg einzuschlagen; aber wenn das geschehen sollte, wovon erst das

*) Opp. VII. p. 262.

**) Erasmus?

Gerücht ging, so würde ich es weniger gutheißen. Es hieß nämlich, es soll bei Euch eine Disputation gehalten werden unter deinem Vorsitz. Du weißt nun, wie viele Jahre her in den Schulen auf das Heftigste gestritten und gefochten worden ist, aber je mehr man sich in Worten gezankt hat, desto größerer Schaden ist daraus der Wahrheit erwachsen. Wenn die Rechthaberei nicht schon der Disputation voraus geht, so folgt sie ihr doch sicherlich auf dem Fuße. Diese Rechthaberei erzeugt Streitsucht, und diese führt wieder andere noch viel ärgere Uebel mit sich. *) Wie soll nun aber die Wahrheit und die Weisheit von oben da unversehrt bleiben, sie, die ein demüthiges und gelassenes Herz verlangt, voll frommer Scheu vor den Worten des Herrn, ein Herz, das lieber die äußerste Schmach, ja das äußerste Verderben sich gefallen läßt, als daß auch nur das Geringste der göttlichen Wahrheit und Ehre entzogen werde? So sehr ich es deßhalb auch billige, daß du die Aufrichtigkeit deiner Lehre den Widersachern gegenüber mit Sanftmuth vertheidigen willst (und o daß alle von dieser Gesinnung beseelt wären!), so sehr würde ich das Vorhaben mißbilligen, wenn du zu bloßer Befriedigung der Streitlust den Kampfplatz beträtest, was übrigens (ich zweifle nicht) deiner sanften Gemüthsart fern liegt. Nimm, mein Ulrich! diese, wenn auch unzeitige und überflüssige Mahnung eines Freundes nicht übel auf. Ich sehe schon im Geiste, wie die Gegner das grobe Geschütz ins Feld führen und ihre Minen graben. Darauf legen sie es an, dich aus deiner ruhigen und gehaltenen Fassung zu bringen, damit du dann weniger auf das zu achten vermögest, was der Geist Gottes dir eingibt. Sodann suchen sie es dahin zu bringen, daß durch allerlei menschliche Satzungen und Gewohnheiten ihre Ehre aufrecht erhalten werde, indem sie die als Wühler verlästern, welche den göttlichen und evangelischen Gesetzen gehorsam sind. Du aber hast das prophetische Wort, hast die göttlichen Aussprüche für dich; ich bin gewiß, du würdest eher dein Leben, als ein Jota davon lassen. Du wirst nichts auf deinen eigenen Kopf hin behaupten, sondern in allen Dingen wird die heilige Schrift dir oben an stehen, durch die Gott selber redet. Sie wird auch allein Richterin sein zwischen dir und dem Widerpart. Wer (bei der Disputation) die Schiedsrichter sein werden, ist mir nicht bekannt; hoffentlich doch rechtschaffene, fromme Männer, denen die Wahrheit über alles geht, auch wenn die ganze Welt darob zürnen sollte. Aber anderseits flößt mir auch des alten Feindes List den Verdacht ein, es möchten sich auch Einige unter ihnen finden, die einen weniger geübten Sinn haben und mehr nach dem Herkommen sich richten, als das ins Auge fassen werden, was der fromme und heilige Wille des Herrn ist. Der Herr Jesus sei mit dir, durch dich überwinde er

*) Ganz damit übereinstimmend schrieb er auch am 21. Januar an Caspar Hedio in Mainz: „Was erzeugt die Disputation anders als Zänkerei, und was die Zänkerei anders als Zwist, und der Zwist anders als Haß? Wo aber der Haß regiert, wie kann da die Wahrheit eine gute Statt finden?“ Epp. fol. 209.

und mache er zu nichte seine Feinde, tröste und erhebe er die Seinigen. Ich bin vollkommen überzeugt, daß du dir die christlichen Ermahnungen deines Freundes werdest wohlgefallen lassen. Lebe wohl".

Ganz übereinstimmend hiemit äußert sich Oekolompad wenige Tage nachher, wiederum an Zwingli unterm 21. Januar (am Agnesentage), *) als dieser die Einladung zur Wonnecker'schen Disputation abgelehnt hatte. Er billigt dieses Ablehnen.

„Welcher redliche Mann, schreibt er, welches redliche Herz, dem an jenem Frieden etwas liegt, den uns Christus so dringend empfohlen hat, wird leichtsinniger Weise sich in einen Kampf einlassen, von dem er nichts Gutes, wohl aber Verspottungen in Fülle davontragen wird? Was soll anders von einer solchen Versammlung gehofft werden? Wohl dem, der nicht Theil hat am Rathe der Göttlosen. Du handelst also der Klugheit gemäß, wenn du zu Hause bleibst". So weit ging die Verstimmung Oekolampads gegen das Schulgezänke, daß er in seinem Eifer die Universitäten Bordelle des Teufels **) nannte.

Solche Urtheile dürfen uns nicht befremden. Aehnlich hatte sich ja auch Luther über die „Teufeleien" der hohen Schulen seiner Zeit und über die damalige Philosophie geäußert. So viel war richtig, daß das Heil, dessen die Zeit bedurfte, weder von den hohen Schulen, noch von den hohen Würdenträgern der Kirche erwartet werden durfte. Darum billigte es Oekolampad in eben diesem Briefe gar sehr an der Zürcher Regierung, daß sie das bevorstehende Religionsgespräch nicht in scholastisch-gelehrter Weise, sondern in der deutschen Muttersprache wolle abgehalten wissen und daß alle Schmähungen von vorneherein sollten verboten sein. „Laß dir nicht imponiren, lieber Bruder! schreibt er, durch die Titel unserer Magister, Doctoren, Vicarien, Prälaten! Das sind leblose Schatten. Jemehr Titel, desto weniger Gehalt. Du hast Christus zum Zuschauer. Auf ihn traue in der besten Sache und an seinem Wohlgefallen laß dir genügen. Bewahre den muthigen Sinn, bewahre aber auch die Bescheidenheit. Uebrigens wird der Herr den ganzen Handel hinausführen nach seinem Wohlgefallen."

Und in der That nahm das Religionsgespräch in Zürich, das in den letzten Tagen des Jänners 1523 gehalten wurde, einen für die Freunde der Reformation erfreulichen Ausgang. ***) Auch Oekolampad ward dadurch gestärkt und ermuntert. Er beglückwünschte seinen Freund in einem Briefe vom 16. Februar: †) „Es ist gekommen, wie ich es hoffte, und nie war mir eine Hoffnung sicherer, als diese. Ich wußte, daß Christus, der Herr, seine Sache

---

*) Opp. VII. p. 265.

**) Ἀκαδημίαι εἰσὶ τοῦ διαβόλου πορνεῖα.

***) Vgl. den 1. Band des Gesammtwerkes S. 85 ff.

†) Die Juliani Martyris. Opp. VII. p. 274.

nicht verlassen werde; er ist nahe allen denen, die ihn in Wahrheit anrufen". Er entschuldigt sich, daß der Brief Zwinglis ihm zu spät sei eingehändigt worden und freut sich darauf bei gegebener Muße und Gelegenheit, sich mündlich mit ihm über Alles besprechen zu können, weil dieß auf schriftlichem Wege nicht möglich sei.

So muthig Oekolampad für die Sache der Reformation gestimmt war, so ferne war er von allem stürmischen, herausfordernden Wesen, und so wenig er sich im Allgemeinen von den mündlichen Disputationen versprach (die Zürcher hatten freilich eine rühmliche Ausnahme gemacht), so wenig versprach er sich von Streitschriften. Sein jüngerer Freund, Ambrosius Blarer, *) der in Folge seiner gewonnenen Ueberzeugungen das Klosterleben verlassen hatte, hatte eine Schrift verfaßt, worin er sich über diesen Schritt rechtfertigte. Er sandte die Schrift an Oekolampad, mit der Bitte, sie zum Druck zu befördern. Dieser sah sie durch und fand um so mehr Wohlgefallen an ihr, als seine Erlebnisse mit denen Blarer's viele Aehnlichkeit hatten: dennoch rieth er vom Drucke ab, indem man das Publikum nicht mit Vertheidigungsschriften ermüden müsse **) und ermahnte ihn zur Geduld und zu einem würdigen christlichen Wandel, womit er die übeln Nachreden der Feinde am besten widerlegen werde. Denselben Rath, den er dem Freunde gab, befolgte er auch den pöbelhaften Ausfällen eines Cochläus gegenüber, der seinen Austritt aus Altenmünster in ein gehässiges Licht gestellt hatte. Er ließ die Schmähschrift unbeantwortet und erst bei Gelegenheit sprach er sich in einem ruhigen und würdigen Tone über die Sache aus. ***)

Das nachtheilige Urtheil, das Oekolompad über die Universitäten ausgesprochen, hatte natürlich nur der Ausartung derselben gegolten. Oekolampad gehörte nicht zu denen, welche die Bedeutung der Wissenschaft auf dem Gebiete des Glaubens verkennen oder geringschätzen. Nicht Rohheit und Unwissenschaftlichkeit sollten unter dem Schilde einer um so aufrichtigern Frömmigkeit an die Stelle theologischer Gelehrsamkeit treten. Vielmehr sollte diese, belebt durch ein gründliches und gesundes Studium der Schrift, die falsch berühmte Kunst überwinden, die bisher mit ihrer Weisheit die Geister mehr geblendet, als erleuchtet hatte. Darum erkannte er es als hohe Pflicht, auch an der Uni-

*) Blarer (Blaurer), aus einem alten Patriciergeschlechte, geb. zu Constanz den 12. April 1492, war frühzeitig in den Mönchsstand getreten, er ging in das Benedictinerkloster Alpirsbach in Schwaben. Seine Studien machte er in Tübingen, kehrte aber schon 1515 wieder in sein Kloster zurück. Er war bereits Prior, als er durch Luthers Schriften zu einem gründlichen Bibelstudium angeregt wurde. Er brach nun mit dem Orden und trat 1521 aus. Von da an lebte er wieder in seiner Vaterstadt und trat mit Oekolampad und Zwingli in Verbindung.

**) Iam taedet plebem tot Apologiarum. Vgl. Epistolae fol. 196. (Der Brief ist vom 9. März).

***) Im Vorwort zu seiner Uebersetzung des Chrysostomus.

versität seine Gaben zum Besten der evangelischen Sache zu verwenden. Es war dieß um so nothwendiger, als gerade jetzt auch an der Hochschule der Kampf zwischen dem Alten und Neuen sich vorbereitete.

Jener Guardian der Franciskaner, Pellican, dessen wir oben gedacht haben, stand schon seit einiger Zeit im Geruche des Lutherthums. Nun kam im Jahre 1523 in der Fastenwoche der Provinzial P. Satzger nach Basel, zu einer Visitation. Die der Reformation abgeneigten Professoren verklagten den Pellican, sowie den Vice-Guardian Kreiß und den Prediger Johann Luthard als Anhänger Luthers. Satzger wollte sie wo andershin versetzen; allein der Rath protestirte dagegen und drohte, auch die übrigen Minoriten zu vertreiben, wenn die genannten Männer entfernt würden. Satzger fand für gut, sich von Basel wegzubegeben. Er stellte nachher selbst dem Pellican das Zeugniß aus, daß er ein durchaus rechtschaffener Mann sei und nahm ihn gegen weitere Verunglimpfungen in Schutz. *) Die Folge dieses Prozesses aber war, daß der Rath, entgegen dem Antrage Satzger's, gerade diejenigen Lehrer absetzte, die sich wider Pellican und seine Freunde erhoben hatten, und von den frei gewordenen Lehrstühlen den einen dem Pellican, den andern aber dem Oekolampad übertrugen. Letzterer erhielt die mäßige Besoldung von 60 Basler Pfund (43 fl. rhein.). Die Universität protestirte zwar gegen diese Verfügung des Rathes, Oekolampad aber betrachtete sich von nun an als rechtmäßigen öffentlichen Lehrer der heiligen Schrift. Während nun Pellican, mehr biblischer Philologe (Sprachgelehrter), als eigentlicher Theologe, die Weisheitssprüche Salomo's erklärte, wagte sich Oekolampad gleich an die höchsten Aufgaben der Schrifterklärung, indem er seine akademische Lehrthätigkeit mit der Erklärung des Jesaia und des Briefes Pauli an die Römer begann. Er hatte die Befriedigung, daß nicht nur Studierende, sondern auch im Amte stehende Geistliche und unter diesen selbst der Weihbischof Telamonius Limpurger sich als Zuhörer einfanden. Auch angesehene Bürger der Stadt besuchten die Vorlesung. Der Ruf davon drang bis zu Luther, und dieser sprach sich höchst annerkennend über das Unternehmen aus, sowohl in einem Brief an Nikolaus Gerbelius in Straßburg, als auch in einer besondern Zuschrift an Oekolampad selbst. **) Im erstern Brief (Januar 1523) heißt es: „Gar sehr freut es mich, daß Johann Oekolampad zu Basel über den Jesaia liest, obgleich ich höre, daß viele ein Mißfallen daran haben. Allein das ist nun einmal das Schicksal der christlichen Lehre. Auch durch diesen Mann wird uns Christus einiges Licht oder Aufschluß über die Propheten geben, was unsern Zeiten eben so noth thut, als den frühern". Unterm 20. Juni aber schreibt Luther an Oekolampad: „Der Herr stärke dich

*) Vgl. Pellicans Selbstbiographie in G. Müller's Bekenntnissen merkwürdiger Männer, IV. S. 63 ff.

**) b. de Wette II. p. 303 und 352.

in deinem Vorhaben, den Jesaia zu erklären, obgleich mir geschrieben wird, daß Erasmus kein Gefallen daran habe, aber dieß möge dich nicht beirren. Wie viel Erasmus von geistlichen Dingen versteht oder zu verstehen vorgiebt, das zeigen seine Büchlein zur Genüge, die früheren sowohl als die neuesten... Er hat gethan, wozu er geordnet war. Er hat die Sprachen eingeführt und von den frivolen Studien (der Scholastik) die Gemüther abgelenkt. Möglicherweise wird er mit Moses im Lande Moab sterben; zu den besseren Studien (zur tiefern Einsicht in das Wesen der Frömmigkeit) gelangt er nicht. Ich wollte, er stände jetzt einmal davon ab, die Schrift mit seinen Paraphrasen (Umschreibungen) erläutern zu wollen; denn er ist der Aufgabe nicht gewachsen und hält die Leser auf, in die Schrift selbst einzudringen. Er hat das Seinige gethan, indem er das Schlechte nachwies; das Gute zu zeigen und in das Land der Verheißung zu führen, das vermag er, so viel ich einsehe, nicht." *)

In eben demselben Briefe erwähnt Luther auch der von Oekolampad gefertigten Uebersetzung des Chrysostomus. Seiner einfach kräftigen Natur sagte die Wortseligkeit des hochgefeierten Redners und der von den alten Rhetoren entlehnte Schmuck weniger zu, und er verhehlte das auch dem Oekolampad nicht.**) Er schließt mit den Worten: „Christus, der in Dir wohnt und durch Dich wirkt, der wird Dich nicht verlassen. Bitte Du auch für mich, der ich so mit äußeren Geschäften überladen bin, daß ich Gefahr laufe, vom Fleisch aufgerieben zu werden, der ich doch im Geist begonnen habe... Die Gnade Christi sei mit Dir."

Hatte Oekolampad mit dem größten Propheten, oder wie man ihn auch genannt hat, dem Evangelisten des alten Bundes, seine Vorlesungen begonnen und von da aus auf die rechten Heilswege des Evangeliums hingewiesen, so schlossen sich daran trefflich die Vorträge an, die er seit August 1523 über den Brief an die Römer hielt, in welchem der größte Apostel des neuen Bundes die Verwirklichung des Heils nachweist, das durch die Propheten geweissagt und in Christo erfüllt wurde. Schon diese, gewiß nicht zufällige Wahl der biblischen Bücher, an denen Oekolampad seine Kraft als Schrifterklärer übte, zeigt uns, daß ihm gar wohl das Centrum bekannt war, auf das der Glaube des

*) Gleichwohl hatten die Paraphrasen des Erasmus für ihre Zeit ihr hohes Verdienst.

**) Auch Oekolampad war übrigens kein unbedingter Bewunderer des Chrysostomus. Er schreibt an Farel (Epp. fol. 492): „Ich habe 55 Homilien des Chrysostomus übersetzt; nicht als ob ich dieselben durchaus gut hieße und nicht Vieles an ihnen vermißte; aber unsere sturmbewegte Zeit, die vieles mit der apostolischen Zeit gemein hat, hat mich veranlaßt, daß ich die Adern auch der minder erprobten Silber- und Goldgruben durchforscht habe, ob ich da etwas fände, das zur Beschwichtigung der Gegner und zum Frieden der Kirche dienlich wäre."

Bibellesers **gerichtet** sein muß, wenn er das Wort Gottes, das Wort des Lebens in ihr **finden** soll, und daß daher die Behauptung, als hätten blos Luther und **die Reformatoren** der lutherischen Kirche auf dieses Centrum (das sogenannte „Materialprincip") hingewiesen, die der reformirten Kirche aber nur das Schriftprincip als ein abstract-formales gekannt, gar sehr der Beschränkung bedarf.

Wie Oekolampad den Jesaia und den Apostel Paulus in seinen akademischen **Vorträgen** behandelte, so nun auch den **Johannes** und zwar dessen Briefe in seinen **Predigten** vor der Gemeinde. Auch diese im Jahre 1523 begonnenen und im Jahre 1524 mit einer Widmung an den Bischof Christoph von Utenheim veröffentlichten Kanzelvorträge (Demagorien) legen einen Beweis ab, wie tief er in das Herz der Schrift gedrungen sei.*) Wie Luther die Vorlesungen über Jesaia, so begrüßte der Mitarbeiter Luthers, **Bugenhagen**,**) diese Predigten. „So wie ich hörte, mein Oekolampad (schrieb er um Michaeli 1524 aus Wittenberg), daß Deine Homilien über den (ersten) Brief des Johannes zu haben seien, schaffte ich mir dieselben an und machte Bekanntschaft mit ihnen. Vor allem wünschte ich dem Worte Gottes Glück und dann Dir selbst. Auch unser **Spalatin**, der Geheimschreiber unsers erlauchten Fürsten, der sie nicht nur obenhin gesehen zu haben versicherte, war voll Lobeserhebungen über sie. Fahre also fort, der Kirche Gottes Deine Dienste zu widmen. Der Herr sei mit Dir, damit wir bald Deinen Jesaia erhalten.***) So Gott will, sollst Du auch nächstens von mir etwas sehen.†)

Nicht aber nur in der gelehrten und auch nicht in der praktischen Schrifterklärung ging Oekolampads Thätigkeit auf; auch die praktischen Fragen im engern Sinne beschäftigten ihn, die Lebensfragen der Gegenwart und unter diesen zunächst **die** Frage, die zu allen Zeiten die christliche Liebe wie die christliche Klugheit in gleichem Maaße beschäftigt hat: die **Armenfrage**. Welches sind die Grenzen der christlichen Wohlthätigkeit? Soll man dem Armen und Nothdürftigen unter allen Umständen helfen oder eine Auswahl der Würdigen treffen? Diese Frage beschäftigte auch die damaligen Sittenlehrer, und eben diese Frage suchte Oekolampad in einem Sendschreiben an seinen Freund,

---

*) Vgl. die mitgetheilten Predigten in der „Auswahl der Schriften" I.

) **Bugenhagen, Joh. (Pomeranus, Dr. Pommer), war nächst Melanchthon das einflußreichste Werkzeug zur Ausbildung und Verbreitung der von Luther begonnenen Reformation in Sachsen. Melanchthon nannte ihn vorzüglich den Grammaticus. Er nahm besonders auch Theil an der Lutherischen Bibelübersetzung. — Der Brief an Oekolampad findet sich Epp. fol. 169.

***) Er erschien erst 1525 im Druck: Commentariorum in Prophetam Esaiam libri V, ebenso die Annotationes in Ep. ad Romanos. Dagegen waren die Demagoriae i. e. Conciones XXI. in Ep. Joh. I. schon 1524 erschienen.

†) Wahrscheinlich ist seine Auslegung der Psalmen gemeint, die 1524 erschien.

den Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden (im Juli 1523) zu beantworten.*) Wenn die heutige Moral, bei der die Klugheit (auch vom christlichen Standpunkte aus) eine wesentliche Stimme hat, zwischen unwürdigen und würdigen Armen scheiden zu sollen für Pflicht erachtet, so geht Oekolampad bei Erörterung dieser Frage lediglich vom Begriff des herzlichen Erbarmens aus gegen alle die, welche Gottes Vorsehung uns als Hülfsbedürftige zusendet, damit wir an ihnen thun, was er ohne Aufhören an uns thut, der seine Sonne scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte. Dabei kommt es nicht auf die Größe der Gabe an, wohl aber auf die Gesinnung, mit der die Gabe gereicht wird. Maßgebend aber soll die Größe des Elendes und nicht die Würdigkeit des Armen sein. Derjenige würde sich eines Mordes schuldig machen, der einem König zu Hülfe eilte, der in den Koth gefallen, während er den Reitknecht in den Fluthen ertrinken ließe, mit denen er ihn ringen sähe.**) Ein Haupthinderniß der Wohlthätigkeit erblickte Oekolampad in der Genußsucht der Reichen, die das Wohlleben als ein Recht ansprechen, während sie den Bruder darben lassen. Selbst die Sorge für die eigenen Kinder läßt er nicht als Entschuldigung der Kargheit gegen die Armen gelten. Wo steht geschrieben, daß wir unsere Kinder als Prinzen erziehen, daß wir ihnen Schätze hinterlassen sollen? Das Wort Pauli 2. Cor. 12, 14, das Jemand hiefür anführen möchte, kann nicht als ein Gebot gelten. Daß Oekolampad sogar gegen das Zinsnehmen sich erklärt, kann uns bei den damaligen Verhältnissen und Anschauungsweisen nicht auffallen.***) Mag überhaupt das Eine und Andere in dieser Schrift nicht buchstäblich mehr seine Anwendung finden in unserer Zeit, so legt dieselbe doch ein schönes Zeugniß ab von einem Herzen, das von der Liebe Christi durchdrungen, sich die Noth der Brüder nahe gehen ließ. „In allen Stücken, so schließt der schöne Brief, laß uns, mein Bernhard, Christi Ehre suchen; er ist getreu und wird uns nicht fehl greifen lassen (in unsern Almosen), sondern alles wird in Ihm gesegnet sein." —

Wir haben in der Mittheilung der wissenschaftlichen und litterarischen Thätigkeit Oekolampads in den Jahren 1523 und 24 zum Theil den Ereignissen vorgegriffen, die den Kampf um die reformatorischen Grundsätze in Basel in die Oeffentlichkeit geführt haben. Treten wir nun näher auf den Kampfplatz selbst.

---

*) De non habendo Pauperum delectu. Io. Oecolampadii Epistola utilissima (gedruckt bei Kratander). Das Jahr darauf gab er eine ähnliche Schrift an Konrad Peutinger heraus de erogatione eleemosynarum.

**) Freilich eine Verwechselung der Würde des Standes mit der sittlichen Würdigkeit des Nothleidenden!

***) Schon 1520 hatte Oekolampad die Predigt des h. Basilius wider die Wucherer und wie schädlich es sei, Wucher auf sich zu nehmen, ins Deutsche übersetzt und ebenfalls dem Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden gewidmet. Später modificirte er seine Ansichten. Vgl. Epp. f. 22.

4. Die ersten öffentlichen Disputationen.

Oekolampad, Stephan Stör, W. Farel.

Die Wonnecker'sche Disputation war zu Wasser geworden. Nun ergriff Oekolampad, ermuthigt durch den Ausgang des Zürcher Religionsgesprächs, die Initiative und machte im August 1523 eine Anzahl von Sätzen bekannt, die er an einem Sonntag Nachmittags im großen Collegium zu vertheidigen sich anheischig machte. Es waren nicht sowohl scharf artikulirte Thesen in Form des Angriffs, als vielmehr ruhig gehaltene Vertheidigungssätze gegen die „Schmachreden" der Gegner, die er unter 4 Abschnitte brachte.*) Er erklärte sich bereit, Bericht zu geben und das nicht zur Kurzweil oder als bloße Schulübung („in Schimpf oder Schulrecht"), sondern in ernstlicher Weise; nicht in zänkischer („hädrischer") Disputation, sondern in „freundlicher Berichtigung und Zusammenvergleichung heiliger Schrift". Ganz gemäß den Ansichten, die er sich überhaupt über den Werth und Unwerth der Disputationen gebildet hatte! Die Sätze lauteten ihrem Inhalte nach so:

1. Die Worte Christi, die durch seinen heiligen Mund oder durch seine Werkzeuge, die Apostel, geredet sind, sind Geist und Leben und werden mit Recht das Brot des Lebens genannt, durch das auch wir leben sollen. Alle weltliche Philosophie dagegen und die pharisäischen Aufsätze und menschlichen Lehren sind Fleisch und darum zu nichts nütze, oft sogar schädlich und werden billig Spreu genannt,**) mit denen der verlorne Sohn nicht mag gesättigt werden.

2. Der Unglaube ist die Hauptursache, daß das Wort Gottes bei Vielen so unkräftig ist, und wider seine Art, keine Wunder wirkt. Es ist nothwendig zum Bau Gottes, daß die Predigt vom Kreuz (d. i. des Glaubens) reichlicher und vor allem andern dem Volke verkündigt werde. Wem die Predigt des Glaubens mißfällt, dem mißfällt Jesus, der Gekreuzigte. Das wahrhaftigste und heilsamste Evangelium (die gute neue Botschaft), wie sie besonders von Christo den Aposteln befohlen ist, ist die Predigt von der Vergebung der Sünden und das Heil in Christo, nicht aber in den Werken und Genugthuungen. Da alle unsere Gerechtigkeit unrein ist, wie mag es dann sein, daß unser Heil wo andersher entstehe, denn aus dem Glauben, der nichts der Creatur, sondern alles der göttlichen Barmherzigkeit zuschreibt?

3. Das wahrhaftigste Evangelium, das würdig ist, von Jedermann angenommen zu werden, ist, daß auch die allergrößten Sünder einen freien Zugang haben zu Christo und daß wir keiner Fürbitter bedürfen. Aber gottlos ist und zuwider der evangelischen Lehre, wenn uns geboten wird die Anrufung

---

*) Sie finden sich deutsch und lateinisch in einem alten Drucke (ohne Datum), in den Antiq. Gernl. Tom. I.

**) Im lateinischen Text siliquae (Schoten, Träber).

der Heiligen. Das heißt den Glauben an Christum wegnehmen, nicht aber ihn mehren.

4. Das wahrhaftigste Evangelium ist, daß Gott seines eingeborenen Sohnes nicht geschont, sondern ihn für uns in den Tod dahin gegeben hat. So er ihn uns hat gegeben, hat er mit ihm uns alle Dinge gegeben; denn die so Christo angehören, sind Herren aller Dinge. Welche Brüder Christi sind, die sind durch Christum Priester und Könige, und sind nicht mehr unter, sondern über dem Gesetz, nicht mehr Knechte, sondern Herren, auch über Zeit und Ort, über Speise, Kleider und Werke. Wer solches läugnet, verdunkelt die Gnade Christi und sucht die Freiheit umzubringen, die uns das Blut Christi erworben*) hat. Daher nennt der Apostel in heiligem Eifer die Lehre derer eine teuflische Lehre, die da Speisen und Ehe verbieten. Nichtsdestoweniger bleiben bei der großen christlichen Freiheit unverrückt die Gesetze und die Gerechtigkeit der weltlichen Gewalt, und da steht es am besten um das Regiment des gemeinen Wesens, wo Christus seinen Vorgang hat und regiert in Lehre und Leben.

Wie so ganz evangelisch sind doch diese Sätze, so ganz gerichtet auf die Heilsvermittelung, mit Hinweglassung alles dessen, was blos die äußeren Gewohnheiten und Uebungen betrifft! Wie Luther in den Thesen zu Wittenberg, so ging auch Oekolampad in seinen Thesen von dem Mittelpunkt des christlichen Glaubens, von dem Heilsbedürfniß der armen, trostbedürftigen Seelen, aus. Wie der Schatten dem Lichte, so folgt in seinen Thesen das Nein dem Ja, aber das Ja ist ihm überall das Erste; denn aufzubauen und nicht niederzureißen war die Aufgabe der Reformation. Und diese Aufgabe hat Oekolampad begriffen und sie zu lösen gesucht. Um so mehr muß es uns schmerzlich berühren, daß die Universität, von Ber geleitet, gegen die Disputation protestirte. Es erging ein förmliches Verbot von Seiten des Rectors und der Regenz an alle Angehörigen der Universität, der Einladung Oekolampads zu folgen, von dessen Person in den geringschätzigsten Ausdrücken gesprochen wurde, als von einem obscuren Menschen, der sich herausnehme, was ihm nicht gezieme. Das Gespräch fand aber dennoch statt, und zwar an zwei aufeinander folgenden Tagen, den 30. und 31. August. Von dem Hergang desselben verlautet nichts Näheres, wohl aber vom Erfolg. Aus dem Berichte eines Gegners, des Karthäusers Georg, vernehmen wir, daß es in deutscher Sprache gehalten wurde und viele Zuhörer, namentlich aus dem weltlichen Stande, sich dabei betheiligten,**) wie denn auch Erasmus um

---

*) „erarnet" im deutschen Text.

**) Reformations-Chronik des Karthäusers Georg, übersetzt und zusammengestellt von K. Buxtorf. Basel 1849. S. 7 und Anm. 14. (Der Chronist setzt die Disputation in die Mitte August.)

dieselbe Zeit an Zwingli in Zürich schrieb: „Oekolampad hat bei uns die Oberhand.*)

Nicht lange nachher erneuerte sich das Schauspiel einer öffentlichen Disputation in andrer Weise durch das Auftreten eines Mannes in Basels Nachbarschaft. Der Leutpriester von Liestal,**) Stephan Stör, aus Dießenhofen im Thurgau gebürtig, lebte, wie so viele andere, selbst geachtete Geistliche jener Zeit, im Concubinate.***) Sein Gewissen trieb ihn aber, besonders nachdem er sich aus der heiligen Schrift eine strengere Ansicht von der Ehe gebildet, diesen für ihn unhaltbar gewordenen Zustand gegen eine rechtmäßige Ehe zu vertauschen. Er verlobte sich demnach mit seiner bisherigen Haushälterin feierlich und öffentlich in der Kirche und erklärte der Gemeinde seinen Entschluß, als verehelichter Pfarrer bei ihr zu bleiben. Um aber diesen Schritt grundsätzlich zu rechtfertigen, wandte er sich durch Vermittelung des Liestaler Stadtraths an den Rath zu Basel und erwirkte von diesem die Erlaubniß, in einer öffentlichen Disputation die Rechtmäßigkeit der Priesterehe darthun zu dürfen. Es war am Sonntag Invocavit (Anfangs Februar) 1524,

*) Oecolampadius apud nos triumphat. So nach einem Briefe Zwingli's an Oekolampad vom 11. October 1523. Opp. VII. p. 312. In dem Briefe des Erasmus an Zwingli von Ende August (Opp. p. 308) findet sich dieses Wort nicht, sondern er meldet blos, Oekolampad habe vor einiger Zeit Thesen zu einer Disputation bekannt gemacht; er sei aber beschieden worden, dieselbe aufzuschieben; nun aber gehe sie vor sich. Das Lob, das er hier dem Oekolampad spendet, ist schon sehr kühl: „Er ist ein ganz trefflicher Mann, aber für Ermahnungen unzugänglich, auch wenn sie von befreundeter Seite herkommen." Dem Erasmus war auch hinterbracht, was Luther über ihn an Oekolampad geschrieben, und darüber zeigt er sich sehr empfindlich. „Adiicit (Lutherus) me veluti Mosen eduxisse ex Aegypto, caeterum moriturum in campestribus. Utinam ipse sit Iosua, qui perducat omnes in terram promissionis!" Gleichwohl glaubt Zwingli dem Oekolampad es rühmen zu müssen, daß Erasmus seiner freundlich gedenke. Auch wünscht er dem Oekolampad Glück zum Fortgang des Evangeliums in Basel.

**) Liestal (Liechstall), 3 Stunden südöstlich von Basel, im fruchtbaren Thale der Ergolz, war im Jahre 1400 von Bischof Humbert von Neuenburg an die Stadt Basel verkauft worden. Die ältesten Herren von Liestal waren die Grafen von Froburg, dann die von Homburg. Vgl. L. A. Burckhardt, Die Verfassung der Landgrafschaft Sisgau, in den Baseler Beiträgen zur vaterländischen Geschichte. Bd. III. S. 325 ff.

***) In Straßburg war der Pfarrer zu St. Thomas, Antonius, im Jahre 1523 in demselben Falle wie Stör, und auch er schritt zur Ehe unter lautem Beifall des Volkes; vgl. den Brief des Nic. Gerbelius an Joh. Schwebel vom 21. April bei Scultet. Annal. ad ann. 1523. p. 168. Sein Beispiel scheint auf Stör gewirkt zu haben. — Auch der Vater Bullingers litt an dem „unseligen Widerspruch, der zwischen der unevangelischen Satzung und der laxen Praxis" bestand. S. Bullingers Leben von C. Pestalozzi (des Gesammtwerkes V. Bd. S. 5).

als er fünf Sätze an den Kirchthüren und am Collegium der Universität anschlug, zu deren Vertheidigung er sich erbot. „Alle fromme Christen, und die zumal, denen es von Amtes wegen gezieme", wurden dazu eingeladen. Sie sollten am künftigen Dienstag Vormittags im großen Hörsaale des Collegiums erscheinen und ihn, wo er geirrt habe, aus der heiligen Schrift eines Besseren belehren. Die fünf Sätze lauteten also:*)

1. Die Ehe ist in der Schrift keinem Stande verboten.

2. Dagegen verbieten alle Gesetze allen Ständen den Ehebruch und die Hurerei.

3. Zu Vermeidung der außerehelichen Befriedigung der Lust und der Hurerei ist die Ehe allen Menschen geboten.

4. Unkeuschheit aber und Hurerei geziemt keinem Stande weniger, als dem geistlichen Stande, des Aergernisses wegen.

5. Ein öffentlicher Hurer ist nach dem göttlichen Gesetz in dem rechten und wahren Bann und deßhalb nicht geschickt zur Verwaltung des Priesteramtes.

Das Gespräch ging den 16. Februar vor sich. Eine zahlreiche Zuhörerschaft hatte sich eingefunden, doch waren weder das Domstift noch die Universität vertreten. Gleichwohl forderte Stör zu drei Malen feierlich die Abgeordneten des Bischofs, des Kapitels und der hohen Schule auf, falls einer oder mehrere von ihnen anwesend seien, das Wort zu ergreifen. Als von dieser Seite sich niemand erhob, fragte Stör, ob jemand von diesen Behörden da wäre, der, wenn auch ohne Auftrag, für seine Person mit ihm den Streit aufnehmen wolle? Als auch hier niemand sich regte, ließ er denselben Ruf ergehen an die versammelten Prediger, Priester und Laien; er beschwor sie in Gottes Namen, daß sie doch hervortreten und ihn eines Besseren belehren möchten, was er mit Dank annehmen wolle; doch keiner, schien es, wollte den Anfang machen. Da wandte er sich an Oekolampad mit der Bitte, daß er „als bestallter Ordinarius der heiligen Schrift auf der löblichen hohen Schul zu Basel, sein christlich Gemüth und Herz zu aller Unterweisung um Gottes willen aufschlösse und eröffnete". Oekolampad nahm nun das Wort. Er sei, erklärte er, zwar nicht hierher gekommen, etwas zu den Sachen zu reden, sondern allein zuzuhören; er habe übrigens schon im verwichenen Sommer öffentlich auf der Kanzel gelehrt, daß es teuflisch sei, die Ehe oder Speisen zu verbieten und habe von Weihnachten bis Fasten das 7. Kapitel des ersten Briefes an die Corinther in einer Weise erklärt, daß über seine Meinung kein Zweifel herrschen könne. Weil ihn aber Meister Stephan so flehentlich und ernstlich bitte, so wolle er sich nicht entziehen; denn die Wahrheit an diesem Orte verleugnen wollen, hieße Christum selbst verleugnen. Besonders würde eine solche

*) Sculteti Annales ad ann. 1524 p. 219. Füßli, Beiträge II. S. 151 ff., wo auch der weitere Verlauf der Disputation erzählt wird.

Zurückhaltung denen übel stehen, welche sich Doctoren der heiligen Schrift schelten lassen und sich eidlich verpflichtet haben, bei der Wahrheit bis in den Tod zu bleiben. Er zeigte nun, wie die Satzungen der Kirche auch in diesem Stücke dem Worte Gottes weichen müssen, welches deutlich genug rede, wenn der Apostel lehre: um der Unkeuschheit willen habe ein Jeder (dem die Gabe der Enthaltsamkeit nicht verliehen ist) sein Eheweib und Jede ihren Ehemann. Auch die lange Gewohnheit dürfe keinen Bruch in die heilige Schrift machen. Genug, er wisse sich nicht mit einem einzigen Wörtlein den aufgestellten Artikeln zu widersetzen, die ihm sehr wohl gefielen, und sei begierig zu hören, ob jemand etwas dawider vermöchte.*) Nach Oekolampad sprach Pellican, als zweiter Ordinarius der heiligen Schrift an der Universität. Auch er erklärte sich dahin, daß „die vorgebrachten Artikel genugsam aus dem alten und neuen Testament erwiesen seien, also daß er keinen Zweifel gegen deren Wahrheit und Christlichkeit habe, vielmehr mache er sie ganz zu den seinigen. In den älteren Zeiten, da die Kirche nur wenige Priester hatte, war die Ehelosigkeit eher durchzusetzen, jetzt kann es ohne großen Schaden der Kirche nicht mehr geschehen. In heftigen Worten ließ sich noch ein andrer Barfüßer vernehmen, Jakob Wirben, indem er die Lehre vom Cölibat wiederholt eine teuflische Lehre und eine Ketzerei nannte. Eine willkommene Erscheinung in diesem Kreise war aber der edle Hartmuth (Hartmund) von Kronberg, der sich seit dem Falle Sickingens in Basel als Flüchtling aufhielt.**) Auch ihn fragte Stör um seine Meinung. Er antwortete kurz und einfach: „Obwohl ich nur ein Laie und an Einsicht der Geringste bin unter den hier anwesenden Brüdern, so haben und lesen wir Laien doch das heilige Evangelium in gutem Deutsch und wissen folglich, daß das, was die würdigen Herren unsere Brüder mit vielen Anführungen der heiligen Schrift erzählt haben, die gründliche göttliche Wahrheit sei. In welchen Stücken die Lehrer anders lehren, als das Evangelium Christi, darin sind sie falsche Propheten. Solches will ich als

*) Auffallen kann es, daß die dritte These, welche die Ehe geradezu Allen gebietet, nicht angegriffen wurde. Sie geht offenbar über die Schrift hinaus. Hier finden wir Stör auf demselben Boden mit Carlstadt, der auch die Priester zur Ehe zwingen wollte. Und später wandte sich auch Stör der aufrührerischen Partei im Bauernkriege zu.

**) Nobilis exul, nennt ihn Scultet. Er war der Schwiegersohn Sickingens. Von seinem Schlosse Kronberg (unweit Frankfurt a. M.) hatte er den 16. Mai 1522 Rath und Bürgerschaft von Frankfurt in einem öffentlichen Anschlage aufgefordert, den Irrthümern des Papstthums zu entsagen. Seinem Beispiele waren noch andere Edelleute in der Nähe gefolgt. Sie bedrohten sogar die Geistlichkeit der Stadt mit Fehdebriefen, weil sie den evangelischen Prediger Hartmann Ibach nicht wollten fortpredigen lassen. Der Sturz Sickingens zog auch den seines Schwiegersohnes nach sich; er verlor seine Herrschaft. Ein aufmunterndes Schreiben Luthers an ihn (vom März 1522) bei de Wette II. S. 161.

öffentliches Bekenntniß zur Steuer der Wahrheit allezeit sagen und wie sich's mir gebühret, frei bekennen." Nachdem noch Immelin von Schaffhausen, Leutpriester und Prädicant zu St. Ulrich, und Meister Wolfgang Wyssenburg, Prediger am Spital, ihre Zustimmung zu den Artikeln gegeben und den Gegenstand noch des Weitern entwickelt hatten, bat Stör den Amtsgenossen Oekolampad's bei St. Martin, Meister Bonifacius Wolfhart, er möge nun die Stelle der abwesenden Gegner vertreten und, die Rolle des Opponenten übernehmend, alle die Gründe für das Cölibat anführen, welche man vorzubringen pflege, damit er, wie doch die Ordnung der Disputation es erfordere, sie in aller Form widerlegen könne. Erst nachdem Wolfhart ebenfalls seine Zustimmung zu Stör's Thesen bekannt, übernahm er die ihm zugewiesene Rolle. Zu einem hitzigen Gefechte konnte es unter diesen Umständen nicht kommen; es blieb bei einer einfachen Rede und Gegenrede unter Freunden, die zum Voraus einig waren. Die Ausfälle konnten nicht dem anwesenden, sondern nur dem abwesenden Gegner gelten. Und dieser wurde nicht geschont. Als Wolfhart unter anderen zeigte, wie auch die Bestimmungen der alten Kirche in Betreff der Priesterehe sich nicht immer gleich geblieben und wie auch das päpstliche Recht hierin schwanke, brach Stör in die Worte aus: des Papstes Reich sei „ein vermengtes Muß und wilder Gumpist,*) worin allerlei Kraut und Wurzeln durcheinander liegen; ein solches in sich uneiniges Reich müsse auch in sich selbst zerfallen durch den Hauch des Mundes Gottes". Neues und zur Sache Dienliches war nicht mehr vorzubringen. Als daher noch ein weiterer Redner, Meister Peter Frobenberger, Leutpriester zu St. Alban, aufgefordert wurde, faßte er sich dahin: die Sache sei nun erschöpft und kein Mensch und kein Teufel möge sie weiter widerfechten. Für die Frommen und Gottesgläubigen, welche auf den unveränderlichen Felsen Jesum Christum durch sein lebendiges Wort gebaut und gegründet sind, bedürfe es keiner weitern Bewährung, den Eigenwilligen und Gottlosen aber, deren Geist nicht richtig ist vor Gott, und die Menschentand höher achten, als das klare und untrügliche Wort Gottes, könne doch niemand genug thun, sintemal sie der Schrift nicht glauben und sich vermessen, mit den göttlichen Dingen zu handeln wie mit menschlichen. — Oekolampad nahm dann noch einmal das Wort, um im Allgemeinen mehr über das Verhältniß des Gesetzes zum Evangelium zu reden, und zu zeigen, wie nicht alle Gebote und Satzungen des alten Bundes für die Christen verbindlich seien. Manches habe dort eine vorbildliche Bedeutung, als ein Schatten des Künftigen; anderes aber, wie das Schöpferwort: „wachset und mehret euch", bleibe unverrückt in seiner Kraft; denn so lange Laub und Gras durch den Segen Gottes wachsen, so lange wird auch der Segen Gottes walten über der durch die Ehe geordneten Fortpflanzung

*) Gumpist (aus compositum?) ist noch jetzt im Schweizerdeutschen üblich für ein Gemengsel.

des Menschengeschlechtes. Daran ist durch das Evangelium Christi nichts geändert worden; denn die Menschen sind Fleisch und Blut wie vor Christi Geburt, und nur Wenige haben die besondere Gabe der Enthaltsamkeit. Unchristlich aber ist es, so wir jemand für unrein halten, den Christus mit seinem Blute abgewaschen und durch das Bad der Wiedergeburt geheiligt hat." Nachdem der würdige Mann seine Rede geendet, wandte sich Stör an seine Liestaler und fragte sie, ob ihnen diese Verantwortung genüge? Ihr Stillschweigen galt für eine bejahende Antwort. Nun dankte Stör noch in einer weiteren Rede den Anwesenden und schloß mit dem Wunsche, Gott wolle uns Alle bei seinem heiligen Worte erhalten. Stör kehrte nach Liestal zurück, und von da an fand die Reformation auch Eingang auf der Landschaft.*)

Hatte die Verhandlung mit Stör nur einen einzelnen Gegenstand der alten Lehre zu ihrem Inhalte und nimmt sie in ihrem Verlaufe nur insoweit unsere Theilnahme in Anspruch, als sie uns einen charakteristischen Beitrag zur Zeitgeschichte giebt, so bietet die bald darauf folgende öffentliche Verhandlung mit Farel ein weit höheres historisches Interesse dar, indem sie weit umfassender die gesammte reformatorische Anschauungsweise uns nahe bringt.

Wilhelm Farel,**) den sein Eifer für das reine Evangelium aus seinem Vaterlande und aus der Nähe seines bisherigen Gönners und Beschützers, des Bischofs Briçonnet von Meaux, vertrieben hatte, kam nach längerm Umherirren in Begleitung eines jungen französischen Edelmannes nach Basel. Er fand bei Oekolampad freundliche Aufnahme. Dieser ermunterte ihn auch zu dem öffentlichen Schritte, den er mit jugendlicher Keckheit wagte, im Vertrauen auf Gott, der ihm solchen Muth in die Brust gelegt. Er entwarf einige Thesen und bat die Universität um Erlaubniß, darüber disputiren zu dürfen. Allein diese schlug die Bitte ab. Auch hier zeigte sich Dr. Ber als Hauptgegner. Der Rath hingegen gestattete die Disputation, und als nun die Universität ein Mandat ergehen ließ, in welchem sie allen ihren Angehörigen

*) So finden wir, daß schon im darauf folgenden Jahre 1525 (auf Dienstag nach Galli) ein Pfarrer von Rümmlingen, Georg Stehelin, vor dem dortigen Capitel verklagt wurde, daß er die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im hochwürdigen Sacrament, sowie auch die Fürbitte der Heiligen und der Maria und die Lehre vom Fegefeuer verworfen habe; wenn man ihn nicht widerlege, so werde er dagegen „schreien". Auch in Lauffen wurden die Bilder von den Bauern weggethan, weil sie von ihren Predicanten berichtet seien, daß man die Bilder nicht haben solle. Ochs V. S. 523. 24. In Liestal selbst wurde schon 1524 in der Fasten Fleisch gegessen, ebend. S. 472.

**) Geboren 1489 zu Gap in der Dauphiné. Ueber seine Person und seine Schicksale, soweit dieselben nicht in Oekolampads Geschichte verflochten sind, verweisen wir auf den später erscheinenden 9. Band des Gesammtwerkes. Inzwischen erinnern wir an die Biographie von M. Kirchhofer. Zürich 1831—33. II.

bei Strafe der Relegation verbot, an derselben theilzunehmen, antwortete der Rath hinwiederum durch ein Mandat von seiner Seite (24. Februar 1524), worin das Benehmen der Universität aufs Schärfste getadelt und nun, ihr zum Trotze, gerade allen Predigern, Priestern und Gliedern der Universität geboten wurde, „solcher Disputation beizuwohnen, um wahren Bericht über die göttliche, heilige Lehre zu vernehmen". Allen, welche sich dem Mandat widersetzen sollten, wurde „das Mahlen, Backen und feiler Markt verboten und abgeschlagen", und sollten sie ihrer Pfründen, die sie vom Rath erhalten, verlustig gehen.*) Die dreizehn Sätze, über welche gestritten werden sollte, waren diese: **)

1. Christus hat uns die vollkommenste Lebensregel gegeben, zu welcher wir weder etwas hinzu, noch davon thun dürfen.

2. Den Geboten Gottes soll man gläubig nachkommen; denn zu ungöttlichem Wesen würde es führen, einer Partei anzuhangen oder nach einer andern, als Christi Vorschrift uns zu richten.

3. Es ist unchristlich und jüdisch, in Unterscheidung von Kleidern, Speisen und Ceremonien seine Frömmigkeit zu suchen.

4. Ebenso ist es gefährlich, lange Gebete aufzusagen und nachzusprechen, die der christlichen Form nicht gemäß sind. Besser wäre es, das darauf verwendete Geld für Almosen zu geben. Aus allen Kräften soll man Alles zur Einheit richten, welches geschieht, wenn das Volk zum Lesen der heil. Schrift angehalten wird.

5. Des christlichen Priesters Beruf und Amt ist, dem Worte Gottes obzuliegen und zwar mit solchem Eifer, daß ihm nichts für höher gilt. Hier zeigt sich bei Vielen eine verdammliche und äußerst schädliche Sorglosigkeit.

6. Christi Gebote zu Menschensatzungen erniedrigen und Menschensatzungen zu Geboten Christi erheben, ist ein Werk des Teufels. Verdammt ist der Geiz derer, die aus Habsucht predigen, zu thun was verboten ist und zu unterlassen, was man thun soll.

7. Wer das Evangelium ungewiß und zweifelhaft macht, der unterdrückt es, und wer nicht seinen Bruder ohne Falschheit lehrt oder die Menschen mehr fürchtet, als Gott, der schämt sich des Herrn.

8. Wer aus eigener Kraft und Macht selig zu werden hofft, und in Selbsterhebung sich durch den freien Willen zu einem Gott macht, der wird durch seine Gottlosigkeit verblendet.

---

*) Acta Gernl. (im Kirchenarchiv) Tom. I., abgedruckt in Füßlins Beiträgen Band IV.

**) Sie finden sich ganz oder theilweise abgedruckt bei S. Heß, Lebensgesch. Oekolampads S. 78 ff., Herzog I. S. 251, Kirchhofers Farel I. S. 21 und anderwärts. Sie tragen schon ganz das Gepräge der romanischen Reformation.

9. Man soll am meisten um das bitten, was der heilige Geist eingiebt. Gott allein sollen die Christen ihre Opfer darbringen.

10. Wer gesunden Leibes ist und Zeit und Kräfte nicht ausschließlich zur Verkündigung des göttlichen Wortes verwendet, ist laut apostolischem Befehl zur Handarbeit verpflichtet.

11. Der Christ soll sich hüten vor Fastnachtspielen, vor jüdischer Gleißnerei im Fasten und vor allem, was nicht aus Eingebung des Geistes geschieht, besonders vor den Götzen.

12. Was nach jüdischen Satzungen riecht und der christlichen Freiheit eine Fessel anlegt, das soll man in christlichen Kirchen nicht dulden.

13. Unser Leitstern soll Jesus Christus sein, durch dessen Kraft (und nicht durch die der Gestirne oder eines andern Elementes) alle Dinge allein regiert werden. Dieß wird geschehen, sobald alles nach evangelischer Norm gestaltet sein wird. Hader und Zank ist zu meiden, damit der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, in unseren Herzen wohne.

Eine Menge von Zuhörern fand sich ein, und auch dießmal war der weltliche Stand besonders vertreten. Farel sprach lateinisch, aber mit französischem Dialekte. Oekolampad machte den Dolmetscher. Leider ist von den Verhandlungen selbst nichts auf die Nachwelt gekommen. Eine gleichzeitige Handschrift*) meldet blos: „Es kam viel Gutes davon, es nahm das Wort Gottes sehr zu; es entstanden davon viele christliche Lehren auf." Eine persönliche Frucht für Oekolampad ging jedenfalls daraus hervor. Er hatte den jungen Mann lieb gewonnen, und wenn ihm auch das rasche, auffahrende Wesen desselben nicht das rechte Mittel schien, das Werk der Reformation in gedeihlicher Weise zu fördern, so bot ihm ja gerade dieses freundschaftliche Verhältniß Gelegenheit, den Ungestüm zu zügeln und dem gährenden Moste zur Abklärung zu verhelfen. Es war dieß um so nothwendiger, als Farel, der es durch seine freimüthigen Aeußerungen über Erasmus**) mit dessen Verehrern verdorben hatte, sich genöthigt sah, auf die Weisung des Rathes hin um Pfingsten Basel zu verlassen. Oekolampad gab ihm die gute Lehre auf den Weg, in Zukunft sich größerer Milde zu befleißigen und die Großherzigkeit des Löwen zu überbieten durch die Sanftmuth der Tauben. Er that noch mehr. Er empfahl ihn und seinen Gefährten in einem herzlichen Briefe an Luther in Wittenberg und auch an Capito in Straßburg, wohin Farel zunächst seine Schritte richtete, gab er ihm einen Brief mit.***) Auch später noch, nachdem Farel in

---

*) Bei Ochs V. S. 461.

**) Er hatte ihn einen Bileam und eine Wetterfahne genannt.

***) Epp. f. 175 und 200 (b). In dem Briefe an Luther bezeichnet er den Farel als einen gewandten Dialektiker, der im Stande wäre, es mit der ganzen Sorbonne (der theologischen Facultät in Paris) aufzunehmen. Noch mehr aber rühmte er dessen Frömmigkeit und Liebe zu Christo. „Gleich aus dem ersten Gespräch, schreibt er, wirst Du erkennen, weß Geistes Kin-

Mömpelgard und dann in Aelen (Aigle) an der Walliser Grenze eine Anstellung als Prediger gefunden, blieb Oekolampad mit ihm in Briefwechsel und suchte auch da durch deutsche Besonnenheit das südfranzösische Temperament zu mildern.*) Eines Zuges nur sei noch erwähnt, der uns in das vertrauliche Verhältniß beider Männer blicken läßt: Farel hatte vernommen, daß sein Freund in Geldnoth sei. Sofort schickte er ihm vier Goldkronen. Oekolampad aber schrieb ihm zurück: „Du hast mir mit deinem rothen Quark von vier Golgulden die Schamröthe ins Gesicht getrieben. Du bist falsch berichtet, wenn du meinst, daß ich auf den Hefen sei. So ist es nicht. Der Herr hat bis dahin mein Gebet erhört und hat mir weder Reichthum noch Armuth gegeben. Auch bei schmalem Brote würde ich mich noch immer glücklich schätzen. Wenn ich Dir neulich geschrieben habe, daß mein Beutel nicht gespickt sei, so durftest Du das nicht so verstehen, als sei er ganz leer und Du müßtest ihn füllen. Ich bin in der That in großer Verlegenheit, indem ich nicht weiß, ob ich Dir das Geld zurückschicken oder es unter die Armen vertheilen soll. Ich bitte Dich um Christi Barmherzigkeit willen, daß, wenn du Geld brauchst, du es bei W.**) beziehst und will ich es ihm wieder zurückerstatten. Ich besitze nichts, was nicht auch ganz dein eigen wäre. Noch nie war ich so arm, daß nicht, wenn ich heute sterben müßte, ich mich nicht noch ärmer wünschte.“***)

Welches gute Vertrauen Oekolampad zur Sache der Reformation faßte, zeigt uns ein Brief an einen Ungenannten, den er bald nach der Farelschen Disputation schrieb: †) „Von den Erfolgen des Evangeliums habe ich theils selbst einige Erfahrung gemacht, theils weisen die Beispiele darauf hin, die uns täglich vor Augen treten. Jener stark Gewappnete macht die erstaunlichlichsten Anstrengungen, damit er sein Haus und seinen Hausrath beschütze. Wohl ist es eine heilige Sache um die Wahrheit, aber sie hat auch vielen Widerspruch zu erleiden. Wir haben ein Werk auf uns genommen von ungeheurem Gewichte, und es geht über unsere Kräfte hinaus. Das Land, das wir erobern sollen, hat die tapfersten Bewohner und mächtig befestigte Städte. Das ist das Riesengeschlecht der Enaks-Söhne. Die ganze Macht des Antichrists wird sich wider uns aufwerfen, und Lob zu ernten in dieser Welt dür-

---

der die beiden jungen Männer sind.“ Ob Farel wirklich nach Wittenberg gekommen sei und von dem Briefe Gebrauch machte, ist zweifelhaft.

*) Vgl. besonders Epp. fol. 206 (b) und fol. 200, wo er ihn unter anderm erinnert, daß es leicht sei, einige Dogmen den Zuhörern beizubringen und ihren Ohren einzuflößen, aber das Herz umzuwandeln sei Gottes Werk.

**) Watenschnee.

***) Epp. f. 201. Ueber seine ökonomische Lage sprach sich Oekolampad auch später dahin aus: „Misericorditer mecum egit Dominus, qui hactenus me neque divitiis oneravit, neque extrema inopia tentavit; sat dives sum, modo valeam animo. (Responsio secunda ad Pyrkh. p. 102.)

†) Vom 9. März 1524. Epp. fol. 194 (b).

sen wir uns nicht schmeicheln. Wir sind übel angesehen bei den Leuten und ein Auswurf der Welt. Da gilt es, die Wundenmale Christi zu tragen. Unser Anführer, Jesus, will aber, daß wir Ehre, Geld und Gut und weltliche Lust und Gunst der Freunde, ja unser Leben selbst gering achten, daß wir mit dem Mangel, der Schmach, dem Kreuz und Elend und dem Tode uns befreunden. Aber das Land der Verheißung ist ein gutes Land. Wenn der Herr uns gnädig sein wird, so wird er uns in dasselbe einführen. Nur wollen wir uns nicht auflehnen wider den Herrn und uns nicht fürchten vor dem Erdenvolke. Der Herr sei unsere Furcht und unsere Heiligung; er selbst sei unser Ruhm und unsers Hauptes Krone, er sei unsere Stärke und das Horn unsers Heils, und wir werden sie verschlingen wie ein Brot. Darum laß uns tapfer und stark sein im Herrn und mit dem Schwert des Wortes Gottes im Munde auf die Feinde losgehen, damit der Herr Jesus verherrlichet werde, der den Seinigen verheißen hat, daß sie auf Schlangen und Basilisken gehen und alle Macht der Feinde unter ihre Füße treten werden. In dem Herrn, der unsern Arm stärkt, werden wir Alles vermögen, der uns durch den Propheten verheißt: Fürchte dich nicht, du Würmlein Jakob, ich habe dich erhöret, ich, dein Erlöser, der Heilige Israels. Solche Hülfe verspricht uns Christus. Darum laß uns Muth fassen und wir werden von ihm die unverwelkliche Krone empfangen." *)

An einen andern Freund schreibt er um dieselbe Zeit: **) „Wenn schon ein altes Sprüchwort die Reiche glücklich preist, wo die Könige Philosophen oder wo die Philosophen Könige sind, was ist dann erst zu hoffen, wenn Christus, die ewige Weisheit, einmal wird anerkannt sein? — Wie hat in kurzer Zeit Sachsen einen Ruhm erlangt durch die Klugheit und Milde des einzigen Kurfürsten Friedrich (des Weisen), der doch weiter nichts zur Sache gethan hat, als daß er die Verfolgung derer, die das Evangelium frei verkündigten, nicht zugeben wollte, sondern dem Worte Gottes freien Lauf ließ? Für die Christen ist es schon ein Großes, wenn das Wort Gottes frei waltet. Müssen auch, wie der Herr es vorausgesagt, die Prediger der Wahrheit Verfolgung leiden, da der Diener es nicht besser haben soll, als sein Herr und Meister, so erweist sich doch Gottes Güte darin, daß er uns nicht versucht werden läßt über unser Vermögen; daher thut es noth, mit der Frömmigkeit Eifer, mit dem Eifer Beständigkeit, mit der Beständigkeit Ausdauer zu verbinden, damit der Name des Herrn, der so lange Zeit hindurch geschmäht und geschändet wurde, durch uns verherrlichet werde."

*) In gleicher gehobener Stimmung ist auch der Brief an Zwingli vom 27. April. Opp. VII. p. 293. Dieselben kriegerischen Bilder kehren hier wieder.

**) Epp. fol. 194 (a).

5. Die weiteren Reformationskämpfe.

(Oekolampad. Pellican und Luthard. Das erste Reformationsmandat. Wyssenburg.)

Daß mit den Schaustücken öffentlicher Religionsgespräche noch nicht alles gethan sei, wußte Niemand besser als Oekolampad. Die stille treue Pflege der evangelischen Wahrheit, die gesunde Auslegung der heiligen Schrift auf und unter der Kanzel war das Mittel, das, wenn auch nicht in rascher und glänzender Weise, doch um so sicherer zum Ziele führte. Schon um Weihnachten 1523 hatte Oekolampad, dem Beispiele Zwingli's folgend, angefangen, in fortlaufender Reihe über ein ganzes biblisches Buch zu predigen, und dieser Sitte blieb er getreu. Seiner Vorträge (Demagorien) über den ersten Brief des Johannes haben wir schon Erwähnung gethan. Der in Liebe thätige Glaube, wie er so einzig in seiner Art in dem Lieblingsjünger des Herrn zu Tage tritt, war der Hauptinhalt dieser Predigten. Schon darin haben wir ihren reformatorischen Charakter zu erkennen. Indessen fehlte es dem Redner auch nicht an innerer und äußerer Aufforderung, die herrschenden Mißbräuche der Kirche, den Ablaß, das Meßopfer, den Götzendienst, der mit Maria, den Heiligen und Bildern getrieben wurde, die Ohrenbeichte, das Ceremonienwesen u. s. w. mit dem ganzen prophetischen Ernste zu strafen, der seinen Vorträgen eigen war. Oekolampads Beredsamkeit, so weit wir uns ein Bild von ihr zu machen vermögen, war wohl nicht von der Art, daß sie, begünstigt durch die imposante Gestalt des Redners und durch eine volltönige, weithin hallende Stimme die Herzen der Zuhörer gleichsam im Sturme eroberte. Aus einem zarten, fast möchten wir sagen gebrechlichen Leibe, drängte sich in ruhig gehaltener Weise, von innerem Feuer belebt, die schwache Stimme des bleichen Mannes hervor. Aber in diesem unansehnlichen irdenen Gefäße wohnte der Schatz eines durch Gottes Wort und durch ernste, wie selige Erfahrungen geläuterten Gemüthes, und dieser Schatz leuchtete dann wohl auch durch die zerbrechliche Hülle hindurch. Der Zulauf des Volkes mehrte sich zusehens und wurde nicht geringer, als Oekolampad nun auch an den Wochentagen das Wort des Lebens verkündigte; denn wie nach anhaltender Dürre das Erdreich um so begieriger den Regen auch in wiederholten Strömen aufnimmt, so war es hier. Man konnte der Predigten nicht satt werden. Sie vertraten in jener Zeit manchem das, was heute die Presse bietet, und wohl auf eine kräftigere und erquicklichere Weise. Weil Oekolampad nicht Allen allein genügen konnte, so stellten schon im Jahre 1523 die Besten und Erleuchtetsten aus der Bürgerschaft, unter ihnen auch mehrere Rathsglieder, das Ansuchen an die Barfüßer, sie möchten statt der vielen Messen und Horen doch lieber täglich um 8 Uhr Morgens in ihrer dazu wohl gelegenen Kirche (in Mitte der Stadt) eine kurze Predigt von einer halben Stunde halten, worin das Neue Testament erklärt würde. Der wackere Pellican ging sofort auf die Bitte ein und ihm schlos-

sen sich einige gleichgesinnte Ordensbrüder an. So Luthard, der schon 1522 Zwingli's Sitte nachgeahmt hatte, das Evangelium Matthäi im Zusammenhange zu erklären. Aber der große Haufe der Mönche war gegen die Neuerung. Wochenpredigten, hieß es, röchen nach dem Lutherthum. Das waren dieselben Menschen, die auch alles griechisch Geschriebene auf den Tod haßten, weil die Griechen die Urheber der Kirchenspaltung seien. Nun blieben auch die Spenden an das Kloster aus. Pellican dagegen und sein Freund Luthard ihrer Seits, hatten manche Anfechtungen zu bestehen; man hätte sie gern aus dem Kloster geworfen, auch verscherzten sie die Gunst des Bischofs, der nun immer mehr von der Reformation sich abwandte. Vergebens hatte Oekolampad in der Zuschrift der ihm gewidmeten Demagorien über 1. Johannes versucht, ihm zu beweisen, daß die Reformation nicht, wie man sie beschuldige, es auf den Umsturz der Religion und aller bürgerlichen Ordnung absehe.

Oekolampad ging indessen seinen Weg ruhig voran. Ueberstürzen wollte er nichts. Wenn er es auch in einem Briefe an Zwingli (21. Novbr. 1524) mehr mit Bedauern, als mit Wohlgefallen bemerkte, daß in Abschaffung der Mißbräuche noch wenig geschehen sei, und über eine maßlose Frostigkeit sich beklagte, *) so tadelt er doch in demselben Briefe diejenigen, welche in Absicht auf äußere Kirchengebräuche und Ceremonien alles über eine Form spannen wollen, ohne Rücksicht zu nehmen auf die Schwäche und die Verschiedenheit der Gemüther. Ja, er schreibt es sogar einer besondern Wirkung des Geistes zu, daß in diesen Dingen eine Verschiedenheit sei; wie könnte sonst die christliche Freiheit bestehen? Darum konnte er auch die Gewaltthätigkeiten Carlstadt's in Wittenberg nicht billigen.**) Und so begann auch die weltliche Obrigkeit, die seinem Rathe folgte, nicht mit der Beseitigung des Außenwerkes, sondern mit positiver Grundlegung des Fundamentes, auf das alles Weitere sollte gebaut werden.

Das erste öffentliche Dokument in Basels Reformationsgeschichte ist das Mandat der Regierung wegen des zwiespältigen Predigens.***) In diesem Mandat geboten Bürgermeister und Rath der Stadt Basel allen Pfarrern, Leutpriestern, Seelsorgern, sowohl an den Pfarrgemeinden, als in den Klöstern, Angesichts des Zwietrachts und Irrsals „die durch das zwiespältige Predigen entstanden sei, nichts anders „denn allein das heilig Evangelium und Lehr Gottes frei, öffentlich und unverborgen" zu verkündigen, ihre Beweise allein aus der heiligen Schrift, Alten und Neuen Testamentes zu führen, und alle andere Lehre, die dem Evangelium nicht gemäß ist, sie möge von Luther oder andern Doctoren herkommen, sowie

*) Supra modum hic frigemus. Opp. VII. p. 368.

**) Carlstadius libellis me non offendisset, si fratribus pepercisset .... Quod morosior est in ceremoniis non ferendis, non admodum probo.

***) Ein gedrucktes Exemplar (ohne Datum) in den Antiq. Gernl. T. I.

alle „Stempaneien" bei Seite zu lassen." Ebenso wurde auch das Schimpfen und Schmähen auf den Kanzeln, es möge offen oder verdeckter Weise geschehen, aufs Strengste verboten.*) Das Mandat war gut gemeint, aber jeder legte es nach seiner Weise aus, und wo die Anhänger des Alten sich getroffen fühlten durch das scharfe Wort ihrer Gegner, da waren sie auch gleich bei der Hand mit der Klage auf Verletzung des Mandats. Unter anderm predigte Wolfgang Wyssenburg im Spital über Röm. 16, 17. 18, wo der Apostel warnt vor Solchen, „die da Zertrennung und Aergerniß anrichten, die nicht dem Herrn Christo, sondern ihrem Bauche dienen und durch süße Worte und prächtige Reden verführen die unschuldigen Herzen." Darüber wurde er beim Rathe verklagt vom Prediger Lienhart zu St. Peter. Der Verklagte suchte sich öffentlich zu rechtfertigen und den Beweis zu leisten, daß nicht sowohl er, als sein Ankläger das Mandat verletzt habe. Er wählte den Weg der Disputation. Mit Bewilligung der Regierung schlug er folgende Thesen und Antithesen an:**)

I. Es kann aus der Schrift bewiesen werden:

1. Daß Christus das wahre und einige Licht sei, das alle Menschen erleuchtet.

2. Daß, da wir Feinde waren, Christus für uns geboren wurde und für uns gelitten hat, wozu er nicht durch eines Menschen Tugenden ist bewogen worden; sondern er hat sich uns hingegeben umsonst aus Liebe.

3. Daß Christus sei der einige Mittler und Fürsprech und Versöhnung für unsere Sünden.

4. Daß es der christlichen Freiheit (die des Geistes ist) widerspreche, wenn wir uns den menschlichen Geboten unterwürfig machen.

5. Daß Christus in einem Opfer uns, die Geheiligten in Ewigkeit, vollendet habe.

6. Daß der hochwürdige Tisch des Herrn allen Gläubigen aufgerichtet sei unter der Gestalt des Brots und Weins.

7. Daß das neue Leben bestehe in völliger und evangelischer Buße.

8. Daß, wer nicht arbeitet, auch nicht soll essen.

9. Daß ein Priester soll sein eines Weibes Mann.

---

*) „Dieselben Ketzer, Schelmen und Buben, etwa mit ausgedruckten (ausdrücklichen), etwa mit verklugten Worten nennen." — Ein ähnliches, fast gleichlautendes Mandat war schon Juli 1523 in Bern erlassen worden. (Auch dort findet sich das noch im Schweizer Dialekt übliche Wort „Stempaneien".)

**) Deutsch und lateinisch auf einem gedruckten Plakate, unterzeichnet: ex decreto & permissione providi Senatus Basiliensis. Das wohl einzig noch erhaltene Exemplar findet sich in den Act. Gernl. T. I. Einen Abdruck giebt Kapp in der „Nachlese nützlicher Reformations-Urkunden" Bd. II. S. 624.

10. Daß die Gläubigen erhalten werden, die Ungläubigen schon jetzt gerichtet sind.

II. Hinwiederum kann aus der Schrift nicht bewiesen werden:

1. Daß Maria, die Mutter Gottes, und die Heiligen in anderer Weise Lichter seien, als durch Lehre und Beispiel.

2. Daß Maria durch ihr Verdienst Christum aus dem Himmel herabgelockt habe.

3. Daß die Heiligen, die hier gewandelt, uns bei Gott vertreten oder eigentlich für uns bitten.

4. Daß die Gewissen durch menschliche Ueberlieferungen gebunden seien.

5. Daß die Messe ein Opfer sei.

6. Daß die Laien das Abendmahl nur unter einer Gestalt genießen sollen.

7. Daß die Ohrenbeichte und die Genugthuung durch unsere Werke im Worte Gottes geboten sei.

8. Daß es Gott versucht sei, die Arbeit zu gebieten.

9. Daß den Priestern die Ehe verboten sei.

10. Daß ein Fegefeuer sei nach diesem Leben.

Wir sehen daraus, wie weit sich die Gegensätze bereits entwickelt hatten und können uns ein Bild machen von dem Inhalte der zwiespältigen Predigten, die der Rath wollte abgestellt wissen. Ueber den Hergang und Ausgang dieser Disputation (der vierten in der Reihe) erfahren wir nichts.

Ehe wir die weitere Entwickelung des Reformationswerkes in Basel verfolgen, werfen wir einen Blick auf die Lage der Dinge im Großen. Luthers Sache hatte in und außer Deutschland immer mehr Freunde gewonnen. Nach dem scandinavischen Norden hin hatte sie sich durch Olaf Petri verbreitet und auf der Disputation in Upsala (1524) unter Gustav Wasa in Schweden den Sieg errungen. Schon früher war Luthers Bibel ins Dänische übersetzt übersetzt worden. Aber auch nach Frankreich und bis nach Italien und selbst nach Spanien hin waren Funken ausgestreut worden, die zündeten. Um so gewaltigere Anstrengungen hatte die Gegenpartei gemacht, das Feuer zu dämmen. Schon waren 1523 in den Niederlanden die ersten Märtyrer, zwei Augustinermönche, auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden. Die „Asche ließ nicht ab und stäubte in allen Landen", wie Luther singt in seinem Liede. In Deutschland waren alle Gemüther in Gährung, und die Frage: „was will das werden?" drängte sich auf jede Zunge. Auch Luthers Schicksal war noch nicht entschieden. Noch war er ein Geächteter, seit dem Tage von Worms. Auf dem 1523 in Nürnberg versammelten Reichstage hatte der Cardinal Campeggi, als Abgeordneter Papst Clemens VII., alle seine Beredsamkeit aufgeboten, um die Fürsten zur Vollziehung des Wormser Edicts zu bewegen. Allein nur bedingter Weise, nur „so viel als ihnen möglich", versprachen die Stände im Reichsabschied (18. April 1524) dem kaiserlichen Mandat nachzukommen. Nun versuchte der Legat, die Einzelnen für seine Zwecke zu gewin-

nen, und namentlich die Bischöfe. Unter diesen waren einige selbst der Reformation geneigt. So in Preußen der Bischof Georg von Polentz, der in einem Mandate vom 15. August 1524 seine volle Freude ausspricht über die guten und schnellen Fortschritte der Reformation in Preußen, er nennt die Zeit „eine gnadenreiche, weil in ihr Gott so hell und rein sein seligmachendes Wort erscheinen lasse".*) Auch der Bischof von Breslau, Johann Turzo, und dessen Nachfolger, Johann von Salza, zeigten sich der Reformation günstig. Andere dagegen (und zwar die Mehrzahl) boten um so williger die Hand, wo es galt, einen Damm aufzuwerfen gegen die verhaßte Lehre. In Regensburg, wohin der Legat von Nürnberg aus sich begeben, brachte er ein Bündniß zu Stande, an dessen Spitze des Kaisers (Karl V.) Bruder, Erzherzog Ferdinand, stand, und mit ihm die Herzöge Wilhelm und Ludwig von Baiern und dem sich dann weiter anschlossen der Erzbischof von Salzburg und die Bischöfe von Trient und Regensburg, nebst den Abgeordneten der Bischöfe von Bamberg, Speier, Straßburg, Augsburg, Constanz, Basel, Freisingen, Passau, Brixen. Diese veröffentlichten den 6. Juli ein Edict,**) worin sie sich zu treuer Beobachtung des Wormser Edicts verpflichteten, wogegen ihnen dann der Legat mancherlei Versprechungen machte rücksichtlich der Beschwerden (Gravamina), welche die deutsche Nation dem päpstlichen Stuhle gegenüber führte.

In der Zahl dieser Bischöfe finden wir also auch den Bischof von Basel. Der alte fromme Herr hatte es wohl gemeint, als er die ersten evangelischen Lehrer in seine Nähe gerufen. Aber die Wogen gingen ihm jetzt zu hoch. Er fürchtete den Umsturz der Kirche, und was Oekolampad zu dessen Beruhigung gesprochen, verfing nicht mehr bei ihm. Der Argwohn verschloß ihm das Ohr, und so sehen wir den von Alter und Krankheit darniedergebeugten Mann sich in die Stille zurückziehen; er verlebte den Rest seiner Tage in Pruntrut (Porentruy), welches auch später die Residenz der Bischöfe von Basel (in partibus) wurde,***) und starb den 16. März 1527 zu Delsberg. †)

---

*) „Georg von Polentz, der erste evangelische Bischof", von Georg von Polentz. Halle 1858. S. 41.

**) „Vereinigung einiger Stände, so der papistischen Religion anhängig, daß sie der K. Maj. jüngst zu Worms auf dem Reichstag ausgegangenen Edict und Mandat contra Dr. M. Luther in ihren Fürstenthümern, Obrigkeiten und Gebieten gehorsame Vollziehung thun wollen."

***) Heinrich von Neuenburg (Bischof von Basel) hatte das Schloß Pruntrut im 13. Jahrhundert von dem Grafen von Neuenburg gekauft. Johann v. Veningen im 15. Jahrhundert ließ es mit großen Kosten neu aufbauen.

†) Was ihn gegen Basel verstimmt hatte, war auch ein Streit wegen des Schlosses Pfeffingen. Der Karthäuser Georg sagt von ihm S. 42: „Er war wissenschaftlichen und gelehrten Männern günstig und geneigt, pflegte auch, wie aus den Schriften des Erasmus von Rotterdam an ihn ersehen wird, vielen Umgang mit ihnen. Auch Luthers Schriften schien er Anfangs zugethan zu sein; unkluger Weise, bis er erst die im grünen

Nachdem der Bischof seinen Sitz in Basel verlassen, trat nun die bürgerliche Obrigkeit mehr und mehr, hierin dem Zuge der Zeit folgend, an die Spitze der kirchlichen Angelegenheiten. Sie betrachtete sich, ohne dieß gerade theoretisch auszusprechen, als den von Gott natürlich geordneten Bischof der Landeskirche; eine Anschauungsweise, gegen die sich wohl manches vom Standpunkte der Kirche aus einwenden läßt, die aber um so minder gefährlich erschien in einer Zeit, in welcher die Obrigkeit sich unbedingt unter Gottes Wort stellte und als Gottes Dienerin zu handeln sich in allen Stücken für verpflichtet hielt. Nachdem eine Zeit lang die altkatholische Partei am Ruder gewesen (vertreten durch Heinrich Meltinger und Jakob Meier zum Hasen *), trat jetzt der reformatorisch gesinnte Adelberg (Adelbert) Meier, und ihm zur Seite standen der Alt-Oberstzunftmeister Lukas Zeigler und der Stadtschreiber Caspar Schaller.

Unter dieser Regierung erhielt denn auch Oekolampad, der bisher noch immer als Pfarrverweser betrachtet wurde, eine festere Anstellung, indem er im Februar 1525 zum eigentlichen Pfarrer (Leutpriester) an der St. Martinskirche ernannt wurde. Es war dieß um so nöthiger, als die Gefahr mehr als einmal vorhanden war, den trefflichen Mann zu verlieren. Herzog Ulrich von Würtemberg hatte im Sommer 1523 auch Basel betreten und Oekolampads Predigten besucht; er wollte ihn in seine Dienste ziehen und Oekolampad schien nicht abgeneigt, dem Rufe zu folgen. Sein Freund aber, Bilibald (Willibald) Pirkheimer von Nürnberg, suchte ihn von einem übereilten Schritte abzuhalten. Er ermunterte ihn in einem Briefe (v. 23. Januar 1524) **) er möge doch auch mitten in den Widerwärtigkeiten treulich ausharren. Er stellte ihm vor, wie er seinen Gegnern keinen größeren Gefallen thun könnte, als wenn er sich von einem Orte zum andern hin und her treiben lasse; wenn er dem Undank der Menschen aus dem Wege gehen wolle, so helfe ihm das nichts, von Stadt zu Stadt zu wandern, sondern da müßte er dem Leben selbst entsagen. Oekolampads Landsmann, Johann Brenz, hätte ihn dagegen gern wieder in die alte Heimath gelockt; er hatte deßhalb

---

Grase verborgen liegende Schlange sah und merkte, daß sie bereits ihn selbst und seine Vaterstadt und Diöcese wund gestochen habe. Aber zu spät! denn bei dieser Gelegenheit haben Viele angefangen, ihre unwissenschaftlichen, ketzerischen Behauptungen ungestraft in dem Basler Sprengel zu verbreiten und diese auszurotten war nicht mehr möglich, seit Johannes Oekolampad die Oberhand erlangt und durch seine Verschmitztheit die Stadt mit seinen Predigten und Schriften angesteckt und verdorben hatte." — Der Nachfolger Christophs, Philipp von Gundelsheim, ward in Delsperg gewählt. Er hielt den 23. Sept. 1527 seinen feierlichen Einzug in Basel und wurde vom Rathe ehrenvoll empfangen, aber es blieb bei der Ceremonie.

*) Nicht zu verwechseln mit Jakob Meier zum Hirschen, der ein entschiedener Freund und Gönner der Reformation war.

**) Bei Herzog im Anhang S. 268.

schon Vorkehrungen getroffen mit den Weinsbergern, daß sie ihn wieder zu sich rufen möchten.*) Um sich gegen solche Versuchungen sicher zu stellen, hatte sich nun Oekolampad selbst an die Kirchenpfleger von St. Martin gewendet und ihnen das Peinliche seiner Lage vorgestellt. Die Hauptbedingung, unter welcher er sich zu bleiben entschloß, war die, daß ihm vergönnt werde, das Wort Gottes nach freier Ueberzeugung zu verkündigen**) und daß ihm zur Erleichterung ein Helfer an die Seite gestellt werde zur Verwaltung der Sacramente. Die Bedingungen wurden genehmigt und der Rath bestätigte die Wahl.***) Die ihm schon jetzt angetragene Oberpfarrstelle schlug er aus. Am Matthiastage (24. Februar) 1525 trat Oekolampad zum ersten Male als eigentlicher Seelsorger (Leutpriester) vor seiner Gemeinde auf. Die Wahl des Apostels Matthias (Apostelgesch. 1, 15—26), welche die Perikope des festlichen Tages bildete, bot ihm einen erwünschten Anlaß, über sein eigenes Verhältniß zur Gemeinde zu reden. Er erkannte in der an ihn ergangenen Wahl einen Ruf des Herrn, und diesem gemäß sein Amt auszurichten, dazu erklärte er sich bereit. Nicht um die Einkünfte sei es ihm zu thun (diese waren schmal genug), sondern um den Gewinn der Herzen für Christus. In seinen Predigten versprach er, sich rein an das Wort Gottes zu halten und sich nicht an die Gebräuche der Väter zu kehren, von denen manche dem göttlichen Worte widerstritten. Was Christus frei gegeben, das soll auch fürder frei, was er verboten, soll für immer verboten sein. Um der Schwachen willen möge das Eine und Andere noch beibehalten werden; das Reich Gottes bestehe überhaupt nicht in Essen und Trinken und äußeren Dingen. Neuerungen werde er nur vornehmen mit Genehmigung der Regierung, die hierin das letzte Wort zu sprechen habe. Unterdessen aber möge Gott seinen Geist in die Herzen senden, damit sein Wille erkannt und geübt werde.†)

Von da an war Oekolampad entschieden, als treuer Hirte bei seiner Gemeinde zu bleiben. Sein Stand war freilich noch jetzt ein schwieriger, und in gewisser Hinsicht schwieriger, als bisher. „Ich weiß wohl, schreibt er (25. April

---

*) Bei Herzog im Anhang S. 283 (28. Juni 1524).

**) Vgl. den Brief an Farel, Epp. f. 204: „Paroeciani apud St. Martinum hodie (6. Februar) sciscitati sunt ex me, num velim subire curam plebani, quibus ita respondi, ut rei christianae praeiudicaturum non arbitrer, etiamsi voti compotes fuerint,“ und die responsio posterior an Pirkheimer, S. 102 ff.

***) Die genaueren Competenz-Bestimmungen wurden erst 1526 festgestellt, vgl. das handschriftliche Aktenstück in den Ant. Gernl. (27): „Bestallung Herrn Dr. J. Oecolampadii zu Verkündigung des h. Evangelii in der Kirche zu St. Martin, Anno 1526.“ Das Messelesen wurde ihm für seine Person erlassen und dem Kaplan überwiesen. Auch steht bei verschiedenen Gebühren, sie sollen ihm zufallen, „er möge in den Chor gehen oder nicht“. Vgl. das Weitere bei Herzog I. S. 353.

†) Vgl. Ausgewählte Schriften I, 3.

1525) an Pirkheimer,*) daß allerlei böse Gerüchte über mich ergehen; auch hier bin ich von Aufpassern umgeben, die täglich neue Lügen gegen mich aufbringen. Ich aber danke dem Herrn, daß das Treiben der Gottlosen ein eitles ist und daß ihre haltlosen Lügen in sich selbst zusammenfallen. Allerdings habe ich es mit ungestümen und unversöhnlichen Gegnern zu thun, die mich mit scharfen Augen beobachten, so daß, wenn sie mir das geringste Vergehen nachweisen könnten, sie nach Kräften trachten würden, mich von hier wegzuschaffen und mich zu Grunde zu richten, und das um so mehr, weil sie sehen, daß es mir durch anhaltende Bemühungen gelungen ist, die Abneigung des Volkes gegen mich zu mindern, in dem Maaße, als es von ihnen sich lossagt. Es fehlt wohl nicht an Drohungen, an Aufstiftungen, und wo die Gelegenheit sich bietet, an dreisten Herausforderungen. Indessen hat der Herr bis hieher mich beschützt... Zu meiner Lehre stehe ich öffentlich in Wort und Schrift und bin bereit, einem Jeglichen Rechenschaft zu geben von meinem Glauben. Hätte ich den Menschen gefallen wollen, so hätte ich schon vor zehn Jahren (die Zeit, da er das erste Mal dem Rufe nach Basel folgte) mich auf mein väterliches Gütlein in die Stille zurückziehen können, aber das hieße nicht eines Dieners Christi würdig handeln."

6. Die ersten öffentlichen Schritte.
(Stifte und Klöster. Erasmus.)

Vergleicht man den Gang, welchen die Reformation in Basel nahm, mit ihrem Siege in Zürich, so zeigt sich uns eine große Verschiedenheit. Dort hatte schon die erste Disputation (Januar 1523) entschieden Bahn gebrochen. Nach der zweiten (im October) wurden Bilder und Messe beseitigt, und die dritte (Januar 1524) war nur noch eine billige Vergünstigung den letzten Verfechtern des Alten gegenüber. Alles machte sich Schritt für Schritt, alles aus einem Gusse! Nicht so in Basel. Schon vier Disputationen hatten nun stattgefunden, aber von durchgreifenden Folgen war keine, wenn sie auch nicht spurlos vorübergingen. Lag es in Oekolampads Charakter, der grundsätzlich alle Ueberstürzung vermied und sich nicht von der unruhigen Masse vorwärts drängen ließ,**) oder lag es noch mehr in den weit schwierigeren Verhältnissen (bei den getheilten Meinungen der Regierung und der Bürgerschaft), genug, es zeigen sich uns nur vereinzelte Versuche, von denen die einen zum Ziele fortgeleitet, andere auch wieder aufgegeben wurden, bis endlich der gehäufte

*) Bei Herzog im Anhang S. 272.

**) Ego in abrogandis quae iure abrogantur lentior et tardior fui caeteris, saepeque a plebeiis interpellatus sum eam ob causam, quos tamen non curavi, sed meum egi officium, non otiosum me fuisse existimans, si ipse manus meas non contaminarem, verboque Dei, quae oportet emendanda docerem. (Resp. sec. ad Bilib. Pirkh. p. 104.)

Zündstoff gewaltsam und nicht ohne Gefahr sich entlud. Der Geschichtsforscher darf es sich nicht verdrießen lassen, diesen Reformversuchen nachzugehen; aber blos nach ihnen den zunehmenden Segen der Reformation und ihr Wachsthum messen zu wollen, wäre unbillig. Von den stillen Wirkungen der evangelischen Predigt melden die Archive uns nichts; aber wohl mögen wir auch hier des Wortes gedenken von dem Saatkorn, das ein Mensch nimmt und streut es in die Erde, und er schläft und steht auf, Nacht und Tag, und der Same wächst und geht auf, ohne daß er es weiß (Marc. 4, 26. 27).

Die Reformen richteten sich nach dem sich kundgebenden Bedürfniß. Dieß zeigte sich zuerst bei dem klösterlichen Leben. Nicht durch einen gewaltsamen Eingriff der Regierung von oben herab ward diese Reform eingeleitet, sondern sie ward von denen entgegen gebracht, die in erster Linie davon berührt wurden. Es waren die Chorherren des Stiftes zu St. Leonhard, welche aus eigenem Antriebe in einer vom 1. Februar 1525 datirten Urkunde ihr Gotteshaus, sammt der dazu gehörigen Pfarrei mit allen Rechten und Gerechtigkeiten, mit allen Zinsen, Zehnten, Gefällen und Nutzungen der Stadt übergaben, wogegen der Rath das Versprechen gab, sie und ihre Nachkommen in Schutz, Schirm und Bürgerrecht aufzunehmen.*) Eine andere Klosterreform ging vom Rath selbst aus. In dem St. Magdalenen-Kloster der büßenden Schwestern (Reuerinnen) an der Steinen hatten sich, wie übrigens auch in mehreren anderen Frauenklöstern, manche Mißbräuche eingeschlichen, wohl hier nicht ohne Schuld der Predigermönche, denen bis dahin allein die geistliche Pflege des Klosters vertraut war. Der Rath löste nun durch eine Urkunde vom 13. Februar das Kloster von diesem Zwange und stellte den Schwestern frei, sich ihre Beichtväter selbst aus den Geistlichen zu wählen, denen er dann das Amt zu übertragen sich vorbehielt. Bald ward diese Maßregel auch auf die übrigen Frauenklöster ausgedehnt und das viele Läuten in den Klosterkirchen beschränkt. Noch weiter schritt die Regierung im Sommer desselben Jahres vor. Den 15. Juni verfügte sich der Bürgermeister Adelberg Meier mit einigen Rathsgliedern in die verschiedenen Klöster der Stadt und theilte dem versammelten Convente den Beschluß der Obrigkeit mit, wonach keine neuen

*) Auch dazu waren die Vorgänge schon in der Zürcher Reformation vorhanden. Schon im Juni 1523 hatte der Rath von Zürich die Nonnen im Kloster Oedenbach ihres Gelübdes entlassen und gegen Ende des Jahres 1524 trat auf Zwingli's Betrieb das Chorherrenstift in Münster seine Rechte an den Rath ab. Auch Bern hatte den Clarissinnen im Kloster Königsfelden den Austritt gestattet. Daß die Chorherren zu Basel den Schritt aus eigenem Antriebe gethan, dafür spricht ein unverdächtiger Zeuge, der Karthäuser Georg, S. 10. Ausführliches hierüber bei Lichtenhahn, Die Säcularisation der Klöster und Stifter Basels (Beiträge zur Geschichte Basels I. S. 94 ff.). Ueberdieß handelten die Chorherren von St. Leonhard nach dem Vorgange des Stiftes Windsheim, mit dem ihr Kloster in Verbindung stand.

Ordensglieder mehr durften aufgenommen werden. Um aber auch den bisherigen Klosterleuten den Austritt aus dem Kloster und den Uebertritt in das bürgerliche Leben zu erleichtern, verordnete dann weiter eine Rathserkenntniß vom 26. September, daß alljährlich eine eigene Rathscommission sich in die Klöster zu begeben habe, um Alle die, welche etwa Lust hätten auszutreten, zu Aeußerung ihrer Willensmeinung aufzufordern. Die Anzeige mußte inner Monatsfrist an die Commission geschehen. Wer im Kloster bleiben wollte, der konnte es thun unter der Bedingung eines ehrsamen und der Ordnung des Klosters entsprechenden Verhaltens. Diese Erkenntniß wurde den 1. October auch den Karthäusern zugestellt.*) Der Bruder Georg, der in seiner Klosterzelle ein Tagebuch über die Ereignisse führte, machte darüber seine bitteren Bemerkungen,**) wie denn überhaupt diese Genossenschaft am längsten zusammenhielt; denn während die Zellen der übrigen Klöster in Folge des obrigkeitlichen Beschlusses sich allmählig entleerten, trat nur Einer aus der Karthause. Unter den Zurückgebliebenen mochte wohl der Eine und Andere im Stillen dennoch das aufgehende Licht der Reformation begrüßt haben, wenn er es auch nicht wagte, vor der Welt ein offenes Bekenntniß abzulegen und durch einen auffälligen Schritt es zu bekräftigen.***)

Mit den Klosterreformen gingen die übrigen Hand in Hand. So wagte es Oekolampad (wahrscheinlich schon im Jahre 1525) den Gebrauch abzuschaffen, wonach sich die Büßenden am Aschermittwoch mit Asche bestreuten, ebenso das Weihen der Palmzweige, der Lichter u. s. w. Bei der Messe behielt er die üblichen Ceremonien einstweilen bei, drang aber darauf, daß die Gemeinde sich nicht begnüge mit der Meßliturgie, sondern an der Feier des Abendmahls selbst theilnehme (höchst wahrscheinlich unter beiderlei Gestalt)†) und er hatte die Befriedigung, daß solches mit großer Erbauung geschah. Auch ließ

*) Die Karthäuser waren 1407 von Straßburg nach Basel übergesiedelt. Sie erfreuten sich der besonderen Gunst des damaligen Obersitzunftmeisters Zybol. Ein auffälliges Ereigniß war es, als 1487 ein junger Patricier Basels, Johannes Zschegkenbürlin, in dieses Kloster eintrat, dessen Prior er 1501 wurde. Ihn kann man als den zweiten Stifter des Hauses betrachten, da er durch seinen frommen Eifer zu dessen Flor das Meiste beitrug. Vgl. das Basler Neujahrsblatt von 1838.

**) Seite 27. Daß auch einige der Gebliebenen erst schwankten, gesteht der Chronist offen ein.

***) Zu diesen gehörte wohl auch jener Georg Pontanus, von dem noch ein merkwürdiger Brief an Zwingli vorhanden ist, September 1525, worin er sich selbst als Nicodemianus Pharisaeus unterzeichnet (Opp. VII. p. 413). Daß er eben der gewesen, von dem die reformationsfeindliche Chronik herrührt, ist wohl kaum anzunehmen, obgleich die Herausgeber der Zwinglischen Werke es behaupten.

†) Schon vor Oekolampad hatte Pfarrer Immeli, bei St. Ulrich, das Messelesen unterlassen, war aber genöthigt worden, es wieder einzuführen.

er die Kinder durch seinen Helfer in deutscher Sprache taufen und ließ den Exorcismus und die unnöthigen Ceremonien, jedoch mit Schonung, weg. Die Krankencommunion hingegen wurde als etwas Erbauliches beibehalten.*)

An Einsprachen gegen die Neuerungen fehlte es indessen auch jetzt nicht. Als Oekolampad in seinen Predigten über den Brief an die Hebräer die Zuhörer über das richtige Verhältniß der Ceremonien zu dem Wesen des Christenthums aufzuklären suchte, so zog ihm dieß eine Verantwortung vor der Obrigkeit zu, als gehe er damit um, den Heiligen ihre Ehre zu entziehen. Es war nahe daran, daß ihm das Predigen über den Hebräerbrief sollte untersagt werden. Allein mit aller Freimüthigkeit erklärte der Angeschuldigte dem Bürgermeister und dem Oberstzunftmeister, er sei ein Prediger Christi und als solcher fühle er sich den Heiligen nicht verpflichtet; aber von allem dem, was Christus für heilig erklärt habe, sei er weit entfernt, etwas herabsetzen zu wollen. Am Hebräerbrief liege übrigens die Schuld nicht; aus jedem andern Buche der heiligen Schrift getraue er sich dasselbe darzuthun, sobald ihm eine ausführliche Entwickelung seines Textes gestattet sei, denn überall werde die Anbetung Gottes als die allein zulässige befohlen. Er verhehlte auch nicht, daß er noch anderen Mißbräuchen nächstens zu Leibe gehen werde. Die Herren hörten ihn ruhig an, gestatteten ihm ferner die freie Wahl seiner Predigttexte und empfahlen ihm fortzufahren wie er begonnen, jedoch mit gehöriger Vorsicht.**)

Dieselbe Bahn eines besonnenen Fortschrittes, welche die Häupter der Regierung dem Oekolampad empfahlen, gedachten auch sie zu wandeln. Bei der starken Partei, welche die Anhänger des Alten noch immer in der Regierung hatten, war dieß Verfahren doppelt nöthig, und so wurde der Vorschlag, den wahrscheinlich die katholische Partei gebracht hatte, den klügsten der Meister in Israel um sein Gutachten anzugehen, auch von der evangelischen Partei genehmigt. Erasmus, noch immer das große Orakel der Zeit, sollte über folgende drei Punkte seine Meinung abgeben, wie man es 1. mit der Censur der Bücher, 2. mit den kirchlichen Ceremonien und Gebräuchen, den Fasten u. s. w., und 3. mit der Aufhebung des Cölibats und der Klöster zu halten habe? Die dreifache Frage brachte den Mann, der es mit niemand

*) Resp. sec. ad Bil. Pirkh. p. 104. Von der Krankencommunion heißt es daselbst ausdrücklich, man habe sie nicht nur denen nicht verweigert, die sie begehrten, sondern zu ihrem Gebrauch ermahnt. (Coenam dominicam aegrotis et piis viris ac foeminis, saepius et fere singulis dominicis diebus rogantibus negare non licebat, imo adhortari decebat.) So hat sich in der Basel'schen Kirche (entgegen der Uebung in Zürich und anderwärts) die Krankencommunion erhalten, und zwar gerade als der reformirten Anschauung vom Abendmahl entsprechend, denn „nichts, setzt Oekolampad hinzu, schärfen wir mehr ein, als das Andenken an den Tod Christi und die Empfehlung der Liebe."

**) Brief an Farel vom 3. August (ohne Jahreszahl). Epp. f. 198.

gern verderben wollte, in einige Verlegenheit. Er suchte sich damit zu entschuldigen, daß er ein Fremder und des Landes Sprache unkundig, dazu schwach und alt und mit Geschäften überladen sei. Weit besser würde darüber der hochgelehrte Dr. Ludwig Ber urtheilen, der am kleinen Finger geschickter sei, als er am ganzen Leibe. Gleichwohl, erklärte er, wolle er sich dem Auftrag unterziehen, so gut er könne. Die Sache sei eine hochwichtige und von der Art, daß sie nur durch den Zusammentritt der ersten Potentaten und vieler Städte und Länder gehörig geschlichtet werden könne, man sei von beiden Seiten zu weit gegangen, und was der allgemeinen Redensarten mehr waren. Rücksichtlich der bezeichneten Punkte rieth er, man solle Acht haben, daß keine aufrühreriſchen und anonymen Schriften verbreitet werden; schlechthin alles verbieten könne man nicht, weil sonst auch manches Gute und Nützliche unterdrückt würde (dieß mit Bezug auf die Schriften Luthers und Oekolampads). Was den zweiten Punkt, die Bilder, Ceremonien u. s. w. betreffe, so soll man sich hüten vor voreiliger Abschaffung, indem man es doch nie Allen recht machen könne. Hinsichtlich des Abendmahlskelches möchte es gut sein, wenn ein ganzes Land sich vereinigte, vom Papste die Gestattung desselben auszuwirken. Dasselbe könnte auch geschehen mit den Fasten. Bei der dritten Frage seien zu unterscheiden die würdigen Priester und die unwürdigen. Nur den Ersteren sei Freiheit zu gestatten, während die Letzteren dieselbe nur zu ärgerem Frevel mißbrauchen würden. Aber auch in dieser wichtigen Sache des Cölibats könnte nur ein Fürstenconvent oder ein Concil entscheiden. Verehelichte Priester seien als Laien anzusehen. Dasselbe sei von den Mönchen zu halten. So unter gegenwärtigen Umständen; in Zukunft aber wäre alles Ernstes darauf zu sehen, daß die Welt nicht mit ungelehrten, müßigen und nichtsnutzigen Mönchen angefüllt werde. Schließlich rieth er, den Bewegungen der Zeit gegenüber dieselbe Klugheit des Verfahrens einzuhalten wie bisher; der Erfolg werde lehren, ob das was jetzt so sehr betrieben wird, von Gott sei oder wo andersher. Inzwischen sei alles fern zu halten, was Anlaß geben könne zu aufrührerischen Bewegungen.*)

Der Rath konnte sich indessen auf die Länge nicht mit der zuwartenden Stellung begnügen. Vielmehr sollte noch einmal ein Versuch gemacht werden mit einem Religionsgespräch. Und zu einem solchen lud ein Mandat der Regierung vom 22. April ein. Mit ruhigem Ernste schaute Oekolampad diesem Zeitpunkte entgegen.**)

Schon war aber um eben diese Zeit der Streit nicht mehr ein einfacher Streit zwischen Altem und Neuem, zwischen den Ueberlieferungen der Kirche und dem neu erwachten Evangelium. Nicht zwei Lager nur, das der Papisten

*) Dieses Gutachten findet sich abschriftlich in den Antiq. Gernl. T. I. Wurstisen hat es in Uebersetzung mitgetheilt.

**) Vgl. den schon oben angeführten Brief an Pirkheimer.

und der reformatorisch Gesinnten standen, jedes in sich abgeschlossen, einander gegenüber. Schon war es dem Feinde gelungen, Zwietracht auszusäen auf dem jungen Acker der evangelischen Kirche, und auch die noch in den ersten Kämpfen stehende Kirche Basels wurde von ihnen berührt und theilweise erschüttert. Von zwei Seiten her sehen wir die feindliche Macht verwüstend in das eigene Lager einbrechen, hier den Bauernkrieg und die Wiedertäuferei in seinem Gefolge, dort den Sacramentsstreit. Auf diese störenden Elemente haben wir nun unsern Blick zu richten.

7. Der Bauernkrieg und die Wiedertäuferei.

Der Bauernkrieg hat einen weiten Zusammenhang. Jeder weiß, wie Luthers Werk in Deutschland durch den Aufstand der Landleute in Schwaben und Thüringen unterbrochen wurde, indem fleischlicher Mißverstand der evangelischen Freiheit zu Mord und Brand führte und eine blutige Rache von Seiten der Fürsten und Obrigkeiten nach sich zog. Auch Oekolampads Vaterstadt, Weinsberg, war in diesem Kriege hart mitgenommen worden. Vom Schwarzwald und dem Elsaß her, wo der wilde Geist des Aufruhrs im Zerstören der Gotteshäuser und Klöster, der Schlösser und Burgen sich gefiel,*) war derselbe schon in den ersten Tagen des Maimonats auch bis an die Grenzen der Schweiz vorgedrungen. Am Tage Philippi und Jacobi erschienen aus den oberen Gegenden des Baselschen Gebietes die aufgeregten Schaaren der Landleute vor den Thoren der Stadt, die ihnen durch Verrath sollten geöffnet werden. Durch die Einigkeit und Entschlossenheit der Bürger und durch kluges Nachgeben der Regierung kam unter eidgenössischer Vermittelung ein Friede zu Stande, so daß Blutvergießen und Plünderung verhindert wurde. Die Sache hatte einen rein politischen Charakter; allein die Gegner der Reformation unterließen nicht, sie mit den religiösen Bewegungen in Verbindung zu bringen. Mit einigem Schein, insofern sich unter den Forderungen der Bauern, wie anderwärts, so auch hier die fand, daß man ihnen freie Verkündigung des Wortes Gottes gestatte. Welchen Antheil der uns bekannte Stephan Stör, Leutpriester von Liestal, an dem Aufruhr gehabt, wird aus den Berichten der Chronisten nicht klar; ganz unschuldig scheint er nicht gewesen zu sein.**) Aber daß Oekolampads Hände rein geblieben, braucht nicht gesagt

*) Die Klöster St. Blasien, Lützel, Heitersheim, Lauterbach hatten besonders viel gelitten. Der Schaden von St. Blasien wurde auf 30000 Goldgulden geschätzt. Auf Basel'schem Gebiete wurden die Klöster Engelthal, Schauenburg, Schönthal, Olsberg, das rothe Haus geplündert und der Stiftskeller in Liestal geleert. Vgl. darüber die Karthäuser-Chronik S. 14 ff. und die gleichzeitigen Chroniken ebend. Anm. 23, sowie Ochs, Geschichte von Basel V. S. 492 ff.

**) Es läßt sich nicht leugnen, daß hie und da excentrische Geistliche auch an

zu werden. Selbst der Karthäuser-Chronist wagt es nicht, seine Person mit einer wühlerischen Politik in Verbindung zu bringen oder auch nur den leisesten Verdacht von dieser Seite auf ihn zu werfen.

Der Bauernaufstand war etwas Vorübergehendes. Ein desto hartnäckigerer Kampf stand bevor mit der religiösen Secte, deren früheste Geschichte mit derjenigen des Bauernkriegs in mehr als zufälliger Verbindung steht — der Kampf mit den Wiedertäufern.

Wie weit die Kindertaufe in der Schrift ausdrücklich befohlen oder wie weit sie, auch ohne ausdrücklichen Befehl, in ihr gegründet und dem Geist und Sinne Christi gemäß sei, war eine Frage, die nothwendig die reformatorischen Geister beschäftigen mußte. Je gewissenhafter man es mit dem Schriftworte nahm, desto weniger konnte man sich derselben entziehen. Es darf uns daher nicht wundern, wenn Oekolampad über diesen Punkt nicht sofort mit sich abgeschlossen hatte. Unterm 21. November 1524 hatte er, mit Bezug auf die erste wiedertäuferische Bewegung in Wittenberg, an Zwingli geschrieben: „Karlstadts Büchlein über die Kindertaufe habe ich noch nicht gelesen; ich glaube, es ist auch noch nicht gedruckt; doch so viel ich von Andern gehört, will er sie ganz abschaffen, aber ich kann ihm noch nicht beipflichten. Augustin hält mich noch bei seiner Meinung fest, daß, wenn den Kindern das Sacrament auf fremden Glauben hin gespendet wird, ihnen dieß in soweit helfe, als ihnen die Erbsünde nicht zugerechnet wird." Er bittet Zwingli, ihm seine Meinung hierüber ausführlich mitzutheilen.*) Die ruhige theoretische Erörterung, wie sie den bibelforschenden Männern jener Zeit geziemte, ward aber bald gestört und gewissermaßen unmöglich gemacht durch das ungestüme und gewaltsame Verfahren der wiedertäuferischen Sectirer. Ihr wildes, fanatisches Auftreten, besonders seit Thomas Münzer das große Wort unter ihnen geführt, war von der Art, daß nur ein entschiedenes Zurückweisen ihrer an Staat und Kirche gestellten Forderungen übrig blieb. Wie Zwingli gegen Grebel, Manz und ihres Gleichen, so mußte auch Oekolampad gegen jene Wölfe in Schafpelzen auftreten, die in das Gehege seines Kirchengebietes einzudringen drohten. Basel war ohnedieß ein Zufluchtsort so Vieler, die, ihrer

---

den Bauernkriegen theilgenommen haben. So ein Joh. Walz in Schwaben, Joh. Strauß in Eisenach u. A. Auch der früher erwähnte Röublin verkündigte den Bauern in Wytikon, Kanton Zürich, sie brauchten hinfort nicht mehr Zinsen und Zehnten zu bezahlen. Aber die eigentlichen Säulen der Reformation, ein Luther, Melanchthon, Brenz widerstanden um so kräftiger, mit dem Worte Gottes in der Hand, dem Geiste des Aufruhrs. Und so konnte auch Oekolampad mit gutem Gewissen den Vorwurf ablehnen, der ihm später von der lutherischen Partei gemacht wurde, als sei er ein Tumultuant. Vgl. Respons. sec. ad Bilib. Pirkh. p. 96 seq.

*) Opp. VII. p. 369.

religiösen Meinungen wegen verfolgt, eine Freistätte suchten, und bei aller christlichen Liebe, die man mit Recht den Unglücklichen angedeihen ließ, war Vorsicht doppelt nöthig. Oekolampad ließ es weder an dem einen, noch an dem andern fehlen. Vorerst hatte sich der Antitrinitarier Johann Denck aus Nürnberg,*) der als Corrector in einer der Druckereien seinen Lebensunterhalt gewann, in Oekolampads Vorlesungen über Jesaia eingefunden und sich von dem Hörsaal aus weiteren Zutritt in des Reformators Haus zu verschaffen gewußt. Sofort verbreitete sich das Gerücht, als habe Denck das Gift seiner Irrthümer bei Oekolampad eingesogen, so daß dieser sich genöthigt sah, sich deßhalb in einem Briefe an Pirkheimer (vom April 1525)**) zu rechtfertigen. Aber auch der weit gefährlichere Thomas Münzer, der eigentliche Patriarch der Wiedertäufer, hatte um dieselbe Zeit als ein um der Wahrheit des Evangeliums willen Verfolgter sich Oekolampad genähert, jedoch ohne seinen Namen zu nennen. Oekolampad lud ihn als einen des Mitleids würdigen Flüchtling zu Tische. Man sprach von den Trübsalen, welche über die Bekenner des Evangeliums aller Orten hereinbrachen und ermahnte sich gegenseitig zum Tragen des Kreuzes Christi in aller Geduld. Erst im Verlaufe des Gesprächs gab sich Münzer zu erkennen. Oekolampad bemerkte ihm ohne Rückhalt, wie sehr ihn der Zwiespalt zwischen ihm und Luther betrübe. Münzer wollte sich rechtfertigen, indem er von Luther unwürdig sei behandelt worden. Gerade aber durch diese hämische, die Humanität Luthers verdächtigende Aeußerung wurde Oekolampad zum Widerspruch gereizt. Wie es einem edeln Gemüthe geziemt, wenn von einem Abwesenden Uebles geredet wird, sich dessen anzunehmen, so hob Oekolampad Luthers Verdienste hervor. Nun kam auch die Kindertaufe zur Sprache. Wir wissen, daß sie für Oekolampad einstweilen noch eine offene Frage war. Er ließ sich erst von Münzern berichten, wie dieser es damit halte. Als dieser ihm eröffnete, er taufe zwar die Kinder, aber nicht jedes einzelne Kind gleich nach der Geburt, sondern in längeren Zwischenräumen von etlichen Monaten taufe er dann größere Kinderschaaren zusammen, um der Handlung desto mehr Feierlichkeit zu geben, so konnte Oekolampad dieses Verfahren nicht mißbilligen, da es die christliche Kirche in keiner Weise beeinträchtige. Ueber das Abendmahl äußerte sich Münzer zurückhaltend. Dagegen ließ er über das Verhältniß zur Obrigkeit einige Worte fallen, aus denen Oekolampad merken konnte, wie es in dieser Hinsicht mit ihm stehe.

*) Vgl. über ihn Trechsel, Antitrinitarier S. 16 ff. Er war aus der Oberpfalz gebürtig, hatte früher das Amt eines Schulrectors zu St. Sebald in Nürnberg bekleidet, von wo er 1524 verwiesen wurde. Er kam von St. Gallen nach Basel und war mit dem berüchtigten Ludwig Hetzer befreundet.

**) Denckius a me nullum venenum hausit, si venenum hausit. Nescio an multa de sacris contulerim cum eo. Bei Herzog im Anhang S. 273. Ein Brief Dencks an Oekolampad Epp. fol. 197.

Statt ihm gradaus zu widersprechen, mochte er es dem Gastrechte angemessener finden, den allgemeinen Grundsatz auszusprechen: „unser Amt ist, Christum zu verkündigen und alle Gerechtigkeit". Beim Scheiden lud ihn Oekolampad ein, ihn nochmals zu besuchen, ehe er die Stadt verlasse. Aber Münzer ließ sich nicht mehr blicken.*) Später soll er sich auf der Folter auf diese Unterredung berufen haben, was Oekolampad manche Verdrießlichkeit bereitete. In Basel hatte übrigens Münzer einige Proselyten gemacht; namentlich gewann er den Professor Hugbald, der bei dem erwähnten Tischgespräch zugegen war.

Eine der hervorragendsten Persönlichkeiten in der schweizerischen Geschichte der Wiedertäufer ist unstreitig Balthasar Hubmaier (Hübmör) aus Friedberg in der Wetterau (Pacimontanus),**) ursprünglich ein Schüler Eck's, der nach mancherlei Schicksalen im Jahre 1522 Pfarrer in Waldshut geworden war und dort die Kirchenreformation einleitete, die aber durch seine eigene Schuld wieder verloren ging. Er hatte sich an die Secte angeschlossen, jedoch mit Vorbehalt seiner eigenen persönlichen Meinungen. Vor der großen Masse seiner Glaubensgenossen zeichnete er sich unstreitig durch feinere Bildung und darum auch durch größere Milde und Besonnenheit aus. Auch er trat mit Oekolampad in Verbindung. Im Januar 1525 richtete er sich schriftlich an ihn und befragte ihn um seine Meinung über die Kindertaufe, von der er bekannte, daß er sie für eine leere Ceremonie halte.***) Oekolampad hatte noch nicht mit sich abgeschlossen. Noch schwankte er zwischen dem, was sich deutlich in der Schrift ausgesprochen findet und dem, was er von Augustin empfangen und von dem sich zu trennen ihm schwer fiel. Da keine Stelle der Schrift die Kindertaufe verbietet, keine aber auch sie ohne Weiteres befiehlt, so glaubte er Hubmaiers Verfahren nicht mißbilligen zu dürfen; doch hielt er es für angemessen, ihn an den Zusammenhang der Taufe mit der Erbsünde zu erinnern; auch trug er kein Bedenken (im Sinne Luthers) einen im Kinde noch schlummernden Glauben anzunehmen, wodurch dasselbe im Stande sei, die Taufgnade sich anzueignen.†) Später legte er darauf kein Gewicht mehr. Er scheint sowohl durch eigene Bibelforschung, als auch durch Zwingli's Ein-

*) Brief an Pirkheimer, bei Herzog im Anhang S. 271 und ad Bilibaldum Pirkheimerum responsio posterior p. 91 sq.

**) Schreibers Biographie im Taschenbuch für die Geschichte Süddeutschlands. 1839. 40. — Hubmaier nahm ein trauriges Ende. Nachdem er, von Waldshut vertrieben, seine Lehren in der östlichen Schweiz (in St. Gallen und Constanz) auszubreiten gesucht hatte, flüchtete er nach Mähren, ward ergriffen und in Wien hingerichtet.

***) Er verglich sie der Epheuranke um den Thyrsusstab, die nur als Schmuck (als Wirthsschild) vorhanden ist und keine Frucht trägt (hedera absque vino). Epp. fol. 64.

†) Epp. fol. 64(b). Vgl. auch den Brief Oekolampads an Zwingli, Opp. VII. p. 383. Wie frei Oekolampad schon jetzt dachte über die übliche

fluß auf eine freiere Ansicht geführt worden zu sein. Und diese, von scholastischen Voraussetzungen gereinigte, schriftgemäße Lehre entwickelte er nun im Kampfe mit den Basel'schen Wiedertäufern. Nachdem er dieselben erst in Predigten bekämpft hatte, versuchte er durch ein Religionsgespräch, das er vorläufig in seinem Hause veranstaltete,*) sie auf andere Gedanken zu bringen. Wahrscheinlich fand dieses Gespräch, an dem auch andere Geistliche theilnahmen, im August (1525) statt. Oekolampads Helfer, J. Gast, hat uns sowohl in seinem Tagebuche, als in einer eigenen Schrift über die Wiedertäuferei einige Züge über das Treiben der Secte aufbewahrt.**) Wie anderwärts, so beriefen sich auch hier die Wiedertäufer auf den Befehl Christi (Matth. 28), wonach der Unterricht der Taufe vorausgehen müsse, auf das Beispiel des Kämmerers, den Philippus taufte (Apostelgesch. 8, 38), auf den Hauptmann Cornelius (Apostelgesch. 10, 47) u. s. w., während von einer an Kindern vollzogenen Taufe sich keine sichern Beispiele in der Schrift fänden. Solche Beispiele glaubten jedoch die Vertheidiger der Kindertaufe gefunden zu haben in den apostolischen Berichten, in welchen von der Taufe ganzer Familien die Rede ist. Auch die Worte des Heilandes (Marc. 10): „lasset die Kindlein zu mir kommen", konnten, wenn auch nicht als directer Taufbefehl, doch als indirecte Empfehlung gefaßt werden, die Kinder so früh wie möglich dem Herrn zuzuführen. Und dieß war am schönsten versinnbildet im Taufact.

Was aber in dieser Verhandlung besonders von Oekolampad und seinen Gehülfen herausgehoben wurde, das war das Band der Gemeinschaft, in welcher Kinder thatsächlich mit der Gemeinde des Herrn stehen als Glieder einer christlichen Familie. Als Kinder christlicher Eltern gehören die Neugeborenen eben so gut in den neuen Gnadenbund Gottes, als die Kinder der Israeliten in den alten Bund gehörten. Die Taufe vertritt sonach die Stelle der Beschneidung. Dieser Anschauung liegt der tiefere Gedanke zu Grunde, den die Wiedertäufer verkannten und den die Sectirer und Separatisten aller Zeiten verkannt haben, daß das Christenthum, obwohl es in jedem Einzelnen durch die Gnade Gottes ein persönliches (individuelles) werden muß, doch auch, wenn wir so sagen dürfen, seine bereits geheiligte Naturseite hat, d. i. seine ihm von Gott geordnete natürliche Atmosphäre, in welche der Einzelne durch Gottes Fügung hinein geboren wird, damit er in ihr aufwachse und gedeihe, getragen von der Gemeinschaft des christlichen Hauses und des christlichen Volkes, die früher da waren als er, und aus deren Lebensfülle ihm zuströmt, was er sich selbst zu geben

---

Tauffor mel und deren Gebrauch, geht daraus hervor, daß er vor abergläubischer Festhaltung am Buchstaben derselben warnte.

*) Früher nahm man an, schon dieses Gespräch sei öffentlich in der Kirche gehalten worden; doch siehe Herzog I. S. 307.

**) Gastii Diarium, in deutscher Uebersetzung von Burtorf-Falkeisen. Basel 1856. — De Anabaptismi exordio, erroribus, historiis abominandis, confutationibus adiectis libri II. Bas. 1544.

außer Stande wäre. Ist doch Eines Gnade, wie das Andere, und wer den von Gott geordneten Heilsweg und den geschichtlich vererbten Segen verschmäht, wie darf der erwarten, daß ihm der Segen eines persönlichen Christenthums auf außerordentlichem Wege zukomme? Der Wiedergeburt des Einzellebens, die deßhalb nicht überflüssig wird, geht voraus das natürliche Hineingeborenwerden in den organischen Zusammenhang, aus dem er vorerst die Anregungen zu empfangen hat zur eigenthümlichen und persönlichen Ausgestaltung seines religiösen Lebens. Dieß fühlten unsere Reformatoren gar wohl, und dieß gesunde Gefühl lag auch im Volke, weßhalb die Wiedertaufe bei allen Spitzfindigkeiten ihres Sondergeistes doch niemals volksthümlich geworden ist. — Daß auf Oekolampads Ansichten über Taufe und Wiedertäuferei Zwingli einen bedeutenden Einfluß geübt, kann wohl kaum in Abrede gestellt werden. Seine frühere, mehr ängstlich gehaltene Ansicht von der Taufgnade trat von da an mehr zurück. Wenn dann aber Oekolampad noch weiter im Verlaufe des Gesprächs auch den Gesichtspunkt hervorhob, wonach die Kindertaufe auch zur Erbauung des Nächsten geschieht, indem dadurch die Gemeinde Gelegenheit erhalte, ihre künftigen Mitglieder als Genossen des Bundes zu begrüßen, so hatte gewiß auch dieser Gedanke seine hohe praktische Berechtigung. Darum hat auch die reformirte Kirche fortwährend an der öffentlichen Taufe festgehalten und nur ausnahmsweise (und bisweilen auch dieß nicht) Haustaufen gestattet. Wir wollen damit nicht sagen, daß Oekolampad hiermit das Wesen der Taufe erschöpft habe, und auch die reformirte Kirche hat sich auf dieses Aeußere nicht allein beschränkt, wenn sie auch darauf in den Tagen des Kampfes ein besonderes Gewicht gelegt hat.

Der Erfolg des Gesprächs war der, wie man ihn bei der hartnäckigen Gesinnung der Wiedertäufer erwarten konnte. Sie beharrten auf ihrem Satze, daß die Kindertaufe nicht in der Schrift befohlen sei und trieben ihr Wesen im Dunkeln fort. Erst später sah sich die Regierung genöthigt, weiter einzuschreiten.

8. Der Handel vom heiligen Abendmahl.

Wie das Sacrament der Taufe, so erregte auch das des Abendmahls vielfache Streitigkeiten im Reformations-Zeitalter. Der Unterschied ist aber der, daß rücksichtlich der Kindertaufe sämmtliche Reformatoren, Luther so gut als Zwingli, die Deutschen so gut als die Schweizer, auf demselben geschichtlichen Boden standen, auf dem auch die katholische Kirche stand, und daß sie also in dieser Hinsicht keinen Widerspruch gegen letztere erhoben (wenn auch die Gründe, die sie für die Kindertaufe anführten, je nach ihren Anschauungen von dem Wesen der Taufe selbst, verschieden sein mochten), während die Differenzen über das heilige Abendmahl bekanntlich zu jener unseligen Spaltung hinführten, welche die auf ein und demselben Grunde des Wortes Gottes

stehenden Christen in zwei Lager theilte, die sich dann später als Lutheraner und Reformirte entgegenstanden.*) Auch Oekolampad ward in diesen unerquicklichen Streit hineingezogen, dessen ausführliche Geschichte außer den Grenzen unserer Aufgabe liegt.**)

Bekanntlich war die erste Anregung zum Streite nicht von der Schweiz, sondern von Wittenberg ausgegangen. Andreas Bodenstein (genannt Karlstadt), der auch in andern Dingen mit dem Aufräumen des Alten schneller und stürmischer vorangeschritten war, als Luther, hatte mehrere Büchlein geschrieben, in welchen er die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl, an der Luther festhielt, bestritt und zugleich den Einsetzungsworten einen andern, als den bisher angenommenen Sinn unterlegte.***) Oekolampad hatte seine Schriften gelesen und den harten Ton derselben mißbilligt; mit dem Inhalte zeigte er sich, soweit er ihm klar geworden, einverstanden.†) Weniger günstig gestimmt zeigte sich der Rath von Basel, welcher geradezu den Buchdrucker, der einige der Karlstadtschen Schriften gedruckt (oder nachgedruckt) hatte, mit Thürmung bestrafte. An Oekolampad richtete Melanchthon eine wohlgemeinte Warnung, sich nicht von der Wahrheit abwendig machen zu lassen.††) Die

*) Es ist wohl darauf zu achten, daß bei allen heftigen Streitigkeiten über das Abendmahl eine eigentliche Trennung in zwei Kirchen erst ein halbes Jahrhundert später folgte. Das Prädicat „reformirt" stammt aus Frankreich und ist zunächst gebraucht worden von den Anhängern Calvins, während die Substantiva Reformation und Reformatoren unbedenklich auch von den Lutheranern als Ausdrücke von gemeinschaftlicher Bedeutung gefaßt werden. Bis auf diesen Tag denkt das Volk in der Schweiz bei dem Ausdruck „reformirt" nicht an den Gegensatz gegen das Lutherische, sondern nur gegen das Katholische. Auch hießen umgekehrt die Anhänger der Reformation in der Schweiz „Lutheraner". In das gesunde Volksbewußtsein ging die Differenz niemals über.

**) Wir verweisen übrigens auf die Lebensgeschichte Zwingli's (Gesammtwerk I. S. 252 ff.).

***) Er bezog die Worte „dieß ist mein Leib" nicht auf das Brot, sondern auf den anwesenden Leib des Herrn, indem er annahm, daß der Herr, indem er den Jüngern das Brot gab, dabei auf seinen eigenen Leib gezeigt habe. Ueber sein Leben und seine Schriften vgl. C. F. Jäger, Andreas Bodenstein von Carlstadt, Stuttgart 1856. Die in Basel gedruckten Schriften waren (nach des Verfassers Vermuthung) nur neue Auflagen (S. 448).

†) Carolstadius libellis me non offendisset, si fratribus pepercisset. In his, quae ad eucharistiam attinet, quantum ipse capio, a nostra sententia nihil abest, quam in dulcissimo colloquio referebam. Brief an Zwingli vom 21. November 1524. Ebenso schreibt er (Januar 1526) an einen Ungenannten über Karlstadts Buch: „Nos quamvis non subscribamus illi per omnia, invenimus tamen virum pleraque magna cum utilitate in medium attulisse." Epp. f. 121, und an einem andern Orte: „Licet veritatis apicem non attigerit, summam tamen rei non penitus esse improbandam (censeo)."

††) Te per Christum adhortor, optime Oecolampadi, quando in statione

Basler Geistlichen selbst waren unter sich uneins; namentlich zeigte sich der Pfarrer Wyssenburg mehr der lutherischen Ansicht zugethan. Es scheint unter ihnen zu Mißhelligkeiten gekommen zu sein, in welche Zwingli von Zürich aus ein zurechtweisendes Wort hinein zu reden sich veranlaßt sah (5. April 1525).*) Nachdem er die bisherige Einigkeit und Frömmigkeit der Prediger rühmend hervorgehoben, bittet er sie um Entschuldigung, daß er als Fremder es wage, als Vermittler auftreten zu wollen. Allein der gegenwärtige Augenblick, wo der Satan alle seine Kräfte zusammen nehme, um Trennung anzurichten, gebiete ihm, zur Einigkeit zu mahnen, die, wie schon alte Beispiele der Geschichte zeigen, allein im Kampfe stark und unüberwindlich mache. Und nun, worin besteht die Uneinigkeit? Wir haben ein und dasselbe geschriebene Wort, aber wir legen es nicht gleichmäßig aus. Das kommt daher, daß nicht Alle von demselben Geiste beseelt sind. Die Einen reden von einem leiblichen Genusse des Fleisches Christi, Andere wollen gar nichts wissen von einem vorhandenen Fleische; noch Andere endlich reden von einem geistlichen Fleische, so daß nach ihnen das Brot nicht nur Brot ist, sondern zugleich auch Fleisch, und daß also mit dem Brote zugleich auch das Fleisch genossen wird. Zwingli gesteht, von dieser letztern Ansicht (der Luthers) sich keine rechte Vorstellung machen zu können, da er gewisse Bücher noch nicht gelesen habe. Um seine eigene Meinung zu sagen, so gehe diese dahin, daß das Fleisch nichts nütze, der geistliche Genuß Christi, d. i. der Glaube, allein das fromme Gemüth befriedigen könne. Er tadelt es offen, daß manche aus falscher Anbequemung an die Vorstellungsweise der Andern sich dunkler und zweideutiger Worte bedienen. Das Argument, das die Vertheidiger der leiblichen Gegenwart von der Allmacht Gottes hernehmen, der ja alles möglich sei, verwirft Zwingli mit der Bemerkung, daß das Widersprechende selbst Gott unmöglich sei. Es kann nicht Wasser zugleich Feuer, nicht ein Aussätziger zugleich ein Reiner sein rc. Er beschwört die Männer, an die sein Brief gerichtet ist, doch ja nicht Menschenworten anzuhangen und dadurch Zwietracht hervorzurufen. Die Wahrheit müsse siegen; in Zürich habe sie bereits gesiegt. Auch die Straßburger ständen auf Seiten der Wahrheit. Er warnt vor einem gewissen Ohrenbläser, dem sie kein Gehör schenken sollen und von dessen sittlicher Aufführung er eine abschreckende Schilderung macht.**) Dagegen stellt er ihnen Oekolampad, „den Mann von unvergleichlicher Gelehrsamkeit und Klugheit“ als Muster

---

Deus te posuit, advigiles, quantum potes, ne laedatur gloria Χριστοῦ. Bei Herzog im Anhang S. 279.

*) Der Brief ist gerichtet an Oekolampad, Bersius, Frauenberg, Immeli, Wolfgang Wyssenburg, Thomas Geierfalk, Johann Luthardt, „den frommen Dienern des Wortes in Basel, den geliebtesten Brüdern in Christo“. (Opp. VII. p. 389.)

**) Audio susurrunculum quendam apud vos esse, qui mihi intus et in cute notus est, quem dicunt nescio quae dissidia seminare. Eum oro

auf, der, wenn er einen Fehler habe, eher aus allzugroßer Zurückhaltung, als aus Uebereilung fehle. „Seine Frömmigkeit, fährt er fort, bedarf meiner Empfehlung nicht, sie empfiehlt sich selbst. Wie vieles hat er schon um des Herrn willen ertragen? wie viel duldet er noch immer mit ungebrochenem Muthe bis zu dieser Stunde? Da ihr ihn habt, so braucht ihr nicht zu fürchten, daß euch irgend jemand schaden möge." Schließlich ermahnt er die Brüder noch einmal zu freimüthigem Bekenntniß der Wahrheit und zur Einigkeit, im Vertrauen auf den unfehlbaren Sieg.

Wie gewissenhaft Oekolampad in dieser wichtigen Frage zu Werke ging, geht aus dem Briefwechsel mit seinen Freunden hervor. So schreibt er den 25. April 1525 an Pirkheimer: *) „Wie vorsichtig ich immer über das Dogma vom Abendmahl mich ausgesprochen habe, wissen alle meine Zuhörer. Kurz bevor Karlstadt hierher kam, **) den ich bis zu dieser Stunde nicht gesehen habe, bin ich genöthigt worden, mit meiner Meinung hervorzutreten, da einige Amtsbrüder Rechenschaft über meinen Glauben von mir verlangten. Uebrigens dünkt mich, daß meine Meinung einfach und dem Christenglauben gemäß (katholisch im ächten Sinne) sei. Zwar bekenne ich, daß das Brot Brot ist, aber nicht mehr gemeines Brot, nachdem es geweihet worden. Mir entgeht nicht der tiefere Sinn, der in den Worten des Geheimnisses (den Sacramentsworten) liegt. Niemals habe ich geleugnet, daß sacramentlicher Weise (in mysterio) der Leib Christi gegenwärtig sei, und ich bin fest überzeugt, daß die alten Lehrer mit mir übereinstimmen, wenn sie auch bisweilen räthselhaft sich ausdrücken. Ich habe auch das gute Vertrauen zum Herrn, daß diese Sache von Tag zu Tag sich mehr aufklären und daß die Welt von einem tief eingewurzelten Irrthum werde frei werden. Nächstens wird der Rath eine Disputation oder besser gesagt eine Besprechung (collatio)***) veranstalten, auf welcher die Sache verhandelt werden wird. So wie der Tag bezeichnet sein wird, werde ich dirs zu wissen thun. Es sollen dazu Gelehrte aus aller Welt berufen werden. Ich wünschte, daß auch von euern Landsleuten kämen, um uns, falls wir irren, eines Bessern zu belehren; denn von Allen hier, die sich vom Papstthum losgesagt haben, ist Keiner, der sich nicht gern aus Gottes Wort unterrichten ließe."

Die Disputation kam nicht zu Stande. Oekolampad aber fand für gut, seine Ansichten über das Abendmahl in einer größern Schrift der Prüfung

---

ut vitetis: non enim servit Deo, sed suo ventri, imo peni quoque. Wen er darunter verstehen mochte?

*) Bei Herzog im Anhang S. 272. Vgl. auch die Stellen aus der Streitschrift an Pirkheimer bei Heß (Leben Oekolampads) S. 102.

**) Er hatte sich nach Basel geflüchtet, wo er späterhin als Prediger und Professor Anstellung fand.

***) Man sieht, wie ungern Oekolampad auch hier das Wort „Disputation" gebrauchte.

der Gelehrten vorzulegen.*) Sie wurde nicht in Basel selbst, sondern vermuthlich in Straßburg gedruckt und erschien im September 1525. Oekolampad beeilte sich, die ersten Exemplare, so wie sie aus der Druckerei kamen, seinem Zwingli zuzusenden**) und ihm über die Stimmung zu berichten, mit der die Schrift in Basel würde aufgenommen werden. „Unsere Gegner, schreibt er, suchen das, was sie weder mit der Vernunft, noch mit Schriftgründen widerlegen können, lächerlich zu machen; thöricht genug, um Alle die für Thoren zu halten, die ihre Thorheit nicht anerkennen." Wyssenburg, dem Oekolampad das Concept mitgetheilt hatte, und auf den Oekolampad nicht mehr gut zu sprechen ist (er nennt ihn einen Bruder von zweifelhaftem Glauben), hatte sich geäußert, es sei in Zwingli's und Oekolampads Schriften über das Abendmahl mehr Philosophie als Theologie. „Er will wohl warten (setzt er hinzu), was der Sächsische Abgott antworten wird.***) Inzwischen bleibt ein großer Theil des Volkes im eingewurzelten Irrthum stecken." Und weiter fährt er fort: „Unsere Priester und ihre Helfershelfer würden gern alles das, was wir bisher gelehrt haben, hingehen lassen; aber nur dieß eine Dogma vom Abendmahl, das, sei es der Papst, sei es Luther, aufgestellt hat, wollen sie nicht fahren lassen. Dieß ist die Burg und die Schutzwehr ihrer Gottlosigkeit, wodurch sie mit der Zeit wieder zu erlangen hoffen, was sie in den jüngsten Tagen verloren haben. Bleibt dieser Götze unangetastet, so wird sie niemand mit Recht als Gottlose verdammen können."

Die Schrift führte den Titel: „Wahre und ächte Erklärung der Worte des Herrn: das ist mein Leib ꝛc. nach den ältesten christlichen Schriftstellern."†)

Oekolampad schlägt in dieser Schrift den historischen Weg ein, indem er die Stimmen der Kirchenlehrer über das Abendmahl einvernimmt und sie unter einander vergleicht. Er gelangte zu dem Ergebniß, daß erst die Scholastiker des Mittelalters seit Peter dem Lombarden († 1164) die Lehre von einer leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl aufgestellt haben. Ob er hierin das Richtige getroffen, mag von dem jetzigen Standpunkte einer unbefangen prüfenden Wissenschaft aus billig bezweifelt werden, wie es denn über-

*) Wahrscheinlich war es diese Schrift, über die er sich auch Farels Meinung erbat. (Epp. fol. 205.)

**) S. den Brief vom 16. Sept. Opp. VII. p. 409. Oekolampad hatte im Eingang geschrieben, daß er die Exemplare täglich erwarte, und schon war er im Begriff, den Brief zu schließen, als sie noch anlangten und er sie mitschicken konnte.

***) Saxonicum Idolum. Ein hartes Wort allerdings, aber gewiß sollte es mehr die treffen, welche Luther zum Abgott machten, als ihn selbst.

†) De genuina verborum Domini „hoc est corpus meum" iuxta vetustissimos auctores expositio. Daß diese Schrift dann von Ludwig Hetzer ins Deutsche übersetzt wurde (freilich ohne Vorwissen Oekolampads), mochte ihr bei Manchen nicht zur Empfehlung dienen.

haupt ein mißliches Unternehmen ist, zu Lehrbestimmungen, die das Ergebniß einer spätern Entwickelung sind, genau die Muster in der alten Zeit finden zu wollen (jeder sieht da mehr oder weniger mit anderen Augen).*) Um so lehrreicher ist es aber zu sehen, wie Oekolampad, und zwar in Widerspruch mit seinen früheren, noch unausgereiften mystischen Ansichten vom Sacrament, den eigentlichen Sacramentsbegriff zu entwickeln sucht, wie ihm derselbe, gewiß nicht ohne Einfluß der Zwingli'schen Belehrungen, allmählig klar geworden war. Bekanntlich hatte das lateinische, der Bibel durchaus fremde Kunstwort Sacramentum, womit das griechische Wort Mysterium wiedergegeben wurde, in der alten Kirche einen vieldeutigen Sinn, indem man damit bald die Geheimnisse des Glaubens überhaupt (Dreieinigkeit, Menschwerdung Gottes), bald die kirchlichen, das Geheimniß versinnbildenden Gebräuche und Ceremonien verstand. Oekolampad sucht nun beides auseinander zu halten. Er verwahrt sich feierlich gegen den Vorwurf, den Luther seinen Gegnern immer aufs Neue machte und den ihm Andere nachsprachen, als verwürfen sie von vornherein jedes Geheimniß, als wollten sie nur annehmen, was die Vernunft begreife.**) Allerdings, erwidert Oekolampad, giebt es Geheimnisse, die unsere Vernunft übersteigen, wie die Menschwerdung Gottes in Christo; aber daraus folgt nicht, daß wir auch da ein Geheimniß anzunehmen haben, wo keins ist. Das Sacrament (mysterium ecclesiasticum) besteht wesentlich darin, daß es unter einer sichtbaren Hülle ein Unsichtbares verbirgt. Es soll dazu dienen, vom Sichtbaren auf das Unsichtbare hinzuleiten. Was aber diese Bestimmung hat, zu mahnen, zu erbauen, das darf nicht selbst wieder ein Geheimniß, d. h. ein uns Unbekanntes und Verschlossenes sein (non ignota sint oportet, quae aedificare debent). Mysterien hießen die Sacramente in der alten Kirche nicht darum, weil sie den Christen ein Geheimniß waren, sondern weil sie denen die draußen sind, den Uneingeweihten, verborgen bleiben. Dabei beruft sich Oekolampad auf die ersten Jünger des Herrn und ihr Verhalten bei der Einsetzung des Abendmahls. Sie äußern nicht das geringste Erstaunen, als ginge da etwas Außerordentliches und Wunderbares vor sich. Wie sträubte

*) Daß dieß auch jetzt noch der Fall ist, davon kann sich Jeder überzeugen, der z. B. die dogmengeschichtlichen Arbeiten über das heilige Abendmahl von Ebrard, Kahnis, Rückert unter einander vergleicht.

**) Gegen diesen Vorwurf des Rationalismus, den man ja auch in neuester Zeit wieder der Zwingli'schen und Oekolampad'schen Lehre gemacht hat, hat sich Oekolampad jederzeit verwahrt. Vgl. den Brief an Melanchthon vom 21. Mai 1526 (Epp. fol. 115[b]) und an ebendenselben fol. 133(b): „Nos enim non rationis fiducia, neque geometriae certitudo, sed fidei (quae veritatem corporis Christi asserit) religio, ne secus sentiamus obstringit.“ Und dann noch später an einen Ungenannten vom J. 1528: „Wenn Du glaubst, daß wir durch die Vernunft verführt auf unsere Ansichten gekommen sind, so bist Du gänzlich im Irrthum, obgleich wir diese Verläumdung von Vielen hören müssen.“ Epp. fol. 169.

sich doch Petrus, als der Herr ihm die Füße waschen wollte; wie viel mehr würde er sich gesträubt haben, wenn ihm der Herr zugemuthet hätte, sein Fleisch zu essen! — Auch die alte Kirche zeigte durch ihr *sursum corda*, das sie den Communicanten zurief, daß es sich um Erhebung der Gemüther handle, nicht um Anstaunen eines für die Sinne faßbaren Wunders. Nicht zum Altar, sondern zum Himmel sollten die Herzen gerichtet sein, da Christus sitzet zur Rechten Gottes. Aus eben diesem Grunde hat auch die alte Kirche den Kranken und den Kindern die Communion nicht verweigert; man genoß das Abendmahl in den Häusern, ohne darin eine Profanation zu erblicken. Hätten die alten Christen den Leib Christi im Brote gegenwärtig geglaubt, so würden sie wohl mit dem Hauptmann gesprochen haben: „Herr, ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach kommst." Weit später erst hat man die geweihte Hostie zu einem Gegenstand der Anbetung gemacht, die im Fronleichnamsfest ihre Spitze erreichte. „Da erschienen Weiber in frechem Aufzug, Priester, wie Buhler geschmückt, im fürstlichen Glanze, Soldaten unter dem Gewehr stehend. Alles, was einst die Apostel verschmähten, was gegen die Herrlichkeit des Kreuzes in nichts verschwindet, wird als das Höchste vorangestellt. Da sieht man nichts als Gold und Silber, Edelgestein, Gemälde, Bilder, Schauspiele, Cymbeln, Traghimmel mit Thierbildern geschmückt, Purpurdecken, Blumen, Geschütz, Gastmähler, aber nur wenig nüchternen Sinn, ja fast gar nichts von Religion."

Nach dieser Abschweifung, die allerdings mehr gegen die römische Weise der Hostienverehrung, als gegen die lutherische Auffassung vom Abendmahl gerichtet ist (Oekolampad glaubte eben, das Eine führe zum Andern), kehrt er zur streitig gewordenen Hauptfrage zurück, und zwar zur Erklärung der Einsetzungsworte. Ohne das „Ist" durch „Bedeutet" zu erklären, sieht er gleichwohl in der Rede des Herrn einen Tropus, d. i. eine bildliche, den Sinn vom Leiblichen auf das Geistliche wendende Redensart. Daß sich dergleichen eine Menge in der Schrift finden, war unschwer aufzuweisen, z. B. „Christus war der Fels" (1. Corinth. 10, 4), „Johannes ist Elias" (Matth. 11, 14), „Weib, siehe, das ist dein Sohn" (Joh. 19, 26). Hätte Jesus gewollt, daß man seinen Leib im Brot oder statt des Brotes empfange, so hätte er es mit wenigen Worten ausdrücken können, etwa: „Das Brot ist in meinem Leibe eingeschlossen", oder: „es ist in meinen Leib verwandelt". Wo aber bedient sich die Schrift, wenn wirklich von Verwandlungen die Rede ist, des Wörtleins „Ist"? Vom Stabe Moses heißt es deutlich: er wurde in eine Schlange verwandelt; ähnlich vom Wasser auf der Hochzeit zu Kana, das in Wein verwandelt wurde. Aber eben so wenig, als man eine Verwandlung anzunehmen berechtigt ist, eben so wenig darf man sagen: „das Brot enthält den Leib; denn daraus würde folgen, daß ein Körper an vielen Orten zugleich sein würde, indem der Leib Christi, der im Brot sein soll, im Himmel ist. Wie treffend ist dagegen das Bild gewählt, wenn man die Worte bildlich faßt! Das

Brot kommt aus der Erde; auch Christi Leib ist irdisch. Durch das Brot wird der leibliche Organismus des Menschen zusammengehalten; durch die Verheißung Christi wird der Seele eine himmlische Speise mitgetheilt. Aber zu sagen, der Leib Christi sei im Brot, ist ähnlich, als ob man sagen wollte, er sei im Stein (da es heiße, Christus ist der Fels), oder der heilige Geist sei in der Taube, in deren Gestalt er sich herabließ. — Woran sollen wir nun aber erkennen, daß etwas bildlich gemeint sei? Hier kommt alles auf den Zusammenhang an; darum muß die Schrift durch die Schrift erklärt werden, und immer so erklärt werden, daß ein passender, d. h. ein zum Uebrigen stimmender Sinn herauskommt. So wenig man etwas aus der heiligen Schrift herauserklären soll, so wenig etwas hinein. — Wie Zwingli, so zog auch Oekolampad die Stelle Joh. 6 herbei, um zu zeigen, daß, wo Jesus vom Essen seines Leibes rede und vom Trinken seines Blutes, er es geistlich verstehe. Ja, diese Stelle, behauptet er, stehe der Ansicht vom leiblichen Essen entgegen, wie der Cherub mit dem feurigen Schwerte. Endlich wurde auch darauf hingewiesen, daß Christus ausdrücklich gelehrt habe, er werde nicht mehr leiblich auf Erden erscheinen bis zu seiner Wiederkunft, und daß er gewarnt habe vor denen, welche sagen werden: hier ist Christus! — Daran sollen wir uns also halten, daß Christus selbst ist und bleibt das rechte Brot der Seele, und wie hier mit dem Glauben, so wird er dort nicht mit der ewigen Herrlichkeit uns speisen.

Diese Schrift, die Oekolampad noch überdieß mit einer Zuschrift an seine Christum bekennenden Freunde in Schwaben*) begleitete, machte kein geringes Aufsehen. In der nächsten Umgebung Oekolampads wurden mißbeliebige Stimmen laut. Es hatte sich sogar, noch ehe die Schrift erschienen war, das Gerücht verbreitet, die Obrigkeit habe den Verfasser gefangen setzen lassen.**) Das geschah nun nicht. Wohl aber fand die Obrigkeit für gut, eine Commission niederzusetzen, bestehend aus den Theologen Ludwig Ber und Erasmus und den beiden Rechtsgelehrten Cantiuncula***) und Bonifacius

*) Dilectis in Christo fratribus per Sueviam Christum annunciantibus. S. Ausgewählte Schriften II.

**) Brief Zwingli's an Vadian vom 28. Mai. (Opp. VII. p. 399.)

***) Claudius Cantiuncula war aus Metz gebürtig und seit 1517 Mitglied der Basler Universität. Er bekleidete zugleich das Amt eines östreichischen Kanzlers in Ensisheim (im Elsaß). Er war ein Bewunderer des Erasmus bis zur Schmeichelei (s. Athen. raur. p. 110). — Daß der Rath die Beurtheilung einer theologischen Schrift den Juristen übertragen, darüber machte ein Franzose in einem Briefe an einen Basler Bürger seine Glossen. „Wie? fragt er, wenn Cantiuncula etwas über Lehensverhältnisse, Wasserbauten und Kaufkontrakte geschrieben hätte, und die Obrigkeit hätte sich darüber ein Gutachten von Oekolampad ausgebeten, welch schallendes Gelächter wäre da entstanden!“ (Zw. Opp. VII. p. 431.)

Amerbach,*) und von dieser Commission ein Gutachten zu begehren. Erasmus, der Oekolampad schon längst innerlich entfremdet war, sich aber doch scheute, ihn zu verketzern, gab ein Urtheil, wie er deren öfters zu geben pflegte, wenn er mit der Sprache nicht offen herauswollte. „Ich habe, berichtete er an den Rath, das Buch Oekolampads gelesen, das meines Erachtens ein gelehrtes, beredtes und wohl ausgearbeitetes Buch ist; ich würde auch hinzusetzen ein frommes, wenn etwas fromm sein könnte, das mit der Ansicht und dem herrschenden Urtheil der Kirche in Widerspruch steht." Den vertrauteren Freunden aber schrieb er, das Buch sei so über alle Maßen scharfsinnig, daß es selbst die Auserwählten vermöchte abwendig zu machen.**)

Mit dem Buche über das Abendmahl war auch ein gewaltiger Riß geschehen in die bisherigen Freundesverhältnisse Oekolampads. Sein Jugendfreund und Landsmann Johannes Brenz in Schwäbisch-Hall verband sich mit Erhard Schnepf, Prediger zu Wimpfen, und mit anderen oberdeutschen Theologen zu einer Widerlegung der Oekolampad'schen Schrift (Syngramma Suevicum). Auch Bilibald Pirkheimer in Nürnberg, Theobald Billican von Nördlingen und Luther selbst traten einer nach dem andern gegen ihn auf, und auch mit Melanchthon drohte das Verhältniß getrübt zu werden.***) Noch ehe übrigens das schwäbische Syngramma erschienen war, schrieb schon unterm 15. October 1525 der in der Markgraf-

*) Ueber Bonifacius Amerbach vgl. die treffliche Abhandlung von Dr. Fechter im 3. Bande der Basler Beiträge S. 167 ff. — Amerbach hatte sogar den Auftrag erhalten, die Oekolampad'sche Schrift ins Deutsche zu übersetzen, wozu er sich die Mithülfe seines Freundes Zasius in Freiburg ausbat. Allein Zasius war über Oekolampads Lehre so ungehalten, daß er die Bitte rund abschlug. Er sah in Oekolampad, den er spöttisch „Oekolumpius"-nannte, einen Sohn des Teufels und ergoß sich über ihn in den leidenschaftlichsten Schmähungen. S. Stintzing, Ulrich Zasius, Basel 1857. S. 268 ff. und S. 374. Der grabsinnige Rechtsgelehrte konnte es daher auch dem Erasmus nicht verzeihen, daß er das Buch des Oekolampad ein opus doctum, disertum ac elaboratum genannt; denn es widerstreite dasselbe nicht nur der Kirchenlehre, sondern den Worten Christi selbst. — Den Beweis ist er freilich schuldig geblieben.

**) Oekolampad sprach schon vorher über Erasmus seine volle Entrüstung aus in einem Briefe an Zwingli vom 12. October: „O der Elende, der seine Feder dazu hergiebt, gegen die ihm offenbar gewordene Wahrheit zu schreiben." (Opp. VII. p. 417.) Vgl. auch den Brief v. 22. October (p. 421).

***) Schmerzlich spricht sich dieser im Jahre 1529 (Epp. fol. 131 b) über die eingetretene Spaltung aus: „Utinam ea essent tempora, ut frui hac nostra amicitia possemus. Sed incidit horribilis dissensio de Coena Domini, quae veterem consuetudinem officiorum, quibus inter nos certare solebamus, impedivit: benevolentiam vero erga te meam non labefecit." Er bedauert es tief, daß eben das Sacrament, welches die Christen untereinander zur höchsten Liebe verbinden sollte, den Grund zur Entzweiung gelegt habe, und bekennt, daß er in diesem

schaft Baden angestellte Prediger Jakob Strauß, ein geborener Basler, an Oekolampad, er höre mit Bestürzung, daß durch ihn in seiner lieben Vaterstadt (die er übrigens seit 30 Jahren nicht mehr gesehen hatte) eine neue Lehre verbreitet werde. Leider sei er durch Krankheit verhindert (er schrieb von Nürnberg aus, wo er am Schleimfieber darnieder lag), selbst nach Basel zu kommen; aber fast möchte er Gott bitten, daß er ihn durch ein Wunder dahin versetze, damit er sich dieser wichtigen Sache wegen mit ihm besprechen könnte. Er wenigstens könne sich nicht überzeugen, daß im Abendmahl ein bloßer Tropus sei, und so fein und elegant auch Oekolampads Buch geschrieben, werde es bei soliden Christen keinen Eingang finden. Er beschwor ihn, von seinem Irrthum, als einer Menschenlehre, abzustehen, versicherte ihn seiner Fürbitte, gab ihm aber zu verstehen, daß, falls Oekolampad nicht widerrufe, er gegen ihn schreiben müßte.*) Wir brechen hier ab, um den Faden des Abendmahlsstreites später wieder aufzunehmen.

9. Weitere Kämpfe.

(Abendmahlsliturgie. Reaction. Der neue Weihbischof.)

Oekolampads Stellung in Basel war um diese Zeit mehr gefährdet, als je. Die Feinde suchten die Obrigkeit wider ihn aufzuregen. Die Freunde riethen ihm, die Stadt zu verlassen. Capito bot ihm eine Herberge in Straßburg, die Züricher eine Professur in Zürich an. Er aber schrieb (22. October) an Zwingli:**) „Nichts weniger liegt mir im Sinn, als von hier wegzugehn. Sie mögen mich ächten oder des Amtes entsetzen; sonst aber werde ich bleiben, so lang es dem Herrn gefällt. So sei auch du, wie immer, gutes Muthes. Sind doch alle Haare auf unserm Haupte gezählt. Nach Christi Willen, der uns erkauft hat, werden wir leben und sterben." Und ebenso unterm 4. No-

---

Trauerspiel mehr die Rolle des Zuschauers, als eine thätige Rolle übernommen habe.

*) S. den Brief bei Herzog im Anhang S. 289. Strauß trat dann auch das folgende Jahr gegen Zwingli auf, wogegen sich dieser wieder vertheidigte (im 2. Bande der deutschen Schriften). Der gute Mann soll Gott auf der Kanzel unter Thränen gebeten und die Gemeinde ermahnt haben, mit ihm zu beten, daß doch Christus im Brot des Abendmahls bleiben möge, weil es sonst um das Christenthum geschehen sei. Er bewirkte auch, daß Zwingli's Schriften in der Markgrafschaft Baden verboten wurden. — Ueber die Zumuthung Straußens an Oekolampad schreibt dieser wieder an Zwingli: „Strussius vult missas faciamus hominum doctrinas, quasi vero illis potius quam Verbo Dei credamus" (16. October 1525. Opp. VII. p. 420). Im Jahre 1527 schrieb Strauß dann wirklich gegen Oekolampad, aber die Schrift blieb unbeantwortet. Vgl. Heß, Leben Oekol. S. 152 ff.

**) Opp. VII p. 422.

vember: „Es geht ein Gerücht, man wolle mich fortjagen. Aber Er ist derselbe in Ewigkeit. Die Heerde zittert; ich aber setze meine Hoffnung auf den Herrn und würde es unwürdig halten, die Hand vom Pfluge zurückzuziehen." Mit dieser edeln Entschlossenheit wußte er indessen auch die rechte Klugheit zu verbinden, die durch die Umstände geboten war. Nachdem er schon früher die Taufhandlung vereinfacht und mit Bewilligung des Rathes den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt eingeführt hatte, wagte er es nun am Allerheiligentage (1. November) 1525 mit jener einfachen Liturgie hervorzutreten, die in ihren Grundzügen noch bis auf diesen Tag die Abendmahlsliturgie der Kirche Basels geblieben ist. Wie weit entfernt indessen Oekolampad war, die für die vorliegenden Bedürfnisse seiner Gemeinde eingeführte Liturgie anderen Kirchen als Norm aufzudringen, davon zeugt ein Brief (aus etwas späterer Zeit) an Erasmus Ritter von Schaffhausen, worin er unter anderm die auch für unsere Zeit höchst beachtenswerthen Worte schreibt:

„Ich wünschte zwar, wenn es allen Gemeinden frei stände, daß in allen dieselben Gebräuche stattfänden; aber das wird in gegenwärtiger Zeit niemand durchsetzen, und es wäre dieß auch nicht einmal gut. Die Geistlosen (hebetiores) würden dann nur aufs Neue die christliche Freiheit gefährden und ein neues Papstthum herbeiführen. Jeder sehe daher zu, daß er seiner Gemeinde das gebe, was ihr am meisten frommt, damit er sie nicht in einem schlimmeren Zustande verlasse, als er sie angetreten."

Und nun beschreibt er den Basel'schen Ritus, wie er sich inzwischen ausgebildet hatte, mit folgenden Worten: „Wir verlesen Alles auf der Kanzel bis zu den Einsetzungsworten, die vor dem Altar oder dem Tische (des Herrn) *) gesprochen worden; es folgt nun sofort nach gehaltenem Gebet die Communion. Während derselben singt die Gemeinde deutsche Psalmen. **) Nach beendigter Communion wird die Gemeinde mit einer kurzen Vermahnung entlassen. Nichts liegt mir mehr an, als daß das Volk den rechten Sinn der heiligen Feier festhalte (teneat rationem mysterii), die Liebe bezeuge und die Einigkeit des Glaubens mit der (wahren) katholischen Kirche und sich selbst dadurch als tüchtig erweise, daß es sich der im Schwange gehenden Laster enthalte, seine Sünden bekenne und sich frei gesprochen wisse durch die trostreichen Versicherungen des Evangeliums, vor allen Dingen aber, daß es eingedenk sei der Leiden des Herrn und durch das Gedächtniß derselben um so ge-

*) Oekolampad gebraucht die Worte altarium (altare) und mensa als gleichbedeutend. Er rechtfertigt sich darüber auch noch später in einem Brief an Bertold Haller (Januar 1530) Epp. f. 24 b: „Quid mali, si mensam dominicam altare vocemus?" Die Altäre wurden auch in der Baselschen Kirche nicht abgethan, und obgleich sie nur die Bedeutung des Abendmahlstisches behielten, so werden sie auch noch jetzt Altäre genannt. Nicht so in Zürich und der übrigen Schweiz.

**) Ueber deren Einführung (1526) s. unten.

neigter werde zu brüderlicher Verträglichkeit und dadurch sich dem Herrn dankbar erweise. Indem wir es also halten, schreiben wir einander kein Gesetz vor; ja, wir selbst haben diesen Gebrauch nicht als ein Gesetz empfangen, um so weniger möchte ich ihn Anderen als Gesetz aufdringen."*)

Wir kehren zum Jahre 1525 zurück. Nicht nur bei St. Martin, sondern auch bei St. Alban und St. Leonhard trat die einfache, auf die Bibel gegründete Feier an die Stelle des Ceremoniendienstes. Dieß reizte die Gegenpartei zum Widerstande. Sie brachte es auch beim Rathe dahin, daß er die Geistlichen jener beiden Gemeinden vor sich beschied und ihnen befahl, Alles wieder auf den alten Fuß zu stellen. Aber weder diese, noch Oekolampad, der eine ähnliche Aufforderung erwartete, zeigten sich zum Rückzug bereit. Im Gegentheil stand bei Oekolampad die Ueberzeugung fest, daß gerade jetzt ein entschiedenes Fortschreiten auf der einmal betretenen Bahn das einzig Thunliche sei. „Man sieht, schreibt er an Zwingli (25. Novbr.),**) daß der Satan alles in Bewegung setzt. Heute habe ich abermals des Herrn Mahl gefeiert, damit das Volk selbst, wenn es unsre arglose und einfache Feier sieht, keinen Argwohn gegen uns aufkommen lasse. Sintemal die Priester immer schreien, wir heben alle Sacramente auf, gebietet der Drang der Umstände, sie durch den Augenschein von dem zu überzeugen, was sie uns aufs bloße Wort nicht glauben wollen ... Sei auch Du mit deinem Weibe frohen Muthes und laß dich die Umtriebe der Unsrigen nicht anfechten; sie werden nichts wider Christum vermögen. Er, der sein Volk sich erwählt hat, wird es auch durch seine Hirten zu leiten wissen."

Die Umtriebe, auf welche Oekolampad anspielt, waren in der That nicht ohne Erfolg geblieben. Schien es doch, als ob die Regierung sich ganz auf den alten, schon halb verlassenen Weg wieder zurückziehen lasse. Eine gewisse Aengstlichkeit und Unsicherheit schien sich auch der Besseren bemächtigt zu haben. Diese Reaction stand aber nicht vereinzelt da. Sie hing mit der in Bern zusammen. Auch Bern hatte schon früher als Basel ein Mandat erlassen, wonach nur das reine Wort Gottes sollte gepredigt werden. Allein als der dortige Domprediger Heim öffentlich auf der Kanzel gelehrt hatte, Christus habe nicht für immer genug gethan, sondern Jeder müsse selbst genug thun für seine Sünden, und als es über dieser Predigt zu Unordnungen kam (so daß zwei Bürger den Prediger öffentlich unterbrachen), wurde nicht nur Heim, sondern auch sein Gegner S e b a s t i a n M e i e r, der Gehülfe Bertold Hallers, aus der Stadt verwiesen.***) Meier suchte Zuflucht in Basel. Allein der Rath

---

*) Epp. fol. 129 b.

**) Opp. VII. p. 436.

***) Kirchhofer, Bertold Haller, S. 49. Der eigene Weg, den die Berner in Religionssachen nahmen, zog ihnen den Vorwurf zu, daß sie „w e d e r L u t h e r (l a u t e r) n o c h t r ü b s e i e n". Ebend. S. 59.

hatte den Muth nicht, ihm den verlangten Schutz zu gewähren. Noch mehr! Der evangelisch gesinnte Weihbischof Telamonius Limperger ward, ohne daß die Regierung es hindern konnte, von dem Domkapitel abgesetzt und an dessen Stelle ein Mann berufen, der nicht nur im Rufe großer Gelehrsamkeit, sondern auch eines frommen und reinen Wandels stand. Es war dieß Augustin Marius, gebürtig von Ulm, ein Jugendfreund Vadians, der in seiner Studienzeit von den trüben Bächen der Scholastik dem von Erasmus so dringend empfohlenen Studium der Schrift sich zugewendet hatte. Er war Titularbischof (Bischof in partibus) von Salona und Weihbischof in Freisingen, auch vom bischöflichen Vicar Faber in Constanz bestens empfohlen. Bald zeigte sichs aber, daß er, ähnlich wie sein Lehrer Erasmus und sein Gönner Faber, von den reformatorischen Ideen, von denen er berührt war, sich wieder abgelenkt hatte, und gerade eines solchen Mannes bedurfte die Gegenpartei, um zu ihren Zwecken zu gelangen. Er kam im December 1525 nach Basel, aber erst mit dem Jahre 1526 trat er sein Amt förmlich an. Eine Predigt hielt er jedoch schon bei seinem ersten vorläufigen Aufenthalt und zwar gleich nach seiner Ankunft, den 2. December. Es war ein Sonnabend, und dieser Tag ist ja vor allen in der römischen Kirche der Jungfrau Maria geweiht. Ihrer Verehrung sollte auch die Predigt dienen. Auf sie, die Himmelskönigin, bezog daher der Prediger in seinem Vortrag nach einer alten, aber falschen Auslegung die Verheißung 1. Mos. 3, 15 vom Zertreten des Schlangenkopfs. Oekolampad konnte dieß nicht ungerügt hingehen lassen. Er versuchte indessen auch hier den mildesten Weg, den der Verständigung. Er wandte sich an den Weihbischof in einem höflichen Briefe, worin er ihm zu seiner Ankunft Glück wünschte, ja sich bei ihm entschuldigte, daß er ihm nicht schon gleich am gestrigen Tage einen Besuch abgestattet habe. Er bot ihm seine Freundschaft an und forderte ihn auf, mit ihm gemeinschaftlich das Werk Christi zu betreiben. Dazu aber, mahnt er, sei nöthig, daß nicht Göttliches und Menschliches ineinander gewirrt, daß nicht eines Fingers breit vom Worte Gottes abgegangen werde. „Ich selbst, fährt er fort, darf es, ohne mich der Anmaßung schuldig zu machen, von mir bezeugen, daß ich nun seit drei Jahren nichts gelehrt habe, was ich nicht mit dem Worte Gottes vertheidigen kann. Ich war stets bereit, von meiner Lehre Rechenschaft zu geben, und noch bis zu dieser Stunde verlange ich nichts mehr, als mich mit denen auseinander zu setzen, die zumeist unsere Gegner sind." Vor den Schlichen dieser Gegner glaubte er nun zunächst auch den neuen Weihbischof warnen zu sollen, wobei er ihm nicht verhehlte, daß im Fall auch er, wie jene, ungehört die Wahrheit verdammen sollten, er auch auf seine Achtung und Freundschaft nicht mehr rechnen könnte. Nun erst berührt er die wunde Stelle der Predigt und berührt sie mit Schonung, wie im Vorbeigehen, aber doch mit der ernsten Andeutung, daß aus einer einzigen Vernachlässigung der richtigen Auslegungsgrundsätze eine ganze Fluth von Irrthümern hervorgehen könne. Schließlich versichert er den geist-

lichen Herrn noch einmal seiner Freundschaft auf die Bedingung hin, daß er sein Mitkämpfer sein wolle für die Wahrheit, diejenige nämlich, die aus den Geheimnissen der Schrift geschöpft sei.*)

Ob Marius geantwortet, und wie, ist nicht bekannt. Jedenfalls fand Oekolampad nicht die gehoffte Stütze an ihm, sondern einen entschiedenen Gegner. Schon am 6. December (also wenige Tage nach dem erlassenen Briefe) schreibt er an Zwingli, er halte den künftigen Weihbischof leider! für einen Wolf. In demselben Briefe beklagt er sich dann auch über die Basler, die allzu zärtlich seien, um nicht mehr zu sagen,**) und die sich die Zürcher in Vertheidigung der evangelischen Wahrheit wohl dürften zum Vorbild dienen lassen.

Die von Oekolampad gerügte Zaghaftigkeit der Basler findet indessen ihre Entschuldigung in den schwierigen Zeitverhältnissen und in den Gefahren, denen bei der politischen Constellation ihr Gemeinwesen weit mehr blos gestellt war, als das der Zürcher. Der Sieg Kaiser Karl V. über Franz I. von Frankreich in der Schlacht von Pavia (24. Febr. 1525) und der darauf 1526 geschlossene Madrider Friede ließ die Protestanten Alles befürchten, da die nunmehr Verbündeten zusammenwirkten, ihren Untergang herbeizuführen. In Sachsen war Friedrich der Weise (5. Mai 1525) gestorben und sein Bruder, Johann der Beständige, an dessen Stelle getreten. Der Kaiser ließ es nicht an wiederholten Drohungen fehlen. Durch den Bauernkrieg war die Stimmung gegen die Evangelischen in Deutschland vielfach erbittert worden. In den östreichischen Staaten, in Ungarn und Böhmen, litten sie Verfolgung unter Ferdinand I. Mit bangen Erwartungen sah man dem Reichstage von Speyer entgegen, der im Jahre 1526 eröffnet ward. In Frankreich machte die Sorbonne in Verbindung mit dem Kanzler Düprat alle Anstrengungen zur Vertilgung der Lutherischen. Wolfgang Schuch ward in Nancy (Frühling 1525) lebendig verbrannt, und das Parlament erließ einen Beschluß nach dem andern gegen die Häresie. Auch in England, wo der Freund des Erasmus, Thomas Morus, die Anhänger des Evangeliums mit seinem Spott verfolgte, fehlte es nicht an Kerkern und Scheiterhaufen für sie, wenn sie nicht die Verbannung vorzogen.

Die Eidgenossen aber zu bearbeiten, dazu fand sich der Mann bereit, der zwar seit dem ersten Kampfe mit Luther vieles an seinem Ruhme eingebüßt hatte, der aber nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, die Scharte seines Schwertes wieder auszuwetzen, Dr. Johann Eck. Oekolampad sah das Gewitter kommen. Der Brief Ecks an die Eidgenossenschaft, worin er Zwingli und Oekolampad als die eigentlichen Unruhestifter bezeichnete, war ihm von Zwingli mitgetheilt worden. Er schrieb darüber an seinen Freund***)

*) Epp. fol. 177 b.
**) Admodum teneri sunt, ne quid aliud dicam. (Opp. VII. p. 445.)
***) Opp. VII. p. 448.

in Zürich (19. Dec. 1525): „Ich hatte den Eckischen Brief, den ich hiermit zurückschicke, noch nicht gelesen, obgleich er fast allen Mitgliedern des Domkapitels und den mächtigen Feinden zu ihrer Herzenserquickung war mitgetheilt worden. Heute habe ich mit dem Bürgermeister, der mir begegnete, darüber gesprochen und mich anerboten, zu antworten; denn wir haben nichts Neues, nichts Aufrührerisches, nichts was der Sittlichkeit zuwider wäre, gelehrt. Nichts ist leichter, als einem eine Ketzerei anhängen! Ich habe mich dahin erklärt, daß ich einem Gespräch oder einer Disputation mit Eck mich nicht entziehen werde, auch nicht mit Solchen, denen ein Eck nicht würdig ist, die Schuhriemen aufzulösen. Inzwischen will ich mich auch nicht, dem Gebote Christi zuwider, ohne Noth blosstellen ... Derselbe Herr, der uns die Einfalt empfiehlt, empfiehlt uns auch die Klugheit. Werde ich vor den Rath berufen, so werde ich dasselbe sagen; aber sie werden mich so leicht nicht rufen. Wer ist denn dieser erbärmliche Eck, daß er dem Zeuge Israels Hohn spricht? Führt nicht Immanuel unsere Sache? Was wird der tolle Papist ausrichten? Darum sei nur gutes Muthes. Der Herr lebt, der durch die Propheten geredet und uns Beredsamkeit und Weisheit verheißen hat. Ich wollte, daß morgen schon der entscheidende Tag nahte! Einmal wird es doch nöthig sein, den falschen Propheten ins Angesicht zu widerstehen."

Inzwischen mußte Oekolampad den Einen und den Andern seiner bisherigen Mitarbeiter aus Basel scheiden sehen, weil ihnen der schwankende Zustand der Dinge unerträglich geworden war. So war **Bonifacius Wolfhardt** nach Straßburg abgegangen. An seine Stelle trat **Hieronymus Bothanus** aus Maßmünster, der Oekolampad förmlich als Helfer adjungirt wurde. Empfindlicher noch war der Verlust, den die reformatorische Partei in Basel machte durch den Abgang **Pellicans**. Dieser folgte (Anfangs Febr. 1526) einem Rufe als Professor der griechischen und hebräischen Sprache nach Zürich an die Stelle des verstorbenen **Ceporinus** (Wiesendanger). Oekolampad hätte ihn gern zurückbehalten, doch ohne die Mönchskutte;*) nun konnte er ihm nur Glück wünschen, daß er in Zürich ganz seinem Gewissen folgen durfte, während er in Basel hatte müssen den Aberglauben stützen helfen.

*) Mallem eum hic manere, sed excucullatum (Brief an Zwingli v. 29. Dec. 1525. Opp. VII. p. 435. Vgl. den Brief v. 1. Jan. 1526 p. 459. — Pellican legte nun wirklich in Zürich die Kutte ab. Ueber sein weiteres Wirken daselbst vgl. sein Tagebuch, im Auszuge mitgetheilt von **S. Vögelin** (Zürcher histor. Taschenb. 1858).

Dritter Abschnitt.

Von der Badener Disputation bis zum endlichen Siege der Reformation in Basel. 1526—1529.

„Der Herr giebt Weisheit; aus seinem Munde kommt Erkenntniß und Verstand. Er läßt's den Aufrichtigen gelingen und beschirmt die in Frömmigkeit wandeln, und behütet die so recht thun, und bewahret den Weg seiner Heiligen."

Sprüchw. 2, 6—8.

„Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes." Luc. 9, 62.

1. Die Badener Disputation.

Wir haben bisher Oekolampad in seiner amtlichen Wirksamkeit in Basel betrachtet. Dabei war freilich sein Auge auch stets gerichtet auf das, was in Deutschland und der übrigen Christenheit, besonders aber auf das, was in der Schweiz vorging. Der lebhafte Briefwechsel mit Zwingli, in dessen Schooß er seine Sorgen ausschüttete, von dem er sich in trüben Stunden trösten und ermuthigen ließ, wie er ihm denn selbst wieder Muth einsprach, läßt uns einen Blick thun in das, was sein Herz bewegte. Nun kam der Tag heran, wo er aus seiner engern Wirksamkeit heraustreten und an einem Kampfe sich betheiligen sollte, von dessen Wendung das weitere Schicksal der Reformation im gesammten eidgenössischen Vaterlande abhing. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, Oekolampad habe durch die hervorragende Theilnahme an den Verhandlungen auf dem Religionsgespräche in Baden die Stelle seines Freundes Zwingli vertreten, der gewichtige Gründe hatte, für dießmal dem Kampfplatz fern zu bleiben.

Es ist im Leben Zwingli's erzählt worden, *) welche Schlingen ein Faber, Eck und die ganze Partei der Anti-Evangelischen dem Zürcher Reformator zu legen beabsichtigte, und wie eben deßhalb die Stadt Baden**) zum

*) Gesammtwerk Bd. I. S. 194 ff.

**) Baden (Aquae helveticae, Castellum thermarum), auch Ober-Baden (Thermae superiores) genannt, zwei Meilen unter Zürich, an der Limmat, dessen

Kampfplatz gewählt wurde, um wo möglich sich der Person des verhaßten Ketzers zu bemächtigen. Nun aber blieb Zwingli aus. Oekolampad sah dieß ungern; denn obgleich er für seine Person, wenn er allein erschien, weniger zu fürchten hatte, als in Gemeinschaft mit Zwingli, gegen den die Aufregung weit größer war, so war doch auch für ihn der Besuch nicht ganz gefahrlos, seit Eck ungescheut den Grundsatz ausgesprochen, daß es Pflicht sei, die Ketzer zu verbrennen.*) Schon unterm 12. Januar 1526 gab er ein Schreiben an die Regierung ein, worin er die unverschämten Beschuldigungen zurückwies, welche Eck gegen die Reformation und die Reformatoren erhoben hatte, und worin er seine Freude bezeugte, daß ihm Gelegenheit gegeben sei, in öffentlicher Disputation sich zu verantworten. Indessen wünschte er, daß in solchem Gespräch „allein mit dem Worte Gottes möge gehandelt werden, ohne allen Hader und Geschrei und in guter verständlicher deutscher Sprache". Blos, meinte er, wenn Jemand des Deutschen unkundig wäre, so wolle man lateinisch antworten. Um sich gegen einen möglichen Ueberfall der Feinde sicher zu stellen, vielleicht auch in der Hoffnung, daß Zwingli sich eher zum Beitritt bewegen ließe, stellte er weiter das Begehren, das Gespräch in Basel halten zu lassen, „da eine hohe Schule und Gelehrte und Bücher seien" und wohin schon früher eine Disputation sei berufen worden. Allein diesem Wunsche konnte nicht entsprochen werden, eben so wenig als einem andern, den er gegen Zwingli äußerte, daß die Disputation möchte in Zürich, Bern oder St. Gallen gehalten werden, denn nur der Gewalt der Umstände weichend, würde er Baden besuchen.**) Und dazu kam es nun in der That. Er machte die Reise im Geleite zweier Abgeordneten des Rathes, des Bürgermeisters Adelberg Meier und Urban von Brunn. Als Vertreter der Universität zogen dahin Dr. Ludwig Ber, von Seiten des Domkapitels der Weihbischof Marius und viele Andere.***) Aber auch von evangelischer Seite erschienen später noch die Pfarrer Wyssenburg, Luthardt, Im-

Bäder schon zur Zeit der Römer benutzt wurden. Die über der Stadt sich erhebende Burg, der Stein von Baden, war ehemals der vornehmste Sitz der östreichischen Herrschaft in den oberen Landen, wurde aber 1414 von den Eidgenossen zerstört. Von da an traten die Grafschaft Baden und die freien Aemter unter die gemeinschaftliche Verwaltung der Kantone Zürich, Luzern, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus. Jeder dieser Kantone setzte abwechselnd einen Landvogt dahin. Seit 1426 hielten die Eidgenossen auf dem Rathhause von Baden öfters ihre Tagsatzungen und außerordentlichen Zusammenkünfte.

*) Vgl. die Briefe Oekolampads an Zwingli vom 9. und vom 19. April Opp. VII. p. 490 & 499.

**) Brief vom 24. April Opp. VII: „Non est mihi animus eundi Baden, nisi vis quaedam illuc cogat. Tigurum, Bernam et Sanctum Gallum accedere non dedignabor."

***) Erasmus, der auch eingeladen worden, hatte sich mit seiner schwächlichen Gesundheit entschuldigt.

meli, Geyerfalk, als Freunde und Gehülfen Oekolampads. Außer den Boten der übrigen zwölf eidgenössischen Orte fanden sich auch ein die der schweizerischen Bischöfe von Constanz, Basel, Lausanne und Chur und noch eine beträchtliche Anzahl in- und auswärtiger Theologen (Bertold Haller von Bern, Oechsli von Schaffhausen, Burgauer von St. Gallen).

Die Eröffnung des Gesprächs, die auf den März festgesetzt war, verzog sich bis in den Monat Mai. Am Tage vor Pfingsten (den 19.) fand sie unter großem Gepränge statt. Der Abt Barnabas von Einsiedeln, Dr. Ludwig Ber von Basel, Ritter Stapfer von St. Gallen und Schultheiß Honegger von Bremgarten wurden zu Präsidenten erwählt; dann von jeder Partei zwei Schreiber niedergesetzt, die ins Gelübde genommen wurden und außer denen Niemand Notizen machen durfte. Täglich sollten die Verhandlungen durch einen katholischen Gottesdienst eröffnet werden; die Evangelischen durften die Kanzel nicht besteigen. Die Rede Oekolampads, die wir in der Beilage mittheilen,*) ist nicht als eine vor der Gemeinde verfaßte Predigt, sondern als eine Ansprache zu betrachten, die er wahrscheinlich noch vor Eröffnung der Disputation in engerer Versammlung gehalten hat. Die Thesen, von Eck verfaßt, waren an den Kirchthüren angeschlagen, und wurden überdieß den Evangelischen ins Haus geschickt.

Am Pfingstmontage (den 21.) nahm das Gespräch den Anfang. Zwei Kanzeln waren gegeneinander aufgerichtet: eine prächtig geschmückte für Eck, eine niedrige, unansehnliche für Oekolampad und seine Mitkämpfer. Der sprechende Ausdruck der beiden einander gegenüberstehenden Religionsweisen, von denen die eine die Sinne der Menschen durch äußern Pomp zu überwältigen, die andere durch des schlichten Wortes Macht ihre Herzen zu gewinnen strebt, auch wo sie in Knechtsgestalt einhergeht! Die erste These über welche gestritten ward, betraf die Gegenwart des Leibes Christi und seines Blutes im heil. Abendmahl. Sie lautete: Der wahre Fronleichnam Christi und sein Blut ist gegenwärtig im Sacrament des Altars. Absichtlich hatte Eck nicht die römisch-katholische Verwandlungslehre in seiner These ausgesprochen, sondern sie in einer Weise formulirt, daß auch die ihr hätten beistimmen können, welche zu Luthers Ansicht vom Abendmahl sich bekannten. So hoffte er die Gegner zu entzweien, um sie desto besser besiegen zu können. Er fing nun gleich damit an, Oekolampad der Irrlehre zu zeihen. Dieser glaubte sich etwas ausführlicher und mehr im Allgemeinen vertheidigen zu sollen, ehe er in den eigentlichen Gegenstand des Kampfes eintrat. Als ihn Eck erinnerte, zur Sache zu schreiten, da er vom Herzog von Baiern den Auftrag erhalten habe, über den angeregten Standpunkt Rede zu stehen, erwiderte Oekolampad: „Eck rühmt sich des Befehls des Herzogs von Baiern; so rühme ich mich meines Herrn Jesu Christi, um deßwillen ich hier stehe. Ich begehre Rechenschaft

*) Ausgewählte Schriften I, 6.

zu geben in Sanftmuth und wollte, daß die Gegner sich ihrer gleichfalls befließen. Ich will meine Gründe und meine Meinung darthun nicht allein in dieser Lehre vom Sacrament, sondern in Beziehung auf meine ganze Lehre. Wir predigen Jesum den Gekreuzigten, den Einen ein Aergerniß, den Anderen eine Thorheit, den Christgläubigen aber eine Kraft Gottes. Das Kreuz Jesu Christi ist mein Grund, das Kreuz Jesu Christi meine Waffe, womit ich hoffe, aller meiner Feinde mich zu entledigen." Nun erst kam es zum Treffen. Es wurde viel hin- und hergestritten über die scholastische Lehre, wonach das Brot des Abendmahls durch die priesterliche Weihe (Consecration) in den Leib Christi verwandelt wird, so daß blos die äußeren Erscheinungen der Elemente für die Sinne übrig bleiben, während diese selbst nicht mehr als solche vorhanden, sondern in die Substanz des Leibes übergegangen sind (accidentia sine subiecto). Nicht nur aber gegen diese römische Verwandlungslehre, die, wie schon bemerkt, in der These gar nicht vorlag, sondern auch gegen den Wortlaut der These selbst erhob Oekolampad Widerspruch, indem er die substantielle Gegenwart des Leibes Christi im Brot eben so wenig zugeben wollte, als ein Uebergehen der einen Substanz in die andere. Eck selbst gab zu, daß die grobsinnliche, die capernaitische (Joh. 6) Auffassung von einem wirklichen Zerkauen des Leibes Christi mit den Zähnen, wie sie einst die Eiferer gegen Berengar (im 11. Jahrhundert) behauptet hatten, nicht nothwendig sei; nur um des Gegensatzes willen sei diese starke Ausdrucksweise gewählt worden; wenn ein Baum krumm wachse nach der einen Seite hin, so müsse man ihn nach der andern Seite hin desto stärker biegen, damit er gerade werde. Auf diese Weise, bemerkte dann wieder Oekolampad, ließen sich unter dem Schein, die Wahrheit zu fördern, die ärgsten Irrthümer rechtfertigen; der Glaube sei eine zu ernste Sache, als daß er ein Spiel mit Worten ertrage. Eck brachte noch manches vor, das Oekolampad kaum der Widerlegung werth hielt. Den Vorwurf dagegen, als habe er selbst seine Meinung vom Abendmahl geändert (da er früher in Altenmünster noch eine Auslegung der katholischen Lehre versucht hatte, mit der er glaubte auszukommen), konnte Oekolampad nicht von der Hand weisen. Er gestand offen, daß er sich gegenwärtig auf einem andern Standpunkte befinde als früherhin, und berief sich zur Rechtfertigung dieser Gesinnungsänderung auf das Beispiel des h. Augustinus, der in seinen „Retractionen" auch manche seiner früheren Meinungen zurückgenommen oder berichtigt hatte. Uebrigens war Oekolampad, auch auf seinem jetzigen Standpunkte, bereit anzuerkennen, daß Christus im Abendmahle den Seinigen sich mittheile. Nur von einer räumlichen und leiblichen, das Unsichtbare an die sichtbaren Elemente bindenden Gegenwart wollte er nichts wissen. Nachdem noch Andere (Immeli und Luthard) über die erste These das Wort genommen, ward zur zweiten geschritten, welche lautete: Der wahre Fronleichnam Christi und sein Blut werden wahrhaftig aufgeopfert im Amt der Messe für Lebendige und Todte. Gegen diese These trat zunächst

Bertold Haller von Bern auf; lieber hätte er still geschwiegen, aber da ihn der Augustiner-Provincial Treiger von Freiburg beschuldigte, daß er in seiner Gegenwart gegen die Messe gepredigt habe, so ergriff er diesen Anlaß, um sich zu vertheidigen. Er zeigte aus dem Brief an die Hebräer, daß Christus für alle Zeiten ein ewig gültiges Opfer gebracht habe. Eck suchte dagegen aus dem alten Testament die Nothwendigkeit der Opfer auch für den neuen Bund herzuleiten. *) Als Haller sich zurückgezogen, nahm Oekolampad den Kampf aufs Neue auf. Eck, der mit der Schrift nicht zurecht kommen konnte, berief sich immer wieder auf Ueberlieferung und Herkommen. Oekolampad antwortete: „über allen Uebungen steht in unserem Schweizerlande das Landbuch. Unser Landbuch aber (in Glaubenssachen) ist die Bibel." „Wohl, erwiderte Eck, aber euer Zwingli selbst schreibt, daß die Alten das Landbuch besser verstehen, als die Jungen; warum wollen wir also die Erklärungen der Alten (Väter) nicht ehren?" — „Wer das Landbuch aus diesem selbst zu erklären weiß, versetzte Oekolampad, der versteht es am besten, er sei jung oder alt." — Eine längere Erörterung erforderte die dritte These über die Anrufung der Maria und der Heiligen und die Fürbitte derselben. Von der alttestamentlichen Vorstellung ausgehend, wonach Gott der Ewige ein verzehrendes Feuer ist, vor dem kein sündiger Mensch besteht, vertheidigte Eck die vermittelnde Stellung, welche die Heiligen zwischen dem heiligen Gott und den sündigen Menschen einnehmen, ähnlich Mose, der zwischen Gott und dem Volk ins Mittel trat. Er betrachtete die Heiligen als die Stufen der Himmelsleiter, die aufwärts führen zu Gott. Oekolampad bezeichnete diesen Weg, den man der Christenheit weise, als einen Umweg, wie wenn man einen Wanderer, der von Basel nach Zürich wollte, nöthigte, über Bern zu gehen. Der gewandte Eck war mit der Antwort bereit: „Nicht über Bern, wohl aber über Brugg und Baden führt der Weg von Basel nach Zürich; also doch immer über Zwischenstationen!" Oekolampad, welcher fühlen mochte, daß sich mit Bildern nicht streiten lasse, **) zog sich wieder in die sichere Burg der Schrift zurück. Aus dieser konnte ihn Eck nicht vertreiben. Nachdem er vergebens sich angestrengt, auf dem Schriftboden seinem Gegner Rede zu stehen, zog er sich wieder auf den alten Satz zurück, der ja immer noch die letzte Zuflucht blieb, die Kirche habe entschieden, sie habe von jeher die Heiligen angerufen und so würde er es mit ihr halten, auch wenn keine Schrift da wäre. Auch aus den Uebungen des christlichen Lebens führte Eck einen Beweis an. Empfiehlt sich nicht

*) Auf wie schwachen exegetischen Füßen seine Opferlehre stand, geht daraus hervor, daß Eck die Worte: „das thut zu meinem Gedächtniß" darum wollte von einem Opfern verstanden wissen, weil עָשָׂה (thun) auch bisweilen für Opfern gebraucht wird.

**) Er hatte auch noch ein anderes und besseres Bild gebraucht, von der Sonne, die Allen leuchtet, und den Lämpchen, die ihr Licht nur von der Sonne empfangen.

auf Erden schon ein Gläubiger der Fürbitte des Andern? Warum sollte, was auf Erden geschieht, nicht also auch im Himmel geschehen?" Darauf erwiderte Oekolampad, es sei ein verschiedenes Ding um die Fürbitte der Menschen auf Erden und um die der Heiligen im Himmel. Jene ist in der Schrift befohlen, diese nicht. Daß die Heiligen für uns bitten, ist nicht zu leugnen; aber sie darum anzurufen, ist unstatthaft. Christus ist unser einiger Mittler und nur durch ihn haben wir freien Zutritt zum Vater. Er heißt uns beten: „Unser Vater"; er spricht zu uns: „Kommt zu mir, die ihr mühselig und beladen seid". Auch die Heiligen waren sündige Menschen vor Gott. Ihre Fürbitte würde im besten Falle nur zu vergleichen sein der Fürbitte, welche strafwürdige Verbrecher für ihre Mitschuldigen einlegen. Christus ist darum der alleinige Mittler, weil er allein ohne Sünde ist; darum spricht er: „Niemand kommt zum Vater ohne durch mich."

Mit der Frage über die Verehrung der Heiligen stand weiter in Verbindung die vierte These: Jesu und der Heiligen Bildnisse sind nicht abzuthun. Hierüber sprach sich Oekolampad mit großer Mäßigung aus. Er gehörte nicht zu den Bilderstürmern, aber um des Mißbrauchs willen, der mit den Bildern getrieben wurde, konnte er der These doch nicht beipflichten. An der Disputation über die fünfte These, das Fegefeuer betreffend, betheiligte er sich nicht. Ueber die sechste und siebente These wurde weiter nicht gestritten, da sie nicht sowohl gegen die Lehre der Reformatoren, als gegen Irrlehren gerichtet waren, die auch von ihrer Seite her bekämpft wurden und die man fälschlich der Reformation aufbürdete. Sie lauteten: „Die Kinder der Christen werden in Erbsünde geboren", und: „Die Taufe Christi, nicht die Johannistaufe, nimmt hin die Erbsünde."

Oekolampad hatte während der ganzen Disputation einen guten Eindruck auf die Versammlung gemacht, trotz der übeln Gerüchte, die über ihn waren ausgestreut worden und der Schelt- und Spitznamen, womit ihn die Gegenpartei verfolgte.*) „Er disputirte, bezeugt Bullinger,**) mit solcher Geduld, Langmuth, Tapferkeit und Geschicklichkeit, daß sich auch seine Widersacher wundern mußten und sein bescheidenes Betragen bei männiglich großes Aufsehen machte. Es sprachen auch Etliche: „O wäre der gelbe Mann auf

*) Sie nannten ihn statt Hußschyn „Hußschinder", seiner großen Nase wegen Naso. Auch „Niclaus Bader" hieß er (wahrscheinlich mit frostiger Anspielung auf seinen Namen: (N)Icolam-Badius), der Unfläthereien nicht zu gedenken, mit denen man sonst noch seinen Namen besudelte.

**) Reformations-Geschichte I. S. 353. — Auch in einem Gedichte über die Disputation heißt es:

„Der Doctor Hußschyn hochgelert,
Hat sich gen Eggen dapffer gwert,
Oft gnommen schwert und stangen,
Egg floch dann zu dem Röm'schen stul
Und auch all sin anhangen." Ebend. S. 358.

unserer Seite und unseres Glaubens." Sein stilles, eingezogenes Wesen und sein Gebetseifer (auf jede Sitzung bereitete er sich durch Gebet und Lesen der heiligen Schrift vor) fielen auch seinem Wirthe (zum Hecht) auf. Dieser hatte sich wahrscheinlich unter dem verschrieenen Reformator einen gottlosen wüsten Menschen gedacht. Aber wie vortheilhaft zeichneten sich Oekolampad und seine Freunde aus vor den Geistlichen der Gegenpartei, von denen gemeldet wird, daß sie dem Wettinger Klosterweine ordentlich zugesprochen und hinter den Bechern auf den „gelben Haufen" geschimpft hätten.

Da verboten war nachzuschreiben, so gelangten nur vereinzelte, mitunter auch falsche und voreilige Berichte über den Gang der Disputation an die, welche nach Neuigkeiten begierig waren. So hatte sich, wie Comander aus Chur an Zwingli schreibt, zufolge einer Botschaft des bischöflichen Vicars daselbst, ein Gerücht verbreitet, und zwar am ersten Tage des Gesprächs, noch ehe der Handel vom Abendmahl zu Ende war, Oekolampad sei von Eck auf den Sand gesetzt worden, er habe sich für überwunden erklärt und alles zurück genommen, was er vom Sacrament, vom Meßopfer, von der Anrufung der Heiligen gelehrt habe.*) „Das leichtgläubige Volk nimmt alles für baare Münze und schneidet noch gehörig dazu auf." — Die Boten der eidgenössischen Orte berichteten von Zeit zu Zeit an ihre Stände von dem, was ihnen am meisten aufgefallen. So finden sich auch in dem Basler Staatsarchive solche Berichte der Abgeordneten Adelberg Meier und Urban von Brunn an den Rath, nebst einem Briefe Wolfgang Wyssenburgs an seinen Gevatter Rudolf Frei.**) Unter anderm heißt es in diesem Briefe, der schon gleich bei Eröffnung des Gesprächs (um Pfingsten) geschrieben wurde: „Wir sind in den Sack gebracht, so daß wir uns nichts Gutes versehen können; denn unser Widerpart steht mit großer Macht wider uns. Wir haben es aber mit Gott gewagt und wollen es in seinem Namen angreifen und ihn um Gnade bitten unverzagt — es koste Leib und Leben."

---

*) Oecolampadius victus iacet in arena prostratus ab Eccio, herbam porrexit et palinodiam cantavit de Sacramento, de oblatione missae et de invocatione Divorum (Opp. VII. p. 514). Aehnliche Gerüchte mehr s. bei Hottinger (Fortsetzung von Joh. von Müller) VII. 2. S. 88. In einem Briefe, der sich in der Frey-Grynäischen Sammlung befindet, „Philippus" unterzeichnet, vom 16. Juni und an ungenannte Leser gerichtet, heißt es unter anderm: „Triumphamus hic magno omnium gaudio. Vicimus tandem nostrorum errorum autores. Oecolampadius iacet prostratus cum omnibus suis copiis." Dann heißt es weiter, er habe den von ihm gehegten Erwartungen nicht entsprochen und nur zaghaft und schüchtern disputirt. „Die, welche ihn näher kennen, schildern ihn als einen braven Mann, um den es Schade wäre, wenn er verbrannt würde." Der Verf. des Briefes ladet die Leser ein, doch wieder in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren.

**) Basler Rathsarchiv St. 75 „Religionssachen von 1501—1529."

Am besten unterrichtet über die Vorgänge in Baden war wohl Zwingli selbst, den sein Freund Oekolampad auf dem Laufenden erhielt. Den Briefträger machte Thomas Plater aus dem Wallis,*) damals Custos am Fraumünster in Zürich, unter der Verkleidung eines Hühnerträgers, der von Zürich die Hühner in die Bäder brachte. Leider ist uns nur ein kleiner Theil dieses Briefwechsels noch erhalten.

Nach der Disputation, die im Ganzen 18 Tage gedauert, schrieb jede Partei sich den Sieg zu. Der äußere Sieg, der nach den Erfolgen sich bestimmt, war unstreitig auf Seiten der Gegner, die schon von Anfang an dessen gewiß waren. Es erschien eine Unzahl von Schriften aus beiden Lagern, die Leidenschaft brach an beiden Orten in Spottliedern und Verunglimpfungen der Gegenpartei aus. Am weitesten trieb es hierin der Barfüßer von Luzern, Thomas Murner.**) Dieser hatte schon auf dem Gespräche selbst vierzig Anklagen gegen die Anhänger Zwingli's verlesen und sie als kirchenräuberische, gottesvergessene Leute ausgeschrien, und nun ließ er seiner Galle freien Lauf. Daß er aber die Akten des Gesprächs verfälscht habe, wie ihm lange Schuld gegeben wurde, hat sich nach unbefangener Untersuchung und Vergleichung der Documente als irrthümlich herausgestellt.***) Jedenfalls waren die Nachwirkungen der Badener Disputation von übler Art. Nur wenige der in Baden Anwesenden hatten sich entschieden durch ihre Unterschrift für Oekolampad erklärt; einige behielten sich das Protokoll offen, weitaus die Mehrzahl aber trat auf Ecks Seite, der nun triumphirend den Kampfplatz verließ. Lauter als je wurden nun Zwingli und Oekolampad als Ketzer verschrieen. Die strengsten Maßregeln sollten allenthalben gegen das Umsichgreifen der Irrlehre getroffen werden. Wen wird es wundern, wenn diese Stimmung auf Augenblicke auch entmuthigend auf Basel, Bern und die übrigen Stände der Eidgenossenschaft zurückwirkte? Doch in der That nur auf Augenblicke! Denn gerade das vorlaute Triumphgeschrei der Gegner mußte zur Gegenwehr und

*) Wir werden auf ihn in der Biographie des Myconius zurückkommen.

**) Thomas Murner, der Sohn wohlhabender Eltern, 1475 in Straßburg geboren, ein Mann von nicht gewöhnlichen Gaben, mit natürlichem Witz und einer reichen satyrischen Ader ausgestattet, der er freilich einen ungehemmten Lauf ließ. Er hatte auf verschiedenen Universitäten studirt und ein lockeres Leben geführt. In Frankfurt a. M. hatte er über die „Narrenbeschwörung und Schelmenzunft" gepredigt und in Straßburg (seit 1523) gegen die Reformation geeifert. Die Gegner nannten ihn „Murrnarr" und conterfeiten ihn auch wohl als Kater in einer Mönchskutte. Gegen ihn erschien der „Karsthans" schon ums Jahr 1520 (s. Strauß, Hutten S. 215). Murner ließ es nun auch seiner Seits an Schmähschriften nicht fehlen (er führte sogar eine eigene Druckerei bei sich). Eine Hauptschrift ist die „Gouchmatt" und der bald nach der Badener Disputation herausgegebene „Kirchendieb- und Ketzerkalender' (1527).

***) Vgl. Hottinger, Forts. von Joh. v. Müller a. a. O. S. 84. 85. (Anm.)

zu vermehrten Anstrengungen zur Erhaltung der evangelischen Wahrheit hinführen. Alles drängte zu einem Entscheid hin, und wenn je, so hieß es jetzt durch trübe Nacht hindurch zum Licht, durch heißen Kampf zum Sieg.

Ueber seine Rückkunft in die Heimath schrieb Oekolampad (12. Juni) an Zwingli folgendes:*) „Gnade und Friede in Christo. Wir sind wohl erhalten wieder nach Hause zurückgekehrt, unter den Erwartungen und Segenswünschen aller Frommen. Ich fürchte aber, daß es eine kurze Freude sei und der Satan sie in Trauer verkehre. Einstweilen sind wir noch nicht am Predigen gehindert worden, wie solches die Hochgestellten auf der Tagsatzung von unseren Gesandten sollen verlangt haben. Bitten wir Christus, daß er die Seinigen nicht verlasse und in Kurzem den Satan unter seine Füße trete. Ich danke dir für die Briefe und Grüße, die du mir nach Baden hast zukommen lassen, und wodurch mich der Herr nicht wenig erfreut und gestärkt hat. Unsern Gesandten war es nicht möglich, ein Exemplar der Disputation zu erhalten, was den Meisten hier sehr unangenehm ist."

2. Weiterer Fortgang der Reformation in Basel.
(Deutsche Psalmen. Messe. Volksstimmung. Berner Disputation.)

Oekolampad fuhr nun einfach fort, das ins Werk zu setzen, wozu die Einleitung bereits getroffen war. So ließ er die Tauf- und Abendmahlsliturgie drucken**) und richtete nun sein Augenmerk auch auf den Gemeindegesang. Schon am 9. April (also vor der Badener Disputation) hatte er an Zwingli geschrieben:***) „In diesen Ostertagen hat das Volk (die Gemeinde) Psalmen gesungen, der Magistrat aber hat es verboten." Jetzt kam er in einem motivirten Bittschreiben an den Rath auf den Vorfall zurück. Er zeigte, wie jenes Psalmensingen ohne sein Vorwissen geschehen sei, bat aber inständig, die Obrigkeit möge zu Einführung des Gemeindegesanges die Hand bieten, indem er das Schriftgemäße einer solchen Gottesverehrung nachwies.†) „Ist es doch der Engel Geschäfte, Gott zu loben, und ist es auch eine Erquickung dem menschlichen Geiste, der zu anderer Zeit mit Sorgen und Arbeit überladen ist, sich im Gesang zu Gott erheben zu dürfen. Der Gesang hilft auch dem Gebet auf und fördert die Andacht weit mehr, als die geistlosen Ceremonien; er ist eine Anreizung, das Wort Gottes zu hören und mit göttlichen Dingen sich zu beschäftigen, eine Abwehr der Ueppigkeit und

*) Opp. VII. p. 517. Vgl. auch Brief an Conrad Som v. 2. Juli Epp. f. 171 b: Berna firmior est post Disputationem facta, Basilea tantundem.

**) Form und Gestalt wie der Kindertauf, des Herrn Nachtmahl und der Kranken Heimsuchung jetzt zu Basel von etlichen Predicanten gehalten werden. Die Wahrheit bleibt ewig. 1526.

***) Opp. VII. p. 490.

†) Das eigenhändige Schreiben Oekolampads findet sich im Kirchenarchiv. Antiq. Gerul. No. 28.

Leichtfertigkeit." Man möge, so rieth er der Regierung, einen Anfang machen bei den Gemeinden, die solches besonders wünschten, namentlich bei der seinigen. Aber auch auf diese in bescheidenen Grenzen sich haltende Bitte ging der Rath vorerst nicht ein. Die noch immer mächtige Gegenpartei brachte es vielmehr dahin, daß der Gemeindegesang förmlich verboten wurde. Allein trotz des Verbotes ließen am 10. und 12. August die deutschen Gesänge sich wieder vernehmen. Oekolampad schreibt darüber an Zwingli: *) „Heute und am Laurentiustage sind in meiner Kirche deutsche Lieder von der Gemeinde gesungen worden. Die Priester mochten voraus gewittert haben, daß solches geschehen würde, und zwar in Folge meiner Predigten, in welchen ich bei Erklärung der Psalmen über den „Jubel mit Herz und Mund" einiges bemerkte, das hierauf Bezug hatte, daher thaten sie Schritte beim Rath, um solches zu verhindern und erwirkten ohne mein Wissen ein Edict, nach welchem von Haus zu Haus der Gesang untersagt wurde. Aber, wie wir Alle geneigt sind, nach der verbotenen Frucht zu greifen, so wuchs die Kühnheit in dem Maße, als man in der Frömmigkeit eine Entschuldigung fand. Umsonst hatte der Rath sein Verbot erlassen. Was daraus noch werden wird, weiß ich nicht. Ein Theil des Uebels wird auf mein Haupt zurückfallen; ich will es gern tragen, dieweil es ertragen werden muß. Auf meinen Befehl ist es nicht geschehen, sondern zur Verherrlichung Gottes. Will der Herr diesen Anfang segnen, so hoffe ich davon viel Gutes für das Evangelium. Bittet den Herrn für uns."

Wir möchten wohl gern etwas Näheres über die Beschaffenheit dieses ersten Gemeindegesanges wissen. Was den Text betrifft, so soll man sich eines Liederbuches aus Straßburg bedient haben. Auch hatte sich Oekolampad selbst in metrischen Uebersetzungen der Psalmen (wenigstens des 10. Psalms) versucht.**) In melodischer Beziehung mag dieser Gesang allerdings manches zu wünschen übrig gelassen haben. Der Karthäuser Georg (S. 57) sagt, es sei „nach der gemeinen Weise der Volkslieder, äußerst roh gesungen worden". Und doch mußte dieses Psalmensingen eine tiefe, gewaltige Wirkung auf die Gemüther hervorgebracht haben. Wenigstens meldet ein späterer Chronist (Wurstisen), daß die Leute dabei Thränen vergossen hätten, gleich den Juden bei dem Wiederaufbau Jerusalems.

Die zweite Hälfte des Jahres 1526 führte mancherlei Schweres herbei, das Oekolampad mit Glauben und Geduld zu überwinden suchte. In geistig aufgeregten Zeiten gewinnen auch äußere Vorfälle im Gebiete der Natur eine höhere Bedeutung, und Jeder bringt sie in irgend einen Zusammenhang mit dem, was die sittliche Welt bewegt. Was daher von solchen Vorfällen uns die Chroniken melden inmitten der geistigen Kämpfe, darf von der Geschichte mit nichten als müßiges Beiwerk beseitigt werden. Im Sommer ward die

*) Opp. VII. p. 530.
**) S. Herzog II. S. 25.

Stadt Basel von der Pest heimgesucht. Ein großer Wetterschaden verheerte im August die Felder und die Weinberge. Im September ward der Pulverthurm durch einen Blitzstrahl entzündet und in die Luft gesprengt. Achtzehn Menschenleben gingen dabei unter. Beide Religionsparteien sahen in diesen Erscheinungen Gerichte Gottes. Sollen wir es als ein Hängenbleiben in den noch nicht beseitigten Schlingen des mittelalterlichen Aberglaubens betrachten, wenn auch Oekolampad sich nicht zu der Anschauung erheben konnte, die jetzt als die einer aufgeklärten Weltbetrachtung dem lebenden Geschlecht empfohlen wird? Statt leichtfertig über des Reformators und der Väter Glauben abzusprechen, wird es besser sein, ihn selbst zu hören und zu vernehmen, wie er vom evangelischen Standpunkte aus die Gerichte Gottes sich und der Gemeinde zu erklären suchte. Er bestieg die Kanzel und begann sein Volk zu unterrichten „über die Art, den Zorn Gottes zu versöhnen, den wir durch unsere gräulichen Sünden verdientermaßen auf uns geladen haben". Weit entfernt, den Gedanken an göttliche Strafgerichte wegzuvernünfteln, begreift er die Aufgabe des evangelischen Predigers dahin, zu zeigen, wie nicht durch äußere Bußwerke, durch Bittgänge und dergleichen, sondern durch gründliche Herzensbuße die Zwecke zu erreichen seien, die Gott durch solche Heimsuchungen beabsichtigt.*) In einem seiner Briefe an Zwingli**) verglich er das Ereigniß mit dem Pulverthurme dem Thurme von Siloah, der die „Achtzehn" erschlug (Luc. 13, 4).

Auch sein Reformationswerk ward ihm durch das Treiben der Gegner vielfach verbittert. Die milde Weise, mit der er sich in Baden rücksichtlich der Bilder geäußert, gab dem Weihbischof von Constanz Anlaß, ihn in den Augen Zwingli's und der streng reformatorisch Gesinnten als einen geheimen Freund der Bilder zu verdächtigen. Oekolampad sah sich genöthigt, sich offen darüber vor der Gemeinde auszusprechen, in einer Predigt am Allerheiligentage. Sodann machte er in Gemeinschaft mit seinen evangelisch gesinnten Amtsbrüdern Bersius, Wyssenburg, Luthardt und Geyerfalk den letzten Versuch, sich mit dem Weihbischof Augustin Marius zu verständigen. Aber umsonst. Der Brief, den die Prediger unterm 4. December an den Weihbischof richteten, blieb nicht nur unbeantwortet, sondern es folgten neue Verdächtigungen und Anklagen bei der Regierung. Dieß zu derselben Zeit, da Basel sehen mußte, wie in St. Gallen und im benachbarten Mülhausen***) die Reformation einen erfreuli-

*) S. Ausgewählte Schriften I, 5.

**) Vom 24. September. Opp. VII. p. 542.

***) Die Stadt Mülhausen im Elsaß, an der Ill, jetzt durch ihre Industrie berühmt, war seit 1510 ein „zugewandter Ort" der schweizerischen Eidgenossenschaft und stand in kirchlicher Beziehung unter dem Bischof von Basel. Hierher hatte sich Ulrich von Hutten geflüchtet, nachdem er Basel hatte verlassen müssen, und hier fand die Reformation noch früher Eingang, als in Basel selbst. Für sie war weltlicher Seits besonders thätig der Stadtschreiber Gamsharst, der mit dem Basel'schen Stadtschreiber Schal-

lichen Aufschwung nahm. Inzwischen fuhr der Unermüdliche fort, zu thun, was die Zeitumstände erlaubten. Nachdem er seine Betrachtungen über die Psalmen vollendet hatte, erklärte er, und zwar in steter Beziehung auf die Noth der Zeit, die Klagelieder Jeremiä. In eben diese Zeit fällt auch seine Confirmationspredigt an die Katechumenen, die wir, sowie auch den von ihm verfaßten, durch Klarheit und Einfachheit ausgezeichneten „Kinderbericht" (Katechismus) in der Beilage mittheilen.*)

Das Jahr 1527 war ein heißes Jahr des Kampfes. Zwar schien der Frühling desselben sich günstig für die Reformation anzulassen. Im Mai erließ die Regierung zweckmäßige Verordnungen, worin sie freilich nur auf halbem Wege der Reformation entgegenkam, aber doch eben damit einen bedeutenden Schritt vorwärts that. Die Zahl der Feiertage ward beschränkt, Zuchtlosigkeiten und Ueppigkeiten, die sich an solche Feste knüpften, untersagt.**) Auch in Betreff der Klöster, die sich in Folge der Pest bedeutend entvölkert hatten, ward das Vermögen derselben — nicht etwa, wie wohl anderwärts geschah, mit dem Staatsgute verschmolzen, sondern zur Dotirung einer Almo-

---

ler in freundschaftlicher Beziehung stand. Als Geistliche wirkten daselbst im Sinne der Reformation Augustin Krämer, Niclaus Prugner, Jacob Augsburger und Otto Binder. Sie standen mit Oekolampad in freundschaftlicher Verbindung, welcher der Stadt in Absicht auf ihren Religionseifer ein rühmliches Zeugniß gab. Wie hoch Zwingli sie ehrte, geht daraus hervor, daß er ihr (Ende 1524) seine Schrift „wider den Aufruhr" widmete (Zwingli's Werke X. 1. S. 376). In eben diesem Jahre hatte Mülhausen bereits die Messe abgeschafft. Ob das Religionsgespräch, zu welchem auch Oekolampad und die Basler Geistlichen eingeladen wurden, wirklich zu Stande kam, läßt sich nicht ermitteln. Nach Baden waren Abgeordnete gesendet worden, unter ihnen Gamsharst von weltlicher, Krämer von geistlicher Seite. Sie fielen unbedingt dem Oekolampad zu. Trotz der Gefahren, die den Evangelischen von Ensisheim her drohten und den Mahnungen der katholischen Partei in der Eidgenossenschaft, beharrten die Mülhauser bei der einmal erkannten Wahrheit. Vgl. Graf, Geschichte der Kirchenverbesserung zu Mülhausen im Elsaß. Straßb. 1818.

*) Ausgewählte Schriften IV.

**) Die Feiertage, welche nach diesem Mandat beibehalten werden sollten, waren folgende: alle Sonntage; von den Liebfrauentagen: Lichtmeß, Verkündigung und Himmelfahrt, ebenso die Aposteltage, Weihnachten, St. Stephanstag und Neujahrstag (als Fest der Beschneidung Christi), Dreikönigstag, Ostermontag, Auffahrtstag, Pfingstmontag. Auch „unseres Herr Gottes Tag" (Fronleichnam) ward beibehalten, doch „soll an demselbigen Tag kein gemeiner (gemeinschaftlicher) Umgang wie bisher mit dem Sacrament geschehen"; die Prozession sollte sich auf die Kirchhöfe und Kreuzgänge der einzelnen Kirchen und Klöster beschränken, die Zünfte und Brüderschaften davon wegbleiben. Endlich werden noch unter den Feiertagen St. Johannis des Täufers Tag, „den man nennt zu Sonnenwenden", und Allerheiligen genannt. (Antiq. Gerul. 33.)

senanstalt verwendet, welche die Werke der christlichen Mildthätigkeit zu üben verpflichtet wurde. Ein Hauptschritt aber, zu dem die Regierung sich noch weiter entschloß und der zu einem endlichen Entscheid hinführen mußte, war die Verordnung vom 16. Mai, wonach die Prediger beider Parteien aufgefordert wurden, ihre Ansichten einzugeben über die Messe, inwiefern sie ein Opfer, und ein gutes, Gott wohlgefälliges Werk sei. Nichts konnte Oekolampad und seinen Gefährten erwünschter sein, als dieser Befehl, der die Gegner um so unangenehmer überraschte. „Hoffen wir, so schrieb Oekolampad an Zwingli,*) daß uns Gott endlich in Gnaden ansehen werde; bitten wir ihn, daß alles zu seiner Ehre ausschlage."

Von gegnerischer Seite trat der Weihbischof nach längerer Weigerung mit einer Schrift zu Gunsten der Messe hervor,**) und außer ihm noch zwei andere Geistliche, Johann Remp in Klein-Basel und Ambrosius Pelargus (Stork), Lesemeister der heiligen Schrift und Predicant bei den Predigern. Die Gegenschrift Oekolampads, die noch von sechs anderen Geistlichen unterschrieben war, gehört zu den wichtigsten Aktenstücken der Basel'schen Reformationsgeschichte. Wir theilen sie in der Beilage mit.***)

Nach dem eindringlichen Befehl der Regierung hätte man nun einen sofortigen Entscheid zu Gunsten der Reformation erwarten sollen, um so mehr, als Oekolampad am Schluß seiner Eingabe dieselbe aufforderte, „den entsetzlichen Greuel der Messe" so bald als möglich abzustellen. Allein der Rath konnte auch jetzt noch zu keinem Entscheid kommen. Einmal verzögerte er das Verlesen der eingegebenen Denkschrift,†) und erst nach Verlauf von zwei Monaten wurde den auf die Antwort gespannten Predigern der Bescheid: „Sintemal dieser Handel schwer und nichts Freventliches darüber zu beschließen sei, so müsse man die Sache auf ein künftiges ordentliches Concil bringen und der allgemeinen (katholischen) Kirche Erkenntniß darüber abwarten." So hatte ja schon zwei Jahre zuvor Erasmus gerathen. Unterdessen wurden die Prediger angewiesen, dem Inhalt der heiligen Schrift gemäß zu predigen, was zur Ehre Gottes und zum Frieden dienlich sei. Daß Oekolampad darüber ungehalten war und sich auch gegen Freunde also äußerte, wer will es ihm verdenken? „Wir predigen tauben Ohren, schreibt er einmal an Zwingli, und das unheilbare Basel verkennt sein Heil." ††) Und an Som in Ulm schreibt

*) Brief vom 22. Mai. Opp. VIII. p. 71.

**) Eingelegte Schrift auf Anmuthung eines christlichen Rathes der löblichen Stadt Basel, das Opfer und die Meß belangend, Aug. Marii, daselbst der hohen Stift Predicanten.

***) Ausgewählte Schriften III.

†) Nach einem Briefe Oekolampads an Zwingli vom 31. August, war sie erst den 29. verlesen worden. Opp. VIII. p. 89.

††) Surdis canitur fabula et nescit remedia immedicabilis Basel. Brief vom 6. November. Opp. VIII. p. 110.

er: „Bei uns geht es immer im Alten fort, und beständig liegen wir im Kampfe mit den Predigern des Antichrists. Endlich, meine ich, sollte doch das Volk es müde werden, daß der Widerpart also seine Güte mißbraucht; es wird wohl die Regierung dahin drängen, der verderblichen Controvers ein Ende zu machen." „Auf die Dauer, schreibt er weiter, kann Basel den Weihbischof und mich nicht zugleich ertragen."*)

Wohl war indessen den 23. September (es war derselbe Tag, an welchem der neue Bischof Philipp von Gundelsheim, der bisherige Domcustos des Stiftes, seinen feierlichen Einzug in Basel hielt) ein Entscheid erlassen worden, welcher dahin ging, daß die Messe zwar nicht abgeschafft, wohl aber das Abhalten derselben dem Gewissen der Einzelnen freigegeben sein soll. Auf der Kanzel sollte sie weder gelobt, noch gescholten werden. Aber auch das mußte Oekolampad nur als eine halbe und darum als eine ungenügende Maßregel erscheinen: „Wir werden, wie es allen Anschein hat, mehr geduldet als begünstigt, schrieb er an Zwingli (unterm 15. October),**) und zwar nur so lange, bis es ihnen gelingen wird, einen wenn auch noch so geringfügigen Vorwand gegen uns zu finden. Allein wir hoffen, der Herr werde die gegen die Verherrlichung seines Namens gerichteten Rathschläge zu nichte machen." Er meldet dabei, daß die Rathssitzung eine stürmische gewesen. Und das darf uns nicht wundern, da mittlerweile auch in der Bürgerschaft die Gährung überhand genommen hatte. Volksversammlungen wurden gehalten. Die erste fand den 22. October bei den Augustinern statt. Es waren an 400 unbewaffnete Bürger, die sich entschlossen, für Oekolampad in den Riß zu stehen und die Regierung zu einem Entschluß zu drängen. Der Rath schickte den Oberstzunftmeister Jakob Meier (zum Hirschen) an die Bürger und versprach ihnen, die Sache an die Hand zu nehmen. Um aber ähnlichen, leicht zu Tumulten hinführenden Volksbewegungen vorzubeugen, ließ der Rath am nächsten Sonntag alle Zünfte versammeln und ihnen das sich Zusammenrotten in's Künftige verbieten, wobei er an das Mandat erinnerte, nach welchem es Jeder mit der Messe halten könne, wie er es vor seinem Gewissen verantworten möge. Aber damit war den Bürgern nicht gedient. Sie verlangten eine feste, gemeingültige (objective) Norm, an die sie sich halten könnten. Des Verbotes ungeachtet wurden auf verschiedenen Zünften Mahlzeiten zu 50, zu 100 Gedecken abgehalten und die Geistlichen, die ihres Standes wegen keiner Zunft angehörten, als Ehrengäste dazu eingeladen. Aehnliches geschah auch von Seiten der Gegner. Nun wurden auch diese Zusammenkünfte (Zweckessen würde unsere Zeit sie nennen) untersagt.

Dasselbe Bild der Zerrissenheit, das uns Basel im Kleinen bietet, finden wir um dieselbe Zeit in der Eidgenossenschaft wieder. Kann doch Bullin-

*) Epp. fol. 181.
**) Opp. VIII. p. 103.

ger nicht genug klagen über die Frechheit der Gegenpartei, die seit der Badener Disputation bedeutend gewachsen war, so daß sie sich als „die Landesherren, als die Zwinger und Gebieter aller Städte und Orte hervorstellten". *) Nachdem die Akten im Druck erschienen, verlangten die katholischen Orte, daß alle Stände sich für die eine oder andere Partei entscheiden sollten. Dagegen erhoben Basel und Bern Widerspruch. Die seither erschienene Schmähschrift Murners: „Kirchen-Dieb- und Ketzerkalender", worin die Reformatoren auf das Pöbelhafteste beschimpft waren, trug nicht wenig zur Aufreizung der Gemüther bei. Die evangelischen Stände Bern, Zürich, St. Gallen, Schaffhausen, Appenzell hielten deßhalb Zusammenkünfte, die aber zu keinem befriedigenden Ziele führten. Da war es der am 14. November gefaßte Entschluß des Standes Bern, in seiner Stadt ein Religionsgespräch abhalten zu lassen, was die gesunkenen Hoffnungen der Evangelischen aufs Neue belebte.

Den 17. November ward das Ausschreiben gefertigt und von evangelischer Seite mit Freuden bewillkommt. „Nicht wenig, schreibt Oekolampad an Zwingli (24. November 1527),**) hat mich die Berner Sache erfreut; ich bin begierig, von dir zu vernehmen, was wir dabei zu thun haben. So Gott will, werde ich dem Gespräche beiwohnen; denn ich verspreche mir davon Heilsameres, als von dem zu Baden. Wohl möglich, daß dort Christus seine Herrlichkeit offenbaren wird! Es ist ja nicht denkbar, daß die Verkündigung der Wahrheit ohne Frucht bleibe. Möchten wir dort aufs Neue uns verbinden auf ein glückliches neues Jahr hin zur Ehre Christi. Kraft deines Ansehens und deiner Gelehrsamkeit wirst du durch deine Gegenwart vieles vermögen, gleichviel ob die Gegner da seien oder nicht."

Wie viel Zwingli in der That durch die Gewalt seiner Predigt in Bern vermochte, das wissen wir aus seiner Lebensgeschichte. ***) Aber auch Oekolampad, der in Begleit der Straßburger Capito und Butzer nach Bern gekommen war, blieb nicht unthätig, obwohl er hier, im Vergleich mit der Stellung, die er in Baden eingenommen, nur eine untergeordnete Rolle spielte. Ein Mal trat er als Prediger auf und sprach von der Liebe Gottes.†) Bei dem Gespräch, welches den 6. Januar eröffnet worden war und bis zum 26. dauerte, ††) betheiligte er sich insoweit, als dasselbe die Brotverwandlungslehre berührte. Hier bekämpfte er (wie übrigens auch in Baden) nicht nur die römisch-katholische, sondern auch die lutherische Ansicht vom Abendmahl, die an Pfarrer Burgauer von St. Gallen einen entschiedenen, doch nicht unüberwindlichen Vertheidiger hatte. Kein Wunder, wenn Luther in seiner Verstim-

*) Reformations-Geschichte I. S. 362.
**) Opp. VIII. p. 121.
***) Vgl. den 1. Band des Gesammtwerkes S. 165.
†) Ausgewählte Schriften I, 7.
††) Vgl. Fischer, Geschichte der Disputation und Reformation in Bern, Bern 1828, und Trechsel in Herzogs Real-Encyclopädie II. S. 81 ff.

mung gegen die Schweizer über den Sieg der Berner Reformation nichts Besseres zu sagen wußte, als die Kinder jubelten auf den Straßen, daß sie — von einem gebackenen Gott befreit seien.*)

Wie der Ausgang der Badener Disputation niederschlagend gewirkt hatte, so hatte die günstige Wendung der Dinge, welche seit dem Riligionsgespräch in Bern eintrat, auch einen ermunternden Einfluß auf die übrigen evangelisch gesinnten Stände. So namentlich auf St. Gallen. Nicht also auf Basel. Wenigstens klagt Oekolampad seinem Zwingli**) unterm 11. Febr.: „Die Unsrigen werden durch Berns Beispiel nicht im Mindesten bewegt, also daß am Tage liegt, wie wenig uns die göttlichen Dinge am Herzen liegen, um nicht von Anderm zu reden. Und doch wird die Politik keinen Bestand haben, wo die Religion nicht heilig gehalten wird. Indessen wollen wir dem Herrn die Stunde nicht vorschreiben, da er diesem Nothstande ein Ziel setzen wird." Der Rath hielt sich noch immer in der alten Schwebe der Neutralität. Er gab ein neues Mandat, in welchem abermals den Parteien verboten ward, einander zu schmähen oder sich feindlich zu begegnen. Daneben wurde es geduldet, daß Ecks Schmähschrift, die Badensche Disputation betreffend, in Basel gedruckt wurde, worüber sich Oekolampad aufs Bitterste beschwerte. „Basel, schreibt er Zwingli, ist zu einem Ingolstadt geworden."***) Auch der Weihbischof ergoß sich fortwährend ungestraft in Schmähungen über die Reformation. „Das weiß die ganze Stadt, schreibt Oekolampad, und es sehen die durch die Finger, die da wehren sollten. Ich fürchte, daß Basel, weil es immer auf beiden Stühlen sitzen will, einst neben beiden abfalle. Wehe einem in sich getheilten Hause." Und nicht ohne Ironie fragt er weiter: „Ist Basel nicht eine freie Stadt, in der man ungestraft Gottloses und Lästerliches drucken darf? Was dagegen ehemals meinen Büchern widerfahren ist, das ist dir nicht unbekannt. Bei so bewandten Umständen weiß ich nichts zu thun, als daß ich öffentlich vor der Gemeinde die gute Sache vertheidige und der Regierung meine Bereitwilligkeit erkläre, Rede zu stehen wegen des Mandats, das ich soll übertreten haben und das vielmehr von den Gegnern vielfach ist verletzt worden. Sieht es aber nicht aus, als zürne Gott, wenn er solches hört und nicht bessert?"

Die meiste Hoffnung setzte Oekolampad auf den Einfluß der Zürcher und Berner. Aber ehe von dieser Seite her etwas geschah, trat ein Ereigniß ein, das wir ihn am liebsten selbst melden lassen. Er schreibt an Zwingli vom 16. auf den 17. April: †) „Der Wandel der Begebenheiten, ja Gott selbst, ohne

*) Brief Luthers an Gabriel Zwilling v. 7. März, bei de Wette III. p. 290: „Bernae in Helvetiis finita disputatio est, nihil factum, nisi quod Missa abrogata, et pueri in plateis cantent, se esse a Deo pisto liberatos!"

**) Opp. VIII. p. 142.

***) Brief vom 1. April 1528. Opp. VIII. p. 156.

†) Opp. VIII. p. 162.

dessen Wink nichts geschieht, durchkreuzt bisweilen auch die trefflichsten Rathschläge. Unsre Stadt ist in großer Aufregung; gebe Gott, daß es nicht die Vorboten größerer Zerwürfnisse seien! Einige Eiferer (ihrer fünfe) waren es, die am Charfreitag gegen den Befehl der Regierung und ohne mein Vorwissen in der St. Martinskirche alle Bilder von den Altären weg auf einen Haufen warfen und nicht eins derselben an seinem Orte ließen. Der Kühnheit dieser Wenigen folgten vierunddreißig. Diese reinigten auch am zweiten Ostertage nach dem Abendgottesdienst die Augustinerkirche. Tags darauf versammelte sich der Rath, und die, welche in meiner Kirche die Bilder gestürzt, wurden zur Haft gebracht. Dieß schreckte aber die Uebrigen nicht im mindesten, sondern bewirkte, daß sie im Namen ihrer gefangenen Mitbürger beim Rathe Fürbitte einlegten und es schlossen sich ihnen nicht weniger als zweihundert an. Als sie vom Rath ermahnt wurden auseinander zu gehen, wollten sie nicht Folge leisten, bis sie eine Antwort erhalten hätten. Endlich begaben sie sich auf die Zunft der Zimmerleute (Spinnwettern). Der Rath beschloß die Gefangenen loszugeben und in fünf Kirchen (St. Martin, St. Leonhard, bei den Augustinern, den Barfüßern und im Spital)*) alle Bilder wegthun zu lassen. Aber dieser Bescheid genügte den daselbst Verschworenen nicht, weil über die Einstimmigkeit der Prediger**) nichts in der Antwort enthalten war. Deßhalb dringen sie in den Rath, der heute die anberaumte Sitzung verschoben hat. So stehen die Sachen bis auf diesen Tag. Was meinst du nun von einer Gesandtschaft der Eurigen und der Berner an die Unsrigen? O, daß sie doch jetzt mitten im Kampfe als Vermittler erschienen."

Die Vermittelung erschien wirklich. Bis dahin verbot der Rath alles Tragen der Waffen und traf Anordnungen für die äußere Ruhe. Von Bern war der bekannte Maler und Dichter Niclaus Manuel nebst dem Seckelmeister Ullmann abgeordnet, von Zürich Hans Bleuler und Meister Jacob Oeri. Es scheint jedoch, daß nur die Zürcher wirklich erschienen.***) Sie begannen damit, Klage zu führen über die in Basel gedruckte Schmähschrift Ecks und über das zwiespältige Predigen. Sie drangen in Uebereinstimmung mit Oekolampad auf Zusammenberufung des großen Raths. Dazu konnte sich aber die Regierung eben so wenig verstehen, als zum Beitritt in das christliche Burgerrecht mit Bern und Zürich. Die Ursache dieser Weigerung lag in der Stärke der katholischen Partei, die noch immer ihre mächtigen Vertreter im Rathe hatte. Im Juli wurde nun zwar der Rath erneuert; allein Oekolampad hoffte auch vom neuen Rathe nicht viel Besseres, als vom

*) Vgl. Brief an Farel, 28. Mai. Epp. fol. 181.

**) Die Bürger hatten sich auch unter anderm über das „zwiespältige Predigen" beklagt.

***) Vgl. Grüneisen, N. Manuel S. 109. 110. Später (im December) erschien dann Manuel allerdings in Basel in derselben Eigenschaft (s. unten).

alten. Nur das gereichte ihm zu einigem Troste, daß Jacob Meier (zum Hirschen), bisher eine Hauptstütze der Reformation, neben Adelberg Meier, dem Bürgermeister, zum Oberstzunftmeister gewählt ward. *)

3. Die Ehefrau.

Mitten in all diesen Stürmen hatte Oekolampad, obwohl schon über die Mitte der vierziger Jahre hinausgeschritten, sich entschlossen, sein Haus in Basel noch fester zu gründen durch die eheliche Verbindung mit einer Lebensgefährtin. Er that es nach dem Tode der Mutter, gleichsam als Ersatz für diese, und nach längerem Bedenken.**) Sie war Wittwe und noch jung genug, daß Oekolampad wünschen konnte, sie wäre älter. Vibrandis (Wilibrandis) Rosenblatt war die Tochter des Ritters Johann Rosenblatt, weiland Feldobersten unter Kaiser Maximilian I. Sie hatte in erster Ehe Ludwig Cellarius (Keller) geheirathet und wie es scheint, war sie im Tragen des Kreuzes nicht ungeübt. In ihrer Familie waren die Einen Gegner, die Andern Anhänger der Reformation.***) Sie brachte ihrem Gatten keine große Mitgift zu; er selbst begehrte keine größere. Um die Nachrede böser Zungen kümmerte er sich nicht. Und so mochten ihn auch des Erasmus Witzeleien wenig kränken, wenn sie ihm je zu Ohren gekommen. Dieser nämlich schrieb an einen Bekannten: „Oekolampad hat ein hübsches Mädchen geheirathet. Ich glaube, er will sein Fleisch kreuzigen. Viele sprechen von der lutherischen Sache als einer Tragödie; mir will sie eher wie eine Komödie erscheinen, sintemal sie jeweilen mit einer Hochzeit schließt."

Ueber die Eigenthümlichkeit der Gattin und über Oekolampads häusliches Leben ist nicht viel zu sagen. Es kann uns genügen, was er selbst zu ihrem Lobe sagt: sie sei eine gute Christin und habe einen Anfang christlicher Erkenntniß, in ihr habe er Alles gefunden, was er sich je gewünscht; sie sei weder streitsüchtig, noch geschwätzig, noch hausflüchtig, sondern besorge daheim das Ihrige und halte die kluge Mitte zwischen einem stolzen und einem bei Anderen sich vergebenden Betragen.†) Nur wenige Jahre war es ihm indessen

*) Brief vom 9. Juli. Opp. VIII. p. 196.

**) In re uxoria, schrieb er im Februar 1527 an Zwingli, nihil agam praecipitanter.

***) Oekolampad an Zwingli, 15. März 1528 (Opp. VIII. p. 149) und Brief an Farel (Epp. fol. 184 b): „Notum tibi esto, Dominum mihi pro defuncta matre sororem uxorem dedisse satis christianam, pauperem quidem, sed honesto loco natam viduamque et expertam crucem aliquot annis, quam vellem equidem natu maiorem, sed nihil iuvenilis petulantiae hactenus in ea apparuit.

†) Christum aliquantulum edocta est et rem domesticam sedulo curat. (Brief an Farel vom 11. Mai 1528. Epp. f. 181.) — Uxor ea est qua-

beschieden, sich seines ehelichen Glückes zu freuen. Ein Sohn und zwei Töchter waren die Frucht dieser Ehe: Eusebius, Alithea und Irene. Und das waren ja, wie die Grundpfeiler seiner Theologie und seines kirchlichen Strebens, so auch die Grundpfeiler seines Hauses: Gottseligkeit, Wahrheit und Friede.

4. Noch einmal die Wiedertäufer.

Wie es zu allen Zeiten sich zeigt, so trat es auch hier zu Tage, daß die Wahrheit selten nur von einer Seite her Angriff und Widerstand erleidet, sondern daß sie meist sich zwischen zwei Feinde hineingestellt sieht, die von verschiedenen Angriffspunkten aus den Krieg wider sie führen, und daß, während die Einen ihr die Lebensquellen abzuschneiden suchen, die Anderen ihre trüben wilden Wasser in ihr Gebiet hineinleiten, dasselbe zu verwüsten. Dieß mußten auch die Bekenner der evangelischen Wahrheit in Basel erfahren, und unter ihnen am meisten Oekolampad. Wo es galt, seine Person zu verleumden und sie bei Hohen und Niederen in Verruf zu bringen, da wetteiferten die Wiedertäufer mit den Papisten in der Ausübung der traurigsten aller Künste. Die Wiedertäufer waren zwar durch eine Verordnung vom 2. Juni 1526 aus der Stadt verwiesen worden; aber auf der Landschaft trieben sie ihr Wesen ungestört fort. Längere Zeit wirkte unter ihnen der Zürcher Felix Manz, der dann freilich im Jahre 1527 ein trauriges Ende nahm. Er wurde in Zürich ertränkt. Aber in eben demselben Jahre kam ein neuer Nachzug von Solchen, die aus Straßburg waren vertrieben worden, nach Basel. „Sie lieben, schreibt Oekolampad an Zwingli,*) die Schlupfwinkel und bemänteln ihre verdächtige Lehre mit dem Scheine des Märtyrerthums." Auch beklagt sich der sonst milde Mann (April 1527) über das allzunachsichtige Verfahren der Regierung gegen sie und deutet darauf hin, wie sie mit den Papisten unter einer Decke stecken. **) Oekolampad ruhte indessen nicht, den Irrthum der Sekte mit Wort und Schrift zu bekämpfen. Als sich das Gerücht verbreitete, Hubmaier sei verbrannt worden, schrieb er an Zwingli (August 1527): „So lange sein

---

lem semper optavi neque aliam vellem. Non enim rixosa vel garrula est vel vaga, sed domi sua curat, simplicior, quam ut superbiat, prudentior quam ut a caeteris contemnatur. Letzteres an Capito, 6. März 1529 (bei Gerdes, Hist. ref. p. 143 im Anhang). Nun aber wurde nach Oekolampads Tode Wibrandis die Gemahlin eben dieses Freundes, nach dessen Hinschied sie dann wieder mit Butzer sich vermählte, so daß sie im Ganzen vier Männer gehabt hat. Sie starb den 1. November 1564. Vgl. Reformations-Almanach 1821 S. CLXXXVII.

*) 15. Januar 1527. Opp. VIII. p. 13.

**) Magistratus noster in repellendis illis frigidior est. Quid in causa sit, facile coniectamus. Tolerabiles sunt et Papistis, imo his patrocinantur, dum convitia quaeque in nos iactant. Ibid. p. 48.

Buch noch lebt, dürfen wir nicht schweigen, bis auch dieses durch das Feuer des Wortes zu Asche verbrannt ist." *) Man muß sich an das unordentliche Wesen erinnern, das in jener Zeit von der Wiedertäuferei ausging, an ihre Widersetzlichkeit gegen alle Obrigkeit, an die schwärmerischen Tollheiten, womit sie die Religion in den Augen aller Vernünftigen verächtlich machten, an die sittlichen Gräuel, deren sich wenigstens Einige unter ihnen zu Schulden kommen ließen, **) um den Ernst, die Strenge, ja sogar die Härte zu begreifen, die damals gegen das umsichgreifende Krebsübel angewendet werden mußte. Was die Kindertaufe an sich betrifft, so gestand auch jetzt noch Oekolampad dem Zwingli offen und ehrlich ein, daß er sich niemals getraut habe und auch jetzt sich nicht getraue, dieselbe auf einen directen göttlichen Befehl zu gründen; aber um der christlichen Liebe willen dürfen sich die Frommen derselben nicht entziehen; eben deßhalb dürfe man die Kindertaufe nicht als etwas Unerhebliches (als ein Adiaphoron) betrachten, obgleich man der Freiheit nicht zu nahe treten soll. ***) Er äußerte diese Gedanken, indem er einen frühern Anhänger der Wiedertäufer, den Martin Borhaus (Cellarius), †) gegen welchen Zwingli eingenommen schien, demselben empfahl, während er zu gleicher Zeit ankündigte, daß eine Streitschrift gegen Hubmaier von ihm unter der Presse sei. Seiner freien Ansichten wegen wurde nun auch Oekolampad von papistischer Seite her mit dem Spottnamen eines „Freitäufers" aufgezogen. Daß es sich im Handel mit den Wiedertäufern eben nicht nur um die eine Frage wegen der Kindertaufe, sondern um den ganzen Zusammenhang der evangelischen Heilslehre, ja um die Fundamente derselben handle, trat wohl auch gelegentlich zu Tage. So wurde einst Oekolampad beim Hinausgehen aus der Kirche von einem Wiedertäufer mit Vorwürfen überschüttet, daß er in seiner Predigt alles der Gnade und nichts den Werken zugeschrieben habe; der Mann drohte, öffentlich gegen ihn aufzutreten, und als Oekolampad sich vertheidigte, überhäufte ihn sein Gegner auf offener Straße mit Schimpfwörtern, bis endlich das Volk sich drein mischte und den tollen Fanatiker nöthigte, die Flucht zu ergreifen. Hatte Oekolampad so unrecht, wenn er behauptete, daß Papisten

*) Opp. VIII. p. 85.

**) In dieselbe Zeit fielen die Gräuelscenen in St. Gallen, welche im September 1827 die strengen Verordnungen in dem „Abschied gegen die Wiedertäufer" nach sich zogen von Seiten der Stände Zürich, Bern und St. Gallen. S. Franz, Schwärmerische Gräuelscenen der St. Galler Wiedertäufer. 1828.

***) Opp. VIII. p. 84.

†) Dieser war bekanntlich erst unter den sogenannten „Zwickauer Propheten" gewesen, welche die Wittenberger Reformation gestört hatten. Er hatte sich nun nach Basel begeben, wo er von Oekolampad sich eines Bessern belehren ließ. Später (1536) erhielt er in Basel die Professur der Rhetorik und dann der Theologie (Athen. raur. p. 24. 25). Vgl. auch den Brief Capito's an Zwingli Opp. VIII. p. 83.

und Wiedertäufer sich in Unterdrückung der evangelischen Wahrheit die Hand reichten?

Noch einmal versuchte er es, sich in freier Rede und zwar öffentlich gegen die Irrgeister auszusprechen, die seinen guten Ruf zu untergraben und auf alle Weise zu lähmen suchten. Auf seine eigene Veranstaltung wie es scheint, nicht auf obrigkeitliche Anordnung hin, wurde den 10. Juni ein Religionsgespräch mit den Wiedertäufern in der St. Martinskirche gehalten. Aber auch dieses Gespräch führte zu keinem erwünschten Ziele. Die Erbitterung wurde nur größer, besonders nachdem Oekolampad sich den Bestechungsversuchen unzugänglich gezeigt hatte, die Einige zu machen die Unverschämtheit hatten. Nun kam eine Herausforderung von der gegnerischen Seite. Ein gefangener Wiedertäufer, Carlin, hatte sich anerboten, seine Lehre von der Kindertaufe und von der Obrigkeit öffentlich zu vertheidigen. Er sandte die betreffenden Thesen an den Rath. Dieser forderte sowohl das Domcapitel und die Stiftsherren zu St. Peter, als die evangelischen Prediger, Oekolampad und den Augustiner Geyerfalk auf, bis auf Dienstag den 30. Juni persönlich auf dem Rathhaus zu erscheinen, wohin auch Carlin beschieden wurde. Dieser hielt erst ein Gebet und dann eine längere Rede, so daß Oekolampad gar nicht zu Worte kommen konnte. Der Rath befahl nun letzterm, bis künftigen Samstag ein schriftliches Gutachten einzugeben. Dieß geschah, und zwar in dialogischer Form. Zugleich auch legte Oekolampad sein Büchlein gegen Hubmaier bei und ließ beide Aktenstücke im August drucken, mit einer Vorrede an Bertold Haller und Franz Kolb in Bern.*) Wir geben das erstere seinem Hauptinhalte nach, indem wir die Form des Gesprächs beibehalten.

Carlin: Die Kindertaufe ist ein Gräuel vor Gott und eine Abgötterei.

Oek.: Solches vor dem Angesicht Gottes zu behaupten, hat schwere Verantwortung auf sich. Ich ermahne dich bei dem himmlischen Vater, den du im Eingang deiner Rede angerufen, deine inneren Ohren aufzuthun, damit, wenn du aufrichtig gebetet hast, du erhört werdest. Ich kann nicht finden, daß die Kindertaufe ein Gräuel sei vor Gott; wohl aber das Verbieten und Verachten derselben ist Gräuel und Abgötterei. Gräuel und Abgötterei ist nach der heiligen Schrift alles, wodurch wir von Gott abgezogen und verhindert werden, ihm die Ehre zu geben. Nun aber geben wir Gott die Ehre sowohl durch den Glauben, als durch die Liebe, und beide, Glaube und Liebe, finden in der Kindertaufe ihre Bewährung; der Glaube dadurch, daß wir die Kinder im guten Vertrauen Gott darbringen, daß ihnen die von Christo ver-

*) Unterrichtung von dem Wiedertauf, von der Obrigkeit und von dem Eid, auf Carlins N. Wiedertäufers Artikel. Antwort auf Balthasar Hubmaiers Büchlein wider der Predicanten Gespräch von Basel, von dem Kindertauf durch Jo. Ecolampadium. 1527.

mittelst des Vergießens seines Blutes geschehene Erlösung zu Gute komme und daß die Segensworte, die Christus dort über die Kinder gesprochen, auch unseren Kindern gelten; die Liebe aber bewähren wir dadurch, daß wir den Kindern solche Wohlthat zuzueignen suchen, damit sie zum Volke Gottes gezählt werden und nicht „wie Hunde und Katzen" ausgeschlossen sind. In der Eltern Gewalt steht es freilich nicht, ihre Kinder ins Buch des Lebens einzuschreiben, wohl aber steht es in ihrer Macht, sie in die christliche Religion und in die Gemeinschaft derselben einzuführen. Und wie sollte das vor Gott ein Gräuel sein? Gräuel ist es vielmehr, wenn durch Verbot der Kindertaufe die christliche Freiheit wieder beschränkt wird, die uns Christus mit seinem Blute erkauft hat. Das ist aber die rechte Geistesfreiheit, daß wir alle äußern Dinge zur Ehre Gottes gebrauchen und zum Nutzen des Nächsten, wie uns Paulus lehret: „alles ist euer". Und du willst uns nun wieder in das Joch der „Geistgefangenschaft" hinein treiben? Es ist nicht gleichgültig, Einem das Zeichen einer Sache zu verweigern, weil man ihm damit das Recht an die Sache selbst nimmt. Wenn einem Bettler das (obrigkeitliche) Bettelzeichen genommen wird, so wird ihm auch die Erlaubniß zu betteln entzogen. Vor der Taufe trägt das Kind noch nicht den Christennamen, man betrachtet es als noch nicht eingeschrieben in das Buch des Lebens, noch nicht als einen Mitbürger des himmlischen Jerusalems. Ist es nicht wider die Liebe, solche tyrannische Gebote aufzustellen?

Carlin: Alles was der himmlische Vater nicht gepflanzt hat, ist ein Gräuel vor Gott. Weil nun die Kindertaufe nicht von Gott eingesetzt ist, so ist sie ein Gräuel.

Oekol.: So steht es nicht in der Schrift, sondern: „eine jede Pflanze, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat ꝛc." Der Spruch ist wider die Pharisäer gerichtet, und du richtest dich damit selbst; denn dein Verbot der Kindertaufe gehört auch zu jenen „Aufsätzen", die der Herr an den Pharisäern verdammt. Was mich betrifft, so habe ich aus der Kindertaufe niemals beabsichtigt ein Gebot zu machen, wonach dieselbe an Zeit und Ort gebunden wäre. Ich könnte mir es auch gefallen lassen, daß nach dem Rathe des Gregor von Nazianz die Taufe der Kinder bis ins dritte Jahr verschoben würde, wenn nicht gerade in dieser Zeit eine solche Concession gefährlich werden könnte. Aber du willst ein Verbot daraus machen, und eben dieß ist eine Pflanzung, die nicht vom Vater ist und darum nicht bestehen kann. Ihr sagt nun freilich, was in der Schrift nicht geboten sei, das sei schon verboten. Aber wie wollt ihr diesen Grundsatz durchführen? Es ist auch nicht geboten, daß ein Zehnjähriger sich taufen lasse. Ueberhaupt ist Christus nicht ein Gesetzgeber wie Moses. Durch Moses ist uns das Gesetz, durch Christus aber ist uns Gnade und Wahrheit gegeben. Da die Kindertaufe zu allgemeiner Erbauung dient, so darf man sie nicht in dieselbe Kategorie werfen mit den päpstlichen Zusätzen, mit Salz, Oel, Kerzen ꝛc. Wenn aber ein „Streit-

köpfiger" nun doch darauf beharren wollte, es müsse klar und deutlich in der Schrift befohlen sein, die Kinder zu taufen, so möchte ich fragen: wo steht denn in der Schrift geschrieben, daß auch die Frauen das Mahl des Herrn empfangen haben? Willst du ihnen nun darum den Zutritt zum h. Abendmahl verbieten? Bedenke doch, daß „die Liebe des Gesetzes Erfüllung ist". Wer die Liebe hält, der erfüllt das Gesetz, so anders diese Liebe in ungefärbtem Glauben erfunden wird. Das ist die rechte Pflanzung des himmlischen Vaters.

Carlin: Wer (das Gesetz) übertritt, der bedarf der Wiedergeburt. Weil nun die Kinder noch nicht das Gesetz übertreten haben, so bedürfen sie auch nicht der Wiedergeburt.

Oekol.: Wenn du diese Worte auf die Wassertaufe beziehst, so verräthst du damit entweder deine Unwissenheit oder die Verworrenheit deines Geistes. Nennst du Wiedergeburt die Taufe? Da machst du aus dem Wasser mehr, als es ist; gleich als tilgte es die Sünde von sich aus. Das ist aber nicht richtig. Die wahre Wiedergeburt ist allein aus Gott (Joh. 3), aus Wasser und Geist; aber unter dem Wasser ist das Wasser zu verstehen, von dem Christus (Joh. 4) redet. Wenn du übrigens von Wiedergeburt reden willst, so wirst du doch die Erbsünde nicht leugnen, und um dieser willen bedarf auch das Kind der Wiedergeburt aus Christus. Wer aber der Wiedergeburt bedarf, dem soll man auch das Zeichen derselben nicht abschlagen. Es ist mit der Taufe wie mit den guten Werken. Diese machen zwar die Seligkeit nicht aus; aber wo der Glaube ist, da finden sich auch die guten Werke. So sieht Gott auch nicht darauf, ob jemand äußerlich getauft sei; denn so wenig als die Beschneidung gilt oder die Vorhaut, so wenig die äußere Taufe; aber wie die Werke, so ist auch die Taufe eine Bezeugung des Glaubens.

Carlin: Christus hat befohlen, das Evangelium zu verkündigen und diesem zu glauben, und alsdann erst getauft zu werden.

Oekol.: Das ist der Schein, unter welchem ihr die Menschen in die Finsterniß einführet. Aber die Taufe ist nicht erst eingesetzt worden nach der Auferstehung Jesu, sondern schon während seines Lebens haben die Jünger getauft auf Christi Namen, damit sie ihm ein Volk sammelten. Nun hat er nach der Auferstehung gewiß nicht eine andere Taufe eingesetzt, als vor seinem Leiden. Die Natur der Taufe ist mithin an einem Orte dieselbe wie an dem andern, weil es nicht zweierlei äußerliche Taufen giebt im Namen Christi. Willst du aber sagen, man müsse zuvor predigen und dann taufen, wie auch Johannes der Täufer gethan, so sage mir, wie lange man dann predigen soll. Soll das so lange geschehen, bis alle zur vollkommenen Erkenntniß der Wahrheit gelangt sind, da könnte man oft dreißig Jahre predigen und doch nicht zum Ziele kommen. Du sollst mir auch sagen, ob ein wahrer Glaube oder auch nur ein „gestifteter" Glaube genug sei. Wir erfahren aus der Apostelgeschichte, daß auch Solche getauft wurden, die den heiligen Geist noch nicht

empfangen hatten, und doch nahmen die Apostel alle die unter die Zahl der Jünger auf durch das Zeichen der Taufe, von denen sie hofften, daß sie Jünger Christi würden. Fürwitzige Fragen hätten den freien Zugang zu dem Herrn nur gehindert. Die Taufe ist zu betrachten als „Thüre und Eingang" zum Christenthum. Wird auch draußen vor der Thüre nicht gelehrt, so geschieht es, nachdem man durch die Thür eingetreten; es genügt, daß der Thürhüter alle die hineinlasse, von denen Hoffnung vorhanden ist, daß sie mögen gelehret werden. Diese Hoffnung ist aber gerade bei den Kindern noch in höherm Grade vorhanden, als bei den Erwachsenen, weil sie viel leichter zu erziehen sind, ehe sie „verwachsen" und ihr alter Adam in den Sünden erstarkt. Es ist daher eine Vermessenheit zu glauben, es lasse sich durch die Wiedertaufe eine reine Gemeinde des Herrn sammeln. Zur Reinerhaltung der Kirche hat uns der Herr ein andres Mittel gegeben, den „christlichen Bann" (die Kirchenzucht). Wir lesen auch nirgends, daß der Mensch, ehe er die Taufe empfängt, sich „bewährt" fühlen soll, wie es gefordert wird beim heiligen Abendmahl (1. Cor. 11). Wollte aber Jemand sagen, vor Christi Leiden habe es weniger Fragens bedurft, desto fleißigeres Aufsehen aber sei nachher nöthig geworden, so wäre das ein Spott; denn je reichlicher die Gnade, desto freier soll der Zugang sein. Jemehr ihr hier Gesetze vorleget, desto mehr schwächt ihr das Reich Christi und macht die, welche ihr in eure Secte aufnehmet, in ihren Gewissen kleinmüthig, was wir, leider Gottes! schon bei Vielen erfahren haben. Die edeln, durch Christi Blut erlösten Seelen werden in eurer Taufe „ertränkt und umgebracht". Es ist nicht anders möglich, wer sich wiedertaufen läßt, der weiß entweder nicht was er thut, oder er schreibt dem Wasser mehr zu, als sich gebührt.

Carlin: In der Apostelgeschichte ist durch und durch nur von erwachsenen Gläubigen die Rede, die getauft wurden und nicht von Kindern.

Oekol.: Die Beispiele, auf die du anspielst, sind mir nicht unbekannt. Aber daraus läßt sich kein Gesetz machen. Die Art, wie Petrus mit Cornelius verfuhr, spricht vielmehr für unsere Weise. Vergleiche einen Alten mit einem Kinde. Darf ich vom Kinde nicht mit noch besserm Rechte hoffen, als von einem Erwachsenen, daß es ein Kind Gottes werde? Wir müssen es für eine besondere Gnade Gottes schätzen, schon als Kind getauft zu werden, eine Gnade, die viel Tausenden nicht widerfährt. Da dürfen wir mit eben dem Rechte sprechen, wie dort Petrus bei Cornelius: wer will das Wasser wehren? Ihr sagt, wir lesen nirgends, daß ein Kind sei getauft worden; aber wo steht, daß man die Kinder nicht taufen soll? Daß solches wider die Liebe, wider die Erbauung, wider den Glauben sei? Nach eurer Art zu schließen, könnte man eben so gut sagen, unsere Prediger seien keine christlichen Prediger, weil sie nicht außerordentliche Gaben des heiligen Geistes empfangen haben wie die Apostel, und weil sie nicht Wunder thun. Ist aber der Glaube nicht das größte Wunder? Mit Beispielen läßt sich nicht wie mit Gründen streiten.

Carlin: Die Taufe ist nicht eine Abwaschung der Sünde, sondern ein Zeichen unsers Bundes mit Gott, damit wir im Gewissen uns verbunden fühlen, die Sünde darnieder zu halten und nach empfangenem Zeichen mit Christo auferstanden in einem neuen Leben zu wandeln. Aber des Papstes „verzaubertes Taufwasser" das ist keine rechte Taufe, sondern aus dem Teufel.

Oekol.: Hierin kann ich dir zum Theil recht geben. Wenn du aber daraus folgern willst, daß wir deßhalb die Taufe wiederholen müssen, so erinnere ich daran, daß wir nicht auf des Papstes, sondern auf Christi Namen getauft sind. Unser Heil steht in dem guten Willen Gottes und nicht in Wasser, Salz, Brot und dergleichen. Auf Abstellung der unnützen Ceremonien bei der Taufe habe ich übrigens schon vor zwei Jahren gedrungen. Der Vorwurf (vom „verzauberten Wasser") kann also unsrer Kirche nicht gelten. Du magst also immerhin von Paulus lernen, daß die Beschneidung (als solche) nichts ist, und von Petrus, daß das äüßere Waschen mit Wasser auch nichts ist, und daß man sein Vertrauen darauf nicht setzen soll, sondern auf Gott allein. Da wir nun von Christus, der kein Gesetzgeber ist, kein Verbot der Kindertaufe haben, so mögen wir uns nach Anweisung des Glaubens und der Liebe der äußeren Zeichen bedienen und diejenigen unter die Bekenner des christlichen Namens einschreiben, die in unsere äußerliche (väterliche) Gewalt gegeben sind, insofern sie nicht widerstreben. Hat Abraham sogar die gekauften Knechte mit beschnitten, die ihm nach dem Fleische nicht verwandt waren, warum soll denn uns, denen Christus die Enden der Welt zum Erbtheil gegeben, der Zugang zu seiner Lehre und Gnade nicht frei und „hochgefreiet" sein? O wehe der Predigt des Evangeliums, wenn die Wiedertäufer die Himmelspförtner sein sollen! —

Wir haben dieses Gespräch nach seinem von Oekolampad selbst geschilderten Verlaufe mitgetheilt, um ein anschauliches Bild von dem Standpunkte zu geben, auf dem die Streitenden beiderseits sich bewegten. Wie man auch immer über das Gegebene urtheilen, welchen Werth man den einzelnen, von Oekolampad vorgebrachten Beweisen beilegen mag, soviel wird man immer gestehen müssen, daß er die ganze Frage aus der Sphäre einer peinlichen Buchstäblichkeit, in der die Wiedertäufer sich festgerannt, in eine freiere und höhere Sphäre versetzt hat, indem er sie aus dem Geiste des Evangeliums heraus anfaßte und sie zugleich mit den in der christlichen Sitte sich offenbarenden Mächten des Glaubens und der Liebe in Verbindung brachte, die stärker sind, als alle Sophismen eines eigenwilligen und hochmüthigen Sonderverstandes.

Was die Lehre von der Obrigkeit betrifft, so gehörte Carlin nicht zu den radicalen Gegnern derselben. Er predigte nicht den Aufruhr, sondern er schickte sich in die vorhandene Ordnung der Dinge als eine unvermeidliche. Er behauptete sogar, die Obrigkeit sei von Gott eingesetzt; gleichwohl aber sei sie ihrer Natur nach heidnisch, und wahre Christen könnten daher nicht an ihren Verrichtungen sich betheiligen (ähnlich den späteren Quäkern). Als Beweis

dafür führte er an, daß Christus sich denen entzogen habe, die ihn wollten zum König machen, daß er über die Ehebrecherin (Joh. 8) kein Urtheil fällen und eben so wenig Schiedsrichter sein wollte zwischen hadernden Brüdern. Oekolampad erinnerte dagegen, daß der Herr das Christsein nicht abhängig mache von irgend einem äußern Stande, sondern von der Wiedergeburt, und diese könne bei einer obrigkeitlichen Person ebensogut stattfinden, als bei jedem Andern. David im alten Bunde war ein König und doch ein Gläubiger, der Hauptmann im Evangelium war Christ trotz des Commandos, das er übte. Daß aber die Obrigkeit unter Umständen gebietet, in den Krieg zu ziehen, das geschieht nicht wider Gottes Gebot. Sie befiehlt nicht Mord und Todschlag als solchen, nicht aus Zorn, Eigennutz, Neid, sondern um des allgemeinen Besten willen und im Dienste Gottes. Derselbe Gott, der gesagt hat „du sollst nicht tödten", hat auch gesprochen: „du sollst die Uebelthäter nicht lassen leben" (dieß auch zur Rechtfertigung der Todesstrafe). Wollte man aber sagen, das habe nur Geltung gehabt im alten Bunde, so möge man sich erinnern, daß Paulus im Briefe an die Römer dasselbe lehrt. Daß Christus selbst nicht wollte König sein rc. hängt zusammen mit seinem besondern Berufe. So sagte er auch den Aposteln: „Ihr sollt nicht sein wie die Fürsten dieser Welt". Sie hatten Anderes zu thun und sollten sich darum nicht mit weltlichen Dingen befassen. Aber nicht alle Christen sind Apostel; es sind mancherlei Dienste im Volke Gottes, und was dem Einen ziemt, ziemt nicht immer den Anderen; aber jeder kann an seinem Orte und in seiner Stellung sich als Christ bewähren. Oder sollte das Wort, das der Herr zu jenem sprach, der seinen Vater begraben wollte, ehe er ihm nachfolgte: „laß die Todten die Todten begraben" dahin gefaßt werden, daß wir alle Leichenbestattungen aufheben? Wenn obrigkeitliche Personen um ihres Standes willen nicht könnten Christen sein, so könnten es Handwerker auch nicht sein, da Christus ihr Handwerk auch nicht verrichtet hat. Er hat gesprochen: „mein Reich ist nicht von dieser Welt", aber damit hat er nicht die Obrigkeit verworfen. Vielmehr befiehlt auch die Schrift des neuen Bundes: „ehret den König rc." Oekolampad zeigt dann noch die weiteren Consequenzen, welche der von den Wiedertäufern aufgestellte Satz nach sich zieht. Ist es unchristlich, ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden, so machen sich auch die des Christenthums unwürdig, welche die Obrigkeit wählen helfen: wo kämen wir dahin? — Daß man übrigens Gott mehr gehorchen soll als den Menschen, muß zugegeben werden; aber nur da kann dieser Spruch seine Anwendung finden, wo die Obrigkeit etwas befehlen würde, das „wider das klare Wort Gottes ist".

Endlich setzte sich Oekolampad auch über den Eid mit seinem Gegner auseinander. Die Wiedertäufer nahmen das Verbot Christi: „ich sage euch, daß ihr allerdings nicht schwören sollt" (Matth. 5, 34) buchstäblich und verweigerten deßhalb den Eid. Oekolampad zeigt, wie die Rede des Herrn gegen die Pharisäer gerichtet sei, welche, um dem Vorwurfe des Meineids zu entge-

hen, statt des directen Schwures bei Gott andere Betheuerungen aufbrachten, wodurch der gemeine Mann zum Mißbrauch des Eides verleitet wurde. Uebrigens, erinnert er, müsse man auch hier auf den ganzen Zusammenhang der Worte sehen; Jesus habe diese Worte „mehr in verheißender, als in gebietender Weise" gesagt, das heißt wohl im Blick auf die Zukunft seines Reiches, wie wir etwa sagen würden, in idealer Bedeutung. So hat er ja auch gesprochen: „wer seinem Bruder sagt „du Narr", der ist des höllischen Feuers schuldig". Auch hier ist nicht sowohl das Aussprechen des Wortes, als die Gesinnung gemeint, aus der das Wort hervorgeht. Und wie Christus selbst sogar Scheltworte gegen die Pharisäer gebraucht hat, so haben er und die Apostel auch Betheuerungen gebraucht, die über das buchstäbliche „ja, ja, nein, nein" hinausgingen, geschweige der feierlichen Schwüre im alten Testament, welche Gott selbst thut! Will man aber gegen den Eid einwenden, daß es der Mensch nicht in seiner Macht habe, das Beschworene unter allen Umständen zu halten, so dürfte man auch kein Eheversprechen, keine Schuldverschreibung und Aehnliches leisten. Das Resultat, zu dem Oekolampad gelangte, war auch hier dasselbe wie bei der Taufe: die Wiedertäufer haben sich in dem Buchstaben verfangen, sie gleichen den Pharisäern, welche Mücken säugen und Kameele verschlucken, und vor allem fehlt es ihnen an der christlichen Liebe. Er schloß seine Schrift damit, daß er seinen Gegnern die rechte Selbsterkenntniß wünschte und die rechte Einsicht in die Heilsabsichten Gottes mit den Menschen, die nicht darin bestehen, uns „an die Elemente zu binden", sondern uns zur Erkenntniß der göttlichen Gnade zu führen.

Und was that nun die Obrigkeit? Nach längerm Hin- und Herbewegen der Sache wurde endlich den 14. Mai 1528 eine scharfe Verordnung gegen die Wiedertäufer und ihre Winkelprediger erlassen, unter Androhung von Gefängniß und noch härteren Strafen an Leib und Gut. In der That wurden noch im Laufe desselben Sommers einige der Wiedertaufe ergebene Männer und Frauen, die auch schon anderwärts waren ausgepeitscht und über die Grenze gewiesen worden und die sich schaarenweise in der Umgegend sammelten, durch die Obrigkeit gefänglich eingezogen und nach Inhalt des Mandats beurtheilt. *)

Auch nach der Landschaft hin suchte Oekolampad zu wirken und den dort ausgestreuten Samen der Irrlehre wo möglich wieder auszurotten. So belehrte er namentlich den Pfarrer Grel in Kirchberg, der sich fragend an ihn

*) Oekolampad an Zwingli, Brief vom 1. Juli, Opp. VIII. p. 95: „Nuper ultra centum in vicino agro congregati fuere (Catabaptistae), e quibus aliqui captivi pertracti sunt huc in carcerem, qui antea virgis hinc et isthinc eiecti." Auch der berüchtigte Kautz von Bockenheim, der mit Capito befreundet, von Straßburg aus den Reiseprediger machte, soll dabei gewesen sein. Oekolampad zeigt sich sehr besorgt, daß Capito sich möchte compromittirt haben (vgl. p. 77).

gewendet hatte, in einer Zuschrift vom 5. März 1527 sehr freundlich und einläßlich.*) Auch hier legt er den Hauptnachdruck nicht auf das Element des Wassers, sondern auf den Glauben und die Liebe. Er giebt zu, daß bei den Kindern noch kein Glaube vorauszusetzen sei, wie bei den Erwachsenen, aber die Taufe geschieht auf den zukünftigen Glauben hin, und die Getauften sind so lange als Brüder in Christo zu betrachten, bis sie durch Verleugnung des Glaubens oder durch verkehrten Wandel dieses Anrecht verscherzt haben. Auch bei den Erwachsenen hat man ja über den Glauben nicht immer volle Gewißheit. Glaube und Taufe sind überhaupt nicht immer beisammen, sie liegen auch oft auseinander. So hatte der Schächer am Kreuze Glauben ohne Taufe; umgekehrt empfangen die Kinder die Taufe ohne (persönlichen, zum Bewußtsein entwickelten) Glauben.

3. Die Kirchenschau und der Hirtenbrief.

Die erste kirchenleitende Handlung, die Oekolampad in einem weitern Umfange vornahm, war die Kirchenvisitation, die er im Herbst 1528 durch seinen Helfer Hieronymus Bothanus auf der Landschaft vornehmen ließ, an die sich dann sein Hirtenbrief im November desselben Jahres anschloß, der dann auch auf den Wunsch der Leser durch den Druck veröffentlicht wurde.**) „Da wir," so beginnt dieser in väterlichem und wahrhaft apostolischem Tone geschriebene Brief, „in diesem Leben als Gäste und Fremdlinge wallen und nur stückweise erkennen, so ist auch Keiner unter uns so vollkommen, daß ihm nicht brüderliche Ermahnung förderlich sein könne; denn auch die Weisen werden weiser durch Hören. Und so habe ich die gute Zuversicht, daß ihr, liebe Brüder! diesen Brief mit eben dem Wohlwollen aufnehmen werdet, mit dem ich ihn geschrieben habe." — Er beruft sich auf den im Ganzen günstigen Bericht, den ihm Bothanus über die abgehaltene Kirchenschau erstattete, dankt

*) Epp. fol. 81.

**) I. Oecolampadii ad fratres, qui evangelium Christi in agro Basileensi annunciant, epistola paraenetica, ut vitae doctrinaeque ac ceremoniarum puritatem in omnibus sectentur. Basil. apud Valent. Curionem 1528. Der Brief findet sich auch abgedruckt in den Epp. fol. 181—184. Er ist gerichtet an die Pfarrer Syragrius in Riehen, Grel in Kirchberg, Rothpletz in Läufelfingen, Stucki in Rothenfluh, Merck in Buus (Buza), Brombach in Meisprach, Beck in Oltingen, Bick in Rümlingen, Capitarius in Brezwyl, Strübin in Zyfen, Schäfer in Reigoldswyl (Riegerschwir), Widmer in Wallenburg, Ruhennacker in Laufen (Lanza?), Rot in Thärwyl, Battenheimer in Laufen, Eslamp in Oberwiler, Riegel in Reinach (die drei letztgenannten Ortschaften fielen zur Zeit der Gegenreformation wieder ab). Vgl. Burckhardt, J. (Antistes), Die Gegenreformation in den ehemaligen Vogteien Zwingen, Pfeffingen und Birseck des untern Bisthums Basel. Basel 1855.

dafür Gott und wünscht, er möge das angefangene Werk zu seinem Ziele führen und allerseits befestigen. Nun geht er zu den Ermahnungen über.

„Christi Worte sollen immer, wir gehen oder wir stehen, in unseren Ohren klingen, jene Worte, die er an den Knecht gerichtet, der sein Pfund vergraben hatte, oder an den unfruchtbaren Baum, oder an die Ackersleute, welche die Früchte nicht bringen zu ihrer Zeit, oder an die Schriftgelehrten, welche die Schlüssel des Himmelreichs haben und selbst nicht hineingehen, noch Andere hineinlassen, oder an den Knecht, den sein Herr schlafend fand, oder endlich an die falschen Propheten und die thörichten Hirten. Wohl mit Recht mögen seine Donnerworte uns erschrecken, daß wir nicht ein fades Salz werden, ein blindes Auge, Wolken ohne Wasser, rauhe Klippen des Meeres, oder mit welchem Namen sonst der Herr die bezeichnet hat, die seinen Dienst vernachlässigen."

„Nichts sei uns angelegener, als nüchtern, gerecht, unschuldig und wohlanständig zu leben, zur Ehre Gottes des Vaters; denn wie sollen wir Andere aus dem Schmutz und Unrath der Welt retten, wenn wir selbst darin verharren? wohin soll die Heerde sich wenden ohne den Hirten? wird sie mehr auf das Wort achten, als auf das Beispiel? Wie soll der Bau wachsen, wenn die eine Hand wieder zerstört, was die andere aufgeführt? Wo hat je ein verkrüppeltes Reis einen graden Schatten geworfen? Darum lasset uns unsträflich sein nach dem Wort des Apostels. Auf uns sind die Augen der Welt gerichtet und in Jedermanns Mund ist die Rede: wo sind ihre Werke, damit wir ihnen glauben? Denn, obgleich wir nicht uns selbst, sondern Christum predigen, zu dem man aufschauen soll, so betrachtet die Welt doch **uns**, sie, welche die Balken im Auge der Anderen übersieht, die Splitter aber in den unsrigen kann sie nicht genug vergrößern. Darum thut uns die größte Vorsicht noth. Zu diesem vorsichtigen Wandel aber führt allein die ächte Gottesfurcht und und die Nachfolge Christi. Haben wir unser ganzes Wohlgefallen an Christus, dann werden wir uns auch seine Demuth, seine Geduld, seine Liebe gefallen lassen. Dem Kreuze sollen wir nicht aus dem Wege gehen, aber auch nicht unnöthige Entbehrungen uns auflegen. Christus gestattet uns, **ein** Weib zu haben und des ehelichen Umgangs zu pflegen, und ob wir gleich nicht herrlich und in Freuden leben sollen, so ist uns doch eben so wenig eine peinlich abergläubische Wahl der Speisen auferlegt. Grundregel bleibt hier, daß wir uns an Nahrung und Kleidung genügen lassen."

„Unsere Sprache sei wahrhaftig in der Lehre, lieblich im Trösten, ernst im Ermahnen, eben so weit entfernt von neidischer Verkleinerungssucht, als von Schmeichelei. Ist das Herz von Wahrheit voll, dann werden auch die Lippen bewahret bleiben vor eitlem Geschwätz. Lassen wir den Heuchlern ihre Trugreden; uns ziere und empfehle ungekünstelte Einfalt, und was wir mit Worten nicht erreichen können, das ersetze der fromme Wandel." —

Weiterhin empfiehlt sodann Oekolampad die **Reinheit der Lehre**;

nicht in dem Sinne, den die spätere Buchstabenorthodoxie mit diesem Worte verband, das noch jetzt auf Viele als unheimliches Zauberwort wirkt, sondern in jenem ächtevangelischen Sinne, der sich an den Kern und Stern der Lehre hält. Christum den Gekreuzigten verkündigen, das sei das Ziel unsrer Predigt. Diesen Reichthum, diese überschwengliche Herrlichkeit der Liebe Gottes laßt uns erzählen; denn was konnte der Vater der Barmherzigkeit Größeres thun, als daß er den Sohn für uns gegeben hat? Und was hat er uns nicht Alles mit dem Sohne gegeben? Was erlangen wir nicht durch den Sohn? Aber, fährt er in weiser Einschränkung des Mißbrauchs, der von jeher mit der Lehre von der Erlösung getrieben wurde, fort: „Nicht also laßt uns Christum, für unsere Sünden gestorben, verkündigen, als ob uns damit ein Freibrief ausgestellt worden wäre für die Sünde; vielmehr so, daß wir als die Erlösten uns nicht wiederum in die Knechtschaft der Sünde begeben, sondern ihr absterben und den neuen Menschen anziehen."

„Durch Christum erlangen wir die rechte Freiheit des Geistes, wodurch wir Gott, den Vater, erkennen, den Erkannten lieben, auf den Geliebten unser Vertrauen setzen, und in diesem Vertrauen zu ihm beten: Abba, lieber Vater! Sintemal unser Erstgeborner, durch den wir leben, der Sohn Gottes und unser Bruder ist, so ist nichts, das wir nicht durch seine Gnade zu erlangen vermöchten. Nun ist die Hölle überwunden, der Tod ist verschlungen in den Sieg. Unser ist der Himmel, unser die Erde, unser die Fülle aller Himmel."

Nun folgen die Warnungen vor Irrlehre und Menschensatzungen. In Betreff der kirchlichen Ceremonien giebt Oekolampad den Rath, alles zu meiden, wodurch keine Erbauung gestiftet wird und sich nur an das von Christus Geordnete zu halten.

„Die Taufe und der Tisch des Herrn genügen uns, da wir offene Zeugnisse darüber in der Schrift haben. Sie finden wir zusammen mit dem Worte Gottes in allen unverfälschten Kirchen. In der Verwaltung derselben wird es am sichersten sein, sich an die Form anzuschließen, die, ohne dem Glauben und der Liebe zu nahe zu treten, der Kirche am zuträglichsten ist."

„Lasset uns doch Niemanden unsern Ritus aufdringen. Da die Physiognomie der Kirchen so verschieden sind, so mag es wohl geschehen, daß zu Nutz und Frommen unserer Kirche hier etwas gemehrt, dort etwas gemindert werde, wenn nur dabei das bewahrt wird, was unzweifelhaft von den Aposteln ist beobachtet worden. Wer wird den zur Kirche Christi zählen, der nicht auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, oder doch wenigstens auf Christi Namen getauft ist? Oder wer wird sagen, es könne Einer theilhaben am Tische des Herrn, ohne daß er der Leiden des Herrn gedenke, wenn er das gesegnete Brot und den Kelch empfängt. Was von Christo eingesetzt ist, das ist das Hochheilige (Sacrosanctum). Im Uebrigen laßt uns auf das sehen, was dem Nächsten frommt. Gewiß, wenn es füglich geschehen könnte, so wünschte ich, daß wir einen gleichförmigen

Ritus hätten; aber ferne sei es von uns, Jemanden mit Satzungen zu beschweren.*)

Zum Schluß bekämpft nun Oekolampad die Gegner, die sich in verschiedenen Lagern wider ihn und die von ihm und Zwingli vertretene Reformation aufgethan hatten. Es sind das die Wiedertäufer, die nun als Feinde auftretenden Lutheraner und endlich der alte, gemeinsame Feind, die Papisten. Gegen die Wiedertäufer macht er dieselben Gründe geltend, die uns schon bekannt sind. Unter andern stellt er ihrer Forderung, daß der Glaube unter allen Umständen der Taufe vorangehen müsse, die Stelle Röm. 10, 9 entgegen, wo das „Bekenntniß des Mundes" dem „Glauben des Herzens" vorangeht. Nun aber ist die Taufe ein Akt des Bekenntnisses. Oder will man die Kindertaufe deßhalb verwerfen, weil wir noch nicht gewiß sind über das Heil der Kinder,**) so findet dieselbe Ungewißheit auch bei den Erwachsenen statt. Wie oft kehren diese (nach 2. Petr. 2) wieder zurück zu dem, was sie ausgespieen. Auch in der Abendmahlslehre (gegen die Lutheraner) wird das uns schon Bekannte wiederholt. Besonders wird die Beschuldigung der Gegner zurückgewiesen, als schlösse die figürliche Deutung der Abendmahlsworte auch nur eine figürliche und nicht eine wirkliche, thatsächliche Aneignung Christi in sich. Wenn Einer sagt: die eherne Schlange (im alten Testament) sei ein Bild Christi gewesen, so sagt er damit keineswegs, Christus selbst sei nur ein Bild. Wenn ich Einem die rechte Hand gebe zum Zeichen meiner Treue oder einen Ring, so steckt freilich die Treue weder im Handschlag, noch im Ringe, sondern sie hat ihren Sitz in der Brust, im Herzen. Aber wäre darum die Treue selbst minder wahr und ächt? Gleicherweise glauben wir, indem wir das Brot des Abendmahls empfangen, daß Christus wahrhaftig für uns gestorben ist und treten dadurch mit ihm in eine reelle Gemeinschaft. „Es mögen doch unsere Gegner wohl zusehen, wie christlich sie mit uns handeln, wenn sie in ihren Schriften ausstreuen, als ob wir Christo und den Christen den wahren Leib entzögen, da vielmehr unser Bestreben einzig dahin geht, rein und mit heiliger

*) Denselben Grundsatz hatte Oekolampad schon früher ausgesprochen. Und zu ihm bekennt er sich auch noch späterhin, in einem Schreiben an die Solothurner vom 3. März 1531 (Epp. fol. 177): „Liegt denn die Frömmigkeit, fragt er, etwa darin, daß wir goldene oder hölzerne Becher, silberne oder gläserne Patenen haben beim Abendmahl? kommt es darauf an, daß wir Christo stehend oder sitzend oder kniend unsere Ehrfurcht bezeugen? geht dem etwas ab, der das Sacrament mit eigenen Händen oder der es aus fremder Hand empfängt? O, welche Armseligkeit, in so verhängnißvoller Zeit, nachdem das Licht des Evangeliums so strahlend über uns aufgegangen, also knechtisch den Elementen dienstbar zu werden?"

**) Diesen Grund hatte unter Anderen Hubmeier geltend gemacht. Kindertaufen auf den künftigen Glauben, sagt er, sei so viel, als im Frühjahr ein Wirthsschild aushängen auf den zu hoffenden Herbst hin.

Scheu (religiose) von den Sacramenten zu reden und die krassen menschlichen Irrthümer aus den Herzen der Menschen zu entfernen."

Den Kampf endlich mit den Papisten bezeichnet unser Hirtenbrief als den leichtern; denn ihre Art, die Schrift zu behandeln, ist eine kindische (pueriliter scripturas tractant). Von dieser Schrifterklärung werden einige Beispiele angeführt.

„Von solchen Feinden rings umgeben, lautet die Schlußermahnung, laßt uns eingedenk sein, wessen Zeugen wir sein sollen und der Wahrheit den ersten Platz einräumen. Lasset uns die Hand nicht abziehen vom Pfluge, sondern beharren bis ans Ende. Befleißigen wir uns demnach der Eintracht und ergreifen wir mit beiden Händen, was zur Förderung der Liebe dient."

Bei diesem Anlaß äußerte Oekolampad gegen die Brüder, denen er also sein Herz geöffnet, den Wunsch, es möchten von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte der Geistlichen gehalten werden, auf denen eine gegenseitige brüderliche Zurechtweisung könnte geübt werden. „Bedürfen wir doch sammt und sonders der Zucht, so lange wir Menschen sind. Möchte bei diesen unseren Zusammenkünften immer die Liebe etwas zu thun finden. Auch die Schriftforschung mag da geübt werden. Da mögen denn die Gelehrten die Anderen treulich unterweisen, die minder Gelehrten nicht minder gern zuhören. Nicht Alle haben dasselbe Maaß von Gnadengaben. Wahrlich, wenn der Herr mir und meinen Amtsgenossen etwas von geistlichen Gaben verliehen hat und ihr wollt euch bei uns berathen, so werden wir euch herzlich gern von dem Unsrigen mittheilen. Wir bitten euch, uns für eure ächten Brüder zu halten und für uns zu bitten, wie wir es versprechen, für euch zu thun; denn nichts ist inmitten so großer Gefahren und bei all den Nachstellungen und Umtrieben und Verfolgungen, denen wir ausgesetzt sind, so nothwendig als das aufrichtige Gebet, daß der Herr den Satan unter die Füße trete und das Licht seiner Wahrheit die ganze Welt bestrahlen lasse, er selbst aber herrsche in Ewigkeit. Amen."

6. Letzter Kampf und endlicher Sieg.

Während so unter sichtbarem Segen Gottes das Werk der Reformation auf der Landschaft sich ausbreitete, häuften sich in der Stadt leidenschaftliche Auftritte zwischen den getheilten Parteien, die einzig das Gute hatten, daß sie zu einem endlichen Entscheid hindrängten. Die Bürgerschaft war noch immer getheilt. Die Bewohner der „minderen Stadt (Klein-Basel) und der Spalenvorstadt*) hingen mit Zähheit am Alten, und auch die Universität nebst einem

*) Im nordwestlichen Theile der Stadt. Schon in den ältesten Zeiten hieß die Gegend Spalon, vicus Spalon, von den Spalen, d. i. Pfählen (Palissaden), welche ursprünglich diese Theile der Stadt von den außerhalb gelegenen abschlossen. Die Bewohner derselben waren also recht eigentliche „Pfahl-

großen Theile der Geistlichkeit verharrte auf ihrem Widerstande. Und diese Partei hatte noch immer ihre nicht unbedeutenden Vertreter im Rathe.

Als Oekolampad zu Anfang September (1528) Thesen an die Kirchthüren anschlagen ließ, als Programm zu seinen Vorlesungen über den Propheten Daniel, nahm ein vorübergehender Priester den Anschlag weg und zerriß ihn. Dieß im Beisein des evangelisch gesinnten Augustiners Thomas Geyerfalk. Als dieser dem Priester über das Ungeziemende seines Benehmens Vorwürfe machte, kam es zum Handgemenge; der Priester zuckte auf Thomas das Messer, ward aber von ihm zu Boden geworfen und entwaffnet. Die Menge lief herbei, und als in Folge des Kampfes der Priester von seinem eigenen Messer, das ihm Geyerfalk aus den Händen gewunden, eine leichte Kopfwunde erhielt, erhob sich das Geschrei, als habe ihn Geyerfalk ermorden wollen.*)

Kam es auch nicht täglich zu solchen Auftritten, so dauerte doch das zwiespältige Predigen fort, wobei es nicht an gegenseitigen Verunglimpfungen fehlte. Wie natürlich, daß der Nothschrei der Gemeinden sich immer lauter vernehmen ließ, solchem Aergerniß ein Ziel zu setzen. Dieses dringende Begehren der Bürgerschaft fand endlich im Rathsaale sein Organ. Im December des zu Ende gehenden Jahres trat, wie Oekolampad berichtet,**) im Rathe ein Mitglied auf (sein Name wird uns nicht genannt) und erklärte, es werde keine Rathssitzung mehr besuchen, bis dem Unfug werde gesteuert werden, und damit verließ der Mann die Versammlung. Von diesem Vorfall versprach sich Oekolampad, und nicht mit Unrecht, einigen Erfolg. Er unterließ indessen nicht, Vorkehrungen zu treffen auf den Fall hin, daß sich Unruhen in der Stadt erhöben. Er ersuchte daher Zwingli in vertraulicher Weise, sich bei der Zürcher Regierung zu verwenden, damit sie vermittelnd eintrete. Und acht Tage später***) schreibt er: „Ich weiß zwar, lieber Zwingli, daß du sehr mit Geschäften überhäuft bist, aber gegen das, was ich dir jetzt ans Herz lege, müssen alle Geschäfte zurückweichen; denn jetzt handelt es sich um die Förderung der evangelischen Wahrheit! Darauf sind jetzt unsere äußersten Anstrengungen gerichtet.†) Eile daher deinen Freunden auch von deiner Seite zu Hülfe und empfiehl sie so schleunig als möglich und aufs Dringendste deinen Bürgermeistern und Räthen."

---

bürger". Die Herleitung des Namens von St. Paul, dessen Bild sich am „Spalenthor" befinden soll, ist eine durchaus willkürliche. Vgl. Fechter, Basel im 14. Jahrhundert S. 77, und Basler Taschenbuch 1852 S. 239.

*) Brief Oekolampads an Zwingli vom 28. September (Opp. VIII. p. 226). Oekolampad setzt hinzu, man könne dem Geyerfalk keine Schuld beimessen, wenn man nicht die Selbstvertheidigung gegen den Ueberfall eines Banditen (sicarius) als Verbrechen taxiren wolle.

**) Brief vom 15. December. Opp. VIII. p. 245.

***) Den 23. December. Ibid.

†) Hoc saxum nunc magno molimine volvimus.

Mittwoch den 23. December hatten sich über zweihundert Bürger der reformatorischen Partei auf dem Zunfthause zu Gartnern (im Mittel der Stadt) versammelt. Bald stieg die Zahl auf fünfhundert. Man beschloß, eine Bittschrift an den Rath zu richten, in der man abermals Klage führe über das zwiespältige Predigen. Nicht Lust am Aufruhr sei es, erklärten die Bittsteller, sondern die Liebe zur Ehre Gottes und zum Frieden der Stadt Basel, was sie zu diesem Schritte treibe. Sie verlangten Entfernung aller der Prediger, die nicht nach dem Evangelium lehren und Abstellung der Messe, die „ein Gräuel vor Gott" sei. Auf das künftige Concil wolle man sich nicht vertrösten lassen. Wenn die Gegner erwiderten, zum Glauben könne man niemand zwingen, so sei dieß insofern wahr, als Gott allein den Glauben schenke. Aber deßhalb dürfe eine Obrigkeit, welche falsche Propheten und Aergernisse in ihrer Mitte dulde, sich nicht entschuldigen, so wenig als eine Mutter die schlechte Aufführung ihrer Töchter damit entschuldigen könnte, Gott müsse sie ziehen. Schließlich wurde die Regierung gebeten, den Gegnern die Bewaffnungen zu untersagen, weil im entgegengesetzten Falle die Bittsteller genöthigt wären, sich gleichfalls zu bewaffnen.

Der Bürgermeister Meltinger, das Haupt der katholischen Partei, weigerte sich, die Bittschrift, die ihm von einem Ausschusse der Versammlung überbracht wurde, anzunehmen; er hieß die Bürger auseinandergehen. Sie aber hielten nun um so fester zusammen, als die Gegner sich ebenfalls auf ihren Sammelplätzen zusammengerottet hatten, und zwar bewaffnet. Im Schrecken versammelte sich der Rath. Was dem bei den Evangelischen verhaßten Meltinger nicht gelang, das bewirkten die bei ihnen hochangesehenen Standeshäupter Bürgermeister Adelberg Meier und Oberstzunftmeister Jakob Meier. Diese Beiden nahmen die Bittschrift in Empfang, redeten gütlich mit den Bürgern und erhielten endlich von ihnen das Versprechen, sich zurückzuziehen, auf die Zusicherung hin, daß der Rath inner zwei Tagen eine Antwort geben werde. Auch die Gegenpartei ward zum Rückzug bewogen.

Nach allem diesem kann man die Spannung begreifen, in welcher Oekolampad an jenem Abend sich befand, als er die angeführten Worte an Zwingli schrieb. Im Namen der Bürgerschaft beschwor er den vielvermögenden Freund noch einmal bei Christo und der Heiligkeit der Verträge, zwei angesehene Männer aus der Regierung als Vermittler nach Basel zu schicken. „Du und deine Stadt, schreibt er, werden sich dadurch nicht wenig um Basel verdient machen. Den Bernern ist in ähnlichem Sinne geschrieben worden. Die Sache leidet keinen Aufschub. Das Volk wird unterdessen beisammen bleiben. Mache, daß deine Leute so schnell wie möglich herbeieilen und bitte Gott mit deiner Gemeinde, daß alles zur Ehre Christi einen glücklichen Ausgang gewinne."

Oekolampad hatte nicht übertrieben. Es war hohe Zeit, daß die Vermittler eintrafen, denn schon war von fremdem Kriegsvolk die Rede, das sich den Grenzen nahe. Und es war kein leeres Gerücht. Fremde Gesichter wur-

den in der Stadt bemerkt; Gesindel aller Art. Alles griff instinktartig zu den Waffen; die höchste Aufregung bemächtigte sich der Gemüther und die verhaltene Leidenschaft suchte sich einen Ausweg. Es mag unheimlich ausgesehen haben in den trüben Decembertagen mit den langen und bangen Nächten. Am h. Weihnachtstage trafen die Zürcher Boten ein; die Berner erschienen Tags darauf und fanden die Stadt in zwei Lager getheilt.*) Die Ruhe wurde nothdürftig hergestellt, indem die Bürger sich bewegen ließen, auf Ermahnung der Gesandten hin die Waffen niederzulegen. Der Rath versammelte sich noch in der Nacht auf St. Stephanstag. Es waren auch Boten der katholischen Partei von Schwyz, Uri und Zug eingetroffen; zu diesen gesellte sich noch weiter der von Solothurn, während die Abgeordneten von Schaffhausen, Mülhausen und Straßburg sich an Bern und Zürich anschlossen. Nach verschiedenen Unterhandlungen wurde man darin einig, vierzehn Tage nach Pfingsten (am 1. Sonntage nach Trinitatis) eine öffentliche Disputation in der Barfüßerkirche abhalten zu lassen, wobei keine anderen Beweise gelten sollten, als die aus dem Worte Gottes genommenen. Nach gehaltener Disputation sollen von Zunft zu Zunft die Stimmen gesammelt und nach der Mehrheit dieser Stimmen entschieden werden. Bis auf diesen Zeitpunkt hin, verordnete die Regierung weiter, sollten die Prediger, bei Strafe der Absetzung, wenigstens zweimal wöchentlich zusammen kommen und über die streitigen Punkte sich besprechen. Auf den Kanzeln soll nichts gegen das Evangelium gepredigt werden.

Diese Beschlüsse wurden der Bürgerschaft zur Annahme vorgelegt. Oekolampad achtete es für heilige Pflicht, die Anhänger der Reformation zu friedlichem Entgegenkommen zu stimmen. Am Morgen des Dreikönigstags (6. Januar), da der Entscheid sollte gegeben werden, begab er sich in die Versammlung der Bürger, hielt erst ein Gebet mit ihnen und richtete dann eindringliche Worte an sie, indem er schließlich den Ausgang der Sache Gott befahl. Auf dieß hin zeigten sich die Evangelischen willig, den Regierungsbescheid anzunehmen. Nicht so die Altgläubigen. Sie waren entschlossen, bei dem Glauben ihrer Väter zu bleiben. Mit dieser religiösen Entschlossenheit verband sich aber auch bei Vielen ein politisches Bedenken, das sie nicht scheuten auszusprechen, und das auch auf Solche einen Eindruck machen mußte, die bei ihrer Beschlußnahme sich weniger durch religiöse Antriebe und Sympathien, als durch nüchterne Berechnung des irdischen Vortheils leiten ließen. Basel bezog seine Einkünfte, von denen allerdings seine bürgerliche Existenz mehr oder minder abhing, aus Gefällen von Liegenschaften in den benachbarten katholischen Ländern (namentlich

*) Ueber die Berner Botschaft (bestehend aus Altseckelmeister Hüpschi, Nicl. Manuel und L. Willading) vgl. Aktenstücke zur Geschichte der Reformation in Basel, aus dem Staatsarchiv in Bern mitgetheilt von Wilhelm Vischer, in den Basler Beiträgen zur vaterländ. Gesch V. 1854. S. 299 ff.

dem östreichischen Sundgau). Diese zu verlieren schien kein Geringes, und was von dem Einzelnen verlangt werden kann, daß er Haus und Acker verlasse um des Herrn willen, das konnte von einer vielköpfigen Regierung *) nicht erwartet werden; eine billig urtheilende Geschichte wird zugeben, daß die Macht der Verhältnisse hier weit schwieriger war als anderwärts und daß auch die besser Gesinnten im Rathe gebundene Hände hatten. Diese Gebundenheit gab der Gegenpartei Muth, sich ihres Versprechens zu entbinden. Kaum waren die Gesandten der Orte abgereist, so kam es zu neuen Unordnungen. Eine Schmähschrift, die der Predigermönch Ambrosius Pelargus gegen den Basler Reformator geschrieben, und deren Verbreitung in Anwesenheit der Gesandten unterdrückt worden war, ward jetzt wieder dem Verkaufe freigegeben.**) Vergebens erschien Oekolampad persönlich vor dem Rathe, um sich über das Unwürdige eines solchen Verfahrens zu beschweren. „Nur mit Mühe, schreibt er an Zwingli, wird Pharao das Volk Israel ziehen lassen; aber der Herr wird die Seinen nicht verlassen.“ ***) Und doch ließ Oekolampad auch in seiner Verstimmung sich zu keinen ungesetzlichen Schritten gegen die Regierung hinreißen. „Was mich betrifft, schreibt er wenige Tage nachher an denselben Freund, †) so vermeide ich gern jede Aufregung des Volkes, als sollte es sich seine Freiheit selbst verschaffen, weil ich fürchte, das Evangelium werde als Vorwand zu Tumulten benützt.“ Aber bei dem guten Gewissen, das er hatte, mußte ihn nur um so tiefer der Hohn schmerzen, welchen einige der Hochgestellten sowohl seinen wohlgemeinten Erinnerungen, als den laut ausgesprochenen Wünschen des Volkes entgegensetzten. ††) Jener Pelargus verließ indessen bald darauf die Stadt, sowie auch der Hauptgegner der Reformation, Marius. Oekolampad hatte es vorausgesagt, daß Einer von ihnen beiden weichen müsse. †††) Auch Ludwig Ber legte seine Stelle zu St. Peter gegen

---

*) Diese Halbheit der Zustände schildert aufs Kläglichste Zwingli in einem Briefe an Blarer (Mai 1528, Opp. VIII. p. 181): „Basileae Christus praedicatur, praedicatur et quaestus, praedicatur pro Missa et contra Missam — Magistratus tractus et ipse in partes. — Perit interim publica iustitia, perit sollicitudo ista sancta pro fratribus, et vires universae quas in vineam Domini effundere debuimus.“

**) Hyperaspismus sive propugnatio Apologiae Ambrosii Pelargi, quo eucharistiae sacrificium ab Oecolampadiana calumnia strenue asseritur. Unter anderm finden sich darin die schmutzigsten Anspielungen auf Oekolampads Ehestand.

***) Brief vom 11. Januar 1529. Opp. VIII. p. 253.

†) Brief vom 17. Januar. Ibid.

††) At frontes perfrictae contemnunt reprehensionem nostram. Plebem illudere sanctum, ut opinor, arbitrantur, id quod ex papisticis legibus habent.

†††) Credo autem, quod perpetuo me et illum Basilea ferre possit minime. Brief an Som (vom Thomastage). Epp. f. 181.

Zusicherung einer Pension nieder. Mehrere Geistliche aber, die sich weigerten, an jenen von der Regierung angeordneten Unterredungen theilzunehmen, wurden ihrer Stellen entsetzt. So kam es, daß in vier Kirchen der Stadt (im Münster, St. Ulrich, St. Peter und St. Theodor) vierzehn Tage lang weder Predigt noch Messe gehalten wurden. Als aber endlich, mit Bewilligung des Bürgermeisters Meltinger, Pfarrer Sebastian Müller an einem Sonntag die Kanzel zu St. Peter bestieg, um wider die neue Lehre zu eifern, so entstand darüber große Unruhe, so daß es fast in der Kirche zu Schlägereien gekommen wäre.

Oekolampad ließ den Muth nicht sinken. „Ich bin guter Zuversicht, schrieb er am letzten Januar an Zwingli,*) daß in diesem Jahre die evangelische Sache einen glücklichen Ausgang gewinnen werde. Unterdessen giebt es noch Prüfungen zu bestehen. Der Satan wird noch gezwungen werden; er, der wider Willen Christum bekennen muß. Darum ermahnen wir zur Klugheit und Beständigkeit." Er wünschte, daß der Termin der Disputation nicht so weit wäre hinausgeschoben worden. Die Lösung des Knotens kam indessen schneller, als er gehofft.

Die Noth der Umstände drängte zu abermaligen Volksversammlungen hin. Auf den Tag nach Herrnfaßnacht (8. Februar) kamen 800 Bürger bei den Barfüßern zusammen. Es war die Kirche, in welcher die Evangelischen ihr Frühgebet zu halten pflegten. Nachdem der Gottesdienst vorüber war, hielten sie unter einander Rath und beschlossen, jetzt nicht mehr bittend, sondern verlangend vor die Regierung zu treten. Es sollten, so lautete die Forderung, alle die Gegner der Reformation im Rathe, welche Freunde und Verwandte unter der Priesterschaft hätten, bis nach Austrag der Sache und ihren Ehren unbeschadet austreten. Es wurden ihrer zwölf genannt. Diese Maßregel, über deren Billigkeit verschieden mag geurtheilt werden, war besonders auf den Bürgermeister Meltinger abgesehen, der auch auf der Liste obenan stand. Dieser kam dem Verlangen des Volkes zuvor, indem er, Böses ahnend, noch in derselben Nacht mit seinem Eidam sich rheinabwärts flüchtete. Es war eine stürmische Nacht. Immer höher gingen die Wellen der Volksbewegung, die einem Aufruhr gleichkam. Die Zahl der Unzufriedenen war auf 1200, bald auf 2000 angewachsen. Sie besetzten den Kornmarkt und die dahin ausmündenden Straßen, pflanzten Kanonen auf und nahmen vom Zeughaus und den Thoren Besitz. Als Meltingers Flucht bekannt wurde, entstand große Aufregung; man hatte ihn im Verdacht, daß er fremde (östreichische) Hülfe suche. Der Rath versammelte sich in aller Eile. Der Volksredner Hans Irmy (Sechser der Schlüsselzunft) sollte die Menge beschwichtigen;

*) Opp. VIII. p. 264. Zwingli sprach in der Antwort vom 4. Februar dem Freunde Muth ein, p. 265.

aber diese beharrte auf ihren Forderungen und steigerte dieselben, indem sie sie auch auf die bürgerliche Verfassung ausdehnte. Endlich willigte der Rath nothgedrungen in den verlangten Austritt der zwölfe. Noch aber gingen die Bewaffneten nicht auseinander. Sie pflanzten sich vor dem Rathhause auf und ordneten Umgänge (Patrouillen) durch die Stadt. Ein Trupp von vierzig Mann zog auf die Burg (den Münsterplatz) und begab sich in das Münster. Einer stieß wie von ungefähr mit der Hellebarde an einen Heiligenschrein. Dieser sprang auf, ein Bild fiel zu Boden und brach in Stücken. Dieß gab das Signal zu weiteren Angriffen auf die übrigen Bilder. Die Stürmer wurden durch herbeieilende Priester und Gehülfen derselben in ihrer Arbeit gestört. Sie zogen ab, trafen aber unterwegs 300 Mann, die ihnen vom Kornmarkt aus zu Hülfe eilten. Mit diesen wandten sie sich noch einmal dem Münster zu, sprengten die inzwischen von der Priesterschaft geschlossenen Thüren mit Gewalt auf und rissen nun in wilder Zerstörungslust zu Boden, was ihnen von Bildern, Altären, Gemälden und Votiven unter die Hände kam. Vom Münster begaben sie sich nach den benachbarten Kirchen von St. Ulrich und St. Alban und verübten Aehnliches. Auf die Mahnungen der Regierung ward nicht mehr geachtet. „Ihr habt mit dreijährigem Rathen nichts ausgerichtet, wir wollen das Alles in einer Stunde vollbringen." So lautete die Antwort. Der Bildersturm erstreckte sich bald über die ganze Stadt. Nur wenige steinerne Bilder in Groß-Basel blieben verschont. So das Marienbild am Spalenthor, vor dem noch heut zu Tage der katholische Sundgauer betet, wenn er die ketzerische Schweizerstadt und ihren Markt besucht. Die Klein-Basler flüchteten in ihrer Herzensangst ihre Bilder auf die Kirchenbühne. Ueber all diesen Auftritten war es wiederum Abend geworden. Und erst bei einbrechender Dämmerung erfolgte die Antwort des Raths auf die weiteren Begehren der Bürgerschaft. Unter diesen waren, wie schon bemerkt, auch einige politischer Natur. Die Hauptsache war aber die (und damit war das Wort gesprochen, das allein als das langersehnte Losungswort der Reformation die Gemüther befriedigen konnte), daß nunmehr zu Stadt und Land die Bilder (Götzen wurden sie jetzt genannt) sollten entfernt und die Messe abgeschafft sein. Bilder und Messe, das waren ja auch sechs Jahre zuvor in Zürich die eigentlichen, dem Volke am meisten in die Sinne fallenden Ausdrucksformen der alten Kirche. Dogmatische Bestimmungen lagen weniger in seinem Gesichtskreise.

Gleich Tags darauf (es war an einem Aschermittwoch) nahm nun die Obrigkeit selbst die völlige Räumung der im Münster noch übrig gebliebenen Bilder an die Hand. Erst sollte das Holzwerk unter die Armen vertheilt werden. Als diese aber darob sich zankten, ward Alles in neun Haufen zertheilt und verbrannt. Aehnliches wiederholte sich auf den übrigen Kirchhöfen. Selbst die Bewohner der kleinen Stadt mußten nach einigem Widerstande die sorglich geflüchteten Schätze herausgeben und den Flammen überlassen.

„Ein klägliches Schauspiel für die Abergläubigen, schreibt Oekolampad an Capito,*) sie hätten Blut weinen mögen!"

Wiederum ward eine eidgenössische Vermittelung angerufen; dießmal von der Regierung selbst. Am 12. Februar und den folgenden Tagen erschienen Abgeordnete von Bern, Zürich, Schaffhausen und Constanz. Die Ordnung ward hergestellt, der Rath erneuert, die Reformation, die eben im Begriff war in Revolution auszuarten, in eine gesetzliche Bahn geleitet. Der vermehrte große Rath verpflichtete sich am 14. Februar durch einen Eid „getreulich und ernstlich zu verhandeln, was zu Aufmunterung göttlicher Lehre und zu Wohlfahrt und Nutzen gemeiner Bürgerschaft zu Stadt und Land dienen möge." Auch ward jetzt das schon früher begehrte Schutz- und Trutzbündniß (Burgerrecht) mit den evangelischen Ständen aufgerichtet.

In Folge dieser Veränderungen verließen mehrere, der alten Ordnung der Dinge anhängige Männer, unter ihnen auch bedeutende Gelehrte, die Stadt. So Ludwig Ber, Glarean und Erasmus, die sich dem benachbarten Freiburg (im Breisgau) zuwandten. Mit Glarean hatte Oekolampad noch einige Zeit die freundschaftliche Verbindung fortgesetzt; aber je ernster die Zeit wurde, desto weniger konnte ihm die Richtung eines Mannes zusagen, von dem er urtheilte, er sei zum Pasquillanten und schlechten Witzreißer geboren.**) Von Erasmus, der sich in einem zierlichen Epigramm von Basel verabschiedete, vermuthete er mit Recht, daß er nicht für immer weggehen würde.***)

Nach Zerstörung und Beseitigung des Alten, wobei unstreitig auch manches der Nothwendigkeit zum Opfer fiel, das wir jetzt uns erhalten wünschten, galt es das Neue zu bauen, zu gründen, zu schaffen. Zu dieser nachhaltigen

---

*) Brief v. 13. Febr. 1529 bei Gerdesii Hist. ref. im Anhang p. 139. Das handschriftliche Original findet sich im Kirchenarchiv (Antiq. Gernl. I.)

**) Homo ad maledicentiam et inepta scommata natus (Brief an Capito v. 13. Februar). Ueber Erasmus hatte er einige Zeit zuvor an Vadian geschrieben: „Unsere Demuth verachtet er; lieber hält er es mit den Königen und den Hohenpriestern, als mit der geringen Heerde Christi; mit welchem Gewissen, mag er selbst zusehen. Epp. fol. 201.

***) Non pereptuo aberit, ut opinor, schreibt er an Grynäus (Epp. f. 180b). Bekanntlich kehrte Erasmus von Freiburg wieder nach Basel zurück. Er hatte freilich dabei seinen Blick noch weiter gerichtet (nach den Niederlanden), aber seine Kränklichkeit hinderte ihn am Weiterreisen, und so fand er († 12. Juli 1536) in Basel sein Grab. Das erwähnte Epigramm lautete:

„Iam Basilea vale, qua non urbs altera multis
Annis exhibuit gratius hospitium;
Hinc precor omnia laeta tibi, simul illud, Erasmo
Hospes tibi ne unquam tristior adveniat."

(Basel, nun lebe wohl, die du vor anderen Städten
Mir ein gastliches Dach Jahre lang freundlich gewährt;
Heil dir und alles Gute! o, daß deinen Mauern doch nimmer
Nahe ein schlimmerer Gast, als dir Erasmus es war.)

Arbeit bedurfte es anderer und edlerer Kräfte, als der Gewalt der Menge, welche wohl dem Siege durch einen Handstreich zum Durchbruch verhelfen konnte, ihn aber mit Weisheit und Einsicht zu verfolgen außer Stande war. Es waren die geistigen, die sittlichen Mächte, es waren die christlichen Tugenden des Glaubens und der Liebe, der Geduld, die bis ans Ende beharrt, welche in diesem Augenblicke mehr als je in Anspruch genommen wurden, um das Werk, an welchem die reformatorische Treue eines Oekolampad seit Jahren gearbeitet hatte, der Vollendung entgegenzuführen. Vor allen Dingen war nun nöthig, die rechten Männer zu finden, mit welchen die erledigten Lehrstühle, sowohl in der Kirche, als an der Universität besetzt werden sollten. Was war natürlicher, als daß der Mann, der bisher in dem kleinen Gemeinwesen die Seele der Reformation genannt werden konnte, nun auch an die Spitze der Kirchenleitung gestellt und ihm neben der Lehrstelle, die er als theologischer Professor bekleidete, auch die eines Pfarrers am Münster und obersten Pfarrers der Baselschen Kirche übertragen wurde? *) Nun wurden aber auch neue Lehrkräfte aus dem Auslande herbeigerufen. Schon unterm 28. März konnte Oekolampad seinem Zwingli melden, wie ein Paul Phrygio**) von Schlettstadt als Pfarrer nach St. Peter berufen sei und wie der Rath sich mit einer Reformationsordnung beschäftige, die so ziemlich der von Zürich ähnlich sein werde. Vor allen Dingen, schreibt er, müsse die hohe Schule (Gymnasium litterarium) reformirt werden. „Wir leben der Ueberzeugung, schreibt er in einem fernern Briefe (vom 1. April), ***) daß die Wissenschaften (artes liberales) Gaben Gottes seien, die die Guten auch zum Guten gebrauchen können." Er bat Zwingli, ihm auch in diesem Stücke mit Rath und That an die Hand zu gehen und schon am 3. Juli konnte er die Berufung eines Simon Grynäus†) für den Lehrstuhl der Rhetorik und eines Sebastian Mün-

*) Der Titel „Antistes" war noch nicht üblich. Auch war die Oberstpfarrstelle nicht nothwendig an das Pastorat im Münster geknüpft. Gleichwohl entschied die Uebung für dieses Verhältniß, und was sich als Uebung festgesetzt, wurde dann in unsern Zeiten zum Gesetz erhoben.

**) Opp. VIII. p. 273. Paul Constantin Phrygio hatte in Basel seine Studien gemacht. Späterhin (1532) ward er Professor des alten Testamentes. 1535 folgte er einem Rufe nach Tübingen. Er starb 1543. Athen. raur. p. 19.

***) Ibid. p. 274.

†) Simon Grynäus (Gryner), geb. 1493 zu Vehringen im Würtembergischen, hatte in Pforzheim und Wien studirt und von 1524—29 die Professur der griechischen Sprache in Heidelberg bekleidet. Vgl. einen Lebensabriß desselben von Theodor Streuber im Basler Taschenbuch 1853 und in Herzogs Real-Encyclopädie. Nächst Oekolampad war es Bürgermeister Jacob Meier, der seine Berufung nach Basel beförderte. Oekolampad richtete an ihn verschiedene Briefe, worin er ihn einlud und ihm den Aufenthalt in Basel als einen freundlichen schilderte: „Coelum salubre, urbs amoena, plebs nunc per Christum pacis studiosior ac simplicitatis observantior,

ster*) für den des Hebräischen melden. Welche Grundsätze die Behörden und ihn selbst bei diesen Berufungen leiteten, geht aus dem Briefe an Grynäus (v 1. April) hervor: „Nicht erst gründen, aber veredeln (non instaurare. sed nobilitare) wollen wir unsere Anstalt, indem unsere Absicht ist, mit der Frömmigkeit zugleich auch wissenschaftliche Bildung zu pflanzen. Deßhalb liegt uns an, treffliche und gelehrte Männer, so viel wir ihrer erhalten können, hierher zu rufen und keine Kosten zu scheuen."

Ihren positiven Abschluß erhielt nun aber die Baselsche Reformation durch die (oben) von Oekolampad in Aussicht gestellte und unter seiner Mitwirkung bald darauf ins Leben getretene Reformationsordnung. Sie ward den 1. April 1529 veröffentlicht, und enthielt in erster Linie die Grundzüge des evangelischen Glaubens, wie sie wenige Jahre später in das Bekenntniß übergegangen sind, das 1534 unter Oswald Myconius veröffentlicht worden ist. Dann aber enthielt sie auch strenge Verordnungen in Beziehung auf die öffentliche Sittlichkeit, auf Kirchenzucht, Ehe, christliches Hauswesen, Kleidertracht und Kleiderpracht 2c.**) Wir müssen uns versagen, in das Einzelne dieser Bestimmungen einzugehen, indem uns jetzt noch übrig bleibt, die Lebensschicksale Oekolampads auch dahin zu verfolgen, wo er über die Grenzen Basels hinaus in die allgemeineren Angelegenheiten der Reformation eingreift.

---

typographorum ad manum prompta facilitas, loci claritudo; nec dubito quin si laboris non pigeat, nobilium adolescentulorum catervam brevi collecturus sis, e quibus non parum tibi utilitatis. Habuit hoc perpetuo Basilea, ut doctis gratissima fuit civitas. So in einem Briefe vom 1. April 1529 Epp. fol. 178 sq. und bei Gerdes, im Anhang p. 144 sq.

*) Sebastian Münster, geb. 1489 zu Ingelheim in der Pfalz, früher Franziskaner. Auch er wurde von Heidelberg her berufen. Außer seinen Leistungen im Hebräischen hat er sich auch durch seine „Kosmographie" ausgezeichnet. Er starb den 23. Mai 1553.

**) Ordnung, so eine Stadt Basel den 1. Tag Aprilis in ihrer Stadt und Landschaft künftig zu halten erkannt hat; darin wir die verworfenen Mißbräuche mit wahrem Gottesdienste ersetzt, auch wie die Laster, so mit christlicher Tapferkeit unverträglich, Gott zu Lobe abgestellt und bestraft werden sollen, enthalten ist, als man zählt nach der Geburt Christi 1529. Bei Ochs V. S. 686 ff.

Vierter Abschnitt.

Die letzten Lebens- und Amtsjahre Oekolampads, des Vorstehers der Basel'schen Kirche. 1529—1531.

„Ich muß wirken die Werke dessen, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann."
Joh. 9, 4.

„Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben. Welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach."
Hebr. 13, 7.

1. Die allgemeine Lage der Dinge.

Um dieselbe Zeit da in Basel der Kampf gekämpft wurde um die Herrschaft des Papstthums oder des schriftgemäßen Evangeliums, hatte die Reformation in und außer Deutschland beträchtliche Fortschritte gemacht und auf den schon früher gegebenen Grundlagen sich befestigt. Zwar fehlte es auch in dieser Zeit nicht an grausamen Verfolgungen. In Frankreich fielen mehrere Opfer. In Schottland starb der edle Hamilton als der erste Märtyrer des evangelischen Glaubens in einem Alter von 25 Jahren auf dem Scheiterhaufen. Dagegen finden wir um dieselbe Zeit, 1527, in Schweden die Reformation eingeführt durch den Reichstag zu Westerås und das Jahr darauf durch den Reichstag von Odensee in Dänemark. Auch in Holstein und Ostfriesland machte das Evangelium Fortschritte. Im Hessenlande hatte der Franzose Franz Lambert, hauptsächlich durch Zwingli angeregt, die reinere Lehre verkündigt und im October 1526 auf dem Schlosse Homburg den Sieg über seine Gegner davon getragen. Auf den jugendlichen Landgrafen Philipp waren viele hoffende Blicke, auch die unserer Schweizer Reformatoren gerichtet.*) In Chursachsen konnte Luther im Jahre 1528 die erste Kirchenvisitation halten, deren Frucht sein großer und kleiner Katechismus (1529) war. Es war für die deutsche Reformation eine Art von Windstille eingetreten, die jedoch

*) Oekolampad an Zwingli vom 11. Februar und 2. März 1528. Opp. VIII. p. 143. 146.

bald von neuen Stürmen unterbrochen ward. Der Kaiser hatte den 1. August 1528 von Valladolid aus einen neuen Reichstag nach Speyer ausgeschrieben in harten und heftigen Ausdrücken, in denen er die Stände mit Vorwürfen überhäufte darüber, daß sie der Ketzerei so freien Lauf ließen. Auf diesem Reichstage war es, auf dem die evangelischen Stände, denen man zumuthen wollte, sich in Glaubenssachen unbedingt der Mehrheit der Stimmen zu unterwerfen, im April 1529 die berühmte Protestation einreichten, von woher der Name Protestanten in die Geschichte eingeführt wurde. Mehr als je fühlten die Bekenner der gereinigten Lehre das Bedürfniß der Einigung. Auf einem Tage zu Rotach (im Coburgischen) ward der Abschluß eines Bündnisses berathen.*) Aber es scheiterte das Vorhaben an den Bedenken, welche die Wittenberger Theologen erhoben, auch solche Stände zu dem Bündniß zuzulassen, die in der Lehre vom heiligen Abendmahl mit den Schweizern übereinstimmten. Niemand war über diesen Zwischenfall ungehaltener, als der Landgraf Philipp von Hessen. An dem einen Punkte, meinte er, werde doch nicht alles hangen. Auch gab er die Hoffnung nicht auf, daß eine Verständigung über diesen Punkt noch möglich sei. An ihm sollte es wenigstens nicht fehlen. Und so faßte er denn den Entschluß, auf seiner unlängst (1527) gegründeten Landesuniversität Marburg ein Religionsgespräch abhalten zu lassen zwischen den hauptsächlichsten Vertretern der beiden sich entgegenstehenden Ansichten. Neben Luther, Melanchthon und Zwingli sollte nun auch unser Oekolampad einen Hauptantheil an diesem Gespräch nehmen.**)

2. Der Sacramentsstreit und das Marburger Gespräch.

Wir haben den Faden des Sacramentsstreites im Jahre 1525 fallen lassen. Wir nehmen ihn hier wieder auf und verfolgen in Kurzem die wichtigsten Stadien desselben.

Das von Brenz in Schwäbisch-Hall verfaßte, von Erhard Schnepf in Wimpfen und noch zwölf anderen schwäbischen Predigern unterzeichnete Syngramma vom 21. October 1525***) hatte sich alle Mühe gegeben, mit möglichster Schonung der Person des in Christo geliebten Vaters und Freundes, ihn gleichwohl des gefährlichen Irrthums zu zeihen, in den er sich durch

---

*) Das Nähere bei Ranke, Deutsche Reformationsgesch. III. S. 161 ff.

**) Das Einladungsschreiben des Landgrafen an Zwingli und Oekolampad (datirt am Tage Peter und Paul 1529) findet sich lateinisch und deutsch Opp. VIII. p. 312.

***) Syngramma clarissimorum qui Halae Suevorum convenerunt virorum, super verbis Coenae dominicae, et pium et eruditum, ad Ioh. Oecolampadion, Ecclesiasten. Vgl. Planck, Geschichte des protest. Lehrbegriffs II. S. 282 ff.; Hartmann u. Jäger, Johann Brenz I. S. 151; Ebrard, Das Dogma vom heiligen Abendmahl II. S. 168 ff.

seine Abendmahlslehre gestürzt habe. Durch den Mißbrauch, den die päpstliche Kirche mit der Messe getrieben und den auch die Verfasser verabscheuen, sei darum die Lehre von Christi leiblicher Gegenwart im Abendmahl nicht aufgehoben, so wenig als der von seinen Feinden geschmähte und gelästerte Christus darum aufgehört habe, unser Herr und Heiland zu sein. Nicht um sich dienen zu lassen (wie das allerdings in den Ceremonien des alten Cultus geschehe), wohl aber, um zu dienen, gebe er sich fortwährend uns hin im Abendmahl, und zwar nicht im Traum oder in einer Parabel, sondern in voller Wahrheit und Wirklichkeit. Wie schon bei einem bürgerlichen Mahle das bloße Essen und Trinken nicht die Hauptsache sei, sondern wie die Liebe sich da mittheile in dem was über Tische Freundliches gesprochen werde, also gebe uns Christus nicht nur sein Brot, sondern sich selbst zum Genusse dar in seinem Worte. Aber hatte das Oekolampad je geleugnet? War er es doch gerade, der auf den geistigen Genuß (im Gegensatz gegen ein blos leibliches Essen) den Hauptnachdruck legte, und der also weit davon entfernt war, Christum, den himmlischen Wirth, mit seinem herzerquickenden Worte von der Tafel der feiernden Gäste ausschließen zu wollen! Aber freilich, die Art, wie das Syngramma das Wort zum Brot kommen ließ, nämlich so, daß Christus auf wunderbare Weise seinen Leib und sein Blut in das Brot eingeschlossen habe vermöge des über das Brot gesprochenen Wortes, die konnte ihm weniger einleuchten, weil es doch gar zu schwer hielt, bei dieser etwas unbeholfenen Vorstellung eines an sich richtigen Gedankens die Erinnerung an einen magischen (zauberhaften) Vorgang fernzuhalten. Vor nichts aber graute Oekolampad mehr, als vor einer Lehre, die, ähnlich der römischen, in der Welt der sinnlichen Elemente das vorgehen ließ, was nach seiner innigsten Ueberzeugung der geistigen Sphäre angehörte. Und so setzte denn Oekolampad dem bei aller angestrebten Mäßigung doch bisweilen mit Leidenschaft geschriebenen Syngramma*) sein ruhig gehaltenes Antisyngramma entgegen,**) das Brenz erst nicht einmal zu lesen der Mühe werth fand.

Ist es zu bedauern, daß zwei treffliche Männer, die sich früher im Leben so nahe standen und deren christliche Ueberzeugung auf denselben gesunden

*) So war es doch ein gar zu plumper Vergleich, wenn Oekolampad und Zwingli mit Geizhälsen verglichen wurden, die sich beide in der Lust des Zusammenscharrens begegnen, während sie doch auf verschiedenem Wege zu ihrem Raube gelangen. Und dieß darum, weil die Beweisführung Oekolampad's den Verfassern eine andere schien, als die Zwingli's.

**) Antisyngramma ad Ecclesiastes Suevos una cum horum syngrammate. 1526. Er weist darin sowohl das nach, worin er mit den Verfassern des Syngramma übereinstimme, als auch das, worin ihre Vorstellungen diametral auseinander gehen. Dabei geht er besonders ein auf den Unterschied des äußern (in die Luft gesprochenen) und des innern (in den Herzen gewirkten) Wortes. Vgl. Herzog II. S. 98 ff.

Lebenswurzeln stand, sich über eine Lehre nicht verständigen konnten, in welcher sie selbst wieder nicht so himmelweit auseinander gingen, als es den Schein hatte, so liegt die Schuld wenigstens nicht an Oekolampad, der dem erzürnten Freunde so weit er konnte entgegen kam, indem er sowohl in seiner Antwort, als auch anderwärts wiederholt es betonte, daß auch er eine Ansicht verabscheue, die im Abendmahl nichts Weiteres erblicke als bloße Zeichen ohne Gehalt. Zur Ehre Brenzens sei es aber auch gesagt, daß, als die erste Aufregung vorüber war, er in Briefen an Freunde seine Hochachtung gegen Oekolampad bezeugte, und noch nach dessen Tode redete er von ihm als seinem Lehrer, den er von Herzen geliebt.*)

Aber nicht Brenz allein, auch andere bisherige Freunde Oekolampads traten wider ihn in die Schranken. So Theodor Billican von Nördlingen**) und Bilibald Pirkheimer in Nürnberg. Hatte dieser in seiner ersten Schrift,***) in welcher er Oekolampads Ueberlegenheit in der Wissenschaft anerkannte, während er freilich auf seinen praktischen Sinn sich desto mehr zu gute that, noch einige Mäßigung bewahrt, so war dagegen die zweite, die er bald darauf folgen ließ, ein solches Muster von Grobheit und Bitterkeit,†) daß Zwingli gleich nach deren Erscheinen (im Februar 1527) darüber an Zwingli schreibt: „Gegen Pirkheimers giftiges Buch scheint ein Murner nur ein Kind in der Kunst des Schimpfens zu sein, während sich jener darin als Meister bewährt, also daß es mich ordentlich Ueberwindung kostet, ihm zu antworten... Die Zeit drängt, ich habe vollauf zu thun, und doch sind der Punkte so viele, auf die alle muß eingegangen werden, wenn er nicht Recht behalten soll. Ich hoffe aber Gott werde als Rächer meiner Unschuld mir beistehen, so daß seine böse Zunge weder mir noch der Kirche etwas anhaben kann. Unterstütze auch du mich mit deinem und der Gemeinde Gebet, auf daß ich deinem Wunsche gemäß mit frischem, fröhlichem Muthe, mit Salz, aber ohne Bitterkeit des Herzens in kurzer Frist antworten möge; denn wenn er mich schon zu einem Ausbund von Heuchler und Lügner zu machen bestrebt, so erfahre ich es doch an mir selbst, wie ich so ganz außer Stande bin, irgend

*) Hartmann und Jäger I. S. 24.

**) De verbis Coenae Dominicae et opinionum varietate Theobaldi Billicani ad Urbanum Regium Epistola. 1526. — Oekolampad antwortete in seiner Zuschrift ad Theob. Billicanum, Nordlingianensem concionatorem, quinam in verbis coenae alienum sensum inferant. 1526.

***) Bilibaldi Pirkheimeri de vera Christi carne et vero eius sanguine ad Io. Oecolampadium resp. 1526. — Schon in dieser Schrift hat Planck „gallichte Säure" genug gefunden, wogegen indessen Ebrard S. 149 Verwahrung einlegt.

†) Schon der Titel mit dem wohlfeilen Witze der Namensverdrehung verräth die Schmähschrift: De convitiis Monachi illius, qui graeco-latine Caecolampadius, germanice vero Ausschein nuncupatur, ad Eleutherium suum epistola. 1527 (mit dem Motto: Corripiat te Deus, Satan).

etwas zu thun, das mir nicht von Herzen geht. Aber gepriesen sei Christus, der uns vorangegangen ist im Erdulden derartiger Schmähungen, damit auch wir sie ertragen lernten, in der festen Zuversicht, daß sie einst uns zum Ruhme gereichen werden an jenem großen Tage, der das Verborgene der Herzen offenbar machen wird."*)

Zur Beschwichtigung des Streites diente es nun wahrlich nicht, daß inzwischen auch Luther, und zwar als Lobredner des Schwäbischen Syngramma auf den Plan trat, indem er (1526) eine Vorrede dazu schrieb. So freudig er früherhin Oekolampads Verdienste um die Schrifterklärung anerkannt hatte, **) so wenig Gutes ließ er jetzt an ihm. In den härtesten Ausdrücken ließ er sich über seine Sacramentslehre vernehmen, die er frischweg als eine teuflische Lehre bezeichnete. Diesen Angriffen setzte Oekolampad seine „billige Antwort" entgegen.***) Er behandelte darin den theuern Gottesmann mit all der Ehrfurcht, die ihm gebührte, aber zugleich mit jener Freimüthigkeit, die eines Christen unter allen Umständen würdig ist. „Ich lege mich", schreibt er, „nicht gerne wider dich, den ich erkenne als einen wohlverdienten und theuern Knecht des Evangeliums, durch welchen Gott Vielen die Augen, den richtigen Weg der Wahrheit zu erkennen geöffnet hat, und uns nun zu erkennen giebt, daß auch du wie ein Mensch fehlen und fallen magst."

Er erinnert ihn daran, wie ein Jeglicher seine Gabe von Gott empfangen habe und wie bald es mit dem Menschen aus sei, wenn Gott seine Hand von ihm abziehe, wie wir darum nicht auf Menschenlehre trauen, sondern nur auf den himmlischen Lehrer, Christus sehen sollen. Und nun hält er ihm seine

---

*) Opp. VIII. p. 26. — Oekolampad hat zwei briefliche Erwiderungen gegen Pirkheimer geschrieben: 1) Epistola et responsio de re eucharistica prior. 1526, und 2) ad Bilib. Pirkheimerum responsio posterior. Bas. 1527. Letztere bezieht sich auf eine nicht mehr vorhandene Schrift Pirkheimers, welche der Zeit nach zwischen die beiden angeführten Streitschriften fallen muß (s. Herzog II. S. 109) und dient zur Abwehr der wider Oekolampad erhobenen persönlichen Beschuldigungen; zugleich dient sie zur Aufhellung mehrerer Momente in Oekolampads Lebensgeschichte. Von Pirkheimer sei nur noch bemerkt, daß er mit dem Alter mehr und mehr gegen die Reformation verstimmt ward. Schon er sprach es (in der zweiten Streitschrift) aus, was ihm späterhin Viele nachgesprochen haben, er wolle lieber, wo nicht in allen, so doch in den meisten Stücken, es mit der papistischen Lehre halten, als mit der reformirten. — Ueber seine letzten Lebensjahre siehe Strauß, Leben Huttens S. 346 ff.

**) Außer dem oben angeführten (S. 18 und 43) erinnern wir an folgende Stelle (aus einem Brief an Spalatin vom 10. Juni 1521, bei de Wette II. S. 15): „Ich bewundere den Geist Oekolampads, weil er so frei, so vertrauensvoll, so christlich ist. Der Herr erhalte und wahre ihn. Amen." — Und jetzt?

***) Billiche Antwurt Joh. Ecolompadii uff Dr. M. Luther's Bericht des Sacraments Hall. 1526. (Die Schrift wurde in Basel und Zürich gedruckt).

Empfindlichkeit und Eigenliebe in derben, aber schlagenden Worten vor: „Das ist nun ein jämmerlich Wesen und bricht Himmel und Erde zusammen, daß man ihm sagt, er möge auch als ein Mensch irren, und die so auf ihn sich verlassen, mögen auch fehlen; ei, so stürzt man den ganzen Glauben um. Ach, nicht also, mein Bruder! Wir sollen uns nicht einbilden, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittenberg oder Basel, an deine oder eine andere Person: in Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit."

Die Verfasser des Syngramma hatten sich mit großem Nachdruck darauf berufen, daß die Gegner der lutherischen Abendmahlslehre wiederum unter sich selbst uneins seien: Carlstadt lehre anders als Zwingli, dieser anders als Oekolampad. Diesen Vorwurf weist Oekolampad einfach damit zurück, daß ja die Vertheidiger der leiblichen Gegenwart auch nicht übereinstimmen, indem Luthers Lehre von der römischen sich gleichfalls entferne und auch die Erklärungen der lutherischen Theologen nicht haarscharf übereinstimmten (daß Luther und Brenz die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl in verschiedener Weise sich vorstellig zu machen suchten, geht aus ihren Schriften für jeden Unbefangenen unzweideutig hervor). Am Schlusse wünscht er seinem großen Gegner von Herzen, daß ihm doch möge wiedergegeben werden „der fürstliche, geschlachte und freudenreiche Geist Christi. Hast du etwas Gutes, zu Ehre Gottes und Nutz des Nächsten taugend, so lehre in aller Sanftmüthigkeit nach dem Geheiß des Apostels. Gott verleihe dir und mir in der Erkenntniß seines Sohnes fortzufahren. Amen."

Luther antwortete wiederum durch die Schrift: „Daß die Worte Christi, das ist mein Leib, noch feststehen, wider die Schwarmgeister", worin von dem „freudenreichen und geschlachten Geist", den ihm Oekolampad gewünscht hatte, wenig zu merken war. Auch hier wird die Lehre der Gegner als Teufelslehre dargestellt und die entgegenkommende brüderliche Liebe zurückgestoßen als eine „verfluchte Liebe", die das Heiligste, den Glauben morde und hinter her meine, das habe so viel nicht zu bedeuten. Die bildliche Erklärung der Einsetzungsworte wird lächerlich gemacht und das ganze Verfahren Zwinglis und Oekolampads mit der heiligen Schrift in eine jämmerliche Karikatur verzerrt.*) Zugleich trug Luther in dieser Schrift die be-

*) Mit dem Grundsatz: „Ist" heiße so viel als „bedeutet" könne man die ganze Schrift verdrehen. Wenn ich zuvor läugnete, daß Gott Himmel und Erde geschaffen hätte und es käme nun Einer und hielte mir Mosen vor die Nase: „am Anfang schuf Gott Himmel und Erde" und ich wollte den Text so machen: „Gott" soll so viel heißen, als „Kukuk", „schuf" so viel als „fraß", „Himmel und Erde" so viel als „Grasmücke mit Federn und sammt Allem", so daß Mose Wort also lautete: „Am Anfang fraß der Kukuk die Grasmücke mit Federn und sammt Allem" — das wäre nun freilich eine schöne Art den Text zu behandeln! (Vgl. die Streitschriften

kannte Lehre von der Allenthalbenheit des Leibes Christi (Ubiquität) vor und zog auch hier die Lehre der Gegner von einer räumlichen Anwesenheit des Leibes Christi im Himmel ins Lächerliche, als lehrten sie einen „Gaukelhimmel, darin ein güldener Stuhl stehe und Christus neben dem Vater sitze in einer Chorkappen und güldnen Krone, wie es die Maler malen."

Zwingli diente gut auf diese Beschuldigungen, aber auch Oekolampad blieb die Antwort nicht schuldig. Er schrieb: „Daß der Mißverstand Dr. M. Luther's auf die ewig beständigen Worte: das ist mein Leib nicht bestehen mag, die andere billige Antwort Oekolampads. (1527.) Und als nun Luther wiederum (1528) in seinem großen Bekenntniß vom Abendmahle seine ganze Zornschaale über die Gegner ausgoß, war Oekolampad nochmals zur Verantwortung bereit. Er setzte auch hier die Mäßigung, die jeden Streiter adelt, nicht außer Acht und empfahl sie auch gelegentlich seinem Freunde Zwingli, der sich in seiner Aufwallung leichter zu heftigen Ausdrücken fortreißen ließ. Besonders wichtig erscheint uns in dieser Hinsicht der Brief vom 10. Juli 1528,*) aus welchem wir auch den Standpunkt erkennen, den die beiden Männer Luthern gegenüber einnehmen. Indem Oekolampad dem Freunde in Zürich seine Streitschrift mittheilt, erinnert er ihn daran, wie sie (ganz entgegen jenen Vorwürfen der Uneinigkeit) beide einstimmig über das Abendmahl gelehrt hätten und drückt besonders sein lebhaftes Bedauern aus über die leidenschaftliche Sprache Luther's:*) „Daß seine besten Worte sind: Schwärmer, Buben, Teufel und dergl. mehr, soll nur eine Erinnerung sein, wie gar ein blöd Ding es um einen Menschen sei, den der Zorn überwindet; dadurch werden wir nicht besser und nicht schlimmer. Daß sich Viele daran ärgern und stoßen, vermögen wir nicht anders zu wenden, als daß wir auf das Züchtigste der Lehre halber uns entschuldigen. Der Herr will prüfen, wie lieb einem Jeden die Wahrheit sei. Ich weiß noch keinen Handel, der die Heimlichkeit der Menschenherzen, zum Theil der Gleißner (Heuchler), zum Theil der Bekenner der Wahrheit so frei geöffnet hätte, als die Materie des Sacramentes. Der Gotteslästerung halber, die er (Luther) uns und dir besonders androht, wird Gott nicht erzürnet. Ich habe auch noch nichts anderes gefunden bei dir, denn daß du einen einigen Christum, wahren Gott und Menschen

Luthers über das Abendmahl in der Hall. Ausg. seiner Werke Bd. XVII u. XX.)

*) Opp. VIII. p. 197. Vgl. den Brief an Melanchthon vom 31. März 1528. Epp. f. 121 b. worin er ihm seinen Schmerz über den ganzen Handel ausdrückt und ihm zeigt, wie mit all den leidenschaftlichen Demonstrationen (anathematismis, exibilationibus, ac subminationibus) nichts geholfen werde.

**) Wir geben die Worte nach dem deutschen Text (bei Schuler und Schultheß) doch mit Annäherung an die heutige Schriftsprache (mit Vergleichung des lateinischen Textes).

bekennest. Wie bald hat man doch ein Wörtlein „aufgezwickt“, um Einem seine Lehre zu verkehren. Daß wir aber Sacramentsfeinde, Stürmer und Schänder genannt werden, so sind wir kaum einer Sache unbilliger beschuldigt worden; denn all unser Schreiben und Lehren ist darauf gerichtet, daß von den Sacramenten gehalten werde, was sich gebührt, davon zu halten und daß ihnen ihre billige Ehre bewiesen werde. Ob wir schon nicht so fleischlich, so grob, so capernaitisch von den Sacramenten halten, so sind wir darum doch keine Sacramentsstürmer. Es schilt uns mancher, der da nicht weiß, was wir glauben oder lehren; auch wenn es das Leben gälte, vermöchten sie nicht zu sagen, was das Sacrament sei, warum es eingesetzt, und wie man es brauchen soll. Sollen wir darum Sacramentsstürmer sein, daß wir nicht bekennen, daß das Brot wesentlich der Leib Christi sei, so müssen alle Päpstler Sacramentsstürmer sein. Ja, die Lutherischen fallen dann selbst davon und sprechen: unter oder in dem Brot ist der Leib Christi. Sollen wir darum Sacramentsfeinde sein, daß wir sagen die Materie des Brotes bleibe in ihrem Wesen, so sind auch alle Lutherischen Sacramentsfeinde. Sind wir darum Sacramentsschänder, daß wir nicht auf wunderbarliche und unaussprechliche Weise Wunderzeichen annehmen in den Sacramenten, so ist freilich St. Augustin ein Erzfeind der Sacramente gewesen, der es so öffentlich schreibt. Sollten wir die Sacramente darum geschändet haben, daß wir sie nicht mit großem Gepränge, mit viel Ceremonien und nach den Geboten unnützer Menschensatzung austheilen, so mögen es Christus und die Apostel verantworten, die sich der größten Einfalt beflissen. So wir glauben und predigen das Wort des Glaubens, von dem geschrieben steht Röm. 10, 8. (Das Wort ist dir nahe, nämlich in deinem Munde und in deinem Herzen; das ist das Wort vom Glauben, das wir predigen), durch welches (Wort) die Sacramente geheiligt und Sacramente sind, indem wir durch sichtbare Dinge in das Unsichtbare, nicht aber in die Elemente unsere Hoffnung setzen und in allen Dingen der Aehnlichkeit des Glaubens uns befleißen, so wir den Verstand gefangen nehmen unter den Gehorsam Christi, damit die Wahrheit erkannt werde, so wir geistliche Dinge mit geistlichen vergleichen, wie mögen wir Sacramentsstürmer sein? Ja, wenn wir die Verheißung aus den Worten des Nachtmahls entführten und wollten nicht zulassen, daß das Brot (und der Kelch) Sacrament sei des wahren Leibes und des für uns vergossenen Blutes, wie Etliche thun, dann wäre der Argwohn gegen uns gerechtfertigt. Wenn wir in Abrede stellten, daß Christus, der Sohn Gottes, um und um seine Kraft hätte zu wirken vermittelst der Sacramente wie vermittelst des Wortes und auch wunderbarlich wirkte, dann wäre kein Wunder, daß man sich also wider uns setzte. Es ist aber dies durchaus nicht unsere Meinung. Wir verkündigen das Geheimniß des Glaubens mit den Sacramenten.“

Oekolampad zeigt dann, wie man aus Luther's und seiner Anhänger

Lehren ähnliche Consequenzen ziehen könnte. Wem wäre aber damit geholfen? Den Unsrigen? Nein; denn sie begehren die Wahrheit. Den Widersachern? Nein; denn diese würden nur mehr erbittert. Der Sache selbst? Nein, die würde nur mehr verdunkelt. Unserer Rachgier? Nein, das soll nicht sein. Gott ist Richter! Das Beste wird sein mit Gelindigkeit zu antworten und eine Zeit lang die Schmach zu tragen. Es ist in der Welt dahin gekommen, daß man nicht weiß, wer gescholten oder wer gelobt wird; denn es werden ehrlose Leute durch Schmeichler hoch hinaufgesetzt und werden unschuldige Herzen mit allerlei Schelmerei beladen; aber der Tag des Herrn soll es wohl offenbaren; auch werden es die Kinder des Lichts wohl mögen ermessen, wer in der Wahrheit stehe, werden uns auch nicht desto geringer achten. Was liegt uns an dem Urtheil der Kinder der Finsterniß? Wir wissen wohl, wem wir vertraut haben. Ist der mit uns, was vermag alles Fleisch wider uns? Die Wahrheit ist stark, die soll sich an unsern Feinden rächen. Warum wollen wir denn die Geduld verlieren? Genug ist es, einfältiglich und wahrhaftig auf das Kürzeste zu antworten was zur Sache gehört. Gott gebe, daß es mit Frucht geschehe. Amen."

Beide Reformatoren, Zwingli und Oekolampad zusammen, antworteten nun auch gemeinschaftlich auf die Schrift des sächsischen Reformators, und widmeten ihre Schrift den beiden Fürsten, die an der Spitze der deutschen Reformation standen, dem Churfürsten Johann von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen.*)

Bedenkt man, wie dieser das ganze Gemüthsleben im Innersten aufregende Kampf mit den Kämpfen zusammenfiel, welche Oekolampad in seiner nächsten Umgebung nach außen zu bestehen hatte, so wird man nicht anstehen, seinen ungebrochenen Gottesmuth zu bewundern und ihn den Glaubenshelden beizuzählen, die durch den sittlichen Widerstand, den sie nach allen Seiten leisteten, nicht minder unsere Bewunderung erregen, als die größten Staatsmänner und Feldherrn in ihrem Gebiete.

Wir wenden uns nun dem Kampfplatze selbst zu, wohin der Landgraf die streitenden Parteien berufen hatte, nach Marburg.

Oekolampad hatte die Einladung ohne Weiteres angenommen und auch Zwingli beredet, dem Rufe zu folgen und die Bedenken zu überwinden, die sich ihm aufdrangen.**) Und so reisten denn die verbundenen Schweizer Re-

*) Ueber Dr. Mart. Luther's Buch, Bekenntniß genannt, zwo Antworten, Joh. Ecolompadii und Huldr. Zwingli's (bei Froschauer gedruckt). Die Schrift war in aller Eile abgefaßt; Oekolampad begann seine Arbeit um Johanni, Zwingli die seinige am 1. Juli. Beide wurden, um auf die Herbstmesse (1528) gebracht zu werden „der Kürze und Kommliche (Bequemlichkeit) wegen" zusammengedruckt. Zwingli's Antwort findet sich in dessen Werken II. S. 94.

**) Briefe vom 12. und 30. Juli Opp. VIII. p. 319. 331. vom 1. und 18. Aug.

formatoren, geleitet von dem Basler Rathsboten Rudolf Frei vorerst nach Straßburg, wo Butzer und Hedio sich ihnen anschlossen. Sie langten den 29. September in Marburg an. Am folgenden Tage trafen die Wittenberger ein. Auch mit dem alten Freunde Brenz, mit dem er eine so mächtige Lanze gebrochen, fand sich Oekolampad wieder zusammen. Was mag sich nicht Alles in den Gemüthern geregt haben, das in den Aufwallungen des Augenblicks wohl an die Oberfläche trat, sich aber wieder in die Tiefen zurückzog, wohin kein menschliches Auge dringt, und wovon die Akten nichts melden!

Den Hergang des Gesprächs ausführlich zu erzählen, konnen wir uns überheben, da er in Zwingli's Biographie*) genügend dargestellt ist. Den Antheil, den Oekolampad an dem öffentlichen Gespräche genommen, finden wir dort mitgetheilt. Dagegen wäre uns erwünscht, wenn die besondere Unterredung, welche nach der Anordnung des Landgrafen Luther mit Oeko-

p. 333 und 352 und vom 1. Sept. p. 354. Vgl. auch den Brief des Bürgermeisters Meier an Zwingli (aus Baden datirt) p. 355.

*) Gesammtwerk Bd. I. S. 301 ff. Oekolampad hat den Hergang des Gesprächs seinem Freund Haller in Bern berichtet (Epp. f. 24), vgl. auch Bullinger Reformationsgeschichte II. S. 223—39. Eine Hauptquelle für das eigentlich Dialogische (oder vielmehr Trialogische) ist der handschriftliche Bericht im Basel'schen Kirchenarchiv, wahrscheinlich von dem Ohrenzeugen, dem Basel'schen Rathsherrn Rudolf Frei herrührend, wovon sich auch eine Abschrift in Kassel befindet und die auch von neueren Historikern vielfach benützt worden ist, vgl. Schmitt, das Religionsgespräch in Marburg (Marb. 1840). Da dieß auch von Christoffel a. a. O. benützt worden ist, so verweisen wir einfach dorthin. Dagegen erlauben wir uns hier ein anderes, so viel wir wissen, noch nirgends veröffentlichtes handschriftliches Aktenstück mitzutheilen, das uns ein Zwiegespräch zwischen Luther und Oekolampad mittheilt. Wir wollen nun nicht behaupten, es enthalte dasselbe buchstäblich das zwischen den beiden Männern unter vier Augen Gesprochene; immerhin aber mag es auf mündlichen Mittheilungen Oekolampads (wo nicht auf schriftlichen Notizen) beruhen, die dann zu diesem Gespräche sind verarbeitet worden. Das Aktenstück selbst, das sich gleichfalls im hiesigen Kirchenarchiv (Antiqu. Gernl. I. 19) befindet, trägt die Ueberschrift: „Ein kurtz gesprech Doctor Martini Lutheri vnd Doctor Johannis Oecolompadii von dem heiligen Nachtmoll, hieruß kann ein jeder Christ vernemen, worinnen der strytt bestandt vnd welches Jedeß theils recht meinung sei." Unten steht: Georgii Wildysii Basiliensis. Anno Dom. MDLXXXIII. Daß das Gespräch in Marburg sei gehalten worden, wird freilich nicht gesagt, und da das Aktenstück nicht weiter hinaufgeht als 1583, so liegt die Vermuthung nahe, wir hätten es hier mit einer freien Zusammenstellung der Ansichten beider Männer durch eine dritte (spätere) Hand zu thun. Gleichwohl enthält das Aktenstück wieder sehr originelle Züge, die wohl auf ächten Oekolampadischen Traditionen beruhen mögen, und deßhalb erlauben wir uns, es hier als Surrogat für das wirklich gehaltene Gespräch einzuschalten.

lampad noch vor Eröffnung des größeren Gesprächs hielt, uns noch aufbewahrt wäre. Die Stelle desselben möge uns einstweilen ein Zwiegespräch vertreten, das sich handschriftlich in dem Basel'scher Kirchenarchive befindet und das wir uns an diesem Orte erlauben unseren Lesern mitzutheilen, damit sie sich wenigstens daraus ein annäherndes Bild von den Reden machen können, die zwischen beiden Männern gewechselt wurden.

Luther: Ich vernehme nicht gern, daß Etliche sagen dürfen, es sei allein ein Mißverstand und Wortstreit vom heiligen Sacrament des Nachtsmahls zwischen mir und euch. So ihr denn euch nicht scheuet oder fürchtet, euere Meinung rund zu bekennen, will ich meine Meinung auch anzeigen.

Oekolampad: Ich schäme mich des Evangeliums gar nicht; denn es ist ja Gottes Kraft, die da selig macht Alle, die daran glauben (Röm. 1, 16). Und dieweil allein vom heiligen Nachtmahl kein Wortgezänk, sondern ein rechter Zwiespalt ist zwischen uns und euch, so will ich gern im Namen des lieben Gottes alles das bekennen, das mir mein Gott und Herr zu erkennen gegeben hat, wenn ich sein heiliges Wort gelesen, gehört und in meinem Herzen betrachtet habe.

Luther: Wir sind darin einer Meinung, erstens, daß Jesus Christus das heilige Nachtmahl in der Nacht, in welcher er verrathen ward, eingesetzt habe; darnach daß das Brot und der Wein des Herrn nicht (nach) papistischem Irrthum verwandelt werde in den Leib und das Blut Christi Jesu, auch daß dies Sacrament nicht soll angebetet oder in ein Meßopfer für der Lebendigen und Todten Sünde verkehrt werden solle. Zum dritten, daß man bei dem heiligen Nachtmahl des Herrn Jesu Christi Tod dankbarlich verkündigen, sich der Gemeinschaft des Leibes und Blutes Jesu Christi wohl erinnern, in ein heiliges unschuldiges Leben sich je länger je mehr schicken, den Armen mit treuer Handreichung Hülfe thun und sonderlich die Seele speisen (soll) mit dem rechten Himmelsbrot, welches uns dienet zu dem ewigen Leben.

Oekolampad: Dieß Alles halten, glauben und lehren wir auch in diesen löblichen Städten (Basel und Zürich), sagen auch dazu, daß wir allen unsern Grund auf die heiligen Worte und Einsetzung Christi setzen, wissen, glauben und freuen uns dessen, daß Christus die Wahrheit ist und sein liebes heiliges Wort wahrhaftig ist und daß Christus Jesus als ein allmächtiger Gott alles vermag und thut, was er will und uns verheißet. Es ist auch unser sonderer Trost, daß die Artikel unseres christlichen Glaubens mit unserer Confession so fein und lieblich übereinstimmen, und wir nicht menschlicher Vernunft, sondern allein dem Worte vom Testament Jesu Christi glauben und nachfolgen.

Luther: Ob wir schon denn in vermeldten Punkten einig sind, ist doch gewißlich wahr, daß wir nicht mit Worten, sondern mit der That uneins sind in den andern Stücken der Lehre von dem heiligen Nachtmahl, darum denn

ich euch als Schwärmer und Sacramentsfeinde für Brüder nicht halte, auch nichts mit euch zu schaffen haben will.

Oekolampad: Wir sind auch dessen geständig, daß es kein liederlicher Wortstreit sei, können aber Gewissens halber eure Meinung nicht annehmen, befehlens auch Gott, daß ihr uns also schmähet und brüderliche Liebe versaget, und trösten uns dessen, daß wir auch (an) Jesum Christum glauben, und sind in seinem Namen getauft und aus Gnaden Gottes Kinder worden und theilhaftig der Gemeinschaft der Heiligen. Wehe aber dem, der Ursach zu Aergerniß und Zwiespalt giebt und andere Leute ausrichtet denn er wird gewißlich auch gerichtet werden.

Luther: Was meine Meinung sei, habe ich angezeigt auch in meinem kurzen Bekenntniß mit diesen Worten, in welchen ich von euch und euern Beiständern also geschrieben: „Denn ich rechne sie alle in einen Kuchen, wie sie auch sind, die nicht glauben wollen, daß des Herrn Brot im Abendmahl sei sein rechter natürlicher Leib, welchen der gottlose Judas eben so wohl mündlich empfangen, als St. Petrus und alle Heiligen. Wer das (sag' ich) nicht will glauben, der lasse mich nur zufrieden mit Brief, Geschriften oder Worten und hoffe bei mir keine Gemeinschaft; da wird nichts anders aus."

Oekolampad: Wohlan, so ist das dagegen unsere beständige Meinung, die wir allen frommen und friedliebenden Christen zu erwägen und nach Gottes Wort zu urtheilen also erklären:

Dieweil das heilige Nachtmahl darum eingesetzt ist von Christo unserm Herrn, daß wir, die wir in der Taufe geistlicher Weise gewaschen werden von Sünden durch das Blut Jesu Christi und also wieder und neu geboren sind an der Seele, keinen Hunger und Durst leiden: so giebt uns Gott der Vater im heiligen Nachtmahl durch seine Diener das Brot und den Wein des Herrn als heiliges Sacrament, aber durch die Kraft seines heiligen Geistes speiset er uns geistlich mit der wahren Gemeinschaft des Leibes und Blutes Jesu Christi, welche wir mit gläubiger Seele empfangen. Wie wir mit dem Mund des Leibs aus des Dieners Hand das Brot und den Wein des Herrn leiblich empfangen, also empfangen wir mit dem Glauben (welcher der Seele Mund ist) aus der Hand Gottes den Leib und das Blut Christi gleicherweise.

Luther: Wird gefallen von Stück zu Stück zu vermelden, worin wir nicht einig sind.

Oekolampad: Im Namen Gottes! Der gebe Allen, die beider Seits Meinung vernommen haben, daß sie Gott und der Wahrheit allein die Ehre geben.

Luther: Ich glaube und halte, daß das Brot des Herrn sei der wahre natürliche Leib Christi; ich glaube auch das in, bei und unter dem Brot der Leib Christi unsichtbarlich, doch wesentlich sei, Item, daß der Leib im Brot (noch) so klein, verborgen sei.

Oekolampad: Dagegen sagen wir erstlich, daß ihr euch selbst wider-

sprechet und eure eignen Worte und Meinung umstoßet; denn ist des Herrn Brot der rechte und natürliche Leib Christi, wie ihr erstlich sagt, wie ist er denn dabei, darunter und darin verborgen, wie ihr hernach redet? Ist Christi Leib wesentlich vorhanden im Nachtmahl, warum ist er denn unsichtbar? Denn wo er wesentlich und natürlich vorhanden ist, da kann man ihn greifen und sehen. Demnach, so bekennen wir, daß im Nachtmahl sind irdische und himmlische Gaben; irdische sind das Brot und der Wein des Herrn, himmlische Dinge sind der Leib und das Blut Jesu Christi. So wenig nun der Wein des Herrn ist das rechte und natürliche Blut Jesu Christi, so wenig ist das Brot der rechte natürliche Leib Christi. Das aber geben wir zu, daß das Brot des Leibes Christi Sacrament oder Wahrzeichen sei und der Wein des Bluts Christi Sacrament, daher die alten Väter Augustinus und andere vielmalen das Brot im Nachtmahl nannten den Leib Christi, welchen es bedeutet nach der sacramentlichen Art zu reden, da man dem Zeichen den Namen dessen, das da bezeichnet und gedeutet wird, giebt.

Luther: Ich glaube und halte, daß der Diener des Wortes sowohl den Leib und das Blut Jesu Christi mit seinen Händen darreicht, als aber das Brot und den Wein.

Oekolampad: Wohlan, so glauben wir dagegen, schämen uns auch gar nicht zu bekennen vor Gott und seiner lieben christlichen Kirche, daß alles was leiblich und sichtbarlich, auch greiflich im heiligen Nachtmahl ist und soll dargereicht werden (als da sind die heiligen Sacramente, Brot und Wein), das geben uns die Diener des Worts, welche der Ordnung Christi nachkommen sollen. Was aber sichtbarlich, leiblich und greiflich (und wie ihr pfleget zu reden räumlich) im heiligen Abendmahl nicht zugegen ist, sondern geistlich und unsichtbarlich, wird aber allein durch den Glauben, welcher auf Christi Wort sich gründet, erkannt (als da sind Christi Leib und Blut sammt allem Verdienst Christi), das alles giebt Gott der Vater durch die Kraft seines heiligen Geistes. Darum auch Christus selber (Joh. 6) sagt, sein himmlischer Vater gebe das Brot des Lebens.

Luther: Von der sacramentlichen Vereinigung halte ich also, im Brot sei der Leib Christi verborgen und im Wein das Blut, oder ja, sie sind bei, neben und untereinander.

Oekolampad: Das wäre eine natürliche leibliche Zusammenbringung, als wenn Fleisch und Brot, Wein und Blut zusammen kommen. Wir sagen aber, daß die sacramentliche Vereinigung sei in dem, wenn man das Zeichen also braucht, daß man hieneben dessen, das bezeichnet wird, recht genieße. Wenn ein Kind mit Wasser von dem Diener des Worts getauft wird und von Christo geistlich mit seinem Blut gewaschen wird, so kommen zusammen das Wasser und das Blut Christi, ja, wie ein Zeichen und das bedeutet wird durch Zeichen (d. i. das Zeichen und das Bezeichnete), nicht aber dergestalt, daß im Wasser sei das Blut Christi verborgen. Also im Nachtmahl bedeutet

das Brot, das wir mündlich essen, den Leib Christi als das himmlische Brot, welches wir geistlich essen im Glauben. Es dienet derhalben die Vereinigung dem gläubigen Menschen und nicht dem Brot und Wein.

Luther: Ich glaube und halte, daß man eben mit dem Mund des Leibes den Leib Christi esse und sein Blut trinke, mit welchem man das Brot des Herrn isset und den Wein trinket.

Oekolampad: So glauben wir dagegen, mit dem Mund empfange man das Brot und den Wein des Herrn, aber mit der gläubigen Seele den Leib und das Blut Christi.

Luther: Ich glaube, man esse leiblich den Leib Christi und trinke leiblich sein heiliges Blut; denn sie beide sind ein leibliches Wesen.

Oekolampad: Wir halten aber, man empfange die himmlischen Gaben des Leibes und Blutes Jesu Christi geistlicher Weise, denn dieweil sie uns (nicht)*) ihres Wesens, sondern ihres Dienstes halber dargereicht werden, so werden sie nicht als ein Wesen übergeben, sondern als ein(?)**) für uns dargegebenen Leibs und für uns vergossenen Bluts. Es ist aber eine große Ungewißheit, wenn man also schließt: Christus hat einen natürlichen Leib, darum wird er im Nachtmahl mündlich gegessen und nicht geistlich. Sanct Augustin sagt: man kann die Sprüche heiliger Schrift, darin geredet wird, wie man Christi heiligen Leib esse und sein heiliges Blut trinke anders nicht, denn von geistlichem Essen und Genießen verstehen und giebt diese treffliche Ursach, die ich erwischen (ergreifen) will: eines Menschen Fleisch essen ist eine gräulichere Sünde, denn einen Menschen umbringen, und Menschenblut trinken ist eine erschrecklichere Missethat, denn Menschenblut vergießen. Darum was vom Essen des Leibes Christi und vom Trinken seines Bluts geredt wird, das soll geistlicher Weise verstanden werden.

Luther: Ich verstehe es doch nicht wie die Capernaiten, die da meinten, man müsse Christum leiblich mit Mund und Zähnen empfangen und zermalmen.

Oekolampad: So bedauert uns für euch (bedauern wir euch), daß ihr eben davon redet, wie es die Capernaiten verstanden; denn was haben doch die Capernaiten anders gemeint, denn daß man müsse den natürlichen Leib Christi mündlich (allerdings wie ihr redet) essen. So habt ihr auch Papst Nicolai***) Rede, (darin er sagt, daß der wahre und natürliche Leib Christi mit den Zähnen zermalmt werde und mündlich genossen) euch in euern Büchern

---

*) Die Negation ist wohl als Schreibfehler ausgefallen.

**) Auch hier ist ein Wort ausgefallen, etwa Zeichen?

***) Unter Papst Nicolaus II. wurde im Jahr 1059 Berengar zu Rom mit Gewalt gezwungen, die vom Erzbischof Humbert vorgeschlagene Formel zu beschwören, wonach der Leib Christi im Abendmahl von den Händen der Priester betastet und von den Zähnen der Gläubigen zermalmt wird.

wohl gefallen lassen. Haltet ihr es nicht mit den Capernaiten und mit dem Papst Nicolaus, warum redet ihr denn allerdinge wie sie? und warum lobet ihr des Papstes irrigen Spruch?

Luther: Ich glaube, daß im Abendmahl der Gottlose oder Judas ebensowohl mündlich den Leib Christi empfange, als St. Peter und alle Heiligen.

Oekolampad: Da sei Gott vor, daß das Heilige den Hunden werde und die köstlichen Perlen den Säuen vorgestreut werden. Ist doch das heilige Nachtmahl nicht den Gottlosen, so in verruchtem Leben verharren, eingesetzt, sondern denen die zu Gott bekehrt und gläubig sind. So gewiß als Gott Himmel und Erde erschaffen hat und erhält, so gewiß ist auch, daß allein die geistlicher Weise Christi heiligen Leib essen und sein heiliges Blut trinken, für welche Christus gestorben ist. Er ist aber für seine lieben Gläubigen gestorben, darum allein diese Christi heiligen Leib essen und sein heiliges Blut trinken.

Luther: Sagt doch Paulus 1. Cor. 11, daß die unwürdig essen, schuldig werden an dem Leib und Blut Christi.

Oekolampad: Darauf ist gut antworten; denn Paulus sagt, daß die unwürdig das Brot essen und aus dem Kelch des Herrn trinken, die werden schuldig am Leib und Blut Christi, nicht darum, daß sie die (selben) empfangen, sondern daß sie die (selben) nicht unterschieden haben.

Luther: Ich bestehe erstlich auf den Worten Christi: „das ist mein Leib, das ist mein Blut,“ und sage, das Brot sei der Leib Christi wahrhaftig und natürlich.

Oekolampad: Wenn das wahr ist, so hat der Papst gewonnen; denn so das Brot der natürliche Leib Christi ist, wie ihr sagt, warum verleugnet ihr denn, daß das Brot verwandelt und transsubstantiirt werde in den Leib Christi? Item, es folgt, daß im Nachtmahl die irdischen Dinge und Gaben, welche Wahrzeichen sind der himmlischen, abgeschafft werden und bleiben nur die himmlischen, nämlich der Leib und das Blut Christi. Also bleibt kein Sacrament da, dieweil das Zeichen natürlich das Bezeichnete worden ist. Es nimmt uns auch groß wunder, daß ihr nicht gedenket an die Himmelfahrt Christi und die Worte: „das thut zu meinem Gedenken“ (oder Gedächtniß), Item, „verkündiget den Tod des Herrn, bis daß er kommt“ (1. Cor. 11). Ist er leiblich vorhanden, wie gedenkt man denn an ihn? Item, wie erwartet man seine Zukunft?

Luther: Ja, der Mensch (die Menschheit) Christi ist vergottet nach der persönlichen Vereinigung mit dem ewigen Sein Gottes, darum auch Christus nach dem Fleisch allenthalben und allmächtig ist, und deßhalb in, bei und unter dem Brot im Nachtmahl.

Oekolampad: Gott erbarm's, daß ihr ander, denn die rechtgläubige Kirche seit der Apostel Zeit, geredet und gelehrt habt, (und) euere Meinung zu bestärken, letz (unrichtig) redet und lehrt.

Wir aber glauben und bekennen unsern Herrn Jesum Christum, wahren

Gott und wahren Menschen, der jetzt im Himmel sitzet zur Rechten Gottes und wird von dannen kommen zu richten die Lebendigen und die Todten. Nach seiner Gottheit Kraft (und) Majestät, ist er bei uns hie auf Erden, nach seiner Menschheit aber ist er im schönen Himmel, und nicht auf Erden. Gleich wie eines Menschen Leib nicht darum verständig ist, und hergegen eines Menschen Seele darum nicht sterblich ist, daß der Leib sterblich worden ist von der Sünde wegen: also, obschon die göttliche und menschliche Natur in Christo eine Person sind, behält doch eine jede ihre eigene wesentliche Art und Eigenschaft. Die Gottheit ist von Ewigkeit eines Wesens mit dem Vater, allmächtig, allenthalben; aber die Menschheit ist von Maria, der heiligen Jungfrau, geboren, uns aller Dinge gleich, die Sünde ausgenommen. Wir bekennen auch gerne die Majestät der menschlichen Natur in Christo, die seiner Natur nichts an ihren wesentlichen Eigenschaften benimmt.

Luther: Ich hab' aus des Cardinals von Camerach (Cambray) Schriften diese meine Meinung genommen. Als ich an der päpstlichen Lehre zweifelte und mir die „Transsubstantiatio" oder Verwandlung des Brots in (den) Leib Christi und des Weins in das Blut Christi nicht gefallen wollte, gefiel mir das Wort „Consubstantiatio", welche (dafür) hält, daß im Nachtmahl erstlich das Brot und der Leib, der Wein und das Blut Christi wesentlich zusammen kommen. Demnach durch die Diener des Worts zugleich und mit einander dargegeben und endlich von Allen und die deshalb Nachtmahl helfen halten (den Communicanten) mündlich empfangen werden, den Frommen zu gut, den Gottlosen aber zum Gericht.

Oekolampad: Wir aber haben durch Gottes Gnade unser Bekenntniß und Confession aus Gottes Wort genommen (und) wissen, daß die mit den Artikeln unsers Glaubens übereinstimmt, und daß die alten und besten Lehrer der christlichen Kirche nicht anders gelehrt haben, denn wie auch wir, nämlich daß so wahr die Gläubigen im heiligen Nachtmahl das Brot des Herrn essen und aus seinem Kelch trinken, so wahr haben wir durch den Glauben Theil und Gemeinschaft an dem für uns in (den) Tod gegebenen Leib Christi und seinem für uns vergossenen Blut. Darum sagen wir Ihm ewig Lob und Dank, daß er uns also an unserer Seele ernähret und erquicket.

Luther: Ich habe euch meine Meinung angezeigt; wie ich sie aber vermeine zu beweisen, das zeigen meine Bücher; die möget ihr wohl lesen.

Oekolampad: So habt auch ihr unsere Meinung verstanden, und wiewohl ihr den Eueren ernstlich wehret, daß sie unsere Bücher nicht ins Land bringen und lesen, so mögen wir doch wohl leiden, rathen's auch unsern Zuhörern, daß sie euere Bücher lesen und doch gegen dem Wort Gottes halten (sie mit dem Wort Gottes vergleichen) und aus demselben richten; denn wir uns hinter (sic) unserer Sache und Lehre (die gewißlich Gottes ist) nicht scheuen. Wir versehen uns auch der gutherzigen und verständigen Leute, denen die Wahrheit angelegen ist; die werden gar bald merken, wenn

sie euere und unsere Meinung recht vernommen haben, wer recht oder unrecht habe.

Hierneben befehlen wir das Urtheil und den ganzen Streit dem lieben Gott, welcher gewißlich seiner Wahrheit beistehen wird und fromme, wahrheitliebende Leute erleuchten. Wir bitten auch den barmherzigen Gott, daß er euch, Herr Doctor Luther! vergebe die grausamen und erschrecklichen Schmachreden, mit welchen ihr in euern streitigen Büchern uns unverschuldeter Weise geschmähet habt und wünschen euern Jüngern und Nachfolgern, daß sie euch im Guten nachfolgen und gedenken (bedenken), Gott habe auch in einer andern reformirten Kirche*) liebe Kinder und treue Diener, die auch große Gnade von Gott empfangen haben und Gottes Namen hier zeitlich und dort ewiglich heiligen und preisen werden.

Drei Stunden hatte dieses oder ein diesem ähnliches Zwiegespräch zwischen Luther und Oekolampad stattgefunden den 1. Oct., als dann Tags darauf in dem Rittersaale des landgräflichen Schlosses die größere Versammlung stattfand. Es ist bekannt, mit welchem Starrsinn Luther jeden Friedensantrag von sich wies, indem er den Gegnern erwiderte „ihr habt einen andern Geist".

Ein nicht zu verachtender Gewinn war es immerhin, daß man über 14 Artikel, wegen welcher die Rechtgläubigkeit der Schweizer ebenfalls verdächtigt worden war, sich vereinigte; aber der letzte Artikel, um deßwillen doch das Gespräch war abgehalten worden, blieb unerledigt. Man schied, ohne sich durch kräftigen Handschlag vereinigt zu haben, und trotz der Versicherung, daß man Frieden halten wolle, klaffte die nur oberflächlich geheilte Wunde nur um so schmerzlicher wieder auf. Oekolampad seines Ortes suchte den Frieden zu halten. So mahnte er in einem Brief vom 24. Nov.**) Zwingli ab, gegen Luthern zu schreiben, es sei denn, daß dieser zuerst den Frieden breche. Dieß geschah aber nur zu bald. Oekolampad mußte die Feder noch einmal ergreifen, und zwar dießmal gegen Melanchthon in Betreff dessen, was die Väter vom Abendmahl gelehrt haben.***) Im Uebrigen nahm er gerne jede Gelegenheit wahr, das Unionswerk zu fördern. Dies bewies er auch durch die freundliche Gesinnung, mit der er den Absichten Butzers entgegenkam.†) Und er konnte

*) Oekolampad nennt hier die Kirche Luthers ebenfalls eine reformirte neben den schweizerisch reformirten Kirchen.

**) Opp. VIII. p. 375.

***) Dialogus, quid de Eucharistia veteres Graci et Latini senserint, cui inserta est epistola Phil. Melanchth. quam e Spira Oecolampadio misit, una cum Epistola responsoria. 1530.

†) Vgl. über diese Verhandlungen Heß, Leben Oekol. S. 311 ff. und über Butzers Friedenswerk überhaupt den dritten Band des Gesammtwerkes. Unter den Briefen an Butzer, heben wir den vom 3. Sept. 1530 (Epp. f. 127) heraus: „Wir schlagen, heißt es unter anderm, den rechten Mittelweg

solches mit gutem Gewissen, ohne seinem Innern Zwang anzuthun. War doch schon von Anbeginn seiner der Mystik (im edelsten Sinne des Wortes) zugeneigten Sinnesart der Gedanke an einen geistlichen Genuß des Leibes und Blutes Christi, worauf Butzer und die oberdeutschen Theologen so großen Werth legten, nicht im Mindesten zuwider, sondern vollkommen entsprechend. Was ihm widerstrebte war der von der Innerlichkeit der Mystik sich abwendende Materialismus in geistlichen Dingen, der das Mystische in ein Magisches verwandelt, in so fern er das Geistliche mit dem Sinnlichen in einen unheimlichen Contact bringt. Daß ihm die Lutherische Lehre unter dieser Form erschienen, das geht aus allem hervor, was er ihr entgegensetzte. Ob er sie in allen Theilen richtig verstanden, ob er nicht auch dem Gegner Folgerungen aufgebürdet, die dieser nicht zugeben konnte, wollen wir nicht entscheiden.*) Aber daß er auch in diesem Streite ehrlich gekämpft und daß er Maaß gehalten, wie es den Wenigsten, die an diesem traurigen Handel sich betheiligten, gegeben war, das wird Jeder gestehen, der seinem Verfahren Aufmerksamkeit geschenkt hat.

3. Oekolampads Stellung zu den Kirchen des In- und Auslandes.

(Die Kirche in Ulm. Die Waldenser, die Schweizer Kirchen.)

Der unbefriedigende Ausgang des Marburger Gespräches blieb nicht ohne Einfluß auf den weiteren Gang der Reformation in Deutschland. Einen Monat nachher wurde der Tag zu Schmalkaden eröffnet, auf dem das Bündniß der evangelischen Stände berathen werden sollte. Der Landgraf Philipp

ein, indem wir weder zur Rechten, noch zur Linken abweichen; wir halten es eben so wenig mit den Verächtern des Sacraments, als mit den Abergläubigen, welche entweder von einer Wesensverwandlung (Transsubstantiation) träumen oder von einer räumlichen, physicalischen Anwesenheit des Leibes, ähnlich der Anwesenheit des Weines in der Flasche oder des Feuers im glühenden Eisen." Er verwahrt sich dann gegen den Vorwurf, als ob im Abendmahl nicht auch nach seiner Erklärung, Leib und Blut Christi für den Glauben vorhanden seien. An Zwingli aber schrieb Oekolampad (19. Nov. 1530): „Nach meiner Meinung ist Butzer der Wahrheit eben so beflissen, wie der Liebe. Anfangs scheint er solche Dinge vorzubringen, von denen Jeder meinen sollte, sie seien gegen uns, aber bald entwickelt er unsre Ansicht so klar, daß nichts zu wünschen übrig bleibt... Daß Christi Leib und Blut wahrhaft im Abendmahl vorhanden seien, klingt zwar etwas hart, es wird aber wieder gemildert durch den Beisatz, daß es geistlicher und nicht leiblicher Weise (animo, non corpore) geschehe." Zwingli traute indessen dieser Vermittlung weniger.

*) Bekanntlich hat sich Luther öfters dagegen verwahrt, als denke er sich den Leib Christi im Brote räumlich anwesend, wie „Brot im Kasten, Geld in der Tasche"; aber doch trieb ihn wieder der Oppositionsgeist zu ähnlichen anstößigen Behauptungen, daß man sich nicht wundern kann, wenn die Gegner ihn mitunter krasser auffaßten, als er gefaßt sein wollte.

gab sich alle Mühe, auch die Städte Ulm und Straßburg, gegen die sich wegen der Abendmahlslehre Bedenken erhoben hatten, in den Bund zu bringen; allein vergeblich.*) Der Kaiser hatte inzwischen mit dem Papst (Clemens VII.) den Tractat von Barcellona, mit dem König von Frankreich aber den Frieden von Cambray geschlossen (1529), so daß er jetzt um so ernstlicher an den Krieg wider den Türken denken konnte. Um aber die Reichshülfe zu diesem Kriege zu erhalten, war vor allen Dingen nöthig, den innern Streit beizulegen, der nun seit dreizehn Jahren Deutschland des Glaubens wegen entzweite, oder doch wenigstens ihm ein einstweiliges Ziel zu setzen. Dieß die Absicht des Reichstages von Augsburg im Sommer 1530. Hier war es denn auch, wo die Protestanten am 25. Juni ihr Bekenntniß vor Kaiser und Reich ablegten, ein Bekenntniß, das Melanchthon mit großer Umsicht verfaßt, und in dessen zehntem Artikel er auch die Lehre vom Abendmahl so schonend als möglich, doch immer noch in einer Weise formulirt hatte, daß die oberdeutschen Städte, Straßburg, Costnitz, Memmingen und Lindau dem Wortlaute dieses Artikels nicht beistimmen konnten, sondern sich genöthigt sahen, eine eigene Confession, die der vier Städte (Tetrapolitana) einzugeben. Auch Zwingli sandte eine eigene Confession hin. Sie wurde nicht beachtet.

Die Schweizer standen jetzt außerhalb des evangelischen Verbandes mit Deutschland. Und doch nicht ganz! Waren doch eben die oberdeutschen Städte selbst der Zwinglischen Irrlehre verdächtig. Und diese sahen sich nun an die Schweizer, als ihre natürlichen Bundesgenossen, gewiesen. Neben Straßburg war auf dem Tage zu Schmalkalden Ulm genannt worden. Und gerade mit dieser Stadt sehen wir jetzt Oekolampad in Verbindung treten. In Ulm hatte seit 1524 Conrad Somius das Evangelium verkündet. Er war ein Freund Zwinglis und Oekolampads und so bekannte er sich auch im Abendmahl zu ihrer Lehre. Mit beiden Schweizer Reformatoren stand er in Briefwechsel. Auf sein und des Bürgermeisters Besserer Verlangen reiste Oekolampad im Mai 1531 nach Ulm, um dort die begonnene Reformation durchzuführen und zum Abschluß zu bringen. Die alte schwäbische Reichsstadt mußte auch in dem ehemaligen Bürger von Weinsberg besondere Sympathien erwecken. Bezeugte er doch in einem Briefe an Conrad Som, daß ihm die Stadt so lieb sei wie sein Augapfel.**) So half er denn die Kirchenordnung einführen und besonders auch das Schulwesen verbessern. In gleichem Sinn und Geiste wirkten mit ihm Butzer von Straßburg und Ambrosius Blarer von Constanz. Nach längeren Verhandlungen

*) Später (Juli 1530) trat dann der Landgraf von sich aus mit Zürich und Basel in ein Bürgerrecht, in das auch Straßburg schon im Januar getreten war.

**) Epp. p. 171 b. (18. August ohne Jahrzahl) quae (urbs) mihi non minus cara, quam oculi mei.

wurden 18 Glaubensartikel aufgestellt, dann Priester und Mönche vorbeschieden und um ihre Willensmeinung befragt. Die Meisten fügten sich in das Unvermeidliche, wenn auch mehr aus Trägheit und Feigheit, als aus Ueberzeugung. Nunmehr ward die Messe auf immer abgeschafft, die Bilder entfernt und der Cultus in einer der Baselschen Kirche ähnlichen Weise eingeführt.*) In Beziehung auf die Kirchenzucht (den Bann) ward ein Mittelweg eingeschlagen, bei welchem die Rechte des Magistrats in Absicht auf öffentliche Sittenpolizei möglichst gewahrt blieben. Auf Oekolampads Verwendung ward Martin Frecht, ein geborener Ulmer, aus Heidelberg in seine Vaterstadt zurückberufen. Dem Beispiel Ulms folgend, luden auch die Städte Memmingen und Biberach den Basler Reformator zu sich ein. Später freilich wandten sich dann die genannten Kirchen wiederum Luthers Lehre zu.

Aber nicht nur auf die evangelische Kirche deutscher Zunge finden wir Oekolampads Augenmerk gerichtet. Auch das Schicksal der evangelischen Kirchen Frankreichs lag ihm am Herzen.**) In eine besonders nahe Verbindung aber sehen wir ihn treten mit den dortigen Waldensern.***) Diese alten Vorläufer der Reformation waren in ihrer Abgeschiedenheit von der

*) So war die Distributionsformel des Abendmahls gleichlautend mit der noch jetzt in Basel gebräuchlichen: „Dein Glaube in das Sterben des Leibes (Vergießen des Blutes) Christi erhalte (stärke) dich in das ewige Leben." Vgl. Keim, Th. Th., die Reformation der Reichsstadt Ulm. Stuttgart 1851. S. 243. In einem aus Ulm vom 23. Juni datirten Bericht an Vadian, unterschrieben von Blarer, Butzer, Oekolampad und Som. (Epp. f. 207) heißt es: Ulma, quæ nos accersiit, sat multa specimina exhibet, sese nec ficto, nec vulgari animo ad Christum accessisse.

**) Brief an Zwingli vom 31. März und vom 1. Mai 1530. Opp. VIII. p. 442 und 450.

***) Peter Waldo, ein reicher Bürger von Lyon sammelte ums Jahr 1160, nachdem er seine Güter den Armen geschenkt, einige Gleichgesinnte um sich, die als die „Armen von Lyon" den Armen das Evangelium predigten. Sie gingen in ihren Lehren auf die Bibel zurück, so weit sie dieselbe verstanden. Papst Alexander III. verbot ihnen das Lehren, und Lucius III. that sie (in Verbindung mit den Albigensern und Katharen im südl. Frankreich) in den Bann. Innocenz III. suchte sie als Pauperes catholici wieder mit der herrschenden Kirche zu vereinigen, aber es gelang ihm nur mit Einigen derselben. Die Uebrigen wurden von da an mit den Albigensern auf das Grausamste verfolgt. Ihre Wohnsitze hatten sie großentheils in der Provence und in den Hochthälern des Piemont. Man unterschied auch die lombardischen und die transalpinischen Waldenser. — Daß die Annahme eines weit älteren Ursprunges der Waldenser eben so unsicher ist, wie die Herleitung ihres Namens von den „Thälern" (Vallenses), hat die unbefangene deutsche Geschichtsforschung mit Gründlichkeit gezeigt. Vgl. Dieckhoff, die Waldenser im Mittelalter. Göttingen 1851. Herzog, die romanischen Waldenser, ihre vorreformatorischen Zustände und Lehren, ihre Reformation im 16. Jahrhundert u. s. w. Halle 1853. (Gelzers Monatsblätter. 1854, Dec.)

übrigen christlichen Welt, in ihrem kirchlichen Wesen so ziemlich verkümmert. Sie fühlten die Nothwendigkeit eines geistigen Anschlusses an die Kirche der Reformation. Demnach faßte die Versammlung ihrer Geistlichen (Barben) zu Merindolle in der Dauphiné den Entschluß, zwei aus ihrer Mitte, den Prediger Georg Morel aus Fraissinières (in der Dauphiné) und Peter Masson (aus Burgund) nach der Schweiz und nach Straßburg abzuordnen, um Verbindungen mit den dortigen evangelischen Theologen anzuknüpfen. Im Spätjahr 1530 kamen diese Abgeordneten nach Basel und reichten dem Oekolampad eine Schrift ein, worin sie mit der größten Offenheit ein Bild ihrer kirchlichen Zustände entwarfen und auch das nicht verhehlten, was ihnen selbst an ihren Lehren und Einrichtungen unvollkommen schien oder worüber sie im Zweifel waren.*) So erzählten sie vorerst, wie sie es mit der Aufnahme ihrer Lehrer zu halten pflegen. Die Candidaten haben sich in demüthiger Stellung (mit gebogenen Knieen) bei der Versammlung um die Aufnahme zu melden. Es sind dies keine gelehrten Leute, sondern sie kommen vom Pflug und von der Heerde weg zum Lehrstand und sind meist, wenn sie sich melden, schon im vorgerückten Alter von 25 bis 30 Jahren. Sie halten sich dann drei bis vier Jahre unter den Barben auf und lassen sich während der Wintermonate unterrichten. Sie müssen erst recht lesen lernen, und dann lernen sie die Evangelien des Matthäus und Johannes auswendig, ebenso die katholischen Briefe und einen guten Theil der paulinischen. Sodann haben sie eine ein- bis zweijährige Probezeit zu bestehen unter den „frommen Schwestern", wo sie sich meistentheils mit Handarbeit beschäftigen. Nach Verfluß dieser Zeit werden sie durch Handauflegung geweiht, und je zwei und zwei zur Verkündigung des Evangeliums ausgesandt. Der Aeltere ist immer über den nach ihm Aufgenommenen gesetzt; dieser darf nichts thun, ohne jenes Aeltern Bewilligung, nicht einmal Wasser trinken. Die Geistlichen sind unverheirathet, aber die Keuschheit wird (ehrlich gestanden!) nicht immer bewahrt. Sie leben von den Wohlthaten der Gemeinde, beschäftigen sich mehr als nöthig mit Handarbeit und vernachlässigen leider! darüber das Schriftstudium. Gebete finden zu gewissen Zeiten statt, früh Morgens und Abends, vor und nach dem Frühstück, vor und nach dem Nachtessen, sowie auch zu Mittag und einigemale des Nachts bei'm Aufwachen aus dem Schlafe. In der Versammlung der Gemeinde geschieht das Gebet

*) Das Schreiben der Waldenser sowie die Antwort Oekolampads (Epp. f. 2.) findet sich unter den Handschriften des Basler Kirchenarchivs nicht mehr vor; gedruckt (und zwar ex reliquiis Bibliothecae Oecolompadii) findet es sich bei Scultetus, Anal. p. 295 ff. und bei Dieckhoff a. a. O. in den Beilagen; vgl. auch Herzog, Waldenser S. 334 und Leben Oekolampads II. S. 240 ff. Die Waldensische Umarbeitung dieses Aktenstücks und das Verhältniß des romanischen Textes zu dem lateinisch vorhandenen berührt uns hier weiter nicht. Wir halten uns an die uns zugänglichen Quellen und verweisen für das Uebrige an Herzog.

kniend und dauert wohl eine Viertelstunde, bei den Mahlzeiten aber wird nur das Unser Vater gebetet. Die zeitlichen Güter haben die Geistlichen unter sich gemein. Von den Gemeindegliedern werden sie reichlich unterstützt; besonders sind die Sterbenden zu Schenkungen an sie geneigt, „was ich übrigens, bemerkt Morel, nie über's Herz bringen konnte, anzunehmen." Die Geistlichen versammeln sich alljährlich zu Berathungen; sie wechseln öfters ihren Aufenthalt, keiner bleibt länger als zwei oder drei Jahre an demselben Orte, ausgenommen Greise, denen gestattet ist, bis zu ihrem Tode an derselben Stelle zu verweilen. In der Versammlung wird das eingesammelte Geld theils unter die Armen vertheilt, theils an die Reiseprediger, so weit sie dessen bedürftig sind. Vor Aufhebung der Versammlung bitten sich die Brüder gegenseitig um Verzeihung ihrer Sünden. Fällt einer in Fleischessünde, so wird er aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, und ist gehalten, im Schweiß seines Angesichts sein Brot zu essen.

In Sachen des Glaubens wird bemerkt: Wir glauben, daß Gott dreieinig sei; Christus ist nach seiner Menschheit geringer als der Vater; er ist wahrer Gott und wahrer Mensch. Von den Sacramenten glauben wir, daß sie nur Zeichen, oder die sichtbare Gestalt einer unsichtbaren Gnade (invisibilis gratiae visibilis forma) sind, und daß es gut sei, daß die Gläubigen von Zeit zu Zeit sich derselben bedienen, wenn es geschehen kann, halten aber dafür, daß sie auch ohne dieselben selig werden können. Darin aber (wie ich höre) befinden wir uns im Irrthum, daß wir mehr als zwei Sacramente annehmen. Es giebt keinen Mittler und Fürsprecher außer Christus. Von der Jungfrau Maria glauben wir, daß sie heilig, demüthig und voller Gnaden gewesen für ihre Person (pro se), und so auch die übrigen Heiligen, von denen wir glauben, daß sie die Auferstehung ihrer Leiber im Himmel erwarten. Daß nach diesem Leben bloß ein himmlisches Vaterland und eine Hölle sei, glauben wir festiglich und widersetzen uns von Grund aus (radicitus) der Lehre vom Fegfeuer, als einem Gedichte des Antichrists. Die Ohrenbeichte halten wir, (ohne dabei auf die Zeit Rücksicht zu nehmen) für nützlich, in so fern sie in der Absicht geschieht, den Schwachen, Unwissenden und des Rathes und Trostes Bedürftigen solchen Rath und Trost zu gewähren nach Ordnung der Schrift. Mit der Liebe halten wir es so, daß Jeder Gott über Alles, auch mehr als seine eigene Seele liebe, nach Gott aber über Alles die eigene Seele, nach dieser die Seele des Nächsten mehr als den eigenen Leib, darnach aber den eigenen Leib mehr als den des Nächsten, des Nächsten Leib endlich mehr als das eigene (zeitliche) Gut. Alle Menschenerfindungen, wie alle Feste der Heiligen, Vigilien, sogenanntes Weihwasser, das sich Enthalten von Fleischessen an gewissen Tagen und dergl., besonders aber die Messe haben wir stets als einen Gräuel vor Gott erkannt.*)

---

*) Früher war die Messe von den Waldensern nicht verworfen worden. —

Nun von der Seelsorge! Wir pflegen unser Völklein, das in verschiedenen Ortschaften zerstreut umher wohnt, einmal des Jahres zu besuchen und den Einzelnen die Beichte abzunehmen. Wir ermahnen die Eheleute, daß sie beisammen wohnen und sich in ehrbarer Weise die eheliche Pflicht leisten, nicht um der Wollust willen u. s. w. Ueberdieß ermahnen wir in der Beichte einen Jeden nach seiner Eigenthümlichkeit, daß er nach Kräften der Sünde sich enthalte, wobei wir, so gut wir es vermögen, die Lehre von der angestammten Sünde (doctrinam peccati a peccato) erklären. Ist Einer krank, so besuchen wir ihn, wenn wir gerufen werden, um ihn mit Ermahnung und Gebet zu trösten; bisweilen gehen wir auch ungerufen zu den Kranken, wenn wir ihr Bedürfniß kennen, um ihnen geistliche und leibliche Hülfe zu bringen. Bei'm Predigen sind wir zu Zweit auf dem Lehrstuhle; erst spricht der Aeltere, darnach der Andere. Und weil wir keine weltliche Obrigkeit aus unseren eigenen Leuten bestehend haben, da unser Schicksal ist, der Herrschaft der Ungläubigen unterworfen zu sein, so ermahnen wir die Unsrigen, daß sie aus ihrer Mitte zwei oder drei rechtschaffene Männer wählen, welche im gegebenen Falle die gestörte Eintracht herstellen. Diejenigen, welche sich hartnäckig unseren Ermahnungen und Lehren widersetzen, schließen wir von der Gemeinde und dem Anhören des Wortes aus, zu ihrer Beschämung, denn man soll das Heilige nicht den Hunden geben und die Perlen nicht vor die Säue werfen; denn es giebt Viele unter uns, die sich aus der Excommunication nichts machen, so lange man ihnen noch den Zutritt zur Predigt gestattet. Die Zeichen der Sacramente spenden nicht *wir* unserem Volke, sondern die Glieder des Antichrists (die Priester der römisch-katholischen Kirche). Wir erklären ihnen aber, so viel an uns ist, die geistliche Bedeutung der Sacramente, daß sie nämlich in keiner Weise ihr Vertrauen auf die antichristlichen Ceremonien setzen und bitten sollen, es möge ihnen nicht als Sünde zugerechnet werden, wenn sie gezwungen werden, die Gräuel des Antichrists mit anzusehen und anzuhören. Ueberdieß verbieten wir unserem Volke das Schwören, das Tanzen, jede Art von Spiel, mit Ausnahme des Bogenschießens und des Waffenspiels, das Wohlgefallen an frivolen Liedern, sowie den Gebrauch üppiger, bunter und verschnittener Kleidung.*) Unser Völklein ist guten Theils einfältig, bäurisch, es lebt vom Ertrag seines Ackers und wohnt wegen der häufigen Verfolgungen auf weitem Raume zerstreut; denn von einem Ort zum andern sind mehr denn 800 Meilen.**) Ueberall sind wir der Herrschaft der ungläubigen Priester unterworfen. Doch, Gott sei

Daß ihr Glaubensbekenntniß in der Gestalt, wie sie es Oekolampad vorlegten, unter Hussitischem Einfluß entstanden, hat *Herzog* a. a. O. nachzuweisen gesucht.

*) Gegen die sog. „verschnittenen Hosen" erklärten sich damals auch die Reformationsordnungen.

**) „Das ist wohl etwas aufgeschnitten," bemerkt Herzog a. a. O.

Dank, es findet sich nie oder nur selten Einer oder Eine, welche von der Obrigkeit eingezogen oder gestraft würden, oder welche schlechte Häuser besuchten.

So weit der Bericht. Nun aber folgen eine Reihe von Fragen, die Morel und seine Collegen gerne von den erleuchteten Männern beantwortet wünschten,*) an die sie sich wandten; Fragen, die zum Theil einen peinlichen Charakter haben, ähnlich bisweilen den Scrupeln der Wiedertäufer, nur mit dem Unterschiede, daß die Waldenser im Bewußtsein ihrer eigenen Rathlosigkeit bei den Reformatoren Belehrung suchten, während die Wiedertäufer schon zum Voraus alles besser wußten und für jede Belehrung sich unzugänglich zeigten. Die Fragen lauteten: Ob eine Rangordnung von Bischof, Presbyter u. s. w. unter den Dienern des Wortes stattfinden dürfe? Eine solche scheint von Paulus in den Pastoralbriefen (an Titus und Timotheus) geordnet zu sein; auch werden in der Apostelgeschichte „Säulen der Kirche" genannt. „Und doch haben wir diese Rangordnung nicht." — Ob die Todesstrafe über Diebe und Mörder dürfe von der Obrigkeit verhängt werden; denn Einige sagen, daß die Obrigkeit das Schwert führe zur Abschreckung, nicht zur wirklichen Vollziehung der Strafe, und daß Gott nicht den Tod des Sünders wolle, sondern daß er lebe und sich bekehre. — Ob bürgerliche Gesetze, zeitliche Dinge betreffend, bei Gott Gültigkeit haben, da geschrieben stehe: „Die Gesetze der Völker (Heiden) sind eitel." — Ob man sich im Falle der Noth der falschen Brüder, welche die Gemeinde an ihre Verfolger verrathen, durch Mord entledigen dürfe? (Allerdings eine sehr bedenkliche Frage!) — Ob Einer sein rechtmäßiges Gut, das ihm mit Gewalt hinterhalten werde, sich durch heimliche Entwendung dasselbe wieder zueignen dürfe, und ob es erlaubt sei, vor weltlichen Richterstühlen Prozeß zu führen, da doch Paulus (1. Cor. 6) es verbiete? — Ob Eltern ihre Kinder beerben dürfen, da doch geschrieben steht (2. Cor. 12, 14), die Eltern sollen den Kindern und nicht die Kinder den Eltern Schätze sammeln? — Ob das Zinsennehmen als Wucher zu betrachten? — Ob das Schwören erlaubt sei? — Was von dem Unterschiede der erläßlichen und der Todsünden zu halten? — Ob man die Verstorbenen beweinen dürfe? — Ob alle Kinder jeglichen Volkes, die der Vernunft nicht fähig sind, durch Gottes Gnade und durch das Verdienst des Leidens selig werden, weil geschrieben steht: „Lasset die Kindlein zu mir kommen" u. s. w. Oder ob im Gegentheil alle der Vernunft Fähigen, die nicht an Christum glauben, verworfen seien, weil geschrieben steht, es sei unmöglich ohne Glauben Gott zu gefallen? Wie es in Beziehung auf die freiwillige Ehelosigkeit und den jungfräulichen Stand zu halten? — Auch über die Lehre von der Gnadenwahl baten sie sich eine Belehrung aus. —

Es war nichts Geringes, alle diese Fragen zu beantworten, einer Gemeinde gegenüber, die bei ihrer geschichtlichen Eigenthümlichkeit nur sehr

*) Quae subduntur nobis multum sunt ambigua atque tecta.

unsichere Anknüpfungspunkte darbot und eine besonders taktvolle Behandlung erforderte. Oekolampad bewies sich auch hier als der Mann, der mit seinem schlichten Wahrheitssinne von dem sichern Schriftboden aus das Rechte zu treffen und das Geeignete am rechten Orte zu geben verstand. Die harten Aussprüche gegen die römische Kirche werden wir aus der Zeitlage und der Zeitstimmung uns zurechtlegen.

Er antwortete Folgendes (13. Oct. 1530): Nicht ohne christlich freudige Bewegung habe ich von euerm treuen Seelsorger, Georg Morel, vernommen, wie es um euern religiösen Glauben und um die Uebung desselben stehe. Ich danke unserm allgütigen himmlischen Vater, daß er in dieser Zeit, da fast überall dichteste Finsterniß das Erdreich bedecket, und da der Antichrist übermächtig geworden, euch zu solchem Lichte geführt hat. Ich erkenne wahrlich Christum in euch und liebe euch daher als Brüder; möchte ich diese meines Herzens Gesinnung euch durch die That beweisen können. Was wäre ich nicht trotz aller Schwierigkeiten bereit zu thun! Für jetzt bitte ich euch, was ich euch in brüderlichem Ernste vorlegen werde, nicht als im Tone hochfahrenden Befehls geschrieben anzusehen, sondern als freundschaftlichen Rath eines Mannes, der an eueren Schicksalen den innigsten Antheil nimmt. Wohl hat der Vater unsers Herrn Jesu Christi euch vor vielen Anderen mit Erkenntniß der Wahrheit und mit geistlichen Gütern gesegnet. Aber sobald ihr nur nie aufhören werdet, ihm dankbar zu sein, so ist auch Er reich genug, um euch mit noch größeren Schätzen zu bereichern und euch vollkommen zu machen, auf daß ihr hinan gelanget zu dem Mannesalter Christi. Wie ich nämlich vieles an euch gut heiße, so ist auch vieles, das ich gebessert wünschte. Ihr wisset, daß wir mit dem Herzen glauben zur Gerechtigkeit, mit dem Munde aber bekennen zum Heil, daß hingegen diejenigen, welche sich des Bekenntnisses Christi vor der Welt schämen, einst auch von seinem Vater nicht werden erkannt werden. Weil unser Gott die Wahrheit ist, so will er auch, daß die, welche ihm dienen, ihm in der Wahrheit dienen und ohne Schminke der Heuchelei. Er ist ein eifriger Gott und will nicht dulden, daß wir zugleich am Joche des Antichrists ziehen. Es giebt keine Gemeinschaft zwischen ihm und Belial. Nun haben wir aber gehört, daß ihr aus Furcht vor den Verfolgungen euern Glauben so verberget und verheimlichet, daß ihr auch mit den Ungläubigen Gemeinschaft haltet und ihren verabscheuungswürdigen Messen beiwohnt, von denen ihr doch selbst euch überzeugt habt, daß der Tod und das Leiden Christi in ihnen gelästert werde; denn da jene sich rühmen, durch ihre Opfer genug zu thun für die Sünden der Lebendigen und der Todten, was bleibt dann übrig, als daß Christus nicht genug gethan habe mit einem Opfer und daß Christus nicht ist Jesus (d. i. der Seligmacher) und der Erlöser, sondern gewissermaßen vergeblich für uns gestorben ist? So wie wir ihres verunreinigten Tisches uns theilhaftig machen, so geben wir uns dar als solche, die zu einem Leibe verbunden sind mit den Gottlosen, wenn auch mit verbittertem Gemüthe. Wenn wir „Amen"

sprechen zu ihren Gebeten, verläugnen wir dann nicht Christum? Welche Todesarten sollten wir nicht lieber wählen, welche Henkersqual eher erdulden, ja, in welchen tiefen Schlund der Hölle lieber uns werfen lassen, als wider das Gewissen den Blasphemien der Gottlosen beistimmen? Ich kenne eure Schwäche; aber denen, die sich durch Christi Blut erkauft wissen, geziemt es, tapferer zu sein. Der ist mehr zu fürchten, der die Seele sammt dem Leibe in die Hölle werfen kann. Was sind wir doch so für unser Leben besorgt? Soll uns dasselbe lieber sein als Christus? Werden wir uns zufrieden geben mit den Lockungen dieses Lebens und nicht lieber zu den ewigen Freuden eilen? Die Siegeskronen sind ausgestellt, und wir wollen das Angesicht von ihnen abwenden? Wer wird von der Wahrheit unsers Glaubens sich überzeugen, wenn er nachläßt in der Hitze der Verfolgung? Ich bitte daher, daß der Herr euch den Glauben mehre. Wahrlich lieber möchte ich sterben, als der Versuchung unterliegen. Darum so ermahne ich euch, Brüder, daß ihr die Sache reiflicher erwäget, denn wenn es erlaubt ist unter dem Antichrist den Glauben zu verheimlichen, so wird es auch freistehen, mit den Türken, es wird freistehen mit Diocletian zu den Altären des Jupiter und der Venus zu flehen, und vielleicht mit geringerer Gefahr. Dann wäre es auch dem Tobias freigestanden, das Kalb in Bethel anzubeten! Wo bleibt dann unsere Hoffnung auf den Herrn? Ich fürchte, daß wenn wir den Herrn nicht nach Gebühr verehren, unser ganzes übriges Leben vom Sauerteig der Heuchelei durchsäuert werde und daß der Herr die Lauen ausspeien werde aus seinem Munde. Wie sollen wir uns des Kreuzes Christi rühmen, wenn wir aus Furcht vor Drangsal den Herrn nicht verherrlichen? Nicht ziemt es sich, Brüder, die Hand vom Pfluge abzuziehen;*) nicht ziemt sichs Gehör zu geben den Einflüsterungen des übel rathenden Eheweibes (ich meine des Fleisches), die, bei allem was sie bietet, doch den Schiffbruch im Hafen herbeiführt.

Eure Glaubenslehren sind mir schon von früher her bekannt, aus eurer Antwort die ihr seiner Zeit dem König Ladislaus von Ungarn gegeben habt. Was ihr von Christus lehrt, ist dem wahren katholischen Glauben gemäß und auch von uns angenommen. Ihr glaubet mit uns einen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist; ihr glaubet, daß der ewige Sohn Gottes in der Fülle der Zeit vom heiligen Geist empfangen, von Maria, der Jungfrau geboren, unser Bruder worden sei, gestorben für unsere Sünden, dem Leibe nach auferstanden und gen Himmel gefahren sei und daß er sitzt zur Rechten des Vaters, von wannen er wieder kommen wird als Richter der Welt. Ihr glaubet auch, daß der heilige Geist den Aposteln sei gesandt worden, in dessen Kraft sie die Kirche gesammelt, bei der auch die Vergebung der Sünden ist. Ihr glaubet endlich auch, daß den Gläubigen das ewige Leben, den Gottlosen der ewige Tod bevorstehe. In diesem Glauben stimmen wir vollkom-

*) Ein Lieblingsspruch Oekolampads, dem wir fast überall wieder begegnen!

men mit euch überein. Auch über die heiligen Sinnbilder (Sacramente) sind wir einig. Es ziemt sich aber, daß wir durch dieselben zur heiligen Kirche vereinigt werden, und keinen Theil haben an der Kirche der Lästerer. Die von den Papisten Getauften taufen wir nicht noch einmal, wie die Wiedertäufer; das sei ferne! Hingegen halten wir uns ferne von ihrem Abendmahl. Auch wir kennen außer Christum keinen anderen Mittler. Die menschlichen Erfindungen, durch welche die Gewissen verstrickt werden und die der Freiheit des Geistes zu nahe treten, verabscheuen wir als wahrhaft antichristliche. Der weltlichen Obrigkeit gehorchen wir in den Stücken, die nicht wider Gott sind; wir ehren sie auch. Wir glauben, daß auch der Eid könne christlich sein; wir verweigern ihn nicht, wenn er verlangt wird, indem was wir bei Matthäus (in der Bergpredigt) lesen, nicht dawider ist. Denn nichts hat Christus dort verboten, was nicht an sich Sünde ist; er hat verboten das böse Gewissen, den Geiz, den Zorn, die Rachgier, jegliche Lüge und den Meineid. Den Bruder einen Thoren schelten (wie Paulus gethan hat und alle Propheten, als sie die Sünder mit heftigen Worten anließen) ist nicht wider den Sinn des Evangeliums; eben so wenig das Schwören vor Gericht, wenn es im Dienst der Wahrheit und der Gerechtigkeit geschieht*), wie bei Jeremia zu lesen; denn Gott hat selbst geschworen; auch Abraham und Paulus, die deßhalb nicht zu tadeln sind. Deßgleichen sind wir nicht so streng, daß wir alle die Geld ausleihen und Zinsen davon nehmen, Wucherer nennen**); denn Christus verdammt den Geiz des Herzens, den wir nicht sehen. Alle Gebote aber, will er, sollen wir nach dem Gesetz der Liebe auslegen. So glauben wir auch, daß die weltlichen Richter und Obrigkeiten nicht dem göttlichen Gesetz zuwider handeln, wenn sie die Frevler strafen und das Vaterland, auch Wittwen und Waisen mit dem Schwert vertheidigen; denn solches thun sie nicht in ihrem Namen, sondern sie sind Gottes Stellvertreter und haben das Schwert von ihm empfangen und nicht von sich selbst. Im Gegentheil handeln die, welche sich selbst in eigner Sache und aus Rachsucht mit dem Schwert vertheidigen, keineswegs gemäß dem Evangelium, welches befiehlt, daß wir unsere Seele in Geduld fassen und dem, der uns auf den rechten Backen schlägt, den linken darbieten sollen. Zudem behaupten wir, daß die bürgerlichen Gesetze, welche dem Glauben und der Liebe nicht widersprechen, keineswegs zu vernichten sind; wir können uns ihrer statt des mosaischen Gesetzes bedienen. Wir sagen nicht, daß der gesetzliche Theil (des alten Testaments) abgeschafft sei, so weit dabei der Sinn des Gesetzgebers in Betracht kommt. Der Sinn des Gesetzgebers nämlich ist, daß Gerechtigkeit und öffentliche Wohlanständigkeit gewahrt werde, was in einigen Nationen besser durch die kaiserlichen, als durch die mosaischen

*) s. oben das Gespräch mit Carlin.

**) Früher hatte Oekolampad selbst darüber strengere Ansichten, s. oben S. 46.

Gesetze geschieht; denn Moses hatte Rücksicht zu nehmen auf sein Volk. So ist das mosaische Recht wie das Ceremonialgesetz, was den Schatten betrifft, abgeschafft, während wir die Substanz desselben, Christus, haben und die Gerechtigkeit aus dem Glauben, den er gelehrt hat. Weiterhin können wir nicht einsehen, wie ein Christ auch einen Ungläubigen vor einem ungläubigen Gerichte belangen könne. Gewiß will Paulus nicht, daß wir einen Bruder vor einem ungläubigen Richter anklagen oder mit ihm Proceß führen. Die Gläubigen thun wohl daran, wenn sie ihre Streithändel unter sich schlichten. Was die Diener des Worts betrifft, so kann ich es nur billigen, daß ihr nicht Alle zulasset, sondern nur altersreife Männer von bewährtem Wandel. Aber mit eurer Gunst sei es mir zu bemerken erlaubt: es scheint, daß sie bisweilen mehr als nothwendig sich mit Handarbeit befassen und die Stunden, die sie zum Lesen (der Schrift) anwenden sollten, auf das Handwerk verwenden. Das „Arbeiten mit den Händen" ist eine heilige Sache, aber noch heiliger ist der Dienst am Worte. Die Apostel wollten nicht zu Tische dienen, damit dem Dienst am Worte nichts abgehe (Apostelgeschichte 6.). Paulus hat dem Titus vorgeschrieben: halte an mit Lesen (Tit. 1, 9. eig. an der Lehre). Wir sollen Gott nicht versuchen, als müsse er uns über das Studium hinaus auf wunderbare Weise wie die Apostel durch seinen Geist belehren. Wenn wir nun gleich eure Geistlichen nicht zu überflüssigen philosophischen und weltlichen Studien ermahnen, so werden sie schon genug haben am Studium der ganzen Bibel, Alten und Neuen Testamentes. Ferner scheint mir das auch nicht nach dem Sinne der Apostel, daß ihr von 3 zu 3 Jahren eure Geistlichen den Ort wechseln lasset. Es ist nämlich ein Unterschied zwischen Aposteln und Hirten (Pastoren). Die Apostel werden ausgesendet, die Bischöfe und Hirten aber sollen bei ihrer Heerde bleiben. So hat auch der Apostel Aelteste (Presbyter) städteweise angeordnet, obgleich statt der Apostel Visitatoren auf zweckmäßige Weise mögen aufgestellt werden. Daß sodann euren Geistlichen die Ehe soll untersagt sein, auch das glaube ich, sei nicht aus dem Geist Christi; denn jene höchste Gabe (der Enthaltsamkeit) und das engelsgleiche Leben ist den Wenigsten gegeben. Die Folge ist, daß viele Gewissen dadurch beschwert werden und daß die gewaltigsten Aergernisse daraus entstehen. Ueberspannet, liebe Brüder, doch nicht die Forderung der Heiligkeit auf so große Gefahr hin. Es giebt auch in der Ehe eine Enthaltsamkeit, und diese gefällt Gott besonders wohl. Auch Propheten und Apostel waren verheirathet, und nichts desto weniger eifrig beflissen im Dienste des Worts. Nicht die Ehe ist das Verderben der Geistlichen, sondern die Trägheit, die Bauchdienerei und die Kreuzesflucht. Dasselbe ist auch meine Meinung in Betreff der (ledigen) Schwestern in den Schwesternhäusern; auch diese fallen oft in die schlimmsten Versuchungen, und besser wäre es, sie heiratheten, als daß ihnen ein thörichtes und treuloses Gelübde im Wege stände, das weder bindend noch Gott wohlgefällig ist. Hat sich da einmal die Heuchelei eingeschlichen, so läuft die ganze Religion Ge-

fahr, und was früher süß war in Christo, nimmt einen bitteren Beigeschmack an, und das Joch wird hart, was früher leicht war. Ich halte wahrlich die Jungfrauschaft hoch, aber ich weiß auch, daß die erheuchelte vor Gott ein Gräuel ist. Ferne sei es also, daß um zeitlicher Güter willen, eine so große Gelegenheit des Heils versäumt werde. Nützlicher wird es sein, arm und enthaltsam in der Ehe, als reich und üppig im Cälibat zu leben. Darum könnten die Geistlichen nichts destoweniger eine Art von Gütergemeinschaft haben, sie könnten mit Weib und Kind gemeinschaftlich zusammen speisen, und jedem seine Arbeit anweisen. Wenn endlich bei den Geistlichen auch die Titel und Grade der verschiedenen Würden fehlen, die an den päpstlichen Prunk und Pomp erinnern, so schadet das nichts: es mögen aber immerhin Leitende sein und Dienende, Aufseher (Visitatoren), die anderwärts Bischöffe, Geistliche (Ecclesiastae), die anderwärts Prediger und Diener des Wortes heißen, und wieder Andere, die unterrichtet werden, Lehrjünger. Welche Lehrart aber zu beobachten sei bei dem Unterricht des Volkes, darüber will ich keine Vorschrift geben; es genügt, daß gelehrt werde, was den Glauben und die Liebe fördert, daß es empfohlen werde mit Demuth und in der Geduld des Kreuzes; daß Unächtes (apocrypha)*) ferne gehalten werde, so wie alle streitigen und fürwitzigen Fragen, aus denen Zank und Haß und Hochmuth entsteht. Unser einiger Zweck sei, die Herrlichkeit Christi mit feierlichem Nachdruck (magnifice) zu verkündigen, die guten Sitten zu befördern, die Laster und vorzüglich die Heuchelei und die innere Selbsterhebung, aus welcher sich die Ketzereien erzeugen und die Vielen zum Verderben wird, zu bekämpfen.

(Nun giebt Oekolampad ein Verzeichniß der sämmtlichen kanonischen Bücher des Alten und des Neuen Testaments. Ueber die sogenannten Apokryphen, zu denen er Judith, Tobias, Sirach, Baruch, die zwei letzten Bücher Esra's, 3 Bücher der Maccabäer und die letzten Capitel Daniels zählt**), urtheilt er, hierin ganz übereinstimmend mit Luther, daß er sie keineswegs gering achte, aber daß er ihnen kein göttliches Ansehen zuschreibe; aber auch im neutestamentlichen Kanon stellt er die Apokalypse nebst den Briefen Jacobi, dem zweiten Brief Petri und dem 2. und 3. Johannis den übrigen Büchern des Neuen Testaments nicht gleich) — ***).

---

*) Daß Oekolampad nicht an die s. g. „Apokryphen" des Alten Testaments denke, geht aus dem folgenden hervor.

**) Darunter sind verstanden: die Historien von der Susanna, vom Bel und Drachen zu Babel, das Gebet Asaria's und der Lobgesang der 3 Männer im Feuerofen, welche in der Uebersetzung der Septuaginta im Buche Daniel selbst stehen, in unsern kirchlichen Uebersetzungen aber davon getrennt sind.

***) Bekanntlich gehörten diese in der alten Kirche zu den Antilegomena und wurden erst später in die Sammlung der neutestamentlichen Schriften aufgenommen.

Die Allegorien, fährt er fort, halten wir hoch, sobald sie in der Schrift gegründet und dem Glauben gemäß sind, auch der Würde der Schrift nicht Eintrag thun, nicht aber meinen wir, daß Jeder nach seiner Träumerei damit verfahren dürfe. Um so mehr heißen wir jede Lehre willkommen, welche die Gnade Christi verherrlicht. Den freien Willen nehmen wir nicht an, insofern er die Gnade verkürzt; deßhalb aber lehren wir keine Nothwendigkeit zu sündigen; denn die, welche sündigen, die sündigen freiwillig und mit Vorsatz. Die Erbsünde hat ihren guten Grund. Nicht um der vielen Gebote willen ist unsre Tugend desto größer; sondern groß ist die Macht des heiligen Geistes, durch welchen wir den Willen Gottes vollbringen, und groß unsere Trägheit (im Guten) wegen welcher wir als unwürdig erachtet werden. Der letzte Grund alles Geschickes (fati ratio) ist bei Gott, und was er beschlossen, ist unabänderlich, wenn euch auch alles veränderlich erscheinen mag; aber ihr sollt nicht die Geheimnisse Gottes erforschen wollen, sondern sein Wort, dem wir zu glauben verbunden sind und durch welches wir sollen selig werden. Die Vorherbestimmung (Prädestination) können wir nicht leugnen; daß sie untrüglich ist, steht fest. Aber wie? ist Gott etwa ungerecht? ist er deßhalb nicht wahrhaftig? Daher demüthigen wir uns unter seine Majestät; sie drückt den emporgerichteten Nacken der Stolzen darnieder, kommt aber mit Erbarmen denen entgegen die zerschlagenen Geistes sind und ihre Hülfe allein von Gott erwarten, nicht vom Fleische her und vom eigenen Willen und Gutdünken, damit in allen Dingen Gott die Ehre gegeben werde. Im Uebrigen lassen wir den Streit zwischen Erasmus und Luther (über den freien und gebundenen Willen) auf sich beruhen. Unser Verderben kommt von uns, das Heil aber ist allein in unserm Herrn und Gott. Deßhalb, meine Brüder! da ihr ein solches Talent von dem Herrn empfangen habt, fahret fort und laßt es euch nicht gereuen, sondern verkündigt Gottes Ehre durch einen gerechten, nüchternen und frommen Wandel. Das Fleisch soll nicht siegen zu seinem eignen Verderben, sondern besiegt werden zu seinem Heil, denn wenn wir unser Leben auch hier verlieren um Christi willen, so werden wir es wiederfinden in der Auferstehung der Gerechten zum ewigen Leben, das uns Allen durch die Gnade Christi möge verliehen werden. Ich bitte euch, diese brüderliche Vermahnung nicht zu verachten; denn ich wollte nichts reden oder schreiben, von dem ich glaubte, daß Christus nicht dazu stehen werde. Das Uebrige wird Georg Morel euch mündlich erzählen, unser in Christo innig geliebter und geschätzter Bruder. Bittet Gott für uns und unsre Kirche, denn auch wir werden euer eingedenk sein im Herrn."

An diesen Brief reihte sich ein zweiter in welchem auch noch die übrigen Fragen beantwortet wurden: 1) über das eigene Verdienst, das natürlich dem Menschen abgesprochen wird, 2) über das Recht der Selbstvertheidigung, das Oekolampad auf das Aeußerste beschränkt wissen will nach der Regel des Herrn: „stecke dein Schwert in die Scheide", 3) über die Sonntagsfeier. Ueber diese äußert sich Oekolampad sehr frei: Wir sind nicht mehr an

das Gesetz des Sabbaths gebunden (Col. 2. Gal. 4.). Die Liebe aber gebietet uns, daß wir um der Schwachen willen uns der Geschäfte enthalten, und da wir unsrer eigenen Schwachheit wegen die übrigen Tage genöthigt sind, zu arbeiten, diesen Tag vorzüglich dem Gebet und der Anhörung und Betrachtung des göttlichen Wortes widmen. Wo aber die Nothwendigkeit oder der Nutzen der Brüder von uns einen Dienst verlangt, dann sollen wir wissen, daß wir Herrn des Sabbaths sind, und der Sabbath nicht uns beherrsche. 4) Ueber die Gewalt der Schlüssel, die lediglich nach dem Worte Gottes zu handhaben ist.

Zugleich richtete Oekolampad unterm 13. Nov. 1530 ein Schreiben an Butzer, worin er ihm die Waldensischen Abgeordneten*) als fromme und redliche Leute empfahl**). Von den beiden Abgeordneten kehrte übrigens nur der Eine, Morel, wieder nach Merindolle zurück; sein Gefährte, Peter Masson, ward in Dijon gefangen und hingerichtet. Die Arbeit der Reformatoren an dem Völklein der Waldenser, namentlich die Arbeit Oekolampads blieb nicht ohne Frucht. Dieß zeigte sich unmittelbar nachher auf der im September 1532 im Thale Angrogne veranstalteten Synode. Nun aber nahmen sich auch die Reformatoren französischer Zunge, wie Farel, der sprachverwandten Gemeinde mit besonderer Liebe an, bis endlich im Jahr 1571 die „Union der Thäler" zustande kam, durch welche der Anschluß an die Reformation eine vollendete Thatsache wurde.

Von den weitern Kreisen der Thätigkeit unsers Reformators kehren wir zur nächsten Nachbarschaft seiner Baselschen Kirche zurück. Wir haben schon erwähnt, daß die Stadt Mülhausen mit der Schweiz in Verbindung stand; kirchlich schloß sie sich zumeist an Basel an. Als aber im Spätjahr 1529 unter den dortigen Predigern, mit denen Oekolampad in vertrautem Briefwechsel stand, Zwistigkeiten ausgebrochen waren, die, zum großen Aerger der Gemeinde, selbst auf der Kanzel sich Luft zu machen suchten, richteten die Basler Prediger, Oekolampad an ihrer Spitze, eine herzliche, aber ernste Vermahnung an sie*). Die Zwistigkeiten waren nicht dogmatischer, sondern persönlicher Art; aber nur desto schlimmer! denn, heißt es trefflich in dem Schreiben: „nicht nur diejenigen fälschen das Wort Gottes, die irrige Lehrsätze verbreiten, sondern die, welche selbst auf der Kanzel ihren Leidenschaften freien Lauf lassen, und die während sie den Zuhörern Neid und Eifersucht zur Last legen, sich nur allzu sehr verrathen, daß sie selbst dieser Last unterliegen." Wie sehr durch solche Streitigkeiten das beste Werk, wieder zerstört werde, wird mit Nachdruck hervorgehoben. „Was ist kläglicher, als wenn nach langer Arbeit, in dem Augenblick da die Ernte soll in die Scheune geführt werden, wir unser

*) Epp. fol. 4.
**) Füßli's Beiträge V. S. 406. Heß S. 308.
***) Epp. fol. 202. (d. d. 6. Nov.)

Eigenthum anzünden, nur um damit den Gegner zu reizen und ihm zu schaden! Sind das treue Arbeiter, die solches thun? Sehr weise warnt der Brief auch davor, Streitigkeiten, die auch der Lehre wegen unter Geistlichen entstehen können, sofort auf die Kanzel zu bringen, statt dieselben unter der Kanzel in brüderlichen Besprechungen zu schlichten. „Euere Kirche, heißt es dann am Schlusse, ist uns nicht nur als eidgenössische Nachbarkirche so theuer und werth, sondern weil sie bis dahin durch ihren Glaubenseifer uns zum Segen geworden ist, so daß ihre Wohlfahrt und ihre Ehre zu mehren und allen Schaden von ihr abzuwenden uns nicht weniger am Herzen liegt, als der eignen Kirche gegenüber." — *)

In Solothurn hatten der Schullehrer Melchior Dürr (Macrinus), ein Freund Zwingli's und der Leutpriester Philipp Grotz der Reformation vorgearbeitet. Bei den Barfüßern wurden Wochenpredigten gehalten. Dem Schutzpatron der Stadt, dem heiligen Ursus, soll dieß den Angstschweiß ausgetrieben haben. Besonders aber mehrte sich die Zahl der Evangelischen auf dem Lande. Diese hatten aber einen schweren Stand und wurden sowohl von der papistischen, als von der wiedertäuferischen Seite her bedrängt**). Ja, auch unter ihnen selbst kam es zu Mißhelligkeiten, und so sah sich Oekolampad innerlich aufgefordert, auch hier ein Wort zum Frieden zu reden***). Er warnt besonders vor Solchen, die sich unberufen zum Lehramt hinzudrängen und mehr auf den Beifall des Volkes, als auf die Ehre Christi sehen. „Nicht durch die Massen werden die göttlichen Dinge regiert, sondern durch den Geist frommer und geweihter Männer und durch die Macht der Thaten werden sie gefördert". Der Streit bewegte sich besonders um den Ritus im Abendmahl, indem den Einen der Zürchersche, Andern der Bernerische, noch Andern der Basel'sche Gebrauch am meisten zusagte. Wir wissen nun schon, wie wenig Gewicht Oekolampad auf diese Außendinge legte, und so beschwor er denn auch die Solothurner, hierin keine Spaltung zu machen. „Ich weiß wohl, schreibt er, daß den Einen unter uns Zwingli, den Andern Oekolampad anstößig ist, und doch sind wir Beide selbst die besten Freunde und waren es von jeher; darum erweist uns niemand einen Gefallen, der im Hause Gottes um unsert willen Zwietracht säet." Allerdings, bemerkt er, könne man in der Freiheit, womit man das Aeußere behandelt, auch zu weit gehn. So wenn Jemand statt des Brotes im Abendmahl etwa Käse gebrauchen oder sich statt

*) Auch mit den einzelnen Predigern Mülhausens stand Oekolampad in Briefwechsel und beantwortete ihnen Fragen, die sie an ihn richteten. Vergleiche den Brief an Otto Biner über das Zinsnehmen und über die Fortdauer der Wundergaben (v. 3. März 1531.) f. 22. b.

**) Vergleiche den Brief an Capito v. 6. März 1529 (b. Gerdes p. 142) und den Brief Bertold Hallers an Zwingli v. 15. August 1530. Opp. VIII. p. 489.

***) Epp. f. 176. b. (vom 23. März 1531).

des Weines der Milch bedienen wollte*), oder wenn wir gar die Natur des Sacraments selbst veränderten, dadurch, daß wir aus dem Gedächtnißmahl eine Opferhandlung machten oder auch wenn wir läugneten, daß Christus es sei, der für uns gelitten und sich geopfert habe, oder wenn wir aus der allgemeinen eine Privatcommunion**) machten u. s. w. Dieß Alles beschlägt die Substanz des Sacraments selbst. Aber in Dingen untergeordneter (secundärer) Art, allzu spitzfindig zu sein, ist nicht sowohl Religion, als Aberglaube***)."

In der Nähe von Baden, wo 1526 die Disputation war gehalten worden, fand sich das Cistercienser Kloster Wettingen†). Auch in diesem Kloster hatten sich einige Brüder dem Lichte der Reformation zugewendet. Oekolampad richtete an sie ein Trost- und Ermunterungsschreiben:††) sie mögen nun das in Wahrheit sein, wovon sie bisher nur den Schein gehabt; sie mögen sich die bösen Nachreden nicht anfechten lassen, die sich wider sie erheben und sich an Christus halten, der die Welt überwunden. Aus seiner eigenen Erfahrung sprach er gegen die sittlichen Gefahren des Klosterlebens und ermunterte die nun frei Gewordenen zu verharren in der evangelischen Freiheit.

Es würde zu weit führen, den Briefwechsel zu verfolgen, den Oekolampad mit den ausgezeichnetsten Theologen des In- und Auslandes unterhielt†††). Nur das sei noch erwähnt, daß er gleich andern bedeutenden Gottes- und Rechtsgelehrten jener Zeit, auch in der ärgerlichen Ehescheidungsfrage Hein-

*) Anspielung auf eine Secte des christlichen Alterthums, die wenigstens zum Brote auch Käse genoß (die Artotyriten). Ebenso gab es Solche, die aus übertriebener Enthaltsamkeit statt des Weins nur Wasser gebrauchten (Enkratiten, Aquarii).

**) Privatcommunion und Krankencommunion sind indessen wohl zu unterscheiden. Daß Oekolampad sich für letztere erklärte, haben wir oben gesehen. Unter der Privatcommunion versteht er die Einzel-Communion des Priesters in der Messe, wenn diese anders noch communio genannt werden darf.

***) Nach dem unglücklichen Ausgang der Kappelerschlacht (Oct. 1531) wurde das Häuflein der Evangelischen in Solothurn hart bedrängt. Die 5 Orte stellten den Solothurnern die Wahl, die Kriegskosten zu bezahlen oder ihren Reformator, Grotz, auszuweisen. Den 30 Oct. 1532 kam es zu einem bewaffneten Auflaufe, wobei es dem Edelmuthe des Schultheißen Niclaus Wenge gelang, Blutvergießen zu verhüten. Die Reformation ging wieder unter; blos in dem unter Bernerischer Gerichtsbarkeit stehenden Amte Bucheggberg blieb sie aufrecht. Vergleiche Glutz-Blozheim über den Versuch, die Reformation in Solothurn einzuführen (Schweiz. Museum 1816. S. 757 ff.)

†) Gestiftet von Graf Heinrich von Napperschweil 1227, bei seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande. Es hieß Coenobium Maris Stellae.

††) Epp. p. 197. (25. August ohne Jahreszahl)

†††) Man vergleiche die verschiedenen Gutachten in der oft erwähnten Briefsammlung.

richs VIII. von England um sein Gutachten angegangen wurde. Simon Grynäus, der eine Reise nach England unternommen, hatte bei seiner Rückkehr nach Basel den Auftrag erhalten, des Reformators Meinung hierüber einzuholen. Unsicher für den ersten Augenblick was er rathen sollte, wandte er sich erst an Zwingli (13. August 1531)*) und als dieser (entgegen Luther) für die Ehescheidung sich erklärte, folgte er auch denen, welche sie anriethen. Die spätere Zeit hat freilich anders geurtheilt.

Aus den Briefen Oekolampads geht hervor, daß ihm auch junge Leute anvertraut und in die Kost gegeben wurden. So z. B. ein Sohn des Badischen Kanzlers, Joachim Kirscher. Da aber während der religiösen Krise in Basel die Studien darniederlagen, siedelte dieser nach Zürich über und Oekolampad verwandte sich bei Zwingli, daß entweder er selbst oder Collin oder Leo Judä den wohlgearteten Jüngling zu sich nähmen**).

Daß endlich auch Oekolampad sich vielfältig derer annahm, die um ihres Bekenntnisses willen verfolgt wurden, sei es, daß er sie bei sich beherbergte oder ihnen Empfehlungen an Andere mitgab oder ihnen ein tröstendes Wort zusandte, läßt sich erwarten. Spuren davon finden sich gleichfalls in seinem Briefwechsel***). Dabei konnte nicht vermieden werden, daß nicht auch Unwürdige seine Hülfe suchten†) oder Solche, die durch ihre extravaganten Lehren und Meinungen auch denen Verlegenheit bereiten konnten, die sie aufnah-

---

*) Opp. VIII. p. 631 und vom 20 August p. 634.

**) Briefe 52. und 56. Opp. VIII. p. 193. 196. Einige dieser jungen Leute, wie Gundelfinger versahen zugleich im Hause den Dienst eines Famulus. Von den freundlichen Gesinnungen Oekolampads gegen solche Hausgenossen zeugt ein handschriftliches Billet an einen gewissen Martin Hansen, Bürger von Bergzabern (v. 4. Februar 1530), dessen Sohn gleichfalls bei Oekolampad in „Haus und Dienst" gestanden und dem er über dessen „Frömmigkeit und Geschicklichkeit" ein lobendes Zeugniß ausstellt mit dem Anerbieten, ihm auch zu seinem weitern Fortkommen behülflich zu sein. (Wir verdanken die Mittheilung dieses Billets der Gefälligkeit des Herrn Professor C. Schmidt in Straßburg).

***) Ein Beispiel davon das theilnehmende Schreiben vom 2. September 1528 worin er Johann Ambach und Melchior Mantel, die um des Glaubens willen aus ihrem Vaterlande verbannt waren, tröstet. Epp. f. 191. b. oder der Briefwechsel mit Johann Baptist Pistorius, der nach einem unstäten Leben, das ihm auch sittliche Gefahren brachte, endlich bei dem Fürsten Georg von Mömbelgard ein Unterkommen fand (September 1528) Epp. f. 20. b. und so noch andere mehr. Vergleiche auch Herzog II. S. 244. 45.

†) So ein gewisser Gynoräus, der nachher mit Schimpf und Schande aus der Stadt gejagt wurde. Dabei macht Oekolampad die Bemerkung „So betrügen uns täglich die Leute und machen, daß wir uns zuletzt nicht mehr getrauen, Jemand zu empfehlen" (Brief an Zwingli, Juni 1528. Opp. VIII. p. 192).

men. Daß dieß mit Münzer und Denck geschehen, haben wir früher erwähnt. Dasselbe widerfuhr Oekolampad auch mit Michael Servet (Servede).

4. Oekolampads Stellung zur Häresie.
(Servet und die letzten Kämpfe mit den Wiedertäufern.)

Es ist bekannt, wie die sämmtlichen Reformatoren sowohl der deutschen, als der schweizerischen Kirche in Beziehung auf die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit sich an das anschlossen, was die Kirche der ersten Jahrhunderte, namentlich des vierten Jahrhunderts, nach längerem Kampfe festgestellt hatte, und wenn auch in dem Abendmahlsstreite die Anhänger Luthers die Zwingli'schen zu verdächtigen suchten, als ob sie auch in diesem Stücke von der alten katholischen Kirche abgewichen seien, so konnte solches bald als böswillige Verdächtigung zurückgewiesen werden*). Nichts desto weniger wurde von anderer Seite her, wie die Berechtigung zur Kindertaufe, so auch die kirchliche Trinitätslehre in Anspruch genommen. Das Recht, auch diese Lehre darauf anzusehen, ob sie in der Schrift gegründet sei, konnte nicht bestritten werden, und eine unbefangene Schriftforschung mußte allerdings zu dem Geständniß gelangen, daß die Ausdrucksweise (Terminologie) der kirchlichen Bekenntnisse über das Geheimniß der Dreieinigkeit ein anderes, mehr dialektisches Gepräge trage, als das was in der heiligen Schrift, rein vom religiösen Standpunkte aus über Vater, Sohn und Geist gelehrt wird**). Allein jede Zeit hat ihre Aufgabe. Ein richtiges Gefühl hielt die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts zurück, sich in einen Strudel von Erörterungen einzulassen, die der Kirche wenig Frucht gebracht, wohl aber unabsehbare Verwirrung herbeigeführt hätten***). Sie konnten sich auch immer beruhigen, daß der eigentliche Kern der christlichen Lehre doch eben in jenen Bestimmungen enthalten war, während alle die Versuche jener Zeit, das Dogma neu zu construiren, wieder an die Abgründe der alten Irrthümer (des Arianismus und Sabellianismus) zurückführten, aus denen die Kirche im vierten Jahrhundert gerettet worden war. So wenig bei den Wiedertäufern die Frage nach der Kindertaufe eine rein theoretische Frage blieb, die sich auf dem Wege wissenschaftlicher Erörterung am Ende

*) Vergleiche Brief Oekolampad's an Berchtold Haller v. 16. Januar 1530 Epp. f. 24. Da heißt es in Beziehung auf die ökumenischen Concilien: Sunt enim illa prima quatuor oecumenica concilia, quantum ad fidei dogmata attinet, vere sacrosancta et in verbo Dei fundata, a nulloque fideli unquam rejecta. Nicht also weil die Concilien als solche gesprochen, fügten sich die Reformatoren ihren Aussprüchen, sondern weil sie überzeugt waren, ihre Bestimmungen seien im Worte Gottes gegründet, welches für sie die einzige, unbedingte Autorität blieb.

**) Calvin hat dieß offen eingestanden.

***) So ward die Sache unter andern auch einige Jahre später von Bullinger beurtheilt s. Gesammtwerk V. S. 244.

hätte aufs Reine bringen lassen, sondern wie sie von Anfang an vermischt war mit unreinen Elementen, eben so wenig waren die Männer, welche ihre Angriffe auf die kirchliche Trinitätslehre richteten (die Antitrinitarier) frei von pantheistischen, ja selbst von wiedertäuferischen Anwandlungen; derselbe Hochmuth, dieselbe Rechthaberei, mit Hintansetzung der wichtigsten Heilsfragen, auf die es doch zunächst ankam, bemerken wir an dem einen wie an dem andern Orte, und zwar bei Männern, denen man eine hohe geistige Begabung und auch einen gewissen Ernst der Gesinnung nicht absprechen wird. Dieß gilt nun auch von dem Manne, den man als den bedeutendsten Vertreter und wenn man will, als den Märtyrer der antitrinitarischen Richtung betrachten kann, dem spanischen Arzte, Michael Servet. Wie etwa Hubmeier von der gänzlichen Umgestaltung der Sacramentslehre und der Lehre von der Taufe, so hoffte Servet von einer speculativen Umbildung der Trinitätslehre die rechte Erneuerung der christlichen Theologie. Wenn wir seine Ansicht kurz bezeichnen sollen, so war es in ihren Grundzügen die, welche Photinus im 4. Jahrhundert gelehrt hatte. Servet leugnete nicht die Gottheit Christi im Sinne des modernen Unglaubens. Er hielt Christum für den Sohn Gottes, in welchem die Fülle der Gottheit gewohnt und gewirkt hat. Nur das leugnete er, daß der Sohn Gottes schon vor der Menschwerdung, als eine vom Vater und Geist verschiedene Person (Hypostase) existirt habe; er leugnete die (immanente) Dreieinigkeit Gottes d. h. eine Dreiheit der Personen im göttlichen Wesen, in welchem er blos eine Dreiheit der „Dispositionen" (Relationen) zugab. Dabei sprach er von der kirchlich sanctionirten Lehre in höchst unziemlichen Ausdrücken, die den einfachen christlichen Gemüthern mit Recht als Blasphemie erscheinen mußten*). Er machte sich nun auch an Oekolampad, sowohl mündlich als schriftlich und theilte ihm das Manuscript seines nachmals so berüchtigten Buches mit: de Trinitatis erroribus. Oekolampad behandelte nach seiner humanen Weise den Mann, der unstreitig seltene Geistesgaben verrieth und in dessen Lehre er einige Funken eines edleren, wenn auch noch nicht mit sich ins Klare gekommenen Gemüthes erkennen mochte, mit vieler Schonung und suchte ihn auf bessere, dem Glauben der Kirche entsprechendere Ansichten hinzuleiten. Als sich aber Servet nicht belehren ließ, sondern fortfuhr eine Lehre zu lästern, die bis dahin die Grundlehre des christlichen Glaubens für die Anhänger der alten sowohl, als der neuen Kirche gebildet hatte, da schlug er auch einen schärfern Ton an. Gleich auf den ersten Blättern der Oekolampadischen Briefsammlung, auf die wir schon öfter hingewiesen haben, finden wir zwei Briefe an Servet, in denen er ihn wegen seines Hochmuthes väterlich zurechtweist**) und sich feierlich gegen die Entstellungen der kirchlichen Lehre

*) So wenn er die Lehre von einem dreipersönlichen Gott dem dreiköpfigen Cerberus verglich!

**) Epp. fol. 1.

verwahrt, die sich Servet erlaubte. „Du bildest dir ein, schreibt er unter andern, daß wir auf menschliche Weise von der Sohnschaft Gottes reden und daß wir den Sohn Gottes in's Krasse ziehen*) und ihn dadurch entehren. Das thust du auf lästerliche Weise. Ich kenne diese diabolischen Schliche. Mein Betragen scheint dir unchristlich, weil ich unwillig werde und mir nicht will gefallen lassen, daß der Sohn Gottes entehrt werde. In andern Dingen sollst du mich zahm finden, nicht aber wo Christus gelästert wird." Nun deckt ihm Oekolampad auch seine Unredlichkeit auf, wie er nämlich hinter ein auf den ersten Anblick unverfänglich scheinendes Bekenntniß seine Irrlehre zu verstecken wisse und strafte ihn über diese Unredlichkeit. Den folgenden Brief schließt er mit den Worten: „Wenn du versprichst bei dem Bekenntniß zu verharren, daß Jesus sei der Sohn Gottes, so ermahne ich dich, daß du gleicher Weise bekennest, der Sohn sei gleiches Wesens und gleich ewig (wie der Vater) wegen der Einheit des Wortes (Logos, mit dem Vater)**); nur so kann ich Dich für einen Christen halten.

Oekolampad erlebte noch Verdruß genug, daß er sich nur mit dem Manne eingelassen. Servet, der sich von Basel nach Straßburg wandte, hatte sein Buch in Hagenau (im Elsaß) drucken lassen; ein Gerücht nannte Basel als Druckort***). Selbst von Bertold Haller in Bern mußte Oekolampad Vorwürfe hören, und daß vollends die Lutheraner hier eine neue Gelegenheit fanden, die Schweiz als den Heerd aller möglichen Ketzereien und Schwärmereien zu verdächtigen, läßt sich denken. Butzer mußte auf Ansuchen Oekolampads an ihn zu seiner Rechtfertigung schreiben und ihm berichten, daß das gefährliche Buch nicht in Basel gedruckt sei†). Nun kehrte Servet abermals nach Basel zurück und belästigte Oekolampad aufs Neue. Dieser mußte ein Gutachten an die Regierung ausstellen††). Er verwarf, wie sich erwarten läßt, die Lehre nach ihrem ganzen Zusammenhang, verhehlte aber nicht, daß sich einiges Nützliche darin finde†††). Er rieth, das Buch zu unterdrücken, oder

*) ut crude faciamus filium Dei.

**) Das Erstere bekannte Servet, das Letztere leugnete er. Noch auf dem Scheiterhaufen rief er Jesum an als den Sohn des ewigen Gottes, war aber nicht dazu zu bringen, ihn den ewigen Sohn Gottes zu nennen. Wie Viele, die sich heutzutage zu den Christen zählen, würden nicht einmal das Erstere mit dem Ernste bekennen, mit dem es Servet bekannte!

***) Das Buch war allerdings durch Vermittlung eines Basler Buchdruckers König nach Hagenau befördert worden, siehe Trechsel Antitrinitarier, I, 67, (nach den Prozeßakten).

†) Epp. fol. 173 (vom 5. August 1531). In dem Brief beschwert sich Oekolampad bitter über Servets Hochmuth und Eigensinn: Photinianus ille, vel nescio cujus sectae homo solus sapere sibi videtur.

††) Epp. fol. 18. b. und Brief an Butzer v. 18. Juli 1531. f. 187 (II).

†††) Quamvis tamen etiam utilia quædam libello admiscuit, sed additionibus deinde aliis, reddit illa quoque pestifera et cavenda.

es nur von Solchen lesen zu lassen, denen es nicht schaden könne. Für den Verfasser selbst legte er Fürbitte ein; man möge ihm Verzeihung angedeihen lassen, wenn er widerrufe. Gewiß ein mäßiges Urtheil im Vergleich mit den übrigen Stimmen und mit der ganzen Richtung der Zeit! Hatte doch der sonst so friedlich gesinnte Butzer auf der Kanzel es ausgesprochen, Servet verdiene verviertheilt zu werden! Und ähnlich urtheilte Melanchthon von einem anderen Antirinitarier (Campanus), er sei „des lichten Galgens würdig"!

Indem wir die weitere Geschichte Servets dem Biographen Calvins überlassen*), nehmen wir den Faden der Wiedertäuferischen Bewegung, deren Zusammenhänge mit der antitrinitarischen immer sichtbarer wurden, von Neuem auf. So wurde den 6. August 1530 ein Conrad in der Gassen, mit dem Schwert hingerichtet, der die Gottheit Christi, die Kraft des Gebetes und die Zuverlässigkeit der evangelischen Berichte geleugnet hatte**). Auch wurde das Gesetz gegen die Wiedertäufer den 23. November geschärft***). Oekolampad that auch hier noch sein Möglichstes, den armen Verirrten Milderung des Urtheils zu verwirken, auch da wo er auf keinen Dank von ihrer Seite rechnen konnte†). Am hartnäckigsten war der Kampf auf der Landschaft. Einer der Prediger und Gehülfen Oekolampads, Gast, der nachmals in einer besondern Schrift das tolle Treiben jener Schwärmer beschrieben hat, war mit Hieronymus Bothanus im Februar 1531 nach dem Homburger Thale abgeordnet worden, wo namentlich in den Gemeinden Leufelfingen und Rümlingen, die Wiedertäufer ihr Wesen hatten††). Gast hatte an letzterm Orte eine scharfe Predigt gehalten, die aber nichts verfing. Es wurde nun zu Executionen geschritten. Mit einer grausamen Ironie gegen die Wiedertäufer wurde das Ertränken im Wasser („das Schwemmen") angewendet†††). Dadurch stieg die Erbitterung. Es war eine schwere Mission, die nun Oekolampad erhielt, selbst sich unter die aufgeregten Haufen zu verfügen und eine Kirchenschau auf der Landschaft zu halten; doch er gehorchte. Im Mai machte er sich auf†*), begleitet von einem Abgeordneten des Raths und dem Stadtreuter. Schon am

---

*) Im 4ten Band des Gesammtwerkes.

**) Ochs V. S. 28. Wie weit Oekolampad bei diesem Prozesse sich betheiligte, erhellt aus den nur unvollständig vorhandenen Akten nicht.

***) Ochs V. S. 24.

†) Ein Beispiel siehe bei Herzog II. S. 188. Vergl. auch den Brief an Vadian vom 31. Januar 1530, wo Oekolampad einen bekehrten Wiedertäufer Nicolaus seinem St. Galler Freunde bestens empfiehlt. Epp. f. 206.

††) Vergl. den Bericht über die Mission in Gast's Tagebuch, herausgegeben von Burtorf S. 2—4.

†††) „Sie sollten", sagt Gast, „durch das gestraft werden, wodurch sie sündigten, durch die Wiedertaufe".

†*) Diese Mission muß gleich vor seiner Reise nach Ulm gesetzt werden, die er am 11ten des Monats antrat. Vergl. Gast S. 10.

Eingang des Thales, im Flecken Sissach setzte er sich rohen Beschimpfungen aus. In Leufelfingen kam es zu förmlichem Tumulte. Kaum hatte Oekolampad die Kanzel bestiegen und seine Predigt begonnen, als er von einem Führer der Secte unterbrochen ward. „Liebe Brüder und Schwestern" rief dieser, „wie lange gestattet ihr solches dem geschmierten Pfaffen, dem listigen Wurm, der nach eurer Seele stellt? Jagt ihn zur Kirche hinaus mit seiner Lehre, die dem Wort Gottes widerspricht. Wir sind die wahren Gläubigen, wir haben den Geist des Herrn und können nach empfangener Taufe nicht mehr irren. Und dieser, der von Niemand berufen und kein Glied unsrer Gemeinde ist, sollte uns lehren? Er wähnt, ihm sei alles erlaubt, weil er obrigkeitliche Söldner bei ihm hat. Will er nicht schweigen, so jagt ihn zum Tempel, zum Lande hinaus! ihr werdet damit Gott einen Gefallen thun. Uns ist die Wahrheit geoffenbart; niemand soll uns fürderhin mit glatten Worten verführen. Wir haben zu unserm Schaden gelernt, diesen schlauen Katzen zu begegnen; lasset uns das Joch nicht mehr dulden, das wir ehemals von unsern Hirten haben tragen müssen; darum fort von der Kanzel!"

Oekolampad ließ sich nicht einschüchtern. Ruhig antwortete er: „Lieben Freunde! Bedenket wohl was ihr thut. Ich stehe hier vor Gott, dem gerechten Richter, ein Abgeordneter unserer gnädigen Herrn des ehrsamen Rathes, euch das heilsame Gotteswort zu verkündigen, und ihr untersteht euch, mich deßhalb von der Kanzel zu werfen oder gar mich umzubringen? Thut es, so ihr billige Ursache an mir habt, wiewohl solches nicht euch, sondern der Obrigkeit geziemt. Ich trage euch die Wahrheit vor und was zum Heil eurer Seelen dient. Das sollt ihr annehmen, so ihr anders rechte Jünger Christi seid. Hier ziemt es sich nicht, Unfug anzufangen, sondern friedsam zu antworten, und so ich etwas Irriges lehre, mir es zu beweisen. Fromme Leute sind nicht also gesinnt, daß sie ihre Lehrer umbringen, mit Prügeln sie fortjagen, Aufruhr wider sie anstiften, auf die Unwahrheit pochen und alles mit Toben erzwingen wollen. Tyrannen haben die Gewohnheit, alles mit Unsinn anzugreifen, wider Recht und Billigkeit zu handeln und keine Strafe anzunehmen. Ist Jemand unter euch, der mir beweisen kann, daß ich falsch gelehrt habe, der zeige es an."

Eine Antwort von Seiten der Bauern wurde indessen nicht abgewartet. Der Rathsbote befahl ihnen einfach bei ihren Eiden, sich ruhig zu verhalten und den obrigkeitlichen Anordnungen sich zu fügen.

5. Kirchenbann und Kirchenzucht.
(Synodalwesen.)

Oekolampad verhehlte sichs nicht, daß die Reformation schon jetzt in ein neues Stadium getreten sei, wo es nun ebenso nothwendig sein werde, gegen den Mißbrauch der evangelischen Freiheit, wie bis dahin gegen veralteten Aber-

glauben zu kämpfen. „Wir wissen es," schreibt er an Zwick in Constanz,*) „schon von der Zeit der Apostel her, wie der Glaube nicht Jedermanns Ding ist. Was wundern wir uns daher, wenn nun so Viele neue Götzenbilder in ihren Herzen sich bilden und diese Einbildungen vertheidigen? Daher die schwärmerischen Wiedertäufer und die hartnäckigen Bestreiter alles Sinnbildlichen (symbolomachi pervicassimi); daher ist die Welt voller Heuchler, deren Hartherzigkeit nur der Geist Gottes zu erweichen im Stande sein wird; daher auch der lieblose Eifer und der geistliche Hochmuth, der Andere zu verdammen so schnell bereit ist, so daß, wenn sie Meister wären, Christi Richterstuhl überflüssig würde. Kaum ist durch Gottes Gnade in unsern Kirchen der Gräuel des Meßopfers abgeschafft, so drängen nun die neuen Heiligen (sanctuli) auch auf Abschaffung der von Christo selbst eingesetzten Sacramente. Das thut uns der Teufel an! Fehlt es doch nicht an Solchen, welche durch ihre heraklitischen Schriften, die eben so dunkel, als verschmitzt sind, den Sacramenten sowohl als der christlichen Liebe feindselig entgegentreten, und die unter dem Schein die Wiedertäufer zu bekämpfen, die Taufe sammt dem Abendmahl über Bord werfen! Ein Heilpflaster, ärger als die Wunde selbst! Auf dasselbe Ziel steuern auch die los, welche darauf dringen, daß das Schwert des Bannes bei der Feier des Abendmahls geschwungen werde. Ich finde nirgends, daß Paulus das Geräusch des Forums in die stille Feier des Sabbaths eingeführt habe. Wohl befiehlt er, daß Jeder sich selbst prüfe, aber nicht die Gewissen Anderer zu prüfen. Wir werden besser unserer Pflicht gemäß handeln, wenn wir die gefallenen Brüder durch evangelischen Zuspruch unter vier Augen (privatim) zurechtweisen und ihnen zureden, von der Feier des Abendmahls sich ferne zu halten, und bis auf diesen Tag hat uns niemand verachtet. Gottlob, daß die weltliche Obrigkeit als Bewahrerin des Gesetzes die Heiden (die Masse der natürlichen Menschen) in Ordnung hält, während wir indessen die Gewissen der Einzelnen durch das Wort Gottes schrecken."

Mit diesen letztern Worten hat Oekolampad bereits den Grundgedanken ausgesprochen, den er mit besonderer Vorliebe aufgriff und ihn gegen anderweitige Ansichten, selbst auch gegen die Bedenken durchzuführen suchte, die sich von befreundeter Seite, wie von Zwingli dagegen erhoben, seinen Gedanken vom Kirchenbann und der Kirchenzucht.

Wenn man sich an alle die Mißbräuche erinnert, welche die alte Kirche mit dem Rechte zu binden und zu lösen getrieben, das Christus seinen Jüngern gegeben hatte,**) an die Bannstrahle und Interdicte der Päpste, so be-

*) 3. Januar 1530. Epp. f. 200.

**) Wie sehr Oekolampad diesen Mißbrauch des Bannes verabscheute, geht aus der schon im Jahr 1525 erschienenen Schrift (Elleboron) gegen den Löwener Theologen, Jacob Latomus hervor, der sein Büchlein „von der Beichte" angegriffen hatte.

greift man, daß eine Kirche, die sich soeben vom Joch der Priesterschaft befreit hatte, sich mehr als einmal besann, ehe sie wieder unter ein solches Joch sich schmiegte. Auch die wohlgemeintesten Rathschläge, sobald sie von geistlicher Seite herkamen und den Geistlichen ein Recht des Bannes einräumten, konnten den Verdacht erwecken, als wolle ein neues Papstthum an die Stelle des alten treten. Die Reformation hatte das Ansehen der Obrigkeit wieder hergestellt, der römischen Tyrannei gegenüber, welche sich rühmte, den Nacken der Könige und Fürsten unter ihr Joch gebeugt zu haben. Wiederum hatte die Obrigkeit das Werk der Reformation entweder von sich aus gefördert (wie in Zürich und Bern) oder es doch an die Hand genommen und in die rechte Bahn geleitet (wie in Basel). Sollte man ihr nun nicht das Vertrauen schenken, daß sie als christliche Obrigkeit auch fernerhin ihr Ansehen gebrauchen werde, den theuer erkauften evangelischen Glauben aufrecht zu erhalten und vor allen Dingen den Freveln und Lastern zu steuern, durch welche dieser Glaube geschmäht und die Sittlichkeit gefährdet wurde? Dieses Vertrauen hatte Zwingli in vollem Maße zu seiner Obrigkeit, und auch in Bern stellte Bertold Haller die Wachsamkeit über die Kirche der Obrigkeit anheim. Oekolampad dagegen faßte die Frage grundsätzlich auf, vom Standpunkt der Kirche aus. Ohne der Obrigkeit ihre Rechte zu schmälern auf dem staatlichen (politischen) Gebiete und ohne ihr auch allen Einfluß auf die Kirche abzuschneiden (denn eine gänzliche Trennung von Kirche und Staat nach unsern modernen Begriffen lag nicht in den Gedanken jener Zeit), wollte er doch auch zum Heil der Seelen die geistlichen Zuchtmittel in Anwendung gebracht wissen, welche der Kirche, d. i. der Gemeinde des Herrn, allein zustehen, und welche durch bloße Anwendung gerichtlicher und polizeilicher Strafen nicht ersetzt werden können. Mit Recht ist er als derjenige unter den deutschen Reformatoren bezeichnet worden, welcher in dieser Hinsicht am meisten einem Calvin und Knox vorgearbeitet hat, doch in einem mildern, von aller puritanischen Härte entfernten Geiste.*)

Wie er über das Verhältniß von Staat und Kirche, oder sagen wir lieber, von weltlicher Obrigkeit und christlicher Zucht gedacht, geht am deutlichsten aus seinem Briefwechsel mit Zwingli hervor. Unter dem 17. September (1530) schreibt er folgende goldene Worte, die noch jetzt der Beachtung werth sind:**) „Unerträglicher als der Antichrist selbst ist eine Obrigkeit, welche die Autorität der Kirche sich anmaßt. Die Obrigkeit führt das Schwert, und das mit Recht. Allein Christus hat uns die Arzneien und Heilmittel gegeben, mit denen wir den gefallenen Brüdern zu Hülfe kommen sollen. Wenn der Kirche ihre Würde bewahrt wird, so wird sie auch jetzt noch durch das Heilmittel ihrer Ermahnungen die Sünder gewinnen können, auch wenn sie dieselben dem Sa-

*) Herzog II. S. 192.
**) Opp. VIII. p. 510.

tan übergiebt zum Verderbniß des Fleisches (1. Cor. 5, 5). Wo aber alle Schuldigen vor der Obrigkeit müssen erscheinen, da wird entweder der Staat sein Schwert abstumpfen und durch die Schonung, die er gegen Wenige oder Viele anwendet, es unnütz machen, oder er wird durch allzu große Härte das Evangelium verhaßt machen.*) Zudem werden wir die Brüder nicht bessern, sondern sie verrathen, indem wir sie der Obrigkeit verzeigen. Christus hat nicht gesagt (Matth. 18, 17): „wenn er dich nicht hört, so sage es der Obrigkeit," sondern „der Kirche" (Gemeinde). Deßhalb will ich aber nicht mit den Wiedertäufern unsere Obern von der Kirche ausschließen. Nur ist ihr Walten ein anderes, als das der Kirche. Sie kann manches tragen und thun, was die evangelische Reinheit nicht gut heißt. Sie duldet z. B. die Juden mit ihren Privilegien, sie muß ein Auge zudrücken der schlechten Dirnen halber: genug sie gestattet manches, um größere Uebel zu verhüten, was aber die Kirche mit nichten sich kann gefallen lassen. Deßhalb, mein Bruder! halte ich es aus guten Gründen für meine Pflicht, unsere Kirche zu ermahnen, daß sie das von Christo ihr anvertraute Amt der Schlüssel nicht vernachlässige."

Oekolampad übersandte zugleich seinem Freund ein Exemplar der Rede, die er in diesem Sinne vor dem versammelten Rathe gehalten hatte.**)

Wenn nun auch die Regierung, weniger theologisch gestimmt, nicht in allen Stücken auf Oekolampads Gedanken einging, so unterließ sie doch nicht, ihren obersten Pfarrer auf eine Versammlung in Aarau abzuordnen, welche dieser Angelegenheit wegen im September stattfand.***) Allein auch hier hatte Oekolampad wenig Glück; namentlich trat ihm hier der Berner Reformator, Bertold Haller entgegen, †) der an der Oberherrlichkeit des Staates über die Kirche festhielt. Man kam zuletzt überein, die Meinungen anderer Kirchen darüber einzuholen.

In Basel selbst erlitten Oekolampads Ideen mancherlei Modificationen, worauf dann endlich unterm 14. December (1530) eine **Verordnung wegen der Bänne** erschien, ††) welche statt der zwölf Männer, in deren Hand

*) „Durch zu vieles Schneuzen wird nur das Blut hervorgelockt," heißt es unter anderm in dem oben angeführten Brief an Zwick.

**) Oratio habita vernaculo sermone coram senatu Basileensi anno 1530. de reducenda excommunicatione apostolica. Epp. f. 112. Im Auszug bei Herzog II. S. 192 ff.

***) Brief an Vadian vom 27. Sept. f. 189.

†) Auch an ihn hatte Oekolampad zuvor geschrieben und ihm auseinander gesetzt, wie die Kraft des Wortes und der Zuspruch aus demselben mehr wirke, als die weltliche Strafe. Vgl. Kirchhofer, Bert. Haller S. 162. 63.

††) Ordnung wie der Bann soll gebraucht werden (Mspt) Antiqu. Gernl. I. p. 77. Es sind darin freilich noch sehr viele gesetzliche Bestimmungen enthalten, z. B. wer eine Messe besucht, wird das erste Mal um ein Pfund, das zweite Mal um zwei, das dritte Mal um drei, das vierte Mal um vier Pfund gestraft. Noch weitere Widersetzlichkeit zieht Verbannung aus Stadt

erst Oekolampad die Kirchenzucht zu legen beabsichtigte, blos an jeder Gemeinde drei ehrbare Männer vom Rathe, und je einer von der Gemeinde dem Pfarrer und den Helfern beigegeben wurden, in deren Hände ursprünglich der Bann allein, laut Reformationsordnung gelegt worden war. Auf dem Lande sollte der Bann bestehen aus dem Pfarrer, dem Obervogt und zwei von diesem bestellten Männern. Vor dieser Bannbehörde hatten die Klagbaren zu erscheinen, und konnten nach dreimaliger Warnung vom heiligen Abendmahl ausgeschlossen werden. Die Namen der Gebannten wurden öffentlich in der Kirche angezeigt.

Wäre der Bann rein in der kirchlichen Sphäre geblieben, so würde er möglicher Weise erreicht haben, was sich Oekolampad von dessen Einrichtung versprach, obgleich auch hier zugegeben werden muß, daß in der Ausführung sich manches anders gestaltete, als in der Theorie. Verdrießlichkeiten wurden Oekolampad nicht erspart.*) Allein die Vermischung des Kirchlichen mit dem Bürgerlichen führte auch hier zu eigenthümlichen Conflicten. Die weltliche Strafe sollte zufolge jener Verordnung nicht ausbleiben für die Unbußfertigen. Wer so hartnäckig sich erwies, daß er einen Monat lang im kirchlichen Bann verharrte, ohne mit der Kirche sich auszusöhnen, dem sollte aller bürgerliche Verkehr abgeschnitten, es sollte allen Mitbürgern bei ernstlicher Ahndung verboten sein, mit einem solchen in irgend eine Gemeinschaft zu treten, in Beziehung auf „Essen, Trinken, Mahlen, Backen, Kaufen und Verkaufen, Behausen und Behofen."

Das Christenthum und die Bezeugung desselben in Wort und That galt als Bürgerpflicht, und wenn die Unwürdigen vom Tische des Herrn ausgeschlossen wurden, so wurde das Wegbleiben von demselben ebenso strenge geahndet an denen, welche dabei zu erscheinen nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hatten.**)

Dieß führte zu neuen Verwickelungen, nicht nur mit solchen, die aus Geringschätzung des Sacramentes sich vom Genusse desselben fern hielten, sondern auch mit achtungswerthen und christlich gesinnten Männern, die Gewissenshalber an einer Feier nicht theilnehmen wollten, die ihrer Ansicht vom hei-

---

und Land nach sich. In einer „Erläuterung" über das beim Bann einzuhaltende Verfahren (Antiqu. Gernl. p. 102) wird der Decalog zum Grunde gelegt und zwar noch nach der alten (katholisch-lutherischen) Zählung der Gebote, während im Oekolampadischen Katechismus (s. ausgew. Schriften IV. 2.) sich bereits die reformirte Zählung findet.

*) Beispiele bei Herzog II. S. 207 und Gast's Tagebuch S. 11 und 12.

**) Vgl. Edictum de non communicantibus vom 23. April 1531. (Antiqu. Gernl. I. p. 105.) Allen, die etwa der „Conscienz" wegen Anstand nehmen würden bei'm Abendmahl sich zu betheiligen, ward geboten, sich auf den nächsten Sonntag bei den „Augustinern" einzufinden und ihre Bedenken vorzutragen, wo man ihnen „mit göttlicher Hülf Antwort zu geben bereit sein wolle, dermaßen, daß sie sich nicht werden zu beklagen haben."

ligen Abendmahl nicht entsprach. War dieß doch der Fall mit dem berühmten Rechtsgelehrten Bonifacius Amerbach. Dieser, ein Freund des Zasius und Erasmus, und vielleicht wie diese im Herzen der alten Kirche zugethan, glaubte jedenfalls in der Abendmahlslehre Oekolampads nicht den rechten Ausdruck dessen zu finden, was er im Sacrament des Altares verehrte. Er blieb daher von der Feier des Mahles weg, wurde aber zur Verantwortung gezogen. Bei näherer Erörterung zeigte sich indessen, daß die von ihm formulirten Sätze*) mit der Oekolampadischen Lehre keineswegs unverträglich waren, und so bequemte er sich zuletzt zur Theilnahme an der Basler Communion.

Auch das Institut der Synoden erhielt nicht die gedeihliche Entwicklung, die Oekolampad ihm zu geben wünschte. Die Reformationsordnung von 1529 hatte Examinatoren aufgestellt, welche die Aufsicht über die Geistlichen zu führen hatten rücksichtlich ihrer Lehre und ihres Wandels. Es wurden diese bestellt aus dem gelehrten (geistlichen) und dem weltlichen Stande. Diese Examinatoren sollten alljährlich zwei Synoden veranstalten, die eine acht Tage nach Ostern, die andere auf Martini, und zwar in der Stadt. Alle Leutpriester und Diakonen von Stadt und Land hatten auf diesen Synoden zu erscheinen und Jeder war verbunden anzuzeigen, was er Strafwürdiges und Aergerliches an dem Andern gefunden. Diese Censura fratrum war wohl gemeint; aber auch sie konnte leicht mißbraucht werden, und darf man sich wundern, wenn je nach der Stimmung, die in der geistlichen Körperschaft vorwaltete, diese Censur das einemal in gehässige Angeberei, das anderemal in schale Complimente umschlug! Wir sind es aber dem Andenken Oekolampads schuldig, zu berichten, daß seine Gedanken mit einer Synode höher gingen, und daß, wie er in den Bännen die Presbyterialgewalt der Kirche zu verwirklichen suchte, er auch von der Synodalverfassung, wie sie die reformirte Kirche auch später erstrebt (die Basler Kirche sie aber bis zur Stunde noch nicht erlangt hat) eine richtige Ahnung hatte. Dies geht aus seiner Synodalrede vom 26. Sept. 1531 hervor, die wir als seinen Schwanengesang betrachten können und die wir in der Beilage mittheilen.**)

*) „Er genieße, sagte er, das Abendmahl 1. um Christo für seine Gutthaten zu danken; 2. um den Glauben zu stärken und sich gegen die Versuchungen der Welt, des Fleisches und des Teufels zu waffnen; 3. um den christlichen Glauben zu bezeugen." Daß 1. und 3. vollkommen zu Oekolampads Lehre stimmten, wird Niemand bestreiten. Aber auch der 2. Punkt würde, wie auch Herzog zugiebt, nur dann mit der Oekolampadischen Ansicht im Widerspruch stehen, sofern diese die „individuelle Beziehung der Communion" ausschlösse. Allein auch diese hat Oekolampad nicht geleugnet, hat sie noch mehr hervorgehoben, als Zwingli. Es erinnert uns dieß an Vorgänge der neuesten Zeit, wo Leute, die glaubten mit ihrer Abendmahlslehre auf streng lutherischem Boden zu stehen, bei'm Lichte besehen nichts anders bekannten, als was die vertiefte Lehre der Reformirten auch bekennt und lange vor ihnen bekannt hat.

**) Ausgewählte Schriften V.

So hatte Oekolampad, getreu dem Worte seines Herrn und Meisters, den Tag, den ihm Gott schenkte (und es war oft ein heißer Tag), treulich zur Arbeit benutzt. Er hatte nicht gewartet bis die Nacht kommt, da Niemand wirken kann. Die Nacht brach herein ohne sein Zuthun und überraschte den treuen Diener mitten in der Arbeit.

6. Die Katastrophe.

Die Nacht brach allerdings herein; zunächst über die evangelische Kirche in der Schweiz. In demselben Monat Februar (1529), in welchem die Reformation in Basel zum Siege durchgedrungen, hatten die 5 Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern mit König Ferdinand ein Bündniß zu Feldkirch geschlossen, das den 23. April zu Waldshut förmlich beschworen ward. Vergebens waren sie ermahnt worden, von diesem Bündniß abzustehen. Die Erbitterung hatte den höchsten Grad erreicht, als ein reformirter Prediger, Jakob Keyser, (genannt Schlosser) im Gasterlande aufgegriffen, nach Schwyz gebracht und dort verbrannt wurde. Dieß führte zu dem ersten Kappelerkriege, in welchem Schweizer gegen Schweizer in Waffen gestanden. Nur mit Mühe war auf Zureden des Landammes Aebli von Glarus ein Friede zu Stande gekommen, der den 26. Juli 1529 zu Aarau geschlossen wurde. Aber Zwingli hatte dem Frieden nicht getraut. Die Kluft war nicht beseitigt. Neue Verwickelungen traten ein durch die Erledigung der Abtei St. Gallen. Von beiden Seiten wurde wieder eine drohende Stellung eingenommen. Noch einmal ward in Luzern das Kriegsbanner entfaltet, um das die 5 Orte sich schaarten. Noch einmal zogen die evangelischen Kriegsschaaren über den Albis. Auch Basel sandte seinen Zuzug. Ulrich Zwingli, der das Hauptbanner von Zürich begleitete, starb auf dem Schlachtfelde zu Kappel, den 11. Oct. 1531. Oekolampad, den die Nachricht von der erlittenen Niederlage zur schlimmen Stunde traf, hatte mehr als einen Todten zu beweinen. Auch sein treuer Gehülfe Hieronymus Bothanus war geblieben. Er war mit noch 13 Bürgern Basels in dem Treffen am Gubel gefallen. Vor allem aber ging Zwingli's Tod dem treuesten der Freunde nahe. Er schreibt darüber an Capito*) (22. Oct. 1531): „Unser in jeder Beziehung unvergleichlicher Zwingli ist mit dem Abte von Kappel (Joner), dem Comthur von Küßnacht (Schmidt) und mit 13 andern gelehrten und wackern Männern, deren Namen mir noch nicht bekannt, und die nach der ersten Niederlage dem Feind in die Hände gefallen sind, dem Tod erlegen. Die Wuth und Rohheit der Feinde läßt sich nicht beschreiben. Was wollen wir noch Uebles reden von den Türken? Sie haben sie weit übertroffen an Grausamkeit. Den elendiglich verstümmelten Abt von Kappel haben sie der Augen beraubt,

*) Epp. f. 137.

ihn in eine Kutte gehüllt und auf die Kanzel gestellt, daß er predige, den Zwingli zerrissen. Mir schaudert solches zu schreiben; das vergossene Blut schreit zum Himmel!*)

Weit mehr und tiefer aber noch, als die Rohheit, die auf dem Schlachtfeld sich äußerte, mußten ihn die lieblosen Urtheile schmerzen, die nicht nur die päpstlich gesinnten, sondern Luther und die nach seinem Namen sich nannten, über den Helden sich erlaubten, der, wie mit dem Worte, so zuletzt auch mit dem Schwerte für Christi Sache gekämpft hatte. Letzteres hatte besonders Luther mißbilligt, der mit Recht dem Evangelium keinen andern Sieg wollte errungen wissen, als durch das Wort. Auch Oekolampad stimmte diesem Grundsatz bei. Er vertheidigte aber Zwingli gegen unbillige Vorwürfe damit, daß er zeigte, wie er einfach der Sitte des Landes und den Befehlen der Obrigkeit gemäß gehandelt habe. „In unserm Schweizerlande," schreibt er an seine Freunde Som und Frecht in Ulm (8. November), „ist es nichts Unerhörtes, daß auch die ersten Geistlichen, selbst bewaffnet bei dem Hauptbanner sich einfinden. Unser Bruder ist also nicht als Heerführer, sondern als guter Bürger, ja als bester Hirte, ausgezogen, indem er nicht verschmähte, mit den Seinen zu sterben. Er hat sich nicht hervorgedrängt; im Gegentheil gab der Rath nicht zu, daß er länger zu Hause bleibe. Er hatte selbst das Aergste vorausgeahnt und vorausgesagt. Viele hätten ihm auch Feigheit vorgeworfen, wenn er sein Geleite verweigert hätte. Uebrigens war er, wie in andern weltlichen Künsten, so auch in der Kriegskunst wohlerfahren."**)

Auf Oekolampad waren nun aber die Augen der Zürcher gerichtet, nachdem sie ihren Zwingli verloren. Wer konnte ihn besser, würdiger ersetzen, als er? Der Convent der Zürcher Geistlichen wählte ihn einstimmig zum Nachfolger, und Leo Judä sollte ihn von der geschehenen Wahl benachrichtigen. Oekolampad lehnte den Ruf ab in einem Schreiben vom 1. Nov.***) Er dankte für das ehrenvolle Zutrauen, erklärte auch, daß wenn er wegziehen wollte, er nirgends lieber hinginge, als nach Zürich; doch nicht als

---

*) Vgl. auch den Brief an Butzer vom 27. Oct. Epp. f. 188 b. — Oekolampad war gerade um diese Zeit mit seinem „Hiob" fertig geworden, an dem er angestrengt (obstinato mentis proposito) arbeitete. (s. Brief an Butzer vom 18. Juli 1531. Epp. f. 187.) Außerdem erschien von ihm in demselben Jahr der Commentar über Daniel. Der Commentar über die drei letzten Propheten: Haggai, Sacharia und Malachi war bereits 1527 erschienen, so wie auch das erste Capitel des Propheten Ezechiel. Der ganze Commentar über letztern, so wie auch über Joel, Amos, Micha u. a. m. wurde nach seinem Tode herausgegeben. Ein, wenn auch nicht ganz vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet sich bei Heß im Anhange zur Lebensgeschichte, womit zu vergleichen die Berichtigungen bei Herzog II. S. 255 ff.

**) Epp. fol. 211 b.

***) Epp. fol. 212 b.

Pfarrer, sondern als der geringsten Diener einer. „Allein," fährt er fort, „wie jetzt die Sachen in Basel stehen, so sehe ich nicht ein, wie ich mit gutem Gewissen an eine Entfernung denken dürfte. Schon in alten Zeiten schenkte man denen wenig Vertrauen, welche ihre Kirche verließen, um einer andern vorzustehen. Der Unbeständige wird keine Herzen sich fest verbinden, und zwischen zwei Stühlen schwankend wird er sich lächerlich machen. Ich kann nicht leugnen, daß mir vieles in meiner Kirche nicht gefällt. Ich weiß, wie Vielen ich verhaßt bin, wie wenig ich bei den Meisten ausrichte; doch das alles muß ich tragen und darf es nicht blos abschütteln. Ich müßte fürchten den Zorn Gottes auf mich zu ziehen, wenn ich deßhalb meine Stelle verlassen wollte, weil ich mich weigerte, das aufgelegte Kreuz zu tragen. Die Weisheit gebietet, wohl abzuwägen, was unsere Schultern vermögen. Ich erliege fast schon unter der gegenwärtigen Last; wie thöricht wäre es, eine schwerere auf mich zu nehmen! Vielleicht würde ich mich dadurch weniger an meiner Kirche versündigen, welche leicht einen bessern Arbeiter erhalten könnte, als an der eurigen, der ich einen so wenig tüchtigen anbiete. Gleichwohl wäre es aber auch eine Versündigung an meiner Kirche, welche mit mir mehr als einmal dieselben Gefahren bestanden und sich auch nicht in allem undankbar erwiesen hat. Gott bewahre mich, daß ich zuerst der Undankbarkeit beschuldigt werde. Auf den Fall hin, daß jene (meine Kirche) undankbaren Sinnes mich forttreibe, ja auf den Fall hin würde ich jedem Rufe des Herrn folgen."

An ein Fortgetriebenwerden durch die Basler konnte er im Ernst nicht denken. Aber weder er, noch die Freunde in Zürich ahnten, wie bald jener Ruf des Herrn in anderm Sinne an ihn ergehen werde.

Die Nacht brach auch über ihn herein, die Nacht des Todes. Sein zarter Körper unterlag den überhäuften Anstrengungen. Ein Geschwür (Anthrax) an dem sogenannten heiligen Beine griff zuerst seine durch Nachtwachen geschwächte Gesundheit an. Ungeachtet der heftigen Entzündung und der dadurch verursachten Schmerzen setzte er noch einige Tage seine Predigten und Vorlesungen fort; doch bald ward er genöthigt das Bett zu hüten.

7. Das Kranken- und Sterbebette.*)

Kaum hatte sich das Gerücht von der ernstlichen Erkrankung des theuern Mannes in der Stadt verbreitet, so bemächtigte sich eine allgemeine Unruhe

*) Wir halten uns dabei hauptsächlich an den Bericht eines Augenzeugen, „der seinen letzten Athem belauscht und die Augen ihm zugedrückt hat," des Simon Grynäus in seinem Brief an Capito, abgedruckt sowohl in der Vorrede zu Oekolampads Ezechiel, (Argentor 1534. 4.) als im Eingang zu den Epp. Oec. et Zwinglii. Der Bericht Gundelfinger's, des Dieners und Hausgenossen Oekolampads, bildet dazu eine Ergänzung (abgedruckt in den „fortgesetzten Sammlungen von alten und neuen theologischen

der Gemüther. Der Rath ermahnte die Aerzte, alle Mittel ihrer Kunst aufzubieten, das edle Leben zu retten. Mehrere Mitglieder des Rathes und angesehene Männer aus der Bürgerschaft fanden sich persönlich an seinem Krankenlager ein oder erkundigten sich nach seinem Befinden. Oekolampad täuschte sich nicht über das Bedenkliche seines Zustandes. Den 21. November, als sich die Familie eben zu Tische setzen wollte, rief er sie zu sich und bereitete sie auf seinen Heimgang. „Grämt euch nicht, meine Lieben," sprach er, „ich scheide nicht auf ewig von euch. Ich gehe jetzt aus diesem Jammerthal hinüber in das ewige Leben. Freude soll es euch sein, mich bald an dem Orte der ewigen Wonne zu wissen." Darauf feierte er mit seiner Frau, ihren Verwandten und Dienern des Hauses das heilige Abendmahl.*) Alle zerflossen in Thränen. „Dieses Mahl," sprach er, „das ich jetzt mit euch genieße, ist ein Zeichen meines wahren Glaubens an Christum Jesum, meinen Herrn, Heiland und Erlöser. Das treue Zeichen der Liebe, das er uns hinterlassen hat, soll auch mein letztes Lebewohl an euch sein. Lebe ich bis morgen, so feire ich es noch einmal mit meinen lieben Amtsbrüdern und Freunden in Christo."

Er erlebte in der That den folgenden Tag. Und nun berief er durch seinen treuen Diener und Hausgenossen Gundelfinger die sämmtlichen Geistlichen der Stadt zu sich und redete sie also an: „Ihr seht, lieben Brüder! wie es um mich steht. Der Herr ist da, er ist gekommen; schon führt er mich

---

Sachen aufs Jahr 1743.") Diese „Sammlungen", wahrscheinlich eine Fortsetzung der „Unschuldigen Nachrichten", unter Löscher's Leitung herausgegeben, habe ich so wenig als das Gundelfinger'sche Original selbst erhalten können und befinde mich daher in demselben Fall wie mein Vorgänger Herzog (II. S. 246 ff.), der sich in Betreff dieses Aktenstückes an die Mittheilungen seines Vorgängers Heß (S. 401 ff.) gehalten hat.

*) Wie kann man noch behaupten, die Krankencommunion sei unreformirt, da die größten Lehrer dieser Kirche aus alter und neuer Zeit das Mahl des Herrn noch auf dem Sterbebette mit den Ihrigen als Abschiedsmahl gehalten haben? Oekolampads Beispiel steht ja nicht allein. Aus unserm Jahrhundert bildet eine würdige Parallele zu unsrer Sterbescene das, was uns von guter Hand aus Schleiermachers letzten Stunden mitgetheilt wird. („Aus Schleiermachers Leben in Briefen." Berlin 1858. Bd. II. S. 482 ff.) Wie konnten aber diese Männer, fragen wir weiter, wie konnten hier ein Oekolampad, dort ein Schleiermacher, ein solches Verlangen nach dem Mahl des Herrn haben, wenn es ihnen nichts war, als, wozu man das reformirte Abendmahl machen will, ein leeres Zeichen? Zum Ueberfluß führen wir aus Oekolampads Schriften noch eine Stelle an (Epp. fol. 116 b.), die zeigt, wie ihm der Hunger und Durst nach dem Sacrament auch während seines Lebens keineswegs fremd war: Hunc panem et potum esurio et sitio, non ut in me convertatur sicut corporalis cibus, sed ego in illum vertar et spirituali cibo spiritualis fiam, ut cum fuero ego in Christo, Christus quoque in me manens, utpote in sacramento sumpto per gratiam suam operetur sua opera.

weg von hinnen. Da die Sachen also stehen, so habe ich euch erst rufen wollen, um meine Seele mit meinen lieben Freunden durch aufrichtige Freude in dem Herrn zu erquicken. Was soll ich euch in dieser letzten Zusammenkunft sagen, ihr Diener Christi, die ihr durch die gemeinschaftliche Liebe zum Herrn, durch dasselbe Streben, dieselbe Lehre aufs innigste unter einander verbunden seid? Durch Christus ist uns das Heil erworben und die völlige Hoffnung auf den Eintritt in das Reich Gottes; daher sei ferne von uns alle Traurigkeit, alle Furcht des Lebens und des Todes, aller Zweifel und Irrthum. Das allein, Brüder! liegt uns ob, daß wir in den Fußtapfen Christi, welche wir schon längst betreten, beständig und treu verharren, die Reinheit der Lehre unbefleckt erhalten und unser Leben in allen Stücken dem Worte Gottes gleichförmig machen. So wird Christus der Herr, welcher mächtig genug ist und über das Seinige wacht, für das Uebrige wohl sorgen und seine Kirche beschützen. Wohlan denn, Brüder! Lasset euer Licht also leuchten, daß Gott der Vater in euch verklärt und der herrliche Name Christi durch das Licht eures Lebens und eures aufrichtigen Glaubens gepriesen werde. Haltet euch in wahrhafter Liebe umschlungen und bringet euer ganzes Leben zu, als in der Gegenwart Gottes. Vergebens sucht man durch bloße Worte Frömmigkeit einzuflößen; es bedarf der Weisheit, des Lichtes, des Lebens und einer wahrhaft himmlischen Gesinnung, wenn wir den Satan besiegen und besonders zu unserer Zeit die Welt zu dem Herrn Christo bekehren wollen; denn, o Brüder! welches trübe Gewölk steigt auf, welch' ein Sturm naht sich, wie sehr nimmt die Entfremdung der Menschen von Gott, der Mangel an Glauben überhand! Euch aber geziemt es, festzustehen und auszuharren; der Herr selbst wird den Seinen beistehen. O könnte ich mit euch die Gefahren theilen und dieses Leben für die Wahrheit dahin geben; doch es bleibt ja unzertrennt die Liebe und unauflöslich das Band in Christo. Die an ihn glauben, haben Alles unter einander gemein!"

„Daß ich des Verbrechens beschuldigt werde," fuhr er dann auf seine eigene Person übergehend fort, „die Wahrheit verfälscht zu haben, kümmert mich nicht. Durch Gottes Gnade trete ich mit einem guten Gewissen vor den Richterstuhl Christi. Da wird es offenbar werden, daß ich die Kirche nicht verführt habe. Ich lasse euch als Zeugen dieser meiner Versicherung zurück und bestätige euch als Solche in diesen meinen letzten Athemzügen."

Nun reichten ihm die Umstehenden die Hände und gelobten ihm, für das Wohl der Kirche fernerhin Sorge zu tragen. Die Abendmahlsfeier, die nach jener Aeußerung Oekolampads am vorigen Tage nun auch im Kreise der Geistlichen sich wiederholen sollte, unterblieb. Einige wollten sie der Schicklichkeit wegen auf den folgenden Tag verschieben. Paul Phrygio aber, Pfarrer zu St. Peter, hielt die Wiederholung für überflüssig, da der Sterbende schon mit seiner Familie communicirt habe. Oekolampad gab sich damit zufrieden. „Ich weiß wohl," sprach er, „daß die Seligkeit nicht in äußerlichen Zeichen und im

Essen (des Mundes) besteht, sondern im innern Genießen durch den Glauben, daher ich nicht darauf dringen will. Ich will auch solches eurer Liebe angezeigt haben, daß ich es blos darum begehrt habe, um mich mit euch in rechter Liebe und Einigkeit zu erquicken und von euch Abschied zu nehmen." Und nun verließen ihn die Geistlichen. Des folgenden Tages ließ er seine Kinder vor sein Bett kommen, deren ältestes nicht über drei Jahre alt war. Obgleich sie nicht fähig waren, des scheidenden Vaters Worte zu verstehen, so ging doch des Sterbenden Mund von dem über, wovon sein Herz erfüllt war. Weissagend sprach er Segensworte über sie und gab ihnen durch die zärtlichsten Liebkosungen den auch den Kindern verständlichen Ausdruck. „Wohlan, du Eusebius, du Irene, du Alithia, ihr Pfänder meiner ehelichen Liebe, habet lieb Gott euern Vater." Dann empfahl er sie der Sorge der Mutter und der Schwiegermutter.*)

Noch einmal meldeten sich die Geistlichen. Sie verbrachten die Nacht an seinem Sterbebette. An einen eben eintretenden Freund ließ der Sterbende die Frage richten, was er Neues bringe. „Nichts," antwortete der Freund. „Aber ich," erwiderte Oekolampad, „will Dir etwas Neues sagen: ich werde bald bei dem Herrn Christo sein." Als man ihn fragte, ob ihm das Licht beschwerlich falle, deutete er auf das Herz mit den Worten: „Hier ist Lichtes genug."**) Eben brach die Morgenröthe des 24. November***) heran, als die Sterbestunde schlug. Noch betete er den 51. Psalm (den Bußpsalm Davids: „Gott sei mir gnädig nach deiner großen Güte") bis zu Ende unter tiefen Seufzern. Dann

---

*) In der Folge hatte sich Capito als Stiefvater der Kinder mit Liebe angenommen. Eusebius kränkelte schon während des Vaters Lebzeiten. In demselben Brief an Capito, in welchem Oekolampad den Ausgang der Basler Reformation meldet, heißt es: „Die Gesundheit meines Eusebius hält nicht Schritt mit seinem Wachsthum. Ein Kartarrh mit Husten tödtet ihn fast. Möglich, daß der Herr ihn zu sich ruft." (bei Gerdes p. 141 vgl. p. 143.) Die moderne Sentimentalität hat an dem „kalten Ton" Anstoß genommen, mit dem der Vater von dem „todtkranken Sohne" spreche (Ochs V. S. 659). Wir sehen es anders an. Das Kind folgte dem Vater bald nach, es starb noch in demselben Jahre 1531 in Straßburg. Das eine Mädchen Alithia wurde 1548 an einen Straßburger Prediger, Christoph Lölius, das zweite, Irene, an einen Bürger von Basel, Lucas Iselin, verheirathet. — Oekolampad scheint von seinem Vater, den er bei sich im Hause hatte und der noch 1530 mit Heirathsgedanken umging, überlebt worden zu sein. Ueber dessen eben nicht sehr vortheilhaften Charakter vgl. Herzog II. 174.

**) „Mehr Licht!" verlangte dagegen in seiner Sterbestunde der größte deutsche Dichter unseres Jahrhunderts. Philosophia quærit, religio possidet.

***) Ueber die abweichenden Angaben des Todestages (den 21., 23. Nov. und 1. December, bei Wurstisen, auf der Grabschrift und in den Athen. raur.) s. Herzog II. S. 252.

schöpfte er noch einmal Athem und flehte: „Herr Jesu, hilf mir aus." Mit diesen Worten verschied er. Die zehn anwesenden Geistlichen hatten sich rings um sein Bett auf die Kniee niedergeworfen und begleiteten mit stillem Flehen die scheidende Seele, die der bessern Heimath zueilte. Und nun war auch die Sonne aufgegangen über den Häuptern der Menschenkinder, in dem Augenblick als eines der edelsten Lichter erlosch, das an der ewigen Sonne des Heils sich entzündet und in ihrem Dienste sich verzehret hatte.

Im Kreuzgang hinter'm Münster, an der linken Wand des Ganges, der vom südöstlichen Portal her zur Kirchthüre führt, finden wir die irdische Hülle beigesetzt.*) Viele der Edelsten hatten sie dahin zu ihrer Ruhestätte begleitet.

8. Rückblick ins Leben vom Grabe aus.

Nur mit Widerstreben muß Angesichts des erbaulichen Sterbebettes und der Trauer, welcher die Herzen Vieler nahe und ferne erfüllte, denen die Todeskunde zukam, die Geschichte es melden, wie auch Oekolampads Tod den bösen Gerüchten und Gerichten der Menschen nicht entging. Es wurde nicht nur durch loses Geschwätze, sondern sogar durch Schriften verbreitet, Oekolampad habe Hand an sich selbst gelegt, ja, der Böse habe ihn geholt. Und nicht der Pöbel allein, selbst Luther war geneigt, solchen elenden Mährlein Glauben zu schenken. So verblendet die Leidenschaft auch die Frömmsten und Besten. Wie anders haben die geurtheilt, die ihn gekannt und seinen Wandel beobachtet haben! „Weil er selbst gegründet war auf den festen Fels des Heils," so rühmt von ihm Capito, „so konnten auch, was er auf diesen Fels gebaut, keine Stürme erschüttern, geschweige denn umstoßen. Seine ganze Seele athmete Christum. Auf ihn waren alle seine Gedanken, alle seine Reden und Thaten

*) Später ward auch seine Gattin dort beerdigt; zu beiden Seiten aber des Reformators Simon Grynäus und Jakob Meier, die ihm auch im Leben aufs Engste verbunden waren. Die von Myconius verfaßte gemeinschaftliche Grabschrift von 1542 lautet:

SO EER GUT KUNST HÜLFEND IN̄ NOTT.
WER KEINER VON DISEN DRYEN TODT.

Das lateinische Epitaphium Oekolampads: D. Joannes Oecolampadius, professione Theologus, trium linguarum peritissimus, autor Evangelicae doctrinae in hac urbe primus et Templi huius verus Episcopus, ut doctrinae sic vitae sanctimonia pollentissimus, sub breve saxum hoc reconditus est. Obiit anno Salut. 1531. 21. Nov. aetat. 49. (Toniola, Bas. sepulta p. 14.) Ueber die uns noch erhaltenen Bildnisse Oekolampads (eine breite, stark gerunzelte Stirne, weit offenstehende, von mildem Feuer beseelte Augen, eine starke Nase und um Mund und Kinn ein in langen Streifen herabwallender Bart.) Vgl. den Reformationsalmanach von 1819 und Herzog II. S. 253.

gerichtet. Zu diesem Leitstern aufschauend, lüftete er die Segel oder zog sie ein, je nachdem es die Fahrt des Schiffleins der Kirche erheischte. Die Angefochtenen wußte er zu trösten, den Bußfertigen bot er die Vergebung der Sünden an, den Mühseligen und Beladenen stellte er wiederum Christum als den vor Augen, der sie erquicke; die verhärteten Herzen aber ließ er den Hammer fühlen des Zornes Gottes. Nur so weit als die Zeitlage der Kirche es erforderte, hat er jegliche Sache betrieben, ein kluger Haushalter, der jedem der Hausgenossen sein ihm gebührendes Theil redlich zugemessen. Bitten wir, daß durch denselben heiligen Geist, durch den Oekolampad das Zeitliche überwunden, auch wir zu Christo gelangen mögen in das Reich des Vaters."

So weit Capito. Die Kirche Basels aber bewahrt ihren Reformator bis auf die heutige Stunde in gutem Andenken, und wem es gegeben ist, die Physiognomien der Kirchen zu studieren, so weit sich dieselben trotz den alles nivellirenden Strömungen des Zeitgeistes erhalten haben, der wird auch nach mehr als drei Jahrhunderten noch einiges von den charakteristischen Zügen in ihr wiederfinden, die uns aus seinem Bilde entgegen getreten sind.

Erinnern wir uns, wie der Reformator Basels hervorgegangen aus dem milden Gelände einer kleinen schwäbischen Reichsstadt, wie er erst mächtig ergriffen von Luther's Wort und That, allmählig sich lossagte von den Anschauungen der alten Kirche, bis er durch Zwingli zu einer festen Ansicht gelangte, erwägen wir dann, wie, nachdem er in Basel den Mittelpunkt seiner Thätigkeit gefunden, sein äußeres Leben nicht weit über die Grenzen des Schwaben- und Schweizerlandes hinausreichte, so werden wir uns nicht wundern, wenn die Eigenthümlichkeiten der beiden Länder, die seine alte und seine neue Heimath bildeten, in seiner Persönlichkeit sich wiederholen. Das oberdeutsche und das schweizerische Element haben sich in ihm harmonisch zusammengefunden und dieses Gepräge hat er auch der Kirche aufgedrückt, die ihn als Reformator ehrt. Das Urschweizerische des Zwinglischen Typus, das bisweilen durch seine herbe oder derbe Nüchternheit dem an die weichern Cultusformen gewöhnten Deutschen auffällt, wenn er zum erstenmale eine der reformirten Kirchen Zwingli'scher Abstammung besucht, erscheint hier gemildert, es finden sich im Cultus und der religiösen Ausdrucksweise des Volkes Anklänge, nicht an das specifisch Lutherische, wohl aber an das deutsche, namentlich das süddeutsche Kirchenthum, wie es damals auch in Straßburg und der Pfalz, in Ulm und den schwäbischen Städten sich ausbildete. Nichtsdestoweniger aber war schon von Anbeginn und blieb der Grundcharakter auch dieser Kirche entschieden reformirt, wenn bei diesem Worte gedacht werden soll nicht an alles Mögliche, das spätere Willkür in dasselbe hineingelegt, sondern an den ursprünglichen Gegensatz, der damals die evangelische Kirche einzig um des Abendmahls willen in die beiden Hälften spaltete. Wie aber schon Oekolampad gerne die Hand zum Frieden bot, so ist auch die Kirche Basels nicht unzugänglich geblieben der Annäherung und Verständigung. Das scharf Kantige der Be-

kenntnißformeln, das schon bei Oekolampad zurücktritt, hat sich auch in dieser Kirche nie, oder höchstens nur vorübergehend, hervorgethan.

Gerne geben wir zu, daß, nach menschlichem Maßstabe gemessen, die Größe Oekolampads weder hinanreicht an die Genialität eines Luther, noch an die sichere Verstandesschärfe eines Zwingli, noch an die Tiefe und Vielseitigkeit eines Calvin. Auch mit Melanchthon, mit dem man ihn wohl zusammengestellt hat (und er nahm allerdings zu Zwingli eine ähnliche Stellung ein, wie dieser zu Luther), hält er den Vergleich nicht aus. Er wäre auch unter andern Verhältnissen wohl niemals weder der Reformator, noch der Lehrer Deutschlands (Praeceptor Germaniae) geworden. Auch zum ersten Reformator der deutschen Schweiz war er nicht erkoren; den Rang des zweiten (nach Zwingli) wird ihm niemand leicht streitig machen. Doch, wozu eine Rangordnung unter den Jüngern des einen Herrn und Meisters? Von einem Haushalter wird nicht mehr erfordert, als daß er treu erfunden werde. An dem Orte, da Gott ihn hingestellt, und von diesem Orte aus hat er mit dem ihm anvertrauten Pfunde redlich gewuchert. Ja, das ist gerade seine hervorstechende Eigenschaft, die im Dienste seines Herrn ausharrende Treue. Nicht umsonst scheint er sich das Wort zum Wahlspruch gewählt zu haben: „wer die Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes." Von dieser Treue hat er die schönsten Proben abgelegt. In den schwierigsten Lagen hat er an dem Posten ausgeharrt, der ihm anvertraut war und ihn nicht verlassen, auch wo er ohne Vorwurf der Treulosigkeit ihn hätte verlassen können. Und dieselbe Treue, die er seinem Gott leistete, erwies er auch in menschlichen Verhältnissen. Wie edel hat er sich eines Luther angenommen, den Schmähungen eines Münzer gegenüber (S. 72.), wie hat er gegen den schärfern Zwingli einem Cellarius (Borhaus), einem Butzer das Wort geredet, und wie tapfer hat er wieder seinen Zwingli selbst gegen solche vertheidigt, die in ihm nur den kalten, negativen Kritiker, oder gar den herzlosen Sacramentsstürmer erkennen wollten. „Wenn ihr wüßtet," schreibt er in seinem Anti-Syngramma an seine ehemaligen Landsleute, „wie viel dieser Mann für Christum thut und leidet, ihr würdet ihm mehr Ehre erweisen." Und auch seiner Obrigkeit gegenüber hat er diese Treue bewährt. Es ist wahr, die Geduld wollte ihm bisweilen fast ausgehen, wenn er bei aller Arbeit keinen Erfolg sah; aber dennoch ließ er sich zu keinem ungesetzlichen Schritte verleiten, sondern warnte vor dergleichen. Und zu welchem Dank mußte er sich Rath und Bürgerschaft von Basel verpflichten, dadurch, daß er sogar den ehrenvollen Ruf nach Zürich ablehnte, um ferner seine Dienste der Stadt zu widmen, die er nun einmal als seine zweite Vaterstadt betrachtete. Doppelt tief mußte sein Verlust wenige Wochen nachher empfunden werden.

Aber nun die Theologie Oekolampads und seine theologische Gesinnung? Wenn es überhaupt schwer ist, bei den Reformatoren des 16. Jahrhunderts von einem Princip zu reden, von dem ihre Reformation ausgegan-

gen wäre (da vielmehr das Princip erst später sich schulgerecht formuliren läßt, nachdem die Lebensthaten aus unmittelbarem Triebe des Geistes heraus vorangegangen) so ist dieß bei Oekolampad doppelt schwierig, da er kein Mann des Systems, und was wir gerne gestehen, weniger ein großer und eigenthümlicher Denker war, als der eine und andere seiner Zeitgenossen. Ein größeres dogmatisches Werk haben wir nicht von ihm. Der Schatz seiner theologischen Erkenntniß findet sich niedergelegt in kleineren Tractaten, in seinen Predigten, seinen amtlichen Gutachten und seinem ausgebreiteten Briefwechsel, besonders auch in seinen fleißig ausgearbeiteten Commentaren. Als Schrifterklärer hat er mehr als Gewöhnliches geleistet. Seine Sprachkenntnisse und seine schönen Studien in den Kirchenvätern, an deren Bild wir durch seine eigene Erscheinung erinnert werden,*) kamen ihm hier trefflich zu statten.

Daß ihm die großen leitenden Gedanken der Reformation, die man ihre Grundprincipien genannt und sie als das formale und materiale Princip bezeichnet hat, nicht fremd, oder nur äußerlich von ihm angenommen waren, sondern daß er mit seiner ganzen Theologie in sie hineingewachsen war, davon konnten wir uns wohl Schritt für Schritt überzeugen. Ueberall ist ihm das Wort Gottes in den Schriften des Alten und Neuen Bundes die einzige Richtschnur, an die er sich hält. Aber er ist weit entfernt von jener starren Buchstäblichkeit, die erst später als das Kriterium protestantischer Theologie aufgestellt worden ist. Indem er die Bibel nicht blos als Gesetzes- und Glaubensurkunde, sondern als den lebendigen Leib des lebendigen Gotteswortes betrachtet, so verkennt er auch nicht ihre menschliche Seite und hat ein Auge für die künstlerischen Schönheiten der poetischen Bücher des Alten Testamentes, wie z. B. des Buches Hiob, dessen dramatische Anlage ihm nicht entgangen ist. Ja, er findet in der künstlerischen Vollendung selbst einen Beweis des höhern göttlichen Ursprungs.**) Je und je hat er sich als Exeget daran erinnert, daß Christi Worte Geist und Leben sind, sowohl den kleinlichen Buchstäbeleien der Wiedertäufer, als dem sonst freier gesinnten Luther gegenüber, im Streit über das Abendmahl. Wenn er, im Anschluß an seine frühere Lebensperiode, auch dem innern Worte Gehör schenkte, so geschah es doch nicht auf Kosten des geschichtlich geoffenbarten, des geschriebenen Wortes. Von den Phantastereien eines Schwenkfeld und Aehn-

*) Herzog II. S. 254.

**) Vgl. Exegemata in librum Iob. f. 1 u. 2: Poteris librum quasi tragoediam in actus tres partiri . . . Nihil in his ociosum, nihil superfluum, nihil obsoletum, nihil indecorum, ut certum scias a majore quam ab humano spiritu librum istum nobis proditum. Vgl. auch seine Erklärung der Scene im Himmel, wo er das Gespräch Gottes mit dem Satan poetisch faßt, als Anbequemung des göttlichen Geistes an die menschliche Vorstellung.

licher findet sich bei ihm keine Spur.*) Wie gesund sind auch seine Ansichten vom biblischen Kanon! Nicht nur unterscheidet er ächt protestantisch zwischen kanonischen und apokryphischen Büchern im Alten Testament (ohne jedoch die letztern gewaltsam von dem äußeren Verbande mit den erstern zu trennen); sondern er weiß auch so gut als Luther, und besonnener als er, im Neuen Testamente zu unterscheiden zwischen Büchern ersten und zweiten Ranges. Der Grundsatz, Schrift durch Schrift zu erklären, wurde von ihm in meisterhafter Weise geübt.

Aber auch die Grundlehre von der Rechtfertigung durch den Glauben war ihm nicht eine fremde und äußerliche.**) Daß alles abhange von der freien Gnade Gottes in Christo, und nicht von des Menschen Verdienst, findet sich bei ihm wie bei den übrigen Reformatoren in unzweideutigen Worten ausgesprochen.***) Ja, die Lehre von der Erwählung (Prädestination), die übrigens nicht die Reformatoren der reformirten Kirche allein, die auch früher ein Luther und Melanchthon auf das Bestimmteste betonten, treffen wir auch bei ihm verschiedentlich angedeutet, aber auch nicht ohne Warnung vor Mißbrauch.†) Nie aber hat es Oekolampad über sich gebracht, den Glauben von der Liebe zu trennen, und etwa mit Luther zu sprechen: „Hie steht der Glaube und hie die Liebe;" sondern das ist charakteristisch bei ihm,

---

*) So spricht er sich auch sehr besonnen aus über die Fortdauer der Wundergaben, die er bei der einmal gegründeten Kirche nicht mehr für nothwendig hält, und über die s. g. „Besessenen", die er als Angefochtene dem Gebet der Gemeinde empfiehlt, während er den päpstlichen Exorcismus für Heuchelei und Betrug erklärt. „Andere", meint er, „mögen über dergleichen Dinge dicke Bücher schreiben; wir sollen nur über das reden, worüber wir ein sicheres Urtheil haben." Epp. f. 22 b.

**) „Fern blieb er der krassen, übertriebenen Ausbildung der Versöhnungslehre, welche Lehre er doch überall als Hebel anwendet, um alle Theile des römischen Glaubens aus den Angeln zu werfen. Ueberhaupt verband Oekolampad mit entschiedener Ueberzeugung eine dogmatische Milde, Behutsamkeit und Mäßigung." Herzog II. S. 255. Weniger können wir dem Verfasser darin beistimmen, daß ohne den überwiegenden Zwinglischen Einfluß dieselbe noch schönere Früchte getragen hätte.

***) Solus enim Christus justitia Dei est per fidem nostram facta, qua hominum gloriatio excluditur. Hic una veritas omnium scripturarum est. Comment in Ezechiel. (Cap. X.) f. 73 b.

†) S. das Gutachten an die Waldenser und den Abschnitt de electione Epp. f. 108. Annotat. in Ev. Joh. p. 39. Der Commentar zum Römerbrief bietet in seiner compendiarischen Gestalt weniger Ausführliches über die Lehre, als man erwarten sollte, vgl. indessen p. 72 u. 87 und Al. Schweizer Centraldogmen I. S. 74 und 396. Oekolampad schied zwischen einem unbedingten und einem geordneten Walten Gottes; er wollte seiner Allmacht keine Schranken setzen, auch da wo sie in der Sphäre der menschlischen Freiheit sich erweist. Vgl. den Brief an B. Haller vom 16. Januar 1530. Opp. p. IV. 192.

daß ihm auch die Rechtgläubigkeit bedingt ist durch die Liebe. Was er z. B. den Wiedertäufern vorwirft, ist weniger der Mangel an dogmatischer Correctheit, als der Mangel an Liebe, d. i. an kirchlichem Gemeingeist, der das Dogma nicht blos in seiner Vereinzelung faßt, als wissenschaftliches Problem, sondern als Ausdruck einer durch die Liebe zusammengehaltenen Glaubensgemeinschaft. Oekolampad hatte eine Ahnung davon, daß die Sprache der Kirche oft hinter dem zurückbleibt, was sie als den innersten Gehalt ihres Glaubens ausdrücken will.*) So hat ihn auch an Servet hauptsächlich der Hochmuth gestoßen, der über die christliche Gemeinschaft und ihren Gesammtglauben sich in rechthaberischem Wesen hinwegsetzt. Alles rein Disputatorische war ihm von jeher auf dem Gebiete des Glaubens zuwider! So hat er denn auch in allen Lagen seines Lebens seinen Christen-Glauben praktisch bewährt bis zum letzten Hauch seines Lebens. Was er in seinem Commentar über Ezechiel so schön ausspricht, die größte Strafe (Pein), die Gott einem Menschen anthun könne, sei, wenn er ihn nicht mehr strafe und heimsuche,**) das war ihm kein todter Lehrsatz; er wußte dem Herrn stille zu halten in aller Demuth und Geduld. Es findet sich, wenn wir uns nicht täuschen, in den Schriften Oekolampads schon etwas von jener Weichheit (nicht Weichlichkeit) des frommen Gemüthes, wie sie später im Pietismus der orthodoxen Härte gegenüber zu Tage getreten ist. Von methodistischer und puritanischer Strenge dagegen finden wir bei ihm nicht eine Spur. Wie frei hat er z. B. (in der Schrift an die Waldenser) über die Stellung des Christen zum Sonntag geurtheilt!

Die theologische Milde Oekolampads begegnet uns denn auch besonders im Abendmahlsstreite. Wie man auch immer über seine eigene Ansicht urtheilen mag (und daß diese im Einzelnen zu wünschen und zu ergänzen übrig lasse, wollen wir nicht bestreiten), die Gerechtigkeit müssen ihm Alle widerfahren lassen, daß unter Allen, die bei diesem Streite sich betheiligt haben (auch Melanchthon nicht ausgenommen), er leicht die größte Mäßigung bewiesen hat. Man könnte versucht sein, seine zur Vermittlung der Gegensätze geneigte Richtung mit der eines Butzer zusammenzustellen. Allein ungeachtet Oekolampad selbst, seiner milden Gemüthsart nach, gutwilliger in die Butzer'schen Vermittlungsgedanken einging, als Zwingli, so zeigt sich uns doch der große Unterschied, das was bei Butzer Sache einer, wenn auch wohlgemeinten, so doch oft sehr weit getriebenen diplomatischen Berechnung und Klugheit war, bei ihm unmittelbar in der religiösen Gesinnung wurzelte, in dem schlichten und ungeschminkten Wahrheitssinne, der mit seiner Friedensliebe im schönsten Einklange stand. Nicht Mangel an Glauben, sondern im Gegentheil innige Glaubenszuversicht war es, wenn Oekolampad alles sinnliche

*) In his (in der Lehre vom Paradies u. s. w.) licet crassioribus verbis utatur ecclesia, non tamen crasso sensu utitur. Epp. f. 5.

**) Non puniri et non visitari a Deo, poena est (zu Cap. XVI. f. 109 b).

Kosten des Leibes Christi abwies, um desto reiner seiner geistigen Gemeinschaft sich freuen zu können, wie er auch den Spruch: „selig sind die nicht sehen und doch glauben," den seine Gegner wider ihn geltend machten, mit vollem Rechte für sich und seine Ansicht in Anspruch nahm.*)

Daß Oekolampad, wie in seiner Lehre vom Abendmahl, so noch bestimmter seiner Lehre von der Kirche und ihrem Verhältniß zur weltlichen Macht, gewissermaßen eine Brücke bildet zwischen Zwingli und Calvin, darauf haben wir schon hingewiesen. So wenig aber Calvin eine absolute Trennung von Kirche und Staat beabsichtigte, indem er vielmehr den Staat als einen durchaus christlichen faßte, so wenig wollte dies Oekolampad. Sehr schön zeigt er in einem Brief an Zwick,**) wie zwar das Reich Gottes im Inwendigen bestehe, aber wie es darum nicht als ein rein geistiges und unsichtbares zu fassen sei, sondern allerdings in die Sichtbarkeit heraustreten müsse. „Nicht um der äußern Werke willen," sagt er, „verdammen wir das Papstthum, sondern weil es seine Gesetze über das göttliche Gesetz des Glaubens und der Liebe stellt, weil es die Gewissen der Menschen beschwert." Wie durch Christus alles neu geworden ist, lehrt er weiter, so ist auch der christliche Staat ein anderer, als der heidnische. Wenn früher nur der Bürger den Bürger vertheidigte, so vertheidigt jetzt die Obrigkeit ihre Bürger als Glieder Christi, als Kinder Gottes. Man vergleiche z. B. die christlichen Wohlthätigkeitsanstalten (die Xenodochien, Fremdenherbergen) mit den heidnischen, welch' ein Unterschied! Wir lieben die Armen um Christi willen; von dieser Liebe wußte die heidnische Welt nichts, die Christum nicht kannte. So sorgt auch der christliche Staat in christlicher Weise für Schulen und Unterrichtsanstalten, und aus diesem Gesichtspunkte sind auch die an den Staat zu entrichtenden Zehnten gerechtfertigt.***)

Rücksichtlich der Ehescheidung hielt sich Oekolampad strenge an die von Christus gegebene Regel, daß dieselbe nur gestattet sei im Fall des Ehebruchs und warnte vor einem leichtfertigen Verfahren.†) Milder urtheilte er, wie gezeigt worden, über den Eid, über das Zinsennehmen u. A.

Wie er die Kindertaufe schon aus dem Gesichtspunkt der christlichen Liebe und um der Gemeinschaft willen in Schutz nahm, haben wir früher gesehen. Es möge aber noch bemerkt werden, wie er aus eben diesem Grunde es durchaus nicht für Aberglauben erklärte, wenn christliche Mütter sich beeilen, ihren

---

*) In der Apologetica de dignitate eucharistiae (gegen Theobald Billican) Sermo I.

**) Epp. f. 5 b.

***) Hierüber besonders das Schreiben an den Grafen Georg von Mömbelgard. Epp. f. 21 sq.

†) Brief an B. Haller vom 22. Jan. 1529. Epp. f. 46.

todtkranken Kindern, noch ehe sie sterben, die Wohlthat der Taufe zuzuwenden.*)

Wäre es unsere Absicht, einen vollständigen Ueberblick über Oekolampads Glaubenslehre zu geben, so müßten wir schließlich seiner Ansichten über die letzten Dinge erwähnen. Möglicherweise dürfte auch ihn der Vorwurf treffen, der in neuerer Zeit den Reformatoren überhaupt gemacht worden ist, daß sie dieses Lehrstück weniger ausgearbeitet haben, als andere. Oekolampad war sich indessen auch hier der Grenzen unsers Wissens wohl bewußt, und aus diesem Grunde konnte er auch das, was die Schrift über die jenseitigen Dinge uns mittheilt, nur betrachten als in menschlicher Sprache zu uns Menschen geredet, ohne darauf weitere Schlüsse und Hypothesen zu bauen. So zeigt er unter anderm, wir schwierig es sei, sich die Seele an den Raum gebunden zu denken, obgleich er die Nothwendigkeit einer räumlichen Begrenzung nicht in Abrede stellt, weßhalb die Schrift von Oertlichkeiten rede, wie von Gehenna und Paradies. Nach unserer Vorstellung versetzen wir die Seele nach dem Tod in den Himmel, weil uns das was oben ist als im Sonnenlichte strahlend erscheint, und weil wir, so lange wir in diesem Fleische leben, keine andere Vorstellung haben können.**) Am schönsten und bündigsten zusammengedrängt finden wir seine dies- und jenseitigen Hoffnungen in einem Brief, den er schon im Jahr 1525 an Caspar Hedio schrieb:***) „Möchte es Gott gefallen, unser eisernes Zeitalter in ein goldenes zu verwandeln. Aber wer wird dies hoffen in diesem Leben? Diese Wohlthat wird uns erst im Tode zu Theil, so wir anders Kinder des Lichts sein werden. Aber schon in diesem Leben ist alles golden für die, die an Christus glauben."

*) Neque ego superstitionem dixerim mulierum, si infirmos pueros tingi festinent, nisi etiam calculum et iudicium ecclesiae pro nihilo habere nolim. Brief an B. Haller vom 16. Jan. 1530. Epp. f. 24 b.

**) Epp. f. 4. vgl. f. 122. Die Hinabfahrt Christi zur Unterwelt, meinte er, müsse man sich nicht räumlich, sondern dynamisch (non quasi circumscriptive, sed potentionaliter, ut sic loquar) denken. Den Kern dieses Glaubensartikels erblickt er darin, daß Christus durch seinen Tod auch die Seelen in der Unterwelt erlöst habe.

***) Epp. f. 202.

Oekolampads
Ausgewählte Schriften.

I.

Ausgewählte Predigten Oekolampads.

1.

Ueber das Lesen des Wortes Gottes in der Landessprache (auf der Ebernburg 1522)

Johannes 16, 25.

„Es kommt die Stunde, da ich nicht mehr in Gleichnissen zu Euch reden werde".

Wie sehr wünsche ich, meine christlichen Freunde, daß Jesus, unser Herr und Meister auch zu uns redete, und zwar nicht in fremder Sprache oder in Gleichnissen, sondern frei heraus und Jedem verständlich. Denn was läßt sich wohl Lieblicheres, ja Seligeres denken, als Ihn zu hören, auf den die Engel lauschen, der die Quelle aller Weisheit ist und in dem die Schätze aller Erkenntnisse Gottes verborgen sind? Wohl redet er zu uns auf mannigfaltige Weise: durch Wohlthaten, durch Strafen, durch die Schönheit, den Schmuck und den Nutzen seiner Werke, besonders aber durch die heilige Schrift. Aber wir sind zu stumpfsinnig, um seine Sprache zu verstehen! Wir wollten sein wie Gott, wissend Gutes und Böses; und nun sind unsere Augen wohl aufgethan für das Böse, aber geschlossen für das Gute. Es redet der Herr selbst zu uns, so oft die Stelle aus den Propheten, oder das Evangelium oder die Epistel vorgelesen wird. Doch wie schmerzt mich das Elend, in das wir durch die Sünde gestürzt werden! Es war nicht genug, daß wir durch sie an Verständniß und Einsicht geschwächt wurden. Durch die Sünde des Hochmuthes, die einen Thurm bis zum Himmel hinauf bauen und sich einen Namen machen wollte, wurden die Sprachen verwirrt, so daß Eines den Anderen nicht mehr verstand. Daher kommt es auch, daß Vieles, was Christus durch seine Diener verkündiget, nicht allein in Gleichnissen, sondern geradezu in einer dem Volke unverständlichen Sprache geredet wird, ja oft werde auch ich von Euch nicht verstanden, weil ich nicht Zeit finde das Gelesene in Eure Sprache zu übersetzen und es zu erklären. Doch lese ich nichts

in der heiligen Schrift, wovon ich nicht von ganzem Herzen wünschte, daß es von Euch verstanden werde; damit Christus verständlich zu Euch rede und nicht in Gleichnissen. Wahrlich, so viel an mir liegt, wollte ich nichts verhehlen, wenn nicht das eiserne Gesetz der Gewohnheit uns hinderte, Christum nicht allein in Einem Sinne und Geiste, sondern auch in einer und derselben Sprache mit Euch zu preisen. So oft Christus in der heiligen Schrift zu mir spricht, sollte er auch zu Euch sprechen, und so ich mit Gott rede, solltet auch ihr in gleicher Sprache wie ich mit Gott reden. Aber jetzt rede ich in lateinischer und ihr in deutscher Sprache; und wenn wir auch, wie ich es hoffe, in unserem Gottesdienste Eines Sinnes sind, so reden wir doch verschiedene Sprachen. Doch kann solches, so lange wir nur mit Gott reden ohne Gefahr angehen, selbst wenn Jeder in seiner eigenen Sprache redet denn das heißt mit Gott und mit sich selbst sprechen. Wenn dagegen ich oder ein Anderer die Epistel oder das Evangelium nicht uns selbst, sondern der Gemeinde vorlesen, so liegt alles daran, daß die Gemeinde es auch verstehe, denn ist dieses nicht der Fall, so reden wir in den Wind. Aber wie selten versteht die Gemeinde, was wir lesen, da die eingewurzelte Gewohnheit uns hindert in einer der Gemeinde verständlichen Sprache zu lesen? Die Kürze der Zeit gestattet mir oft nicht das lateinisch Gelesene ins Deutsche zu übersetzen; und doch heißt mich die Liebe nach Kräften euer Heil fördern. So werde ich von zwei Seiten gedrängt. Ich wünschte, daß die Propheten und Christus offen und verständlich zu Euch redeten, so daß sie von Euch Allen verstanden würden, aber die Gewohnheit verhindert solches, indem sie die Vorlesung des Evangeliums und der Epistel in lateinischer Sprache gebietet und eine Uebersetzung des Gelesenen nur dann gestattet, wenn noch Zeit dazu da ist. Was soll ich nun unter diesen Umständen thun? Ich weiß nun was! Ich will der Gewohnheit Einiges, aber auch der Liebe Einiges einräumen! So wird die Liebe eine Abweichung von der Gewohnheit entschuldigen, die Liebe wird aber auch das ertragen, was wir der Gewohnheit einräumen. — Es wird die Liebe daher entschuldigen, daß wir, wie wir uns vorgenommen, das Evangelium und die Epistel in deutscher Sprache vorlesen, wenn die Zeit es nicht gestattet, das lateinisch Gelesene ins Deutsche zu übersetzen und daß wir darin von der Gewohnheit Anderer abweichen. Und so erträgt die Liebe auch, daß wir einstweilen im Uebrigen keine Aenderung treffen. Diese Aenderung zu treffen gebietet uns die Liebe zu Euch, andere Aenderungen einstweilen zu unterlassen die Liebe zu Anderen, damit sie nicht wähnen, daß wir ihre Weise durchweg stolz verachten, und jede Gelegenheit suchen, uns von früheren Freunden zu trennen. Ferne sei, daß die Liebe wegen dieser Aenderungen von uns verletzt werden solle, vielmehr wollen wir sie dadurch mehr pflegen und befestigen. Ihr höret, daß uns Alles zur Liebe reizt, daß sie uns vor Allem eingeschärft wird, denn in der Liebe finden das Gesetz und die Propheten ihre Erfüllung. — Nach dieser Tugend ringet mit allem Ernste, eignet

sie Euch an und pfleget sie wohl. — Gewöhnlich erzeugt somit die geringste Neuerung Geisteshochmuth, Euch aber soll diese Neuerung Demuth und Bescheidenheit einflößen. Es soll daher Niemand unter Euch Andere, welche nicht unsere Weise beobachten, deßwegen geringschätzen oder sie gar verdammen; keiner von Euch soll auch deßwegen die Geistlichkeit und das Band der Liebe verletzen. Danket Christo für die Wohlthat, die Euch durch ihn verliehen worden. Wenn Christus hier oder anderswo in einer Sprache zu Euch redet, die ihr verstehet, so danket Ihm für diese Wohlthat; wenn aber solches, wie bisher, nicht geschieht, da beunruhiget und beschweret Niemanden, sondern bittet den Herrn, daß Er selbst Euch sein Wort offenbaren wolle, damit er nicht den Himmel über Euch verschließe, sodaß er ehern werde und die Wolken nicht den heiligen Regenstrom göttlicher Offenbarungen auf Euch niederträuflen lassen; bittet den Herrn, daß er Arbeiter sende in seine Ernte; bittet, daß Er es nie fehlen lasse an Auslegern des göttlichen Wortes. Die Liebe will, daß wir uns nicht überheben, wenn wir in einem Falle begünstigt werden, und daß wir diejenigen nicht belästigen, denen solches nicht verliehen worden. Die Liebe leget Alles zum Besten aus. Darum mögen Andere in ihrem Sinne sich erheben, wir wollen uns der Demuth in Liebe befleißen. — Uns soll es auch nicht so sehr kümmern, was wohl die Väter bewogen haben mag, den Gottesdienst in einer fremden Sprache zu begehen, ob solches aus zu großer Einfältigkeit und Ungeschicklichkeit geschehen, oder weil die vaterländische Sprache, als zu ungebildet, sich zu wenig für den Gesang eignete, weil sie wegen ihrer Rohheit kaum geschrieben werden konnte; vielleicht in angesehenen Hauptkirchen wegen der fremden Pilger, da die lateinische Sprache als die gebildetere allgemeiner vorstanden wurde, wie im Morgenlande die griechische; vielleicht geschah solches auch zuweilen aus Rücksicht gegen die Oberen. Wir aber wollen lieber der Väter reine und strenge Sitten, ihren Glaubenseifer, ihre folgsame, demüthige Gesinnung, ihr herzliches Wohlwollen und ihre ungeschminkte Frömmigkeit bewundern und nachahmen. Was nun unsere Angelegenheit betrifft, so wollen wir deßwegen Niemanden verachten, weder Vorfahren noch Mitlebende. Sie haben das gethan, was ihnen am Heilsamsten schien; sie konnten aber auch die Nachwelt nicht verpflichten, durchaus nur ihre Weise zu befolgen. Uns steht es daher frei dasjenige zu thun, was nach unserem Dafürhalten für unsere Seelen das Heilsamste ist. — Solches heißt mich die Liebe in gegenwärtiger Rede Euch ans Herz legen, damit nicht, wenn ihr plötzlich mich gegen Erwarten diese Uebung beginnen sehet, der unglückliche Gedanke Euch beschleiche: Was beginnt dieser für Neurungen? Warum beläßt er uns nicht bei der einfachen Weise unserer Vorfahren? Verschließt Euch vor solchen Gedanken und wappnet Euch gegen die Geschosse des alten Feindes, damit sie an Eurem Glaubensschilde abprallen und die Arznei sich für Euch nicht in Gift verwandle. Die alte Schlange mißgönnt uns solches Glück, denn es kann ihr nichts Unangenehmeres begegnen, als wenn die heilige Schrift

so gelesen wird, daß Jedermann sie verstehen kann. Sobald diese Posaunen erschallen, stürzen die stolzen Mauern Jerichos ein, und es werden die Fallstricke, Fallgruben und Anschläge des Teufels offenbar. Dieser Ton ist ihm ärger als den Wölfen der Ruf des Hirten. So ist auch dem Teufel nichts lieber, als wenn die Zuhörer taub sind für das Wort Gottes oder dasselbe nicht verstehen. Sein Reich kann er durch nichts fester gründen, als wenn die Wohlthaten Gottes in Vergessenheit und das Wort Gottes in Geringschätzung fallen. Er hütet sich vor dem Glanze dieses Lichtes und verbirgt sich, damit er nicht die Rede der Weisheit hören müsse. Und wie vormals die Sprache der Bauleute zu Babel verwirrt wurde, damit sie abstehen müßten von diesem stolzen unsinnigen Unternehmen, so zielt auch des Teufels List und Trug jetzt einzig dahin, die Sprachen so zu verwirren, daß die Lehrer von den Schülern nicht verstanden und die Mauern des himmlischen Jerusalems um so weniger erbaut werden. Daher rührt die erstaunliche Frechheit und Großthuerei jener Halbwisser, die, wenn sie gleich kaum drei oder vier Worte lateinisch gelernt, doch ihre Reden mit lateinischen oder anderen fremden Wörtern so durchspicken, daß sie damit die Zeit größtentheils ganz fruchtlos zubringen. Das Wort Gottes will vor Allem klar und verständlich und so gleichsam von den Dächern und auf den Gassen verkündigt werden. Es ist nicht ohne Absicht vom heiligen Geiste geschehen, daß die evangelischen Geschichten in so einfacher Sprache erzählt worden. Nun kann wohl Niemand sich entschuldigen, wenn er die so treuherzigen und leicht verständlichen Berichte, die von gar keiner Schminke und von keinem falschen Scheine wissen wollen, liest und sie dennoch nicht annimmt und beherziget. Wohl giebt es einige Wörter welche weder von den Evangelisten noch von den Vätern übersetzt worden sind, wie z. B. Halleluia, Adonai, Eli, Hosianna, Amen. Es ist aber dieses nicht, wie Porphyrius und Lucianus uns vorwerfen, zur Täuschung des einfältigen Volkes geschehen; denn es wollten die Väter diese Ausdrücke nicht unverstanden wissen. Es war dieses aber eine zur Gewohnheit gewordene Uebung gleichsam ein frommes Spiel, daß die Gemeinden die von den Vätern häufig gebrauchten Ausdrücke in Uebung behielten und sie wiederholten. — So weiß ich nun, daß der Satan Euch diese Glückseligkeit mißgönnt und daher nicht unterlassen wird, die Schlangenzungen der Verläumdung gegen unser Beginnen in Bewegung zu setzen, welche dieses Unternehmen als gottlos verschreien und es zu verhindern suchen werden. Ihr aber gebet nicht Raum dem Satan, sondern bittet Christum, daß er den stummen und tauben Geist austreiben möge, es handelt sich ja um Eure Angelegenheit, denn um Euretwillen ist solches unternommen worden. Ich habe von dieser Neuerung keinen anderen Nutzen zu erwarten, als daß ich von einigen Lästerzungen verleumdet werde. Doch von Euch hangt es ab, daß mir dennoch daraus viel Vortheil erwachse, denn Euer Seelenheil und Eure geistige Wohlfahrt ist mein köstlichster Gewinn. Euer Glaube und Euer Heil sind meine Schätze, die mir nicht geraubt noch verwüstet werden

können. Und aus diesem Allem wird Euch wohl viel Nutzen, aber kein Schaden erwachsen. Woher kommt das Heil, ich bitte Euch, saget es mir doch? Nicht etwa aus dem Glauben? Woher der Glaube? Nicht etwa vom Lehrer? Und wie können wir hören, wenn Niemand geschickt wird, uns es zu verkündigen? Was hätten wir aber für eine Hoffnung auf Seligkeit, wenn die Gesandten in einer fremden Sprache reden würden, sodaß wir sie nicht verstehen könnten? Denn es ist gleich, ob du gar nicht hörest, oder ob du zwar wohl hören, aber nicht verstehen würdest. Gesetzt aber auch, daß man das Gelesene bei anderer Gelegenheit verständlich und deutlich erklären würde, so übt doch das Wort Gottes an sich, wenn es verstanden wird, gerade beim Gottesdienste eine wunderbare Macht; und ungewöhnlich ergreift das darauf folgende Sacrament unser Herz, und ruft uns mit lauter Stimme zu: „bereitet dem Herrn den Weg, denn er nahet sich Euch." — Diesen Theil des Gottesdienstes solltet Ihr vor Allem verstehen, denn er wird ja für Euch gehalten. Wer das Evangelium verkündiget, verkündiget es Andern, wer Apostel ist, der ist für Andere Apostel. — Daher will ich Euch keineswegs Euer Recht, das Ihr auf die Nahrung und Erquickung durch das Wort Gottes habet, vorenthalten. Denn was kann Euch wohl Heilsameres, was Angelegentliches verkündiget werden, als das Wort Gottes? Durch das Wort Gottes gehet Ihr aus der Finsterniß zum Lichte über, sodaß ihr Euch immer des Lichtes freuen könnet. Das Wort Gottes leuchtet Euch vor durch die Wüste des Lebens, wie vor Zeiten die Feuersäule den Israeliten. Durch das Wort Gottes werdet Ihr von den geistlichen Fischern wie in einem Netze nach dem Hafen des Heils gezogen, wo Ihr, befreit von dem Schmutze dieser Welt, Christi Eigenthum und Freude werdet. Mit dem Worte Gottes öffnen Euch die Apostel, wenn Ihr es höret, den Himmel; oder sie übergeben Euch, wenn Ihr es verachtet, der Hölle und der äußersten Finsterniß. Mit dem Worte Gottes bewaffnet könnet Ihr fest stehen gegen die Fürsten und Gewaltigen der Welt, gegen die Beherrscher dieser Finsterniß mit den Geistern der Bosheit im Himmel. Mit dem Worte Gottes, als mit dem Himmelsbrote und dem wahrhaften Manna werdet Ihr genährt, sodaß Ihr heranwachset zur vollkommenen Mannheit Christi. Der Mensch lebt nicht allein vom Brote, spricht Christus, sondern von jeglichem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. Und du solltest solche Schätze, so herrliche Früchte, solche Seligkeit ungestraft vergraben dürfen? Doch was bedarf es noch mehr? Wo das Wort Gottes, da ist Christus. Wenn Ihr daher mich höret, so höret Ihr nicht mich, sondern Petrus oder Paulus oder Johannes oder wessen Schriften gelesen werden; ja Ihr höret auch nicht sie, sondern in ihnen Christus selbst. Denn Paulus redet, lehret und ermahnet nicht aus sich selbst, indem er ja spricht, „ich lebe nun nicht mehr ich, sondern Christus lebet in mir"; und wiederum: oder verlanget ihr eine Probe des Christus, der in mir redet? So Jemand meint

ein Prophet oder Begeisterter zu sein, der erkennt, daß das, was ich schreibe, des Herrn Gebote sind. Und wer möchte nicht gern Christus hören, der Worte des ewigen Lebens hat? Wer möchte sich der Unterredung mit ihm entziehen? Aus dem Worte Gottes erhaltet ihr täglich den würdigsten Stoff zur Unterhaltung, aus ihm entspringt die Fülle frommer Gedanken, von ihm kommt der Wachsthum in guten Werken, es hält dem Sünder gleichsam einen Spiegel vor, in welchem er die Befleckung der Sünde erkennt, und dem Reinen, damit er nach immer größrerer Reinheit strebe. Durch das Wort Gottes kann auch Jeder sein eigener Erzieher und plötzlich zum Lehrer werden. Doch der Nutzen davon ist zu klar, als daß noch ein mehreres darüber geredet werden müßte. Wenn aber derselbe auch nicht so groß wäre, wie er es wirklich ist, so fordert uns doch Alles auf, was inzwischen beim Gottesdienste geübt wird, alle Ceremonien und jeglicher Brauch, daß wir fleißige und achtsame Hörer des Wortes seien. Warum wird das Evangelium mit so lauter Stimme gesungen, wenn Niemand da ist, der es versteht? Warum besteigen die Geistlichen sonst eine höhere Stelle, warum kehrt man sich gegen das Volk? Warum werden die Kerzen angezündet? Warum horchen wir so gespannt auf? Wenn jede Erklärung Euch fehlt, gilt nicht etwa von Euch das Wort des Propheten: „Dieses Volk ehret mich zwar mit den Lippen, aber das Herz ist ferne von mir?“ Wir wollen uns nicht der Juden Bosheit vorwerfen lassen, die, weil sie unbeschnitten waren an Herz und Ohren, mit hörenden Ohren nicht hörten. Seid mir nicht ein ungehorsames Volk, daß mir meine Zunge nicht an meinem Gaumen klebe, und ich nicht verstumme, wie der Prophet Hesekiel schreibt. Wahrlich Euch gilt die Weissagung und der Fluch, wenn ihr Etwas Heilsames höret, es aber nicht verstehet. Die Sache sieht dann mehr einem Schauspiele, als einer religiösen Feier ähnlich. Es versteht der Grieche, was ihm im Gottesdienste gelehrt wird, und ebenso der Jude. Warum sollen wir Christen des Abendlandes darin hinter ihnen zurückstehen? Wer führt vor dem Volke ein Schauspiel in fremder Sprache auf? Wer empfängt Gesandte, mit denen er, weil sie eine ihm fremde Sprache reden, keine Unterredung führen kann? Ist wohl ein Gesandter, der eine unbekannte Sprache spricht, so angenehm als der, welcher die Landessprache redet? — Klagt nicht daher auch Moses, der doch in aller Weisheit der Aegypter unterrichtet war: Ach mein Herr, ich bin je und je nicht wohl beredt gewesen, seit der Zeit du mit deinem Knechte geredet hast; dennn ich habe eine schwere Sprache und eine schwere Zunge? Was würde er erst gesagt haben, wenn er die Landessprache gar nicht verstanden hätte? Entschuldiget sich nicht auch Jeremias, als er zum Propheten gesetzt ward über die Völker und Reiche mit diesen Worten: Ach Herr, ich tauge nicht zu predigen, denn ich bin noch jung. Er konnte zwar wohl predigen, aber er verzweifelte daran, daß er das Volk überzeugen könne. Und uns sollte es gleichgültig sein, ob wir überhaupt verstanden werden oder

nicht? Ist dieses das Silber der Wohlredenheit, das wir zum Baue des Tempels liefern? Bedeuten das wohl jene sinnbildlichen Cymbeln am priesterlichen Gewande? Sind das die gewundenen silbernern Hörner zur Versammlung der Gemeinde? Ich könnte hier viele Beweisstellen anführen, aber es mag uns das Zeugniß des Apostels Paulus genügen, weil seine Rede aus göttlicher Eingebung herrührt, und wir wohl auf ihr gestützt von der Gewohnheit abweichen dürfen. Vernehmet daher, was er im vierzehnten Capitel seines ersten Briefes an die Corinther schreibt: Strebet nach der Liebe. Fleißiget euch aber der geistlichen Gaben, am meisten aber, daß ihr prophezeiet. Denn der in Zungen redet, der redet nicht für Menschen, sondern für Gott; denn Niemand verstehet ihn, sondern er redet im Geiste Geheimnisse. Wer aber prophezeiet, der redet für Menschen Erbauung und Ermahnung und Trost. Wer in Zungen redet, erbauet sich selbst, wer aber prophezeiet, erbauet die Gemeinde. Was ist das aber für eine Prophetie? Ohne Zweifel die Vorlesung und Auslegung des Evangeliums, der Epistel und der Propheten, denn dieses dient vorzüglich zur Erbauung, Ermahnung und zum Troste der Gemeinde, wie er denn auch im Briefe an die Römer schreibt: Was aber zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, auf daß wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben. Und welche Erbauung kann man wohl haben ohne Verständniß? Und wer geht aus einer solchen Versammlung wohl gebessert weg? Wer befestigter und geduldiger zur Ertragung der Leiden dieser Zeit und zum Widerstande gegen die Anschläge des Satans? Wer wird zur Geduld und Standhaftigkeit ermuntert? „Ich will", fährt Paulus fort, „daß ihr alle in Zungen redet, vielmehr aber, daß ihr prophezeiet; denn vorzüglicher ist wer prophezeiet als wer in Zungen redet, außer, wenn er auslegt, auf daß die Gemeinde Erbauung habe. Nun aber, Brüder, wenn ich zu euch käme in Zungen redend, was würde ich euch nützen, wenn ich nicht zu euch redete in Offenbarung, oder in Erkenntniß, oder in Prophezeiung, oder in Belehrung?" Sehet Paulus, der so hoch begnadigt war, bekennt, daß er nichts nützen würde, was maßen wir uns denn jetzt wohl an? Er fügt sodann ein sehr passendes Gleichniß bei: „Die leblosen Dinge doch auch, die da lauten, sei es Flöte oder Harfe, wenn sie nicht bestimmte Töne von sich geben: wie kann man verstehen, was geflötet oder geharfet ist? Denn giebt auch die Trompete einen undeutlichen Laut, wer wird sich rüsten zum Kriege? Also auch ihr wenn ihr mit der Zunge nicht verständliche Rede von euch gebet: wie kann man verstehen was geredet wird? Ihr werdet ja in den Wind reden! so viele Arten von Sprachen z. B. giebt es in der Welt und keine derselben ist ohne Bedeutung." — O, daß doch unsere Priester diese Worte zu Herzen nehmen und daraus lernen möchten, womit sie Paulus vergleicht! Er achtet sie geringer als Flöten, Trompeten und Harfen und behauptet, daß sie in den Wind reden. Was heißt aber in den Wind reden anders als die schönen Stunden, die köstliche Zeit unnütz zubringen und wie

man zu sagen pflegt eine lange Rohrpfeife reiten? Wenn ich daher die Sprache des Redenden nicht verstehe, so bin ich dem Redenden Fremdling und der Redende ist mir ein Fremdling. Bemerke wohl, daß er solches nicht allein für unnütz erklärt, sondern auch für Aegerniß gebend; Aergerniß aber in göttlichen Dingen ist stets verdammlich. „Also auch ihr, da ihr euch der Geistesgaben befleißiget, so strebet, daß ihr zur Erbauung der Gemeinde Euch auszeichnet. Wer daher in Zungen redet, bete (in der Absicht), daß er's auslege. Denn, wenn ich bete in Zungen, so betet mein Geist, aber mein Verstand ist unfruchtbar. Was soll ich nun thun? ich werde beten im Geiste, werde aber auch beten mit dem Verstande. Sonst, wenn du danksagest im Geiste, wie kann der, welcher zur Classe der Laien gehört, das „Amen" sagen zu deiner Danksagung, dieweil er nicht weiß, was du sagst"! Paulus will nicht, daß wir in der Unwissenheit bleiben, sondern daß wir in der Erkenntniß fortschreiten. Wer auf dem Heilswege stille steht, geht zurück. Laßt uns dafür sorgen, daß wir reich werden an Erkenntniß, und uns auszeichnen, wie Paulus im Briefe an die Colosser schreibt: „Wir hören nicht auf für euch zu beten und zu bitten, daß ihr erfüllet werdet mit der Erkenntniß seines Willens in aller Weisheit und geistlicher Einsicht, um zu wandeln würdig des Herrn zu seinem ganzen Wohlgefallen, fruchtbar an guten Werken und wachsend in der Erkenntniß Gottes". — Paulus dringt hier auch darauf, daß auch die Danksagungen und Segenssprüche verstanden werden, damit die Gemeinde um so besser „Amen" sagen könne. Hierin will ich einstweilen noch für einige Zeit der Gewohnheit folgen. Nicht als ob wir bei unserem Gottesdienste Geheimnisse hätten, die nicht allem Volke verkündiget werden dürften, sondern weil der Apostel hierin nachsichtiger ist, indem er nämlich hinzufügt: „Du magst wohl trefflich danksagen, aber der Andere wird nicht erbauet". Du siehst daraus, daß er solches auch für eine gute Sache erklärt, aber er will noch etwas Besseres, nämlich daß der Nächste erbauet werde. Dazu will er mehr durch sein Beispiel, als durch ein Gebot anreizen. — Ich danke meinem Gotte, daß ich mehr als ihr Alle in Zungen rede, aber in der Gemeinde will ich lieber fünf Worte mit Verstande reden, auf daß ich auch Andere belehre als tausend Worte in Zungen". Und auch ich danke dem Herrn, so oft ich von des Herren Tische Euch die geistliche Nahrung des Wortes Gottes bieten kann. — Oder spricht Paulus nicht etwa ganz für uns, damit Niemand sage, daß wir eine Neuerung einführen wollen? Das Beispiel und das Ansehen des Apostels sei für uns die einzige Richtschnur darin. Oder lesen etwa auch die Griechen die Evangelien in lateinischer Sprache oder die Lateiner in griechischer Sprache? Wenn es soviel vom Wortlaute abhinge, so müßten wir uns beim Gottesdienste der hebräischen und griechischen Sprache bedienen, indem diese die Sprachen der Patriarchen, Propheten und Apostel waren. Daher muß ich hier die Worte Pauli anwenden: „Brüder, werdet nicht Kinder am Verständniß, sondern an der Bosheit seid Kinder an dem

Verständniß aber seid vollkommen.“ Kinder sind nicht im Stande ihre Gedanken Anderen mitzutheilen, noch vermögen sie den tieferen Sinn der Worte zu verstehen; solche Kinder sollet ihr nicht sein, sondern vielmehr solche, von denen Christus sagt, daß ihrer das Himmelreich sei, nämlich frei von Bosheit und unreiner Lust, einfältig fromm und rein. Paulus schließt mit der Drohung des Propheten Jesaias: „Ich will mit anderen Zungen und mit anderen Lippen reden zu diesem Volke, und auch so werden sie mich nicht hören, spricht der Herr“. Als die Juden das Wunderzeichen, welches an den Aposteln durch den heiligen Geist in der Gabe der Sprache geschah, verachteten, fielen sie in Blindheit und in die Stricke des Irrthums und wurden aus Kindern des Reiches Kinder der Finsterniß, denn dieses Zeichen geschah um der Ungläubigen willen. So sollen wir nicht zweifeln, daß auch unsere Strafe nicht ausbleibe, wenn die Gnadengabe der Auslegung, welche um der Ungläubigen willen verliehen worden, von uns vernachlässiget wird. Traget daher Sorge zu dem Gute, das zu Eurem Nutzen erworben worden. Damit endlich auch die Bedeutung anderer gottesdienstlicher Handlungen nicht ganz unbekannt bleibe, so wollet in Geduld auch davon Etwas hören. Ihr pfleget Euch mit Wasser zu besprengen, Kerzen anzuzünden und Opfergaben Gott darzubringen. Was wollen nun diese Handlungen wohl bedeuten? Ich möchte nicht daß diese drei Uebungen beim Gottesdienste vergeblich wären. Zuerst sollet Ihr Eure Herzen reinigen, indem Ihr Gott in Demuth Eure Sünden bekennet, und so saget Ihr beim Anfange des Gottesdienstes öfters: „Kyrie eleison! d. i. Herr erbarme Dich unser“! und betet dann das Gebet des Herrn. Zum Zweiten sollt Ihr Euch erleuchten lassen durch Anhören des göttlichen Wortes, das ein Licht ist, welches unsere Augen erleuchtet und den Unmündigen Verständniß verleiht und durch himmlische Verheißungen unser Herz in Glauben und Hoffnung befestiget. Sodann opfert Ihr hierauf auch Gott. Ich sage nicht, daß Ihr Gold und Silber opfern sollet, sondern Euch selbst zu einem vollkommenen Brandopfer, indem Ihr fortan nichts mehr Euch selbst zuschreibet, sondern Euch ganz Christo weihet, und fürder nicht mehr nach Eurem eigenen, sondern nach seinem Sinne lebet. Deßwegen bringet Ihr auch dar das Opfer der Lobpreisung und der Danksagung für seine Wohlthaten, die er Euch erwiesen, vorzüglich, daß er für Euch den bitteren Tod am Kreuze erlitten hat. Doch sollte ich auch nicht weniger aufmerksam aufhorchen auf die Worte des glorreichen und gewissen Bundes, indem Ihr Euch fest auf die Verheißungen Christi verlasset, und überzeugt seid in Christo das ewige Leben und die Vergebung der Sünden zu erlangen unter den unaussprechlichen göttlichen Pfändern. Auch sollt Ihr voraus in geistlicher Weise Abendmahl halten, obgleich ich auch will, daß Ihr die Sacramente empfanget, damit Euer Glaube um so mehr befestiget werde, und Ihr mit dem Haupte und dem Leibe Christi immer inniger vereiniget werdet, und indem Ihr Eines Geistes mit ihm theilhaftig werdet. Und so kennet Ihr

dann ohne Zweifel erquickt, befestiget und erfreut von hinnen gehen, sintemal auch Eure Wege offenbar sind, und Er selbst zu Euch in der Schrift Worte des Friedens und der Liebe und Gnade gesprochen; indem er Euch die höchsten Verheißungen, nämlich Vergebung der Sünden und das ewige Leben gethan. Und damit ihr nicht mehr zweiflet, hat er diese Verheißungen durch bedeutungsvolle Sinnbilder bekräftiget und befestiget. Solches redet er künftig zu uns, wie vor Zeiten, nicht in fremder Sprache, noch durch Gleichnisse, wie zu den vollendeten Juden, noch in Räthseln, wie zu Schwachen und fleischlich Gesinnten, sondern offen und verständlich, wie zu den Engeln und Seligen, indem er sich uns in seiner Herrlichkeit offenbaret. Solches wolle uns Er verleihen, der mit dem Vater und dem heiligen Geiste, Ein Gott, in alle Ewigkeit herrschet. Amen. —

2.

Das Gleichniß vom Säemann.

Lucas 8, 4—15.

Da nun viel Volks bei einander war, und aus den Städten zu ihm eilete, sprach er durch ein Gleichniß:

Es ging ein Säemann aus zu säen seinen Samen und indem er säete, fiel Etliches an den Weg, und ward vertreten, und die Vögel unter dem Himmel fraßen es auf. Und Etliches fiel auf den Fels. Und da es aufging, verdorrete es, darum, daß es nicht Saft hatte. Und Etliches fiel mitten unter die Dornen und die Dornen gingen mit auf und erstickten es. Und Etliches fiel auf ein gutes Land und es ging auf und trug hundertfältige Frucht. Da er das sagte, rief er: Wer Ohren hat zu hören, der höre! Es fragten ihn aber seine Jünger, und sprachen, was dieses Gleichniß wäre? Er aber sprach: Euch ist es gegeben zu wissen das Geheimniß des Reiches Gottes, den Andern aber in Gleichnissen, daß sie es nicht sehen, ob sie es schon sehen, und nicht verstehen, ob sie es schon hören. Das ist aber das Gleichniß: Der Same ist das Wort Gottes. Die aber an dem Wege sind, das sind, die es hören; darnach kommt der Teufel und nimmt das Wort von ihren Herzen, auf daß sie nicht glauben und selig werden. Die aber auf dem Fels, sind die, wenn sie es hören, nehmen sie das Wort mit Freuden auf; und die haben nicht Wurzel, eine Zeitlang glauben sie, und zu der Zeit der Anfechtung fallen sie ab. Das aber unter die Dornen fiel, sind die, so es hören und gehen hin unter den Sorgen, Reichthum und Wollust dieses Lebens und ersticken und bringen keine Frucht. Das aber auf dem guten Lande sind die das Wort hören und behalten in einem feinen, guten Herzen, und bringen Frucht in Geduld.

Ob es sich der Mühe lohne oder nicht, diesen evangelischen Abschnitt näher zu betrachten, könnet Ihr selbst, wenn Ihr wollt, leicht begreifen. Zwar wissen wir, daß im Worte Gottes auch kein Jota noch Pünktchen überflüssig geschrieben noch getroffen wird, denn wie könnte wohl das Wort Gottes eitle

Dinge enthalten, da es die Wahrheit selbst und die Weisheit des allweisen Gottes ist, der alle Menschen wegen jeder unnützen Rede richten wird? Hier aber fordert der Herr unsere besondere Aufmerksamkeit, weil er Geheimnisse offenbaret. Zuerst sollen wir wohl achten, daß er diese Rede an die ganze Menge, die zu ihm kam, richtete, weil sie eine Sache betrifft, die Niemanden unbekannt sein darf. Zum Zweiten, daß er ausruft: Wer Ohren hat zu hören, der höre, als wollte er sagen: Jeder, der dieses nicht mit den Ohren des Geistes höret und nicht zum guten Erdreich gehört, findet keine Entschuldigung. Endlich, daß er diejenigen so sehr hervorhebt, welche das Wort hören, indem er von ihnen sagt, daß sie das Geheimniß Gottes verstehen, was wahrlich ein hoher Vorzug ist, denn das ist ein Zeichen, daß sie zu den Kindern gehören, nicht zu den Dienern, zu den Schafen, nicht zu den Böcken, wie er Johannes 15 sagt: „Schon nenne ich euch nicht Diener, sondern Freunde und Hausgenossen Gottes". Sehet daher zu, daß der Herr nicht umsonst zu Euch rede und ringet darnach, daß Ihr zu den Kindern Gottes gehöret. Einige wollen diese Stelle fälschlich nur auf die Geistlichen und Schriftgelehrten beziehen, als wären sie die, welchen der Herr die Geheimnisse Gottes und die heilige Schrift geoffenbaret und so mahnen sie das ungelehrte Volk vom Lesen der heiligen Schrift ab, ja sie verbieten es vollends unter Androhung von Strafen; doch verhält es sich ganz anders mit dem Sinne dieser Stelle. Die Apostel sind nicht allein die Vorbilder der Priester und Bischöfe, sondern aller Gläubigen, wie Petrus in seinem ersten Briefe Cap. 2 sagt: „Ihr seid das auserwählte „Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilge Volk des „Eigenthums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, „der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunder„baren Lichte". Sowie Gelehrsamkeit an sich daran nicht hindert, so legt auch der Mangel daran kein Hinderniß im Wege. Ja im Gegentheil ist oft der Mangel an Gelehrsamkeit förderlich, wie bei den Aposteln, und die Gelehrsamkeit selbst hinderlich, wie bei den Pharisäern. Und wiederum gereicht Erkenntniß als eine Gabe Gottes zum Heile, wie bei Moses und bei dem Propheten Daniel, welche von dieser Gabe heilsamen Gebrauch machten, sie wäre ihnen aber nachtheilig gewesen, wenn sie nicht einfach dem Worte Gottes geglaubt hätten. Die Unverständigen aber werden verworfen. Denn David spricht: „Werdet nicht ähnlich den Pferden und Eseln, in denen kein Verstand ist." Ferner wird unser Gleichniß nur denjenigen erklärt, welchen verliehen ist das Geheimniß zu erkennen, — dem guten Lande, das vielfältige Frucht bringet. Der Herr machet zu Nichten die Weisheit der Weisen und verwirft die Klugheit der Klugen. Auch Paulus bezeugt, daß Israel wegen der Zuversicht zu den Werken verblendet worden sei. Und Johannis 5 sagt Christus: „Darum glaubet ihr nicht, weil ihr Ehre von einander nehmet". Vernehmet

daher, worin das Geheimniß der Christen bestehe und was die vollendeten Christen macht, was gewiß der beste Same ist, und die solches recht erkennen, bringen Frucht: die es aber nicht erkennen sind keine Christen; wie auch 1 Joh. 4 geschrieben steht: „Jeder Geist, der da bekennt, daß Jesus Christus im Fleisch erschienen sei, ist aus Gott. Und jeder Geist, der nicht bekennet, daß Jesus Christus im Fleisch erschienen sei, ist nicht aus Gott." Dieser ist das wahrhafte Wort Gottes, sodaß alle die an ihn glauben, selig werden. Wenn sie aber selig werden, so bringen sie wahrlich viel Frucht. 1 Joh. 2 heißt es auch: „Jeder, der aus Gott geboren ist, sündigt nicht, weil der Same Gottes in ihm bleibt." Wahrlich eine köstliche Frucht „nicht mehr sündigen"! Wenn dieses von der ganzen Art des Samens gilt, so kann niemand mit Recht läugnen, daß es nicht auch von dem, der vorzugsweise das Wort Gottes genannt wird, gelte. Denn das ist das Bekenntniß des seligen Apostels Petrus, auf dem die Kirche Gottes gegründet ist. Diesen Samen wahrhaft in sich aufnehmen, heißt auch, das Fleisch des Menschensohnes essen, woraus uns die köstliche Frucht reift, daß wir das ewige Leben haben. Joh. 6. Das ist auch das Geheimniß des Reiches Gottes, „daß sie mit sehenden Augen nicht sehen und mit hörenden Ohren nicht hören." Auch können wir auf keine andere Weise selig werden, als wenn wir diese Frucht bringen. Nehmet auch Ihr diesen Namen in Eure Herzen auf und bringet Frucht und kümmert Euch um nichts Anders, was auch immer sonst verkündigt werden mag. Denn oft müssen die Sünder wegen ihrer Sünden hart gezüchtiget werden, da sie Milde und Sanftmuth nur verachten und verspotten. Laßt uns nicht denjenigen ähnlich werden, die, nachdem sie in einen Garten getreten und die wohlriechensten Rosen pflücken könnten, sich umwenden und Nesseln pflücken d. h. laßt uns nicht denen nachahmen, die, wenn sie eine harte Rede gegen die Gegner vernehmen, nichts Anderes daraus entnehmen, als daß sie den ganzen Tag poltern und was noch mehr zu bedauern ist, keiner Ermahnung zur Furcht Gottes und zur Liebe gegen Christum in ihrem Herzen Raum geben. Sie kommen daher nur um zu richten, nicht um sich zu belehren und ihr Leben zu bessern und gehen daher nicht als neue Menschen hinweg. — Andere säen zwar diesen Samen auch, hangen aber dabei ganz am Ceremonien-Dienst; solche müssen wir aber durchaus tadeln. Lernet diesen Samen in Euch aufzunehmen, und Ihr habt dann jene köstliche Perle, um die wir Alles hingeben sollen. Uebrigens habe ich das beste Zutrauen zu Euch. Vernehmet daher mit den Ohren Eures Herzens, was der Herr uns hier verkündiget. Denn hier lernet Ihr an der Erklärung des Herrn, wem das Wort Gottes zum Heile verkündiget wird, wem dagegen nutz und fruchtlos. Der Same am Wege wird von den Vögeln d. h. vom Teufel hinweggenommen, so daß daraus keine Frucht reifet. Aus den Worten Christi lernen wir drei Arten von Menschen kennen. — Einige Menschen trachten allein nach Ruhm und Ehre und machen sich stets vom Urtheile der Men-

schen abhängig und werden daher auch von allen Menschen getreten, denn alle diejenigen, vor denen sie sich fürchten, mißhandeln sie auch; sie sind daher Sklaven aller Sklaven und was sie thun, thut der Teufel, dessen Werkzeuge und Diener sie sind. Oefters machen Weiber die Menschen vom wahren Gottesdienste, und von Allem, was ehrbar ist abwendig. So wurde Salomo durch die Tochter des Pharao und Adam durch Eva verführt, sowie auch heut zu Tage viele theils durch ihre Weiber, theils durch ihre Nachbarn vom wahren Gottesdienste abwendig gemacht werden. Wahrlich sprechen sie, wenn du dir vornimmst, so zu leben, wie Christus gelebt, so findest du keine Gnade mehr bei den Menschen. Wo nämlich der Same des Wortes Gottes in ein reines Herz aufgenommen wird, da regt er den Menschen zur Nachahmung Christi an, was der Teufel nicht dulden mag; daran mahnt uns auch der Apostel Paulus, der sich nicht um das Urtheil der Menschen kümmerte, indem er sagt: „Wenn ich den Menschen gefallen wollte, so wäre ich nicht Gottes Diener." Was richtet heut zu Tage, wo das Licht des Evangeliums so hell leuchtet, alle Heuchler zu Grunde, als weil sie sich immer fragen: was würden die Menschen sagen, wenn ich so leben wollte? Doch diese bedauerungswürdigen Menschen bedenken nicht, was Gott von ihnen sage. So lange du nicht den Acker deines Herzens besser bestellst, nimmt der Teufel als der Fürst dieser Welt das Seinige hinweg und läßt nicht den Samen des Wortes Gottes in Dir Wurzel schlagen, was Dir einst zu ewiger Schmach gereicht.

Die zweite Art von Menschen sind diejenigen, welche auf den Felsen säen d. h. die sich scheuen das Kreuz des Herrn zu tragen. Sie finden Wohlgefallen am Evangelium und an Christo, aber sobald sich Verfolgungen erheben, fallen sie in schimpflicher Flucht ab, obgleich sie kurz vorher mit Petro versprachen, Christum bis in den Tod zu folgen. Sieh' wie thöricht sie handeln; sie flüchten sich vor dem Reif und stürzen sich unter den Schnee; sie gehen aus der Freiheit in die schimpflichste Knechtschaft über. — Zudem bedenken sie nicht, daß diese Verfolgungen nur kurze Zeit währen, auch sind sie nicht Christi eingedenk, noch blicken sie auf das Vorbild der Heiligen. Wir arme Menschen, da wir uns von der ewigen Pein befreien könnten, fliehen wir! Christus hat sein Leben für uns dahin gegeben und wir wollen auch nicht den geringsten Dornenstich erdulden? Das kommt aber daher, daß unser Herz steinern ist und weil uns die erquickende Kraft der Gnade fehlt, auch haben wir nicht den rechten Glauben, sonst würden uns auch die schwersten und heftigsten Verfolgungen nicht von Christo zu scheiden vermögen. — Die dritte Art sind diejenigen, deren Samen von den Dornen erstickt wird. Den Einen gereicht der Stolz und die eitle Ruhmbegierde zum Verderben, den Andern die Liebe zu ihrem Fleische, diesen aber der Reichthum, der auf ihnen lastet, wie der Höcker auf dem Kamele, und sie verhindert in das Reich Gottes einzugehen. Es redet aber Christus hier von den Sorgen um die Reichthümer und von der Habsucht; denn für viele, die den Reichthum recht anzuwen-

den wissen ist derselbe kein Hinderniß. Es ist dieses aber eine köstliche Gabe Gottes, wenn der Reichthum dem Glauben nicht zum Schaden gereicht, zumal zu der Zeit, da uns Widerwärtigkeiten drohen und wir Schmach erdulden müssen. Aber das sind dagegen thörichte Handelsleute, die dieses Irdische so hoch anschlagen. Wenn wir nach Reichthümern jagen wollen, warum trachten wir nicht nach solchen, die ewig bleiben? Warum streben wir nach jenen unbeständigen Gütern, welche die Diebe stehlen und das Feuer verzehrt, statt nach denen, die uns Niemand rauben noch verderben kann?

Es wollen diejenigen auch hier ein wenig aufmerken, die uns stets zurufen: Wo sind die Früchte euerer Predigten? Freunde! die Schuld liegt nicht am Worte Gottes, sondern an dem Erdreiche, das den Samen nicht aufnimmt, oder wenn es ihn aufgenommen, denselben erstickt.

Es ist dieses auch eine furchtbare Erscheinung, daß die geringste Zahl selig wird, obgleich Gott so gnädig und barmherzig ist. Viele sind unwürdig des göttlichen Wortes, drei Viertheile des Samens geht zu Grunde und nur ein Viertheil wird erhalten und auch diesem droht zuweilen Gefahr von Seite des Widersachers.

Die vierte Art sind die wahren Hörer, welche den Samen des göttlichen Wortes aufnehmen in gutem Erdreich und auch viel Frucht bringen. Unser Herz ist das gute Erdreich, wenn wir unter Mitwirkung des heiligen Geistes diesen Samen aufnehmen. So wurde durch den Propheten Hesekiel voraus verkündigt: „Ich will ihnen ein neues Herz und einen neuen Geist verleihen, auf daß sie in meinen Geboten wandeln." Und wiederum durch den Propheten: „Dein guter Geist, Herr, leite mich auf ebener Bahn." Die noch unter dem Gesetze leben, haben ein steinernes Herz, die aber unter der Gnade stehen, haben ein weiches, zartfühlendes Herz. Sie haben auch Acht auf ihr Herz und beten täglich zum Herrn, daß er sie vom Uebel d. h. vom Teufel erlöse, damit er nicht den Samen hinwegnehme. Sie bewahren ihre Sinne, damit nicht der Tod zu den Fenstern eindringe, sie wenden ihren Blick von der Eitelkeit weg, damit sie dieselbe gar nicht sehen, sie zügeln ihre Zunge, damit sie nicht gottlose Reden führen, sie haben keine Gemeinschaft mit denjenigen, die Blut vergießen, sie achten nicht auf Ruhm vor den Menschen, sondern auf Ruhm vor Gott. In Zeiten der Verfolgungen sind sie geduldig und gutes Muthes, sie tragen ihr Kreuz und folgen dem Herrn; ja sie sind bereit noch Herberes zu erdulden. So bringen sie reichliche Frucht, nicht aber die Frucht des Fleisches, wie Völlerei, Uebermuth, Neid und dergleichen, sondern die Frucht des Geistes, nämlich jenes Wortes, das in Christo Fleisch geworden, der uns von ihm Demuth und Sanftmuth lernen heißt und uns geliebet hat bis in den Tod. Das sind die ächten Früchte, die Gott gefallen. Nicht aber sind jene eiteln Werke, die Niemanden nützen, solche Früchte, wie die Unterhaltung von Müssiggängern und die Erbauung von Tempeln und die Stiftung von Jahreszeiten und Aehnliches. Es gibt sonst kein gutes Werk, als

wenn es aus dem Glauben stammt. Der Herr wolle uns seine Gnade verleihen, daß wir gute Bäume seien und Früchte bringen zum ewigen Leben! Amen!

3.

Oekolampads Antrittsrede am Matthiastage 1525.

Apostelgeschichte 1, 15—26.

„Und in diesen Tagen trat Petrus auf unter die Jünger, und sprach (es war aber ein Haufe beisammen von etwa hundert und zwanzig Personen): Ihr Männer und Brüder, es mußte die Schrift erfüllet werden, welche zuvor gesagt hat der heilige Geist durch den Mund Davids, von Judas, welcher ein Vorgänger war derer, die Jesum fingen. Denn er war mit uns gezählet, und hatte dieses Amt mit uns überkommen. Dieser hat erworben den Acker um den ungerechten Lohn, und sich erhenket und ist mitten entzwei geborsten, und hat alle seine Eingeweide ausgeschüttet. Und es ist kund geworden Allen, die zu Jerusalem wohnen, also, daß selbiger Acker genannt wird in ihrer Sprache, Hakeldama, das ist, ein Blutacker. Denn es steht geschrieben im Psalmbuche: Ihre Behausung müsse wüste werden, und sei Niemand der darinnen wohne und sein Bisthum empfange ein Anderer. So muß nun einer unter diesen Männern, die bei uns gewesen sind, die ganze Zeit über, welche der Herr Jesus unter uns ist aus und eingegangen, von der Taufe Johannis an, bis auf den Tag, da er von uns genommen ist, ein Zeuge seiner Auferstehung mit uns werden. Und sie stellten zween, Joseph genannt Barsabas mit dem Zunamen Justus, und Matthias, beteten und sprachen: Herr aller Herzen Kündiger, zeige an, welchen unter diesen zween du erwählet hast, daß Einer empfange diesen Dienst und Apostelamt, davon Judas abgewichen ist, daß er hinginge an seinen Ort. Und sie warfen das Loos über sie; und das Loos fiel auf Matthiam und er ward zugeordnet zu den eilf Aposteln.“ —

Neulich haben wir vom guten Samen geredet, der auf dem Grunde eines guten Herzens hundertfältige Frucht zum ewigen Leben trage. Heute bietet sich Anlaß von den Säemännern, nämlich von den heiligen Aposteln zu reden.

Denn nicht Christus allein ging aus, den Samen des göttlichen Wortes auszusäen, sondern auch seine Apostel, die er aussandte; doch säeten diese keinen andern Samen aus, als den sie vom Herrn empfangen hatten. Wir begehen heute das Andenken des heiligen Apostels Matthias, und deßwegen haben wir den Abschnitt aus der Apostelgeschichte vorgelesen, der von seiner Wahl zu diesem Amte handelt. Glaubet aber ja nicht, daß dieses Euch nichts angehe, denn Ihr müsset wohl zusehen, wer die sind, die zu Euch gesandt werden, und ob sie Unkraut oder Waizen säen. Wenn die gute Saat so schwer

auch bei denen gedeiht, zu denen gute Säemänner und Führer gesandt sind, wie wird es denen gehen, zu denen Niemand kommt, oder was noch schlimmer ist, die Verführer erhalten? Schlimm wahrlich steht es um die Menschen, dieweil die tiefste Finsterniß uns umhüllt und wenn Niemand uns erleuchtete, so wäre es um uns geschehen. Darum sandte uns der Herr der Barmherzigkeit Führer und Erzieher. Und dieweil auch wir, die Prediger furchtsam sind, so sendet er uns zur Ernte, damit wir nicht uns abschrecken lassen, indem er alle, welche die von ihm Gesandten aufnehmen dazu verordnet und vorbereitet, wie auch Jesajas voraus verkündigt, auf daß sie sich freuen wie zur Erntezeit. Christus ist der wahre Säemann, wir aber sind Arbeiter in seiner Ernte. Und wahrlich wir sollen uns hoch freuen, wenn wir auch nur einige für Christum gewinnen, wie große Gefahren auch damit verbunden sein mögen, daher spricht der Apostel Paulus: „So Jemand ein Bischofsamt begehrt, der begehrt ein köstliches Werk!" Unsere vorgelesenen Textesworte fordern, daß ich zuerst rede von der Wahl, zweitens von seiner Beförderung und drittens von seinem Werke.

Der Herr bezeichnete die Zweiundsiebenzig und keiner von ihnen lief aus eigenem Antriebe, wie Jesajas 21. von den falschen Propheten schreibt, von denen der Herr spricht: „Sie sind gelaufen, ohne daß ich sie gesandt habe." Diese hingegen hat der Herr selbst erwählt wie Ihr aus dem Briefe an die Hebräer vernehmet: „Niemand bekleidet das Priesteramt, wenn er nicht von Gott dazu erwählet ist, wie Aron." Unter dieser Zahl, nämlich der Zweiundsiebenzig, befand sich auch Matthias; aber später wurde er durch die Wahl befördert und gelangte unter die zwölf Apostel. Wir wissen noch nicht gewiß, welche der Herr also erwählt; denn er erwählet Einige zum Amte und zur Seligkeit, Andere aber nur zum Amte. Judas ward eine Zeit lang zum Amte doch nicht zur Seligkeit berufen, daher fiel er auch aus dem Amte und erleidet mit Recht die Strafe seiner Ruchlosigkeit. Matthias dagegen wurde befördert. Wir aber wollen darauf achten, ob Einer das Amt so verwaltet, daß man annehmen kann, er sei von Gott gesandt und wollen nicht so ängstlich untersuchen, ob es ihm auch möglich sei zu fallen, denn wer ist so vollkommen, daß er nicht fallen könnte? Petrus dient uns zum warnenden Beispiele. Uebrigens können wir nicht läugnen, daß Gott diese Angelegenheit nach einer gewissen Ordnung besorgt haben will, das lehrt uns schon die Furcht Gottes. Nachdem Judas abgetreten, folgt Matthias. Merke wohl, zuerst wird eine Stelle erledigt, alsdann wird ein Mann von untadelhaftem Lebenswandel und zuverlässiger Erkenntniß an die Stelle des Judas gewählt, damit er zeugen könne von der Auferstehung des Herrn; drittens beten sie, damit das Loos nicht geworfen werde, wie beim Würfelspiele. Die Menschen können sich in der Wahl leicht irren, und oft wird der von Gott verworfen, den die Menschen gewählt, wie wir das bei der Wahl Jacobs sehen, dem der getäuschte Isaak den Esau vorzog. So wurde auch David als der Letzte unter

den Söhnen Isais vorgeführt. Siehe auch ferner an dieser Stelle, unter wie vielen Ehrennamen Joseph (Joses), der Sohn Barsabas, angeführt wird. Zuerst stammt er aus angesehener Familie, sodann wird er der „Gerechte" genannt, wohl wegen seiner Werke vor den Menschen; Gott aber wollte seine Barmherzigkeit offenbaren, so daß die Wahl nicht nach menschlicher Klugheit, sondern nach der göttlichen Gnade, welche dasjenige, was von der Welt verachtet wird, sich erwählet, erfolgte. Laßt uns dabei lernen, wie viel die Demuth vor Gott gilt: es war ein Geringes vor Judas den Vorrang zu gewinnen, aber auch vor Joseph dem Gerechten gewann sie ihn. Dagegen zeigt sich die Gnade Gottes auch an diesem Joseph in herrlicher Weise, da wir nicht lesen, daß er den Matthias wegen seiner Erhebung beneidet, noch daß jener darauf stolz gewesen, sondern er wartete mit den Uebrigen auf die Ausgießung des heiligen Geistes. Das Gebet der Jünger geschah zufolge Auftrages des Herrn, wie wir aus dem Evangelium wissen. „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende." Matth. 9, 38—39. Bemerke auch bei diesem Anlasse, daß Gott nicht verbietet, daß zwei Bischöfe in einer und derselben Stadt seien, wie solches in den Concilien festgesetzt worden, vielmehr will er, daß es viele seien, damit sie einander im Gottesdienste unterstützen und damit sie ein vollgültigeres Zeugniß ablegen und die verkehrten Menschen, welche nicht einmal zweien Zeugen glauben, desto verdammlicher erscheinen. Oder warum rühmen sie sich, daß Petrus und Paulus zu Rom gewesen? Und warum grüßt Paulus an die Philipper die Bischöfe daselbst? Laßt uns die eben erwähnten Worte aus dem Matthäus näher erwägen. Der Herr spricht: „der Arbeiter sind wenige," und wahrlich es sind noch heut zu Tage wenige Arbeiter, obgleich sich die Welt mit Recht über die Menge der Priester beklagt; viele sind Bauchdiener, viele machen aus der Frömmigkeit ein Gewerbe, viele suchen nur das Ihrige, wenige aber Christum. Der Herr aber will, daß wir ihn darum bitten, weil ohne ihn nichts wahrhaft Gutes zu Stande kommen kann. Aus dieser Stelle ergibt sich meines Erachtens kein Grund zu jener gewöhnlichen Beförderungsweise, zu Vorlesern, Beschwörern, Akoluthen und Subdiakonen. So viel sich aus der Leichenrede des Basilius und Cyprian schließen läßt, wurde darin folgende Ordnung beobachtet. Wenn Jemand treu gedienet und darneben fähig befunden wurde zum Vorlesen, Lehren und Ermahnen und dabei eines untadelhaften Lebenswandels war, so wurde er befördert. Jene päpstliche Salbung hatte damals noch keine Geltung. Wenn einer untauglich war zum Lehren oder sich einen unwürdigen Lebenswandel zu Schulden kommen ließ, so konnte er entsetzt werden. Heut zu Tage aber herrscht sträflicher Mißbrauch in allen diesen Dingen. Wer nur Geld zahlen kann, oder sonst einen Dienst geleistet hat, wird zum Geistlichen geweiht: gestern noch Schuhmacher, heute schon Priester; gestern noch im Stalle, heute vor dem Altare. Und solche Menschen pochen auf ihre

Weihe, wenn sie gleich ihren Dienst in keiner Weise verstehen, ja nicht einmal eine Zeile recht lesen können; ja noch mehr, solche Leute maßen sich noch das alleinige Ansehen an, über das Wort Gottes und über das Evangelium zu entscheiden. Jene Wahl des Matthias geschah ferner durch die ganze Gemeinde und nicht durch Petrus allein, obgleich dieser die Gemeinde dazu aufforderte. Ich weiß nicht durch welche Trugmittel einige Wenige dieses Recht an sich gerissen haben, daß sie nach Belieben Geistliche ein- und absetzen können. Bei andern Wahlen ist solches zuweilen nicht zu verwerfen. Wen man aber zu einem solchen Amte wählen soll, vernehmen wir deutlich aus dem Briefe an Timotheus. Wie übrigens Niemand sich zum Predigtamt hinzudrängen soll, so soll derjenige, der die dazu nöthigen Gaben zu besitzen sich bewußt ist und dasjenige sucht, was Gottes ist, auch sich demselben nicht entziehen. Zum Zweiten sendet der Herr die Erwählten aus, die auf seine Gnade vertrauen und mit christlichen Tugenden geschmückt; und wenn sie auch selbst sanftmüthig sind, die Feinde aber wie reißende Wölfe wüthen. Der Herr aber, der sie aussendet, versichert sie, daß auch kein Haar von ihrem Haupte fallen könne ohne seinen Willen. Und wenn sie gleich weder Tasche noch Schuhe mit sich tragen, so soll es ihnen doch nach seiner Verheißung an nichts mangeln, ja sie sollen ohne Schuhe einherschreiten, ohne Schaden zu leiden, und wenn sie selbst auf Ottern und Drachen treten. „Als ich euch vormals ohne Tasche ausgesandt, spricht der Herr, hat es Euch wohl an etwas gemangelt?" Wohl vermag ich die Herzen der Menschen zu bewegen, daß sie Euch geneigt werden, und Euch Wohlthaten erweisen. Und endlich will ich Euch so sicher auf Euerm Wege leiten, daß Ihr nicht irre gehet, selbst wenn Ihr auch Niemanden auf dem Wege grüßet. „Wer unter der Hut des Höchsten wohnet, der weilet unter dem Schutze des himmlischen Herrn". Indessen werden auch die apostolischen Tugenden anbefohlen, nämlich Sanftmuth, damit sie, wie die Lämmer Niemanden verletzen, jedem dagegen wohlthun, sich nicht als Herren über das Eigenthum Gottes betragen, sondern als Vorbilder der Heerde. Hier sind es nicht Wölfe, zu denen sie gesandt werden, denn nach Joh. 10. gehören diejenigen zu seinen Schafen, die auf die Stimme des Hirten hören; dagegen sind diejenigen Wölfe, welche dem Worte Gottes widerstreben und solche gibt es zu allen Zeiten. Für die zweiundsiebenzig Jünger waren es die Pharisäer, für Moses die ägyptischen Zauberer, für die Propheten die falschen Propheten und zu unserer Zeit sind es die Päpstler. Achte hier auf das Wörtlein: „sorget nicht." Denn mitten in der größten Dürftigkeit warfen sie alle Sorgen auf den Herrn. O wie fern sind heut zu Tage unsere Bischöfe von solcher Gesinnung, da sie nicht allein sich selbst mit irdischen Sorgen beladen, sondern auch die Armen mit allerlei Forderungen bedrücken und sich die Erfindung Simons zu nutze machen. Sie führen freilich keine Tasche mit sich zum Geben, wohl aber zum Nehmen. Heuchelei ist es, was einige Franziskaner zur Schau tragen, indem sie solchen Fleiß und solche Eile in ihrem Berufe heucheln, daß

sie Niemanden auf dem Wege grüßen, denn es ist dieses auch nicht der Sinn dieser Stelle, den freundlichen Gruß zu verbieten.

Drittens wird die Amtspflicht bezeichnet, daß sie den Frieden verkündigen. Welchen Frieden wohl? Den Frieden mit Gott, nach dem unser Herz sich sehnet, und der allein wahre Freude gewährt und uns alle Schwierigkeiten freudig überwinden läßt. Dieser Friede wird uns aber nur durch Christum zu Theil. Er befiehlt aber nicht das Gesetz zu predigen, sondern das Evangelium, nicht Menschensatzungen und Gewohnheiten, sondern den Frieden. Der Zweck ihrer Sendung ist nicht Verdammniß, sondern Erlösung. Dabei wird der Lohn kaum erwähnt, obgleich man mit gutem Gewissen den geziemenden Unterhalt, der dargereicht wird, genießen darf, wie solches auch die Apostel thaten. Er befiehlt ihnen aber nicht die Leute mit allerlei Forderungen zu beschweren, sondern gestattet nur die freiwilligen Gaben anzunehmen. Wenn ihre Predigt nur Frucht habe, so sollen sie Gott dafür danken, wenn sie aber keine Frucht schaffe, so kehrt sich der Friede wieder d. h. Gott wird euch deßwegen nicht zürnen, wenn ihr nur dabei euere Pflicht getreulich erfüllt habt. Diese Stelle aus dem Evangelium findet gegenwärtig ihre besondere Anwendung auf mich, was ich euch nicht verhehlen will. Habe ich doch bis dahin nicht aus Ehrgeiz oder aus eigenem Antriebe, wie es Einige dafür gehalten, sondern nach Vermögen, sowie es nur der Herr verliehen, sein Wort getreulich verkündiget, ohne dabei auf das Gerede der Feinde, noch auf andere günstige Bedingungen, unter welchen man mich von hier wegberufen wollte, zu achten, indem ich der guten Hoffnung lebte, bei Euch einige geistige Frucht zu ärnten. Neulich haben mich jedoch Einige mit dringenden Bitten aufgefordert, nicht allein in der Verkündigung des Wortes fortzufahren, sondern auch, dieweil euer Pfarrer krank ist, alle übrigen Pflichten dieser Stelle über mich zu nehmen. Hier bekenne ich nun meine Schwachheit, denn ob ich gleich weiß, daß so Jemand nach einem Bischofsamte strebet, ein köstliches Ding begehret, so wollte meine Schwachheit doch mich eher zur Bitte bewegen, daß ich von gegenwärtiger Stelle entbunden würde, als mir noch eine schwierigere überbinden zu lassen. Denn wie diese Angelegenheiten jetzt stehen, wollte ich mich lieber in der Einsamkeit verbergen, als dieses Amt verwalten. Und es wird mir jeder darin beistimmen, der da weiß, mit welchen Schwierigkeiten dasselbe zu gegenwärtiger Zeit verbunden ist. Aber sintemal Niemand nur sich selbst leben soll, so wollte ich auch diesen Bitten nicht widerstehen, sondern mußte mich gleich andern, dem Urtheile unterwerfen. Dieses sage ich darum, weil es einige Pfrundjäger gibt, die, obgleich sie weder Fähigkeit noch Willen besitzen, ihren Nächsten zu belehren und zu erbauen, dennoch sich nicht einmal mit einer Pfarrstelle begnügen. Nun endlich werden sie sagen, sehen wir, aus welchem Grunde er das Wort verkündiget und nach welchem Preise er strebt. Solches reden sie aber, um der Lehre zu schaden. Es wissen meine Herren selbst, ob ich je etwas für mich erbeten habe, ihren eigenen Bitten aber durfte

ich nicht widerstehen. Der Tag des Herrn aber wird auch dieses ans Licht bringen. Ich halte es für einen Ruf des Herrn, aus dem ich euere Gewogenheit gegen mich erkenne. Um irdische Güter habe ich mich nie bekümmert. Darum bitte ich den Herrn allein, daß ich geistige Frucht bei euch wirken möge. Wenn ihr Christum kennen lernet, und Liebe übet untereinander, so bin ich reichlich belohnet. Und darin besteht auch der Ruhm, nach dem ich strebe. Das ist auch mit kurzen Worten mein Vorsatz: Ich will nur das Wort Gottes rein und lauter verkündigen. Um die Satzungen und Gewohnheiten der Väter kümmere ich mich nicht, dieweil viele davon dem Worte Gottes geradezu widerstreiten, und den Gewissen Fallstricke legen; was ich jedem, der es begehrt, zu beweisen bereit bin. Indem ich euch aber den Frieden verkündigen werde, will ich euch keine neuen Lasten aufbürden, sondern, was Christus erlaubt hat, das sei erlaubt und was Christus verboten hat, das sei verboten. Was Tagesunterschiede, Speisenverbote, Kleider und Ceremonien betrifft, so wünsche ich, daß eueren Gewissen damit keine Fallstrike gelegt werden. Das Gleiche gilt von der Beichte und von den Sacramenten. So wie ich nichts Heilsames aufheben möchte, so will ich auch nicht unterlassen, nach dem Rechten zu jagen. Inzwischen sollt ihr, die ihr weiter vorgeschritten seid daran nicht Anstoß nehmen; ein jeder helfe des andern Last tragen. Bedenket, daß wir gegenwärtig noch, um der Schwachen willen, damit auch sie gewonnen werden, noch Manches zu dulden genöthigt sind; darum erkennet, worin unsere Freiheit und daß das Reich Gottes nicht in äußern Dingen bestehe. Ihr aber, die ihr noch schwächer seid, sehet zu, daß die Nachsicht, die wir mit euch haben, nicht zu euerem Schaden gereiche. Wir werden nichts ändern, noch erneuern (reformiren), ohne Wissen derer, die es angeht. Der Herr aber wolle unsere Herzen mit seinem Geiste erleuchten, damit wir seinen Willen erkennen und erfüllen mögen. Amen.

4.

Pfingstpredigt.

Johannes 14, 23—29.

Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen, und Wohnung bei ihm machen. Wer mich aber nicht liebet, der hält mein Wort nicht. Und das Wort, das ihr höret, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat. Solches habe ich zu euch geredet, da ich noch bei euch bin. Der Beistand aber, der heilige Geist, welchen der Vater senden wird in meinem Namen, der wird euch an alles er-

innern, was ich euch gesagt habe. Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt ihn giebt, gebe ich ihn euch. Euer Herz erschrecke nicht und zage nicht! Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe, ich gehe hin und komme wieder zu euch. Wenn ihr mich liebtet, so hättet ihr euch gefreut, daß ich gesagt habe: Ich gehe hin zum Vater; denn mein Vater ist größer als ich. Und nun habe ich es euch gesagt, ehe es geschehen, daß, wenn es geschehe, ihr glaubet. —

Es wundert sich vielleicht Jemand, warum Christus im Gespräche mit seinen Jüngern den heiligen Geist beinahe immer „den Beistand" nennt, während er sonst nach seinen bewundernugswürdigen Wirkungen und Eigenschaften mit so vielen und verschiedenen Namen benannt wir. Die Kirche nennt ihn nämlich in einem Lobgesange „die Gabe Gottes aus der Höhe", „die lebendige Quelle", „das Feuer", „die Liebe", „die geistige Salbung", „den Finger Gottes", „den Spender der Gnadengaben". So wird er auch unter dem Namen „Geist" näher bezeichnet, als der „Geist Gottes", der „Geist Christi", der „Geist des Herrn", der „Geist der Freiheit", der „Geist der Kindschaft" und der „Geist der Wahrheit". David nennt ihn Psalm 51. „einen gewissen Geist", „einen heiligen Geist", und „einen freudigen Geist". In andern Stellen der heiligen Schrift (Psalm 33.) „der Alles erfüllt und erhält" und „der die Gestalt der Erde erneuert" (Psalm 104) bezeichnet. Der Prophet Jesaias nennt ihn mit Rücksicht auf seine Gaben „den Geist der Weisheit und des Verstandes, des Rathes und der Kraft, der Erkenntniß und der Furcht des Herrn". Wieder an anderen Stellen wird er der „Baumeister des lebendigen Tempels Gottes", der „Ergründer der Herzen", der „Lehrer aller Dinge", „der kühlende Mittagswind" und „der Schatten in der Tageshitze", der „Erleuchter" und „das Licht", der „Führer zur Kindschaft Gottes" genannt, und so finden wir ihn noch mit unzähligen andern Namen bezeichnet, wenn wir die verschiedenen Stellen der heiligen Schrift, die seiner erwähnen, mit einander vergleichen. — Wie kommt es aber, daß Christus seine Jünger auf diese Weise tröstet? Darum, weil er ihnen viele Widerwärtigkeiten, die ihnen bevorstehen, vorher verkündiget, wie solches aus Joh. 10, 16. hervorleuchtet, Thränen, Feindschaft, Ausschließung aus der Synagoge, und endlich selbst den Tod. Daher verheißt er ihnen den Geist unter dem Namen des „Beistandes" oder „Trösters" um ihre Angst zu mindern, sodann auch, damit sie nicht auf etwas Aeußerliches warten nach Art der fleischlichen Juden, welche stets nur von einem äußerlichen Reiche träumten. Aber auch wir bedürfen des Beistandes des heiligen Geistes, dieweil wir den gleichen Kampf gegen das Fleisch zu bestehen haben. Denn wer bittet nicht in Anfechtungen um Trost? Und immer verdoppelt sich der Schmerz, wenn uns statt wahren Trostes nur eitler zu Theil wird. Wenn uns aber in den Leiden Trost mangelt, so wissen wir nicht, wohin wir uns vor Angst wenden sollen. Und wie es nur zu offenbar ist, daß das menschliche Leben unter Angst und Schmerzen verfliegt, so ist auch natürlich, daß uns nach Trost verlangt. Es trete auch nur Einer

der glücklichsten, ja der heiligsten Männer auf, der von sich behaupten könnte, daß er in diesem Leben des Trostes nicht bedürfe; aber die Allerwenigsten jagen dem wahren Troste nach. Die Meisten suchen statt des wahren Trostes nur jenen thörichten, der dem Leibe zusagt, und inzwischen stürzen sie ihre Seele, den köstlichsten Schatz, ins Verderben. Auch kümmert es solche nicht, wie die Seele von ihrem Aussatze, ihrer Blindheit und vom Tode befreit werden könne. Auf welche Weise wir aber allein getröstet werden, zeigt uns David, der selbst aufs beste getröstet wurde und uns den Weg nicht verheimlicht, auf welchem ihm Trost zu Theil geworden. Psalm 77 spricht er nämlich: „Meine Seele wollte sich nicht trösten, da dachte ich an Gott und ward erfreut und wieder aufgerichtet.“ In diesen Worten wird dreierlei in gehöriger Ordnung entwickelt. Erstens will er keinen solchen Trost annehmen, durch den er von Gott abgezogen werden könnte. Zweitens hält er sich zu Gott, indem er der empfangenen göttlichen Wohlthaten gedenkt. Drittens erlangt er den wahren Trost und was noch mehr ist, wahre Freude. Und siehe! die gleiche Ordnung wird auch bei den Aposteln beobachtet. Zuerst mußten sie von der Milch irdischer Trostmittel, die gewisser Maßen, die kindischen genannt werden können, entwöhnt werden, damit sie nach den männlichen himmlischen Tröstmitteln ringen. Daher schöpfen sie ihren Trost nicht aus den irdischen vergänglichen Dingen, die sie, indem sie Christum folgten, verlassen hatten. Petrus kehrt daher nicht zum Fischergewerbe, noch Matthäus zur Zollstätte zurück. Auch gereichten ihnen ihre frühern Freunde, die nun ihre Feinde geworden, nicht mehr zum Troste; ja nicht einmal der Trost im äußern Umgange mit Christo selbst wurde ihnen weiter gewährt, wie sehr sie auch desselben zu bedürfen schienen; sondern er mußte hingehen, damit der „Tröster“, der Geist alles Trostes zu ihnen komme. Am wenigsten noch konnten diese ungebildeten und furchtsamen Männer sich selbst unter einander auch nur im Geringsten trösten.

Zum Zweiten wandten sie sich zum Gebete, indem sie einmüthig darin verharrten, und das ist der wahre Weg zum Heile: daher erschien ihnen auch jener wunderbare Trost. Wir aber sind weder heiliger als Maria, noch besser als die Apostel, noch Gott angenehmer als David. Wenn wir daher nach Trost verlangen, so müssen wir ihn auf diesem Wege suchen. Zuerst müssen wir uns durchaus weigern anderswoher Trost zu nehmen, als von Gott, der für Alle, die ihn mit reinem Herzen anflehen, die einzige Hoffnung, der einzige Trost, und die sicherste Zuflucht ist. Es ist unmöglich, daß wir uns zugleich des irdischen und des himmlischen Trostes erfreuen. Ich rede hier von demjenigen irdischen, welche dich von Gott entfernen; denn wer sich mit diesen Dingen befaßt und sich davon so fesseln läßt, daß er darob Gott und der Wohlthaten, die er von ihm empfangen vergißt, der verwirft Gott in dem Maaße, in dem er sich der irdischen Dinge getröstet. So spricht auch Moses von seinem Volke: „Aber Israel war fett und schlug aus, du wurdest fett, dick, feist und verließest Gott, der dich geschaffen und verachtetest den Felsen

deines Heils". Hierauf folgen die schrecklichen Strafen. Ich finde in der heiligen Schrift auch keinen Grund so zu reden: ich gestatte euch solche Trostmittel, die weder göttlich sind, noch wider Gott gehen; dieweil solches ja unmöglich ist, wenn das Wort der Wahrheit nicht lügt; denn dieses sagt, „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich". Auch der heilige Prophet Jeremias sah nur zwei Körbe voll Feigen vor dem Tempel; in dem einen Korbe waren sehr gute Feigen, gleich den Frühfeigen, und in dem andern Korbe waren sehr schlechte Feigen, die man nicht essen konnte vor Schlechtigkeit. Die Feigen bedeuten die Werke und Trostmittel, die nach der Süßigkeit entweder sehr gut oder sehr schlecht sind, ein Mittelding gibt es nicht. Und damit es dir noch deutlicher werde, so spricht Gregorius: „Was dem Fleische behagt, das widersteht dem Geiste und umgekehrt". „Du bist auch nicht fähig zweierlei Trost zu begreifen" wie Jesaias sagt: „Ein schmales Bett hat nicht Raum für Zwei; und eine kurze Decke reicht nicht hin, zwei zu decken". Das Gefäß der Sünde wird entweder nur vom Geschöpfe oder nur von Gott erfüllt; des einen oder des andern Trostes mußt du dich entschlagen! Balsam, in eine Essigflasche gegossen, verdirbt. Die Hungrigen und Durstigen werden nach dem Zeugniß der Maria mit Gütern gesättigt. Und wenn du auch fähig wärest, zweierlei Trost zu fassen, so geziemte es doch Gott nicht mit seiner Gnade in einem entweihten Tempel zu wohnen. Alle irdischen Trostmittel, die nicht aus der Liebe kommen, entweihen und verunreinigen den lebendigen Tempel, der doch allezeit heilig gehalten sein muß und in dem nur reines Gold sein darf. Und wie käme es wohl Gott zu mit seinem Feinde Wohnung zu theilen? Was hat das Licht mit der Finsterniß gemein? Was Reinheit mit dem Kehricht? Was Christus mit Belial? Was der Fromme mit dem Gottlosen? Lieber wollten wir die Höllenpein und alle erdenklichen Marter erdulden, als solchen verderblichen Irrthümern beizuflichten. Doch gesetzt auch, solches schickte sich für Gott, so bedenke, wie unstet und vergänglich alle Herrlichkeit dieser Welt ist. Bedenke den Lohn, den die empfangen, welche sich derselben getrösten. Gewiß ist, daß der irdische Trost die ewige Verdammniß wirkt; jenes Feuer, das nimmer löscht wie Lucas 6. geschrieben steht: „Wehe euch Reichen; denn ihr habt euren Trost dahin"! Auch jener reiche Mann im Evangelium ward hier kurze Zeit getröstet, aber er erntete dort dafür die ewige Pein. Es sehe daher jeder wohl zu, was er thue, damit er nicht auf leere Trostmittel sich verlasse und schmerzlich getäuscht werde. Arm und elend ist wahrlich derjenige, welcher aus Reichthümern, die oft mit Unrecht erworben sind, seinen Trost schöpfen will, und auf Genuß von fremden Gut und Schaden seines Nächsten sinnet, indem er dabei des Reichthums in Gott und des ewigen Lebens verlustig geht, dieweil er es gering schätzet. Wir wollen dieses Elend noch näher betrachten. — Wenn Jemand am kleinen Finger verletzt worden so sucht er, um sich des frühern Wohlseins zu erfreuen, Hülfe und Trost bei einem Zauberer und Diener des Teufels. Der Waise, der über den Verlust seiner Eltern und Vormünder

sich grämt, klagt lästerlich Gott und die Heiligen an, gleich als wäre er der unglücklichste Mensch auf Erden. Der Schwelger, der die Fasten und Gebete der Kirche verachtet, beschwert sich mit Speise, damit seine Seele desto mehr darben müsse. Der Prozeßführende sucht den Richter durch Trug und Verläumdung für sich zu gewinnen, damit er aus einem ungerechten Spruche Trost schöpfe. Der Geizige und Habsüchtige läßt sich nicht einmal durch das warnende Beispiel eines Ananias abschrecken mit Recht und Unrecht nach dem Besitze irdischer Güter zu jagen. Der Ehrgeizige wird von solcher Wuth entflammt, daß er nicht einmal dulden kann, wenn die Ehre Christi nach Würden erhoben wird, sondern stürzt sich mit Lucifer in den Abgrund, indem er sich immer mit neuen Trostmitteln bläht! Und wer kann sagen, wie vielfältig Trost gesucht wird auf dem Wege der Sünde? Solches sollte aber in keinem Falle stattfinden. Du fragst mich: wer thut solches, oder wo findet sich ein solcher Mensch? Wer sollte so wahnsinnig sein, daß er so seine unsterbliche Seele in die ewige Pein stürzte? Wahrlich ich kenne deren Viele, die dieses thun und noch viel Scheußlicheres, was ich vor keuschen Ohren zu sagen mich schämen müßte. Trachtet daher nach dem wahren Troste, den auch euer Haupt Christus und alle Heiligen gesucht. Denn auch Christus, obgleich der Geist des Herrn ohn' Unterlaß in ihm wohnte, ermangelte um unsertwill am Stamme des Kreuzes alles Trostes, da er im Schmerzensdrange ausrief: „Mein Gott! Mein Gott! Warum hast du mich verlassen"! Solches sprach er im Drange, sowohl innerlicher als äußerlicher Schmerzen. Aber auch der Engel des Trostes war für Christum nicht sowohl ein Tröster als vielmehr die Ursache noch größeren inneren Schmerzes. Gleicherweise empfanden auch die Mutter und die übrigen Freunde des Herrn trostlose Angst, was uns trösten soll, wenn wir um Christi willen Angst und Drangsale zu erdulden haben. Denn nach der Deutung Augustins beziehen sich diese Worte auf den sinnbildlichen Leib des Herrn, der ja immerdar am Kreuze leiden und trauern muß. Nenne mir aber einen andern Trost, nach dem Johannes der Täufer, oder die Heiligen, als Heilige, sich gesehnt hätten! — Doch wir wollen zu unserem David zurückkehren und ihn mit seinem Sohne Salomo vergleichen, der in allen irdischen Dingen Trost suchte und doch genöthigt war auszurufen: es ist alles eitel". Dagegen wollte der Vater sich dessen nicht getrösten, und ward dennoch wahrhaft getröstet. Der Sohn suchte Trost in Gold und Silber; der Vater aber, ob er gleich reich war, schätzte doch die Zeugnisse des Herrn höher als Gold und Edelsteine. Den Sohn geleitete eine glänzende Schaar von Dienern, der Vater glich einem einsamen Sperlinge auf dem Dache und wünschte sich die Flügel der Taube. Salomo freute sich herrlicher Gastmähler und Trinkgelage. David mischte Thränen in seinen Trank und Asche in sein Brod. Der Sohn hielt Sänger und Sängerinen zu seinem Vergnügen, der Vater seufzte aus der Tiefe seines Herzens und benetzte sein Lager mit Thränen. Salomon wurde endlich verlassen, David hingegen wahrhaft

erfreut. Wenn du Beispiele anderer Heiligen verlangst, so lies die heilige Schrift und du wirst ihrer Tausende finden. Haben nicht alle Heiligen das Reich dieser Welt mit aller Herrlichkeit verschmäht und Vaterland, Kinder und die Freuden des Lebens, ja Alles verlassen, damit sie Christum gewinnen? Du ersiehst also nun aus Beispielen und Gründen, daß du nicht zu gleicher Zeit Trost schöpfen kannst aus dem heiligen Geiste und aus dir selbst. —

Nun ist aber Zweitens nicht genug, daß du dich gänzlich losmachest von dem eitlen Troste der Creatur, sondern du mußt auch dabei Gott deinem Herrn anhangen, durch dankbares Andenken an die Wohlthaten, die er dir erwiesen hat. Siehe aber zu, daß der Gedanke an seine Wohlthaten, dich nicht nur flüchtig berühre, sondern in dir Wurzel schlage, daß daraus glühende dauernde Liebe gegen deinen Schöpfer erblühe. Aber woran soll ich denken, fragst du weiter? Ach, Gott hat dir so unzählige Wohlthaten erwiesen, daß du niemals unterlassen solltest, seine Güte zu preisen, sei es, daß du seine Herrlichkeit an sich, sei es, daß du seine Geschöpfe betrachtest. Denn er ist ohne Anfang und ohne Ende, begränzt Alles, ohne selbst an einem Orte begränzt zu sein, er erfüllt Alles und ist erhaben über Alles, deßgleichen ist er die Zeit, ohne der Zeit unterworfen zu sein, bewegt Alles allmächtiglich, ohne selbst von etwas Anderem bewegt zu werden, und regiert Alles mit Weisheit. — So lesen wir anderswo in den Psalmen: „Ich dachte an deine Gerichte und ward getröstet", so rufe täglich zu Ihm aus dem Grunde deines Herzens, und gedenke des Rathschlusses, der Gnade und Güte Gottes, und wie er, so zu sagen, Alles zu deinem Nutzen erschaffen hat; denn der Weise, wenn er auch Alles mit den andern Menschen gemein hat, genießt es so, als wenn die Güte Gottes es ihm allein verliehen hätte, und indem er sich so der Güte Gottes freut, nimmt er stets seine Zuflucht zu ihm, wie zu einem Freunde und zu einem langmüthigen Vater, der so liebreich sich erweiset in allen Gaben, die er den Seinen gütig spendet. Er allein vermag dich vom Tode zu erlösen, selbst wenn sich auch die ganze Welt gegen dich erheben würde. In seine Hände befiehl daher deine Seele, dein Leben, dein Anliegen und all das Deine, so wirst du sicher dein Schifflein durch die stürmischen Wogen dieses Lebens leiten. Wenn du nun diese Lehre befolgst, so wirst du nie Grund haben, dich zu beklagen, daß deine Seele des Trostes ermangle. David und die Apostel vermögen glaube ich, selbst nicht zu sagen, wie sehr sie innerlich erfreut und getröstet worden. O, wahrhafte Glückseligkeit! O, daß wir doch alle derselben theilhaftig wären! Sie wird aber auch uns verliehen werden, wenn das bittere Wasser der Drangsale sich in den süßen Wein apostolischer Weisheit verwandelt; wenn wir in Liebe erglühen, in Zungen zu reden; wenn wir uns ausscheiden zu einem Tempel des lebendigen Gottes; wenn wir uns heiligen und aus irdisch Gesinnten himmlisch gesinnt werden, bewundert selbst von den Engeln und auf diese Weise wird uns dann wahre Gottesfurcht, wahre Frömmigkeit mit Erkenntniß, Stärke mit Rath, Verstand mit Weisheit verliehen, und wir

werden in Kinder Gottes umgewandelt und göttlich gesinnet werden, so daß wir Christum ererben, was wahrlich ein Großes ist und niemals würdig genug gepriesen werden kann. Mag immerhin die menschliche Blindheit wähnen wenn nicht Alles nach ihrer beschränkten Ansicht geht, es gebe keinen Gott oder er kümmere sich nicht um die menschlichen Angelegenheiten! Wir wollen mit Leuten, die so freventlich von Gott denken nichts gemein haben. Wir wollen streben und ringen nach Trost, der ewig bleibt und selig wer diesen erlangt! Welch' andern Trost könnten wohl die Frommen noch genießen, als daß Gott für sie sorgt? So gereicht ihnen zum Troste, sowohl was sie thun, als was sie leiden, was sie besitzen, als was sie entbehren müssen, indem sie stets gedrängt werden auszurufen: „Gelobet sei Gott, gepriesen sei der Name des Herrn!" Und wenn ihnen auch nirgends anderswoher Trost wird, so genügt ihnen, daß sie in der Liebe und in der Gnade sind, was ohne Zweifel bei Allen der Fall ist, die sich losgemacht vom eitlen Troste der Geschöpfe. Sintemal Gott in ihnen wohnet, redet er auch mit ihnen und die weil er wahrhaftig ist, kann er sich nicht verläugnen. Es benutzt aber Gott die Dienstleistung der Gläubigen zu seiner Ehre; er erwählt sie, das Verborgene zu offenbaren erfüllt sie mit seinem Segen, krönt sie mit Barmherzigkeit, versichert sie, daß sie seine Kinder seien. Und wie kannst du dich verlassen nennen, wenn du Gott, den Urquell aller Güter, zum vollkommenen Troste besitzest? Damit auch uns diese Freude werde, so laßt uns von ganzem Herzen zu Gott hineilen, und nach keinen andern Gütern streben, als daß er sich selbst uns mittheile, und daß Er eine würdige Wohnung in uns finde und er ewiglich in uns und wir in Ihm bleiben. Amen.

5.

Ueber den Zorn Gottes.

Es ist seit Beginn der Welt keine nützliche, ehrbare und heilsame Einrichtung zu Stande gekommen, bei der jener alte Feind des Menschengeschlechtes nicht seiner Seits auch schlau dafür gesorgt hätte, sich seinen Antheil daran zuzuwenden, was er denn auch heut zu Tage in gewohnter Weise mit angestrengtem Fleiße beobachtet. Und wir werden uns nur dann vor seinen Nachstellungen sichern können, wenn wir durch inständiges Gebet aus vollem Herzen und durch Wachsamkeit ihm zuvorkommen und seine List vereiteln. Zu diesem Ende ist auch gegenwärtige Versammlung des Volkes zu Folge christlicher Anordnung zusammenberufen worden, dieweil es nichts Heilsameres gibt, als öfters solche Versammlungen zu veranstalten, damit wo möglich der schwere

Zorn Gottes, der sich in verschiedenen Zeichen deutlich ankündiget, durch gemeinsames Kirchengebet besänftiget, gestillt und ganz abgewendet werde. Unter Anderen hat es mir zum Voraus nöthig geschienen, eure Liebe anzuweisen, wie ihr den Trug und die Nachstellungen, die der Teufel auf allerlei schlaue Weise, den Frommen bereitet, kennen lernen könnet, daß wir nicht den Zorn Gottes, der ohnehin wegen unserer Sünden, schwerer auf uns lastet, als wir ihn zu tragen vermögen, mehr anreizen als abwenden. Der Herr wolle uns seine Gnade verleihen, damit wir nicht unterliegen. Amen!

Es gereicht uns zur größten Ehre, Geliebteste, wenn wir den Willen Gottes zur Richtschnur für unser ganzes Leben wählen und denselben genau befolgen, damit wir uns dadurch des göttlichen Wohlgefallens in allen Lagen getrösten können. So lehrt auch der göttliche Prophet Micha Kapitel 6: „Es ist dir gesagt, o Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben, und demüthig sein vor deinem Gott". Fürchte Gott von ganzem Herzen und halte seine Gebote, das sei deines Lebens Anfang und Ziel, o Mensch, und solches fordert der Herr von dir". Hütet sich der gehorsame Sohn nicht stets mit allem Fleiße, seinen Vater irgend durch Wort oder That zum Zorne zu reizen? Ja ein solcher kann schon mit wenigen Worten zu seiner Pflicht angehalten werden. Deßgleichen beeilt sich ein Pferd edler Art auf den leisesten Wink mit der Ruthe, den Willen seines Reiters mit edlem Anstande zu erfüllen, während ein stetiges und träges Pferd kaum durch Stock und Sporn in Bewegung gebracht wird. Vernehmet was diese Gleichnisse euch sagen wollen: Seid gute Söhne, die dem Befehle des Vaters gehorchen! Alsdann werden wir glücklich sein wenn wir, fern von allem Zweifel an die Vorsehung Gottes aufrichtig glauben, so daß Alles was uns begegnet, mag es uns anfänglich nützlich oder schädlich scheinen, nach Gottes Wohlgefallen geschieht. Dagegen kann im entgegengesetzten Falle kein wahrer aufrichtiger Glaube, keine rechte Freudigkeit statt haben, sondern es müssen diejenigen, welche kein Zutrauen fassen können zu der göttlichen Gnade, Angst, Trübsal und unendlichen Schmerz empfinden, wenn sie selbst oder ihre Brüder von Unglücksfällen heimgesucht werden. Daher thut es Noth, daß wir den Zorn Gottes richtig erwägen, damit wir nicht unter der Last des Kreuzes an der Barmherzigkeit Gottes zweifeln.

Wir finden in den heiligen Schriften und vorzüglich in den Psalmen Davids inständigste Bitten um die Entfernung des Zornes Gottes; ja es beten die Frommen darum ohn' Unterlaß. Daher rühren auch jene Seufzer und Bitten: „Herr strafe mich nicht in deinem Grimme und raffe mich nicht hin in deinem Zorne". Wiederum beten die Frommen mit anderen Worten, daß der Herr nachlassen wolle mit Zürnen: „Wie lange willst du mein vergessen? Doch nicht bis zu meinem Ende? Wie lange willst du mir dein Angesicht verbergen? Wie lange willst du dein Volk vergessen? Jeremias spricht: O Schwert des Herrn, wie lange willst du wüthen? Kehre in deine Scheide zurück, laß

ab und schweige. Für diejenigen, welche Gott fürchten, ist selbst die Hölle nicht so furchtbar, als der Zorn Gottes; und wenn ihnen selbst die beste Speise und das angenehmste Getränke gereicht würde, schiene es ihnen doch bitter und und widerlich, indem sie fürchten, Gott stehe nicht zu ihnen. Dieses ersehen wir auch aus dem Propheten Nahum, der da spricht: „Thut Buße, bevor der Tag des Herrn erscheinet. Wer kann vor seinem Zorne stehen, und wer kann vor seinem Grimme bleiben? Die Berge zittern vor Ihm, und die Erde bebet vor seinem Angesichte. Sein Zorn brennet wie Feuer und die Felsen zerspringen vor Ihm". — Daraus kann man schließen, wie furchtbar erst sein Zorn gegen die Unbußfertigen sein muß. — Wir aber erwägen die Worte der Propheten, die der Herr ohn' Unterlaß beten hieß. Denn vor Augen liegt uns, welche verderbliche Ungewitter wir seit einigen Tagen gehabt und wie die Trauben an den Reben ein weit traurigeres Aussehen haben, als sie es uns im Anfange des Frühlings versprochen; und wir laufen nur zu sehr Gefahr, solches ohne ernste Beherzigung vorübergehen zu lassen. Ein Heide oder Naturphilosoph würde vielleicht nichts daraus schließen, und wähnen, solches geschehe alles von ungefähr. Wir aber, die wir uns Christen nennen, wissen und sind im Glauben fest überzeugt, daß solches Alles nach dem Willen unseres himmlischen Vaters geschieht, ohne den auch nicht das Geringste sich zutragen kann. Wir finden auch in der heiligen Schrift, daß wir solches durch unsere Sünden verdient haben. Gleich nach Erschaffung der Welt wurde die Erde wegen der Sünde des Ungehorsams, welche die ersten Menschen begingen, dem Fluche unterworfen, daß sie Dornen und Disteln trage. Zu Noah sprach Gott: „So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht". So oft nun solches nicht nach der Ordnung eintritt, und Gott darin eine Aenderung trifft, können wir Christen diese Abweichung von der Ordnung nicht anders als für ein Zeichen des göttlichen Zornes erklären. Daher droht Gott 3 Moses 26 unter Anderem: „der Himmel wird wie Eisen und die Erde wird wie Erz sein: das ist, der Himmel wird sich so verschließen, als ob er von Eisen wäre; und die Erde wird so unfruchtbar sein, als ob sie von Erz wäre. Ueberdies spricht der Herr 5 Mose 28: „Du wirst viel Samen ausführen auf das Feld und wenig einsammeln; denn die Heuschrecken werden es abfressen. Weinberge wirst du pflanzen und bauen, aber keinen Wein trinken noch lesen; denn die Würmer werden es verzehren." Es schreit auch Jesaias gegen die Geizigen: „Zehn Acker Weinberge sollen nur einen Eimer Wein geben, und ein Malter Samen soll nur einen Scheffel geben". Und solcher Klagen sind die Schriften der Propheten voll. Und wenn gleich den Christen vorzüglichere Gaben verheißen sind, als welche diese Erde uns bietet, so sind doch auch diese uns nicht versagt, wenn wir nur so leben, wie es sich für ächte Kinder ziemt. Auch mißfällt es Gott nicht, daß wir in den Gefahren, welche uns bedrohen, unsere Bitten und Gebete an ihn richten, damit sein Zorn nicht so sehr gegen uns

wüthe. Und es bietet sich gegenwärtig ein schicklicher Anlaß vom Zorne Gottes zu reden, nämlich, woher er rühre, und wie er besänftigt werden könne.

Die heilige Schrift redet von einem Zorne Gottes in zwiefacher Bedeutung. Schwer ist sein Zorn, wenn er diejenigen strafen muß, welche seine väterliche Zucht, oder welche das Wort Gottes verachtet haben, und dabei wähnen, durch Heuchelei den Zorn Gottes besänftigen zu können, oder dabei ihn im Gegentheil mehr reizen, wie solches die Pharisäer zur Zeit Johannis des Täufers thaten, an welche aber dieser die harte Rede richtete: „Ihr Otterngezüchte, wer hat denn euch gewiesen, daß ihr dem zukünftigen Zorne entrinnen werdet? Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt." Als wollte er sagen: „durch diese euere Heuchelei werdet ihr nicht den Zorn Gottes, der euch wegen euerer Sünden droht, abwenden, denn Gott kennet, was im Herzen der Menschen verborgen ist. Aehnliches thun heut zu Tage diejenigen, welche durch Glockengeläute, durch Herumtragen der sogenannten Reliquien der Heiligen, durch gebotene feierliche Umzüge, und endlich durch unverstandene Gesänge den Zorn Gottes abzuwenden sich unterfangen. Ueberdieß äußert sich der Zorn Gottes gegen diejenigen auf unerträgliche Weise, welche Sünden gegen den heiligen Geist begangen haben. Solchen können wir keine Gnade verheißen, da sie gegen die erkannte und bekannte Wahrheit so zu sagen mit Händen und Füßen streiten; denn diese Sünde wird weder in dieser noch in jener Welt vergeben werden. Obgleich sie oft glücklich zu leben scheinen, so müssen sie doch auch so den Zorn Gottes verkündigen. Der reiche Mann im Evangelium dient uns zum warnenden Beispiele, da er für sein ununterbrochenes Wohlleben auf dieser Welt dort den ewigen Qualen preisgegeben wurde. Das zeitliche sträfliche Leben im Dienste der Sünde beweist, daß Gott zuweilen dem Menschen die Zügel zum Sündigen frei läßt, sowie er durch den Propheten droht, indem er spricht: „Ich werde nicht achten auf euere Töchter, wenn sie geschwächt werden, noch auf euere Bräute, wenn sie Buhlerei treiben." Warum geschieht solches? Weil der Herr solche nicht mehr als seine Kinder ansieht. Ich bin wieder genöthiget aus Jesaja Cap. 9 und 10 zu zeigen, wie Gott, der sonst gegen uns so barmherzig und mild ist, zum Zorne gereizt wird, so oft man seine väterliche Zucht verschmäht, und das heilsame Wort Gottes verachtet. Als die zwölf Stämme Israels, die das Volk Gottes genannt wurden, von den Propheten wegen der Sünden, die sie begangen hatten, so hart getadelt wurden, erschollen diese so heilsamen Ermahnungen an taube Ohren, — doch zum Unheile. Dieweil sie nicht von ganzem Herzen sich zu Gott bekehren wollten, wurden die Meisten von ihnen, unter Zulassung Gottes, zu schwerer immerwährender Knechtschaft abgeführt. Die übrigen ließen sich dadurch nicht warnen, sondern verlachten die Ermahnungen der Propheten, indem sie in ihres Herzens Stolz und Uebermuth sprachen: „Die Ziegelsteine sind gefallen, aber wir wollen es mit gehauenen Steinen

wieder bauen: Man hat Maulbeerbäume abgehauen, so wollen wir Cedern an die Stätte setzen." So handelt noch heut zu Tage der größte Theil der Menschen; sie verachten die zeitliche Strafe zu ihrem größten Verderben. Noch immer verspotten und verhöhnen sie die Propheten Gottes. Daher spricht Jesajas: „Der Herr sendet sein Wort zu Jakob und es ist in Israel gefallen;" das ist, sie verachten meine Drohungen, als ob sie in den Wind gesprochen wären, aber es fällt und wird das wirken, wozu ich es ausstreue. Ich werde einen gespannten Bogen zum Tödten senden, und werde nicht das Ziel verfehlen. Und alles Volk das solches zum Sprichworte hat, wird inne werden, daß ich wahr gesprochen habe. Er zählt aber vier Plagen auf, die dem kommenden Gerichte vorangehen werden. Zuerst werde er die Feinde gegen sie aufregen nämlich von Morgen her die Assyrer und von Abend her die Philister, auch werde er Rezin gegen Israel stärken. In dem Allem läßt sein Zorn nicht ab, seine Hand ist noch ausgereckt. So kehrt sich das Volk auch nicht zu dem, der es schlägt; und fragt nichts nach dem Herrn Zebaoth. — Seht wie der Zorn Gottes immer mehr zunimmt, denn der Prophet fährt fort: „Darum wird der Herr abhauen von Israel beides Kopf und Schwanz, beides Ast und Stumpf auf einen Tag. Die alten ehrlichen Leute sind der Kopf; die Propheten aber, so falsch lehren, sind der Schwanz. Denn die Leiter dieses Volkes sind Verführer und die sich leiten lassen, sind verloren. Darum kann der Herr sich über ihre junge Mannschaft nicht freuen, noch ihrer Waisen und Wittwen erbarmen; denn sie sind allzumal Heuchler und Böse und aller Mund redet Thorheit. In dem Allem läßt sein Zorn noch nicht ab, denn seine Hand ist noch ausgestreckt. Das ist wahrlich auch ein schweres Strafgericht Gottes, obgleich nur Wenige sich darüber beklagen, da es doch so viele Jahre auf der Christenheit lastet, daß nämlich betrügerische Bischöfe und Priester aufgestanden, die das einfältige Volk auf so bedaurungswürdige Weise irregeführt haben. Wundere dich aber auch nicht, wenn vielen Kirchen und Klöstern und sogenannten Hochschulen das Gleiche wiederfahren ist; denn es hat der allmächtige Gott zugelassen, daß sie also gefallen sind, dieweil sie mehr Wohlgefallen an menschlichen Thorheiten gefunden, die ihnen Gewinn gebracht, als am wahren Dienste Gottes, der uns oft dem Elende und der Verachtung von Seite der Menschen ausgesetzt. Auch begnügt sich Gott nicht mit dieser zweiten Strafe gegen ein Volk, das in der Sünde verharret. Es folgt daher die dritte Strafe, welche so oft vollzogen wird, als sich falsche Propheten finden, die zum Abfalle vom wahren Gottesdienste verleiten. Der Prophet fährt demnach fort und spricht: „Denn das gottlose Wesen ist angezündet wie Feuer und verzehret Dornen und Hecken, und brennet wie im dicken Walde, und giebt hohen Rauch; denn im Zorne des Herrn Zebaoth ist das Land verfinstert, daß das Volk ist wie Speise des Feuers. Das heißt, die großen Herren, welche für die Armen gleich Dornen und Dornhecken sind wegen der Tyrannei, die sie üben, schreiten ohn' Unter-

laß in ihrer Gottlosigkeit vorwärts, und der ganze Forst, das ist, alles wird von ihrer Gottlosigkeit angesteckt. Im Texte folgt weiter: Keiner schont den Andern. Rauben sie zur Rechten, so leiden sie Hunger; essen sie zur Linken, so werden sie nicht satt. Ein Jeglicher frißt das Fleisch seines Armes: das ist, es wird bei ihnen keine Dankbarkeit gefunden, und wenn auch einer den andern mit einem Meere von Wohlthaten überschwemmte, ja so sehr sind sie selbst unter einander Feind und vergelten einander mit Undank, daß sie gleichsam gegen den eigenen Arm, der ihnen Speise reicht, für sie arbeitet, sie beschützet, wüthen. Sie sind über alle Maßen unbarmherzig und habsüchtig. Und wenn sie auch wie Wölfe rauben, so werden sie dennoch von unerträglichem Hunger gequält. Und diese maßlose Geldgier und Wuth gegen die Brüder ist namentlich in unsern Tagen zur Uebung geworden. Man kann täglich sehen, wie wenig die Armen euch Reichen am Herzen liegen, wie sehr ihr sie drücket und dränget! Das ist jener große Zorn, der Wucher, die Habsucht, die Bevortheilung und der Betrug ꝛc. Und wer bejammert solches? Oder wer beklagt es? Wie kommt es, daß man den Zorn Gottes hierin nicht wahrnehmen will? Oder soll man solches nicht ein Strafgericht Gottes nennen, wenn Gott die Sünde durch die Sünde bestraft? Auch ist sein Zorn nicht erloschen, dieweil der Prophet über ihre Gottlosigkeit weiter spricht: „Wehe den Schriftgelehrten, die ungerechte Gesetze machen, und die ungerechtes Urtheil schreiben, auf daß sie die Sachen der Armen beugen, und Gewalt üben im Recht der Elenden unter meinem Volk, daß die Wittwen ihr Raub und die Waisen ihre Beute sein müssen." Hier vernimmst du, wie die ungerechten Richter zu verfahren pflegen: sie geben ungerechte Gesetze, die der Tyrannei Vorschub leisten zur Unterscheidung der Armen, deren Bitten nicht gehört werden, oder die beim besten Rechte verlieren müssen, als hätten sie Unrecht. Dagegen dringen die Reichen mit Geschenken und Bestechungen durch, selbst wenn sie die ungerechteste Sache verfechten. O des harten Strafgerichtes Gottes, das uns schon in diesem Leben ereilet. Uebrigens wehe denen, die solches verschulden! Daher fährt der Prophet fort und spricht: „Was wollt ihr thun am Tage der Heimsuchung und des Unglückes, das von ferne kommt? Zu wem wollt ihr fliehen um Hülfe? Und wollt ihr eure Ehre lassen? Das ist das furchtbare Strafgericht Gottes, wenn Gott nicht mehr sich um den Menschen kümmert, sondern zuläßt, daß er unter den Verlorenen und Verdammten umkomme. — Wenn die Zeit es gestattete, so wollten wir ein Mehreres über diesen gerechten Zorn Gottes nach der Apokalypse reden, nämlich von den sieben mit dem göttlichen Zorne gefüllten Schalen, die über das Volk des Widerchristen ausgegossen wurden; doch will ich im Vorbeigehen dieses berühren, nicht als ob es euch anginge, sondern damit ihr in dieser verkehrten Zeit um so vorsichtiger wandelt. Die erste Schale ward auf die Erde ausgegossen, auf das Volk des Widerchristen, und es ward ein arges Geschwür

an den Menschen, so daß sie sich der Anmaßung, der Habsucht und den gemeinen Lastern ergaben. Aus der zweiten Schale des Zornes ward Blut ins Meer ausgegossen, das heißt, alle Worte des Gesetzes sind ihnen verbittert worden, daher gereicht es ihnen zum Gerichte des Todes. Die dritte Schale ward ausgegossen in die Wasserströme und in die Wasserbrunnen und es ward Blut, d. h. die evangelischen Verheißungen sind ihnen verhaßt gemacht, daher sie der Verdammniß würdig geworden. Und die vierte Zornesschale ward in die Sonne ausgegossen. Und den Menschen ward heiß vor großer Hitze, und sie lästerten den Namen Gottes, der Macht hat über diese Plagen; und thaten nicht Buße, ihm die Ehre zu geben. Die fünfte Schale ward auf den Thron des Antichristen ausgegossen. Und sein Reich ward verfinstert, und sie zerbissen ihre Zungen vor Schmerzen, und lästerten Gott. Die sechste Schale ward ausgegossen in den großen Wasserstrom Euphrat, und das Wasser vertrocknete auf daß bereitet würde der Weg den Königen vom Aufgang der Sonne, das ist, daß sie durch die Pharisäer sicher gemacht, selbst von den Teufeln zu jeglicher Gräuelthat verleitet werden, und sich zum verderblichen Kampfe gegen das Wort Gottes rüsten. Solches sehen wir deutlicher vor Augen, als es in der Schrift geschrieben steht. Und dennoch wähnen die Ungläubigen, daß der Tag des Herrn noch ferne sei. Jetzt sind die sechs Schalen ausgegossen: Selig wer da wachet, eine Schale ist nur noch übrig, durch welche die gotteslästernde Babylon und der Stolz der ganzen Welt ganz vernichtet werden wird, und diesem Zorngerichte werden die Heuchler nimmer entgehen. Der Herr aber wolle uns davon befreien und davor bewahren. — Es gibt auch einen väterlichen Zorn, mit welchem Gott zuweilen die Menschen, wie ein Vater seinen Sohn heimsucht, wovon wir im Briefe an die Hebräer Cap. 12 lesen: „Mein Sohn, achte nicht gering die Züchtigung des Herrn und verzage nicht, wenn du von ihm gestraft wirst. Denn welchen Gott lieb hat, den züchtiget er; er stäupet aber jeglichen Sohn, den er aufnimmt. Eine solche Züchtigung wird vom Frommen nicht anders aufgenommen, als wenn der Herr einen großen Propheten zu ihm gesandt hätte. Auf der andern Seite kann man nicht genug vor den Gefahren warnen, die denjenigen droht, welche die Zeichen des väterlichen Zornes verachten; denn es ist gleich, als wenn sie dem heiligen Geiste, der bei ihnen anklopft, widerstehen würden. Wer aber diesen verachtet, der eilt jede Frevelthat zu verrichten, indem er mit völliger Blindheit geschlagen wird. Willst du noch den Unterschied kennen lernen zwischen dem väterlichen Zorne Gottes und dem Zorngerichte, mit welchem er die Gottlosen heimsucht? Beachte Folgendes: Wenn er dich zur Buße leitet, so ist es sein väterlicher Zorn; wenn du aber nicht zur Buße bewegt wirst, so hat er dich mit seinem Zorngerichte heimgesucht, und wird dich ohne Zweifel in kurzer Zeit völlig zu Grunde richten und ins Verderben stürzen. Das Gleiche schreibt auch Paulus an die Römer Cap. 2 von den Unbußfertigen: „Daß sie sich selbst Zorn häufen auf den Tag des Zornes und der Offen-

barung der gerechten Gerichte Gottes." Wir müssen nämlich wissen, daß Gott mit seiner Strafe nichts anderes beabsichtiget, als uns zur Buße zu leiten, denn er spricht: „Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern vielmehr daß er sich bekehre und lebe." So müsset ihr auch von allen übrigen Zeichen seines väterlichen Zornes urtheilen, die mehr die Barmherzigkeit Gottes uns nahe führen, als daß sie sein Zorngericht, mit welchem er die Gottlosen heimsucht, bedeuten. Es ist auch weder etwas Wunderbares noch etwas Ungewöhnliches, daß auch die Heiligen Gottes von den Leiden dieser Zeit getroffen werden. Siehe die Hungersnoth zwang auch die frommen Patriarchen aus ihrem Vaterlande auszuwandern. Wende deine Augen auf Hiob, mit welchen Leiden und Elende er heimgesucht ist. Blicket auf Christum selbst mit Augen des Glaubens, wie er von Gott geschlagen und gedemüthiget worden, was auch der Prophet Zacharias mit den Worten bezeugt: „Schwert mache dich auf über meinen Hirten über den Mann, der mir der Nächste ist, spricht der Herr Zebaoth. Schlage den Hirten, so wird die Heerde sich zerstreuen, so will ich meine Hand kehren zu den Kleinen. So pfleget Gott seine Krieger zu üben, so läßt Gott die Seinen in dieser Welt durch das Läuterungsfeuer gehen, auf daß offenbar werde, was Gold und was dagegen nur Stoppeln sei. Durch diesen Zorn will uns Gott auch lehren; vernehmet mit Aufmerksamkeit und beherziget wohl, was wir thun oder fliehen sollen, auf daß seine Strafgerichte sich von uns wenden. Vor Allem müssen wir fragen, was Gott von uns fordere. Nun was will er denn von uns? Das gerade will er, daß die Gerechten verharren in der Gerechtigkeit Gottes und daß die Sünder zur wahren Buße sich bekehren. Dahin soll eines Jeden Augenmerk unablässig gerichtet sein, damit er nicht vom Ziele des Lebens abirre. Meiden sollen wir jene Sünden und Laster, ob welchen der Zorn Gottes entbrennet. Es wäre thöricht, ja sehr gefährlich, wenn wir auf unsere kranken Augen solche Umschläge legen wollten, durch welche sie mehr verderbt als geheilt würden. Daher müssen wir uns sorgfältig hüten, solche Mittel zu ergreifen, um das Zorngericht Gottes zu entfernen. Gott sendet nicht Strafen, damit wir Umzüge halten, Messen lesen lassen, oder sonst äußere Heuchelwerke verrichten. — Der Ehebrecher soll vom Ehebruch, der Hurer von der Hurerei lassen und züchtig leben, oder eine Frau ehelichen; der Wucherer soll von der Wucherei abstehen; der Neider und Verleumder soll den Verkleinerungen und Verleumdungen des Nächsten Einhalt gebieten. Hier bietet sich eine treffliche Gelegenheit vom sündhaften Zustande aller Menschen zu reden, wie sie die Strafgerichte Gottes gegen sich herausfordern, vorzüglich auch von jenen Menschen, welche im Wahne stehen, durch ihr heiliges Leben den Zorn Gottes abwenden zu können. Doch was red' ich? Sie sind wahrlich nicht so fromm und tugendhaft, ich rufe ihr eigenes Gewissen zum Zeugen auf, daß sie wähnten, sie vermöchten dieses, wenn sie gleich solches vor den Leuten heucheln. Ihre Heuchelei und Habsucht

ist einerseits so schamlos, so daß sie sich dessen gar nicht mehr schämen können, und anderseits so bodenlos, so daß Niemand sie zu sättigen vermag. So kümmert sie auch weder die Entweihung der Sacramente, noch der schändliche Meßhandel, noch die Erschleichung von Priesterwürden und Pfründen, welchen Mißbräuchen sie weder steuern wollen noch können. Bei ihrem müßigen Leben in Schwelgerei geht all ihr Sinnen und Trachten nur dahin, wie sie vom Schweiße der Armen sich mästen können. Und wenn ich erst von jenen müßigen Klostermönchen dasjenige reden sollte, was hin und wieder Böses von ihnen vernommen wird, und vorzüglich, wie sie ihre Ueberlieferungen den Geboten Gottes vorziehen, indem jene bei ihnen mehr gelten als die Vorschriften des göttlichen Wortes, wie viele Stunden müßte ich damit ausfüllen? Es ist aber offenkundig, wie sie nicht auf die wahre Lehre Gottes hören wollen, und was das Schlimmste ist, wie sie sich der eigenen Verdienste so sinnlos rühmen, daß sie nicht allein das Verdienst Christi vernichten, sondern auch von der Gnade Gottes mit Geringschätzung reden. Ich will nicht von jenen Lastern reden, die bei ihnen nach zuverlässigen Gerüchten im Schwange sind und um derenwillen Gott (wie uns die Schrift erzählt) ganze Gegenden mit verheerenden Strafgerichten heimgesucht. Aus Schonung will ich nicht davon reden und auch keine Personen besonders nennen. Jeder, der irgend durch ein Laster sich befleckt, möge sich reinigen und bessern. Ach wenn die Klöster ihre Thüren nur so fest vor den Lastern verschließen würden, wie vor den Flehenden und Hülfesuchenden, dann würde es weit anders um sie stehen. Die Zeitumstände fordern aber dringlich von uns, daß diese Sumpfstätten wohl beaufsichtigt werden, damit über uns nicht schwerere Strafgerichte ergehen als über irgend ein anderes Volk. Solches wird Gott angenehm sein. Wer sagt hier endlich, wie Gottes Zorn gegen die ränkesüchtigen, ungerechten Richter, wo solche sich auch nur finden mögen, entbrennt? Ich will nicht reden vom Betrug der Handelsleute, von der Untreue der Arbeiter, von der Unbarmherzigkeit der Reichen. Ich will diese ganze Aufgabe in zwei Theile theilen, in welchen das ganze Christenthum enthalten ist. —

Zum Ersten fordert Gott von uns, daß wir den Unglauben fahren lassen, zum Zweiten, daß die Untreue gegen den Nächsten aus unserer Mitte entfernt werde. Vom Unglauben steht 4. Mose Cap. 14 geschrieben: „Wie lange lästert mich das Volk? Und wie lange wollen sie nicht an mich glauben durch allerlei Zeichen, die ich unter ihnen gethan habe?" Und Psalm 78 lesen wir: „Wenn er sie erwürgete, suchten sie ihn, und kehrten sich früh zu Gott, und gedachten, daß Gott ihr Hort und Gott der Höchste ihr Erlöser ist und heuchelten ihm mit ihrem Munde und logen ihm mit ihrer Zunge: aber ihr Herz war nicht fest an ihm und sie hielten nicht treulich an seinem Bunde." — Solches geschieht auch heut zu Tage. Im Unglücke sucht man Gott mit falschem Herzen; im Glücke aber vergißt man gänzlich seiner. Daher ist es offenbar, daß man Gott nicht wahrhaftig sucht, sondern daß

man vielmehr dem Kreuze, unter dem man seufzet, entfliehen will. Diese suchen auch nicht die Ehre Gottes, sondern nur für sich Gewinn und Ruhe. Es gibt viele, welche wünschen, daß der Weinstock reichliche Frucht trage, damit sie um so eher der Trunksucht fröhnen können. Wir wissen aber aus der heiligen Schrift, daß die Gebete der Gottlosen nicht erhört werden, außer zu ihrem Unglücke. Lege zuerst deinen Unglauben ab, und das wird dir weit nützlicher sein, als viele Umzüge und Wallfahrten, Messen und Fasten. Entferne deinen Unglauben, und Gott wird auch seine Strafgerichte von dir abwenden. Das heißt, „trachte vor allem nach dem Reiche Gottes und alsdann wird dir auch alles Andere zufallen, was dir an Leib und Seele Noth thut." Deßgleichen befiehlt der Herr: Seid ferne von jeglicher Unbarmherzigkeit, und liebet alle mit aufrichtiger Liebe, sowohl die Guten als die Bösen. Seid barmherzig unter einander und euer Vater im Himmel wird auch hinwieder an euch Barmherzigkeit üben. Was befiehlt der Herr bei Jesajas, da er das heuchlerische Fasten, die Gebete und Feiertage verwirft? „Brich dem Hungrigen dein Brot, und die, so im Elende sind, führe in dein Haus; so du einen nackend siehst, so kleide ihn und entziehe dich nicht von deinem Fleische; alsdann wird dein Licht hervorbrechen, wie die Morgenröthe, und deine Besserung wird schnell wachsen, und deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen, und die Herrlichkeit des Herrn wird dich zu sich nehmen." Das heißt, du wirst allerwegen glücklich sein und es wird dir wohlgehen, wenn du für die Armen sorgst. — Wenn wir aber solche Treue und Barmherzigkeit gegen alle üben, und wir dessenungeachtet noch den Zorn Gottes fühlen, mit dem er uns strafend heimsucht, was ist da wohl zu thun? Mit Geduld sollen wir Alles tragen, was der Herr über uns sendet, und unsern Willen dem göttlichen unterwerfen und dabei sollen wir stets uns erinnern, daß wir diese Strafe nicht verdient haben und mit Christo sagen: „Vater dir ist alles möglich, dein Wille geschehe." Auch den frommen Hiob wollen wir nachahmen, der, als er an Leib und Gütern bestraft ward, gesprochen hat: „Sowie es der Herr gewollt, hat er es gethan, der Name des Herrn sei gelobt." Auch mit Micha sollen wir ausrufen: „Ich will des Herrn Zorn tragen, denn ich habe wider ihn gesündiget, bis er meine Sache ausführe und mir Recht schaffe: er wird mich an das Licht bringen, daß ich meine Lust an seiner Gnade sehe." Auch können wir hier nicht jenen Ausspruch Jesajas übersehen, der da spricht: „Ich werde auf den Herrn warten, der sein Angesicht vom Hause Jakobs weggewendet hat!" Denn vor Allem müssen wir uns sorgfältig davor hüten, daß wir dem Herrn nicht eine bestimmte Frist vorschreiben, wie es die Bethulienser thaten, als sie von Holofernes belagert waren. Diese sprachen nämlich: Wenn uns der Herr nicht inner fünf Tagen hilft, so ist es um uns geschehen und wir überliefern uns und das Unsrige. Dazu sprach die fromme Judith: das dienet nicht Gnade zu erwerben, sondern vielmehr Zorn und Ungnade. Wollt ihr dem Herrn euers Gefallens Zeit und Tage bestimmen, wann er helfen soll? Doch der

Herr ist geduldig: darum laßt uns das leid sein, und Gnade suchen mit Thränen. Denn Gott zürnet nicht wie ein Mensch, daß er sich nicht versöhnen lasse. Darum sollen wir uns demüthigen von Herzen und ihm dienen, und mit Thränen vor ihm beten, daß er seines Gefallens Barmherzigkeit an uns erzeigen wolle." Sprechet auch ihr zu dem Herrn: Nach deinem Wohlgefallen, o Herr, wollest du uns deiner Barmherzigkeit würdigen. Und in dieser Geduld wollen wir, nicht als ob Gott unserer Werke bedürfte, ausharren im Gebete und zwar im Namen Jesu Christi, des Gerechten, auf dessen Fürbitte er uns erhören will. Daher ermahne und warne ich euch, daß ihr, wenn ihr zusammen kommet, entweder zur Sühnung des Zornes Gottes oder zur Lobpreisung und Danksagung für Wohlthaten, die er uns in Christo erwiesen, wohl bedenket, was die Frommen da thun sollen. Hütet euch jenen Opferpriestern ähnlich zu werden, welche im Wahne stehen, sie geben Gott etwas, da sie dem Herrn Dank sagen sollen für die unermeßlich große Wohlthat, die er uns in Christo erwiesen. Doch lassen wir die Bedauerungswürdigen mit ihrem Meßopfer dahinfahren. Denn das heilige Abendmahl ist nicht zu diesem Zwecke von Christo eingesetzt, damit wir ihn wieder opfern, sondern damit wir der uns einmal durch seinen Tod am Kreuze erwiesenen Wohlthat eingedenk seien. Hütet euch, daß euch nicht die Frucht dieses Opfers entgehe und ihr aus dem Tische des Herrn ein eigenes Verdienst machet, nach der Weise der Gottlosen, welche überhaupt das Verdienst Jesu Christi zu nichte machen, auf daß ihr nicht vielmehr ein schwereres Strafgericht Gottes über euch herrufet, statt daß ihr das gegenwärtige abwendet. Hütet euch den Kindern Israels ähnlich zu werden, welche ohne Befehl Gottes, sondern nur nach eigenem Gutdünken die Bundeslade mit in den Kampf gegen die Philister tragen ließen und sich mehr auf deren Hülfe als auf den Glauben verließen. Und daher konnte dieses Unterfangen auch keinen guten Ausgang haben. Dieses Beispiel, sowie andere der Art, warnen uns ohne Befehl Gottes etwas, wenn auch scheinbar etwas Gutes, zu unternehmen, um die vom Herrn über uns gesandte Plage zu entfernen, sie ermuntern uns vielmehr, dem Herrn im Geiste und in der Wahrheit unsere Gebete darzubringen, der uns dann auch erhören will. Denn er hat gesprochen: „bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan; damit der Zorn des gerechten Gottes, den wir mit unsern vielen Sünden verdient, hinweggewendet werde. Amen!

6.

Rede, gehalten während des Religionsgesprächs zu Baden (1526).

Sende dein Licht und deine Wahrheit, o Christus, daß sie uns leiten und bringen zu deinem heiligen Berge und zu deiner Wohnung. Amen!

Wir sind hier versammelt, Männer, Brüder! in guter Hoffnung und Zuversicht, daß der allmächtige und gütige Gott hier viel Gutes für sein Volk und Erbe wirken wolle. Wir sind aber hieher gekommen, ohne zu wissen, was hier verhandelt werde; nur vernahmen wir ganz spät, beinahe im Augenblick unserer Abreise, daß ein Religionsgespräch hier gehalten werden solle. Ueber welche Fragen aber in diesem Gespräche gehandelt werde, wissen wir noch zu gegenwärtiger Stunde nicht, was offenbar gegen alle Uebung geht, die bei solchen Gesprächen sonst beobachtet wird. So kommt es, daß wir hieher gekommen sind, nicht sowohl als handelnde Personen des Trauerspieles, wie man zu sagen pflegt, sondern vielmehr als Zuschauer, indem wir unsere Obrigkeit ehrten und ihr gehorchten, wie wir uns denn gern in allen Dingen ihren Befehlen unterziehen, die nicht gegen die Ehre Gottes und die Wohlfahrt der Kirche streiten. Denn wir wissen, daß jede Seele der Obrigkeit, die über sie gesetzt ist, gehorchen soll. Daher haben wir uns auch nicht mit der schimmernden Waffenrüstung der Weisheit dieser Welt versehen, sondern wir haben uns auf diese Reise gemacht in gleicher Weise, wie andere Schüler die Schule besuchen. Dennoch sind wir bereit und versprechen auch solches unseren gnädigen Herren, wofern unsere Anwesenheit oder unser Vermögen und unsere Kräfte zur Verkündigung und Vertheidigung der Wahrheit beitragen können, uns nicht zu entziehen, noch es an etwas mangeln zu lassen. Wenn aber diese Angelegenheit keinen bessern Fortgang gewinnt, so fürchten wir uns nur zu sehr, daß wir alle Zeit und Mühe umsonst verlieren. Vor allem wünschen wir euern Huldreich Zwingli als Vorkämpfer gegen so viele und so berühmte Gegner zu sehen, denn ohne seine Anwesenheit wird weder euer Sieg glänzend sein noch wird man das Ziel erreichen, das unsere gnädigen Herren, die Vorsteher der löblichen Eidgenossenschaft im Auge haben. Dieses Ziel aber besteht unseres Wissens darin, daß die Irrthümer verschwinden, die Wahrheit erkannt, Gott gepriesen und der Nächste erbaut werde, was die größten und köstlichsten Güter sind, die der Mensch sich denken und von Gott erbeten kann. Wir vermissen aber auch andere vorzügliche Lehrer und Prediger anderer Gauen, wie die Zürcher und Berner und andere, welche ihren Gemeinden entweder die nämlichen Lehren, wie wir, oder auch abweichend verkündigen. Viele erklären auch unsere Lehre, welche Christi ist, ohne allen Grund geradezu für eine ketzerische. Bei der Abwesenheit aller dieser Männer

kann offenbar kein günstiges Ergebniß erzielt werden. Denn bedenket selbst, liebe Männer und Brüder, welche Folge die Abwesenheit dieser Männer haben wird. Wir zweifeln aber nicht, daß ihre Obrigkeiten und Räthe gewichtige Gründe haben, sie nicht hieher zu senden. Vielleicht ist einigen geradezu gewehrt worden, hier zu erscheinen. Werden sie aber nicht fortfahren, das Gleiche zu lehren und zu handeln, wie bisher? Daher wird es künftig ärger werden, als bisher, und unsere Herren und Oberen werden sich in ihren Wünschen getäuscht finden, indem nicht allein die Liebe sich nicht mehren wird, sondern es werden vielmehr Mißgunst und Neid bei den schwächern und bei denen, die nach Eingebung des Fleisches handeln, zunehmen; ja der Zorn wird nicht besänftiget werden, sondern die Leute werden sich immer mehr ereifern, indem sie die einen versichern, dieses oder jenes sei vernachlässiget worden, andere werden den Abwesenden Feigheit oder Anmaßung vorwerfen, selbst wenn nichts unterlassen wird, was zur Bekräftigung der Wahrheit dienet; und jene Abwesenden weder durch Furcht noch Anmaßung dazu bestimmt werden, sondern allein durch Vorsicht, die ganz gut mit dem Worte Gottes sich verträgt. Es pflegt aber nicht selten zu geschehen, daß aus kleinen Flammen ein großes Feuer sich entzündet, was doch mit geringer Unbequemlichkeit vermieden werden könnte, wenn einer dem andern etwas nachgegeben hätte. Dagegen sind alle unwürdig der Wahrheit, die einmal von ihren Strahlen erleuchtet werden, wenn sie irgend etwas vernachlässigen, was ihr zum Siege verhelfen kann. Die Wahrheit ist, wie ihr es alle wisset, ein tief verborgener Schatz; daher heißt es in den Sprüchwörtern Salomons Cap. 2: „So laß dein Ohr auf Weisheit Acht haben und neige dein Herz mit Fleiß dazu. Denn so du mit Fleiß darnach rufest und darum betest; so du sie suchest, wie Silber und forschest, wie die Schätze, alsdann wirst du die Furcht des Herrn vernehmen und Gottes Erkenntniß finden." Als wollte er sagen: Man muß von ganzem Herzen, fern von aller Heuchelei um Weisheit bitten; und wenn wir solches thun, so wird unser Gebet erhört werden. Man findet Kaufleute, welche Länder und Meere durchstreifen und die entfernten Völker um vergänglichen Gewinnes willen besuchen; wie vielmehr soll derjenige, der nach Wahrheit dürstet und lechzet Alles anwenden, sie zu erlangen? Wer wird sagen, daß wir uns der Liebe und Wahrheit befleißen, wenn wir nicht einmal bereit sind, eine kleine Reise zu unternehmen, damit Allen der Mund gestopft werde und Niemand mehr etwas vorwerfen könne, und nicht alles Begonnene vergeblich sei? Wir vermögen noch nicht zu entscheiden, wie wir in dieser Angelegenheit bei der Abwesenheit der Brüder unsern Mund aufthun dürfen, ohne daß die Liebe und Frömmigkeit darunter leide. Denn das ist noch keine besondere Frömmigkeit, wenn man die Wahrheit vor solchen verkündigt, die sie zwar suchen, aber nicht mit dem großen Eifer, wie sie den Reichthümern dieser Welt nachjagen, um derenwillen wir unter Gefahren die fernsten Länder durchstreifen und Juden und Araber besuchen. Wie können wir mit dem rechten Erfolge lehren

oder lernen, wenn wir in der Liebe zur Wahrheit nicht einmal die Heiden übertreffen, die mit so großem Ernste und Fleiße nach der Erkenntniß der Wahrheit dieser Welt streben, welche doch im Vergleiche zur göttlichen Weisheit nur Thorheit ist? 1 Cor. 1. Denn jene besuchten zu diesem Ende unter unzähligen Gefahren die Gymnosophisten und Braminen, dagegen sollten wir Christen versäumen, an der heiligsten Unterredung über heilige Dinge, die von den wichtigsten Folgen ist, Theil zu nehmen, wenn solches beinahe ohne alle Gefahr und Anstrengung geschehen könnte? Andere jagen nach Ehrenpreisen in Weltkämpfen und Schauspielen und unterziehen sich zu diesem Ende vielen Beschwerden und Entbehrungen. Gesetzt aber, das Licht der Wahrheit und der Erkenntniß Gottes sei bei euch aufgegangen, jene aber, die abwesend sind, und um deretwillen ihr zusammengekommen seid, wandeln noch in der Finsterniß, verführen und werden verführt, so muß man um so mehr sich dieser Elenden erbarmen und dahin gehen, wo man sich mit diesen Schwachen besprechen zu können, hoffen darf. Welches Lob gebührt solchen Aerzten, die immer zu Hause sitzen und nie die Kranken besuchen? Tadelt Hesekiel nicht die Hirten, welche das verirrte Schaf nicht haben und das verlorne nicht suchen? Männer und Brüder vernehmet es: nicht suchen, sagt der Prophet daher ist das Nichtsuchen schon eine große Sünde.

Wirft nicht auch Zacharias das Nämliche dem thörichten Hirten vor, daß er das Verschmachtete nicht besuche, das Zerschlagene nicht suche nicht etwa nur, nicht erwarte. Mich schreckt über die Maßen die Strafe, mit der er solche Vernachlässigung bedroht; indem er sagt: „Das Schwert komme auf ihren Arm und auf ihr rechtes Auge. Ihr Arm müsse verdorren und ihr rechtes Auge dunkel werden". Was ist das wohl für eine Strafe? Wohl nichts anderes als die ewige Finsterniß und jener frostige Widerwille gegen alles Gute wird hier angedroht. Auch unser Herr und Meister Jesus Christus herrschte nicht mit Härte, sondern er durchwandelte Städte und Dörfer, und mit Hinterlassung der Neunundneunzig suchte er das Verirrte und trug es auf seiner Achsel zur Heerde zurück. Seinem Beispiele will er auch, daß seine Jünger und die Verkündiger seines Evangeliums nachfolgen. Solches haben sie getreulich befolgt und sind ausgegangen in alle Welt um das Evangelium zu verkündigen; und wenn sie solches nicht gethan hätten, wer wäre wohl elender als wir und unsere Vorfahren? Doch wozu soll ich solches noch weiter erzählen? Auch Hercules durchstreifte die Länder der Erde um die Welt von Ungeheuern und Räubern zu reinigen und so geziemt es euch auch, umgürtet mit dem Schwerte des Wortes Gottes nicht euch ferne vom Feinde zu halten, sondern, Mann gegen Mann, euch mit ihm zu messen. Es wäre eine Schmach für uns alle, soviel hier anwesend sind, sowohl für die, welche von weiter Ferne hieher gekommen, als die in der Nachbarschaft wohnen, wenn wir nicht einmal wagen würden, mit den Hauptgegnern in christlicher Demuth etwas zu verhandeln. Hier gilt keine Entschuldigung. Auch Christus hätte sich ent-

schuldigen können und sagen: Ich bin der Sohn Gottes, der Erstgeborne aller Creaturen, in mir sind alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß Gottes, daher geziemt es, daß alle zu mir kommen, und mich anbeten, auch wenn ich nicht so großes Erbarmen und so große Liebe ihnen erweisen würde. Aber er wollte nicht so handlen, sondern er entäußerte sich selbst, nahm Knechtsgestalt an, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein, und erfüllte alle Pflichten eines guten Hirten, indem er gehorsam war bis zum Tode am Kreuze. Was bleibt noch für eine Entschuldigung übrig, daß den Brüdern, welche in großer Gefahr schweben, nicht Hülfe gebracht wird? Was wollen wir für eine Ausrede anbringen? Was wollen wir am Tage des Gerichtes sagen, wann Christus wieder kommen und uns fragen wird, warum wir nicht das uns anvertraute Talent den Wechslern auf Zinsen gegeben und hinzufügen wird: Ich bin für euch gestorben, habe euch die Gaben des Geistes verliehen, meine Hülfe euch zugesagt: euch aber ist zu viel gewesen den Bruder, den ich durch meinen Tod erkauft, zu besuchen, obgleich Euch nichts daran gehindert hätte? Vielleicht wird er uns dann vor aller Welt des Stolzes oder der Feigheit bezüchtigen. Daher geliebte Brüder, mögen nun euere Gründe oder die der Abwesenden gewichtiger sein, so fordert die Billigkeit in jedem Falle, daß wir entweder dieselben hieher berufen, oder daß wir diejenigen, die uns rufen, besuchen. Es ruft euch aufs dringendste Huldreich Zwingli, und sein Volk erwartet euch mit der größten Sehnsucht. Wenn daher irgend ein Funke von Liebe in euern Herzen glühet, wenn euer Herz irgend des Mitleides fähig ist, wenn Christus irgend etwas in euren Augen gilt, und um vom Kleinsten zu reden, wenn euch eure Ehre bei den Eurigen lieb ist, so bitte ich euch um der gemeinsamen Wohlfahrt der Christenheit und um aller Verdienste Christi willen, verhütet, daß diese so wichtige Reise nicht vergebens unternommen worden sei. Es ist kein Verlust zu befürchten; denn entweder gewinnet ihr die kostbaren Seelen wieder Christo, für die er gestorben ist, oder ihr werdet selbst, wie ich nicht zweifle, vorzügliche Schrifterklärungen vernehmen, oder wenn das Beides nicht der Fall sein sollte, so werdet ihr doch vor Gott und Menschen eure Ehre wahren. Doch lasset nicht nach eure gnädigen Herren und Oberen auf's dringendste zu bitten, daß sie einen Ort zum Gespräche wählen, wohin sich beide Theile ohne Gefährde begeben dürfen. Was kann gegen Bern, was gegen St. Gallen, was gegen Schaffhausen eingewendet werden? Ich schweige von Basel: denn ich zweifle, daß die Abwesenden gegen irgend eine dieser Städte Einwendungen machen werden, wenn nur sonst alles sicher und in der Ordnung ist. Auch werden unsere obgenannten gnädigen Herren kaum solche Bitten unberücksichtigt lassen, zumal wenn sie in rechten Ernste vorgebracht und mit euerem Ansehen und eurer Beredsamkeit unterstützt werden. Ihr dürfet anständig sie ersuchen, ja auch kühn euer Anliegen vortragen, (ich kenne ihren Biedersinn, daß sie die Wahrheit gerne hören) — denn man muß in geistlichen Dingen ganz anders ver-

fahren als in weltlichen. In weltlichen Angelegenheiten wäre es unanständig, wenn die Mehrzahl nur Einem folgte, und wenn die durch Stand und Geburt Mächtigeren und Angeseheneren dem Willen der Schwachen und Geringeren sich fügen müßten, indem solches eine Umkehrung der Ordnung wäre, die von edelsinnigen Männern ungern und nur schwer ertragen würde. Dagegen ist es in geistlichen Angelegenheiten schön und bewunderungswürdig, wenn die Liebe so viel vermag, daß tausende sich um eine einzige Seele bemühen mögen. Christus nämlich, der bei Gott mehr als viele tausende der Gerechten gilt, hat doch uns selbst Hülfe gebracht. Wir sollen den Engeln gleich werden, welche, obgleich sie selbst selig sind, doch für uns zu dienstbaren Geistern gemacht worden sind. Wahrlich, wenn wir ächte Christen sind, werden wir nach dem Vorbilde Christi uns um so mehr demüthigen, je höher wir sonst durch Talente und Tugenden stehen; und wir sind so weit entfernt auch den Geringsten mit Füßen zu treten, daß wir uns selbst ihm unter seine Füße legen. Man muß zuvor alle Heilmittel versuchen, ehe man die Glieder durch Abnahme vom Leibe trennt. Und dieweil nun auch unsere gnädigen Obern Christen sind, erfüllt mit großer Begierde nach Wahrheit, wie ihr Ruf zu dieser Versammlung es beweist, und sie wissen, daß das ganze Volk des Vaterlandes seine Augen auf sie gerichtet hat, daß in dieser Angelegenheit nichts versäumt werde, so werden sie eure Bitten nicht verschmähen noch sie verachten. Ich hoffe, daß, wofern uns Gott nicht mit seinem Strafgerichte heimsuchen will, unsere frommen gnädigen Herren, wenn ihr selbst sie nicht darum bitten wollet, euch die Palme entreißen werden, indem sie euch mit ihren Bitten zuvorkommen, und euch so selbst an euere Pflichten erinnern werden. Denn ich weiß sehr wohl, wie die Frommen auf beiden Seiten viel geweint, geseufzet und gebetet haben, daß doch die Wahrheit ans Licht kommen, Irrthum und Trennung aber, unter deren Drucke wir schon lange gelitten, verschwinden mögen. Wie könnten sie diese Thränen, Seufzer und Gebete gleichgültig übersehen und sie unerhört lassen? Bittet daher auch ihr sie darum. Wenn ihr dies auch nicht um Christi willen, der im Himmel ist, und den ihr, wie ich es weiß, nicht verachtet, thun wollet, so thut es doch um seiner Glieder willen, die noch auf Erden wandeln, um so vieler frommer Seelen und unschuldiger Herzen willen, welche nicht allein in der ganzen Schweiz, sondern auch in ganz Deutschland um das Nämliche flehen. Woher kommt es, geliebte Herren, daß die Liebe, (welche doch die vorzüglichste ist unter den geistigen Gaben und die jeden Christen beseelen und beherrschen sollte,) nicht gezeigt hat, was wir irgend euch antworten sollen bei der Abwesenheit der Brüder, oder daß wir fruchtlos das verhandeln, was mit dem besten Erfolge gekrönt werden könnte. Es sei ferne, daß durch unsere Nachlässigkeit so viel Gutes verhindert werden sollte. — Aber nicht allein die Liebe, sondern auch der Eifer um die Wahrheit fordert solches. Die Erkenntniß Gottes nämlich und die Wahrheit sind, wie wir schon

oben gesagt, die köstlichsten Schätze, so daß Christus selbst vom Himmel erschienen ist, um sie uns zu offenbaren, denn er kam in die Welt, um jeden Menschen zu erleuchten, der in die Welt kommt. Auch besteht das Reich Christi darin, daß man von der Wahrheit Zeugniß gebe. Es ist auch die höchste Aufgabe des Menschen, in deren Erfüllung sein wahrer Ruhm besteht, daß er möglichst der Wahrheit theilhaftig werde; solches wird uns aber in der Erkenntniß Christi zu Theil, der für uns der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Und das ist das ewige Leben, daß man den Vater und den Sohn erkenne (Joh. 17), und das wird uns einzig durch die Wahrheit zu Theil. Diese Gnadengabe wird aber nicht Vielen verliehen; denn ihr wisset, daß zwar viele berufen sind, wenige aber auserwählt. Man muß durch die enge Pforte eingehen. Es gibt viele Hindernisse, die uns den Eingang in das Reich der Wahrheit wehren, wie der Haß und Neid gegen den Nächsten und die eitle Ruhmbegierde. Solche Anzeichen haben sich auch hier schon frühzeitig gezeigt in jenen ruchlosen Schmähschriften, die hieher geflogen sind und von der schmähsüchtigen, niedrigen Gesinnung des Verfassers zeugen. Christus zeigte an dem Kinde, das er mitten unter seine Jünger stellte, wie man gesinnet sein müsse um seine Lehre zu fassen und zu verstehen, nämlich demüthig wie ein Kind, nicht hoch von sich denkend, noch den Leidenschaften fröhnend. Hier kümmert man sich um keine Doktor- und Magisterwürden, die zur Sache nichts dienen: Stolz und Einbildung hindern uns nur, die Wahrheit zu erkennen. Solches reden wir darum, weil viele uns zum Voraus in ihren Schmähschriften schon verdammt haben. Es ist daher für uns und für sie selbst nothwendig, daß sie jene Verdammungsurtheile zurücknehmen, und uns wieder als Brüder ererkennen, an denen man nicht ganz und gar verzweifeln muß. Denn solche Früchte des Fleisches versperren den Weg zur Wahrheit und gestatten, uns weder Christum noch die Wahrheit zu erkennen. Das Gleiche versprechen wir auch unser Seits zu thun. Wo daher solche Liebe zur Wahrheit ist, muß jede Heuchelei weichen. Doch was sag' ich: es giebt Leute, welche offen sagen: man möge mit dem Worte Gottes erkennen und beweisen, was man wolle, sie werden sich darum nicht kümmern, sondern sich streng nach den alten Uebungen und Satzungen richten, die sie unter dem Deckmantel der Kirche schützen, bis man eine allgemeine Kirchenversammlung veranstaltet haben werde. O der argen Rede! o des elenden Concils! So wird die Wahrheit nicht gefunden, wie auch Pilatus sie nicht fand, obgleich er angelegentlich sich nach ihr erkundigte. Schön heißt es: in eine arge Seele kommt keine Weisheit, und in einem der Sünde unterworfenen Leibe wohnt keine Klugheit. Denn der heilige Geist hat keine Gemeinschaft mit den menschlichen Erfindungen und hält sich ferne von albernen Vorstellungen und entflieht vor der einbrechenden Gottseligkeit. So lange wir nicht entwöhnt werden von der Milch und entfernt von den Brüsten, sondern stets rufen: Laß! Laß! warte! warte! mäßig! mäßig! — ist keine Hoffnung vorhanden, daß

der Herr uns seine Erkenntniß offenbaren werde, sondern es wird alles rückwärts gehen, und Trübsal, Verstrickung und Hinterlist werden zunehmen, statt zu verschwinden. Laßt uns nicht, ich bitte euch, Possenspiele treiben, sondern mit allem Ernste die Wahrheit lieben und sie suchen und wie der Hirsch nach frischen Wassern, so müssen wir nach der Erkenntniß unsers Herrn Jesu Christi uns sehnen. Ihr werdet darin uns zu Mitarbeitern haben, wenn der Herr uns seines Geistes Beistand zur Verkündigung verleiht. Vor Allem aber fordert die Liebe und der Eifer um die Wahrheit, daß wir die abwesenden Brüder berücksichtigen und jene Verdammungsurtheile inzwischen aufhören und zurückgenommen werden, bis Gründe und Gegengründe vernommen sind, bis uns entweder Licht gebracht ist, daß wir uns vereinigen können, oder aber bis wir völlig getrennt zu den Unsrigen entlassen werden. Wenn solches geschieht, dann zweiflen wir nicht, daß es, wie billig und diesem Unternehmen angemessen, auch Gott gefallen und uns und dem ganzen christlichen Staate zum Heile gereichen werde. Gott verleihe dazu seinen Segen. Amen!

7.

Von der Liebe Gottes zu seiner Gemeinde.

(Predigt bei dem Religionsgespräch zu Bern gehalten. 1528.)

Gnade und Friede von Gott, dem Vater werde uns Allen durch unsern Herrn Jesum Christum verliehen. Amen!

Unsern Text, den wir gewählt, schreibt der Apostel Paulus an die Corinther im zweiten Briefe im 11. Cap. (2. Vers).

> „Ich trage Eifer gegen euch, ja göttlichen Eifer: denn ich habe euch vermählet einem Manne, daß ich euch eine reine heilige Jungfrau Christo darstelle. Ich fürchte aber, daß wie die Schlange Eva verführte mit ihrer Schalkheit, also auch eure Sinne verrückt werden von der Einfältigkeit in Christo."

Diese Worte schreibt St. Paulus seinen lieben Corinthern, die von ihm mit großer Mühe und Arbeit zum Glauben an Christum bekehrt waren. Dieweil aber, (wie gemeiniglich auf die, welche am treuesten arbeiten, der größte Neid fällt) die falschen hoffärtigen und aufgeblasenen Apostel den heiligen und getreuen Paulus und also auch seine Lehre verkleinerten, that es Noth, daß er seinen Fleiß und seine Treue, wie er sie zu Christo gebracht und welchen Eifer er stets für sie getragen, hervorhöbe, um ihnen zu verstehen zu geben, wie sie sich auch hinwieder gegen ihn verhalten sollten.

Dieses geschieht mit den vorgelesenen Worten, über die ich nun reden will, damit wir alle, sowohl die das Evangelium verkündigen, als die, welche die Lehre annehmen, an Paulus einen Lehrer und ein Vorbild haben, wie wir

uns als Christen verhalten sollen. Auch den Zuhörern wird es nicht ohne Nutzen sein, zu wissen, wie sich ein Verkündiger und Diener des Wortes verhalten solle, damit sie sich desto besser vor den falschen Propheten zu hüten wissen, und den getreuen desto lieber folgen und gehorchen. Und so will ich euerer Liebe in dieser Predigt zwei vorzügliche Stücke verkündigen, nämlich zum Ersten, wie sich die Verkündiger des Wortes, und zum Zweiten, wie sich die Gläubigen darneben verhalten sollen: Darum so merke eure Liebe, daß Christus hier ein Bräutigam die Gemeinschaft der Gläubigen aber seine Braut genannt wird, wie denn dieses auch Joh. 4. Matth. 9. Ephes. 5. und im ganzen hohen Liede Salomo's, sowie auch in vielen Gleichnissen und Parabeln der Propheten und des Evangeliums geschieht.

Diese Braut wurde von Ewigkeit her Christo vom Vater als ein Erbvolk und Besitzthum übergeben, wiewohl sie nur durch den Geist dem Bräutigam Christo zugeführt wird. Niemand kommt zu Christo, es ziehe ihn denn der Vater (Joh. 6.); nämlich durch den heiligen Geist, der uns auch verleiht, Christum zu erkennen, an ihn zu glauben, und ihn zu lieben, wie Christus auch durch seinen Geist seine Gemeinde oder Kirche regiert, beschützt und erhält, und ihr als das rechte, wahre, einige Haupt, Leben und Gedeihen giebt. Daneben hat Gott etliche Diener und Knechte erwählt, daß sie als Brautführer sie holen und seinem Sohne bringen und darstellen, und auf sie wohl Acht haben und für sie Sorge tragen sollen. Wie denn Johannes der Täufer als Freund des Bräutigams den Auftrag gehabt, dem Herrn ein bereites Volk zuzurüsten, was ebensoviel bedeutet, als die Braut Christo dem Bräutigam zuzuführen. Das ist auch der Auftrag gewesen an alle Propheten, Apostel und Prediger. O liebe Herren und Brüder, es ist gar ein hohes und ehrwürdiges Amt, wie kein anderes unter der Sonne, über das wir Gott am jüngsten Tage schwere Rechenschaft ablegen müssen. Geliebte Brüder, laßt uns nicht fahrläßig, untreu und verdrossen in solchem ernstlichen Dienste erfunden werden, sondern vielmehr sehen, wie sich der heilige Paulus hierin verhalten hat, und in aller Demuth seinem Beispiele nachfolgen. Wir finden hier bei Paulus ein zwiefaches Bestreben, nämlich zuerst trachtet er, wie er die Braut dem Bräutigam zuführe und vermähle. Dieses hat er gethan, als er ihr so getreulich die überschwenglich große Wohlthat Gottes verkündigte und sie bewegte, daß sie in gutem Vertrauen zu Christo, dem Bräutigam hinzugetreten ist. Zum Zweiten zeigt sich das Bestreben darin, daß er für sie, nachdem sie ihm vermählt war, Sorge und wahren Eifer getragen, damit sie nicht verführt und überlistet werde durch falsche Lehre, und sich einem unheiligen Leben ergebe. Beides erfordert nicht geringe Mühe. Wie wir aber das Volk, wie eine Braut, Christo zuführen sollen, vernehmen wir 1 Moses 24 aus dem Benehmen des ersten Knechtes Abrahams, den dieser aussandte, um für seinen Sohn eine Braut aus seiner Verwandtschaft zu werben und sie heimzuholen. Da lesen

wir zuerst, daß ihn Abraham erwählte und aufs höchste beschwor seinem Befehle getreulich nachkommen zu wollen. So ist auch Paulus von Gott als ein außerordentliches Werkzeug und Gefäß erwählt worden, daß er seinen Namen Königen und Völkern verkündigen solle. Und so sollen auch wir Alle, die das gleiche Amt verwalten, keinen Weg einschlagen, wir seien denn von Gott berufen und verordnet, indem er uns die Gaben seines Geistes reichlich verleiht. Denn nicht Jeder ist zu solchem Amte geschickt noch in demselben getreu. Etliche wären wohl darin beflissen genug, aber es fehlt ihnen die Gnadengabe der Kunst, der Beredsamkeit und Freundlichkeit. Andere wären beredt und gelehrt genug, es mangelt ihnen aber an Fleiß. Es gehören verständige Leute dazu, nicht Tröpfe, Narren und ungelehrte Esel, die ihr Lebtag nichts gelernt haben, als fischen, jagen, den Pferdestall besorgen und dergleichen. Abraham erwählte den ältesten und vornehmsten unter seinen Knechten. So erwählet auch Gott seine besonders guten Freunde und Diener dazu, und wenn sie auch nicht alt an Jahren sind, so müssen sie gereift an Einsicht und Verstand sein, wie der heilige Timotheus es war. Es kommt auch allen Lehensherren, die Pfründen zu verleihen haben, zu, wohl darauf zu achten, daß sie nicht solche Pfründen den Unwürdigen verleihen und dabei die Würdigen hintansetzen. Denn daran ist sehr viel gelegen. Zum Andern nahm dieser Knecht Abrahams, wie wohl ihm keine Braut mit Namen bezeichnet war, die Geschenke seines Herrn für dieselbe an und machte sich in gutem Vertrauen zu Gott gehorsam auf den Weg, dem Befehle seines Herrn nachzukommen. Solches gebühret auch uns zu thun, und wenn wir schon nicht wissen, welche Frucht unser Wort, das wir verkündigen, tragen wird, sollen wir dennoch darin dem Herrn unserm Gott vertrauen, dem wir hierin dienen, und zu ihm hoffen, Er werde unsern Dienst nicht vergebens sein lassen. Doch sollen wir seine Gaben und Geschenke nicht dahinten lassen, das ist das verliehene Pfündlein, das Gold der göttlichen Weisheit und das Silber des göttlichen Wortes nicht verwahrlosen und müssig liegen lassen, denn durch solche Gaben verschaffen wir uns Gunst und Zutritt bei der Braut.

Zum dritten, da dieser Knecht zu der Stadt kam, in welcher die Braut Rebekka wohnte, die ihm aber unbekannt war, wandte er sich im Gebete zu Gott, und rief ihn an, und dieser gab ihm auch in den Sinn, wie er sich halten solle. Also sollen auch wir, liebe Brüder, allezeit Gott ernstlich anrufen, daß er uns verleihe, in unserm Dienste getreu erfunden zu werden, und daß er unser Werk zum Preise seines Namens zu einem glücklichen Ende führe. Ja wie er ein wahrer Gott ist, wird er uns zur rechten Zeit gewähren, wie denn Christus verheißen hat: Was ihr den Vater bitten werdet in meinem Namen, das wird er euch geben.

Zum Vierten, da Gott angerufen ward, wirkte er, daß Rebekka ausging, Wasser zu holen, und da sie die Kameele tränkte, fand der Knecht Abrahams sie so demüthig, so dienstfertig und freundlich, daß er ihr die Ohrenringe

und Armspangen gab. So liebe Brüder lasset uns Gott anrufen, und so er will, daß sein Volk durch uns erbauet werde, so wird er es selbst willig machen, daß es uns entgegen komme und den Frieden Christi nicht verwerfe. Es wird dann ein demüthiges Volk sein, und dienstwillig, begierig des Wassers, der Lehre des heiligen Geistes und würdig, daß ihm die Perlen und Kleinodien, der Friede und das Geheimniß der göttlichen Verheißung nicht vorenthalten werden.

Fünftens. Nachdem der Anfang so glücklich gewesen, und der Knecht in das Haus geführt worden, wollte er weder essen noch trinken bis er sein Anliegen vorgebracht. Damit werden auch wir ermahnt, keine zeitliche Freude, weder Lust noch Gewinn so lieb uns sein zu lassen, daß wir des Befehls vergessen, wie es diejenigen thun, welche nur für sich sorgen und allein darnach fragen, ob sie eine gute Pfründe und viel Einkommen erhalten und gut essen und trinken mögen. Es wird bei dem Austheilen der Geheimnisse Gottes gefragt, wer getreu sei. Denn „ein Jeglicher, spricht Paulus, der kämpft, enthalte sich aller Dinge, damit er die Krone erlange". Solches gilt vorzüglich uns.

Zum Sechsten führte der Knecht eine kluge Rede, indem er die Reichthümer seines Herrn, Abrahams, pries, so wie seinen Erben, den Sohn Isaak, dem er Alles übergeben hätte, was er besitze und daß er nun diesem Sohne auch ein Weib zu geben wünsche. Darum bittet er um seines Herrn willen, alle Gnade anzunehmen.

Hier lernen wir das Evangelium predigen. So wir in ein Haus kommen das des Friedens empfänglich ist, sollen wir das Volk von seinen alten Gewohnheiten abbringen und es dem Glauben unterwürfig machen. Es ist nicht recht, daß wir Gott zu einem Tyrannen machen, sondern wir sollen seine große Macht, den unaussprechlichen Reichthum seiner Barmherzigkeit, seine unergründliche Güte und seine inbrünstige Liebe gegen uns Menschen darthun und wie er Alles seinem Sohne übergeben habe. Joh. 4. Der Vater hat den Sohn lieb, und hat ihm alle Dinge übergeben. Dieser ist, seiner Menschheit nach, ihm spät geboren, nämlich nach dem Gesetze und den Propheten, und für diesen wünscht er das christliche Volk zur Braut. Dieser ewige Rathschluß Gottes, daß wir vollkommene Verzeihung unserer Sünden, Versöhnung mit unserm himmlischen Vater, das ewige Leben und alles Gute erlangen, zieht diejenigen, die es wahrhaft erkennen zu einem rechten Glauben und gewissen Vertrauen zu Gott, daß sie den Entschluß fassen, Alles zu verlassen und Christo dem Bräutigam in wahrer Zuversicht anzuhangen.

Die nun nichts predigen und loben als Menschengebot, mit denen man doch Gott vergebens ehrt, als zum Beispiel von Opfern, Zehnten, Vigilien, Jahreszeiten und Messen und dergleichen Gaukelwerken, ferner die nichts anderes predigen, als das Gesetz, und uns auf unsere Werke weisen, mit Hintansetzung und Verschweigung der frohen Botschaft des Evangeliums, wie daß Gott uns durch seinen geliebten Sohn Christum alle unsere Sünden verziehen habe, und

uns zu Kindern aufnehmen wolle, was ebensoviel sagen will, als zu seiner Braut; und wie wir auch durch seine Gnade aller Gutthaten, so Christus hat, theilhaftig werden und zwar durch den Glauben; — alle sage ich, die solches den Menschen vorenthalten und es nicht lehren, die laufen und predigen vergebens, und richten die Botschaft gar nicht aus, die ihnen aufgetragen worden.

Der Knecht soll klug und verständig sein, und erstlich seines Herrn Ehre und Lob verkündigen und also getreu die Braut dem Bräutigam zuführen. Wenn man aber andere Geschöpfe loben und preisen und sie hoch erheben will wider den, dem allein Ehre, Macht und Preis zukommt, so begeht man Abgötterei und schwere Verführung. Solches thut man aber, indem man sich eigener Werke rühmt, wie der Fasten, der Beichte, des Kirchenschmückens, der Messen, der Wallfahrten, des Kerzenbrennens, Götzenbilderaufrichtens, Altarstiftens, und indem man auf die Elemente des Brotes und Wassers seine Hoffnung setzt, und Unterschiede macht zwischen Speisen, Tagen, Festen, Kleidern, Städten und Personen, und zwar Alles wider das Wort Gottes. Wenn man so darneben seines Herrn Ehre und Preis unter die Bank stellt, seine Befehle in den Wind schlägt und Kinderspielen nachgeht, so folgt man nicht dem Knechte Abraham nach, führt nicht die Braut dem Bräutigam zu, wie denn jeder Rechtgläubige es wohl ermessen kann. Solches Werk wird nicht in einer unverständigen Sprache, nicht mit leeren Ceremonien oder mit dem bloßen Gesetze ausgerichtet. Weiter spricht Paulus diese Worte: Euch und dem einigen Manne Christo mit besonderem Nachdrucke, als wollte er sagen: Euch die ihr vormals Sünder waret, dem Zorne Gottes unterworfen, und nahe der ewigen Verdammniß, euch habe ich zu solcher Würde gebracht, daß ihr durch den Glauben vermählt worden nicht mit dem alten Adam, der Sünde oder der bösen Gewohnheiten, sondern dem neuen Adam Christo, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, diesem Manne habe ich euch getraut. Dieweil nun Gott die Gnade verliehen hat, daß wir das Volk zum Glauben bringen, so müssen wir großen Eifer und Ernst anwenden, damit uns der Schatz nicht entführt werde. Es ist eben so schwer gewonnenes Gut zu erhalten, als es zu erwerben. Darum sollen wir Fleiß anwenden, daß das Volk nicht allein gläubig, sondern auch heilig werde; das ist, daß es sich vor aller Unreinigkeit hüte und sich in guten Werken übe und so von Tag zu Tag reiner werde. Denn so lange wir auf Erden sind, läßt Gott stets noch in uns einen Anhang und eine Neigung zur Sünde, das ist, den alten Adam, und zwar geschieht dieses aus dem Grunde, damit wir in Demuth und Furcht den Glauben täglich mit rechtschaffenen Werken, ihm zu Gefallen, üben. Wie wir daher zum Glauben ermahnen, also treiben wir auch durch den Glauben zu guten Werken und zu einem heiligen Leben. Die eine Braut Christi sein will, soll sich von der Sünde reinigen und in einem neuen Leben wandeln und dazu thut Sorgfalt Noth, denn der Teufel bereitet stets Nachstellungen in sei-

ner List, indem er uns die Seligkeit mißgönnt und Ränke schmiedet, um uns Seelen abzugewinnen und sie zum Fall zu bringen. Darum, liebe Brüder, laßt uns zum Voraus wachsam sein, daß sich das Volk wohl halte in Leben und Lehre. Das sei der erste Theil dieser Predigt.

Es soll unsere Lehre leuchten wie eine Fackel und als ein gutes Salz sich erweisen, damit unser Eifer erkannt werde. Nun vernehmet wie sich die Braut und Gemeinde Christi verhalten solle. Diese ermahnt Paulus den Glauben, das ist, die Treue an Christum zu bewahren, und sich stets zu üben, den alten Adam zu zügeln, die bösen Begierden abzulegen und sich so heilig und rein darzustellen. Das Wichtigste ist, daß er uns zur Vorsicht ermahnt, damit unser Vertrauen, welches wir zu Christo haben, nicht durch die List der Schlange von dem ersten Einfall wankend werde; denn so viel daran liegt, daß unsere Begierden einfältig seien, so warnt der Apostel doch vielmehr, daß unser Verständniß und Sinn nicht von der Einfalt abweiche. Denn darauf geht der Teufel los, daß er neben der Erkenntniß Christi des wahren Gottes und wahren Menschen unter einem guten Scheine etwas einführe, damit er den Menschen zu einem Narren mache, kindisch am Verstande und also den Glauben nach und nach auflöse. Gelingt ihm dieses, so hat er den Sieg errungen. Denn je reiner die wahre Erkenntniß Christi ist in den von Gott Gelehrten, desto größer ist auch das Vertrauen. Demnach soll nun socher Glaube in uns erfunden werden, daß der Allmächtige uns seinen eigenen Sohn zu unserem Bruder gegeben und geschenkt habe, daß er wahrer Mensch, ohne Sünde gewesen durch seinen Tod unsere Sünden hinnehme, daß er wieder auferstanden sei, und nach seiner Himmelfahrt, seinen Geist den Aposteln zugesandt habe, und daß er der zukünftige Richter der Welt sei. Die Christum nicht für einen wahren Menschen halten, was haben die für eine Hoffnung? Worin ist ihr Glaube versichert? Wenn Christus nicht wahrer Mensch gewesen, so verliert auch die Auferstehung ihren Werth; wenn aber nicht wahrer Gott, wie könnten wir uns im Glauben, so hoher Zusagen getrösten? Wer aber das Wahrhafte glaubt, weiß, daß es nichts Hohes gibt, deß wir uns nicht zu Gott versehen dürften. Die aber neben Christo noch ein anderes Haupt einsetzen, das die Kirche regieren soll, werden in ihrem Glauben geschwächt. Denn es ist ihnen als ob Christus sie nicht mit seinem Geiste regiere. Es ist ja offenbar, daß kein Mensch außer Christo, als Haupt der ganzen Welt gegolten hat. Das Reich Christi ist zu groß, als daß ein Geschöpf es regieren könnte; denn es erstreckt sich vom Anfang der Sonne bis zu ihrem Niedergange, wie möchte wohl ein einzelner Mensch einem solchen Reiche vorstehen? Es hat solches auch weder St. Peter noch irgend ein anderer gethan. Wer so auf das Papstthum die Kirche baut, der würde sie auf ein Geschöpf und auf Sand bauen.

Es ist auch dieses keine Aufrichtigkeit gegen Christum, wenn ich eines Andern Gebot dem Ausspruche Christi zuwider annehmen würde, als wäre es der Seele nützlich, denn wie würde ich ihn da noch als Herrn meiner Seele

anerkennen? Wenn Christus unsere Gerechtigkeit ist, wo bleibt die Einfältigkeit, wenn ich auf mein Werk Vertrauen setze? Wenn ich im Brote des Abendmahles Christi Leib als gegenwärtig annehme, wie werde ich einfältiglich glauben, daß er dem Leib nach gen Himmel gefahren sei? Und wenn ich vermeine, daß Christi verherrlichter Leibe an so vielen Orten sei, wie darf ich hoffen, daß mein Leib bei der Auferstehung ihm gleich verherrlicht werde? Heißt das einfältiglich von der Menschheit Christi geredet? So soll ich auch sprechen, die Messe sei ein Opfer zur Tilgung unserer Sünden, und sei die Versicherung des Bundes, den wir mit Gott haben, wie sollte dieses nicht dem einfältigen Glauben schaden, der sich auf das einzige und vollkommene Opfer, das am Kreuze geopfert wurde, verläßt? Wo bleibt aber da das wahre vollkommene Vertrauen, wo man andere Mittler und Fürsprecher als Christus annimmt? Wie bekennt man einfältiglich, daß Christus für unsere Sünden genug gethan habe, wenn wir daneben für dieselbe genug thun und bezahlen müssen im Fegefeuer? So verhält es sich auch in allen andern Stücken, die alle daher fließen, daß man sich nicht einfältiglich auf Christum vertröstet, auch weder ihn noch seine Güter erkennt, was der Teufel auf mancherlei Weise zu Wege zu bringen trachtet, indem er so die Welt verblendet. Davor warnt aber der Apostel getreulich. Wo er nur immer kann, da bricht der Teufel ein und sucht die Schwächsten auf, wie die Eva, macht einen schönen Schein mit lieblichen Reden, dahinter aber nichts als lauter Betrug und Bosheit steckt. Wer aber Christum wahrhaftig erkannt hat und seines Geistes theilhaftig geworden ist, und die frohe Botschaft angenommen hat, der muß in seinem Herzen bekennen, daß ihm nichts verkündigt werden könne, als was er schon im Evangelium vernommen habe. So lieb euch daher Christus und euer Seelenheil ist, nehmet euerer fleißig wahr, damit ihr nicht von der reinen Lehre, von der Erkenntniß und Barmherzigkeit Gottes von Christo abgeführt werdet. Und so das Auge des innern Menschen also erleuchtet ist, wendet auch Fleiß daran, euch von den unreinen Begierden und Bestrebungen zu reinigen, damit ihr eine rechte Liebe habet gegen Gott, und ihr nichts mehr fürchtet und auf nichts mehr vertrauet als auf ihn. Euere größte Seligkeit und Freude sei Gott wohl zu gefallen und seine Ehre zu fördern. Es werden zwar nicht ausbleiben allerlei Anfechtungen, wer aber sich wahrhaft auf Christum verläßt, mag ihn nicht mehr verlassen, noch kann er von ihm verdrängt werden. Er herrscht und wird ferner herrschen, und kann und will euch bewahren, daß ihr nicht verworfen werdet. Dieser hilft zu allem Guten, zum wahren Frieden und zur wahren Seligkeit, die wir mit Christo in der Ewigkeit genießen werden. Solches verleihe uns Christus nach seiner Gnade. Amen!

In Betreff der Demagorien über den ersten Brief des Johannes (Lebensbeschreibung S. 45) verweisen wir auf: Oekolampads Bibelstunden, volksfaßliche Vorträge über den ersten Brief Johannes, a. d. Latein. von R. Christoffel. Basel. 1850.

II.

Zum Abendmahlsstreite.

1.

Oekolampads Begleitschreiben zu seiner ersten Streitschrift über das heilige Abendmahl 1525.

Den geliebten Brüdern in Christo, welche Christum im Schwabenlande verkündigen.

Ihr wißt, geliebte Brüder! wie ernstlich und heilig uns die Liebe von Christo empfohlen ist, ihr wißt aber auch, wie der alte böse Feind alle Minen und alles schwere Geschütz, alle Hinterlist und allen Spott aufbietet, diese Liebe zu schwächen und zu untergraben, zumal unter den Dienern des Wortes; denn es entgeht ihm nicht, welch ein Schaden der Kirche daraus erwächst, wenn statt eines Hirten Viele regieren, d. i. wenn die, welche einmüthig die Heerde besorgen, unter sich uneins sind, und so die Schafe ohne Hirten umherirren; preisgegeben der Wuth reißender Wölfe. Da nun auch ihr überzeugt seid, daß es nichts Verdammlicheres, nichts Verderblicheres, nichts Tödtlicheres gebe, als dieses Aergerniß, so zweifle ich auch nicht, daß ihr alles Gebet, allen Dienst, alle Geduld, alle Sanftmuth und Tapferkeit aufwenden werdet, den Feind nicht die Oberhand gewinnen zu lassen, auch wenn er es versucht. Und er versucht es allerdings, und bei Etlichen gelingt es ihm einigermaßen, aber ich habe das gute Vertrauen, der Herr Jesus, der von obenher für uns streitet, werde ihn zu Schanden machen und das Feld behalten. Wahrlich, was mich betrifft, so zöge ich einen seligen Tod einem unseligen Streite mit irgend einem der Brüder vor, und wäre es der Geringsten Einer, auch werde ich nichts unterlassen, was dazu dienen kann, das freundliche Vernehmen wieder herzustellen oder zu erhalten, obgleich ich nicht sehe, wie ich es verhüten kann, daß nicht durch falsche Brüder, die Alles verwirren, Einiger Herzen mir entfremdet werden, wenn sie nicht, wie ich vernommen habe, mir bereits entfremdet sind; denn was soll ich nicht von den Abwesenden befürchten, da ja bisweilen in ein und demselben Hause auch bei aller Friedfertigkeit, es zu aufgeregten Stimmungen kommt? Und wo wäre nicht die Liebe besorgt, das sie keinen Anstoß gebe? Von euch zumal, deren Glaubenstreue und Frömmigkeit längst

bewährt sind und mit denen ich durch die heiligsten Bande der Freundschaft verknüpft bin, wäre es über die Maßen traurig, getrennt zu werden, und so viel an mir liegt und so lange wir gemeinschaftlich an Christo Wohlgefallen haben, werde ich mich dieser Sünde (des Unfriedens) nicht theilhaft machen. Es geht nun aber das Gerücht — und Etlicher Briefe bestätigen es — daß Einige wider mich aufgebracht seien, weil ihnen zu Ohren gekommen, daß ich in meinen Predigten im Punkte des Abendmahls denen nicht beigestimmt habe, die für Säulen der Kirche gehalten werden. Ich läugne die Wahrheit der Sache nicht, aber deßhalb ist die Liebe noch nicht verletzt worden, da nichts Ungehöriges, über den reinen Eifer um die Wahrheit Hinausgehendes vorgefallen ist. Aber ich kann es nicht dulden, daß die Trefflichen mir lange zürnen, wie sie thun; es sei denn, daß Christus mein Seufzen nicht erhöre. Und warum sollten sie zürnen dem, der sie von Herzen liebt, dem Unschuldigen, der nichts anderes sucht, als die Ehre Christi, nicht ohne Fährlichkeit? Wollen sie mir aber zürnen, dann müssen sie auch sich selbst zürnen, da sie eben so hitzig, wo nicht hitziger als ich, ihre Lehrweise vertheidigen. Bei Christen gilt des Dichters (Terenz) Spruch nicht: „die Wahrheit zeuget Haß." Vielmehr freuet sich die Liebe der Wahrheit, wie der Apostel lehrt; und derselbe Gott ist die Wahrheit, der auch die Liebe ist. So wenig man sich durch Liebe zur Wahrheit an der Liebe versündigt, eben so wenig geschieht der Wahrheit ein Abbruch um der Liebe willen. In der Kirche aber soll nichts angelegentlicher betrieben werden, als die Erforschung der Wahrheit, wodurch das Wachsthum in der Erkenntniß Christi gefördert wird. Aber auch wir, die Einzelnen, können wachsen; denn der Vater des Lichts läßt Einiges unsern Augen verborgen sein, das er mit der Zeit offenbart und den um die Wahrheit sich Mühenden aufschließt; wo nur Neid und eitle Ruhmsucht ferne gehalten werden. Schreibt doch der Apostel an die Philipper: (3, 15): „Und so ihr etwas nicht wisset, so wird er es euch offenbaren",*) und an einem andern Orte (1 Cor. 14, 30): „So eine Offenbarung geschieht einem (Andern), der da sitzet, so schweige der Erste." Wo kann der Friedliebende etwas übel nehmen, was kann der Aufrichtige in's Gehässige ziehen, da wo nicht der Streitsucht, sondern der Wahrheit gedient wird? Das hieße ja wohl Gutes an Böses tauschen! Durch nichts können wir mehr Frucht schaffen, als wenn wir nach dem Beispiel und durch die Gnade Christi das Licht und die Wahrheit besonders in dem was noth thut, nicht verbergen, sondern wünschen, daß sie Gemeingut werden. Ob ich in dieser Weise etwas geleistet habe, möget ihr beurtheilen. Gewiß könnt ihr eine solche Gesinnung nicht verdammen, wie streng ihr auch die Ausdrücke auf der Richterwage wägen möget. Ich maße mir die Meisterschaft in keiner Weise an, sondern ich fühle mich genöthigt, meines Dienstes eingedenk zu sein, und

*) Genau heißt es: „so ihr anders gesinnt seid" (εἴ τι ἑτέρως φρονεῖτε).

wie ich allermeist die Wahrheit im Auge habe, so setze ich auch die Liebe nicht hintan. Damit also nicht Jemand von der Unbestimmtheit des böswilligen Gerüchtes her ein Aergerniß nehme, so habe ich dieses Buch, das mir durch das ungestüme Geschrei Etlicher abgenöthigt worden ist, zu meiner Vertheidigung herausgegeben. Ich empfehle es Euch, Geliebte! damit ihr daraus erkennen möget, ob meine Behauptungen oder das was andere sagen das Zuverlässigere sei, ob ich die Väter verachte, wie sie mir vorwerfen, ob ich das suche, was die Ehre Gottes oder was die Ehre meines Namens fördert. Ihr werdet urtheilen, wie ihr es gewohnt seid, nicht nach Ansehn der Person. Vielleicht wird es dem Einen oder Andern scheinen, ich hätte besser gethan, wenn ich nicht von der Sache selbst, nicht über das Wesen des heiligen Abendmahls und in welchem Sinne das Brot der Leib Christi, sondern blos vom Gebrauch des Abendmahls vor dem christlichen Volke gehandelt hätte. Aber so fromm diese Ansicht auch unter Umständen sein mag, so konnte ich mir sie doch nicht aneignen, insofern die Papisten und Andere mit aller Leidenschaft den Unsinn aufdringen, was zu verheimlichen wider das Gewissen wäre. Die Zuhörer erwarteten, daß ich einmal mit meiner Meinung öffentlich hervorträte, und täglich trieben mich die Freunde auf brieflichem Wege an, Rechenschaft von meinem Glauben zu geben in dieser Sache. Auch vermag ich nicht einzusehen, wie ein guter und reiner Gebrauch des Abendmahls stattfinden könne wenn der so tief eingewurzelte und verderbliche Aberglaube unangetastet bleiben soll. — Streitsucht hat mich nicht geleitet, sondern um guten Samen ausstreuen zu können, mußte ich den Acker umpflügen, der von Unkraut strotzte. Wollte Gott, daß auch die Andern sich derselben Mäßigung der Rede beflissen, manches würde an manchen Orten ein friedlicheres Ansehn gewinnen. Aber mir hat die Bescheidenheit nichts geholfen, als daß die Widersacher nur um so wüthender gegen mich toben und mich auf alle Weise herunterreißen. Deßhalb habe ich es der Mühe werth geachtet, endlich in offener Schrift eine Sache zur Sprache zu bringen, die das Licht nicht scheut, welch verdrießliches Gesicht auch immer jene guten Leute dazu machen und mich beschuldigen mögen, mich, dessen Absicht nicht ist zu reizen sondern zu versöhnen.

Aber so ist es des himmlischen Vaters Wille, daß mit der Bewährung seiner Kinder die Wahrheit ans Licht komme; denn nach seiner Weisheit bedient er sich der Sünden der Menschen zu seiner Verherrlichung. Und so wollen auch wir, Brüder! Jeder an seinem Orte, sichs angelegen sein lassen, daß wir nicht zu den Gefäßen des Zornes gezählt werden, und daß wo irgend ein Aergerniß entsteht, wir nicht dran schuld seien. Laßt uns wachen ob der Heerde wider die Wölfe, aber auch wachen über uns selbst, denen noch größere Gefahr droht, zumal wenn wir nicht die Liebe als das Vornehmste bewahren. Irrthum mag vergeben werden, wo nur der Glaube vorhanden ist. Zwietracht dagegen vermögen wir selbst mit unserm Blute nicht zu sühnen; denn Gott liebt die, welche einträchtiglich wohnen im Hause, und ist mitten unter ihnen.

Er erhalte uns zu allen Zeiten verbunden in seinem heiligen Geiste, er lasse uns einerlei gesinnet sein in Christo, und aus einem Munde den Vater preisen. Amen.

2.

Oekolampads Thesen über das heilige Abendmahl (an einen Freund) 1527.*)

Ich nenne es eine unerträgliche Rede, zu sagen, das Abendmahlsbrot sei der Substanz nach der Leib Christi.

Ich glaube, daß der natürliche Leib Christi nur an einem Orte sei, nämlich im Himmel; denn sonst wäre er kein Leib (Körper).

Daß der Leib bei'm Brote sei (adesse pani), will ich gern bekennen, in der Weise, wie er auch bei'm Worte ist, durch welches das Brot zum Sacrament, zum sichtbaren Worte wird.

Wären die Sacramente nicht von Christo eingesetzt und geheiligt durch das Wort des Glaubens, dann wären sie nicht mehr und nicht von höherer Würde, als irgend ein anderes Bild, z. B. die Statue des (Horatius) Cocles.

Das Wort der Verheißung verliert dadurch nichts (non excidit), auch wenn das Brot nicht der Substanz nach der Leib Christi ist; denn daß solches geschehen werde, hat Christus nicht verheißen. Könnte diese Verheißung erwiesen werden, so würde ich weiter nicht mehr streiten.

Nun aber haben die Abendmahlsworte die Verheißung, daß nur der Leib Christi gegeben wird, in sofern er für uns gestorben ist und das Blut uns gegeben wird, in sofern es für uns vergossen ist zur Vergebung der Sünden.

Dieses Glaubenswort heiligt die Sacramente.

Der läugnet nicht die Wahrheit des Mysteriums, bekennt sie vielmehr auf's Bestimmteste und in aller Reinheit, der diese Verheißungen sich aneignet; denn ein Solcher allein genießt das Brot und trinkt das Blut wahrhaft auf geistliche Weise.

„Das Wort bewirkt alles was Gott will." Gut! Aber bedenke dabei, daß Gott sowohl durch das äußere Wort, als durch Symbol und Schrift nur das bewirken will, daß sie uns zur Mahnung werden (admoneant.)

Das Uebrige wirkt er durch seinen Geist.

Dem Brote wird der Leib gegeben durch das Wort, wie das Wort in sich hat den Leib.

---

*) Epp. f. 129.

Durch den Glauben wird der abwesende Leib Christi dem Geiste (Gemüthe, animo) vollkommen gegenwärtig (praesentissimum).

Durch den Glauben erkennt das gläubige Gemüth in dem sichtbaren Worte (dem Symbol) wie in dem hörbaren den Leib Christi wie er ist, erkennt ihn wahrhaft und seiner Substanz nach, obgleich im Geheimniß (in mysterio) durch einen Spiegel im Räthselworte; aber daraus folgt nicht, daß das Brot der Leib Christi sei der Substanz nach, noch daß der natürliche Leib an verschiedenen Orten sich befinde, so wenig als das Angesicht des Menschen darum an verschiedenen Orten ist, weil es in verschiednen Spiegeln sich abspiegelt.

Die, welche des Geistes Christi theilhaft geworden sind durch den Glauben, haben das Fleisch Christi nicht nur so im Geiste gegenwärtig, wie etwa die, welche des Andenkens an die treuesten Freunde sich erfreuen, die Freunde in der Seele (im Herzen) tragen; sondern so, daß, weil Christus wahrhaftig durch seinen Geist in ihnen wohnt, als in seinem Tempel, sie auch seinen Leib wahrhaftig haben, obgleich er, von welchem die Gottheit nicht abgetrennt ist, im Himmel sich befindet.*)

Christus trägt (gestat) unser Fleisch im Himmel, und wir tragen sein Fleisch an uns auf Erden in eigenthümlicher Weise (juxta speciem).

Diese völlige Gegenwart des Fleisches ist überaus heilsam; unnütz aber und ohne die Ueberzeugungskraft des Glaubens (absque elencho fidei), wenn wir das Brot in substantieller Weise den Leib Christi nennen, oder behaupten, daß dieser Leib an vielen Orten zugleich sei.

Die, welche das Bildliche in den Abendmahlsworten verwerfen, erklären sich damit als streitsüchtige Leute und legen die Schrift aus, ohne Analogie des Glaubens.

Recht und fromm (religiose) drücken sich die aus, welche sagen, daß sie (in der Feier des Abendmahls) zum Leibe Christi hinzutreten oder den Leib Christi genießen. Unfromm (profane) und ohne Ehrerbietung (contemptim) drücken sich dagegen die aus, welche sagen, daß sie bloßes Brot und ein bloßes Zeichen empfangen: damit erklären sie ihren Unglauben. Der Gläubige nimmt es als eine Beleidigung (injuria) auf und glaubt sich für einen Verräther geachtet, wenn man von ihm aussagt, er habe nur das Sacrament, und nicht auch die Sache, welche das Sacrament bezeichnet, empfangen, obgleich er jenes mit dem Munde, dieses mit dem Herzen (animo) empfängt. Daraus erklärt sich der Sprachgebrauch der Alten.

Wir, die Lehrer der Kirche, sollen wohl bedenken, mit welchen Finsternissen das Volk umhüllt ist, damit es aufs Klarste und ohne Wortklaubereien das Geheimniß erkennen möge und nicht zu noch gröberer Blindheit hingerissen werde.

*) Also nicht eine bloß subjective Vorstellung oder Einbildung; sondern ein reelles Innewohnen. Oekolampad hat dafür noch den Ausdruck συνεκδοχικῶς.

III.

Christliche Antwort der Diener des Evangeliums zu Basel,

warum

die jetzt bei den Päpstlichen übliche Messe kein Opfer, sondern ein Gräuel sei.

Verfaßt von **Johannes Oekolampad.**

Ehrsame, weise, gnädige und günstige liebe Herrn! Wenn Gott durch seinen Apostel Petrus uns Allen geboten hat, daß wir bereit sein sollen Jedem, der von uns fordert, Rechenschaft abzulegen von unserem Glauben, wie viel mehr ziemt es uns, euch, unseren verehrten Oberen (denen wir auch sonst in anderen Dingen Gehorsam schuldig sind) willig und aufrichtig ohne allen Verzug Antwort zu ertheilen auf die vorgelegte Frage: aus welchen Gründen wir nämlich öffentlich in unseren Predigten behauptet haben, daß die Messe, wie sie bei den Päpstlichen in Uebung ist, kein Opfer für die Lebenden und Todten, sondern ein verabscheuungswürdiger Gräuel sei. Daher hat es uns, die wir das Licht lieben, unendlich gefreut, daß vom hochweisen Rath Rechenschaft verlangt wird über diese Angelegenheit. Und wir haben uns vorgenommen unsere Antwort hiemit schriftlich zu ertheilen. — Wenn unsere Behauptung nicht hinlänglich begründet schiene, was wir zwar nicht befürchten, so sind wir bereit dieselbe noch mit mehreren Gründen zu erhärten, dieweil wir ja die heilige Schrift für uns haben. Wir hegen die beste Hoffnung zu der unendlichen Barmherzigkeit Gottes, daß Er, der in euren Herzen eine so große Begierde nach der Wahrheit entzündet hat, seine Gnade euch ferner verleihen wolle, damit ihr, wie jene frommen Könige Ezechias und Josias, nachdem ihr die Wahrheit erforscht und erkannt habet, alle Kraft aufbietet, um alles, was gegen die Ordnung Gottes und gegen die gesunde Lehre Christi läuft, so wie alle menschlichen Ueberlieferungen, die wider die Gebote Gottes streiten und durch welche gewöhnlich der Zorn Gottes gegen uns arme Sterbliche erweckt wird, sobald als immer möglich aus eurer Mitte zu entfernen. Solches geschehe zum Frieden der löblichen Stadt Basel, zur Neigung der Sitten eures Volkes nach der Richtschnur Christi, damit nicht, was Gott verhüten wolle, das Blut und die Strafe der so großen Sünden am Tage des Gerichtes von euch, unseren Herren und Oberen, gefordert werden, sondern ihr vielmehr große

Belohnung vom Herrn, und dieser Zeit Lob und großen Ruhm bei Einheimischen und bei vielen Fremden eineruntet. Denn nichts flößt der Obrigkeit mehr Liebe und Gewogenheit gegen ihre Untergebenen, und nichts diesen hinwieder mehr Achtung und Gehorsam gegen die Gebote ihrer Oberen ein, als wenn das Wort und Gebot Gottes frei und ungestört gepredigt wird, was wir klar aus Josua 1 ersehen können. Nichts macht auf Fremde einen besseren Eindruck, als wenn sie sehen, daß man sich der Wahrheit befleißt, die Ehre Gottes sucht und gute Sitten pflanzt und pflegt; denn Gott behütet und beschützet die Stadt, die seine Ehre sucht. Darum gehen wir mit freudigem Herzen und mit guter Hoffnung an die Beantwortung der vorgelegten Frage. —

Zuerst verwahren wir uns feierlichst dagegen, daß wir in unseren Predigten oder auch in gegenwärtiger Schrift reden oder schreiben wider die heilige Einsetzung Christi oder wider die Sitte der Apostel, das heilige Abendmahl zu halten, wie solches uns in der heiligen Schrift berichtet wird, sondern wir reden gegen die ganz und gar unleidlichen Mißbräuche, welche seit langer Zeit auf mannigfaltige Weise zur Schmälerung der Ehre des verdienstvollen Leidens Jesu Christi und zur Verführung der Einfältigen gegen das Gebot Christi in Betreff des heiligen Abendmahles und wider den Brauch der Apostel eingerissen sind und überhand genommen haben und jetzt ohne allen Grund der heiligen Schrift so hartnäckig vertheidigt werden. Lug und Trug ist es daher, was einige päpstliche Prediger und Andere, die wir stets auf der Seite der Feinde der Wahrheit finden, über uns unter die Menge ausstreuen, daß wir damit umgehen jede gute Einrichtung abzustellen und zu unterdrücken. Das, wie Anderes, erdichten unsere Feinde wider uns. Denn es kann nichts Unangenehmeres geschehen, als wenn man den Weg Gottes verläßt. Durch Gottes Gnade wissen wir, wie viele und welche Ceremonien den Christen nützlich und nothwendig sind und unser mit gutem Gewissen auf dem Worte Gottes begründetes Vornehmen zielt einzig dahin, daß dasjenige, was Christus unser Herr und Meister in diesem Sacrament des heiligen Abendmahles zu unserem Heile eingesetzt und verordnet hat, auch jetzt von uns gut und recht ohne alle fremde Beimischung falscher Ueberlieferung gehalten und gefeiert werde. Nicht anders soll es sich auch später erfinden. Und nun wollen wir durch Gottes Gnade dieses durch Zeugnisse des Wortes Gottes bewähren, und im Namen des Herren unsere Gründe vorbringen. Gewiß ist es nämlich, daß alle diejenigen, welche nicht einzig die Ehre Gottes suchen, und ihr nachjagen weder etwas Gottgefälliges, noch Wahres, noch auf irgend eine Weise Heilsames lehren. Denn also redet der Herr durch den Propheten Maleachi 2, 1. 2. „Und nun an euch dies Gebot, ihr Priester! Wenn ihr nicht gehorchet und nicht Acht habt, meinen Namen zu ehren, spricht der Herr der Heerschaaren: so sende ich unter euch den Fluch, und verfluche euern Segen; ja, ich verfluche ihn, weil ihr nicht Acht habt!“ So ist nun klar, daß wo man nicht

Acht hat zuerst auf die Ehre seines Namens, da der Zorn und Fluch Gottes entbrennet, denn er ist ein eifriger Gott und ein verzehrendes Feuer. (Deut. 4.) Er will, daß sein Name allein gepriesen und gelobe werde. Darum sind auch die Juden und Heiden in den verkehrten Sinn und in das Gericht des Verderbens gefallen, dieweil sie, obgleich sie Ihn erkennen konnten, Gott nicht die Ehre gaben. (Röm. 1.) Gott spricht Jesaja 42 „meine Ehre gebe ich keinem Anderen". Kurz wer nicht der Ehre Gottes sich befleißt, sie sucht und erhebt, der ist nicht aus Gott, redet nicht aus Gott und lebt nicht in Gott, sondern ist von Gott verworfen. Denn wer nicht mit Christo ist, daß Gott gepriesen werde, der ist wider ihn. (Matth. 12.) Wer aber wider Gott ist, der ist ein Gräuel vor dem Herrn und ein Feind Gottes.

Dieweil aber der natürliche Mensch nicht vernimmt, was des Geistes Gottes ist (1 Cor. 2,) und die Gedanken Gottes so fern sind von den Gedanken eines solchen, als der Himmel von der Erde Jesaja 5. (ja der Mensch vermag aus sich selbst nichts weniger als „den Sinn des Herrn zu erkennen, noch sein Rathgeber zu sein) — wer kann dem Menschen sagen, was Gott wohlgefalle, und was wahrhaft zu seiner Ehre diene? Wie denn geschrieben steht Luc. 16: „Was hoch ist unter den Menschen, ist ein Gräuel vor Gott." Denn bald fällt man von der Wahrheit ab und auf seinen eigenen Nutzen, und auf seine Erfindungen, woraus dann Abgötterei und Gräuel zu erwachsen pflegen. Daher spricht der Weise in seinen Sprüchen (Sap. 3.): „Vertraue dem Herrn mit ganzen Herzen, und auf deine Einsicht stütze dich nicht. Auf all deinen Wegen denk an ihn, so wird er deine Pfade ebnen. Sei nicht in deinen Augen weise!" Und Deuter. 12, 8. „Und ihr sollt nicht thun, sowie wir allhier thun anjetzt, ein jeglicher nach seinem Gutdünken." — Daher ist das eine thörichte Rede, wenn man sagt, daß alles, was der Mensch immer um Gottes willen thue, ein gutes und verdienstliches Werk sei. Wenn es sich so verhielte, so hätten wir keine heilige Schrift, indem jeder an seiner eigenen Weisheit genug hätte. Und wenn etwas auch wirklich gut wäre, wie könnte der Mensch dessen gewiß werden in seinem Gewissen? Mit welcher Zuversicht könnte er Gott vertrauen? Wo keine Erkenntniß des Willens Gottes ist, da kann auch keine Hoffnung und kein Glaube sein, zumal in Zeiten der Noth und der Trübsal. — Alles aber, was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde Röm. 14. Jede Sünde ist aber vor Gott ein Gräuel.

Dieweil es nun damit ohne Widerrede also steht, so hat uns Gott seinen Willen durch die Propheten, Apostel und durch seinen eigenen Sohn geoffenbaret, damit wir fortan bestimmt wissen, und nicht mehr wähnen, wie Gott verehrt werden solle. Er hat auch ernstlich anbefohlen sein Gesetz und sein Wort zu bewahren, damit wir weder zur Rechten noch zur Linken abirren, auch sollen wir nichts dazu thun, noch davon thun. (Deut. 4.) „Wer dem Propheten, den der Herr unter seinen Brüdern erweckt, nicht gehorchet, an dem wird es der Herr rächen"

(Deut. 18.) Offenbar ist nun, nachdem das Gesetz verliehen und die Wahrheit geoffenbaret worden, eine Uebertretung viel strafbarer. Gott will zwar nach seinem Worte verehrt werden. Darum ward Saul von Gott verworfen, wiewohl sein Vornehmen scheinbar gut war, indem er die fetten Rinder dem wahren Gott opfern wollte. Solches wurde ihm aber von Gott als Abgötterei angerechnet. (1 Sam. 15.) Darum starb Usa eines plötzlichen Todes, weil er gegen das Verbot Gottes die Lade des Bundes berührt hatte, obgleich er solches in guter Absicht gethan hatte 2 Sam. 6. „Korah und seine Rotte wurden von der Erde verschlungen." Num. 16. In den Augen der Menschen scheint es auch schön und lieblich einen grünen Hain neben dem Tempel und Altare Gottes zu haben, aber Gott gefiel solches nicht. Deut. 16. Es schien zu Jerusalem ein herrliches Werk, seine Kinder in Thopheth zu opfern, aber je herrlicher es schien, desto abscheulicher war es vor Gott: „dieweil Gott solches niemals geboten, noch in den Sinn genommen hatte." (Jerem. 7.) — Dem Josua befahl Gott: „Sei nur fest und sehr stark, daß du darauf achtest zu thun nach dem ganzen Gesetze, das dir Mose, mein Knecht geboten. Weiche nicht davon, weder zur Rechten noch zur Linken, auf daß du glücklich seiest überall, wohin du ziehest. Es weiche nicht dieses Gesetzbuch von deinem Munde, und sinne darüber Tag und Nacht, auf daß Du darauf achtest zu thun nach Allem, was darin geschrieben ist." Wiederum ruft Gott Jes. 30 gegen diejenigen, welche ihren eigenen Gedanken und Rathschlägen folgen: „Wehe den abtrünnigen Kindern, die ohne mich rathschlagen, und ohne meinen Geist Schutz suchen, zu häufen eine Sünde über die andere." Und so zielen alle Segnungen und alle Verwünschungen darauf, ob man das Wort Gottes halte oder es verlasse und verachte. So steht auch Jesaj. 29 geschrieben, wie auch Christus Matth. 15 wiederholt und bestätigt: „Vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschengebote sind." Deßwegen verfielen auch die Juden, wie Jesajas schreibt, in die unaussprechliche Blindheit. Ja sie gefielen sich in ihren Satzungen und Erfindungen so wohl, daß sie um dieser willen Christum verachteten, haßten, ja ihn endlich tödteten.

Solches haben wir ausführlicher vor euch, ehrsame und weise Herrn, erörtern wollen, dieweil wir zuverlässig wissen, daß unsere Gegner für ihre Behauptung in der heiligen Schrift keinen Grund haben, auch nicht einmal einen Schein davon. Denn wir befürchten, daß sie, wie sie bisher gegen eurer Weisheit Mandat dem Volke lange Uebungen, Väter, und, wie sie es nennen, Kirchensatzungen gepredigt haben, jetzt auch versuchen werden, was Gott verhüten möge, euch, ehrenfeste und fromme Herrn, vom Worte Gottes, oder doch von der wahren Verehrung Gottes und von dem Eifer für das göttliche Wort abwendig oder gegen dasselbe gleichgültiger zu machen.

Es haben unsere Gegner sich erkühnt zu behaupten, Christus und seine Apostel haben Vieles gelehrt, was in der heiligen Schrift nicht enthalten sei, wie Joh. 21 und 2 Thess. 2 geschrieben stehe. So habe auch Christus Joh. 16

gesagt, daß seine Jünger noch nicht Alles tragen können." — Solchen Einwendungen zu begegnen ist hier wohl nicht nothwendig. Immerhin kann eine solche leichtsinnige Verdrehung des wahren Sinnes der heiligen Schrift Anlaß und Ursache mannigfaltiger Irthümer werden; denn auf diese Weise kann man alle Lügen und alle Ketzereien vertheidigen und bekräftigen; denn von Allem kann man sagen: Wenn es gleich nicht ausdrücklich geschrieben steht, so haben es dennoch die Apostel durch ihr mündliches Wort gelehrt. So würde auch daraus folgen, daß die heilige Schrift nicht vollkommen und genügend sei, was eine Lästerung gegen den heiligen Geist ist. Es würde der ganze Grund unseres Glaubens in Zweifel gezogen. Denn es ist in der heiligen Schrift dasjenige hinlänglich enthalten, was für den Gläubigen zu seiner Seligkeit nothwendig ist. Daraus folgt jedoch nicht gerade, daß die wahre Kirche so viele Jahre im Irrthume gewesen; wie denn jene ausrufen: Konnte wohl die Kirche so lange irren? — Hier ist wohl zu bemerken, daß die Kirche sich dadurch zu bewähren hat, daß sie das Wort Gottes hält, und nicht, daß im Gegentheile erst das Wort Gottes durch die Kirche bewährt werden müsse, mögen dann viele oder wenige in der Kirche an dieses Wort glauben. Die Kirche selbst ist aus dem Worte Gottes geboren, und wird durch das Wort Gottes erkannt, ob sie die wahrhaft christliche sei. Denn wenn sie die christliche ist, so hört sie auf keine andere Stimme, als auf diejenige Christi, ihres Hirten und Bräutigams. (Joh. 10.) Mit dieser Stimme haben ihr, der Kirche, die Apostel gepredigt: und wenn selbst ein Engel vom Himmel erschiene und ein Anderes lehrte, so wäre er verflucht. (Gal. 1.) Wenn wir aber die Lehre Christi lieben und sie befolgen, und so seine Jünger sind (Joh. 8) so werden wir nicht aus der wahren Kirche ausgeschlossen, so lange wir das Wort Gottes bewahren. Wer aber nicht nach der gesunden Lehre Christi sich richtet, der ist hochmüthig und vor Stolz aufgeblasen und weiß nichts. (1 Timoth. 6.) Wie wollten aber die Unwissenden uns die wahre Religion und die wahre Weise, Gott zu verehren, lehren können? Darum haben wir das Vertrauen zu euch, ehrenfeste und fromme Obere, daß ihr beim gefaßten Rathsbeschlusse verharren wollet. So wissen wir nun gewiß, daß die Messe, wie sie bis jetzt gefeiert worden, auf keine Weise sich mit dem Worte Gottes vereinigen lasse, sondern geradezu im größten Gegensatze zu demselben stehe. Daher ist die Messe auch eine teuflische Abgötterei, und ein abscheulicher Gräuel gegen den Herrn, weßwegen wir auch mit Recht dem ewigen Zorn Gottes anheimfielen, wenn wir ferner darin verharren würden.

Dieß wollen wir auf zwiefache Weise bewähren und deutlich darthun. — Zuerst wollen wir zeigen, daß der Brauch der päbstlichen Messe durchaus keine Gemeinschaft noch Aehnlichkeit mit dem von Christo eingesetzten heiligen Nachtmahl habe, ja daß er von demselben nicht weniger sich unterscheide als wie schwarz von weiß. Daher haben sie die große Sünde Ahas begangen,

welcher zu Jerusalem einen Altar nach dem Bilde desjenigen von Damascus bauen und dagegen den Altar Gottes aus dem Tempel werfen ließ, wie 2 Könige 16 geschrieben steht. So haben auch jene den wahren Brauch des heiligen Abendmahles, wie dasselbe von Christo eingesetzt war, verlassen, und an dessen Stelle nach ihren eigenen thörichten Meinungen die Messe angeordnet und eingeführt. Solches kann nicht anders als ein großer und gotteslästerlicher Gräuel vor Gott sein.

Zum Zweiten wollen wir aus ihrer eigenen irrigen Behauptung, daß sie die Messe ein Opfer und eine Bezahlung für die Sünden der Lebenden und Verstorbenen nennen, darthun, daß solches eine abscheuliche Lästerung sei vor Gott. Denn wenn selbst die Messe von Christo eingesetzt wäre, was auf keine Weise wahr ist, so wäre sie doch durch den Mißbrauch, den jene damit treiben, eine Lästerung und ein Gräuel vor Gott geworden. Denn was recht ist, das sollen wir recht befolgen. (Deut. 16.)

Vor Allem wollen wir nun die Form und Weise Christi, wie er das heilige Nachtmahl eingesetzt, betrachten, sodann wollen wir den Mißbrauch selbst mit der Wahrheit vergleichen. Dieses müssen wir Alles aus den Evangelisten und aus den Briefen des seligen Apostels Paulus lernen und sonst nirgends anderswoher. Denn es ist bekannt, daß die wahre und hochzupreisende Messe, wie sie es nennen, von Christo beim letzten Abendmahle, bevor er litt, eingesetzt worden, und daß klar und aufs anschaulichste von den Evangelisten und vom heiligen Paulus beschrieben ist, wie sie angeordnet worden.

Die Einsetzung der Messe oder des Herrn Nachtmahls beschreibt der Evangelist St. Lucas Cap. 22 mit folgenden Worten: „Und da die Stunde „kam, setzte er sich wieder, und die zwölf Apostel mit ihm. Und er sprach zu „ihnen: Mich hat herzlich verlangt, dieß Osterlamm mit euch zu essen, ehe „denn ich leide; denn ich sage euch, daß ich hinfort nicht mehr davon essen „werde, bis daß erfüllet werde im Reiche Gottes. Und er nahm den Kelch, „dankte und sprach: Nehmet denselbigen und theilet ihn unter euch; denn ich „sage euch: Ich werde nicht trinken von dem Gewächs des Weinstockes bis „das Reich Gottes komme. Und er nahm das Brot, dankte und brach es, „und gab ihnen und sprach: Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird; „das thut zu meinem Gedächtniß. Desselbigen gleichen auch den Kelch, nach dem „Abendmahl, und sprach: Das ist der Kelch, das neue Testament in meinem „Blute, das für euch vergossen wird." Das sind die Worte des heiligen Lucas. Die anderen Evangelisten schreiben dem Sinne nach das nämliche, nur mit etwas anderen Worten. Denn der heilige Matthäus schreibt 26, 27 vom Kelche: „Trinket Alle daraus; das ist mein Blut des neuen Testaments, welches vergossen wird für Viele, zur Vergebung der Sünden." Der heilige Marcus 14 schreibt „und sie tranken alle daraus," nämlich aus dem Kelche. Der heilige Paulus erklärt 1 Cor. 11 die Worte des Herrn, indem er sagt:

„Solches thut, so oft ihr es trinket zu meinem Gedächtniß. Denn so oft ihr „von diesem Brote esset, und von diesem Kelche trinket, sollt ihr des Herrn „Tod verkündigen bis daß er kommt. Der Mensch aber prüfe sich selbst, und also „esse er von diesem Brote, und trinke von diesem Kelche." Der Evangelist Johannes beschreibt zwar nicht die Einsetzung des heiligen Abendmahles, aber vom 13. bis zum 18. Capitel erzählt er, wie Christus dieses letzte Abendmahl gehalten, was er da gethan habe, nämlich daß er den Jüngern die Füße gewaschen, welche Reden er an sie gehalten, wie er ihnen die Liebe anbefohlen, sie zur Geduld ermahnet, und sie zum Vertrauen auf Gott gestärkt; wie er dem Judas seinen Verrath verwiesen, und wie er zum Vater für seine Jünger gebeten. — Der heilige Paulus spricht 1 Cor. 10. „Denn Ein Brot ist's, „Ein Leib sind wir Viele, denn wir alle genießen desselben Brotes." — Die Evangelisten berichten auch, daß der Herr mit Lobgesang sein heiliges Abendmahl beschlossen habe. — In den hier angeführten Worten ist der Grund und die Summe dieses ganzen Handels enthalten. Dieweil nun der Herr Joh. 5 spricht: „Suchet in der Schrift," so wollen wir auf's sorgfältigste die Schrift zu Rathe ziehen, und daraus entnehmen, wie das heilige Abendmahl des Herrn gehalten werden solle, damit er recht gefeiert werde. Wir können nun die vorliegende Abhandlung in vier Abtheilungen theilen. Zuerst beziehen sich einige Sachen auf die Austheiler und Empfänger der heiligen Sacramente. Zum Zweiten gehen einige nur die Austheiler, die man Priester nennt, an. Zum Dritten haben einige Stücke nur auf die Empfänger der Sacramente Bezug. Zum Vierten geht einiges auf die Sacramente selbst. Wir wollen nun nach der Ordnung jedes besonders berücksichtigen und erörtern.

Zuerst wollen wir den wahren Brauch des heiligen Abendmahles betrachten, und sehen, was dabei in der Gemeinde die Austheiler sowohl als die Empfänger, das heißt die Priester und das Volk zu beobachten haben. Bei der Einsetzung des heiligen Abendmahles war nämlich Christus der Austheilende und der Priester, und die zwölf Jünger waren die Empfänger, das Volk. Hievon schreibt der heilige Lucas: „Und da die Stunde kam, setzte Christus sich nieder, und die zwölf Apostel mit ihm," was uns zum Vorbilde dienet, daraus wir lernen, daß in der Kirche Christi Alles mit Anstand und Ordnung geschehen müsse. 1 Cor. 14. Denn wir sehen, daß hier Ort und Zeit genau berücksichtiget worden; was jedoch hier nicht so zu verstehen ist, daß man, mit Hintansetzung des wahren natürlichen Sinnes an dem nackten Buchstaben hangen müsse; denn wir werden dadurch nur angewiesen, auf die angemessenste Weise und nach der Ordnung diese heilige Handlung zu begehen. Diese Stunde und diese Weise zu Tische zu sitzen war für sie am bequemsten für diese heilige Handlung, eines Theils, weil sie das Osterlamm zur Abendzeit genießen mußten, andern Theils weil die Nacht des Leidens Christi sich

näherte. Für uns ist dagegen die Morgenzeit die bequemere; sowie es für uns in vielfacher Weise viel schicklicher ist, zu dem Tische des Herrn hinzugehen und da stehend das heilige Sacrament zu empfangen als bei solcher Menge zu sitzen, und die Sacramente so von Person zu Person zu tragen.*) So ist es auch förderlicher, wenn das Brot vorher geschnitten und gebrochen wird, als daß man es erst beim Austheilen breche.**) Kurz der Evangelist hat uns in diesen äußerlichen Dingen nicht einschränken oder an eine bestimmte Vorschrift binden, sondern uns nur eine anständige Ordnung anempfehlen wollen, denn es wäre auch rein unmöglich, ganz nach der Schnur die Weise der Einsetzung jetzt zu befolgen. Sonst dürften auf diese Weise auch nicht mehr als zwölf Personen zugleich das Abendmahl empfangen, und alle müßten es nur von einem Einzigen annehmen; ebenfalls dürften wir nur am Abend das heilige Abendmahl genießen.

Zweitens hat Christus, der Herr hier mit seinen Jüngern das Osterlamm genossen und darauf der irdischen Speise und dem irdischen Tranke entsagt, indem er sprach: „Hinfort werde ich nicht mehr davon essen, bis daß erfüllet werde im Reiche Gottes;" und später: „Ich werde nicht mehr trinken vom Gewächse des Weinstockes, bis das Reich Gottes kommt;" woraus wir lernen mögen, daß wir nicht noch einem fleischlichen Mahle trachten, auch daß wir in der Folge nicht mehr uns von den jüdischen Ceremonien und Figuren verstricken lassen, und am Schatten der Dinge hangen bleiben, sondern daß wir in dankbarer Gesinnung und unter Danksagung in dieser geistlichen Speise das Wort und die Verheißungen Gottes durch einen unverfälschten Glauben uns aneignen sollen.

Zum Dritten sollen beide, die Austheilenden und die Empfangenden des heiligen Abendmahles in Liebe sich versammeln und diese gegenseitige Liebe auch wahrhaft bezeugen. Von Christo spricht Johannes, daß er die Seinigen bis ans Ende geliebet; und er empfahl ihnen auch die gegenseitige Liebe auf's sorgfältigste. Und so sollen wir auch alle, die wir in einer Kirche versammelt sind, uns als Glieder eines Leibes betrachten, als einen geistlichen Leib; und wahrhaft als Brüder durch Christum. „Viele sind wir ein Leib, dieweil wir alle eines Brotes theilhaftig sind" 1. Cor. 10.

Viertens ist es recht und anständig, wenn nicht ein wichtiger Grund uns anders nöthiget, daß wir alle einer auf den Andern warten, und daß wir einmüthig bis an das Ende im gemeinschaftlichen Gebete verharren. Nur Judas ging zu seinem größten Schaden vom Abendmahle vor den Anderen hinweg. Der Apostel Paulus schreibt: „Darum, meine lieben Brüder, wenn ihr zu-

*) Bekanntlich hat sich in der Baselschen Kirche die wandelnde Communion erhalten, während in Zürich die sitzende eingeführt wurde und noch so besteht. Auch auf diese Differenzen legte Oekolampad kein Gewicht.

**) Nach dem jetzt bestehenden Ritus geschieht beides. Die zuvor zurechtgeschnittenen Stücke werden beim Austheilen gebrochen.

sammenkommt zu essen, so harre einer des Andern: hungert aber Jemand, der esse daheim." . Matthäus und Marcus sagen: Und nachdem sie den Lobgesang gesungen, gingen sie hinaus an den Oelberg.

Nun wollen wir insbesondere sehen, welche Pflichten dem Diener und Ausspender der Geheimnisse Gottes überbunden werden. Sein Geschäft und seine Pflichten lernen wir aus dem Vorbilde Christi kennen. Hier müssen wir auch einige Stücke daraus genauer bemerken. Erstens stellte Christus allen seinen Jüngern und Dienern, und vorzüglich den Predigern sich als Beispiel dar, indem er ihnen die Füße wusch, wodurch er sie gelehret hat, daß sie demüthig sein sollen, und stets willig und bereit zur Dienstleistung gegen Alle. Zweitens hat Christus vorsätzlich und sorgfältig allen äußeren Prunk vermieden, damit er uns das Höhere einschärfe. Daher hat er auch, nachdem er die Füße gewaschen, 'und sich wieder zu Tische setzte, sein gewöhnliches Kleid wieder angezogen, wie Johannes berichtet, und durch sein Beispiel uns gelehrt, daß seine Schüler und Diener auf die Hauptsache (nicht auf Nebendinge) achten. Drittens verkündete Christus mit Ernst und Fleiß das Evangelium, warnte und bestrafte den Judas; er ermahnte sie zur Liebe, Geduld und Hoffnung auf die Zukunft, und zwar that er dieses alles mit klaren, verständlichen Worten, so daß die Jünger zu ihm sagten: „Siehe schon redest du nicht mehr in Gleichnissen." Viertens danksagte Christus, bevor er den Jüngern die Sacramente reichte, und ermahnte sie an seine Leiden zu denken und sie zu verkündigen. Fünftens flehte Christus zuletzt mit großer Inbrunst zu seinem Vater, und betete für Alle, die an ihn glauben werden. (Joh. 17.)

Bei dem dritten Stücke sehen wir, wie sich die Jünger und Theilnehmer am Nachtmahle des Herrn verhalten haben. Sie haben mit großer Aufmerksamkeit dem Worte und der Lehre Christi zugehört, und gehorsam das Sacrament des Brotes und Weines empfangen, wie der heilige Marcus schreibt: „Und sie tranken alle daraus." Nach diesen Worten wird Niemand ausgenommen. Aus dem vierten Stücke ersehen wir, woraus das Sacrament besteht, nämlich aus dem Stoffe und dem Worte. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß wo eins davon fehlt, da auch kein Sacrament sein kann. Ferner hat Christus wirkliches Brot und wirklichen Wein genommen und zum Gebrauche dieses Sacramentes bestimmt, und wir lesen nicht, daß er Wasser oder Trauben oder sonst etwas Anderes genommen habe. Und er selbst spricht auch diese Worte: „Das ist mein Leib, der für euch dahingegeben wird, und dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blute, welches für euch vergossen wird." Durch diese Worte werden Brot und Wein Sacramente und heilige Zeichen des Leibes und Blutes Christi. Und diese Worte verkündigen uns die Verheißungen der freudigsten Botschaft, und indem wir dieselben mit wahrem Glauben aufnehmen, genießen wir im Geiste und auf geistliches Weise das Fleisch und Blut Christi, und erlangen dadurch das ewige Leben. Für uns ist dieses Sacrament gleichsam ein Testamentsbrief, der uns Großes

verheißt und das durch zwei Siegel bekräftigt ist, die beide unverletzt und ungebrochen bleiben sollen. Wo nun dieses Alles, was wir hier aufgezählt haben, beobachtet und gehalten wird, da herrscht der wahre Brauch des heiligen Abendmahles des Herrn, da ist, wie sie sagen, die wahre Messe, durch die Gott gepriesen wird und an der er sein Wohlgefallen hat, und die uns der Grund der größten Wohlthaten sein kann. Durch sie werden wir im Glauben an Gott und in der Liebe gegen den Nächsten erbaut und befestigt. Hier könnte nicht Aufruhr und Ungehorsam aufkommen, sondern es müssen hier vielmehr Geduld, Friede und Eintracht herrschen.

Gegen diese Lehre kann nichts aus der heiligen Schrift eingewendet oder dargethan werden; dieweil sie auf unentweglichen und festen Grundlagen beruht. Denn Alles zielt darin auf Glauben und Liebe; wornach alle Lehren zu prüfen sind, wie uns solches Paulus 1 Tim. 1 und Johannes beinahe in seinem ganzen ersten Briefe thun heißen. — Vielleicht scheint dagegen eingewendet werden zu können: Das sei zwar wohl wahr, was wir da gesagt haben, und es könne Niemand dagegen etwas einwenden; aber man solle mit diesem bewährten und richtigen Brauche auch andere Ceremonien verbinden, wie sie bis jetzt auch in Uebung gewesen, so werde die ganze Feier würdig erhöht. Wir antworten darauf: wenn auch die von Menschen erfundenen und beigefügten Ceremonien unterlassen werden, so hat es gar nichts zu bedeuten, und es nimmt kein Christ Aergerniß daran, wenn dieselben auch wegfallen, z. B. das Kerzenanzünden, das Beräuchern, das Klingeln, der Altarschmuck, die köstlichen und künstlich verfertigten Bildsäulen, die mannigfaltigen Gemählde, Seide, glänzenden Franzen, Reliquien der Heiligen, Instrumentalmusik und Figuralgesänge, und dergleichen mehr, was nicht zur Erbauung der Herzen und zum Wachsthum der Frömmigkeit, des Glaubens und der Liebe dienet, wie auch Paulus sagt: „Leibliche Uebung ist wenig nütze." Im Gegentheil haben wir erfahren, daß, wo diese äußerlichen Dinge in hohem Ansehen stehen und hartnäckig vertheidigt werden, da auch die von Gott gebotenen Tugenden als da sind der Glaube, die Herzensdemuth, die Liebe und der Dienst am Worte sehr gering geachtet werden. Aber wenn das wahrhaft Gute und Gottgefällige durch das Wort Gottes verkündiget wird, so fördert es unglaublich Frömmigkeit und Gerechtigkeit. Wenn Gott an der Menge der Ceremonien Wohlgefallen gehabt hätte, und sie uns zu einem rechtschaffenen und frommen Leben nothwendig wären, so hätte sie uns Christus, die ewige Weisheit Gottes auch gelehrt, und die Apostel hätten sie auch geübt, und der heilige Paulus würde sie hoch gepriesen haben. Wenn Gott wollte, daß seine Herrlichkeit durch glänzenden Prunk verehrt und erhoben werden sollte, so hätte er beim Entstehen und in der ersten Zeit der Kirche solche aufs glänzendste eingesetzt, wie es auch zu Jerusalem geschehen ist, bei der Einweihung des Tempels Salomos, wo viele Schafe und Rinder geopfert, und viel Silber und Gold verwendet wurden (1 König. 8), deßgleichen

da kann auch keine christliche Kirche sein, und so folgt daraus, daß jene ganze bei der Einweihung Aarons zum Oberpriester, und bei der Ausschmückung der Bundeslade. Wenn nun Gott solches gewollt hätte, so wäre mit Recht in der ersten Kirche die Menge der Ceremonien eingesetzt worden. Nun wollte aber Christus, daß wir nach höheren Dingen trachten, und daher läßt er jenen mehr irdischen als himmlischen Pomp fahren. Jene Ceremonien sind nichts Anderes als Figuren, die durch ihren Schatten bei den Unerfahrenen die Wahrheit verdunkeln; daher giebt es keinen besseren Weg und keine richtigere Weise, das heilige Abendmahl des Herrn zu halten, als wie Christus uns einfach dasselbe eingesetzt hat. Wenn uns die Weise Christi nicht mehr gefällt, so mißfällt uns auch Christus. Als dem Naeman jene einfache Waschung im Jordan mißfiel, blieb er aussätzig; nachdem er sich aber mit einfältigem Herzen gewaschen, ward er gesund. (2 König. 5.) „Die menschliche Weisheit ist in göttlichen Dingen Thorheit." (1 Cor. 1.) Wir können aber jenes Nachtmahl des Herrn auf keine Weise reiner halten, als wenn wir uns auf sorgfältigste nach der Einsetzung Christi und nach dem Brauche der Apostel richten. Es ist eitel Betrug, was die Menschen ohne Bewährung der heiligen Schrift hinzufügen, und es dann dem heiligen Geiste zuschreiben, als habe er es angeordnet. Was ist das wohl für eine große Vermessenheit, daß die Menschen ihre Träume dem heiligen Geiste zuzuschreiben sich unterstehen? Muß es gleich der heilige Geist angeordnet haben, wenn ein paar oder auch mehrere Bischöfe sich zu etwas verständigen? Man muß zuerst prüfen, ob ihre Satzungen und Beschlüsse mit der Lehre Christi übereinstimmen, ob sie auf Belebung und Stärkung des Glaubens und der Liebe zielen; dann wird man leicht erkennen, ob der heilige Geist der Urheber solcher Satzungen sei. Es ist aber eine Lästerung, wenn man wähnet, daß es im Amte des heiligen Geistes liege, abergläubische und unnütze Ceremonien anzuordnen. Wer die Art und Weise des heiligen Geistes aus der heiligen Schrift kennen gelernt hat, der weiß am besten, daß der heilige Geist nicht so kindische und überflüssige Dinge gebietet, wie sie auf vielen Concilien beschlossen wurden. Der heilige Geist führt nicht aufs neue das Schattenwerk des unvollkommenen alten Gesetzes ein, und legt nicht auf die Schultern der Christen wieder jenes Joch, das auch die Väter nicht zu tragen vermochten Act. 15. Niemand fasset neuen Wein in alte Schläuche, noch flicket man ein altes Kleid mit einem Lappen von neuem Tuche (Matth. 9), wie die Gegner es auf lästerliche Weise zu behaupten sich erfrechen, daß der heilige Geist es thue, indem sie zum Nachtheile der christlichen Freiheit über des Herrn Anordnung hinaus immer mehr Ceremonien einführen und vorschreiben. Wir haben nun hinlänglich klar dargethan, wie Christus den Brauch des heiligen Abendmahles eingesetzt und verordnet hat.

Nun kommen wir zu jener päpstlichen Messe, die wir mit dem Nachtmahle des Hern vergleichen, und zwar soll das nach der Ordnung geschehen, die wir oben bezeichnet haben. Zuerst wollen wir den Mißbrauch, den sie üben,

darthun, gemäß unserm ersten Artikel, welcher zeigt, was die Spender und was die Empfänger dieses Sacramentes zu thun und zu beobachten haben. —

Hier ist nun der erste Irrthum der päpstlichen Verirrung, nicht daß sie sich verfehlten in Beobachtung von Zeit und Ort, sondern daß sie keine Rücksicht nehmen auf die christliche Freiheit, welche uns Christus mit seinem eigenen Blute vom Feinde erworben hat, und neue Fallstricke drehen durch Gebote in äußeren Dingen, wie in Kleidern, Salbung, in einer abergläubischen Ohrenbeichte und in anderen unzähligen Dingen dieser Art. Denn es vermeinen beide, Spender und Empfänger, sich schwer zu versündigen, wenn sie ein Gebot der Menschensatzungen unerfüllt lassen, und solches geben sie für gute Ordnung aus, während es doch keine größere Verwirrung geben kann, als das Nachtmahl des Herrn an solche Menschensatzungen zu binden und die Christen zur Knechtschaft in äußern Dingen herabzuwürdigen, da sie doch Christus davon befreit hat. Sie halten es für ein größeres Vergehen, wenn einer etwas in solchen äußerlichen Menschensatzungen unterläßt, als wenn einer huret, spielt, sich dem Trunke unmäßig ergiebt, Lästerrede führt und andere menschliche Verbrechen begeht. Sie verdammen auch diejenigen als Ketzer, die nicht in allem gleiche Ceremonien haben, wie sie; und die Einsetzung Christi gilt bei ihnen nichts ohne menschliche Ceremonien. Wie sollte das nicht ein abscheulicher Gräuel sein, die christliche Freiheit also zu trüben? Wenn diese aufrecht erhalten wird, so dürfen wir wohl in Betreff der Kleider und ähnlicher Dinge jeden frei gewähren lassen. Der heilige Geist hilft in keiner Weise zur Verwirrung; denn die wahre Verehrung Gottes ist weder sclavisch an Zeit und Ort, noch an Personen gebunden. Die Liebe, die zur Erbauung des Nächsten sich thätig erweist, soll bei diesen Dingen in allen Kirchen die Herrschaft führen. Bisher hat auch niemals in allen Kirchen, die Christum bekennen, eine vollkommene Einförmigkeit und Uebereinstimmung in den Ceremonien geherrscht. Kaiser Karl der Große versuchte zwar solches, konnte es aber nicht zu Stande bringen; denn es war wider Gottes Ordnung, darum hatte es keinen Bestand. Wenn wir aber genöthigt würden, solche Menschensatzungen zu beobachten, die weder den Glauben noch die Liebe mehren, so würde man von uns halten, daß wir noch nicht das Osterlamm genossen haben, das heißt, daß uns in göttlichen Dingen größere Lasten aufgebürdet werden, als vormals den Juden, was vor Gott ein Gräuel wäre. Daß aber unsere Gegner das thun beweisen die Kleider und die vielen anderen Ceremonien, die sie von den Juden entlehnt haben, wie in der Folge sich zeigen wird. Desgleichen wo man die Nächsten verachtet, die an Christum glauben, und wo die, welche durch Liebe sich Christo einverleiben wollen, aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden und zwar dieses einzig um einiger Ceremonien willen, da versündiget man sich an der Liebe, die vor allem beim heiligen Abendmahle geübt und gepflegt werden soll; denn wo die Liebe nicht herrscht, Kirche mit ihrer Messe ein Gräuel vor Gott sei; und daß Gott das Gebet einer

solchen Gemeinde nicht erhöre, dieweil sie mit Neid und Haß im Herzen und mit Händen voll Blut zum Tempel des Herrn hinzutreten (Jesaj. 1). Kurz, dieweil die Messe die christliche Freiheit niederdrückt, die Ceremonien auf jüdische Weise vermehrt und keine Rücksicht auf christliche Liebe nimmt, so ist sie, wenn irgend etwas sonst, ein Gräuel vor Gott. Der Apostel Paulus ermahnt uns Galater 4 und 5. „Daß wir in der Freiheit, welche uns Christus erworben hat, bestehen sollen, und uns nicht wiederum das Joch der Knechtschaft auflegen lassen sollen;" er redet aber da vom Gewissen. So lernen wir ebenfalls aus 2 Cor. 8, „daß alle Werke ohne die Liebe Christi unnütz seien."

Nun kommen wir zu den Mißbräuchen, welche nur die Priester insbesondere angehen. Hier bekennen wir nun zuerst freimüthig, daß wenn gleich die Spender der Sacramente unwürdig und vor Gott verworfen sind, die Sacramente dennoch wegen des gesprochenen Wortes und der damit verbundenen Handlung Sacramente bleiben. Das aber wollen wir nicht verhehlen, daß die Kraft der Sacramente nicht in beiden Fällen die gleiche sei, und daß der heilige Geist nicht gleich wirke, wenn einer das Sacrament von einem verworfenen und schamlosen Sündendiener oder wenn einer es von einem frommen und wahren Christen empfängt. Das Sacrament ist zwar im ersten Falle wohl da, aber es fehlet die Kraft und Gnade. Denn der, der Sünde thut und der, der an der Sünde Wohlgefallen hat, sind beide gleich strafwürdig (Röm. 1). Die Käufer wurden mit den Verkäufern der Tauben aus dem Tempel gejagt. So sind auch beide schuldig am Leibe und Blute Christi (1 Cor. 11). Es kann der Austheilende nicht ohne Schuld sein, wenn er solches unwürdig thut, und seine Handlung ist offenbar vor Gott ein Gräuel. Und wenn auch bei den Papisten nicht schlimmeres sich fände, warum ihre Messe ein Gräuel vor Gott wäre, so würde schon der Lebenswandel ihrer Priester sie verunreinigen und in Verruf bringen. — Denn wie wollen sie wohl ihre Behauptung, daß die Messe ein heiliges, gottgefälliges und für die Lebenden und Todten heilsames Werk sei, möge die Person des Austheilenden beschaffen sein wie sie wolle, mit irgend einer Stelle der heiligen Schrift bewähren? Sie finden durchaus keine, die für sie spricht. Wie kann wohl einer Todter dem andern helfen; oder wie kann ein Sünder den andern gerecht machen? Doch was durch solche vor Gott bewirkt werden kann, mag jeder daraus schließen, daß die Sünde Gott mißfällt, und daß alles, was nicht aus dem Glauben stammt, Sünde ist. (Röm. 14.) Daraus folgt nothwendig, daß ihre Messe eine Sünde und daher ein Gräuel vor Gott sei. Daher wollen wir nun in der Folge betrachten, welche Pflichten Christus den Dienern und Spendern der Sacramente durch sein eigenes Beispiel eingeschärft hat. Indem Christus seinen Jüngern die Füße wusch, wollte er andeuten, daß die Diener des Wortes und Spender der Sacramente sich nicht über diejenigen erheben, welchen sie die Sacramente austheilen. So schreibt auch Petrus in seinem ersten

Briefe Cap. 5. „daß die Aeltesten Vorbilder sein sollen." Denn vor Gott ist Hoffahrt vor Allem ein Greuel. Der gekreuzigte Christus hat kein Gefallen an den von Hochmuth aufgeblasenen Knechten. Aber wo findet sich bei Jenen auch nur noch eine Spur von Demuth? Ihre Tonsuren, die sie Kronen nennen möchten (coronae), ihre Infeln, die silbernen Stäbe, Bischofsringe und den übrigen Kleiderschmuck wollen wir anderen überlassen nach ihrem wahren Werthe zu schätzen. Gewiß ist es, daß sie in keiner Weise den Kleidern Christi ähnlich sehen, und daß man in so kostbaren, ja königlichen Gewändern kaum das Andenken an das Leiden Christi recht und würdig begehen kann; denn beim Leiden Christi wurde nicht Silber und Gold gesehen, auch selbst wenn sie noch einen so schönen Vorwand in einer sinnbildlichen Deutung suchen. Der Apostel Petrus duldet nicht an den vornehmen Frauen, daß sie jene kostbare Kleiderpracht lieben. Auch bleibt die Hoffahrt ihrer Herzen nicht verborgen, denn sie selbst sind überzeugt und suchen auch andere davon zu überzeugen, daß sie durch jene bischöfliche Weihe einen Charakter, das ist ein Zeichen an ihrer Seele empfangen, durch welches sie über die Engel, ja über die heilige Jungfrau Maria erhoben werden, und der selbst durch den Tod nicht ausgetilgt werden könne (character indelebilis). Und dadurch maßen sie sich das Vorrecht an, von allen Lasten, welche die übrigen Menschen zu tragen haben, verschont zu bleiben, und wollen daß alle ihnen dienen und sie als ihre Herren betrachten sollen. Sie rühmen sich daher ihrer Gebete im Dienste der heiligen Messe ohne Zweifel aus keinem anderen Grunde, als weil sie sich für besser halten als die anderen Leute. Im sogenannten Canon und an anderen Orten wird der Priester unter dem Namen des Papstes dem Kaiser selbst vorgesetzt. Es wäre eine unverzeihliche Sünde, wenn ein rechtschaffener und frommer Mann selbst in einem dringenden Nothfalle den Kelch oder das Sacrament berühren oder in die Hand nehmen würde. Für eine nicht geringere Sünde gilt es, das Sacrament unter beiderlei Gestalten zu empfangen; und aus welchem Grunde? Nur weil er nicht gesalbt und nach jener päpstlichen Ordnung geweiht worden, mag er darneben noch so fromm und gelehrt sein, als er will. Doch ihre Hoffahrt tritt nirgends klarer an den Tag, als in ihren Opfern; dieweil es nur aus Hochmuth kommen kann, daß sie sich überreden, sie opfern Gott seinen Sohn zur Vergebung der Sünden der Lebenden und Todten. Wie kann eine solche hochmüthige Anmaßung kein Gräuel sein vor Gott? Deßgleichen findet sich bei Wenigen und nur selten jene Bereitwilligkeit anderen zu dienen und ihnen wohlzuthun, obgleich sie dazu erwählt sind, ebensowenig dienen sie Gott. Dagegen kommt das bei jenen Priestern sehr allgemein vor, daß sie dem Dienste des Mammons und des Bauches ergeben sind. Gegen Lohn sind sie immer bereit zur Messe, wo aber kein Lohn, da giebt es keine Messe, indem sie sich nicht dazu bereit finden lassen. Des weiteren ist nun gewiß, daß wo Habsucht herrscht, da auch die Abgötterei ihren Sitz hat, wie Paulus sagt Epheser 5, 5: jeder Habsüchtige ist auch ein Götzendiener und jeder Götzen-

dienst ist ein Gräuel vor Gott. Es bedarf wohl solches nicht weiterer Belege, indem es Niemandem unbekannt ist, wie sie den Armen dienen. Es giebt auch solche, welche Messe halten, wenn ihnen auch nicht gleich etwas dafür gegeben wird; nur damit sie ihre fetten Pfründen (welche sie ohne alles Recht inne haben) nicht verlieren und ihnen in Zukunft nichts abgehe, und sie nicht etwa mit Armuth zu kämpfen haben, so murmeln sie ihre Messen her. Aber was ist das für eine so große Sünde, eine so wichtige Sache mit bösem Gewissen zu üben, und weil sie fürchten Hunger leiden zu müssen? Wie geringes Vertrauen haben die zu Gott, welcher auch die Vögel unter dem Himmel ernährt und die Lilien des Feldes bekleidet? Und wegen dieses sündhaften Mangels an Vertrauen machen sie aus dem heiligen Sacramente einen Erwerb und ein schändliches Wuchergeschäft. Wenn man einem rechtschaffenen Laien zumuthen würde, daß er um eines Batzens willen zum heiligen Abendmahle gehen soll, so würde er eine so schändliche Zumuthung von sich weisen, und wenn noch ein Funke von Ehrbarkeit in ihm ist, es übel aufnehmen, daß man so schlecht von ihm denke. Aber jene feilen Opferpriester wollen, daß das ihnen zur Ehre angerechnet werde, was ihnen in der That zum größten Schimpfe und zur größten Schande gereicht. Auch können sie sich nicht mit jener Stelle 1 Corinther 9 vertheidigen, die da sagt: „Wer des Altares pfleget, genießet auch vom Altare", denn Paulus lehrt an dieser Stelle nichts Anderes als daß die Verkündiger des Evangeliums auch mit gutem Gewissen von den Gaben der Gemeinde zu ihrer Nothdurft genießen. Und dazu wählt er hier den Beweis von dem Beispiele der jüdischen Priester; er will so wenig lehren, solche Opfer zu nehmen, als er lehren will, daß man Krieg führen solle, wenn er beispielsweise die Krieger anführt. Doch was braucht es vieler Worte? Sie begehren nicht Christo zu dienen, der einzig unser Altar ist (Hebräer 13), sondern sie dienen nur dem Bauche, der ihr Gott ist. Wehe, wehe allen denen, welche solche päbstliche Messen durch Geld, Rath oder irgend andere Hülfe unterstützen, dieweil sie dadurch den Meßpriestern nicht weniger Anlaß und Ursache zu den schwersten Sünden gewähren, als die Pharisäer und Obersten der Juden dem Judas zum Verrathe Christi. Und sie rufen um so sicherer den Zorn Gottes über sich, als die Habsucht eine Abgötterei vor Gott ist. Wir wollen hier nicht reden von ihren schändlichen Hurereien, von ihrem ewigen Neid und Haß, vom Müssiggange, dem sie sich ergeben, und von noch Scheußlicherem, durch das sie sich vor Gott und Menschen schänden. Durch solche Sünden und Ausschweifungen geben sie unzählig vielen Menschen Aergerniß, so daß dieselben von der wahren Verehrung Gottes abgeschreckt werden.

Wie viele Menschenseelen werden ins Verderben gestürzt, wenn die Priester mit Gott und Gottesdienst ihr Gespött treiben? Daher ist nicht zu sagen, wie sehr sie und ihr Thun von Gott verabscheut wird. Wenn diese bedauernswürdigen Menschen auch nur ein Fünklein von Gewissen hätten, so könnten sie nicht anders, als ein Grauen vor sich selbst haben.

Doch laßt uns annehmen, daß jene päbstlichen Meßpriester demüthig, freigebig und dienstfertig und fromm seien, daß sie sich auf ihre Kleider nichts besonders einbilden, und daß sie in der christlichen Freiheit wandeln, wie sie vielleicht sich den Anschein geben, obgleich das Gegentheil klarer ist als das Sonnenlicht, so wollen wir von der Erfüllung ihrer Berufs- und Amtspflichten reden, so werden wir hier noch viel Härteres als das Obige vernehmen. Das Abendmahl des Herrn soll niemals ohne Wiedererinnerung und daß ich so sage Wiedervergegenwärtigung des Todes Christi gefeiert werden, indem man eine Ansprache oder Ermahnung in der volkthümlichen und allgemein verständlichen Sprache zur Erbauung des Nächsten hält, wie Christus solches seine Jünger gelehrt hat. In der Messe gewahrt man aber nichts als ein unverständliches Gemurmel und Schaugepränge. Sie machen aus dem Evangelium und aus den Briefen der Apostel, die der heilige Geist zu unserem Troste, zu unserer Besserung und Ermahnung eingegeben eine Abgötterei. Wahrlich die Papisten machen daraus mehr weltlichen Prunks und ein ärgeres Geberdenspiel als bei Heiden und Juden sich findet. Damit erscheinen wir auch den Juden und Heiden zum Gespötte, als Thoren und Unsinnige 1 Corinther 14. — Es wird auch dadurch der Name des Herren und die Würde der christlichen Kirche erniedrigt und gelästert. Das Evangelium stellt andere Forderungen an seine Diener als räuchern, Kerzen verbrennen, mehrstimmige Figuralgesänge aufführen und vergoldete Bücher küssen. Man soll die Gnade unseres Herrn Jesu Christi verkündigen, aber bei jenen hört man kein Wort davon; man soll das Licht auf den Leuchter stellen, aber jene stellen es unter einen Scheffel. Was kann da anders als Finsterniß und Verführung herrschen, wo das Wort des Herren auf solche Weise unterdrückt wird? Damit ist klar bewiesen, daß ihre Messe ein arger Gräuel ist in den Augen Gottes, dieweil sie das heilige Wort des Herren nicht verkündigt werden läßt. Und es unterliegt auch keinem Zweifel, daß alle Messen ein Götzendienst seien, bei welchen das Wort Gottes nicht von den Geistlichen verkündiget wird, und zwar in einer Sprache welche das Volk versteht. Nicht besser als in der Verkündigung des Wortes Gottes, richten sie sich ferner nach dem Beispiele Christi in der Danksagung und im Gebete; denn es giebt da eine solche Menge Ceremonien zu beobachten, daß man unmöglich zu einer andächtigen Stimmung sich erheben kann. Auch giebt es viele unter ihren sogenannten Collecten, die gar nicht christlich sind, zudem verstehen ihrer Viele selbst nicht, was sie lesen. Da sie um Geldes oder um anderer oben erwähnten irdischer Vortheile willen Messe lesen, und zudem ihr Leben durch Unlauterkeit beflecken, indem sie ganz fleischlich gesinnet sind, wie wäre es auch nur möglich, daß sie mit einem andächtigen, reinen Herzen, wie es sich gebührt, beten, danksagen oder auch nur irgend etwas Gutes denken? Die Worte sind wohl da, aber mit ihrem Herzen sind sie weit davon entfernt; und wenn sie sich selbst auch überreden, sie seien andächtig, so ist es doch gewiß, daß sie ein Gräuel sind vor Gott, wie denn

Gott durch Maleachia spricht: „ihr Segen wird verflucht". Wann es endlich zur Austheilung des Sacramentes kommt, so brechen sie dasselbe in drei Theile, und verordnen das eine Theil für die Lebenden, das zweite für diejenigen, welche im Himmel sind, das dritte für diejenigen, welche von diesem Leben abgeschieden, aber, wie sie sagen, sich im Fegefeuer befinden, weil sie auch der Fürbitte nöthig haben; doch genießen sie alle drei Theile allein. Anständiger wäre es wohl, daß die Diener des Evangeliums die Gemeinden weiden würden, und sie selbst sich dessen enthielten. Jetzt aber, da sie Niemanden zur Communion hinzulassen, bereiten sie zwar den Tisch und das Mahl, empfangen aber die Gäste nicht. Auch wollen sie selbst nicht von Einem Brote essen und aus Einem Kelche trinken, denn jeder nimmt einen besonderen Altar ein und hält da seine Messe, das ist, treibt da seine eigene Abgötterei. Was hat wohl solches in irgend einer Weise gemein mit dem Abendmahle des Herren? Kein Jude und kein Heide vermöchte jene Einsetzung des Herren ärger zu verspotten, als jene gottlosen Menschen es thun. Es ist ein Wunder, wie sie die Erde noch trägt, und sich nicht schon aufgethan und sie in den Abgrund der Hölle verschlungen hat. So viel sei über die Priester gesagt, bei denen wahrlich Irrthümer und scheußliche Gräuel genug sich finden.

Nun wollen wir davon reden, wie sich die Empfänger der Sacramente verhalten sollen, indem dieser Artikel an die Reihe kommt. Hier muß man nun mit der großen Menge der Unwissenden mehr Mitleid und Bedauern tragen, als daß man den einfachen Mann hart anfahren soll, wenn er nicht, nachdem er die Wahrheit erkannt derselben aus Heuchelei widerstrebet. Die zum Abendmahle des Herren hinzutreten wollen, sollen zuerst das Wort des Herren hören, wie die Apostel es auch thaten. Wie können sie es aber hören, wenn Niemand es ihnen verkündiget? Sie sollen zum Gebete Amen sagen, und doch wissen und verstehen sie nicht, was gebetet wird: so verkauft man ihnen Spreu statt Weizen, Dunst statt des lebendigen Wortes Gottes. Wir wollen zu Gott beten, daß er das arme Volk von dieser Hungersnoth nach seinem Worte befreien wolle, damit es einsehe wie elend es von diesen falschen Hirten irre geführt wird. Was soll nun wohl aber jetzt das unwissende Volk thun, nachdem die Lüge und Verführung so sehr überhandgenommen und sie von jenen antichristlichen Feinden Gottes zu Gefangenen gemacht worden sind? Das Sacrament wird ihnen nur einmal des Jahres gereicht, und da werden sie gezwungen mit jenen gottlosen Menschen Abendmahl zu halten, da sie doch Gewissens halber lieber stille stehen würden, indem sie nicht wissen, was das Sacrament von ihnen fordert; zudem müssen sie es nur unter einer Gestalt empfangen, was auch ganz gegen die Einsetzung Christi geht. Wie sollte das Gott nicht erzürnen und ein Gräuel in seinen Augen sein, wenn seine Kirche verwüstet und zu Grunde gerichtet wird? Zuletzt herrschen in Betreff der Sacramente selbst gräuelhafte Irrthümer. Denn in Betreff des Stoffes in den

Sacramenten, so soll es Brot und Wein sein, wie es auch ist, und wie es auch der heilige Paulus vor und nach dem Abendmahle nennt. Die Päpstler lehren aber, daß es nicht Brot und Wein bleibe, sondern davon seien nur die Nebensachen als Rinde und Geschmack noch übrig. So tragen sie dem Volke offenbare Lügen vor, sodaß sie auch die Sehenden blind machen, daß dieselben glauben dasjenige, was da sei, sei nicht da, und dagegen was nicht da sei, das sei da. Solches können sie aber wohl nicht ohne Mithülfe des Vaters der Lüge zu Stande bringen. So hat auch Papst Alexander I. verordnet, daß der Wein mit Wasser vermischt werden solle, was auch, wie jeder wohl sieht, gegen die Einsetzung Christi geht*). Wenn wir das Wesen und den Zweck des heiligen Sacramentes, nämlich die Worte des Herrn, durch welche er die Menschen trösten will, so kann man leicht einsehen, was der Teufel mit diesem Irrthume beabsichtigt. So murmelt nun der Priester Etwas in lateinischer Sprache, und dabei wird mit dem Glöcklein so geklingelt, daß Niemand etwas verstehen kann. Zu dem fügen sie einige Worte hinzu, die sich nicht im Evangelium finden; wie das Wörtlein: nämlich, so auch: „daß Christus seine Augen erhoben habe", ebenso das Wörtlein „ewig", so auch: „das Geheimniß des Glaubens". Doch sind das geringfügige Abweichungen, wichtiger ist es, daß sie beim Brote allein zuerst sprechen „denn das ist mein Leib" aber dabei „der für euch dahin gegeben oder gebrochen wird" weglassen. Zu dem kommt es, daß während jene diese Worte lesen, die Orgel gespielt und sonst andere Lieder gesungen werden, damit ja nicht der Glaube des Volkes sich an diese Worte anschließen könne. Wenn aber das Volk doch dabei die Worte im Geiste sich vergegenwärtigt und daran denkt, so darf und kann man das Verdienst davon nicht dem Priester zuschreiben. Es sollte aber stets die ganze Versammlung auf die Worte der Verheißung achten, und Gott dafür danksagen. So ist nun klar, daß die Messe der Päpstler durchaus nicht mit der Einsetzung Christi übereinstimmt. Sie rühmen sich, daß der heilige Jacobus in Jerusalem, der heilige Marcus zu Alexandrien, der heilige Petrus zu Antiochia diese Messen gehalten haben, können aber dafür durchaus kein glaubwürdiges geschichtliches Zeugniß aufweisen. Und wenn jene Männer auch das heilige Abendmahl gehalten, so haben sie dieses, wie Paulus zu Corinth, nach dem Beispiele Christi gethan, und nicht den gegenwärtigen Mißbrauch der Päpstler befolgt. — Es ist nicht unbekannt, wie im Verlaufe der Zeit sich immer Neuerungen daran gehängt haben. Was sie übrigens von einem Buche des heiligen Dionysius fabeln, das sind Lügen, zumal wenn sie behaupten, Dionys sei ein Schüler des Apostels Paulus gewesen. Denn man kann mit vielen sicheren Beweismitteln darthun, daß

*) Hierbei ist zu bemerken, daß bei den Alten der Wein in der Regel allerdings mit Wasser gemischt getrunken wurde. Nur konnte daraus kein Gebot gemacht werden.

er einige hundert Jahre nach den Aposteln gelebt hat. Was nun die Behauptung betrifft, daß Ignatius, Polycarpus und Irenäus an einigen Orten von der Messe reden, so hat dieselbe keine Aehnlichkeit mit der päpstlichen Messe. Sie selbst, die Päpstler, gestehen ja, daß der heilige Basilius eine andere Form und Weise, der heilige Chrysostomus eine andere, der heilige Ambrosius eine andere Gewohnheit das heilige Abendmahl des Herrn zu halten, befolgt habe. Andere haben noch andere Weisen dieses Sacrament zu verwalten gehabt. So ist es nun nach ihrer eigenen Rede gewiß, daß ihre Weise die Messe zu feiern nicht der Einsetzung Christi gemäß, sondern daß sie aus Menschenlehren entsprungen ist. So läßt sich aus ihren eigenen Geschichtsbüchern leicht entnehmen, was und zu welcher Zeit jeder Papst etwas hinzugethan habe.

Im Jahr 264 nach Christi Geburt befahl Papst Felix I. die Tempel und Altäre zu weihen.

Im Jahre 124 hatte Papst Sixtus die Altäre verordnet.

Im Jahre 610 hat Bonifaz geboten, die Altäre mit reinen Tüchern zu decken.

Im Jahre 224 und 639 haben Urbanus I. und Severinus geboten silberne und goldene Kelche zu haben.

Im Jahre 124 hat Sixtus I. den Gemeinden ein Gebot erlassen im Betreff jenes Tuches, das man „Corporal" nennt, daß es von reinster Leinwand sein müsse und daß Niemand als die Priester es berühren dürfe.

Im Jahre 604 hat Gregor der Große verordnet Kerzen bei der Messe anzuzünden, und weiße Kleider (Alben) zu tragen.

Im Jahre 534 hat Agapetus die sämmtlichen Umzüge (Prozessionen) geboten.

Im Jahre 114 verordnete Papst Alexander I., daß Wasser dem Abendmahlsweine beigemischt werde und daß man ungesäuertes Brot dabei gebrauchen solle; auch führte er das sogenannte Weihwasser ein.

Im Jahre 224 verordnete Pontianus, das Confiteor vor der Messe zu beten.

Im Jahre 424 hat Cölestinus I. den Eingangsgesang (Introitus) eingeführt.

Im Jahre 604 befahl Gregor das „Kyrie" neunmal zu singen.

Im Jahre 144 führte Thelesphorus das „gloria in excelsis" ein.

Im Jahre 494 erweiterte Symmachus dasselbe.

Im Jahre 484 erdachte Gelasius I. die Collecten, das Graduale und den Tractus. Einige schreiben das Halleluja dem Gregorius zu.

Im Jahre 394 wollte Anastasius, daß man das Evangelium stehend anhören soll.

Im Jahre 334 nach dem Concilium von Nicäa hat Papst Martinus den Gesang des „Patrem" verordnet.

Im Jahre 484 hat Gelasius die „Präfaz" verordnet.

Im Jahre 124 hat Sixtus das „Sanctus" angefangen.

Den Canon haben Viele zusammengeflickt, daher will er sich nicht recht zusammenfügen, und hat viele überflüssige Worte und es wimmelt darin von Irrthümern und Verführungen; indem sie die Heiligen anrufen und für die Seelen im Fegefeuer opfern wollen. Die Heiligen haben sie ganz nach Belieben gewählt, an etlichen Stellen bezeichnen sie sich soviel mal mit dem Kreuze, an anderen so viel mal, gleichsam als bestehe in dieser Weise sich zu bekreuzen eine besondere Kraft. Nun soll es das heiligste Geschäft sein diesen Canan zu lesen. Das Offertorium soll Gregorius geordnet haben, das „Gloria patri" wird dem Damasus zugeschrieben. So ist nun klar, wie die päpstliche Messe aus vielerlei Lappen zusammengeflickt ist, und daß sie mehr einen Schein von Religion als einen wahren und ächten Gottesdienst enthalte. Es ist nicht wahr, was sie behaupten, daß sie das heilge Abendmahl nach der Weise der Apostel halten, da sie ja mit ihrer Lehre geradezu mit denselben im Widerspruche stehen. Somit wäre Grund genug zu zeigen, daß man die Messe fliehen müsse, weil sie aus menschlichen Ueberlieferungen entstanden ist und den Gewissen Fallstricke leget. Sie aber wollten Priester sein, wie solche im alten Testamente gewesen und haben so zur Zeit des Lichtes und des klarsten Sonnenscheins den Schatten der Bilder eingeführt in Geberden, Händeauflegen, Armeausstrecken, und durch Austheilen der Hostie, sowie durch andere jüdische Gebräuche. So hat Satan sich beflissen wiederum das Gesetz an der Stelle des Evangeliums in die Kirche einzuführen. Wenn aber die Beschneidung schadet, wie denn Galater 5 geschrieben steht: „Wenn ihr euch beschneiden laßt, so ist euch Christus kein nütze", wer darf nun leugnen, daß auch eine Aronische Priesterkleidung und Salbung, wie sie bei den Juden gebräuchlich war, in dieser Zeit des neuen Bundes nichts nütze? wie viel weniger sind noch die Erfindungen und Träume der Menschen etwas nütze, welche die Menschen, die sich damit befassen, der wahren Frömmigkeit, der Liebe und Herzensdemuth entfremden, so wie sie solches auch durch die mannigfaltigen Gesänge und durch die Orgeln gethan. Daher stimmen sie auch unsere Herzen mehr zur fleischlichen Wollust als zur Lobpreisung Gottes, was doch Gott in dem Bilde der Haine, die nicht neben dem Tempel Gottes gepflanzt werden durften, verboten hat. (5 Mose 26.) Wenn daher die Ceremonien noch so herrlich in den Augen der Menschen erscheinen, so gelten sie doch vor Christo nicht, dieweil er die Wahrheit und nicht Geberdenspiel verlangt. Aber der Antichrist befestiget hiedurch zu unserem Verderben sein Reich, und er führt diesen Pomp ein, dieweil er sich nichts um die Wahrheit kümmert. Und so ist jene päpstliche Messe wegen der Pracht, die damit verbunden ist, und wegen noch vieler anderer Gründe ein Gräuel vor Gott. Und wer nur ein wenig das Christenthum kennt, wird bei jenen durch Stolz und Hochmuth verdorbenen Priestern das heilige Abendmahl des Herrn weder suchen noch erwarten. So viel sei über die Einsetzung des

heiligen Abendmahles des Herrn gesagt, woraus folgt, daß jene Messe durchaus nicht nach dem Vorbilde des heiligen Abendmahles Christi gehalten wird.

Der folgende Theil und die Summe des ganzen Handels beruht darauf, daß sie mit aller Zuversicht behaupten: sie opfern in der Messe den Leib Christi. Wir wollten selbst nicht gegen diese Worte ankämpfen, wenn sie das Wort „opfern" im Sinne von „thun zu seinem Gedächtniß" oder „gedenken" faßten, wie denn die Worte Christi lauten und verstanden sein wollen. Es ist jedoch solche Danksagung und Wiedererinnerung nicht allein Sache der Priester, sondern der ganzen Gemeinde, wenn gleich jene allein das Wort verkündigen. Wir leugnen zwar nicht, daß die alten Lehrer die Messe ein Opfer genannt haben, aber in keinem anderen Sinne, als weil es das Wiedergedächtniß eines Opfers sei, wie denn solches Augustinus hinlänglich klar dargethan hat; denn in seinem Buche an Petrus Diaconus äußert er sich so: In dem Opfer ist eine Danksagung und ein Wiedergedächtniß des Leibes Christi, den er für uns geopfert und seines Blutes, das er für uns vergossen hat. In dieser Stelle erklärt Augustinus sowohl seine eigene Rede als die derjenigen, welche vor ihm davon geschrieben haben. Aber die Päpstler lassen sich an jenem Wiedergedächtniß nicht genügen, sondern wollen etwas Höheres, nämlich daß sie Christum auf eine gewisse mittlere Weise aufopfern, nicht wie er sich selbst am Kreuze geopfert, oder wie wir dieses Opfer im Wiedergedächtniß begehen, sondern auf eine gewissermaßen stellvertretende Weise, doch so, daß er nicht mehr sterben könne. Sie können jedoch ihre Machtvollkommenheit zu einer solchen Handlung nirgends mit der heiligen Schrift darthun; denn aus den Worten: „solches thut zu meinem Gedächtniß" kann dieses unmöglich gefolgert werden. Sie behaupten zwar wohl, daß man unter diesen Worten, sowohl die Consecration, als das Opfern und das Wiedergedenken verstehen müsse, aber sie erdichten fälschlich diese falsche Auslegung derselben. Zuerst müssen sie nachweisen, wo Christus im heiligen Abendmahle ein Opfer dargebracht habe. Was hat da Christus wohl gethan? Nichts anderes wahrlich, als daß er Brot nahm, danksagte, es brach und dasselbe seinen Jüngern zu essen befahl; und nicht anders geschah es mit dem Weine. Und dabei hat er ihnen seine Leiden verkündiget, und hieß uns das Nämliche im wahren, unverfälschten Glauben halten. Aber von jenem Opfer steht auch kein Buchstabe geschrieben. Und wenn selbst Christus gewollt hätte, daß sein Leib wirklich in diesem Brote gegenwärtig wäre, so sagen dennoch jene Worte auf keinerlei Weise, daß er damals sich im heiligen Abendmahle aufgeopfert habe; übrigens hätte er seinen Leib seinen Jüngern gegeben, so würde nur folgen, daß solches auf eine sacramentalische Weise geschehen sei. Ferner ist es ihnen nicht genug, daß sie den Leib Christi Gott aufopfern, sondern sie opfern ihn auch für die Erlösung der Seelen, für gute leibliche Gesundheit, für die Hoffnung des ewigen Heils, sonst würde die Messe nicht so viel gelten. So muß es kommen, wenn man einmal von der Wahrheit ab-

irret, der Irrthum immer größer wird, je weiter man auf diesem verkehrten Wege wandelt. Daher ist in dieser ihrer Rede die größte Gotteslästerung enthalten, durch welche der Grund aller christlichen Lehre wankend gemacht und entkräftet wird. Denn daraus ergiebt sich deutlich, daß sie weder die Größe und Kraft des Leidens Christi, noch die Würde seines Priesterthums zu begreifen vermögen. Wollen sie nun gegen die lautere Wahrheit in diesen Irrthümern verharren, so müssen sie geradezu Christum verleugnen. Unsere Rede ist hier etwas hart und rauh, aber die Sache verhält sich nicht anders, als wir es hier sagen, was ihr, ehrenfeste und weise Väter des Vaterlandes, leicht verstehen könnet aus unseren Beweisgründen, welche wir nun zuerst hinsetzen wollen, und alsdann wollen wir auch nicht ihre Gründe, sondern ihre eitlen und gehaltlosen Meinungen offenbaren. — Das ist nun unser Hauptgrund. Wer Christum erkennt, der weiß, daß er Gott und Mensch und der einzige Weltheiland ist (1 Joh. 4) und daß in ihm, als in den wahren Samen Abrahams alle Völker der Erde gesegnet werden (Gen. 22. Gal. 3) und daß Niemand zum Vater kommen kann als durch den Sohn (Joh. 6), weil der Vater Christum also liebet, daß wir, die wir Kinder des Zornes waren, um seinetwillen dem Vater versöhnt worden sind (Matth. 27); ferner daß er unsere Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung ist (1 Cor. 1), daß Niemand in einem anderen Namen unter dem Himmel selig wird, als einzig im Namen des Herrn Act. 4. und daß er allein ohne irgend einen Mithelfer das Werk der Erlösung vollbracht hat, wie es Jesaia 63 heißt: „denn ich blickte um mich, und da war kein Helfer"; ferner daß er auf jegliche Weise vollkommen für uns am Kreuze genug gethan hat, wenn wir nur wahrhaft an ihn glauben Hebr. 10. Das ist der Grund unseres wahren christlichen Glaubens auf welchem Felsen die Kirche Christi begründet steht Matth. 16. Wer da leugnet, daß Christus uns erlöset und auf einmal am Kreuze erlöset habe, oder daß wir vollkommen, wie wir es sein sollen, erlöst seien, wer solches leugnet, sage ich, der macht Christum zu einem unvollkommenen Priester und Erlöser und leugnet ihn folglich auch geradezu. Solches geschieht aber durch jene Meßpriester, welche Christum immer auf's neue wieder opfern. Denn sie verneinen und leugnen, daß wir einzig durch den Glauben gerecht werden, und schreiben auch entgegen der Lehre der heiligen Schrift, welche hierin klarer ist als das Licht, unsere Rechtfertigung theilweise unseren Werken zu. „Ihr seid aus Gnade selig worden durch den Glauben, nicht aus den Werken schreibt der Apostel Paulus Ephes. 2. Jene aber geben ihre Messe für das vorzüglichste Werk aus, und wollen mit Christo Priester sein, woraus man den satanischen Hochmuth Lucifers, und die Verletzung und Schmählerung der Ehre Gottes ersehen kann, mögen sie solches mit noch so künstlichen Erklärungen zu bemänteln suchen. — Jetzt wollen wir wiederum des Herren erste Einsetzung des heiligen Abendmahles genauer betrachten, ob Christus uns

befohlen habe zu opfern, oder ob er sich selbst in jenem Abendmahle geopfert habe? Wenn Wort für Wort genau und gründlich erwogen wird, so ersieht man, daß Christus in jenem Abendmahle durchaus kein Opfer dargebracht hat. Das Brot nehmen und es brechen bezeichnet nicht opfern. Danksagen heißt nicht opfern, sonst müßte Christus auch damals geopfert haben, als er die fünf Gerstenbrote also vermehrte, daß er fünftausend Mann damit speisen konnte. Auch den Jüngern zum essen geben bedeutet nicht „opfern," auch: „das thut zu meinem Gedächtniß", und „verkündiget den Tod des Herrn" bezeichnet nicht „opfern." Glauben, daß Christus uns zu eigen geschenkt sei, daß er seinen Leib für uns in den Tod gegeben, daß er zur Verzeihung unserer Sünden sein Blut vergossen habe, nicht zwar beim Abendmahle, sondern am Stamme des Kreuzes, bezeichnet auch nicht „opfern." Einen Testamentsbrief bestätigen und glaubwürdig machen, und dasjenige, was in diesem Testamentsbriefe verordnet ist, glauben, bedeutet ebenfalls nicht „opfern". Woher wollet ihr daher eure Behauptungen über das Opfer in der Messe bewähren? Zum Tische des Herrn treten wir als Hungernde, und empfangen und genießen, indem wir an die Verheißungen glauben; wie können wir nun etwas geben? Gott verheißt es uns, und wir unterstehen uns ihm etwas zu geben? Was ist das für Unsinn? Wenn ein König einem armen Manne einen Ring zum Pfande gäbe, daß dieser alle seine Güter erben soll, und solches einzig wegen der Noth des Armen, und aus Barmherzigkeit von Seiten des Königs, welche derselbe auch verkündigt haben wollte, (aus diesem Grunde hätte er auch den Ring dem Armen gegeben, daß dieser eingedenk wäre seiner Wohlthat), der Arme aber würde den Ring nehmen, damit er ihn dem König wieder zurückstelle, sodaß der König als arm verschrien, und der Arme mit diesem Geschenk großthun würde, als hätte er den König dadurch bereichert — würde man diesen Armen nicht für einen Unsinnigen halten? So können auch wir Gott kein Opfer darbringen, weil wir keinen Befehl zu Gaben und Opfern empfangen haben. Auch hat unser Herr dergleichen nichts gethan, daß er z. B. das Brot in die Höhe gehoben, und so auf irgend eine Weise einen Grund oder ein Beispiel jenen Meßpriestern gegeben hätte.

Hier wenden sie nun ein: Es kann etwas als eine Gabe Gottes dargereicht und angenommen, und dessenungeachtet auch als Opfer benutzt werden, wie denn die Opfer im alten Testamente Gaben Gottes waren, und dessen ungeachtet ihm auch dargebracht wurden. Auch „ein gedemüthigter Geist" ist ein Geschenk Gottes und demnach auch ein Gott wohlgefälliges Opfer. (Ps. 51.) Wir antworten darauf: Wenn geschrieben stände, daß Gott es geboten hätte, sodaß wir dessen sicher wären wie wir solche Gebote im alten Testamente haben, so hätte diese Einwendung noch einen Sinn. Nun aber spricht die heilige Schrift kein Wort von jenem Opfer der Päpstler, und Christus ist größer und erhabener als daß ihn Menschen dem Vater aufopfern könnten oder sollten. Er

sitzet zu der Rechten des Vaters und hat auf einmal für die Gläubigen genuggethan durch das vollkommenste und vollgiltigste Opfer; und wir elende Menschen dürfen uns solches nur anmaßen? Wer da opfert, ist größer als das Opfer, so wären jene Priester größer als Christus der Herr. Er selbst hat uns Gott geopfert (1 Petr. 2) und wir unterstehen uns ihn aufzuopfern? Wer da opfert muß wenigstens so rein sein als das Opfer, wer kann aber so rein sein als unser Opfer, Jesus Christus? O wie gering wäre da die Reinheit Christi! Ferner hat Christus als der Stifter des Testamentes im heiligen Abendmahle, einen vollgültigen Testamentsbrief errichtet, in dem wir durch den Glauben den Leib und das Blut Jesu Christi mit sammt allen seinen Gütern empfangen. Wenn wir nun den Testamentsbrief ihm zurückstellen wollten, gleich als hätte er ihn von uns zurückverlangt, würden wir nicht dadurch den Stifter des Testamentes verachten? Oder würden alsdann nicht die Verheißungen, soweit sie uns betreffen, mit Recht aufgehoben werden? Wer schaudert nicht vor einer solchen Lästerung zurück? Wenn wir das Priesterthum Jesu Christi, unseres Herrn betrachten, und was der Name eines Opfers an sich bedeute, so sehen wir leicht, was für ein Frevel es ist, daß wir wähnen, wir opfern den Leib Christi, was nämlich die Päpstler von sich behaupten. Das Priesterthum Christi wird uns im 7. Capitel des Briefes an die Hebräer mit folgenden Worten beschrieben: „Denn einen solchen Hohenpriester sollten wir haben, der da wäre heilig, unschuldig, unbefleckt, von den Sündern abgesondert, und höher, denn der Himmel ist, dem nicht täglich noth wäre, wie jenen Hohenpriestern, zuerst für eigene Sünden Opfer zu thun, darnach für des Volkes Sünden; denn das hat er gethan einmal, da er sich selbst opferte." Deßgleichen Cap. 9. „Christus aber ist gekommen, daß er sei Hoherpriester der zukünftigen Güter, durch eine größere und vollkommenere Hütte, die nicht mit Händen gemacht ist, das ist, die nicht also gebauet ist, auch nicht durch der Böcke oder Kälber Blut, sondern er ist durch sein eigenes Blut einmal in das Heilige eingegangen und hat eine ewige Erlösung erfunden." Deßgleichen in demselben Briefe, im 10. Capitel: „In welchem Willen (nämlich Gottes) wir sind geheiligt, einmal geschehen durch das Opfer des Leibes Jesu Christi" und gleich darauf: „Christus aber, da er hat ein Opfer für die Sünden geopfert, das ewiglich gilt, sitzt er nun zur Rechten Gottes, und wartet hinfort, bis daß seine Feinde zum Schemel seiner Füße werden. Denn mit einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden." So werden wir auch aus dem siebenten Capitel des nämlichen Briefes belehrt über Melchisedech, daß er das ewige Priesterthum Christi bedeute, und wie Christus ein König des Friedens und der Gerechtigkeit sei. — Aus diesen Stellen der heiligen Schrift kann man leicht erlernen, „daß man Christus nicht mehr opfern solle;" denn wer erkennt nicht den Unterschied zwischen Christus und den übrigen Priestern? Christus ist ohne Sünde, opfert sich selbst, und sein Tod ist ein so vollkommenes Opfer, daß er einmal

geopfert von allen Sünden reiniget, und das Opfer nicht wiederholt werden muß, wie die Opfer der Priester des alten Testamentes. Christus ist dem Leibe nach nicht mehr auf Erden.

Hier sind folgende Worte besonders zu berücksichtigen: „einmal;" die Päpstler aber wollen es öfters haben. Deßgleichen „daß durch ein Opfer alles vollendet sei;" die Päpstler aber sind genöthigt, viele Messen zu haben. Deßgleichen, „daß er sich selbst geopfert habe" und nicht die Kirche, der Bischof oder der Priester. Deßgleichen nimmt das Wörtlein, „er hat vollendet" den Päpstlern vollends jeden vernünftigen Grund zu einer Einwendung, und versperrt ihnen jeden Weg zu einer Ausflucht, sodaß sie auch nicht mit der „mystischen Stellvertretung" sich behelfen können. Der heilige Geist hat mit klaren Worten jeder Ausrede vorgebeugt und solche zu nichte gemacht. Wohl zu bemerken ist auch das Wörtlein „ewig;" er ist darum ein „ewiger" Priester, weil er durch ein Opfer genug gethan für alle Sünden der ganzen Welt. Dieses Opfer hat eine „ewige" Bedeutung, wenn man nur daran glaubt, und es auch unter Danksagung verkündet wird. Es ist ein großer Undank zu behaupten, daß Christus auch jetzt auf andere Weise für die Sünden geopfert werden müsse. Wenn sie durch das Gewicht dieser Gründe in die Enge getrieben werden, so suchen sie andere Auswege: „Christus opfre sich selbst, sie seien nur Diener, sonst nichts." Christus opfre „sich selbst sacramentalisch." Aber sie erklären das Wort Sacrament nicht, um nicht die Wahrheit zu bekennen, daß nämlich das Sacrament nichts anderes sei, als das Zeichen der Wiedererinnerung und des Wiedergedächtnisses, daß Christus einmal am Kreuze durch ein Opfer unsere Sünden vollkommen hinweggenommen habe. Dieses muß man bei diesem Sacramente betrachten und bedenken. Wenn sie auf diese Weise sich erklären würden, so wäre der Friede zwischen uns bald hergestellt. Sie reden zwar so, als wollten sie nicht dafür gelten, solches geredet zu haben. Wenn aber niemand ihnen entgegentritt, alsdann vermögen sie Alles mit ihrer Messe zu Stande zu bringen, dann halten sie goldene Messen, dann können sie nach Willkühr über das Glück gebieten, der Sieg in der Schlacht hängt von ihrer Messe ab; durch sie thun sie genug für die Sünden, und was können sie nicht Alles durch diese Messe ausrichten? Kein Geld reicht hin, wo die Pest der Messe herrscht. Bei Hochzeiten und Sterbefällen, in Freud und Leid, überall herrscht die Messe, und durch dieses heilige Werk rühmen sie sich, alles bewirken zu können. Aber stets fordern sie dafür Lohn. Wenn sie aber genöthigt sind zu antworten, und doch keine ächte Antwort zu geben wüssen, so nehmen sie ihre Zuflucht dahin, daß sie sagen: Christus opfre sich selbst." Aber selbst ihr Canon, den sie vor allem für heilig halten, und im Vergleich mit welchem sie das Evangelium nicht achten, (so hoch schätzen sie denselben) — selbst dieser offenbart hinlänglich ihre Gottlosigkeit und ihre Lästerung, worüber es sich wohl der Mühe lohnt etwas zu sagen.

Bevor man zu dem Worte des Herrn kommt, spricht der Priester, er opfre, verehre, schenke ein heiliges, unbeflecktes Opfer für den Frieden und die Regierung der heiligen allgemeinen Kirche ꝛc. Nun ist aber nichts anderes da als Brot und Wein, die noch nicht Sacramente genannt und für den Leib und das Blut Christi gehalten werden; und dennoch opfern sie für die ganze Welt. Daraus ersieht man, wie sie sich selbst gefallen, und für was sie sich halten. Das ist nun offenbar Abgötterei, weil man der Creatur die Ehre Christi beilegt, der sich für die Kirche geopfert und uns Gott versöhnet hat. Wie opfert nun Christus sich selbst, wenn er noch nicht gegenwärtig ist, und sie es selbst der Creatur zuschreiben? Man sieht wohl, wie ihre Erklärung und Antwort mit ihrer That und Messe streitet und im Widerspruch steht. Was ist das wohl für eine Schande, ein Stückchen Brot und ein wenig Wein statt des einigen Opfers des einigen Hohenpriesters Christi zu opfern? Und soll Brot und Wein so viel gelten als das kostbare Blut Christi zur Erlösung der Seelen des Volkes? Entweder lügen sie in ihren Erklärungen oder sie lügen in der Messe, und wollen die Welt durch ihre Lügen erretten. Eins von Beiden muß nothwendig der Fall sein. — Aber nach den Worten des Herrn machen sie sich noch einer größeren Lästerung schuldig, wenn sie wähnen, der Leib des Herrn sei wesentlich im Brote gegenwärtig, und sprechen: Wir opfern deiner heiligen Majestät ein heiliges, unbeflecktes Opfer, das heilige Brot des ewigen Lebens und den Kelch des ewigen Heils; du wollest sie ansehen mit gütigen Augen, und mit fröhlichem Antlitze, es möge dir angenehm sein, so wie dir gefallen haben die Gaben deines gerechten Abels, das Opfer unsers Patriarchen Abrahams, dieses heilige und reine Opfer, laß es durch die Hand deines Engels zu deinem Altare getragen werden." Das sind die Worte des Canons. Wenn sie nun dieses von Christo reden, wie sie gemeiniglich verstanden sein wollen, wie kann wohl da ihre Erklärung angehen, daß nämlich Christus sich selbst im Sacramente opfre, da sie selbst beten für Christum, und daß Christus so bei Gott in Gnade stehe, wie Abel und Abraham, und daß die Engel ihn zu seinem Altare bringen mögen? Offenbar lassen die Worte auch nicht zu, daß das Volk unter dem Brote verstanden werde: sondern sie finden hier überhaupt keine Auflösung, und ihre Erklärung ist zu keinem anderen Zwecke erfunden worden, als daß sie etwas haben den Gegern zu antworten, und sie nicht verstummen und sich besiegt erklären müssen. Damit ich anderes hier übergehe, so könnte Christus, selbst wenn er leiblich und wesentlich im Brote gegenwärtig wäre, dennoch nicht Gott geopfert werden, dieweil dieses die Ehre seines Hohenpriesterthums schmälern würde. Noch einen größeren und ärgeren Unsinn finden wir, wenn wir genauer ihre Behauptung erwägen, daß es ein Opfer für die Sünden sei. Da ist nun rein unmöglich und eine ausgemachte Lüge, daß die Messe ein Opfer sei, oder es müßte Christus wiederum gekreuzigt werden. Dieses geht klär und deutlich ans den Worten des Briefes an

die Hebräer Cap. 9 lernen, die also lauten: „Ohne Blutvergießen geschieht keine Vergebung (nämlich der Sünden.) Wie kann nun wohl Jesus Christus in jener päpstlichen Messe geopfert werden, da die Schrift sagt, ohne Blut könne kein Opfer für die Sünden gebracht werden? Und wenn es sonst ein anderes unblutiges und leidenfreies Opfer, so hätte Paulus*) übel argumentirt, wenn er sagt: „Christus opfre sich nicht mehrmals, sonst hätte er oft müssen leiden von Grundlegung der Welt her." (Heb. 9, 25. 26.) Oder will jemand wähnen, der Apostel habe es versehen, wenn er versichert, Christus im Sacramente sei ohne Leiden. Der Apostel Paulus kannte den Geist der heiligen Schrift und das Wesen der heiligen Sacramente besser als alle Päpstler. Es ist nämlich niemals ein Sühnopfer ohne Blutvergießen dargebracht worden. Daher hat es keinen Sinn, wenn sie sagen, es seien im alten Testamente auch andere unblutige Dinge, wie Semmeln und Brot geopfert worden. Wir reden davon, daß lebendige Leiber (animalische Wesen) getödtet und für die Sünden geopfert wurden, und da mußte nothwendig Blut vergossen werden. Daher kann mit der Schrift nicht dargethan werden, daß der Leib Christi in der Messe geopfert werde, außer durch das Wiedergedächtniß und durch Danksagung, was aber die Geistlichen und die Gemeinde auf gleiche Weise angeht; denn wie das Gebet, so soll auch die Danksagung von Allen geschehen. Wer aber danksaget, der behauptet nicht, daß er etwas opfre oder gebe, außer Dankbarkeit des Herzens und Lobpreisung Gottes. Wenn dieses auf solche Weise dem Volke erklärt worden wäre, so würden die Menschen nicht so willfährig sein, Geld für Messen auszugeben und Pfründen zu stiften. Man hat sie überredet, daß sie durch die Messen Sündenvergebung erlangen, nicht wegen der ihnen verheißenen und von Christo erworbenen Gnade, sondern ganz auf einem anderen Wege, als durch Danksagung, nämlich dadurch, daß man Christum, den Sohn Gottes opfre und für ihn bete. — Was bedarf es wohl noch hier einer Widerlegung? Man wolle doch nicht so kindisch und thöricht von göttlichen Dingen reden. Die Gegner wollen ja nicht glauben, daß sie, soviel es an ihnen liegt, Christum in ihrem sogenannten stellvertretenden Opfer wieder tödten und von neuem kreuzigen, und sie verhalten sich nicht anders, als ob Christus noch nicht zu seinem Vater in den Himmel hinaufgestiegen wäre. Wer aber solches thut, der unterwirft Christum wiederum dem Tode und kreuziget ihn also wieder nach ihrer Lehre. Denn Christus ist nicht in das Heiligthum des Himmels anders eingegangen noch geht er anders ein als durch sein Blut. Wenn sie ihn aber zu opfern, oder wie sie es selbst sagen, zu „repräsentiren" sich unterstehen, so kann das auf keine andere Weise geschehen, als daß er vor seinem Vater erscheine. Wie nun der oberste Priester niemals in das Allerheiligste ging ohne ein

*) Oekolampad schreibt mit den Meisten seiner Zeit den Brief an die Hebräer dem Paulus zu. Luther hielt ihn für eine Schrift des Apollos.

blutiges Opfer vorher zu bringen, und er erst dann vor Gott erschien, so heißt es auch von Christo, daß er nicht ohne Blut eingegangen sei. Daher hat der Apostel Paulus um einem solchen Irrthume zum voraus zu begegnen gesagt: „Christus ist selbst in den Himmel eingegangen, um zu erscheinen vor dem Angesichte Gottes für uns", gleichsam als wollte er sagen: Was unterstehst du dich, Gott seinen Sohn zu opfern, daß er vor seinem Angesicht erscheine? Das ist ja schon längst durch Christum selbst geschehen. Durch sein Blutvergießen und auf keinem anderen Wege ist er hineingegangen. Und so werden jene sinnlosen und eitlen Ausflüchte ohne große Mühe widerlegt. Das Wort: „Christus erscheint" ist deutlich „er wird daher nicht geopfert," und es bedarf jenes sogenannten „Stellvertretens" der Päbstlichen nicht; wir sollen uns nur befleißigen, daß er in unseren Herzen „Wohnung mache;" er selbst bedarf unserer Werke nicht bei Gott, seinem Vater. Daher kommt nun ohne Zweifel ihre Gotteslästerung an den Tag, und es ist solches ein Gräuel vor Gott, der kaum seines gleichen findet. Hier haben nun die Schriftgelehrten unter unsern Gegnern eine andere Ausrede, sie sagen nämlich: „Wenn Christi Ehre dadurch geschmäht und verkleinert und das Verdienst seiner Leiden als unvollkommen erklärt wird, daß wir Christum immer wieder aufopfern, so könnte man mit dem gleichen Grunde behaupten, daß auch der Glaube und die Taufe und die Erfüllung der göttlichen Gebote der Ehre und dem vollkommenen Verdienste des Leidens Christi Eintrag thun; und so bedürfte es auch nicht der guten Werke, ja es fänden solche gar nicht statt. Das ist aber eine alberne und sinnlose Vergleichung; denn es hat eine ganz andere Bewandniß mit der Wiederholung des Opfers und mit dem Glauben und den guten Werken. Der Glaube und die daraus fließenden guten Werke verherrlichen das Verdienst des Leidens Christi, aber die immer neue Wiederholung des Opfers hebt dasselbe auf. Mit dieser Vergleichung verhält es sich nicht anders als wenn Jemand am hellen Tage bei klarem Sonnenschein eine Fackel anzünden und dabei behaupten würde: Wenn auch die Sonne klar genug scheine, so sei es doch auf eine gewisse andere Weise nothwendig und nützlich, daß man ein Licht anzündete. Und wenn Jemand sagen würde: wie machst du dich zum Gespötte? verachtest du die Tageshelle, als ob diese uns nicht genügen würde ohne deine Fackel? Der Gegner aber würde antworten: Auf diese Weise ist es auch nicht nöthig, daß ich meine Augen öffne, ich würde schon sehen und arbeiten, weil es Tag ist, denn der Sonnenschein bewirkt alles: würde eine solche Vergleichung nicht sehr thöricht sein? Nun verhält es sich mit der vorliegenden Frage ganz auf dieselbe Weise; denn das Verdienst des Leidens Christi ist für uns so überschwenglich genügend zur Verzeihung unserer Sünden und zur Erlangung der Gnade, als die Sonne um den Tag zu erleuchten. Der Päpstler Meßopfer für die Sünden ist, abgesehen davon daß es kein Opfer ist, gleich der angezündeten Fackel bei hellem Tage; es stellt das wahre Opfer als unkräftig und unvollkommen dar. Und

sowie wir durch die Wohlthat des Tages sehen, so schauen wir durch die Erkenntniß des Verdienstes der Leiden Christi die Güte Gottes gegen uns, und es ist uns der Glaube, als ein Geschenk Gottes, heilsam; und wir thun auch aus Glauben gute Werke von ganzem Herzen wie gehorsame Kinder Gottes, und solche Werke gefallen Gott allein; dieweil auch der Glaube und guten Werke, die aus demselben kommen, uns von Gott befohlen sind. — Nun haben wir hinlänglich dargethan, daß wir nicht auf diese Weise opfern sollen, indem es gegen das Gebot Gottes, gegen die heilige Schrift und gegen die Ehre Gottes gehe, und unsere Gründe bleiben fest und sind unwiderlegbar.

Jetzt wollen wir aber auch die Gründe unserer Gegner hören und sehen worauf sie sich stützen, und da werden wir finden, daß Alles, was sie zu sagen wissen, lauter Träume sind, die auf falsch verstandenen Schriftstellen beruhen, ja auch offenbare Lügen, welche nicht allein das sogenannte Meßopfer nicht als solches zu bewähren vermögen, sondern zum größten Theile geradezu dawiderstreiten. So wird dadurch nur noch klarer, daß jene päpstliche Messe ein verabscheuungswürdiges Gräuel sei. — Daß die Messe ein Opfer sei, sollten unsere Gegner aus irgend einer klar für sie sprechenden Stelle darthun und aus der Einsetzung Christi es bewähren: aber darin steht auch kein einziges Wörtlein, und nicht das geringste Vorbild, das für sie sprechen würde, wie oben klar dargethan worden. Sie möchten zwar gerne jene Worte: solches thut zu meinem Gedächtnisse, für sich in Anspruch nehmen und sie dahin drehen, daß sie ihrer ersonnen Lüge dienen, gleich als hätte der Herr mit diesen Worten „opfern" geheißen. Aber dieser Befehl Christi kann ihnen auf keine Weise dienen, indem diese Worte den Sinn haben: Was ihr jetzt gesehen, gehört und auch gethan habet, das thut künftig zu meinem Gedächtnisse; dagegen findet sich beim ganzen Abendmahle, das Christus geheiligt hat, auch kein Wörtchen, das für ihre Ansicht sprechen könnte. Wenn man in heiligen Dingen sein Gespött treiben dürfte, so könnte man auch sagen: „Du mußt dich an Christi Statt setzen und dich als Gott verehren lassen, dieweil der Herr ja sagt: Solches thut zu meinem Gedächtnisse! Was würde man einem antworten, der so schließen wollte? Man würde sagen, das heiße einen solchen Befehl Christo andichten. So thun aber in der That jene mit dieser Stelle: denn sie sagen „solches thut" heiße so viel als „opfern". Wenn sie aber hier, wo es sich um den Grund handelt, worauf die Lehre feststehen soll, so thöricht schließen, sodaß sie nicht einmal den Schein eines Beweises, geschweige denn einen solchen Beweis selbst anführen können, so stürzt nun all ihr übriges Gerede, das sie darauf bauen von selbst zusammen.

Sodann nehmen sie ihre Zuflucht zu drei Stellen aus dem Briefe an die Hebräer, obgleich gerade dieser Brief ihr ganzes Opferwesen bekämpft und aufhebt. Die erste dieser Stellen findet sich Hebr. 5 und lautet also: „Denn ein jeglicher Hoherpriester, der aus den Menschen genommen wird, der wird

gesetzt für die Menschen gegen Gott, auf daß er opfre Gaben und Opfer für die Sünder; der da könnte mit leiden über die, so unwissend sind und irren, nachdem er auch selbst umgeben ist mit Schwachheit. Darum muß er auch, gleichwie für das Volk, also auch für sich selbst opfern für die Sünden." Sehet ihr nicht, daß die Priester für die Sünden opfern? Sie sollten doch aufrichtiger mit der Schrift umgehen; denn diese Stelle spricht gar nichts für ihre Meinung, ja sie hat darauf gar keinen Bezug. Denn St. Paulus redet hier von den Priestern des alten Testamentes, welche ein Schattenbild auf Christum waren, was auch klar aus den folgenden Worten hervorgeht: „Und Niemand nimmt ihm selbst diese Ehre, er sei denn von Gott dazu berufen, wie Aaron." Jene waren aber aus dem Geschlechte Aarons. Wo sind jetzt jene Hohenpriester? Jenes ganze Priesterthum ist in Folge des Leidens Christi aufgehoben worden, denn Christus wollte ein Priester sein nach der Ordnung Melchisedeks. Es ist daher klar, daß diese Stelle des Briefes an die Hebräer nicht für sie spricht. Wenn sie aber diese Stelle als eine allgemein giltige ansehen wollen, so müssen sie zuerst beweisen, daß sie selbst Priester seien, denn der Name macht nicht allein den Priester. Wenn ein thörichter Bettler hörte, daß die Fürsten Land und Leute zu regieren haben, und er auch, wie es oft vorkommt, Fürst oder Graf hieße, würde es auch daraus folgen, daß der Bettler Land und Leute zu regieren hätte? Wenn nun die heilige Schrift jetzt nicht ein solches äußerliches Priesterthum, wie es vormals bestanden zuläßt, und jene Geistlichen nur dem Namen nach Priester sind, so folgt nicht gleich daraus, daß sie auch Gott Opfer darbringen. Doch mag das manchem vielleicht eine zu harte Rede scheinen, daß es jetzt überhaupt keinen Priester mehr gebe. Wir sagen aber, daß es keinen Priester mehr gibt, der für die Sünden opfern solle. Uebrigens werden alle Christen durch Christum Priester, welche das Opfer des Gebetes, der Lobpreisung, ja sich selbst zum Opfer darzubringen haben, wie der heilige Petrus sagt: (1 Petri 2, 9) „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk;" dieß ist allgemein zu allen Christen gesagt, und was noch mehr ist, der heilige Geist kann durch alle Christen andere belehren. Auch haben die Priester im neuen Testamente eine weit höhere Würde als diejenigen des alten Testaments, doch opfern sie nicht für die Sünden, dieweil Christus dieses Alles selbst vollbracht hat. — Hier sagen sie nun, wie könnte die Kirche Christi bestehen, wenn es keine Priester mehr gäbe? Wer würde die Lässigen zur Thätigkeit ermuntern? wer die Irrenden auf den rechten Weg zurückführen? Wie könnte man sich vor den Nachstellungen des Satans bewahren? Wer würde den Irrlehrern Widerstand leisten? Nothwendig müßte daraus die größte Verwirrung entstehen. — Wir antworten darauf: Gerade die aufgezählten Obliegenheiten, zu lehren, zu trösten, zu strafen, zu warnen, zu ermahnen, Irrlehren zu verhüten, und zwar Alles durch das Wort Gottes, kommen wahrhaft den Priestern des

neuen Testaments zu. Dazu wird der Herr immer einige in der Kirche erwecken. Ephes. 4. Und es ist keine Kirche Christi, die nicht mit Hirten und Lehrern sich versehen würde, aber das sind keine Meßpriester, wie wir bis jetzt solche gehabt haben, und durch welche große Verwirrung und viele Irrthümer in die Kirche eingerissen sind. Auch haben diese alles durch unzählige Ceremonien und durch Messehalten ausrichten wollen. Schon viele Jahre hat man daher die gesunde Lehre entbehren müssen.

Sie führen nun noch andere Stellen aus dem Briefe an die Hebräer an, unter anderem die Stelle Cap. 10 wo es heißt: „Denn so wir muthwillig sündigen, nachdem wir die Erkenntniß der Wahrheit empfangen haben, haben wir forthin kein anderes Opfer mehr für die Sünde." Aus diesen Worten wollen sie herauswinden, daß es für einige, nämlich für diejenigen, welche muthwillig sündigen, kein Opfer mehr gebe; für andere aber, nämlich für die Gläubigen gebe es ein Opfer; und dieses Opfer muß bei ihnen die Messe sein. Aber die Sache verhält sich nicht also; denn es heißt kurz vorher: „Wo aber Sündenvergebung ist, da ist nicht mehr Opfer für die Sünde." So erklärt eine Stelle die andere, und es wird daraus klar, daß beide, sowohl die muthwillig sündigen, als die, welche der Gnade theilhaftig geworden, kein Opfer mehr haben, obgleich aus sehr verschiedenen Gründen. Diejenigen, welche an Christum glauben, haben darum kein anderes Opfer mehr nöthig, weil Christus einmal für die Sünden aufgeopfert worden; für diejenigen aber, welche nicht glauben und muthwillig in in der Sünde verharren, opfert sich Christus nicht wieder am Kreuze. Ein großer Theil unserer Gegner weiß wohl, daß diese Stelle nicht von der Messe redet.

Die dritte Stelle, welche sie aus Hebr. 13 anführen ist ganz gegen sie, und redet für unsere Ansicht; sie lautet: „Wir haben einen Altar, daran nicht Macht haben zu essen, die der Hütte pflegen." Die Päbstler meinen, daß hier unter Altar sei der geweihte, steinerne Altar in ihren Kirchen zu verstehen, da doch Christus selbst, auf welchen wir unsere geistlichen Opfer der Gebete legen; denn kein Gebet sonst ist Gott angenehm, als dasjenige, welches durch Christum geschieht, nach Joh. 16. „So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben." Auch wird die obenangeführte Stelle des Briefes im gleichen Capitel Vers 15 näher erklärt, wo es heißt: „So lasset uns nun opfern durch ihn, das Lobopfer Gott allezeit; das ist, die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen." „Wohlzuthun und mitzutheilen aber vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl." Warum legt er es nicht aus vom Meßopfer? Daher reden wir nicht im eigentlichen Sinne, wenn wir das Abendmahl des Herrn einen Altar nennen; denn unser einiger Altar ist Christus. So spricht nun jener ganze Brief für uns, indem er von keinem anderen Opfer für die Sünden weiß, als von dem, das einst Christus für un-

sere Sünden gebracht hat. Ja unsere Gegner finden im ganzen neuen Testamente keine einzige Stelle, die für ihre Ansicht spricht. Darum flüchten sie sich in das alte Testament, nachdem sie im neuen Testamente weder klare, noch dunkle Stellen gefunden, die für sie sprechen. Im alten Testamente finden sie jedoch ebensowenig einen Beweis für ihre Irrthümer, obgleich sie einige Stellen mit Gewalt zu Gunsten ihrer Ansicht drehen wollen. Wenn wir nun dieses hinlänglich dargethan haben werden, so wird es doch wohl einleuchten, daß die Messe kein Opfer sei. Zuerst schließen sie aus einer Stelle der Genesis Kap. 14 folgender Maßen: Melchisedek war ein Vorbild auf Christum, und derselbe brachte Brot und Wein. Und er war ein Priester des Höchsten. Und dieweil Christus ein Priester ist ewiglich nach der Weise Melchisedeks, wie es Ps. 110 heißt, daher opferte Christus auch Brot und Wein. Darauf antworte ich: Es leugnet kein Christ, daß Melchisedek ein Vorbild auf Christum sei, ebensowenig, daß Christus ein Priester sei nach der Weise Melchisedeks. Worin aber Melchisedek ein Vorbild auf Christum sei, ist aufs klarste nachgewiesen im Briefe an die Hebräer Cap. 7. In diesem Briefe wird auch aufs genaueste erwogen, und werden aufgezählt alle Ehrennamen, nach welchen Melchisedek ein Vorbild Christi war, nämlich weil das Priesterthum Christi ein ewiges ist, weil Christus ein König des Friedens und der Gerechtigkeit ist, aber mit keinem Worte wird des Opfers von Brot und Wein gedacht. Auch steht in der Genesis nicht geschrieben, daß er solches Gott geopfert habe, sondern dem Abraham brachte er Brot und Wein, um ihn zu erquicken und zu ehren, sowie auch Christus uns dazu sein Wort verliehen hat. Melchisedek gab dem Abraham Brot und Wein, dieser gab ihm dagegen den Zehnten. Was wollen sie wohl nun daraus schließen? Es steht geschrieben, daß er ein Priester Gottes gewesen sei; wer leugnet aber dieses? Aber er opferte nicht Gott Brot und Wein, sondern er gab es dem Abraham. Auf gleiche Weise folgt auch nicht daraus, daß weil uns Christus Brot und Wein als Sacrament gegeben, er es Gott geopfert habe. Und wenn nun auch Melchisedek ein Priester war, so that er das doch nicht, um so zu sagen, in priesterlicher Weise. Daß er dem Abraham entgegenging heißt nicht Gott entgegengehen. Die Schrift stellt uns Melchisedek als das Bild des einigen und ewigen Priesters dar. Unsere Gegner aber theilen Christo noch andere Priester zu, die seine Stellvertreter sind, nachdem er zum Himmel hinaufgefahren; sie geben ihm gleichsam einen Vormund, um ja nichts zu unterlassen, was seine Ehre und Würde schmälern kann. Wenn man ihnen nun auch einräumen wollte, er hätte Brot und Wein Gott geopfert; so wäre doch nicht die geringste Andeutung da, daß er sich selbst unter dem Brote und Weine geopfert hätte: und so kann auch hier in keiner Weise geschlossen werden, daß Christus sich selbst unter dem Brote und Weine geopfert habe. Dazu kommt noch, daß, wenn Christus nur Brot und Wein geopfert hat, jene Priester des alten Testamentes etwas weit Herrlicheres und Größeres ge-

than haben, indem sie lebendige Opfer geschlachtet haben. — So wissen nun unsere Gegner selbst nicht, was sie reden, und indem sie Schriftstellen, die gegen ihre Ansicht sprechen, anführen, schlagen sie sich mit ihrem eigenen Schwerte.

Ueberdies führen sie noch verschiedene Schriftstellen von überallher an, wo sie irgend in der heiligen Schrift finden, daß Semmelkuchen, Mehl, ungesäuertes und besprengtes Brot Gott sei dargebracht worden, wie Exod. 25. „Und sollst allezeit Schaubrote legen vor mir," Levit. 2, wo vom ungesäuerten und besprengten Brote die Rede ist. Deßgleichen Levit. 21. wo es heißt: „Sie, die Priester, sollen ihrem Gotte heilig sein, und nicht entheiligen den Namen ihres Gottes. Denn sie opfern des Herrn Opfer, das Brot ihres Gottes; darum sollen sie heilig sein." Vor allem aber pochen sie auf jene Stelle Maleachi 1. „An „allen Orten soll meinem Namen geräuchert und ein reines Speiseopfer geo„pfert werden; denn mein Name soll herrlich werden unter den Heiden." Auch von anderen Stellen machen sie eine nicht weniger sinnwidrige und gewaltsame Anwendung; indem das Opfer von Brot den Päbstlern immer bedeutet, daß man den Leib Christi in der Messe wesentlich aufopfern müsse. Sie bilden sich ein, daß sie gar nicht mehr irren können, ja sie wähnen, daß ihre Träume überall durch das Gesetz und die Propheten bestätiget werden. Das Gleiche thun sie in Betreff des Fegefeuers. Wo immer das Wörtlein Feuer in der Bibel vorkommt, muß es das Fegefeuer bedeuten. So thun sie nun auch hier; wenn sie durchaus keinen rechten Grund, ja nicht einmal den Schein davon haben, daß der Leib Christi in der Messe geopfert werden müsse, so erdichten sie Bilder und Gleichnisse. Wo sie nur etwas vom Blute oder von anderen Opfern lesen, da muß dieses ihnen der Leib Christi bedeuten, und dazu nehmen sie noch die alten Kirchenlehrer zu Hülfe, die sie ebensowenig verstehen als die heilige Schrift. Wir wollen mit wenigen Worten auf einmal auf die angeführten Stellen antworten, und den wahren Sinn derselben anzeigen. — Wir wollen zuerst jene Stelle aus dem Propheten Maleachi zur Hand nehmen, woraus dann ersichtlich wird, was die anderen Bilder- und Gleichnißreden bedeuten. Der Prophet tadelt die jüdischen Priester, indem sie nur dem Geize ergeben waren. Statt dessen hätten sie sollen dem Herrn ein reines Volk bereiten und dessen Sitten nach dem Gesetze des Herrn bilden, wie das folgende Capitel es bezeugt. Statt dem Volke die Gerechtigkeit einzuprägen, und dasselbe zur Frömmigkeit und zu allen Tugenden heranzubilden, haben sie thörichte und eitle Menschenerfindungen gelehrt, und dem Herrn ein heuchlerisches Volk mit argem Herzen dargestellt. So werden sie bildlich „ein unreines Brot, ein blindes, lahmes und krankes Opfer" genannt. Es ist aber offenbar, daß dieses unreine Brot nicht den reinen Leib des Herrn bezeichnen könne, auch wollen sie selbst nicht ihn für ein verstümmeltes und lahmes Opfer halten; daher bezeichnen jenes Brot und jene Opfer

das Volk, wie auch Paulus 1 Cor. 10 erklärt: „Wir viele sind ein Brot und ein Leib.“ Und Röm. 15 sagt er: „Ich soll ein Diener Christi sein unter die Heiden, zu opfern das Evangelium Gottes, auf daß die Heiden ein Opfer werden, Gott angenehm, geheiligt durch den heiligen Geist.“ Weil nun die Priester unter den Juden durch Lehre und Beispiel das Volk zur Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit verleiteten, so straft sie der Herr und droht ihnen, er wolle andere Priester bestellen, durch welche heilige und reine Opfer nicht allein unter den Juden, sondern auch unter den Heiden dargebracht werden, das heißt, durch welche das Volk zur wahren Gerechtigkeit, Frömmigkeit und zu einem lauteren Gottesdienste herangebildet werde; und so verkündigte er die zukünftigen Priester, welche Opfer der Gerechtigkeit bringen werden: Dieses haben denn auch die heiligen Apostel und alle wahren Diener des Wortes Gottes gethan, und so wurde das Volk Gottes, das da ist der geistliche Leib Christi durch ihre Lehre hinzugeführt und Gott dargebracht. In gleicher Weise sagt auch der Apostel Paulus den Corinthern (2 Corinth. 11, 2). „Ich habe euch Einem Manne verlobet, Christo, um euch ihm als seine Jungfrau zuzuführen.“ — Mit diesen Worten will er nichts anderes sagen, als daß er durch seine Predigten und Wunderzeichen die Heiden, welche früher fleischlich gesinnet waren, zu Gott hinzugeführt und sie gleichsam als ein heiliges Opfer Ihm dargebracht habe. Daher ermahnet er sie auch Röm. 12. bei der Barmherzigkeit Gottes, daß sie ihre Leiber, das ist, sich selbst begeben sollen als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer zu einem vernünftigen Gottesdienste.“ So ist das Volk Gottes in geistiger Weise die Speise und Wonne, nach der Christus verlangt Joh. 4. Das sind auch jene zwölf Schaubrode, die, durch die zwölf Apostel bekehrt, stets vor Gottes Angesicht erscheinen. Das sind die wahren Priester, und damit sie solches bewirken können, müssen sie heilig sein, und sich von allem enthalten, was sie am Dienste Gottes verhindern könnte. Sie sind das vormals sogenannte ungesäuerte Brot, weil die Christen in der Wahrheit, fern von Heuchelei und Lüge wandeln sollen, sie sollen auch besprengt sein mit Oel, das heißt, mit der Gnade des heiligen Geistes, der wahren Liebe und des wahren Erbarmens, wodurch sie Gott gefallen.

Das ist die rechte Auslegung, wie sie sich durch die heilige Schrift selbst bewährt. Die Deutung der Päbstler dagegen, wenn sie gleich das Zeugniß einiger Schulgelehrten für sich anführen, kann mit keiner Schriftstelle bewährt werden. Auch wissen wir aus der heiligen Schrift, daß das Wort Gottes auch mit dem Worte Brot bezeichnet wird, wie wir es Matth. 4 finden. „Der Mensch lebt nicht allein vom Brote, sondern von jeglichem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt.“ Dieses Brot sollen die Priester dem Volke getreulich und ohne Fälschung vorlegen und austheilen. Auch bedeutet an dieser Stelle das geistliche Brot nicht ein Opfer, sondern den Dienst des Evangeliums und der Geheimnisse Gottes. Das ist das wahre Manna, das

Brot der Engel, welches vom Himmel herab dem Menschen verliehen worden zu einer wahren Speise. Das sind Bilder, welche durch die heilige Schrift bewährt, von den heiligen Aposteln uns überliefert und ausgelegt worden. Andere Bilder, welche von Menschen erfunden worden, sind nur erdacht zur Vertheidigung von Irrlehren und haben für uns keine Bedeutung. Aus diesem allem läßt sich leicht erkennen, welche Opfer die Apostel Gott dargebracht haben und welche die wahren Priester noch immer darbringen, nämlich die gläubige Gemeinde, die sie durch die gesunde Lehre zu Gott hinleiten, aber keineswegs opfern sie den wirklichen natürlichen Leib Christi, wie das Fleisch es wähnet, denn das hieße Christum wiederum ans Kreuz schlagen. — Sie wähnen nun noch einen starken Beweisgrund für ihre Ansicht in der Stelle des Propheten Daniel Cap. 8, 12 zu finden, wo geschrieben steht, wie das tägliche Opfer aufhören müsse. Aus dieser Stelle wollen sie wissen, daß das tägliche Opfer ihre Messe bedeute, die jetzt schon da und dort aufzuhören beginne. Das ist aber eine durchaus falsche Deutung. Denn offenbar ist unter dem täglichen Opfer jenes Opfer zu verstehen, welches zwei Mal des Tages nämlich Morgens und Abends dargebracht wurde Exod. 29. Dieses Opfer ist nun sammt allen übrigen Opfern der Juden aufgehoben worden, da Christus sich selbst als das einige, wahre Opfer auf dem Altar des Kreuzes dargebracht hat. Es ist daher klar, daß ihre Messe nicht jenes tägliche Opfer sein kann, denn sie halten sie auch nicht zwei Mal des Tages, am Morgen und am Abend. So ist es auch nach dem Zeugniß des Eusebius ausgemacht, daß das heilige Abendmahl vor Zeiten unter einigen Bischöfen nur zwei oder drei Mal in einem ganzen Jahre gehalten wurde. Jene Weissagung Daniels aber über das tägliche Opfer ist unter Antiochus, dem Tyrannen in Erfüllung gegangen, indem zu dieser Zeit der Tempel der Juden drei oder mehre Jahre verlassen war, und kein Opfer darin dargebracht wurde. Dagegen ist es wohl wahr, daß jener Antiochus ein Vorbild des Antichrists war, der den wahren Gottesdienst, das ist, das Vertrauen auf Gott aufgehoben, verderbt und ausgetilgt hat: denn der Glaube ist verschwunden, wo die Menschen mehr auf ihre Kraft und gute Werke sich verlassen, als auf die Gnade Gottes. Wenn wir aber das heilige Abendmahl des Herrn nach dem Vorbilde und Befehle Christi genießen und die Messe dagegen unterlassen, so ist das nichts weniger als eine Vernachlässigung oder Verachtung des Gottesdienstes. Aus diesem Allem ersieht man deutlich, wie wenig unsere Gegner die heilige Schrift kennen und verstehen, indem sie gegen die Wahrheit und gegen unseren Glauben ankämpfen. — Sie führen ferner noch andere Bilder und Träume für ihre Ansicht an, doch sind dieselben ohne alle Bedeutung. Wir wollen jedoch noch einige davon berühren. — Zuerst sagen sie: jenes Osterlamm des alten Bundes wurde alljährlich dargebracht, daher muß auch Christus, das wahrhaftige Osterlamm öfters dargebracht werden. Es giebt wohl kaum etwas Ungereimteres als diesen Schluß. Jenes Osterlamm wurde ja nicht für die Sün-

den geopfert, sondern nur geschlachtet und genossen zum Andenken an den Ueberschritt des Engels des Verderbens in Aegypten. Jetzt aber wird das Meßopfer von den Päpstlern für die Sünden dargebracht, und es soll ja nicht allein eine Erinnerung au den Tod des Herrn sein. Die übrigen Opfer mußten, weil sie unvollkommen waren, öfters wiederholt werden. Christus aber das vollkommene und vollgiltige Opfer sollte nur einmal geopfert werden. In der Nacht müssen öfters viele Lichter angezündet werden, während die Sonne hinreicht den Tag vollkommen zu erleuchten.

Was sie aber sagen über die Stelle Act. 13, 2 („Da sie aber den Herrn dieneten und fasteten, sprach der heilige Geist" 2c.) indem sie dem Worte: „dienen" (λειτουργεῖν) die Bedeutung von „opfern" beilegen, das ist wiederum eine leere falsche Deutung, indem „dienen" hier im gleichem Sinne steht, wie auch Paulus das Wort Römer 13 von der Obrigkeit gebraucht. Es müßte daher nach ihrer Auslegung auch jeder Schultheiß seines Amtes halben ein Priester sein (ein Liturg).

Sie sagen ferner: Da Christus sich selbst geopfert hat, so kann ihn auch seine Braut, die Kirche, für die Sünden opfern, was sie auch in der Messe thut. Auch das ist nicht wahr, daß die Kirche alles thut, was Christus gethan hat. Christus ist für uns gestorben, so müßte denn auch die Kirche für uns gestorben sein! Christus ist das Haupt und der oberste Priester, daher müßten auch wir das Haupt sein! So ist all ihr Gerede eitel und nichtig. Sie fahren fort zu behaupten: Christus konnte unter körperlichen Leiden und Schmerzen aufgeopfert werden, daher kann er auch ohne Leiden dargebracht werden. Er konnte einmal zum Opfer werden, daher kann er auch öfters das Opfer sein. Wer sieht da nicht ein, wie gar nichts dieses beweiset? Es ist ja nicht die Frage, was Christus sein könne, sondern was Christus gethan habe, und was die heilige Schrift darüber lehre. Christus vermag auch anderes zu thun, thut aber dennoch nicht alles, was er vermag. Sie sprechen auch: „besser ist geben als nehmen" im Opfer wird gegeben, im Genusse des heiligen Abendmahles wird nur empfangen, daher ist es besser daß man opfere. Aber sie sollen zuerst beweisen, wer ihnen die Macht zu einem solchen Opfer verliehen, und wo der Herr es geboten habe. Es ist wohl wahr, daß es weit herrlicher und besser ist, Herr, Gott und Erlöser, als nur Geschöpf und Diener zu sein. Was wäre das aber für eine schändliche Lästerung, wenn einer sich herausnähme, Gott und Erlöser sein zu wollen? Eine nicht minder große und arge Lästerung ist es aber, wenn Sünder sich unterstehen Christum für die Sünden zu opfern. So geschieht es, daß sie, je eifriger sie beflissen sind ihre Irrlehren zu vertheidigen, desto schwerer sie sich gegen die Ehre Gottes versündigen. Einige Päpstler tragen auch kein Bedenken, zu sagen, daß weil die Menschen täglich sündigen, so müsse man auch täglich für die Sünde opfern: Christus habe auch nicht alle Sünden, sondern nur die sogenannte Erbsünde hinweggenommen; die täglichen Sünden aber müssen

durch andere Mittel, nämlich durch gute Werke und Opfer gesühnet werden. — Daneben wagen sie andere eben so unchristliche Behauptungen, welche dermaßen mit der christlichen Lehre vom Glauben streiten, daß jeder Christ ihre Grundlosigkeit leicht durchschaut.

So haben wir nun, ehrsame, weise, gnädige und liebe Herren, die Einsetzung des heiligen Abendmahles, wie sie von Christo geschehen im Lichte der Wahrheit mit den menschlichen Erfindungen und Zusätzen erwogen und verglichen, und so, Gott sei Dank, die Erfindungen der Gegner widerlegt, und dargethan, daß Christus auf keine Weise von neuem geopfert werden könne. Daher ist es denn ganz wahr, wie wir auch davon öffentlich geprediget, daß die Messe, wie sie bisher in Uebung gewesen, kein Opfer sei für die Sünden, sondern ein entsetzlicher Gräuel vor Gott, und daß sie somit auch nicht so vom Herrn eingesetzt worden: daher sollen denn auch alle Christen sie meiden und fliehen, und sich zum wahren Gebrauche des heiligen Abendmahles nach der Einsetzung Christi bekehren. Wir hätten noch mehr darüber sagen können, aber wir haben uns der Kürze beflissen, indem wir befürchteten, mit größerer Weitläufigkeit eurer Weisheit beschwerlich zu fallen. Wenn ihr jedoch etwas mehr verlanget, so sind wir bereit, euch mit mehrerem zu entsprechen. Aber wir glauben, daß die Zeugnisse und Beweise, die in dieser Schrift enthalten sind, jedem, der die Wahrheit liebet und suchet, genügen werden. Endlich wollen wir eure ehrsame Weisheit demüthig und ernstlich gebeten haben, daß, wenn in diesem Schreiben gegen irgend Jemanden zu hart gesprochen zu sein scheint, ihr solches uns nicht verargen wollet; denn wir haben Niemanden von den Gegnern persönlich angegriffen, haben auch durchaus keinen eigenen Nutzen dabei im Auge gehabt. Denn wenn wir nach dem Beispiele unserer Gegner die Wahrheit verlassen und die Messe vertheidigen wollten, würden wir mehr irdische Vortheile erlangen. Aber davor wolle uns Gott bewahren; tausendmal lieber sterben und alle Armuth und Schmach leiden!" Einzig und allein die Größe der Sünde, die Christum so ganz verdunkelt, daß er nicht mag erkannt werden, dringt uns zu reden, und nicht zu schweigen. Ja es bleiben unsre Worte noch immer hinter dem Gräuel des Lasters zurück. Die Größe desselben übertrifft jeden Ausdruck. Auch wissen wir, daß wir dem furchtbaren Zorne Gottes nicht zu entgehen vermögen, wenn wir dazu schweigen und nicht reden, wie uns von Gott geboten worden Ezechiel 3 und 33 und Jesaias 58 und an anderen unzählbaren Stellen der heiligen Schrift. Aber nicht allein uns ist dieses zu lehren durch das Wort Gottes geboten, sondern auch euch, der Obrigkeit, ist es anbefohlen, daß ihr Sorge traget für diese so ernste Angelegenheit: denn euch ist vom Herrn die Gewalt anvertraut, daß ihr das Böse ausrottet, und gerechtes Gericht haltet. Wir behaupten und wollen es durch die heilige Schrift bewähren, auch ist es zum großen Theile schon bewährt, daß es unter denjenigen, welche Christum bekennen keine größere Abgötterei, Verwirrung, Lästerung, Simonie und kein größeres Seelen-

verderben unter dem Himmel gebe, als jene päpstliche Messe, wie herrlich sie auch in den Augen der Menschen scheinen mag. Es gibt keine schrecklichere Frevelthat, kein grausames Verbrechen, wie es auch immer heiße (Diebstahl, Hurerei, Mord und Todtschlag), das solchen Schaden anrichte, wie das lästerliche Wesen der Meßpriester. Wenn daher die Obrigkeit die Aufgabe und Pflicht hat, die Frevler zu strafen und zu besseren, so kommt es ihr auch in dieser Angelegenheit zu ihre Gewalt und ihr Recht auszuüben; ja es darf keine fromme Obrigkeit ihre Augen davor verschließen und dazu schweigen. Das Heil der Seelen gilt mehr als irdische Güter und als leibliches Leben und leibliche Wohlfahrt. Ewig verloren gehen ist, wie Jeder wohl weiß, weit ärger, als jeden irdischen Verlust erfahren. Christum Jesum zum Gespötte haben und ihn verachten gilt mehr als alle Geschöpfe verachten. Wir versehen uns zu eurer Weisheit, daß sie sich weder täuschen noch irre führen lasse durch die lange Dauer dieses Mißbrauches, noch durch das Beispiel einiger Fürsten und Obrigkeiten, welche entweder keine Sorge tragen für das Heil der Seelen oder die Wahrheit nicht kennen, oder sie nicht kennen wollen. Vielmehr wollen wir uns nach dem Vorbilde frommer Oberen richten. Wir haben keine Entschuldigung, wenn wir nicht der erkannten Wahrheit mit Hintenansetzung alles Uebrigen unverzüglich Folge geben. Daher hegen wir gute Hoffnung, daß ihr alle diejenigen Maßregeln ergreifen wollet, welche zur Steuer dieser Lästerungen, zum Heile der Kirche Christi und zum wahren Frieden dienen. Denn ihr wisset wohl, daß der Zorn und die Strafe Gottes gleichmäßig diejenigen trifft, die solches thun und die demselben beistimmen. Auch hat der Herr nicht ohne weise Ursache und Absicht euch vor vielen Anderen seine Wahrheit geoffenbaret. Es ist ein gutes Zeichen einer besonderen Gnade Gottes, wenn wir die geoffenbarte Wahrheit mit willigen Herzen aufnehmen. Dagegen ist es ein Zeichen des großen unversöhnlichen Zornes Gottes, wenn solche Wahrheit verschmäht wird. Darum, gnädige, liebe Herren, so lieb euch euere und der Euern Seele ist, lasset euch befohlen sein die Ehre Gottes, die große Noth leidet und nehmet die Sache ernstlich an die Hand. Wir wollen euch damit nicht ermahnen der Priesterschaft alle ihre zeitlichen Einkünfte zu entziehen oder noch härter gegen sie zu verfahren und ihnen an Gut und Leben zu schaden. Nein! solches sei ferne von uns! Aber um das Einige bitten wir, daß ihnen nicht gestattet werde, alle möglichen Irrthümer mit der Länge der Zeit, in der sie gedauert, und mit dem sogenannten Ansehen einiger Väter, dessen Bedeutung sie selbst nicht kennen, alle möglichen Irrthümer zu vertheidigen, sondern daß sie ihre Behauptungen mit dem Worte Gottes bewähren müssen. Wenn sie aber dieses nicht können, so sollen sie abstehen von jenem entsetzlichen Gräuel und jener abscheulichen Abgötterei, und der Wahrheit die Ehre geben, bis sie ihre sogenannte Messe als einen solchen Gottesdienst darzuthun vermögen, als den sie dieselbe angesehen wissen wollen. — Was wir uns im Herzen vorgenommen, wird, wie wir hoffen, bei Allen Billigung finden, und

es wird Niemand das Vornehmen eurer wahren auf Gottesfurcht beruhenden Weisheit mit Recht tadeln können: im Gegentheile werden alle Frommen, die verständigen Herzens sind um euretwillen Gott preisen und eure Stadt Basel segnen. Die Gottlosen aber, die keinen Sinn für Gott haben, und der Wahrheit widerstreiten, die werden sich allen euren frommen Unternehmungen widersetzen, und werden Alles, was wahr und recht ist, tadeln, verleumden und bekämpfen. Aber wir sollen auf unseren Herrn und Gott vertrauen, und mit Hintansetzung alles Uebrigen seine Gebote halten, sein Reich vor Allem und über Alles suchen, dann wird uns auch alles Andere, was uns an Leib und Seele noth ist, zufallen. Wir befehlen uns mit all unserm Vermögen, mit Leib und Leben, soweit wir es mit Gott verantworten können, als willige und gehorsame Diener eurer Gnaden in aller Unterthänigkeit und Ergebenheit:

Johannes Hausschein, genannt Oekolampadius,
Leutpriester bei St. Martin.
Marcus Berschi,
Leutpriester bei St. Leonhard.
Wolfgang Wyßenburg,
Leutpriester im Spital.
Johannes Lüthart,
Prediger bei den Barfüßern.
Thomas Geierfalk,
Prediger bei den Augustinern.
Balthasar Vögeli,
Diacon zu St. Leonhard.
Hieronymus Bothanus,
Diakon zu St. Martin.

IV.

Zur Katechese.

1.

Rede an die Confirmanden.

Damit meine Rede an die Jugend, als an die Unerfahrnen und Unbefestigten, die noch der Milch der Lehre bedürfen, statt der festen Speise, nicht vergeblich sei, müssen die Eltern und die in der evangelischen Lehre Erfahrnern das zu Hause üben, was hier der Jugend nahe gebracht wird. Die häusliche Belehrung und Zucht ist, wenn sie ernstlich gehandhabt wird, von großer Bedeutung und für die Kirche Christi durchaus nothwendig, denn wenn wir sie vernachlässigen, wie solches leider bisher der Fall gewesen, so fassen unsere noch so gelehrten und frommen Predigten in ihren Herzen keine Wurzel, da ihr Sinn ohnehin mehr zur Zerstreuung und zum Leichtsinn als zum Ernste sich hinneigt. Denn es giebt nur Wenige, die sich um die Angelegenheiten des Heils bekümmern, wenn sie nicht gleich von der Wiege an in der Furcht des Herrn erzogen werden.

Ich rede aber zu euch, liebe Knaben und Töchter, die ihr in der heiligen Taufe Christo geweihet worden. Eure Eltern, von denen einige noch im Leben wallen, andere aber schon gestorben sind, haben euch in guter christlicher Gesinnung der Kirche Christi durch das Sacrament der heiligen Taufe dargebracht, damit ihr nämlich der Welt und der Sünde absterbet. Bedenket, wozu euch Gott dieses Leben verliehen hat; nicht damit ihr allein hienieden eure irdische Lebenszeit zubringet und euch große Reichthümer sammelt, sondern damit ihr das Reich Gottes gewinnet. Dieses wird aber euch nur dann zu Theil, wenn ihr in der Furcht des Herrn wandelt, und der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, nachjaget. Wenn wir einen argen Lebenswandel führen und nach gemeinem Brauch der Knaben und Töchter den breiten Weg der Sünde wandeln, so erwartet uns die Verdammniß, das Feuer, das nimmer erlischt, dieweil Gott ein gerechter Richter ist. Bedenket auch wohl, daß ihr im Himmel ewiger Freude und Wonne mit den Engeln und allen Seligen

theilhaftig werdet, wenn ihr nach den Geboten Gottes wandelt. Wenn ihr aber in der Gottlosigkeit und in der Sünde verharret, so wird euch das Feuer, das nimmer erlischt, mit dem Teufel zu Theil.

Ihr seid, liebe Knaben und Töchter, nach Gottes Geboten gehalten, euern Eltern in allen andern Dingen zu gehorchen, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, die euer Seelenheil betreffen. Würdet ihr auch darin ihnen unbedingt folgen, auch wenn sie euch verkehrt weisen, so hättet ihr keine Entschuldigung vor Gott. Ihm muß man zuerst und vor allen Dingen die Ehre geben, und erst dann auch den Eltern. Was würde es dir nützen, wenn dir die Eltern gewogen wären, und dich zum Erben aller ihrer Güter einsetzten, dabei aber die böse Lust in dir nährten, und du dadurch der Gnade Gottes, ohne welche es kein Heil giebt, verlustig gingest? Nichts Schädlicheres, nichts Verdammlicheres könnte dich treffen! Es wäre gleich, als wollte man einen mit Disteln und Dornen bewachsenen Acker dem Besitze der ganzen Welt vorziehen. Gewöhnlich folgt die heranwachsende Jugend dem Beispiele der großen Menge, die nicht unterscheidet zwischen Gutem und Bösem, und das Göttliche entweder nicht kennet oder es verschmäht. Ihr aber gehorchet vor Allem dem Worte des Herrn und höret auf dasselbe mit aller Aufmerksamkeit und ohne Unterlaß Und wenn euch die Eltern auch deßwegen zürnen, und es euch verweisen wollten, so soll es euch doch mehr daran liegen, daß ihr den Zorn des himmlischen Vaters euch nicht zuziehet, der Leib und Seele verderben kann, als denjenigen der Eltern, welche euch nur im Aeußerlichen Unannehmlichkeiten bereiten können. Wen soll man daher mehr fürchten, Gott, der Alles vermag und der uns die himmlischen Güter verheißen hat, oder die Eltern, welche uns nur Irdisches geben, was uns die Diebe stehlen und was wir in kurzer Zeit verlieren können? Ohne Zweifel, Gott. Ich kenne aber Eltern und zwar so genau als die Nägel an meinen Fingern, welche mit der größten Sorgfalt ihre Kinder zu verhindern suchen, das Wort Gottes zu hören. O der thörichten und verkehrten Menschen, wie ganz unwürdig sind sie des christlichen Namens! Es ist ein Bedürfniß für jeden Menschen, irgend einem Gotte zu dienen, daher dienst du entweder dem Gotte, der Himmel und Erde erschaffen hat, oder dem Teufel, dem Feinde des Menschengeschlechts. Auch Christus, unser Heiland spricht, Matthäus 6. „Niemand kann zween Herren dienen". Die nicht Gott dienen wollen, dienen dem Satan, und alle, die ein unchristliches Leben führen, sind des Satans Diener. Aus diesem Grunde werden die Kinder der Christen ermahnt, dem Satan und seinen Werken abzusagen*). So geloben sie auch, ins Künftige, wenn Gott ihnen das Leben erhalte, christlich zu leben, und auf dasjenige zu hören, zu achten und es zu üben, was

*) Diese Entsagung (Renuntiatio) findet sich noch in der Basler Taufliturgie. Sie ist wohl zu unterscheiden von dem Exorcismus, den die reformirte Kirche nie gehabt hat.

Gott ihnen gebiete und erlaube, das aber zu meiden, was er ihnen verbiete. Und das ist auch das angenehmste Gelübde vor Gott. Erfüllet ihr dasselbe nicht, oder schlaget ihr es in den Wind, so werdet ihr eid- und bundesbrüchig. — Sage auch nicht, ich selbst habe in meiner Taufe nichts gelobet. Die Eltern und Taufzeugen haben dieß in deinem Namen gethan, daher ermahne und beschwöre ich auch dieselben, daß sie dafür sorgen, daß dieses Gelübde erfüllt werde.

Ich bin überzeugt, daß die Mehrzahl der Jugend nicht weiß, was Gott oder was Satan, was gut oder was böse sei. Gott und Satan sind nicht das, was wir unter ihrem Namen auf Gemälden und an den Wänden dargestellt sehen. Wenn du weißt, wie barmherzig, gütig, gelind, sanftmüthig, langmüthig, geduldig und gerecht Gott ist, alsdann erkennest du Gott recht, denn in diesen Eigenschaften offenbart er sich uns. Dagegen ist der Satan nichts Anderes als Unbarmherzigkeit, Haß, Neid, Mord, Lüge, Verachtung des Nächsten und alles Ueble. Die sind daher wahre Kinder Gottes, welche in den Tugenden der Unschuld, der Barmherzigkeit, der Frömmigkeit und aufrichtiger Liebe Gott nachfolgen. Kinder des Satans dagegen sind die Lügner, die Grausamen, die Unbarmherzigen, die den Eltern ungehorsam und eidbrüchig sind, die Gott nicht gehorchen, noch das thun, was ihm gefällig ist, dagegen stets dem Satan dienen und ihm zu Gefallen leben. — Willst Du nun Gott dienen, so richte vor Allem die Augen deines Geistes auf Christum und sei gerecht, gütig, gelind, wahr und treu. — Du hast in der Taufe dem Satan und seinen Werken abgesagt. Ich will dir nun kurz melden, was das für Werke sind, nämlich: die Mitmenschen verläumden, sie verspotten und verachten, Wittwen und Greise verhöhnen, den Eltern keine Ehre erweisen, und vor Allem das Wort Gottes geringschätzen und den Namen Gottes verlästern. Die Kinder dieser Welt schreiten hoffährtig einher, mit gespornten Stiefeln, als gälte es ewig hier zu leben, halten Trinkgelage und laufen allen Tanzanläßen nach, stürmen die ganze Nacht auf den Gassen herum und stören mit ihrem Geschrei die Nachtruhe der Greise und Kranken. Die Ermahnungen der Eltern verachten sie und mit ihren Zusprüchen treiben sie ihr Gespötte, ja was noch mehr zu beklagen ist, die Mehrzahl von ihnen ist so unwissend, daß sie nicht einmal das „Unser Vater" beten können, und wenn sie es auch nothdürftig hersagen, so verstehen sie doch nicht, was die Worte bedeuten. Sie plappern das Gebet gedankenlos her, wie sie früher zu bestimmten Stunden Psalmen hergeleiert haben. — Die Jugend hingegen, welche Christo dienet, und die sich von Herzen ihm ergeben hat, hütet sich vor solchem Gräuel der Sünde. Lasset euch durch solche in der Frömmigkeit und dem wahren Gottesdienst nicht hindern, welche hier ihre kurze Lebenszeit in der Gottlosigkeit und Schande zubringen, mögen dieselben Geistliche oder Laien sein. Stolz und Hoffahrt dieser Welt gefallen Gott niemals. Es schmeichelt zwar solches der Jugend, die noch nicht zur Vernunft gekommen, und die den ernsten

Zweck unsers Lebens noch nicht kennen gelernt hat. Eitelkeit und Verwirrungen sind spielen, saufen, pochen und müßiggehen. — O wie schlimm ist unsere Jugend von Kindheit an unterwiesen worden! Wir können an den Alten wahrnehmen, welche unchristliche Früchte solche Erziehung trägt. — Es ergeht unserer Jugend noch immer, wie den ersten Eltern im Paradiese, die, weil sie auf Anrathen des Teufels von der Frucht gegessen, deren Genuß ihnen Gott verboten hatte, damit sie allein auf Ihn achten, in unsägliches Elend versanken, unter welchem wir Alle noch heutiges Tages seufzen. So wähnt die Jugend noch immer, die Herrlichkeit dieser Welt biete nichts als Liebliches und Angenehmes und enthalte gleichsam nur Honig und Honigseim, während in Wahrheit nur Gift, ja die ewige Verdammniß sich darunter birgt. Wir wollen keine ehrbaren Freudengenüsse, keine Leibesübungen, die nicht wider den Anstand streiten, verboten haben. — Der Satan aber bestrickt die Jugend, die auf ihn horchet, mit großer Schlauheit und mit den ausgesuchtesten Lockmitteln, lenkt sie von allem Guten ab, damit sie verloren gehen, indem sie ohne Gottesfurcht leben, Scheu und Scham, die schönsten Zierden der Jungfrauen wegwerfen, und nichts nach Gott, nach Wahrheit, nach Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit, Anständigkeit und nach andern Tugenden mehr fragen. Dieses ihr großes Verderben entspringt aber daher, daß sie das Wort Gottes nicht hören wollen, und von den Eltern auch nicht dazu angeleitet und angehalten werden. O Eltern! wisset ihr nicht, welche Pflichten ihr gegen eure Kinder bei ihrer Taufe übernommen habt? O Kinder, gedenket ihr nicht an euer Taufgelübde? Wahrlich ich sage euch, man darf nicht gering achten, was man Gott gelobet hat; denn er will daß wir Ihm Treue halten und hat den Treubruch mit den härtesten Strafen bedroht.

Nach dem Ausspruche Christi giebt es zwei Wege durch dieses Leben: der eine führt zum Leben, der andere zum Verderben. Merke wohl auf, o Jugend Gottes! Der eine Weg ist steil, voll Disteln und Dornen, und Wenige sind ihrer, die auf ihm wandeln; wenn man ihn aber einmal betreten hat, so wird er immer angenehmer und lieblicher und führt am Ende uns zur ewigen Seligkeit. Der andere Weg aber scheint Anfangs gar lieblich, als würde er zu allem Guten leiten, aber er endet in den Abgrund der Hölle, wo der Satan mit den Engeln der Finsterniß zum Gerichte aufbehalten wird. Daher ruft Christus aus: „Gehet ein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammniß abführt; und ihrer sind Viele, die darauf wandeln. Und die Pforte ist enge, und der Weg ist schmal, der zum Leben führet; und Wenige sind ihrer, die ihn finden.“ Unter dem schmalen Wege ist das Leben der Christen zu verstehen, die sich in der Trübsal dieser Zeit üben, und nicht laß noch müde werden, bis sie das ersehnte Ziel erreicht haben.

Es wenden hier Einige ein: Soll ich denn nicht mit meinen Freunden und Verwandten mehr Umgang pflegen, nicht mit meinen Nachbarn oder

sonst ein oder zweimal in der Woche eine Freude genießen? Ich will ja kein freudescheuer Frömmler werden! Wer will sich nach einer so strengen Lebensregel richten? Wir sind ja Menschen und keine Engel! Ich kenne wohl die Einwendungen dieser Welt und weiß sie auch in ihrem Werthe zu würdigen; folge du aber meinen Rathe und richte deinen Lebenswandel nach dem Worte Gottes, und du wirst bald erfahren, daß die Lehren und Vorschriften, welche dir am Meisten mißfallen, dir in der Folge am liebsten werden, und auch am leichtesten zu erfüllen sind. — Ich zweifle alsdann auch nicht, daß du mir großen Dank wissen wirst, daß ich dich durch meinen Rath von diesem Uebel befreit habe. Ich wünschte euch Knaben, das furchtbare Ende derjenigen, welche so gottlos leben, lebhaft vor Augen führen zu können. Die Einen werden im Rausche und in der Raserei erschlagen, Andere an den Gliedern verstümmelt, Andere wieder lassen sich gegen gegebenes Treuwort und Versprechen zu ungerechten Kriegszügen verleiten, und werden da um schnöden Soldes willen, wie unvernünftiges Vieh, niedergestochen, Andere endlich ermorden sich selbst um geringfügiger Ursache willen. Und wer will die grausamen und schimpflichen Todesarten alle aufzählen, die solche, welche weder ihren Eltern noch Gott gehorchen, erleiden müssen! Es bedarf nicht, daß wir besondere Beispiele anführen, da wir täglich Anlaß haben zu sehen, welch trauriges Lebensende solche Taugenichtse nehmen.

Auf gleiche Weise muß ich von jenen ausgelassenen, geilen Mädchen reden, die mit unzüchtigen Gespielinnen umgehen, jeden jungen Mann frech anlachen, und an schamlosen Liedern Vergnügen finden. Da werden sie in Folge ihrer Ausschweifungen schwanger, gebären heimlich und werden dann entweder öffentliche Dirnen oder versinken in die tiefste Armuth und müssen darin ein höchst elendes Leben führen, bedeckt mit Schande. Welcher rechtschaffene Jüngling möchte noch ein so ausgelassenes Geschöpf zur Gattin nehmen? — Und welchen Kleideraufwand, guter Gott, machen diese armen Mädchen? Selbst die Heiden hätten solche Kleidertracht verboten. — Lernet daher Gott fürchten und höret auf sein Wort mit ganzem Herzen alle Morgen und besonders an den Sonntagen. — Lasset euch nicht verdrießen, liebe jungen Leute! wenn man euch wegen eurer Gottesfurcht verachtet, hat doch Gott sein Wohlgefallen daran, und uns soll es genügen, Gott zu leben und ihm zu sterben. Seid stets mehr darauf bedacht, wie ihr Gott allezeit ähnlicher werdet, und verachtet jene leichtsinnigen Taugenichtse, die nichts Anderes kennen, als zechen, spielen, oder sich auf den Straßen den Leuten zeigen. Wenn uns Gott aber auch hienieden ein langes Leben gewährt, und wir dasselbe in aller Ausgelassenheit zubringen, so werden wir doch dort in das ewige Feuer geworfen. Der Prophet Jeremias sagt: „Gut ist es dem Manne, daß er sein Joch trage in seiner Jugend." Gut ist es aber auch dem Manne, daß er seine Seele gewöhne in seiner Jugend, das Joch der Gebote Gottes zu tragen. — Wenn wir Gott gehorchen, so wird er auch das stürmische Meer der Prüfungen

bald stillen, dieweil der Herr niemals die Seinen verläßt. Die Alten, welche durch das Wort des Evangeliums erleuchtet worden, verstehen meine Rede, und beklagen von ganzem Herzen das Elend, in welchem sie von zarter Jugend an sich befunden. — Ach, sagen sie, hätten wir von Jugend auf das Evangelium und das Wort Gottes so predigen gehört, wie wir es jetzt, Gott Lob, hören, so wären wir nie unter den Zorn Gottes gefallen. — Die Jugend gleicht den jungen Bäumen, die zu rechter Zeit nach Belieben sich biegen und ziehen, wenn sie aber erstarrt sind, sich lieber brechen, als nach einer andern Richtung biegen lassen, als sie von Natur angenommen haben. So können auch reißende Thiere, wie Löwen, gezähmt werden, wenn man sie von Jugend auf an Menschen gewöhnt. Die gleiche Bewandniß hat es auch mit der Jugend. Böse Jugendangewöhnungen sind die vornehmsten Ursachen eines verkehrten Lebens. Unanständige und leichtsinnige Reden verrathen ein arges und verkehrtes Herz. Ihr müßt mit weit größerer Sorgfalt darauf sehen und achten, mit wem die Eurigen Umgang pflegen und zusammenleben, denn gerade durch solche Sorgfalt und Aufmerksamkeit bildet ihr sie vorzugsweise zu einem christlichen Lebenswandel heran. Die Jugend ist Gott geweiht und heilig. — Solches bedenke von ganzer Seele und erschrecke vor dem Zorn Gottes. Oder könntest du wohl noch ruhig und sicher schlafen, wenn du in denselben gefallen wärest? — Es ist ja schon ein Kreuz für einen rechtschaffenen Mann, wenn sein Nachbar ihm grollet; und ein Kind, das durch einen Fehltritt den Zorn seines Vaters erregt hat, weiß nicht, wohin es sich vor demselben flüchten soll, oder wie es denselben durch einnehmende Schmeichelworte und Thränen wieder besänftigen könne. Wie viel mehr sollen wir uns angelegen sein lassen und auf jede Weise trachten, die Gnade Gottes wieder zu erlangen, den wir so oft, ja stündlich beleidigen, und der uns Leib und Seele verliehen hat? Was die Eltern uns geben können, ist nur wenig im Vergleich zu dem, was wir als freies Geschenk von Gott empfangen haben. Gott, der himmlische Vater, suchte einst die ganze Welt in der Sündfluth mit seinem Strafgerichte heim und verschonte damit nur acht Personen, die er aus lauter Gnade in der Arche errettete. Sodom und Gomorrha sammt den andern Städten vertilgte er mit Feuer vom Himmel. Viele Tausende von Menschen kommen in den verschiedenen Kriegen ums Leben. Wer sollte daher nicht diesen Herrn fürchten? Zwar ist er langsam zum Zorne, und schenkt oft viele Jahre Frist zur Besserung, und sendet seine Propheten, damit sie seinen drohenden Zorn und seine Strafgerichte vorausverkündigen und davor warnen sollen. Wenn aber der Mensch trotz der beständigen Ermahnungen nur immer schlimmer wird, so verfügt auch Gott eine solche Strafe über ihn, wie er sie nicht erwartet hatte. Wir wissen nicht, wie lange wir noch zu leben haben, der Tod reißt uns oft plötzlich hinweg, wenn wir in der größten Lebenslust schwelgen. Wir besitzen weder Brief noch Siegel, wie viele Jahre wir noch zu leben haben. Warum gehorchen wir nicht Gott und lassen von der Sünde,

welche unsre Seele in die Verdammniß stürzt? Es täuschen sich Viele, indem sie wähnen, weil sie heimlich sündigen, kenne Gott ihre Sünden nicht. Du magst aber im dunkelsten Walde oder in der einsamsten Wüste wandeln, wo kein Menschenauge dich sieht, so sind doch alle deine Gedanken und Werke vor Gott offenbar. Hütet euch, seinen so schweren Zorn zu reizen, denn wir sind Alle geneigt zu mannigfaltigen Sünden, durch welche wir Gott beleidigen. Lasset uns daher Gutes thun, damit wir Gott wohlgefallen. Diese zwei Dinge hängen immer aufs Innigste zusammen, nämlich die Sünde meiden und Werke der Liebe üben. Wenn wir nicht von der Sünde lassen, so können wir auch nichts Gutes thun, an dem Gott sein Wohlgefallen hat.

Wir fragen nun euch, liebe Knaben und Töchter, ob ihr den nämlichen Glauben bekennet, der uns von der apostolischen Kirche überliefert worden? So sage mir Eines die Artikel des christlichen Glaubensbekenntnisses:

Ich glaube an Gott, Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde ꝛc.

Bei diesem Inbegriffe des christlichen Glaubens mußt du, liebe Jugend, genau verharren und ihn nicht allein mit dem Munde, sondern vorzüglich mit dem Herzen bekennen, so daß du dein ganzes Vertrauen auf Gott, den Schöpfer setzest, daß er dich beschützen wolle und könne. Das wisset, Gott hat Alles erschaffen, Himmel und Erde, Sichtbares und Unsichtbares. Alles was da ist, hat sein Dasein von Gott, dieweil nichts ohne ihn erschaffen worden. Getreide, Wein, Oel, Wolle und was irgend da ist, ja selbst die Engel im Himmel sind von Gott erschaffen. Dabei sollen wir stets eingedenk sein, daß dieses Alles um unsertwillen erschaffen worden. O welch liebreicher und gütiger Vater ist er, daß er uns Unwürdigen solches Alles verliehen hat! Was wird er fürder nicht alles geben, was uns seinen Kindern noch versagen? Er ist ein einiger Gott, der alles erschaffen hat, sowohl was im Himmel, als was auf Erden ist. Wenn Du an Gott glaubst, so sei versichert, daß weder der frevelhafte Mensch, noch selbst der Satan dir zu schaden vermöge. Glauben heißt fest auf Gott vertrauen und alle seine Hoffnung auf ihn setzen, mit Hintansetzung aller Creatur. Aus diesem Glauben nur entspringt die wahre Liebe zu Gott; alle andere Liebe ist dagegen nur Verstellung.

„Und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn ꝛc."

Alle Menschen waren der Verdammniß anheimgefallen wegen der vielfältigen Sünden, die sie begangen, aber Christus lud unsere Sünden auf seine Schultern, indem er dem Vater für uns genug gethan und uns von dem ewigen Tode befreit hat, so daß wir von nun an Christo leben. Wer solches glaubt, der wird einen ehrbaren und den Geboten Gottes gemäßen Lebenswandel führen, indem er, soweit als möglich, die Sünde meidet. Nichts ist bei den Christen verhaßter als die Sünde. Gott hatte unsre ersten Eltern Adam und Eva erschaffen, sie ins Paradies gesetzt und ihnen nur ein leichtes

Gebot gegeben, welches sie dennoch, durch die List der Schlange verführt, übertraten, und von ihnen stammen wir nun ab. Ihr wisset, was jene begingen und was ihnen dafür zu Theil wurde. Von dieser Krankheit sind wir nun auch angesteckt, ja sie ist uns angeboren. Wer erfährt es nicht täglich an sich selbst; vorzüglich offenbart sich dieselbe, wie die Erfahrung zeigt, immermehr bei der Jugend. Sie beginnen mit Lügen, Kleinigkeiten zu entwenden, sich dem Leichtsinne zu ergeben, den Eltern zu widersprechen, Gott nicht mehr zu fürchten, wie man immer ihnen zusprechen und sie ermahnen mag. Wenn wir sehen, daß die Jugend solche Fehler zu zeigen beginnt, so müssen wir gleich zu rechter Zeit mit Ruthe und Strafe einschreiten, damit die Krankheit nicht überhand nehme, und die Kräfte, indem gleichsam Oel zum Feuer kommt, im Bösen erstarken, bis der ganze Mensch von diesem Gifte angesteckt worden. Die Jugend bereitet sich, wenn sie nicht täglich an der Besserung arbeitet und der Zucht von Anfang an widerstehet, die ewige Verdammniß. Es ist auch niemand so jung, daß er nicht bald begriffe, was gut und was böse sei; denn dieses Gesetz der Natur z. B. ist jedem Menschen ins Herz geschrieben: Was du willst, daß dir geschehe, das thue auch einem Anderen.“ Laß uns auch nichts an denen versäumen, welche zu reiferer Einsicht und Vernunft gekommen, damit sie sich nicht von Jugend auf in den Dienst des Satans begeben. Ich warne auch hiebei, euch, die Jungen, daß ihr euch nicht nach dem Vorbilde eurer Eltern richtet, indem dieselben sehr nachläßig sind im Besuche des Gottesdienstes und im Hören des göttlichen Wortes. Es muß einst darüber Rechenschaft gegeben werden und zwar von jedem für sich selbst. Besuchet daher gerne und mit Andacht den Gottesdienst, denn der Herr spendet seinen reichen Segen auf diejenigen, welche nach seiner Erkenntniß streben, und öffnet ihnen die Pforte zu allen Tugenden.

Warum ist Christus gestorben? Damit er uns vom ewigen Tode errette. Die unendliche Liebe Gottes verschonte des eigenen Sohnes nicht, sondern gab ihn für uns alle in den bittersten Tod, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Laßt uns ihn denn wieder lieben, und ihm die gebührende Ehre erweisen für diese großen Wohlthaten, die er an uns gethan. Welche höhere Liebe könnte es noch geben, liebe Jugend, als die er gegen uns erwiesen? Wenn du in eine Wassergrube fällst, und ein Unbekannter dich herauszieht, wenn du schon am Rande des Todes schwebst, oder wenn du durch die Bemühung eines geschickten Arztes wieder die Gesundheit erlangst, so weiß ich wohl, daß du diesen für solche Wohlthaten nicht dankbar genug sein zu können glaubst. Weit größere Wohlthaten aber haben wir von Christo empfangen, der uns aus den Gruben des Satans gezogen und aus der Hölle befreit hat und uns das ewige Leben und die Wonne mit den Engeln verheißen. O lieber Knabe, liebe Tochter, sprich in deiner Seele: „ich will ewiglich nicht mehr sündigen, da die Sünde ein so häßliches und abscheuliches Ding ist.“ Ja du solltest lieber tausendmal den Tod erdulden

wollen, als fürder mehr in die Sünde zu willigen. Christus war der Sohn Gottes, bevor Himmel und Erde erschaffen worden, und ist zu der vom Vater bestimmten Zeit Mensch geworden, blieb aber ohne Sünde, wandelte unter den Menschen auf Erden und litt endlich für die Sünden der ganzen Welt. O Jugend, lerne erkennen, wie geduldig dein Heiland gewesen! Christus trug sein Kreuz auf seinen Schultern, Christus, sag' ich, der voll Blut und Wunden war, dem man Backenstreiche gegeben, den man gegeißelt und mit der Dornenkrone gekrönt hatte. — Kreuziget daher auch ihr zu rechter Zeit eure Glieder, damit die Krankheit der Sünde in euch nicht überhand nehme und endlich zu eurer ewigen Verdammniß sich gestalte!

Es folgt im apostolischen Glaubensbekenntnisse:

„Am dritten Tage wiederum auferstanden von den Todten; ist aufgefahren in den Himmel ꝛc.

Merket wohl auf, ihr Kinder und ihr Eltern, damit ihr nicht diese Worte ohne Verstand herplappert. Es sind goldene Worte, werth, mit dem Finger Gottes in die Herzen Aller eingeschrieben zu werden. Christus ist auferstanden von den Todten und auch wir werden auferstehen. Oder zweifelst du etwa, daß dein Leib von den Todten auferstehen werde? Christus hat es gesagt, der keine Unwahrheit spricht. Er sitzet zu der Rechten des Vaters, von dannen er kommen wird, die Bösen zu bestrafen, den Frommen aber den Himmel selbst zum Lohne zu geben; dieweil ihm Alles vom Vater in seine Hände gegeben worden. Wenn wir auch jetzt auf Erden in einem gebrechlichen Leibe wallen, so hoffen wir doch auf die zukünftige Freude, welche uns von Christo verheißen worden. Wem hat er aber dieses verheißen? Denjenigen, welche nach der erkannten Wahrheit fromm und sittsam leben, und die daher in diesem Leben viel Ungemach erdulden müssen. Dieweil „alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, Verfolgung leiden müssen." Da jedoch der Herr solches voraus verkündiget hat, so soll es uns nicht beschwerlich fallen, so viele und mancherlei Trübsale wir auch zur Verherrlichung seines Namens erdulden müssen. Wenn du einem mächtigen Herrn oder einem Könige dienen willst, so mußt du auch viele Gefahren bestehen, Mühsal und Frost erdulden, damit dir ein kleiner Gewinn zu Theil werde. Diene du aber lieber Christo dem Herrn für einen unzweifelhaften Lohn, den er dir in der ewigen Heimath selbst zu geben verheißen hat.

„Ich glaube an den heiligen Geist."

Derselbige lehrte und lehrt noch immer alle Gläubigen die Wahrheit verstehen, welche Christus verkündigt hat. Sein Werk ist es, daß wir die Welt und ihre Lüste gering achten. Achtet daher wohl darauf, liebe Söhne und Töchter, und wisset, daß wenn arge Gedanken lange in euerm Herzen sich regen, der Satan es ist, der solch verderbliches Feuer anfacht. Treibet ihn aus durch Gebet und durch Werke der Mildthätigkeit. Der gute Geist erinnert uns an die ewigen Güter und an alles Gute, damit der Arge keinen Raum

in uns finde. Wenn wir träge und gleichgültig sind, wann der Vater der Liebe uns zum himmlischen Mahle einladet, so handelt er ganz billig und recht, wenn er die uns dargebotene Gnade, die er uns aus reinem Erbarmen angeboten, wieder entzieht. Wir verdienen mit vielen Züchtigungen, Streichen und Schlägen heimgesucht zu werden, wenn wir nachdem wir einmal die Wahrheit erkannt, wieder in die alte Sünde zurücksinken. — Euer hoffährtiges Wesen gefällt Gott übel, eure nach allen Seiten hinflatternden Gewänder zeugen von einer leichtfertigen Gesinnung. Ihr seid stolz und aufgeblasen, erweiset den Eltern keine Ehrerbietung. Solches hat euch der heilige Geist nicht gelehrt. Warum widerstrebet ihr seiner heiligen Regung? Kämpfet in anhaltendem Gebete gegen den Satan und seine Pracht. Widerstehet der Sünde, die in euch überhand nehmen will. O liebe Knaben, lernet doch gerne und willig zum Herrn beten, dann werdet ihr zu vortrefflichen Männern heranwachsen, zu einer Zierde des Vaterlandes und zur Ehre des Evangeliums Fliehet vor Allem den Umgang mit solchen, deren Geist entbrennt, Arges zu thun. Das sind verkehrte und verdorbene Menschen, die mit aller Kraft sich anstrengen, durch Rathschläge, Sitten und Lebenswandel die Wahrheit zu bekämpfen und sie zu unterdrücken. Vergebens ist aber ihr Bemühen, denn nimmer können sie dieselbe unterdrücken, wenn sie auch dieselbe etwas verdunkeln, doch nur bei denjenigen, welche die Lüge lieb haben. Gütig ist Gott und barmherzig, rufet ihn daher vertrauensvoll an im Namen Jesu Christi. Schätzet ja nicht gering die euch dargebotene Gnade nach Art jener unsinnigen Jugend, die weder für die Gegenwart noch für die Zukunft bedenkt, was zu ihrem Heile dient. Bald ist die Jugendblüthe und selbst das Leben dahingeschwunden, und wehe denjenigen, die nichts im Geiste für die Zukunft gesammelt!

„Ich glaube eine allgemeine Kirche." Alle Frommen, die je gelebt, auch vor den Propheten und nach den Aposteln, haben einen und denselben Glauben gehabt und bekannt, auch ist die allgemeine Kirche nicht nur an diesem oder an jenem Orte, sondern die wahren Christen wohnen zerstreut auf der ganzen Erde. Laßt uns auch nicht dem Irrthume uns hingeben, als wäre die allein die christliche Kirche, die unter der Herrschaft des gottlosen Papstes steht. Der Herr hat allenthalben solche, die ihm angehören. Die wahre Kirche hat aber das Wort Gottes, das alte und neue Testament, und verwaltet die Sacramente der Taufe und des heiligen Abendmahls nach der Einsetzung des Herrn. Wenn Jemand gegen die Lehre des Evangeliums redet, der sei verflucht, und wenn er noch so heilig scheinen will. Wenn die Päpstler dich lehren, wie du Gott wahrhaft ehren und Christum würdiglich erheben sollest, so horche auf sie und nimm ihre Lehre willig an; wenn sie aber anders lehren, nämlich ihre Träume und Ueberlieferungen, so fliehe sie eiligst, damit du nicht von ihrem Sauerteige angesteckt werdest. — Die Jugend soll das Wort Gottes wohl lernen und sich einprägen, alsdann erst kann sie über

Glaubenslehren urtheilen, ob dieselben dem Worte Gottes gemäß seien oder, nicht; auch wird sie dann nicht so leicht von der Lehre Gottes sich abwendig machen lassen. Die Schafe Christi hören seine Stimme, und sie folgen ihm, wohin er sie führet und leitet.

„Verzeihung der Sünden.“ Es hat Irrlehrer gegeben, welche die Verzeihung der Sünden geleugnet und andere schädliche Lehren aus ihrem Kopfe erdacht haben. Auch diese mögen mit ihren Irrlehren dahinfahren. Christus ruft alle Tage die Sünder zu sich und läßt ihnen Besserung des Lebens verkündigen, damit sie Verzeihung aller Sünden erlangen mögen. Kümmert euch wenig um die sogenannte Ohrenbeichte, sondern bekennet täglich dem Herrn eure Sünden, der allein sie wahrhaft erlassen kann. — Sorget auch, ihr Hausväter, daß eure Knechte und Mägde nicht das ganze Jahr hindurch in aller Sünde und Schande und ohne alle Gottesfurcht leben. Thut ihr das, so werdet ihr ein Gott gefälliges Werk verrichten. Haltet sie an, täglich die Morgenpredigt zu besuchen, damit sie daraus Gott erkennen und fürchten lernen, was der Anfang ist zu einem christlichen Lebenswandel. — Leget dann selbst ab allen Neid und Haß, so wird der himmlische Vater auch euch eure Fehler verzeihen. — Wir haben die Verzeihung der Sünden; aber wo? Im Kreuze Christi, der für unsre, ja für der ganzen Welt Sünden gelitten hat. Glaubet aber ja nicht, daß auch denjenigen die Sünden vergeben seien, die fortfahren in allem Schmutze der Sünde nnd des Lasters zu leben. Es ist unmöglich, daß die an Christum glauben, die ein unreines und beflecktes Herz haben. —

Es soll auch Niemand sich daran ärgern, wenn er um der Gerechtigkeit und der Ehre Gottes willen in dieser Welt viel zu leiden hat. Ist uns ja die Auferstehung des Fleisches zuversichtlich verheißen. Und daran hält sich der Gläubige so fest, daß er nichts Bestimmteres weiß, als daß ihm nach diesem Leben ein besseres, seligeres Leben zu Theil werde. —

Das ist der Glaube, in dem wir von Jugend auf unterrichtet worden sind, in dessen Bekenntniß alle wahren Christen übereinstimmen, und den wir auch unverfälscht verkündigen, was immer nur die Päpstler über uns fabeln mögen. Wenn dieser Glaube in uns lebendig ist, so wird er sich auch in den rechten Früchten offenbaren. —

Was wirket die Taufe? Sie reiniget uns auf ihre Weise von den Sünden. Und wie das Wasser den Leib reiniget, so reiniget das Wort Gottes unsere Seele. Die Befleckung der Sünde und des Lasters müssen wir mit Abscheu fliehen, wenn wir anders Christen sein wollen. Und wenn auch die Neigung zur Sünde in uns sich reget, so wird dieselbe doch auch, wenn wir auf den Herrn hoffen, nach und nach durch seine Gnade weggetilgt werden. Laßt uns ohne Unterlaß beten, daß die Erkenntniß Gottes und seine Ehre immermehr die Oberhand gewinne, daß die Gottlosigkeit vertilgt, das Reich Gottes aber über die ganze Erde verbreitet werde.

Unser Gebet aber geschehe in demüthiger Unterwerfung unter den Willen des Herrn, der gut und stets heilsam für uns ist. „Ja, heiliger Vater, komm du zu Hülfe unserer Schwachheit, verzeihe uns die vielfältigen Sünden, verleihe uns den rechten Glauben, der uns tüchtig macht zu jeglichem guten Werke, das dir gefällig ist. Erlöse uns von dem Uebel, das ist, vom Satan, damit er nicht mehr über uns herrsche." In solchen Gebeten übet euch. Fliehet aber alle Heuchelei bei euern Gebeten, plappert nicht Gebetsformeln gedankenlos her, wie die Heiden, noch verrichtet eure Gebete an den Straßenecken, damit ihr gesehen werdet von den Leuten. Wahrlich ihr habt sonst euern Lohn dahin und von Gott nichts zu erwarten. (Matth. 6.)

Doch ich muß zum Schlusse meiner Rede eilen; denn die Stunde ist bereits verflossen. — Ich bitte und beschwöre euch, Hausväter und Hausmütter, durch den Herrn Jesum Christum, daß ihr euch angelegen sein lasset, christliche Vorbilder zu werden für eure Kinder und Dienstleute. Prüfet wohl eure Herzen, bevor ihr euch dem Tische des Herrn nahet. Wenn ihr im Geiste fest entschlossen seid, von nun an christlich zu leben, so kommt mit freudigen Herzen; wo nicht, so bleibet fern von hier, sonst macht ihr euch schuldig am Leibe und Blute des Herrn. —

Wenn ihr nach gewöhnlichem Brauche nach dem Osterfeste, wie Wahnsinnige von Dorf zu Dorf schweifen und in alter Weise euch den Trinkgelagen und den Ausschweifungen hingeben wollet, so wisset, daß der Genuß des heiligen Abendmahls euch zur Verdammniß gereichen wird. Ich bitte dich, Hausvater, ermahne und warne deine Kinder, deinen Knecht und deine Magd, daß sie nicht hieher kommen und den Tisch des Herrn entweihen und für sich die Verdammniß empfangen. Diese heilige Handlung will uns bestimmen, den alten Menschen der Sünde abzulegen und ein neues Leben zu führen. Dieses vermögen wir aber allein durch einen aufrichtigen, ungeschminkten Glauben der in diesem und in dem zukünftigen Leben uns zum Heile gereicht. Wer diesen Glauben hat, umfaßt auch alle, die Gott auf die rechte Weise verehren mit der innigsten Liebe.

Wenn wir diese Richtschnur der christlichen Liebe befolgen, daß wir den Nächsten lieben, wie uns selbst, und auch den Feinden Gutes wünschen und sie segnen, so schauet Gott mit Augen des Wohlgefallens auf uns hernieder.

Euer christliches Leben bestehe aber nicht allein in Worten und Geberden, sondern in Werk und That, sonst würde der Name Christi euretwegen gelästert bei den Ungläubigen. Der Herr wolle mit seiner Gnade die Herzen erleuchten, daß Alles zu seiner Ehre und zur Erbauung der allgemeinen christlichen Kirche geschehe. Amen!

2.

Fragen und Antworten zum Verhören der Kinder.,

kurz gestellt

durch **Johannes Oekolampad.**

(der sogenannte „Kinderbericht")

Bist du ein Christ?

Ja, Gott sei Lob!

Willst du ein Christ bleiben?

Ja, mit der Gnade Gottes!

Wenn man aber die Christen vertreiben, fangen, tödten und verbrennen würde, willst du dennoch ein Christ bleiben?

Ja, mit der Gnade Gottes!

Wenn man aber zu dir sagte, du thätest närrisch daran, was du dich auszeichnen wollest, du sollest wie Andere thun; was wolltest du antworten?

Es ist keine Narrheit daß ich glaube, wenn ich den christlichen Glauben verleugnete, so würde mir Gott feind, und würde mich in das höllische Feuer verstoßen. Wenn ich aber im Glauben verharre, und ihn bekenne, so werde ich das ewige Leben erlangen, das mir Gott zugesagt hat. —

Wer ist ein Christ, und wer ist kein Christ?

Der von Herzen glaubt, daß der Sohn Gottes wahrer Mensch geworden sei, und durch sein Leiden und Sterben uns Verzeihung der Sünden und das ewige Leben erworben habe. Wer aber das nicht glaubt, ist kein Christ.

Darf man sonst nichts mehr glauben?

Wer dieses recht glaubt, wird die andern Artikel des Glaubens auch bekennen.

Sage mir den Glauben!

Ich glaube an einen Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde. Und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist von dem heiligen Geiste, geboren von Maria, der Jungfrau, der gelitten hat unter Pontio Pilato, ist gekreuziget, gestorben und begraben, abgefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel, da er sitzt zur Rechten Gottes des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten.

Ich glaube an den heiligen Geist; Eine heilige christliche Kirche, die da ist eine Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden; Auferstehung des Leibes, und ein ewiges Leben. —

Ist der Glaube genugsam einem Christen?

Ja er ist genugsam zum ewigen Leben: denn wo er wahrhaft ist, da ist auch die Liebe und Furcht Gottes, und es werden die wahrhaft guten Werke daraus folgen, und man wird die Gebote Gottes halten. Wo aber solche Werke nicht folgen, da ist der Glaube falsch und ohne Werth. —

Was hat dir Gott geboten?

Daß ich Ihm vertraue, und Ihn über Alles in der Welt liebe, und meinem Nächsten das thue, was ich will, daß man mir thue und ihm verzeihe, was er mir zu Leid gethan.

Hat dir nicht auch Gott die zehn Gebote geboten?

Ja, aber sie sind darin begriffen.

Sage mir die zehn Gebote!

Gott redet also diese Worte:

I.

Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Aegypten, dem Diensthause entführet hat. Du sollst keine andern noch fremden Götter neben mir haben.

II.

Du sollst dir kein gegrabenes noch geschnitztes Bild machen, ja gar kein Bildniß noch Gleichniß, weder derer Dinge, die im Himmel oben, noch derer, die unten auf Erden, noch derer, die unter der Erde in Wassern sind. Du sollst dich vor ihnen nicht bücken, ihnen nicht dienen, sie weder ehren noch anbeten. Denn ich bin der Herr, dein Gott, ein starker Eiferer. Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht, derer, die mich hassen. Barmherzigkeit aber und Freundschaft beweise ich gegen tausende derer, die mich lieben und meine Gebote halten.

III.

Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes nicht unnütze, eitel oder leichtfertig nehmen. Denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen leichtsinnig und eitel nimmt.

IV.

Gedenke des Sabbaths, ihn zu heiligen. Sechs Tage sollst du arbeiten und schaffen alle deine Werke. Und am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn deines Gottes. Kein Werk sollst du thun, ja du und deine Söhne, deine Töchter, deine

Mägde, deine Knechte, dein Vieh, der Fremdling, der bei dir wohnt innerhalb deiner Thore. Denn in sechs Tagen hat der Herr gemacht Himmel und Erde, das Meer und alles was darinnen ist; und am siebenten Tage hat er geruht. Derhalben hat der Herr den Sabbath gesegnet und geheiliget.

V.

Halte in hohen Ehren deinen Vater und deine Mutter, auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird.

VI.

Du sollst nicht tödten.

VII.

Du sollst nicht ehebrechen.

VIII.

Du sollst nicht stehlen.

IX.

Du sollst kein falsches Zeugniß geben wider deinen Nächsten.

X.

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, weder sein Eheweib, noch seinen Knecht, noch seine Magd, noch seinen Ochsen, noch seinen Esel. Ja alles, was dein Nächster hat, sollst du nicht begehren.

Hält man die zehn Gebote, wenn man sie allein äußerlich befolgt, wenn man z. B. nicht stiehlt, noch die Ehe bricht?

Nein, Gott will vor Allem das Herz haben.

Wer ist ein Abgötterer?

Der Etwas lieber hat als Gott; denn das ist sein Abgott.

Wer mißbraucht den Namen Gottes?

Der den Namen Gottes anders nennt als mit Ehrfurcht.

Wer hält den Sabbath recht?

Der von der Sünde läßt, und in Gott Ruhe hält.

Wer hat Vater und Mutter in Ehren?

Der einer christlichen Gemeinde und der weltlichen Obrigkeit gehorsam ist, auch seinen Vater und seiner Mutter Gutes thut und mit willigem Gemüthe nach Vermögen Allen Gutes erweiset, die dessen bedürfen.

Wer ist ein Todtschläger?

Wer ein neidisches und zornmüthiges Herz hat, und rachgierig ist.

Wer ist ein Ehebrecher vor Gott?

Der ein unkeusches Herz hat.

Wer ist ein Dieb vor Gott?

Der ein geiziges Herz hat.

Wer schwöret meineidig oder falsch oder giebt ein falsches Zeugniß?

Der ein lügenhaftes Herz hat.

Willst du die Gebote Gottes halten?

Ich will mich befleißen, daß ich solche halten möge.

Was hältst du von dem, der da sagt, er sei ein Christ, und dabei mit der That stiehlt und bricht die Ehe, oder schwöret falsch und tödtet?

Er ist ärger als ein Jude oder Heide, und ist ein falscher Christ.

Wenn aber Jemand den Glauben hätte, und ein frommes Leben führte, er wäre aber nicht getauft, wollte sich auch nicht taufen lassen, hieltest du ihn auch nicht für einen Christen?

O nein: denn wer wahrhaft an Christum glaubt, der wird sich auch taufen lassen, wenn er noch nicht getauft ist, damit er zu der Zahl der Christen gehöre.

Wolltest du dich auch wieder taufen lassen?

Da behüte mich Gott davor; ich bin einmal getauft worden und unter die Zahl der Christen eingeschrieben, und ich habe nicht nöthig, mehr getauft zu werden.

Du hast aber seither gesündiget?

Das ist mir leid. Ich soll Reue und Leid haben und abstehen von der Sünde, und mich eines rechtschaffenen Lebenswandels befleißigen, so werden mich andere Christen gern als ihren Mitbruder anerkennen. —

Meinst du auch, daß es vor Gott genüge, daß du in deiner Kindheit getauft worden bist?

Ja: denn so Christus sagt, daß das Himmelreich derer sei, die wie Kinder in Unschuld leben; und da er selbst sein Blut auch für mich vergossen hat, und da ferner andere Christen mich gerne in ihrer Zahl haben; wie sollte Gott daran ein Mißfallen haben?

Weißt du auch, was du in deiner Taufe gelobet hast?

Ja, ich wolle Gottes Knecht sein, der Welt und dem Teufel, auch seiner Pracht und Wollust entsagen.

Wie willst du das erfüllen, damit du ein frommes Kind werdest?

Ich will zuerst Gott um Beistand anrufen, sein Wort mit Fleiß hören, Müßiggang fliehen, böse Gesellschaft meiden, und gut Acht auf mich selbst haben.

Warum betest du?

Daß Jedermann begehre den Namen Gottes zu heiligen, und Ihm wohlzugefallen, und ich auch seinen Willen thue.

Wie betest du?

Wie mich der Herr gelehret hat.

Wie hat dich der Herr gelehret?

Also: Unser Vater, der du bist in den Himmeln, geheiliget werde dein Name! Zukomme dein Reich! Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel! Gieb uns heute unser tägliches Brod! Und vergieb uns unsere Schulden wie auch wir vergeben unsern Schuldnern! Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen! — Denn Dein ist das Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Betest du auch die Heiligen an?

O nein, ich bete allein Gott an, der mir helfen kann.

So verachtest du die Heiligen?

O nein; aber ich lobe sie um der Gaben und Gnade willen, die ihnen Gott verliehen hat.

Ist das auch gebetet, wenn du nur Worte hersagst?

Nein, das heißt Gott verspotten: man soll mit dem Herzen beten und mit festem Vertrauen.

Wie hörst du aber das Wort Gottes?

Gleich als redete Gott selber mit mir: wo ich etwas höre, worin ich schuldig bin: wo man etwas von Tugend sagt, so befleißige ich mich, ihrer theilhaftig zu werden: wo man aber die Gnade und Gutthat rühmt, so sage ich ihm Lob und Dank.

Wie fliehst du den Müßiggang?

Ich thue was mich mein Vater und meine Mutter heißen, und befleißige mich selbst etwas zu lernen und zu thun, daß ich ihnen wohlgefalle; versäume mich nicht lang auf den Gassen.

Was hast du für Gesellen?

Ich fliehe die Knaben, die schändlich reden, fluchen und schwören, die spielen und lügen, die nicht gerne in die Kirche gehen, aber stets müßig auf den Gassen sich herumtreiben.

Wie hast du Acht auf dich selbst?

Ich esse und trinke nach Nothdurft, frage nichts nach leckerhafter Speise, so bald ich erwache, steh ich schnell auf, rede, wenn man mich frägt. —

Hat dir auch Gott eine Speise oder Trank verboten?

Nein, er hat mir Völlerei und Trunkenheit verboten. Ich

mag seine Gaben wohl genießen; darum empfange ich sie mit Danksagung und bete, ehe ich esse. —

Besteht die Frömmigkeit auch im Essen oder Fasten, in Kleidern oder in andern äußerlichen Dingen; und wann darfst du dich derselben bedienen?

Nein, die Frömmigkeit wohnt allein im Herzen; der äußerlichen Dinge darf ich mich nach Nothdurft bedienen — wie ich auch darin meinem Nächsten dienen mag, ohne Jemandem Aergerniß zu geben.

Was hältst du vom Sacramente des Herrn Nachtmahl?

Es ist eine gemeinsame Danksagung und Hochpreisung des Sterbens und Blutvergießens unsers Herrn Jesu Christi, mit Bezeugung christlicher Liebe und Einigkeit.

Wann willst du dieses Sacrament empfangen?

Dieweil man der Jahre halb sich zu mir noch nicht christliche Tapferkeit versieht, stehe ich noch still: wo ich aber hoffen mag, andere Christen damit zu bessern, will ich meinen Glauben auch bezeugen.

Wie willst du dich nun mittlerweile halten?

Ich will den Herrn anrufen, daß er mir helfe, daß ich in seinen Geboten wandle zu seiner Ehre und zur Wohlfahrt für den Nächsten. —

V.

Synodalrede,

gehalten bei der Synode 1531.

Obgleich Christus nach seiner zuversichtlichen Verheißung bei den Seinen bleiben wird bis an der Welt Ende; denn er kennet die Seinen und läßt sie nicht aus seiner Hand entrissen werden: so wählte er doch nichts destoweniger Apostel und verlieh nach seiner Himmelfahrt denselben besondere Geistesgaben; indem er nicht alles allein durch seine göttliche Kraft vollenden wollte, sondern Mitarbeiter dazu wählte. So ward den Einen die Gabe weiser Rede, den Anderen Erkenntniß, den Anderen die Gabe der Hülfeleistung, den Einen fünf Talente, Anderen aber nur zwei verliehen. Alle diese Gaben aber sind zum Heile der Kirche verliehen und sollen auch dazu verwendet werden; denn Christus trägt solche Sorgfalt für sie, daß er nichts so angelegentlich anempfahl als die Sorge für dieselbe. Sie ist der Weinberg des Herrn, sein Erbtheil und sein Tempel, seine einzige Taube (Hohelied 6, 8), seine Braut; ja sie ist der Leib des Herrn; für sie hat er sein Blut vergossen, für sie die heiligen Sacramente eingesetzt, für sie hat er die Apostel gewählt, und durch diese geringe Anzahl alles ausgeführt, sodaß es außer ihr kein Heil giebt. Wer die Kirche geringschätzet, dem ist auch die Keuschheit keine Tugend, das Märtyrerthum kein Ruhm, das Almosengeben kein gutes Werk, noch der Glaube an die Wunder eine Gewissenspflicht, noch die Erkenntniß der göttlichen Dinge Weisheit. Wer die Kirche nicht liebt, der liebt auch weder Christum, noch ein Glied seines Leibes wahrhaftig. Wer aber sie liebt, der kann auch keines ihrer Glieder hassen. Wer daher nicht verloren gehen, noch verdammt werden will, der soll sich Mühe geben, ihre Wohlfahrt zu fördern, sie zu sammeln und zu Ehren zu bringen. Wenn der Leib krank ist, so geht es den Gliedern auch nicht wohl. Wie daher einst im alten Bunde Jeder, was er hatte, Gold, Silber, Leinwand oder Oel zum Baue der Stiftshütte beisteuerte, so müssen auch wir unsere Habe, unser Leben, unsere Erkenntniß und all' unser Vermögen dem Dienste der Kirche weihen. Und um ihretwillen müssen wir mit Paulus wünschen hinieden noch länger im Leben zu weilen; da es sonst für uns besser wäre, abzuscheiden und bei Christo zu sein. — Indem die heiligen Väter solches erwogen, haben sie manches gethan und manche Einrichtung getroffen, die von uns nachgeahmt zu werden verdient, indem solches auch in der Gegenwart heilsam ist. Unter anderem sind die jährlichen Synoden, die Versammlungen der Aeltesten, eine nothwendige und heilsame Einrichtung.

Dieweil nämlich oft nachlässig gewacht wird, so geschieht es, daß durch die Arglist des Satans und die Nachlässigkeit der Menschen selbst diejenigen, welche zum guten Erdreiche gehören nur Unkraut und Dornen tragen. Daher werden denn auch jetzt solche Versammlungen bei gegenwärtiger Reformation nicht ohne Nutzen in den einzelnen Kirchen veranstaltet, damit sorgfältig untersucht werde, in wie fern sie auf dem Wege der Besserung fortschreiten, oder Rückschritte machen, oder wie ihnen gerathen und geholfen werden könne, was auszubessern und was zu erneuern sei! Zumeist aber thut da, wenn ich mich nicht irre — möchte ich doch darinnen irren — gemeinsame Berathung und Ermahnung Noth, wo der Glaube beinahe ganz ausgelöscht, die Liebe erkaltet, die Tugend verachtet, die Furcht Gottes verschwunden ist, wo die Bosheit herrschet, die Heuchelei überhand genommen hat und Unbarmherzigkeit im Schwange geht und alle gleichsam sich zur Sünde verschworen haben. Das ist nach meiner Ansicht, das Bild unserer Kirche; sie scheint mir einem Todtkranken ähnlich, oder auch einem Schiffe, das von den heftigsten Stürmen hin und her getrieben wird, und in das schon von allen Seiten das Wasser eindringt, und das unrettbar verloren ist, wenn ihm nicht augenblicklich Hülfe gebracht wird. Ich will nicht weiter schildern was so schwer auf meiner Seele liegt und meiner Brust viele Seufzer erpreßt; aber ihr werdet, wie ich vermuthe, von den Brüdern vernehmen, welches traurige Bild unsere Kirche bietet, wie übel das Wort Gottes und die Lehre Jesu aufgenommen, wie die Sacramente geringgeschätzt und diejenigen, welche man als Väter achten sollte, ärger als Juden und Kuppler verachtet werden; welche Frechheit im öffentlichen Leben herrscht und zwar schon seit vielen Jahren; aber diese Mahnung will ich noch aussprechen, daß jeder den Wohlstand der Kirche, für die Christus gestorben, zu Herzen nehme, wie den eigenen; und daß keiner aus eigener Schuld etwas fehlen lasse, weder an Freimüthigkeit der Rede, noch an Geduld, noch an Unverdrossenheit in der Erfüllung seiner Berufspflichten; denn groß ist die Verantwortung, die darauf wartet. Niemand soll aus Menschenfurcht Gott gerig achten, und das empfangene Talent vergraben. Es möge unter uns kein Kain sich finden, der da sage: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Ihr Hirten, die ihr, wie Gregor von Nazianz sagt, gleichsam die Seele des Leibes sein sollet, oder wie Christus sagt, das Salz der Erde und das Licht der Welt und das Auge der Andern, müsset euch nicht allein durch die Lehre, sondern auch durch ein untadelhaftes Leben als getreue Diener Jesu Christi bewähren. Jetzt aber offenbaret freundlich und aufrichtig, was zum Heile der Kirche dienen kann. Zu euch aber, ihr Herren Abgeordneten des Rathes vertraue ich, da ihr auch selbst von christlichem Eifer beseelt seid, daß ihr keines Sporns der Ermahnung bedürfet, sintemal ihr gleichsam der Arm der Kirche und ihre von Gott geordneten Beschützer seid, zum Preise der Guten und zur Strafe der Uebelthäter; nur bitte ich euch, daß ihr nicht müde werden wollet,

anzuhören, sondern daß ihr um Christi und seiner Kirche, um eurer Unterthanen und um eurer eigenen Ehre willen, Erbarmen und Gerechtigkeit diesen Nothständen zuwenden wollet. Die Kirche ist schlimmer daran als eine Wittwe, verlassener als eine Waise, wenn ihr eure Hülfe ihr entziehet, und sie nicht väterlich beschützet. Auch ihr, die ihr der Hochschule und den übrigen Schulen vorstehet, seid wohlwollend eingedenk der Pflichten, die euch gegen die Kirche obliegen, daß die Tugend nicht der Lehre Christi entfremdet werde, sondern durch sie genährt in ihrer Zucht heranwachse. Denn das Aegyptische Gold d. i. die Kenntniß der Lehren der Philosophie und der Gesetze, und die Kunde der Natur, der Krankheiten, der Sprachen und der Geschichte diente nur zur Einfassung der Gesetzestafeln. Auch ihr seid Christen und daher dürfet ihr euch nicht der christlichen Angelegenheiten schämen, und je höher ihr durch geistige Anlagen und Bildung stehet, desto inniger laßt euch die Kirche empfohlen sein. — Deßgleichen bitten wir auch euch, die ihr vormals als Kloster- und Stiftsgeistliche der Tempel, die aus Stein gebaut sind, durch Gesang und Lesen besonders euch angenommen, sorget nun auch, daß ihr tüchtig werdet, dem lebendigen Tempel Gottes zu dienen. Wer Anlage hat für Wissenschaft, vernachlässige sie nicht, andere befleißigen sich der Werke der Barmherzigkeit, Andere mögen auch durch einen unschuldigen keuschen Lebenswandel Christo dienen. Es sei ferne, daß die Verkündigung des Evangeliums euch vom Besseren abziehe; im Gegentheile ermuntert sie euch zum Höchsten und Besten; den Aberglauben freilich verabscheut sie, aber die wahre Religion nimmt unter ihrem Einflusse zu. Endlich sollet auch ihr Subdiaconen und Siegristen (Küster) nicht denken, daß, weil eure Stellung niedriger ist, euch die Religion auch nichts angehe; auch ihr sollet sowohl durch treue Pflichterfüllung als durch einen ehrbaren Lebenswandel der Kirche zur Empfehlung gereichen. Dazu wolle uns Allen Gott seinen Beistand verleihen.

Des Weiteren liegt uns in dieser Versammlung dreierlei zu thun ob; zuerst muß bei Allen untersucht werden, ob sie die Reinheit des Bekenntnisses und des Glaubens unbefleckt erhalten haben; und wenn wir darin sind einig erfunden worden, so wollen wir uns bestreben unseren Glauben im Leben fruchtbar zu erweisen. Ferne sei aber, daß Jemand etwas Anderes mit dem Herzen glaube als er mit dem Munde bekennet. Zweitens sollen die Aeltesten und Geistlichen über den sittlichen Zustand ihrer Gemeinden angehört und ihre Anträge vernommen werden. Endlich soll berathschlagt werden, ob irgend welche Mittheilungen diesem oder jenem Geistlichen im Namen der Kirche gemacht werden, und ob einige zum geistlichen Amte sich Meldende geprüft werden sollen. — Niemand halte das Bekenntniß des Glaubens für überflüssig. Denn wir wissen, wie überall Büchlein herausgegeben werden, die wo möglich selbst die Auserwählten verführen sollten. Oder sind jene berüchtigten Schandschriften von den Irrthümern der Dreieinigkeitslehre, und jene

Schriften der Wiedertäufer gegen die Prediger des Evangeliums nicht so beschaffen? Die nichtswürdigen Unterredungen der Gottlosen, die allenthalben, bei Gastmählern, bei sonstigen Zusammenkünften, ja auf offener Straße gehalten werden, sollen uns zur Warnung dienen, daß wir uns nicht schämen jenes Bekenntniß abzulegen. Aber je größer unter uns die Liebe ist, desto fester sei auch die Grundlage derselben, der gemeinsame Glaube. Wenn wir nämlich Einen Glauben haben, so haben wir auch Einen Herrn und Eine allgemeine Kirche. Wohlan denn, so will ich zuerst öffentlich bekennen was ich im Herzen glaube.

„Ich bekenne einen seinem innigsten Wesen nach einigen Gott, nicht drei Götter; aber drei Personen eines einigen Wesens, gleicher Ewigkeit, gleicher Natur, gleicher Macht und gleicher Seligkeit theilhaftig, von welchen Personen keine früher oder später gewesen, keine größer oder geringer ist. Ich bekenne, daß dieser einige Gott von Ewigkeit her die Erwählten bei sich ausersehen, und daher die Welt und Alles, was darinnen ist, zum Besten des Menschengeschlechtes geschaffen habe. Nachdem der Mensch aufrecht und mit dem Vermögen des freien Willens nach dem Bilde Gottes erschaffen ward, verfiel er freiwillig in Sünde, und so ward das ganze Menschengeschlecht der Verdammniß unterworfen, indem die bessere Natur in uns zum Guten geschwächt wurde, und daraus eine solche Neigung zur Sünde in uns erwachsen ist, daß wir, ohne durch den Geist Gottes erneuert zu werden, weder etwas Gutes zu wollen, noch zu vollbringen vermögen. Ich bekenne auch, daß Gott von Anbeginn für das Menschengeschlecht gesorgt, und vor und nach der Sündfluth in den Patriarchen Verkündiger der Gerechtigkeit, Ermahner zur Anrufung seines Namens gesandt habe. Hierauf hat er das heilsame, heilige Gesetz, das durch den heiligen Geist eingegeben ist, durch Mosen verliehen; und dieses Gesetz ist nicht nur für die Juden, für die vorzüglich die Ceremonialvorschriften galten, sondern auch für uns heilsam, indem es einerseits uns zu Christo hinleitet, anderseits das Naturgesetz in uns, das durch die Sünde verdunkelt worden, wieder zum Bewußtsein bringt, und uns begierig macht nach dem heiligsten Geschenke Gottes, den Propheten, welche uns Christum ankündigen. Ich bekenne ferner, daß endlich, als die Zeit erfüllet war, das vorherverkündigte Wort, das ist der Sohn Gottes, Fleisch geworden sei, und die menschliche mit der göttlichen Natur in Einer Person verbunden habe, und unser Bruder geworden sei, damit er uns zu Kindern Gottes umbilde, nachdem er vom heiligen Geiste aus Maria, der ewig unbefleckten Jungfrau geboren worden. Durch wahrhafte Wunder bewährt, und nachdem er die heiligste Lehre gelehrt und die heiligen Sacramente eingesetzt, ward er unter Pilatus gekreuzigt, und ist wahrhaftig gestorben und hat für unsere Sünden vollkommen genug gethan und den himmlischen Vater mit uns versöhnet durch das alleinige Opfer, das er für uns am Kreuze dargebracht. Der Leib ward begraben, die Seele aber triumphirte über Hölle und Tod zum Troste der Väter,

denen der Eingang in den Himmel bis dahin verschlossen gewesen. Am dritten Tage aber ist er leiblich auferstanden, und nachdem er seinen Jüngern hinlänglich gezeigt, daß er wahrhaftig auferstanden sei, ward er auch leiblich zum Himmel erhoben und sandte am funfzigsten Tage seinen Aposteln den heiligen Geist, der sie mit mannigfaltigen geistlichen Gaben bereichert hat, so daß sie fähig wurden, aus den Juden und allen Völkern der Erde eine Gemeinde zu sammeln, welche unser Zion und himmlisches Jerusalem ist, das von den Propheten vorausverkündiget worden, und in welchem alle diejenigen Bürger sind, welche an Christum wahrhaftig glauben und in Liebe mit allen innig verbunden sind, welche den nämlichen reinen Glauben bekennen; und damit sie im Geiste sich nicht von einander trennen, bezeugen sie ihren Glauben und ihre Liebe durch die Theilnahme an den heiligen Sacramenten, die Christus zu dem Ende eingesetzt hat, nämlich im Anfang durch die heilige Taufe, im Fortgang durch das heilige Abendmahl. Daher sind auch die Vergebung der Sünden und die Gnadenspendungen in der Kirche, der noch immer die Schlüssel zum Himmelreiche anvertraut sind; so daß, was sie hinieden bindet, auch im Himmel gebunden ist, und was sie hienieden löst, auch im Himmel gelöst ist. Unter diesem Namen bekenne ich auch, daß der Bann, wenn er recht angewendet wird, nicht zu verwerfen sei, sondern derselbe ist nach meiner Ueberzeugung als eine heilsame Arznei von Christo seiner Kirche anvertraut. — Ich erwarte auch in guter Hoffnung den Tag des Gerichtes, an welchem die Todten mit ihren Leibern auferstehen, und wir alle von Christo, dem Richter, das Urtheil empfangen, nach dem wir gelebt haben, und die Gläubigen, deren Glauben in Liebe thätig gewesen, in das ewige Leben eingehen. Diejenigen aber, deren Glaube erheuchelt und lieblos gewesen, ja die sich unbarmherzig gegen die Glieder Christi erwiesen, werden mit dem Teufel dem ewigen Feuer übergeben. Betreffend das Sacrament des heiligen Nachtmahles, so bekenne ich, daß unsere Seelen durch den Glauben an den Tod Jesu Christi mit dem Fleisch und Blute Christi genähret und erquickt werden, und daß uns solches durch das Wort des Herrn aufs Heiligste anbefohlen wird, nicht aber, daß der Leib Christi örtlich oder räumlich, sondern daß er „sacramentlich“ anwesend und hiemit Christus den Gläubigen wahrhaft gegenwärtig sei. Ich halte es für keine christlichen Lehrsätze, daß man die Kinder der Christen nicht taufen, daß man unter keinen Umständen einen Eid schwören, daß der Christ kein obrigkeitliches Amt bekleiden dürfe; daß die Christen alle Dinge gemein haben müssen, und daß die Obrigkeit die Bilder, welche zur Abgötterei verleiten, dulden solle. — Eine Lehre des Teufels aber nenne ich mit dem Apostel diejenige, welche Speisen und Ehe verbietet und die Freiheit des Geistes zu lehren untersagt. Von den Heiligen und der Jungfrau Maria soll man anständig und ehrerbietig reden, unsere Gebete sollen wir jedoch an Gott richten durch Jesum Christum, dessen Ehre in allen Dingen zu suchen ist.

Dieses ist mein unzweifelhafter Glaube und eine diesem widersprechende Lehre verwerfe ich und erkläre sie für ketzerisch. In diesem Glauben bitte ich euch, ihr Brüder, einmüthig zu sein, und denselben ungescheut zu bekennen. Sollten hier aber solche sein, welche, gestützt auf bestimmte Stellen der Schrift, diesem widersprechen zu müssen glauben, so bitte ich sie, es zu thun; sonst bitte ich Jeden zum Zeichen unserer Uebereinstimmung sein Glaubensbekenntniß abzulegen.

Oswald Myconius.

Lebensbeschreibung.

Erster Abschnitt.

Leben des Myconius bis zu dessen Uebersiedlung nach Basel.

„Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.“ 1 Petr. 4, 10.

„Ein Prophet gilt nirgend weniger, denn in seinem Vaterlande und in seinem Hause“. Matth. 13, 57.

1. Jugend- und erstes Schulmeisterleben.

Aus dem innern Kern des Schweizerlandes, der alt-eidgenössischen Stadt Luzern stammt der Mann, der als der Sohn einfacher Bürgersleute damals freilich noch nicht den gelehrten, fremd klingenden Namen Myconius trug, den die seltsame Sitte der Zeit ihm später gegeben hat, sondern den an die frische Alpennatur seines Heimathlandes erinnernden Namen „Geißhüßler“*). Sein Geburtstag ist uns nicht bekannt, wohl aber das Geburtsjahr 1488. Er war also etwa 4 Jahre jünger als Zwingli, 6 Jahre jünger als Oekolampad. In der Taufe erhielt er den Namen Oswald. Von den Familienverhältnissen erfahren wir nichts; fast möchte man vermuthen, der Vater sei im Besitz einer Mühle gewesen, da Oswald, noch ehe er sich Myconius nannte, seinem Taufnamen auch noch den des Müller's (Molitoris) beifügte. Wahrscheinlich war unser Oswald neben mehrern Töchtern der einzige Sohn des Hauses, auf dessen Erziehung die nicht ganz unbemittelten Eltern gerne ihr Theil verwandten.

Damals stand die Schule zu Rotweil in Schwaben mit ihrem Lehrer Michael Rubellus in nicht geringem Ansehen.

Auch unser Oswald wanderte dahin und fand bald Mitschüler, die seiner würdig waren. Wir erblicken unter ihnen den Neffen des Rubellus,

*) Im Jahr 1500 ward ein Hans Geißhüsler zu Luzern als Bürger aufgenommen. Kirchhofer (nach dem Luzerner Rathsprotokoll) S. 1. — Eine topographische Skizze seiner Vaterstadt giebt uns Myconius in der unten anzuführenden Beschreibung des Schweizerlandes.

jenen Melchior Wolmar, der in der Folge auf den jungen Calvin in Paris einen entscheidenden Einfluß übte, neben ihm den hochbegabten Glarner Jüngling, Heinrich Loriti (Glareanus)*) und den etwas jüngeren Bertold Haller, den nachmaligen Reformator Berns. Als sodann Rubellus einem Rufe nach Bern folgte und seinen Neffen Wolmar dahin mitnahm, so war es für unsern Oswald das Einfachste, sich ihnen gleichfalls anzuschließen. So setzte sich in Bern das alte Verhältniß zwischen dem Lehrer und den Schülern fort, das im Ganzen zehn Jahre dauerte. Die Frucht des Unterrichts bestand hauptsächlich in der Reinheit und Gewandtheit des lateinischen Styles, die Rubellus auszeichneten und die er auch seinen Lehrjüngern beizubringen suchte; eine Zierde, die heute nur von Wenigen erstrebt, damals von Allen gefordert wurde, die auf den Namen des Gelehrten Anspruch machten. Nach dieser tüchtigen Vorbildung bezog der Jüngling die Universität.

Es war im Jahr 1510 am letzten Maitag des Jahres als Oswald in Basel sich in die Matrikel der Hochschule eintrug als Oswaldus Geißhüsler Molitoris von Luzern. Nicht lange zuvor hatte auch Zwingli hier zu den Füßen eines Thomas Wyttenbach verweilt, von dem er zuerst in die evangelische Erkenntniß eingeweiht wurde. Weniger erfahren wir von dem Gange, den die theologische Ueberzeugung unsers Myconius während seines Aufenthaltes in Basel genommen. Wir sehen ihn hauptsächlich im Umgange mit den alten Klassikern, in die er sich durch den gelehrten Philologen Heinrich Wirz einführen ließ, der damals den römischen Satyriker Persius erklärte. Er muß die Aufgabe des Lehrers besser als die meisten seiner Zeit begriffen haben; denn während diese in der Regel nur Bruchstücke lateinischer Schriftsteller zu behandeln gewohnt waren, suchte er durch zusammenhängende Erklärung seinen Schülern den Eindruck des Ganzen zu verschaffen, und dadurch das eigentliche Verständniß der Klassiker ihnen zu erleichtern. Es bleibt immer eine merkwürdige Erscheinung, wie bei den geringen Mitteln, welche die Gelehrsamkeit jener Zeit im Vergleich mit der unsrigen darbot, das Verlangen, an den klassischen Mustern des Alterthums den Geist zu erfrischen, unendlich stärker und nachhaltiger war als jetzt. War es doch eine neue Welt der Gedanken, der Anschauungen, in welche seit der Mitte des 15. Jahrhunderts der Blick sich geöffnet hatte, und wie zur Zeit um Christi Geburt die Blüthezeit der römischen Litteratur der Verbreitung des Christenthums in der alten Welt unmittelbar vorausgegangen war, so bahnte nun in ähnlicher Weise die Wiederherstellung des Klassischen der Reformation der Kirche den Weg. Philologie (Sprachwissenschaft) und Theologie (Gottesgelahrtheit) gingen Hand in Hand, und der „Humanismus" trug dem Evangelismus die Leuchte vor. Die höchste Blüthe menschlicher Kunst und Wissenschaft und die Erneuerung des christlichen Glaubens und Lebens fielen ihrer äußern Erscheinung nach in

---

*) Vgl. über ihn Leben Oekolampads S. 26. und 128.

Eins zusammen. Ueber ihr inneres Verhältniß zu einander gab man sich weniger klare Rechenschaft. So ging denn auch die erste Jugend des reformatorischen Zeitalters über den tiefer liegenden Zwiespalt zwischen Heiden- und Christenthum leicht hinweg. Aber schon die folgende Generation ward von dem Zweifel berührt, wie sich beides zueinander verhalte, ja, beides sich miteinander vertrage, und schon der Sohn unsers Myconius, Felix, sprach diesen Zweifel unverholen in einem merkwürdigen Brief an Zwingli aus (1522)*).

*) Opp. VII. p. 258. „Bis anhin habe ich, schreibt Felix an seinen väterlichen Freund, so weit es mein Alter mir zuließ die heidnischen Schriftsteller in ziemlicher Anzahl durchlesen. Je genauer ich es aber mit meinem Studium nahm, desto mehr überzeugte ich mich, wie wenig einem christlichen Gemüth es fromme mit diesen Verführern zu verkehren. Zwar sind die Lateiner (ich gebe es zu) elegant, zierlich, mit höchster Sorgfalt ausgearbeitet und voll guter Vorschriften über Beredsamkeit; daneben aber findet sich wieder in ihnen eine solche Gottlosigkeit, Nichtswürdigkeit und so viel Trug, daß ein frommes christliches Gemüth solches unmöglich bewundern kann. Wozu also sollen wir unser ohnehin so kurzes Leben mit solchen Tändeleien zubringen, da es doch heut zu Tage eine schöne Anzahl geistlicher Schriften giebt, die mit dem größten Fleiß und Sorgfalt ausgearbeitet sind und denen es an Eleganz der Schreibart auch nicht fehlt? Mir sind daher die heidnischen Bücher in hohem Grade zuwider, da sie die Seele des Christen eher vergiften, als erbauen; dagegen sprechen mich die evangelischen Schriften ungemein an, da sie den Leser eben sowohl in der Gelehrsamkeit als in der Rechtschaffenheit fördern. Wenn ich diese nämlich aufmerksam lese, so finde ich, daß sie die Arbeit empfehlen, den Müßiggang verdammen, und da es des Priesters einzige Pflicht ist, den Samen des göttlichen Wortes auszustreuen, wie denn der Apostel sagt: „Der Herr hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu verkündigen", und Maleachi: „Die Lippen des Priesters bewahren die Lehre", und der Fürst der Apostel: „Weidet, so viel an euch ist", und endlich Paulus die Neulinge verwirft — was bleibt mir dann übrig, bester Zwingli! als daß ich, der ich in beiden Litteraturen (der heidnischen wie der christlichen) ziemlich unterrichtet bin, mich einem Handwerk zuwende, da die Worte des Herrn (Gen. 3: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen") auch mir gesagt sind." Der junge Felix bittet nun Zwingli, all sein Ansehen anzuwenden, damit sein Vater ihn ein ehrliches Handwerk lernen lasse, welchem Vorhaben dieser bis jetzt sich widersetzt habe. „Mein Geist, fährt er fort, ist zu stumpf, als daß er noch länger die sogenannten schönen Wissenschaften (Humaniora, Philologie) studieren sollte; Mühe und Kosten wären verloren, die heilige Schrift aber werde ich nie aus Händen lassen, so lange ein Geist in diesen Gliedern sich regt." Es ist zu bedauern, daß wir die Antwort Zwingli's auf diesen Brief nicht haben. Uebrigens trafen die Vorwürfe, welche hier ein frommer aber unreifer Jüngling den Klassikern machte, am meisten die Dichter, mit denen man damals wohl allzufrühzeitig die Jugend behelligte. Daß es zu allen Zeiten bei der Behandlung der Klassiker in den Schulen auf das rechte Maaß und auf Geist und Methode ankam, wird Niemand bestreiten. Felix

Verfolgen wir weiter die Jugendgeschichte des Vaters. Nach Verfluß von 4 Jahren ward er Baccalaureus der Philosophie, das war die Vorstufe zum Magisterthum. Schon jetzt war seine philologische Tüchtigkeit auch in weiteren Kreisen bekannt geworden und diese war es ja in erster Linie, die nach dem Urtheil der Einsichtsvollern zu dem Dienst an der Schule befähigte. So nahm denn auch der Rath von Basel keinen Anstand, dem sprachkundigen Oswald Geißhüsler, genannt Molitor, die Schullehrerstelle zu St. Theodor anzuvertrauen, die er später mit der am Stift zu St. Peter vertauschte*).

Von dem Zustand des damaligen Schulwesens mag man sich einen Begriff machen, wenn man die Schilderungen eines Wimpheling, Herrmann Busch und andrer Männer jener Zeit vernimmt. Was wurde da nicht Alles dem Kopfe des Knaben zugemuthet in sich aufzunehmen, das ihm zu verdauen unmöglich war! Den Mittelpunkt des Unterrichts bildete die Grammatik, die nach Donat, dem Lehrer des heil. Hieronymus und nach den Glossen des Benedictinermönches Remigius über denselben betrieben wurde. Ein geistloses Memoriren von Versen, die die Zahl von Zehntausenden überstieg, sollte den ohnehin geistlosen Unterricht erleichtern! Was nicht gutwillig einging, ward durch Stock und Ruthe eingebläut, so daß die Schule den Meisten und gerade oft den Aufgewecktesten zu einer Marteranstalt (carnificina ingeniorum) wurde**). Und doch darf man sich nicht zu einem unbedingten Verdammungsurtheil über das damalige Schulwesen verleiten lassen.

Wie noch jetzt die herrschende Methode es nicht allein thut, wie in der Persönlichkeit des Lehrers das Geheimniß der pädagogischen Kunst in wenigen Zügen sich zusammenfaßt, so war es auch damals. Von Methode wußte man allerdings wenig; aber von Männern, die den jetzt mit dem größten Unrecht aus der feinern Sprache verbannten Namen eines Schulmeisters mit Ehren trugen, weiß die Geschichte jener Zeit eben so viel Rühmliches zu melden, als sie freilich auch an abschreckenden Beispielen des Gegentheils es nicht fehlen läßt. Und solche Ausnahmen von der Regel leuchten dann nur um so glänzender hervor.

Wir haben schon des Rubellus als eines trefflichen Lehrers erwähnt, und eben so des Heinrich Wirz. Was ein Zwingli seinem Basler Schulmeister Georg Binzli verdankte, das bleibt unvergessen; von Geschlecht zu Geschlecht wird mit dem Namen des Reformators auch dieser Name fortge-

---

Myconius blieb indessen bei den Studien, von denen ein frühzeitiger Tod ihn hinweg rief.

*) Nach der Angabe Simon Sulzer's in der handschriftlich vorhandenen Leichenrede (Antiqu. Gernl. I.) hat Myconius drei Schulämter in Basel bekleidet (ludis litterariis servivit hic tribus). Welches dieses dritte gewesen, läßt sich jetzt kaum mehr ermitteln.

**) Vgl. Fechter, Geschichte des Schulwesens in Basel bis zum Jahr 1589 (ein Schulprogramm). Basel 1837.

tragen, und ähnlich verhält es sich mit unserm Myconius, der in Zingli's und seiner eigenen Lehrer Fußtapfen trat und der in der Geschichte des schweizerischen Schulwesens nicht die geringste Stelle einnimmt.

Damals freilich leuchtete sein Licht noch im Stillen. Sein Wirken war geräuschlos, die Besoldung spärlich, und doch mußte sie hinreichen zur Gründung eines eignen Hausstandes. Myconius verehlichte sich mit einer Tochter, deren Tugendlichkeit gerühmt wird, wenn auch die Geschichte ihren Namen nicht nennt.—

Aus der Geschichte seines häuslichen Lebens in Basel sei uns gestattet einen Zug anzuführen der auf die öffentliche Sittlichkeit und die Sittenpolicei der alten Zeit eben nicht ein günstiges Licht wirft.

Es war an einem trüben Decembertage 1515. Myconius war eben ausgegangen. Da kam ein Trupp roher Gesellen vor das Haus des Schulmeisters, in welchem die junge Mutter einsam mit dem Kindlein weilte. Sie stießen wider die Thür, warfen Steine nach dem Fenster und riefen die Frau mit unzüchtigen Worten heraus. Ja, sie erfrechten sich in die Schule einzubrechen und an den Fensterscheiben ihre Zerstörungswuth auszulassen. Kaum hatten sie sich entfernt, als Oswald nach Hause kam, Frau und Kind kamen ihm jammernd und weinend entgegen. Nun versuchten die Ruhestörer einen neuen Angriff. Myconius aber verstand keinen Scherz; er griff zu den Waffen, die ihm zur Hand waren und verfolgte die Lärmer bis auf den Kirchhof. Diese aber riefen ihm zu, sie würden den Platz wie eine Burg vertheidigen. Mit gezogenem Degen stürzten ihrer Drei auf ihn los und verwundeten ihn an der rechten Hand. Während Myconius nach dem Wundarzt lief, scheinen die frechen Gesellen noch Schlimmeres verübt zu haben; die Erzählung bricht hier ab und wirft den Schleier über das Weitere. Aehnliche Scenen finden wir auch anderwärts in dieser Zeit. Sah sich doch sogar einmal der milde Melanchthon genöthigt, schon als bejahrter Mann mit einem Jägerspieß bewaffnet, einer ähnlichen Rotte von nächtlichen Ruhestörern entgegen zu treten *).

Wenden wir den Blick von diesen rohen Zwischenfällen ab, so begegnen uns in demselben Basel auch wieder edlere Gestalten, in deren Umgang das einförmige Leben unsers Schulmeisters geistige Anregung und Erholung fand. Das Centrum dieses Kreises der Gebildeten und Aufgeklärten des Jahrhunderts befand sich ja damals in Basel. Erasmus von Roterdam hatte unlängst da seinen Sitz genommen, um fern von dem Geräusche der großen Welt, aus dem er sich zurückgezogen, der Wissenschaft zu leben und die Buch-

*) Vgl. Schelhorn, Ergötzlichkeiten II. S. 57. Aehnliches im 17. Jahrhundert. Der reformirte Theologe Crocius zog sich sogar in Cassel einen Criminalproceß zu, indem er das Unglück hatte, einen Nachtbuben todtzuschlagen, der sich zu seiner Tochter einschleichen wollte und den er für einen Dieb hielt, s. Claus, Joh. Crocius. Cassel 1848. S. 50.

druckerpressen zur Herausgabe seiner gelehrten Werke zu benutzen. Auch hier waren es allermeist die klassischen Studien, welche das geistige Band bildeten zwischen den Männern, die in einer von Rohheit und Barbarei noch vielfach verdunkelten Zeit dem Bessern zustrebten. Auf diesem Wege ward auch der von der Rohheit verhöhnte Schulmeister mit dem weltberühmten Gelehrten bekannt, dem Könige und Päpste ihre Huldigung brachten. Er soll es auch gewesen sein, der unserm Oswald Molitor den den gelehrten Ohren jener Zeit besser klingenden, griechischen Namen Myconius ertheilte. Eine Uebersetzung des Familiennamens „Geißhüsler" können wir darin nicht entdecken, höchstens eine scherzhafte Anspielung an denselben *).

Wir können uns Erasmus in Basel nicht denken ohne Hans Holbein (den Jüngeren), den Mann der Wissenschaft nicht ohne den Mann der Kunst, der uns beider Bildniß, das eigne und das des weltberühmten Freundes so sprechend vor Augen gestellt hat. Wir können nicht reden von dem „Lobe der Narrheit", an dem damals alle Welt sich ergötzte, ohne der unvergleichlichen Randzeichnungen Holbeins zu gedenken, von welchen entkleidet das Erasmische Werk für unsere Zeit einen großen Theil seines Reizes verlöre. Aber eben diese Randzeichnungen verdanken wir zunächst unserm Myconius. In seinem Hause durchblätterte der Künstler das dem Myconius gehörende Exemplar und schmückte es nach den augenblicklichen Eingebungen seiner Laune mit den leicht hingeworfenen genialen Schöpfungen seiner Feder aus. Dieses mit dem Namen seines Besitzers bezeichnete Exemplar ist eine Hauptzierde der Kunstsammlungen Basels**). Myconius hatte es überdieß mit Randglossen versehen, und unter diesen findet sich auch die Erzählung jenes nächtlichen Ueberfalles.

Nur kurze Zeit war indessen unserm Myconius vergönnt, sich dieser Genossenschaft eines Erasmus und Holbein zu freuen, denn schon 1516 sah er sich genöthigt, in Folge eines an ihn ergangenen Rufes nach Zürich, Basel zu verlassen, ohne zu ahnen, welche Schicksale ihn nach einem halben Jahrzehnt wieder nach dieser ihm lieb gewordenen Stadt zurückführen sollten.

2. Schulmeisterleben in Zürich.

Es war abermals eine Schullehrerstelle, die in Zürich des Mannes wartete und zwar die Lehrerstelle an der dasigen Stiftschule. Das alte Chorherrn-

*) Nach der damaligen Aussprache des Griechischen (dem Itacismus) mag dabei an μηκάομαι das Mäckern der Ziege (Geiß) gedacht werden. Uebrigens fand sich der Name Myconius schon als gelehrter Geschlechtsname vor bei dem sächsischen Reformator Friedrich Myconius (Mecum), der mit dem unsrigen nicht verwechselt werden darf.

**) Fechter, eine kunstgeschichtliche Notiz in Streuber's Basler Taschenbuch 1858, S. 109 ff.

stift Zürichs, dessen Erinnerungen bis auf Karl den Großen, den mächtigen Förderer germanischer Cultur zurückreichen, hatte zu allen Zeiten einzelne gelehrte Männer. Wir erinnern an einen Felix Hemmerlin, der in gewissen Beziehungen als ein Vorläufer der Reformation zu betrachten ist, andrer zu geschweigen. Gleichwohl war Zürich damals noch weit entfernt, den Ruhm eines „schweizerischen Athen" für sich in Anspruch zu nehmen, der ihm in späteren Zeiten geworden ist. Erst mit Zwingli ging ihm sein Stern auf. Aber ist es nicht unser Myconius, dem Zürich theilweise seinen Zwingli zu verdanken hatte? Wissen wir doch aus des letztern Biographie*), daß unser Oswald Myconius diese Berufung Zwingli's nach Zürich am eifrigsten betrieben hatte.

Schon in Basel hatte er höchst wahrscheinlich mit Zwingli die erste, wenn auch flüchtige Bekanntschaft gemacht. Und auch von Zürich aus unterhielt er mit dem ältern Freunde, der sich in Einsiedeln befand, einen lebhaften Briefwechsel. Doch betrachten wir erst Myconius für sich allein. Seinen Ruf nach Zürich hatte er wahrscheinlich einem der wenigen Männer verdankt, die noch vor Zwingli's Berufung auf eine bessere Zeit hinwirkten. Heinrich Utinger hieß der Mann; er war Chorherr und zugleich Notar und Hofpfalzgraf des römischen Stuhles, und an ihm fand Myconius auch einen theilnehmenden und anregenden Freund bei seinen ersten schriftstellerischen Versuchen. Diese galten zunächst dem Vaterlande und dem Ruhm und der Ehre desselben. Ohne noch zu ahnen, in welche ernste Kämpfe er mit dem Papst und dem päpstlichen Hofe einst werde geführt werden, trug Myconius das Seinige bei, um mit dem Lobe, das einem treuen Diener des römischen Stuhles gespendet wurde, auch das Land zu loben, dessen Söhne ihr Blut für den Papst zu verspritzen bereit waren. Ein schweizerischer Reisläufer aus Luzern, Caspar von Silinen, Neffe des berühmten Bischofes und Propstes Jost von Silinen, hatte, den obrigkeitlichen Geboten zuwider, einige tausend Mann über das Gebirge geführt und war als Anführer der päpstlichen Leibwache bei Rimini gefallen. Der Vicar des Bischofs von Constanz, derselbe Johann Faber, der nachmals neben Eck als Hauptgegner der Reformation auftrat, hielt bei seinem Aufenthalte in Rom dem Gefallenen eine prunkvolle Leichenrede, in welcher er zugleich dem wackern Volke der Eidgenossen reichliches Lob spendete. Das Lob sollte um so unparteischer sein, als Faber selbst kein Schweizer war, sondern ein Schwabe. Was er aber an den Schweizern besonders rühmend hervorhob, das war ihre Treue gegen den Stuhl zu Rom. Daneben wurde noch anderes gepriesen, das dazu dienen sollte, das bei den Ausländern herrschende Vorurtheil zu zerstreuen, als seien die Schweizer ein rohes, verwildertes Bauernvolk. Myconius war über das dem Lande wie dem nähern Landsmanne gespendete Lob so erfreut, daß er sich entschloß die Schrift Faber's,

*) S. Gesammtwerk 1. S. 26, 27.

die in ihrer ersten Auflage nur wenige Verbreitung mochte gefunden haben, aufs Neue herauszugeben und sie noch mit einigen Zusätzen zu vermehren*).

Ebenso galt der Verherrlichung des Vaterlandes eine zweite Schrift. Der uns schon bekannte Glareanus hatte auf den Wunsch Heinrich Utingers eine poetische Beschreibung der Schweiz herausgegeben, die aber bei den gehäuften Citaten aus den Schriften des Alterthums so gelehrt und fremdartig aussah, daß es, um sie zu verstehen, wieder eines besondern Commentars bedurfte. Einige Schüler Glareans baten sich von Myconius eine solche Erklärung aus, die noch jetzt lesenswerther sein dürfte, als das schwülstige Gedicht selbst. Nicht die Schüler nur, sondern auch der Dichter waren mit dieser Erklärung so zufrieden, daß sie ihre Bitten vereinigten, um den Myconius zur Herausgabe desselben zu bewegen. Dieser zögerte erst aus Bescheidenheit, dem Wunsche zu willfahren, und erst nachdem ein gelehrtes Schiedsgericht, bestehend aus Vadian, Zwingli, Rhenanus und Xylotectus (Zimmermann) sich für die Herausgabe entschieden hatte, unterwarf sich der ebenso gehorsame als bescheidne Mann ihrem Urtheil**). Auch in dieser Schrift zeigt sich noch nichts von dem Zwiespalte der Glaubensrichtungen. Noch werden die Legenden der Heiligen unangefochten mitgetheilt, und daß das Bild des Heiligen der Urkantone, das Bild eines Nikolaus von der Flüe mit gebührender Verehrung behandelt wird, kann uns nicht auffallen. Indessen findet sich doch schon in dieser Schrift bei Anlaß des Lobes, welches Glarean dem Kaiser und dem Papst spendete, der Grundsatz ausgesprochen, man müsse diesen beiden Obersten der Christenheit nur so lange gehorchen, als sie nicht Unchristliches verlangen; in diesem Falle müsse man Gott mehr gehorchen, als den Menschen***). Ja, wir begegnen schon der Klage, daß das Volk in Sachen des Glaubens oft schwer sei betrogen worden, und darum wird schon hier die heilige Schrift als die untrügliche Norm genannt, an die ein Christ, der seines Glaubens gewiß sein wolle, sich zu halten habe. Myconius widmete diese Schrift dem Rathe von Zürich und erhielt als Zeichen der Anerkennung zehn Goldgulden Ehrensold.

Wir haben schon erwähnt, wie Myconius von Zürich aus einen Briefwechsel mit Zwingli in Einsiedeln führte. Erfüllt von Bewunderung gegen den Mann, der schon damals durch seine gelehrte Bildung sich auszeichnete, näherte er sich demselben mit einem Gemisch von Schüchternheit und Keckheit in seinen Briefen, um sich von ihm Rath auszubitten, wie er es anzufangen habe,

---

*) Oratio funebris habita in exequiis Gaspari de Silinen. Rom. 1517. Epistolium Osw. Mycon. 1518. Kirchhofer S. 11.

**) Helvetiae descriptio (Panegyricon).

***) Sequendi eatenus sunt et Papa et Caesar, dum nihil nec jubent, nec imperant, quod displiceat Christo. Quod si secus fit, haud quaquam obsequendum. Jam vero semper habendum in pectore, plus nos debere Deo, quam hominibus.

um es mit dem Studium der Klassiker auf dieselbe Höhe zu bringen, auf der er seinen Meister so sicher stehen sah*). Er bittet ihn, ihm doch dieses Geheimniß aufzuschließen. Schon in diesem ersten Briefe aber redet er ihm von der in Zürich erledigten Leutpriesterstelle und wünscht, daß er sich entschließen möge, dieselbe anzunehmen. Auch die folgenden Briefe**) beziehen sich auf diese Angelegenheit. Mit rückhaltloser Offenheit schildert Myconius dem Freunde die in Zürich herrschende Stimmung und verhehlt ihm nicht, was die Gegner gegen seine Wahl einwenden. „Du hast hier, schreibt er, Freunde und Feinde, letztere in geringer, erstere in großer Zahl. Keiner aber ist, der nicht deine Gelehrsamkeit in den Himmel erhöbe. Ich will dir Alles frei heraus sagen. Bei Einigen hast du's verdorben durch deine Liebhaberei zur Musik und deshalb nennen sie dich einen Lebemann und ein Weltkind***). Andere tadeln auch dein früheres Leben, als ob du zu sehr dem Wohlleben und Vergnügungen gehuldigt. Ich habe diesen Gerüchten mich nach Kräften widersetzt, und es ist mir auch gelungen, ich hoffe, sie werden dir nichts mehr schaden. Vor allen Dingen habe ich dahin gewirkt, daß dem Bürgermeister Roist deine Lehre bekannt werde. Dieser ist entschieden für dich." Und nun erwähnt er noch weiterer und schlimmerer Gerüchte, und bittet ihn selbst wegen eines gewissen Vorfalles, den er von vornherein für erlogen halte, ihm schleunigste Auskunft zu geben, damit er um so zuversichtlicher die böswilligen Verläumdungen zurückweisen möge.

Daß die Bemühungen des Myconius nicht fruchtlos gewesen, zeigte der Erfolg. Zwingli wurde nach Zürich berufen und trat mit dem 1. Januar 1519 an seinem 35sten Geburtstage sein Amt als Leutpriester am großen Münster an.

Daß nun hinter Zwingli's Größe die bescheidene Person unsers Myconius zurücktrat, daß wir ihn nicht einmal, wie später einen Leo Judä ihm zur Seite finden, sondern daß er sich nach wie vor in den Winkel seiner Schule zurückzieht, darf uns nicht wundern, und diese Bescheidenheit gereicht ihm eher zum Lob, als zum Tadel. Er kannte das Maaß und die Grenze seiner Stärke, und diese wurzelte zunächst in dem Leben der Schule. Aber darum war Myconius nicht ein müßiger Zuschauer der Ereignisse und dessen was dieselben vorbereitete. Sein Herzensantheil an der wachsenden Reformation war ein inniger und lebhafter. Hatte er schon früher innerlich so manchem Irrthum der päpstlichen Satzungen entsagt (wie er denn schon in Basel Gelegenheit hatte, sich von der Nichtswürdigkeit der Mönchstheologie zu überzeugen), so suchte er jetzt durch den Umgang mit Zwingli seines Glau-

*) Brief v. 28. Oct. 1518. Opp. VII. p. 51.

**) Brief des Myconius vom 3. Dec. Opp. VII. 53. und die Briefe Zwingli's (Nr. 15. u. 16.).

***) Voluptarium et mundanum. Die Gegner nannten unter anderm auch Zwingli den „evangelischen Pfyffer und Lutenschlager".

bens immer gewisser zu werden. Bald sollte aber die Stunde schlagen, die ihn wieder von seinem Freunde trennte. Seine Lehrtüchtigkeit, die er in Zürichs Schule entwickelte blieb nicht ohne Anerkennung und Ermunterung. Die größten Gelehrten der Zeit würdigten ihn fortwährend ihres freundschaftlichen Briefwechsels. So ein Erasmus in Basel, ein Vadian in St. Gallen und der alte Schulfreund, Glarean, jetzt in Paris. Dürfen wir uns daher wundern, wenn bei dem steigenden Ruhme des Mannes die Vaterstadt Luzern die Zürcher um den Besitz desselben beneidete und ihn sobald als möglich an sich zu ziehen suchte? Die Zahl der Einsichtsvollen, die den Werth eines Myconius, den Werth und die Bedeutung humanistischer Studien überhaupt zu schätzen wußte, war freilich in Luzern noch sehr gering. Aber sie war nicht ohne Gewicht. An ihrer Spitze stand der aufgeklärte Chorherr Johann Zimmermann, nach griechischer Benennung Xylotectus. Dieser wandte seinen ganzen Einfluß auf, unserm Myconius einen Wirkungskreis im engern Vaterlande zu verschaffen und dadurch eine Kraft zu gewinnen, deren das an geistigen Kräften nicht überreiche Luzern gar sehr bedurfte.

Der Versuch, ihn an die Stiftschule nach Beromünster zu ziehen, schlug fehl (die Gegner wußten es zu verhindern). Aber reichlich entschädigt sahen sich die Freunde, als es ihnen gelang, den Mann ihres Vertrauens nach Luzern selbst zu ziehen als Lehrer an der Schule des dortigen Stiftes. Nur mit schwerem Herzen trennte sich Myconius von Zürich, das ihm eine zweite Heimath, trennte er sich von Zwingli, der ihm sein zweites Ich geworden war. Aber auch Zwingli ließ ihn nur ungern zieh'n, und es sind gewiß nicht leere Complimente, wenn er ihm bald darauf nach Luzern schrieb*): „Seit du uns verlassen, so ist mir nicht anders zu Muth, als einem Heerhaufen, dem der eine Flügel abgeschnitten ist. Jetzt erst fühle ich, wie viel mein Myconius bei Weltlichen und Geistlichen vermocht hat! wie oft er ohne mein Vorwissen für Christi Sache und die meinige in den Riß getreten". Und ein solches Zeugniß hat wahrlich Gewicht, gegenüber dem Stillschweigen der Geschichte über das was Myconius im Zürcherischen Reformationswerke geleistet hat.

3. Der Schulmeister in der Heimath.

Wie einem Jeden, der nach längerer Abwesenheit die Vaterstadt wieder zu seinem bleibenden Aufenthalt erwählt, die erste Zeit des Wiedersehns eine freudige Zeit ist, so war sie es auch unserm Myconius, der überdieß das Glück hatte, die hochbetagten Eltern noch am Leben zu finden. Aber diese Flitterwochen gingen schnell vorüber. Nur zu bald fühlte er, daß Luzern nicht der Boden sei, um die Samenkörner der Zwinglischen, oder sagen wir lieber der

*) Brief v. 26. Nov. 1519. Opp. VII. p. 97.

evangelischen Lehre auf demselben auszustreuen. Wohl fanden sich da noch alte Reste einer frühern an die apostolischen Zeiten erinnernden frommen Sitte. So wenn die Väter des Landes mit den Chorherrn in einem großen Saale sich versammelten, um das Mahl des Herrn als ein einfaches Liebesmahl zu genießen, wobei Stellen aus der heiligen Schrift und den Kirchenvätern vorgelesen wurden*). Aber Formen ersetzen den mangelnden Geist nicht. Und ein ganz anderer Geist herrschte eben hier doch, als in Zürich. Wenn dort die Bürger, an ihrer Spitze ein Bürgermeister Roist, dem aufgehenden Lichte freudig Auge und Herz öffneten, wenn überall, auch unter Nichtgelehrten, ein reges Interresse für die großen Fragen des Tages sich kundgab, so kümmerte sich der Luzernische Adel weniger um die Wissenschaften, als um das Kriegswesen, und auch die politische Stimmung Luzerns war eine wesentlich andere, als die Zürichs. Was in Zürich Zwingli so kräftig bekämpfte, das Reislaufen und das Beziehen fremder Pensionen**), das fand gerade in Luzern seine Freunde und Vertheidiger, und was anderwärts einem Myconius zur größten Empfehlung gereichte, sein inniges Verhältniß zu Zwingli, das war es gerade, was ihn in den Augen des Luzerner Volkes am schlimmsten verdächtigte. Dieß mußte ihn schmerzen, aber Zwingli tröstete ihn darüber: „Daß ich, schreibt er in dem obenerwähnten Briefe, in Luzern nicht besonders gut angeschrieben bin, das laß' dir nicht allzu tief zu Herzen gehn, wenn du bedenkst wie gar verschieden meine Bestrebungen von den ihrigen sind und wie mein bäurisches Wesen diesen Leuten es schwerlich recht machen kann; aber wollte ich Menschen gefallen, spreche ich mit Paulus, so wäre ich Christi Knecht nicht".

Es konnte nicht lange anstehen, so mußte Myconius, der mit seinen Meinungen offen hervortrat, bei der Menge der Gläubigen Anstoß erregen; namentlich hatte er sich über die Reliquienverehrung unvorsichtige Aeußerungen erlaubt, so daß selbst Zwingli für gut fand, in einem seiner Briefe ihm größere Vorsicht zu empfehlen. Er rieth ihm, seiner Schule in aller Treue zu warten und durch ein ruhiges und friedliches Verhalten den Gegnern den Mund zu stopfen; mit aufreizenden Reden werde nichts gewonnen, die Sache Christi trage ihren Sieg in sich selbst.***) —

Myconius stand indessen mit seinen Reformationsideen nicht ganz allein. Außer dem schon genannten Xylotectus waren es noch einige andere wenn auch wenige Männer, die sich ihm anschlossen und die auch mit Zwingli in freundschaftlicher Beziehung standen. So ein Jodocus Kilchmeier,

---

*) Kirchhofer S. 32.

**) Gegen diese Unsitte schrieb Myconius einen kleinen satyrischen Dialog Philirenus (den Friedliebenden) vgl. Opp. VII. p. 99. Kirchhofer S. 24 ff.

***) Brief v. 31. Dec. 1519 Opp. VII. p. 103.

Pfarrer und nachmaliger Chorherr zu Luzern, ein Rudolf Collin*), der Stadtarzt Erhard, Jacob zur Gilgen, ein Anverwandter des Xylotectus, und Nicolaus Hagäus von Solothurn, ein ehemaliger Schüler und nunmehriger Gehülfe des Myconius. Im Verkehr mit diesen wenigen vertrauten, aber ihres Glaubens wegen anrüchigen Männern arbeitete sich Myconius in den wenigen Mußestunden, die ihm sein Schulamt gewährte, immer mehr in das Studium der heiligen Schrift hinein, wozu er auch die Kirchenväter, namentlich den Hieronymus, benützte. Und auch da blieb Zwingli sein Lehrer und Führer**). Man sieht aus den Briefen, die beide mit einander wechselten, wie Myconius sich noch loszuringen hatte aus den Fesseln der Scholastik, die sich mit den wunderlichsten Fragen über die Natur der Engel und Teufel zu schaffen machte***), während sie den Heilsgrund der evangelischen Lehre außer Augen ließ. Je weniger Myconius an diesen Subtilitäten der Schultheologie Gefallen finden und je weniger er gleichwohl ihrer los werden konnte†), desto mehr war es ihm Bedürfniß, an den geistesklaren, überall auf das Wesen des Christenthums dringenden, alles auf die lautern Aussprüche der heiligen Schrift bauenden Zwingli sich anzuschließen und von ihm das Rechte und Brauchbare zu vernehmen. Und der mit Geschäften überhäufte Zwingli war auch immer und damals sogar in seiner Krankheit bereit, den Fragen des Wißbegierigen Rede zu stehen††), ihn auf die rechten Quellen hinzuweisen und ihn mit den nöthigen Büchern zu ver-

---

*) Ueber diesen höchst originellen Mann, mit seinem Familiennamen „am Büel" aus Gundenlingen im Canton Luzern, vgl. dessen Selbstbiographie, gedruckt in Ulrich's Miscellan. Tigur. I, 1—29, und verdeutscht von Salomon Vögelin in dem Zürcher histor. Taschenbuch 1859.

**) Vgl. Opp. VII. p. 106. 115. 117.

***) Brief vom 15. März 1520. Opp. VII. p. 121.

†) „Nur mit Widerstreben (glaube mir) schreib' ich dir von solchen läppischen Dingen (nugis); aber da ich mit dergleichen täglich behelligt werde, ich aber davon keine Kenntniß habe, am wenigsten über die Engel, über die ich noch nicht einen Buchstaben gelesen, so bin ich eben genöthigt, nach meiner geringen Einsicht zu antworten. Etwas zu behaupten wage ich nicht, und so muß ich dich darum plagen. Wenn es dir gefällig ist, so magst du mir antworten; wo nicht, so hat es auch nichts zu sagen. Ich bin gar nicht so sehr auf die Geheimnisse erpicht. Was hingegen zu wissen noth thut, das laß ich nicht gern unerörtert. Von selbst wäre ich nie auf solche Fragen verfallen. Ich begnüge mich gern mit dem einfachsten Glauben, und nach diesem werde ich auch sicher wandeln können; denn beständig habe ich jenen Socratischen Ausspruch vor Augen: „Was über unsern Horizont hinausgeht, das ist auch nicht für uns" (Quae supra nos, nihil ad nos). Was soll ich mit eitler, ja mit verwegener Neugierde das zu erforschen suchen, von dem Gott nicht will, daß ich es wisse?"

††) Brief v. 27. März 1520. Opp. VII. p. 123. Zwingli war eben von der Pestkrankheit wieder aufgestanden, die ihn so tief angegriffen hatte, so daß,

sehen. Aber bei all' seiner theologischen Ueberlegenheit, deren er sich im Verhältniß zu Myconius inne werden mußte, war er doch weit entfernt von aller gelehrten Arroganz. Nichts mußte dem Manne, der sich mit Gottes Hülfe eine eigene und sichere Ueberzeugung errungen, mehr zuwider sein, als Nachbeterei in Glaubenssachen. Darum ermahnte er seinen Freund unablässig, doch ja nicht auf seine Worte zu schwören, als wären es Orakelsprüche, sondern sich eine eigene Ueberzeugung zu bilden*). Aber wer möchte hinwiederum dem Myconius es verdenken, wenn er im Bedürfniß nach einem festen persönlichen Halte, sich mit unbedingtem Vertrauen Zwingli in die Arme warf, dessen Worte er nicht darum annahm, weil sie von ihm kamen, aber weil er sie mit dem Worte Gottes übereinstimmend fand**).

Dieses sich Aufringen vom Autoritätsglauben zur Sicherheit eines eigenen, aus den heiligen Schriften gewonnenen Besitztheiles gehört mit zu dem Schönsten und Erhebendsten, dem wir in der Reformationsgeschichte begegnen. Es tritt nicht so geräuschvoll zu Tage, wie die oft stürmischen Bewegungen der Massen, aber um so lohnender ist es, diese innern Vorgänge, diese Geistes- und Gewissenskämpfe bis in ihre geheimsten Regungen zu verfolgen, und dieß können wir nirgends besser, als an dem Faden der vertrauten Briefe, an denen gerade diese Geschichtsperiode so reich ist. Wir dürfen nur in den Schatz der zwischen Zwingli und Myconius gewechselten Briefe hineingreifen, um sofort einen lebendigen Eindruck zu erhalten von der geistigen Macht und der sittlichen Wirkung dieses Verhältnisses. So schreibt unter anderm Zwingli***): „Daß sie unsere Lehre eine Teufelslehre nennen, ist ganz in der Ordnung; denn daran erkenne ich gerade, daß es Christi Lehre ist, deren wahre Verkündiger wir sind. So haben die Pharisäer auch von Christus gesagt, er habe den Teufel. Du aber fahre fort, zu lehren und nach dem Beispiel des zwölfjährigen Knaben Jesus die Hochgelehrten ihrer Unwissenheit zu zeihen". Und ein andermal wieder†): „Es muß ja wohl das Gold im Feuer geläutert und das Silber von den Schlacken gereinigt werden. . . Unser Leben ist ein beständiger Kampf, daher müssen wir die Waffenrüstung anziehn, die uns Paulus empfiehlt . . . Hat Christus nicht gesagt, er sei gekommen ein Feuer anzuzünden auf Erden, und er wollte es brennete schon? Was kann

---

wie er schreibt, sein Kopf noch sehr leidend war. Und doch geht er mit großer Ausführlichkeit in die ihm vorgelegten Fragen ein.

*) Brief v. 16. Febr. Opp. VII. p. 116.

**) Brief v. 27. Febr. Opp. VII. p. 118. „Nie möge ich den Tag erleben, wo ich von dir mich abwendete in meiner Ueberzeugung. Du sagst, deine Worte seien keine Orakelsprüche. Mir sind sie es und werden mir's sein, da ich im Innersten überzeugt bin, daß du nichts sagst was nicht in den göttlichen Orakeln (der heil. Schrift) gegründet ist."

***) Brief v. 31. Dec. 1519. Opp. VII. p. 104.

†) 24. Juli 1520. ibid. p. 142.

anders unter diesem Feuer verstanden sein, als das Beharren im Bösen, wodurch wir zum Kampfe auch mit denen genöthigt werden, die uns durch Blutsverwandtschaft nahe stehen? ... Das ist das Feuer, wodurch eines Jeden Werk geprüft wird. Das Unhaltbare wird vom Feuer verzehrt. Die aber, welche auf den rechten Fels gebaut sind, und für ihn und nicht für ihre eigene Ehre streiten, die werden bestehen ewiglich ... Wie die Kirche durch Blut erworben ist, so muß sie auch durch Blut erneuert werden ... Predige du also immer Christum den Deinigen, und je mehr du siehst, daß diese Kirche dem Verfalle sich naht, desto mehr sammle dir solche, die, ähnlich dem Hercules den Augiasstall dir ausmisten helfen und die keinen Dank dafür von der Welt erwarten ... Die Welt wird niemals mit Christo sich vertragen, und nur denen gelten seine Verheißungen, die auch die Verfolgungen nicht scheuen ... Du aber sei gutes Muthes; es wird unsrer Zeit nie an Leuten fehlen, welche Christum redlich mit ihrer Lehre bekennen und bereit sind, ihr Leben für ihn zu lassen, auch wenn ihr Name selbst nach dem Tode noch übel angeschrieben sein sollte in der Welt".

Je klarer und fester aber die evangelische Ueberzeugung in unserm Myconius eine Gestalt gewonnen, desto weniger konnte die herrschende Luzerner Theologie ihn ansprechen. Von Zeit zu Zeit lassen sich daher Töne des Mißbehagens in seinen Briefen an Zwingli vernehmen, den er stets über die Begebenheiten auf dem Laufenden erhielt, und nur der Blick auf das Gedeihen seiner Schule, die sogar von auswärts, namentlich von Zürich aus besucht wurde, gewährte dem Niedergeschlagenen wieder einige Befriedigung*). Aber dasselbe was ihm zur Befriedigung gereichte, war den Gegnern ein Dorn im Auge, und immer unverhaltener, immer bitterer äußerte sich der Widerwille gegen den „lutherischen Schulmeister". „Man soll ihn verbrennen und den Luther mit ihm!"**) Sogar auf offener Straße wurden ihm beleidigende Worte von Vorübergehenden zugerufen. Es kam so weit, daß er zweimal vor den Rath gefordert, sich verantworten mußte***). Er that es mit Ruhe und Würde und blieb für einmal unangefochten in seinem Amte. Aber nichtsdestoweniger wurde ihm sein Aufenthalt in Luzern von Tag zu Tag unbehaglicher, zumal da auch das rauhe Klima seiner Gesundheit nicht zuträglich war und der Arzt ihn versicherte, daß er in Luzern kein hohes Alter erreichen werde†). Wie sehnte er sich nach seinem Zürich und seinen Zürcher-

---

*) Unter seinen Schülern bemerken wir auch einen Simon Sulzer aus Interlaken im Kanton Bern, der später in Basel sein College, und dann sein Nachfolger im Antistitium wurde.

**) Lutherum comburendum esse et ludimagistrum. (Brief v. 2. Nov. 1520. Opp. VII. p. 153.)

***) Brief v. 7. Januar 1521. Opp. VII. p. 159.

†) So gefährlich scheint es indessen nicht gewesen zu sein. Daß Myconius auch leiblich zu den Rüstigen gehörte, beweist uns die Wanderung, welche er

freunden zurück! Sein Wunsch sollte ihm gewährt werden, doch nicht ohne vorangegangenen Sturm. Dieser erhob sich nicht gegen Myconius zunächst, sondern gegen seine Freunde und Gesinnungsgenossen. Nach mehrern einzelnen Vorfällen, die sich von Zeit zu Zeit wiederholten und die wir hier übergehen, drängte der Gang der Ereignisse im Großen und drängte auch was in Luzern geschah, mehr und mehr zum Entscheide hin. Die Fortschritte, welche das Reformationswerk in Zürich machte, forderten die Gegenpartei zur Wachsamkeit und zum Widerstand auf. Schon war es dieser gelungen den Freund Zwinglis, Sebastian Hofmeister von Schaffhausen, der von Constanz nach Luzern gekommen war, um zur Verbreitung des evangelischen Lichtes mitzuwirken, aus ihren Mauern zu verdrängen.

Unter diesen Umständen konnte auch die freimüthige evangelische Predigt, welche der edle Johanniter Comthur Konrad Schmidt von Küßnacht eines Tages als Gastprediger bei einem Nationalfeste in Luzern hielt, und zwar in deutscher Sprache, auf die herrschende Partei keine andere Wirkung haben, als die, allen ähnlichen Predigten den Riegel zu schieben. Auf Myconius und seine Freunde hatte die Predigt, welche die freie Gnade Gottes in Christo mit wohlthuender Klarheit der Ueberzeugung hervorhob, einen desto erhebendern Eindruck gemacht. Nun aber kam etwas hinzu, das nicht nur das Mißtrauen gegen fremde Lehrer erhöhte, sondern auch gegen die Einheimischen eine mächtige Gegenwirkung hervorrief.

Es ist bekannt, wie Zwingli im Jahr 1522 an die in Luzern versammelte Tagsatzung der Eidgenossen seine freundliche Bitte und Ermahnung erließ, dem Evangelium freien Lauf zu lassen und wie er um eben diese Zeit im Verein mit andern Geistlichen eine Bittschrift an den Bischof zu Constanz, Hugo von Landenberg, richtete, worin um Aufhebung des Cälibats oder doch um stillschweigende Gestattung der Priesterehe gebeten wurde*). Diese Bittschrift hatte auch der Lucernische Chorherr Jodocus Kilchmeier, der Freund und Gönner unsers Myconius unterschrieben. Ja, selbst auf der Kanzel griff er das Verbot der Priesterehe an, während der Decan Bodler, derselbe der

---

in Gesellschaft des Vadian, Conrad Grebel und Xylotect auf den Pilatus unternahm. Es bedurfte dazu der obrigkeitlichen Erlaubniß. Der Weg war damals sehr beschwerlich und nicht ohne Gefahr. Diese wurde noch durch die Phantasie vergrößert, indem nach der geläufigen Sage der alte Landpfleger dort seinen unheimlichen Spuk trieb. Der Führer beschwor daher die Wanderer, so lieb ihnen ihr Leben sei, beim Anblick des Sees sich jedes Muthwillens zu enthalten, auch ja keinen Stein in den See zu werfen. Vadian ärgerte sich über diesen Aberglauben. (Kirchhofer S. 45, 46. Ueber die Pilatussage vgl. die Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. XXIII. Zür. 1859.) Auch Zwingli spielt in einem Brief an Myconius an diese Sage an, indem er scherzweise den Pontius Pilatus einen Luzernischen Einsassen nennt (Inquilinus Lucernanus). Opp. VII. p. 125.

*) Zwingli's Leben I. S. 58 ff.

auch gegen Schmidts Gastprediget am heftigsten geeifert hatte, auch in diesem Stücke die Satzungen der Kirche vertheidigte. Auch hier erlebte man das Schauspiel zwieträchtiger Predigten, das nirgends auf die Dauer konnte geduldet werden. Kilchmeier ward zur Verantwortung gezogen. Die Gemüther waren aufs Aeußerste aufgeregt, und die einmal ausgebrochene Leidenschaft unterließ nicht, das Feuer noch weiter anzuschüren. Wie schon in den alten Zeiten alles Unglück, das über die alte Welt einbrach (Hungersnoth, Brand, Erdbeben, Pest), von dem heidnischen Pöbel auf die Christen war geschoben worden, so sollten nun die gehaßten „Lutheraner" an öffentlichen Calamitäten gemeiner Eidgenossenschaft Schuld sein. So ward namentlich der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Bicocca, in welcher viele treffliche Männer, unter ihnen auch ein Freund des Myconius, Jakob zur Gilgen, das Leben verloren, auf Rechnung der Evangelischen geschoben. Ein Grund mehr, darauf zu sinnen, wie man der gefährlichen Leute baldmöglichst sich entledigen wolle. Was bei dem hochgestellten Chorherrn schwieriger war, das ging um so leichter mit dem Schulmeister. Mit diesem machte man wenig Umstände. „Wir werden Euch Euren Schulmeister zurücksenden", sprach in höhnischem Tone der Schultheiß von Hertenstein zu dem Zürcher Gesandten Berger, „ihr könnt ihm nur ein gutes Quartier bereit halten". — „Er soll nur kommen", erwiderte Berger, „die Zürcher lassen ihn nicht unter freiem Himmel schlafen". — Und in der That trat die Absetzung des Schulmeisters bald darauf ein, ohne weitere Angabe der Motive. Es reichte hin, daß er zur „lutherischen Sekte" gehörte. Mit diesem Namen bezeichnete man damals auch in der Schweiz die Anhänger der Reformation auch wenn manche unter ihnen den sächsischen Reformator kaum dem Namen nach kannten. — Und als Erz-Lutheraner galt Myconius. So sah er sich nun im eigentlichen Sinne des Wortes auf die Gasse gestellt. Auch jetzt nahm er seine Zuflucht zu dem viel vermögenden Freund in Zürich, mit der Bitte ihm ein ehrliches Brot und ein „Aemtlein" (officiolum) auszuwirken, wäre es auch eine noch so dürftige Schreiberstelle. Im Uebrigen setzte er seine Hoffnung auf den „immer reichen, immer gütigen Gott", der die Seinen nicht verläßt und der ihn bewahren werde, daß er nicht müsse vor den Thüren betteln*). Zwingli aber gab die Hoffnung noch nicht auf, den trefflichen Mann der Stadt Luzern und ihm selbst die Stelle zu erhalten. Er rieth ihm daher den letzten Versuch zu wagen zu einer friedlichen Lösung des Knotens. Myconius (so rieth er) soll vor den Rath treten, umgeben von seinen Schülern; er soll kurz und bündig und ohne alle Bitterkeit sich wegen seiner Grundsätze verantworten, er soll besonders auch darauf ein Gewicht legen, wie er nicht zu Luthers, sondern zu Christi Namen sich bekenne; dann soll er aus der Zahl der ihn umgeben-

*) Brief vom 19. August 1522. Opp. VII. p. 215. und die Antwort Zwingli's vom 23. Aug. p. 217.

den Schüler einen der beherztern und begabtern, wo möglich einen Sohn aus gutem Hause (einen jungen Patrizier) auftreten lassen und bezeugen, daß sie nichts als Gutes von ihrem Lehrer gelernt hätten und wie groß ihre Verlegenheit wäre, wenn dieser Lehrer ihnen entzogen würde. Gehe der Rath auf diese Vorstellungen nicht ein, dann möge er in das Unvermeidliche sich schicken und nur gleich nach Zürich eilen, wo Hand und Herz der Freunde ihm offen stehen. Aber ohne die höchste Noth soll er Luzern nicht verlassen, da ja auch die übrigen Freunde der guten Sache, die Chorherrn Kilchmeier und Xylotectus durch sein Weggehen eine Stütze mehr verlieren würden! Dabei unterließ er nicht, den von Menschen verlassenen Freund auf die Hülfe Gottes hinzuweisen, welche die auf ihn Vertrauenden noch nie im Stich gelassen habe. — Myconius blieb unter mannigfachen Anfechtungen in Luzern bis Ende des Jahres. Nun aber öffnete sich ihm ein erwünschter Ausweg.

Der Administrator des Klosters Einsiedeln, der edle, freisinnige Diebold (Theobald) von Geroldseck, derselbe der einst den Zwingli und nach diesem den Leo Judä an sein Stift berufen, wandte sich nun, nachdem Leo einem Rufe nach Zürich gefolgt, an unsern Myconius und lud ihn ein, den jungen Mönchen an der dortigen Klosterschule Vorlesungen zu halten. Myconius nahm die Einladung an, obgleich er bei der Unbestimmtheit des Auftrags nicht wußte, wie er sein neues Amt fruchtbringend machen sollte. Er wandte sich also hier an Zwingli und bat ihn um Vorschläge, was er am zweckmäßigsten lesen möchte*). Uebrigens zeigte sich in Einsiedeln viel Empfänglichkeit für die reine Lehre. War doch dieser berühmte Wallfahrtsort eine Zeit lang ein Sammelpunkt vorzüglicher Geister und ein eigentlicher Heerd des über der Eidgenossenschaft aufgehenden Lichtes.

Bald nach Myconius, den die Vaterstadt verworfen, griffen nun auch Xylotect und Kilchmeier zum Wanderstab. Der Erstere wandte sich nach Basel, wo er kurz darauf ein Opfer der Pest wurde, Letzterer bekleidete verschiedene Stellen unter schwierigen Verhältnissen. Mit der Auswanderung dieser drei Männer, Kilchmeier, Xylotect und Myconius, war für Luzern die Reformation für immer ausgetrieben. Das Luzernische Stift St. Urban hatte sich schon früher des Melchior Macrinus entledigt, der nach seiner Vaterstadt Solothurn zurückkehrte, und auch dessen Nachfolger Rudolf Collin einer der ausgezeichnetsten Schüler Xylotect's, wurde seiner griechischen Bücher wegen behelligt und zuletzt genöthigt, in Zürich eine Anstellung zu suchen wo er bei dem dahin übergesiedelten Myconius eine gastfreundliche Aufnahme fand**).

---

*) Brief vom Dec. 1522. p. 252.

**) Collin berichtet uns darüber in seiner Selbstbiographie (b. Vögelin S. 198 ff.). Als die Rathsherrn von Luzern, die nach St. Urban zur Untersuchung waren geschickt worden, in den Büchern Collin's herumstöberten

In dem Maaß als Zürich zum evangelischen Vororte sich herabbildete, in eben dem Maaß versteifte sich Luzern im alten System als Vorort der katholischen Schweiz. Der Grund zu einer dauernden Trennung der Eidgenossenschaft in eine reformirte und katholische Schweiz war damit gelegt: an eine Verständigung war nicht mehr zu denken. Aber schon damals ward es von Zeitgenossen bedauert, daß Luzern dem evangelischen Lichte sich verschlossen und diejenigen ausgewiesen habe, die ihm zu einem Salze hätten werden können. „Ihr frommen Eidgenossen, so läßt sich ein Ungenannter jener Zeit in offener Druckschrift vernehmen*); ihr frommen Eidgenossen von Luzern: lieber möchte ich weinen wenn ich an euer Elend gedenke, daß ihr so thöricht seid, die zu verfolgen, welche Christi Lehre verkünden. Wie oft habe ich sonst euch gepriesen als eine Leuchte (lucerna) der Eidgenossenschaft: aber jetzt ist euer Licht erloschen und habt nur ein kleines Stümpchen noch, das vor seinem eignen Fette zu brennen sich fürchtet. Ich habe vernommen, daß ihr euch selbst eures Schulmeisters beraubt habt, der in der ganzen Eidgenossenschaft wegen treuer Unterweisung der Jugend berühmt ist. Wenn das ist, wie mag man euer Unheil genugsam bedauern."

4. Kurze Rast in Einsiedeln und zweiter Aufenthalt in Zürich.

Der Aufenthalt des Myconius in Einsiedeln gleicht der kurzen Rast des Schiffers in einer stillen Bucht, bis die günstigern Winde ihm gestatten wieder in die offene See zu stechen. Das Ufer, nach welchem des Hoffenden Blicke unabläßig gerichtet waren, war und blieb Zürich**). Dort war sein Herz, dort der Freund seines Herzens, dorthin ging sein Sehnen und sein Streben.

und ihr Blick auf die griechischen Bücher fiel, rief einer derselben: das sind lutherische Bücher! Als Collin widersprach, antwortete der Rathsherr: „Was Kritzis Krätzis ist, das ist lutherisch" und so packten sie die Bücher zusammen und ließen sie nach Luzern bringen. Dort mußte auch Collin sich persönlich verantworten. Der Schultheiß Hug, ein Hauptgegner der Reformation in Luzern, fuhr ihn an: er möge nach Zürich gehen und sehen, ob ihm Zwingli eine Chorherrenpfründe gebe. „Dieß Wort, sagt Collin, kam mir damals sehr hart vor, nachmals habe ich durch die That erfahren, daß es eine glückliche Weissagung war". — Collin kam im Februar 1524 nach Zürich um die Zeit der Fastnacht und bereitete Myconius eine freudige Ueberraschung, indem er sich in Abwesenheit des Hauswirthes an dessen Tisch setzte und den eintretenden Wirth gleichsam als Gast empfing. Diese heitere Scene ist von M. Usteri in einem Zürcher Neujahrsstück vom Jahr 1797 dargestellt.

*) bei Hottinger (Forts. von Joh. von Müller) I. S. 397 vgl. auch Gast's Tagebuch S. 20.

**) Animus est Tigurum transire, dum Eremum peto. Brief v. 19. Dec. 1522. Opp. VII. p. 254.

Nach wenigen Monaten sah er sich in der That am Ziel seiner Wünsche, indem ihm durch Zwinglis Vermittlung eine Stelle an der Frauenmünsterschule anvertraut wurde. Nur sehr ungern entließ ihn der edle Geroldseck, der es mit Bedauern wahrnehmen mußte, wie in dem einen Zürich alle bessern evangelischen Kräfte sich sammelten, während der Heerd in Einsiedeln nach und nach verfiel und die alten dunkeln Schatten wieder in das einsame Thal hereinbrachen.

Und in der That ging die Reformation in Zürich mit raschen Schritten ihrem völligen Abschluß entgegen. Zwar finden wir auch hier unsern Myconius nicht unter den vordersten Reihen der Kämpfer, nicht unter den Wortführern auf den Religionsgesprächen, wir finden ihn abermals, wie bei seinem frühern Aufenthalte und wie zu Luzern unter der muntern Jugend in seiner Schule. Während der entscheidende letzte Akt der großen Tragödie im öffentlichen Leben sich vorbereitete, las im Hintergrunde der Scene der neue Schulmeister mit seinen Schülern die Komödien des Terenz. Aber von den Reizen des klassischen Lustspieles mag er wenig empfunden haben, da er sich mit den noch wenig geförderten Schülern genöthigt sah, die Declinationen und Conjugationen Tag für Tag einzuüben. Der Meister ließ indessen auch diese Mühe nicht verdrießen, und bald sah er sich dafür belohnt, als er späterhin ganze Reihen lateinischer Schriftsteller ohne weitere Hindernisse lesen und erklären konnte. Aus diesem Schulleben sind wir so glückliche in ansprechendes Zeit- und Charakterbild aufstellen zu können, wie es uns die Hand eines dieser Schüler mit keckem Pinsel naturgetreu vor Augen gemalt hat. Das Leben dieses Schülers, des Thomas Plater ist so enge mit dem Leben unseres Myconius verbunden, daß es wohl gerechtfertigt erscheint, wenn wir ihm ein eigenes Kapitel widmen.

5. Thomas Plater.

Auf der hohen Felsenplatte eines Berges bei Grenchen, im Visperzehnten des Wallliserlandes lebte eine Bauernfamilie, die von jener Platte den Namen führte. Dieser Familie ward in Grenchen auf Herrnfastnacht 1499 ein Knäblein geboren, das schon mit den frühesten Jahren Spuren eines kecken und aufgeweckten Geistes an den Tag legte. Als der Cardinal Matthias Schinner durch das Land fuhr und die Firmung an Alt und Jung vollzog, stellte sich auch der dreijährige*) „Thömeli", dessen Pathe ihm zu lange ausblieb, aus freien Stücken dem hochwürdigen Herrn dar als „Herr Thoman" und empfing von ihm den unvermeidlichen Backenstreich. Der Cardinal weissagte, es werde etwas Besonderes aus dem Kinde werden, wohl gar ein Priester! Sechs Jahre

*) So nach der Angabe der Selbstbiographie, bei der freilich hie und da die lebhafte Phantasie dem Gedächtniß des Verfassers mag nachgeholfen haben. Vgl. Thomas und Felix Plater, zwei Autobiographien, herausg. von D. A. Fechter. Basel 1840.

alt geworden, ward „Thömeli" zu Verwandten in ein benachbartes Thal gethan, wo er die Ziegen hütete, die nicht selten seiner Hut spotteten. Da gab es auch manchen Unfall und eben so manche unverhoffte Rettung Gottes aus demselben. Einst verstieg sich der Knabe, einer entlaufenen Ziege nachgehend in den Felsen, so daß er nicht mehr weiter konnte und während die Lämmergeier über ihm in den Lüften kreisten, sich zwischen Tod und Leben in der Schwebe hielt, bis endlich ein größerer Hirte, der das im Winde flatternde Hemdlein „Thömelins" erst für einen Vogel ansah, zu ihm hinaufkletterte und aus dieser peinlichen Lage ihn befreite. Ein andermal hatte er wirklich mit einigen seiner Kameraden einen Kampf mit den Lämmergeiern zu bestehen, die die muthigen Knaben mit ihren Hirtenstäben vertrieben.

Nun aber sollte das Hirtenleben aufhören. Der Kleine wurde einem alten Priester aus der Verwandtschaft übergeben, der ihn zum Dienst der Kirche heranbilden sollte. Der alte verdrießliche Mann mißhandelte seinen Schüler aufs Unbarmherzigste. Da zeigte sich, so schien es, zur rechten Stunde ein rettender Engel. Ein jüngerer Vetter, Paul Sommermatter, der zu der abenteuerlichen Klasse der „fahrenden Schüler" gehörte machte sich anheischig, den Knaben nach Deutschland auf die Schule zu führen. Mit einem Goldgulden trat Thömeli in Begleit des Vetters über die Grimsel die Reise in die weite Welt an. Alles war ihm neu. In Luzern sah er die ersten Ziegeln auf den Dächern. In Zürich schlossen sich noch andere Burschen der Gesellschaft an. Sie waren ihrer acht oder neun; drei unter ihnen noch kleine „Schützen". Thomas der kleinste unter den Kleinen; die Größern hießen „Bacchanten". Von diesen hatten die „Schützen" gar vieles zu leiden. Sommermatter behandelte den seinigen aufs Roheste. Wenn der arme Kleine vor Müdigkeit nicht weiter konnte, zwickte er ihn mit seinem Stöckchen um die bloßen Beine. Auch zum Betteln und Stehlen ward der Junge angeleitet. So machten die Großen ihm weis, im Meißnerlande dürften die Schüler Gänse und Enten rauben nach Herzens Lust. Ein solcher Raub bekam einst dem armen Thomas übel, indem er für die Verführer herhalten mußte. Die Reise ging über Naumburg und Dresden nach Schlesien hinein. In Breslau besuchten sie die Domschule, wo sie noch andere Schweizer und viele Schwaben fanden, die sich aber zu den Schweizern als „Landsleute" hielten. Auch da mußte der kleine Plater für die großen Bacchanten das Almosen betteln und wohl auch für sie Scheltworte und Schläge in Empfang nehmen. Sein freundliches, offenes und zuthunliches Wesen verschaffte ihm indessen auch wieder viele Gunst. Ein vornehmer Mann aus dem Geschlechte der Fugger wollte sogar den Kleinen „wenn er gewiß ein Schweizer sei", an Kindesstatt aufnehmen; aber der schnöde Bacchant zwang ihn, das lüderliche Leben mit ihm fortzuführen. Dreimal erkrankte Plater zur Winterszeit und lag im Spital. Im Sommer lagerten sich die Bacchanten auf dem Kirchhofe ins Gras, oder sie lungerten in den Bierhäusern umher, ergaben sich der Völlerei und freuten sich, auch den „Schützen"

einen Rausch anzuhängen. Daneben ward denn freilich auch die Schule besucht.

Hier wurde der Lieblingsdichter der Zeit, Terenz erklärt, aber nur der Lehrer hatte ein gedrucktes Exemplar. Alles beschränkte sich auf „Dictiren, Distinguiren, Construiren, Exponiren.“ In München, wohin nun Sommermatter mit seinem jungen Begleiter sich wandte, trat er bei einem Seifensieder in Dienste, wo er von der Frau des Hauses gut gehalten wurde, bis er nach all diesen Irrfahrten wieder in das Wallis zu den Seinigen zurückkehrte, die seine ganz veränderte Sprache kaum mehr verstanden. Aber noch einmal ging es auf die Fahrt, erst nach Ulm, dann nach München und wieder nach Ulm zurück. In Ulm hatte eine fromme Wittwe des Knaben sich erbarmt. Endlich des wüsten Lebens müde, faßte Thomas den Entschluß von seinem rohen Vetter, der ihn fortwährend auf das Schmählichste behandelte, sich zu trennen. Er ergriff die Flucht und wandte sich Wien zu. Der Bachant verfolgte seine Spur, bis es endlich Thomas nach manchen Kreuz- und Querzügen gelang über Constanz wieder den Weg in die Heimath zu finden. Allein in Zürich beredete ihn ein Haufe Bachanten aus Wallis, sich ihrer Gesellschaft anzuschließen und aufs Neue das Wanderleben zu beginnen. Ein gutes Geschick führte ihm nach Schlettstadt in die Schule des trefflichen Sapidus. Das war die erste Schule da Plater das Gefühl erhielt, daß es da „recht zugehe.“ Der Zulauf zu diesem Lehrer war ungeheuer; Plater, der freilich den Mund gerne vollnimmt, nennt 900 Schüler auf einmal. In einem Alter von mehr als zwanzig Jahren, aber noch vollkommen roh und unwissend, trat Plater in diese Schule. Allein auch da war seines Bleibens nicht; doch nahm von dieser Zeit an sein Studienleben eine bessere Wendung. Nachdem er abermals in sein Vaterland zurückgekehrt war und nun bei Rudolph Gualther in Zürich Herberge gefunden, da führte ihm die Vorsehung auch den Mann zu, der von nun an sein geistlicher Vater und sein Führer auf der Bahn des Wissens werden sollte, unsern Oswald Myconius. Hören wir, wie der dankbare Schüler selbst, die erste Begegnung mit diesem Lehrer in seiner alterthümlichen naiven Sprache uns erzählt. Nachdem er berichtet hat wie erst früher ein andrer Lehrer in Zürich gewesen, ein Magister Pariensis, der der Schule nicht viel geachtet, (man nannte ihn le grand diable) fährt er also fort:

„In derselben Zyt, seit man, es wurde ein Schullehrer von Einsiedeln kumen, der war vorhin zu Luzern gsyn, ein gar gelehrter Mann und trüwer Schulmeister aber grusam wunderlich. Do macht ich mir ein Sitz in einem Winkel, nit wyt von des Schulmeisters Stuhl, und gedacht: in dem Winkel willt studiren oder sterben. Als der nun kam, sprach er: das ist ein hübsche Schul (dann sie war erst kürzlich nüw gebuwen), aber mich bedunkt es sygend ungeschickte Knaben; doch wellen wir lugen, kehrend nur guten Flyß an. Do weiß ich, hätte es mir myn Leben golten, ich hätte (vor Angst) nit ein Nomen primae declinationis können decliniren, konnt doch den Donat uf

dem Nägelin ußwendig. Das kam mir by dem Patre Myconio wohl. Der, als er anstund, las er uns den Terentium. Do mußten wir alle Wörtli einer ganzen Komödie decliniren und conjugiren. Do ist er oft mit mir umgangen, daß myn Hemdlin naß ist worden, jo auch die g'sicht ist vergangen, und doch nie kein Streich gän, dann einist mit der lätzen (verkehrten) Hand an Backen." —

Diese Schilderung sagt uns mehr als viele Lobeserhebungen. Myconius war ein Meister der Schule nach dem vollen Gewichte des Wortes, der Zucht und Ordnung zu handhaben und sich in Achtung zu setzen wußte, ohne übermäßige Anwendung von Zuchtmitteln. — Wer hätte damals gedacht, als Thomas Plater auf der Schulbank des Myconius in Zürich saß, daß der künftige Antistes der Kirche von Basel ihr so ganz im Stillen den künftigen Schulrector heranbilde? Einstweilen machte ihn Myconius zum Custos seiner Schule.

6. Der Schulmeister als Prediger und Zeuge der Reformation.

Hatte sich bisher Myconius auf seine Schule beschränkt, so kam für ihn die Zeit, da er mit seinen Gaben auch der Kirche dienen sollte, wenn auch in der bescheidensten Weise. Bekanntlich war es die Erklärung der heiligen Schrift, und zwar aus den Grundsprachen heraus, auf welche Zwingli auch im Gottesdienst allen Nachdruck legte, im Gegensatz gegen die mechanischen, der Menge unverständlichen Ceremonien der Kirche. An die Stelle des geistlosen Lippenwerkes, worin früher ein großer Theil des Gottesdienstes bestand, sollten daher Bibelstunden treten, und Zwingli nannte sie nach Analogie dessen was Paulus in der Gemeinde zu Corinth die „Weissagung" (*προφητεία*) nannte (1. Cor. 14) „Prophezei". Diesen Bibelstunden suchte man eine möglichst weite Ausdehnung zu geben, es wurden Gehülfen nöthig, sprach- und bibelkundige Gehülfen, welche nicht nur gemüthlich und erbaulich (nach Art moderner „Stundenhalter"), sondern vor allen Dingen recht gründlich und mit eben der exegetischen Genauigkeit und Klarheit, wie man sie von dem Gelehrten verlangte, auch vor dem Volke zu reden wüßten.

Zu einem solchen Gehülfen ward Myconius ausersehn. Er ward dazu förmlich vom Rath beauftragt, der ihm dafür ein Stipendium aussetzte. So las er denn im Chor des Frauenmünsters wöchentlich in einigen Stunden das neue Testament in der deutschen Sprache vor und erklärte kurz jeden Abschnitt vor der versammelten Gemeinde. Bald zeigte sich's, daß der Schulmeister auch des Predigtamtes kundig sei, eines Amtes, dessen Stärke jetzt nicht mehr in künstlich aufgetriebener Rhetorik, sondern in kernhafter gesunder Auslegung des Schriftgehaltes bestand. Es ist beachtenswerth, daß Myconius, so viel wir wissen, niemals eine kirchliche Ordination erlangt hat.

Die Lehrgabe, von der er hier die tüchtigsten Proben ablegte, war die einzige Weihe, deren er bedurfte, und das Mandat, das er von der Obrigkeit hatte, war genügend, um ihn gegen den Vorwurf eines Eindringlings zu schützen. Es war dieß den Grundsätzen gemäß, zu denen sich auch später die reformirte Kirche bekannt hat. Verlangt diese Kirche doch keinen bevorzugten Priesterstand, keinen von außen her empfangenen Amts-Nimbus, wohl aber — und das mit allem Nachdruck — einen zum Dienst am Worte Gottes verordneten Lehrstand, in welchen nur die sollen aufgenommen werden, welche sich über ihre Bibelkenntniß und die nöthige Lehrgabe genügend ausgewiesen haben.

Je mehr sich nun aber Myconius in diese neue Lehrthätigkeit eingearbeitet hatte, desto lästiger mußte ihm eine andere seiner Functionen werden, die mit seinem Schulamte verbunden und die, wenn auch kirchlicher Natur, doch eben darum nicht zu dem Kirchendienste paßte, zu dem er sich innerlich berufen fühlte. Er war nach seiner Amtsordnung verpflichtet, im Frauenmünster die Vesper zu singen und bei der Messe den Gesang zu leiten. Das war ihm lästig; er wollte lieber, sagt Plater, 4 Lätzgen (Lehrstunden) lesen denn eine Messe singen. Und so stellte er für diese Function seinen Custos Plater an, den er aus väterlicher Liebe zu sich ins Haus genommen hatte und für den er nun auch leiblich und geistig wie ein Vater sorgte.

Wie die Messe, so standen auch die Bilder einstweilen noch aufrecht. Myconius fand sich nicht berufen, dieselben anzugreifen: aber wie er über die Bilder dachte, das hatte er bei einem frühern Anlaß kurz vor seinem Abgange von Luzern gezeigt. Dort hatte eine vornehme Frau*) das Bild des heiligen Apollinaris, das sie einst während der Krankheit ihres Mannes als Votive in eine Beghinenkirche gestiftet, wieder wegnehmen und verbrennen lassen, nachdem sie zu einer bessern evangelischen Gesinnung gelangt war. Dieß wurde ihr als ungeheurer Frevel angerechnet. Sie ward in eine Geldbuße von vierzig Gulden verfällt, und überdieß sollte sie ihre Sünde dem Priester beichten, dem Rath den Beichtschein vorweisen, und dann ein neues Bild auf ihre Kosten herstellen. Myconius berichtete auch über diesen Vorfall an Zwingli. Dieser rieth in seiner Antwort**), die Frau möge sich die Geldstrafe gefallen lassen und auch den Beghinen die Kosten des Bildes vergüten, aber dem Rath in aller Bescheidenheit erklären, daß es wider ihr Gewissen gehe, ein Bild wieder aufzurichten, das sie seiner Zeit nicht aus dem Triebe reiner Frömmigkeit, sondern in heuchlerischer Andächtigkeit errichtet habe. Und damit war nun auch Myconius einverstanden.

*) In dem Briefe des Myconius an Zwingli v. 19. Dec. 1522. (Opp. VII. p. 253) heißt sie Aureola; nach Andern hieß sie Dorothea Seiler und war die Gemahlin des Rennward Göldlin von Tiefenau.

**) V. 22. Dec. Opp. VII. p. 255.

Dießmal aber geschah es ohne sein Vorwissen, daß in seinem eignen Hause die Verbrennung eines Bildes stattfand und zwar unter seltsamen Umständen. Sein Custos Plater sollte die Schule heizen und hatte kein Holz. „Da schlich ich mich (so erzählt er) in die Kirche zum nächsten Altar, erwischt' einen Johannes, und mit ihm in die Schul' in den Ofen, und sprach zu ihm: Jögli, nun buck dich, du mußt in den Ofen, ob er schon sollt Johannes syn."

In seiner schalkhaften Weise erzählt er dann weiter, wie der Geruch der Oelfarbe ihn beinahe verrathen hätte, als Myconius Frau ins Zimmer trat und ihn fragte, ob er geheizt habe, und wie vollends dann in der Kirche zwei Priester miteinander gestritten hätten, indem der Eine gemeint, der Andere, ein Lutheraner, habe ihm seinen Johannes gestohlen. Plater hielt sich fein stille und erst nach Jahr und Tag gestand er den losen Streich seinem Vater Myconius, als dieser schon Pfarrer in Basel war.

Diese verwegene That Platers bildete nur ein kleines Vorspiel*) zu dem weit ernstlichern großen Bildersturm, der sich im Spätjahre 1523 in Zürich erhob, als die heftige Schrift Ludwig Hätzer's wider die Götzen im Druck war herausgegeben worden. Wie die aufgeregten Schaaren, den Schuster Niclaus Hottinger an der Spitze mit einer an Fanatismus grenzenden Zerstörungslust die Kreuze aus der Erde rissen, die Bilder und Votivtafeln in der Wasserkirche und anderwärts zu zerschlagen sich anheischig machten, wie dann auf dem zweiten Religionsgespräch im October 1523, gegenüber der bilderstürmenden Partei ein Comthur Schmid von Küßnacht beschwichtigende Worte sprach, die selbst ein Zwingli im Drang der Umstände nicht zu berücksichtigen vermochte, wie endlich durch das obrigkeitliche Mandat der wilde Waldstrom in ein gesetzliches Bett geleitet und die gänzliche Beseitigung der Messe und der Bilder unter den Schutz und die Aufsicht des Magistrats gestellt, und in Folge dieser Ereignisse die Reformation in Zürich zu ihrem Endziel geführt wurde, daran möge nur des geschichtlichen Zusammenhanges wegen erinnert werden. Myconius folgte dem Gang der Ereignisse mit inniger Theilnahme, und wenn wir ihn auch nicht thätig in denselben eingreifen sehen (auch auf der Zürcher Disputation erhebt er seine Stimme nicht), so blieb er dennoch nicht ein müßiger Zuschauer. Den Verleumdungen, die in der innern Schweiz ausgestreut wurden, als habe man in Zürich alle Religion abgeschafft, trat er entgegen in einer an die Priesterschaft der kleinen Kantone gerichteten Schrift, worin er ihr von diesen Verdächtigungen abzustehen rieth**).

---

*) Sie muß schon in den Anfang des Jahres 1523 wenigstens in eine Zeit fallen, da noch geheizt wurde. Daß vereinzelte Verletzungen an den Bildern dem Bildersturm vorausgingen, berichtet auch Hottinger (Bd. I. S. 385).

**) Ad sacerdotes Helvetiae, quae Tigurinis male loquuntur suasoria, ut male loqui desinant. Ausgewählte Schriften I.

Auch an den Verhandlungen mit den Wiedertäufern, namentlich mit Hubmeier, sowie an denen über das Abendmahl betheiligte sich Myconius in verschiedener Weise. Mit den in Zürich lebenden Gelehrten verkehrte er täglich und mit den Abwesenden unterhielt er einen Briefwechsel. Bei einer spärlichen Besoldung, die nicht hinreichte ihn vor Schulden machen zu schützen, stand er seiner blühenden Schule, deren Schülerzahl sich bis auf sechzig und siebenzig hob, in allen Treuen vor. Der gelehrte Bibliander (Buchmann), früher sein Schüler und jetzt sein Tischgenosse, trat ihm als Provisor zur Seite. Auch seine Bibelstunden setzte er fort und ließ es sich nicht anfechten, wenn der schmähsüchtige Murner in seinem Ketzeralmanach ihn als den „Geishüser" aufführte und „Vorleser der alten Weiber, der Beghinen und schwangern Frauen." —

Wie sein Custos Plater während des Badener Religionsgespräches bemüht war, den Briefwechsel zwischen Oekolampad und Zwingli unter der Maske des Hühnerträgers zu besorgen, ist schon früher erzählt worden*). Mehr als einmal mochte des Myconius Haus, das allen Freunden der Reformation offen stand, auch bei nächtlicher Weile beunruhigt worden sein. Hätte eine kundige Hand die Tischreden alle aufgezeichnet, die im Kreise der Freunde geführt wurden, es ließe sich daraus wohl noch mancher Beitrag zur innern Geschichte der kampfreichen Zeit gewinnen. Dieser Kreis wechselte natürlich auch mit den Jahren. Die Schüler wuchsen zu Lehrern heran, aber auch als solche blieben sie dem alten Schulmeister in Liebe zugethan. Von keinem gilt dieß mehr als von Plater. Wir müssen den Faden seiner Lebensgeschichte noch einmal aufnehmen und ihn bis dahin fortspinnen, wo er sich in die weiteren Lebensschicksale des Myconius aufs Neue verwebt.

Der treue Custos, der mit seinem gesunden Mutterwitz auch die trüben Stunden seines Pflegevaters oft erheitert hatte, verließ das Haus desselben und trat erst bei Collin, der sich in Zürich als Seiler niedergelassen, in die Lehre. Er nahm seinen Homer auch an die Arbeit mit und wechselte mit dem Meister beim Wasserkruge die witzigen Reden, die noch jetzt im Munde der Gelehrten fortleben**). Drauf diente er bei dem „rothen" Seilermeister in Basel, der für den gröbsten Meister am Rheinstrom galt. Auch hier las er während der Arbeit seine Klassiker, die er, um den Zorn des Meisters zu beschwichtigen, geschickt unter dem Hanf zu verbergen wußte. Von dem gelehrten Oporinus (Herbster) aufgemuntert, trat er in der Seilerschürze als Lehrer des Hebräischen auf vor den Männern der Wissenschaft, die ihn darum nicht minder hochschätzten. Als der erste Kappelerkrieg ausgebrochen, folgte der

*) Leben Oekolampads S. 97.

**) Das Wort womit Pindar seine erste olympische Ode beginnt: ἄριστον μὲν ὕδωρ (das Beste ist das Wasser) diente der heitern Laune als Ersatz für den mangelnden Wein.

Lehrling dem Meister ins Feld. Nach geschlossenem Frieden besuchte er in Zürich den Vater Myconius. Dieser gab ihm sein wackeres Dienstmädchen, das sich mit Spinnen sein Brot zu verdienen wußte, zum Weibe. Mit dieser zog er in das Walliserland, wo er noch Verwandte hatte. Aber die Heimath war ihm unterdessen zur Fremde geworden. Eine tiefe Kluft hatte sich zwischen dem streng katholischen Wallis und dem protestantischen Gewissen Plater's aufgethan. Dieses erlaubte ihm nicht an der Messe theilzunehmen; noch viel weniger fanden die Freunde Gehör, die ihn wollten bewegen, eine Priester- oder Lehrstelle anzunehmen. Auch Myconius, an den er sich wandte, rieth ihm ab. Und so entschloß er sich denn mit seinem Weibe, die unterdessen in Visp eines Mädchens genesen war, die Reise über die Berge anzutreten mit der Trage (dem „Räff") auf dem Rücken, darin das Kindlein lag. So kam er wiederum zu Vater Myconius in Zürich. Aber noch einmal verabschiedete er sich. In Basel ward er als Oporin's Provisor angestellt. Dann legte er sich auf die Arznei und ward Leibarzt des Bischofs Philipp von Gundelsheim in Pruntrut. Sein Kindlein starb an der Pest. Nach mehreren Irrfahrten finden wir ihn endlich wieder in Zürich am Vorabend der unglücklichen Schlacht von Kappel.

Als die Sturmglocken ertönten, alles Volk zu den Waffen griff und dem Albis zueilte, da „erwischt auch Plater, wie er uns selbst erzählt, in Myconii Haus ein Halparten und einen Degen und lief hinaus mit den Uebrigen." Dem Heereshaufen zugetheilt war er nicht. Er kehrte bald mit den versprengten Haufen wieder zurück, voll der schauerlichsten Eindrücke, welche die heimkehrenden Verwundeten in seiner aufgeregten Phantasie zurückgelassen. Und er war der Erste, der seinem Vater Myconius die Trauerkunde brachte von Zwingli's Tod. „Do fraget mich (erzählt er nun) mein Praeceptor Myconius: wie ist es gangen? ist Meister Ulrich umkommen?" Als ich sagt: „jo leider!" do sprach er mit trurigem Herzen: „daß müsse Gott erbarmen, nun mag ich in Zürich nit mehr blyben; denn — Zwinglius und Myconius sind viele Jahre gar gut Fründ gsyn." —

Und in der That, Myconius stand nun ganz allein. War ihm doch kurz zuvor sein einziger hoffnungsvoller Sohn Felix durch den Tod entrissen worden. „Wo will ich nun hin — ich mag nit mehr hier sein!" — so seufzte der tiefgebeugte Mann zu wiederholten malen. Wenige Tage darauf vernahm Plater, daß auch der Helfer Oekolampads und Pfarrer zu St. Alban in Basel, Hieronymus Bothanus, auf dem Kapeller Schlachtfelde geblieben sei. Wie ein Blitz fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: das wäre eine Stelle für Myconius! Er theilte den Gedanken dem Lehrer und Freunde mit. Dieser schwieg. Da er bei der allgemeinen Aufregung in seinem Hause nicht sicher war, nahm er die Einladung eines Freundes an, bei ihm die Nacht zuzubringen; sein treuer Thomas ruhte neben ihm; der erledigten Stelle war mit keiner Sylbe mehr gedacht. Wie aber der wunderliche Plater überall als

der dienstbare Geist erscheint in der Geschichte unsers Myconius, so auch hier. Er nahm Abschied von dem theuern Lehrer und wandte sich wieder zu seinen Studien in Basel. Dort war er bekannt mit dem Stiefsohn des Bürgermeisters, Jacob Meier (zum Hirschen), Heinrich Billing. Bei diesem verstand er es trefflich zu erlauschen, ob der viel vermögende Vater geneigt wäre, bei den Herren des Raths ein Wort einzulegen für den Myconius, damit er an die Stelle zu St. Alban berufen würde. Die Sache gelang. Der junge Billing sprach mit dem Bürgermeister, seinem Vater; der Bürgermeister sagte es wieder den „Deputaten"*). „Diese aber (erzählt Thomas weiter) beschickten mich in das Augustinerkloster**). Wie sy mich nun gehört hand, schickten sy mich gen Zürich und bracht Myconium mit mir abe (nach Basel); aber die Kosten han ich an mir selbs ghan."

7. Reise nach Basel.

Eine Reise von Zürich nach Basel war damals noch eine Reise, die kaum ohne Abenteuer abging, zumal in einer aufgeregten Zeit, unmittelbar nach den Schrecken des Religionskrieges. Unsre beiden Reisenden kamen (es war in der winterlichen Jahreszeit) durch das Frickthal, das unter österreichischer Herrschaft stand. Die Gefahr, von den umherschweifenden Reitern aufgehoben und nach Ensisheim, dem Sitz der österreichischen Regierung geschleppt zu werden, lag nahe genug, und war um so gegründeter, als unsre Reisenden wirklich in Mumpf, wo sie im Gasthaus zur Glocke einkehrten, mit einem Trupp Reisiger zusammentrafen. Es waren jedoch keine Feinde, sondern gute Basler: Junker Wolfgang von Landenberg und sein Sohn, Junker Eglin von Offenburg und noch ein Reiter. Plater erkannte sie gleich; er wollte sie schon öfters in Oekolampads Predigten gesehn haben. Die Reiter knüpften ein Gespräch an. „Wo kommt ihr her?" — „Von Zürich". — Was sagt man in Zürich? — „Man ist traurig, daß Mstr. Ulrich Zwingli ist umgekommen." — „Wer seid ihr?" — „Ich heiße Oswald Myconius, bin in Zürich beim Fraunmünster Schulmeister." — Die Bekanntschaft war bald gemacht. Der Landenberg trank dem Myconius zu und wollte ihn nöthigen, ihm nachzutrinken. Dieser weigerte sich und zwar in etwas derben Ausdrücken, die nicht gerade den „Humanisten" verriethen. Ueber dem Wortwechsel der sich erhob, trat der andere Ritter, Eglin dazwischen und verwies es seinem

*) Deputaten, Deputati ad ecclesiam, hießen bis in die neueste Zeit in Basel die Männer der Regierung, welche die kirchlichen Dinge, namentlich die Bauten und Besoldungen zu besorgen hatten.

**) Dort wurden überhaupt die kirchlichen Berathungen gehalten. Erst in neuester Zeit ist das alte Gebäude, auch das „obere Collegium" genannt, abgebrochen worden. Jetzt steht das Museum mit seinen Kunstschätzen an dessen Stelle.

Kameraden, daß er einen alten Mann (doch war er nicht über 42 Jahre) wolle zum Trinken nöthigen. Nun fragte auch er den Myconius nach Namen und Herkunft. Als der Ritter den Namen Myconius hörte, fragte er ihn, ob er nicht einst Schulmeister zu St. Peter in Basel gewesen, und als der Fremde dieß bejahte, brach der Ritter in die Worte aus: „mein lieber Herr, ihr wart auch mein Praeceptor; hätte ich auch gefolgt, ich wäre ein Ehrenmann geworden, jetzt weiß ich kaum selbst was ich bin". Sie fuhren fort zu trinken, ihrer Vier. Als des Landenbergs Sohn etwas trunken und schläfrig geworden, stützte er sich auf den Ellbogen. Darüber schalt ihn der Vater aufs Heftigste, als ob er das größte Verbrechen begangen. Nach dem Nachtessen begaben sich Myconius und Plater zur Ruhe, die Ritter aber zechten und lärmten bis tief in die Nacht hinein. Des andern Morgens früh setzten Myconius und Plater ihre Reise fort über das Möhlifeld. „Wie hat dir gestern der Edelleute Disciplin gefallen?" fragte Myconius seinen Gefährten. „Einander bis zum Ersticken voll füllen, ist keine Schande, aber ein wenig mit dem Ellbogen auf dem Tisch liegen, das ist solch Scheltens und Fluchens werth." —

Ohne weitere Abenteuer langten die Beiden in Basel an. Sie nahmen ihre Herberge bei dem befreundeten und gelehrten Johann Oporin. Eine feste Anstellung hatte Myconius in Basel noch nicht; doch sollte er einige Tage nach seiner Ankunft die sogenannte Rathspredigt Morgens um 6 Uhr halten; gewissermaßen eine Probepredigt, allein er verschlief sich, und sein Custos Plater mußte ihn wecken. „Was soll ich predigen?" fragte er Plater. Dieser meinte, das beste Thema wäre zu reden über die Ursachen des Unfalles, der die Evangelischen betroffen. Myconius ließ sich das Thema von Plater auf einen Zettel schreiben, diesen legte er in sein neues Testament und betrat die Kanzel. Eine große Menge Zuhörer war versammelt, den fremden Prediger zu hören, auch Herren des Raths und der Geistlichkeit waren zugegen. Myconius predigte aus dem Stegreife und predigte so gewaltig, daß der anwesende Dr. Grynäus sich zu Dr. Simon Sulzer wandte mit den Worten: o Simon, laß uns Gott bitten, daß uns der Mann bleibt, denn der kann lehren".

Nun fehlte ihm auch nicht mehr die Stelle zu St. Alban. Die Erwählung geschah den 22. Dec. 1531. Plater begleitete seinen Lehrer Myconius nach Zürich zurück. Dieser kam um seine Entlassung ein, die er ohne Schwierigkeit erhielt. Er siedelte nach Basel über.

Zweiter Abschnitt.

Myconius, Antistes von Basel. 1531—1553.

„Sehet an, meine lieben Brüder! euern Beruf; nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen; sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden machte, und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden machte was stark ist und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählet und das da nichts ist, daß er zu nichte machte was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme." 1 Cor. 1, 25—29.

1. Der Uebergang aus dem Schuldienst in das Pfarramt.

Ein Schulmeisterleben ist an unsern Augen vorübergegangen, wie es nicht zu jeder Zeit sich wiederholt. Doch das von der Welt wenig geachtete saure Leben, das Luther einmal nach seiner Art zu reden, dem Märtyrerthum gleichgestellt hat, wir sehen es hier eingefaßt in den Rahmen einer Geschichte, die auf alle menschlichen Verhältnisse umgestaltend, und wo der rechte Funke zündete, veredelnd gewirkt hat. Nicht als Führer und Tonangeber der neuen gewaltigen Zeit, aber als wahrer Beobachter derselben und empfänglicher Schüler ihres Geistes ist uns Myconius bisher erschienen. In Basel, in Zürich, in Luzern und Einsiedeln, und dann wiederum in Zürich, war es überall derselbe Mann, der den Tag über seines einförmigen, äußerlich wenig lohnenden Amtes wartete, dann aber, wenn er den Schulstaub von sich geschüttelt, in Schrift und Wort mit den Männern verkehrte, in denen er die Leuchten des Jahrhunderts erkannte, hier mit den Humanisten Glarean und Erasmus, dort mit den reformatorischen Theologen im engeren Sinne, allermeist mit Zwingli, an den er mit dem unbedingten Vertrauen eines Kindes und fast mit schwärmerischer Liebe sich anschloß, dann aber auch mit Vadian, Haller u. A. — Stand er den Genannten auch nicht gleich an Rang und Würden nach bürgerlichem Maaße gemessen, vielleicht auch nicht Allen gleich an eigentlicher Gelehrsamkeit, so war er ihnen doch ebenbürtig an geistiger Regsamkeit und Empfänglichkeit, an praktischer Einsicht in den Geist

und die Bedürfnisse der Zeit, an Strebsamkeit nach dem Bessern in Kirche und Schule. Hatte nun der bescheidene Mann bisher in einer untergeordneten Stellung seine Gaben in den Dienst dessen gestellt, dem er die Ordnung seiner Schicksale gläubig vertraute, so sah er sich nun durch desselben Gottes Hand auf einen Posten gestellt, von wo aus er, und zwar in umfassenderer Weise als bisher, der ihm liebgewordenen Schule aufs Neue dienen, zugleich aber auch der Kirche seine besten Kräfte zuwenden sollte.

Der Boden, den er betrat, war ihm nicht ganz neu. Manche Erinnerungen an sein erstes Schulmeisterleben, an seinen ersten Hausstand, an das was in Scherz und Ernst an ihm vorübergegangen in den Stunden, da er mit Erasmus und Holbein verkehrte, mochten jetzt wieder in ihm aufwachen! Welch eine ganz andere Zeit aber war es jetzt! Als er im Jahr 1516 Basel verlassen und Zürich sich zugewendet hatte, da war in Deutschland Luthers Name noch ungekannt und ungenannt, Zwinglis Reformen hatten wohl in der Abgeschiedenheit des schweizerischen Gebirgslandes im Stillen sich vorbereitet, und in Basel war Oekolampad einstweilen nur eine vorübergehende Erscheinung gewesen. Noch wußte man damals und träumte man von keiner andern Reformation, als von der, welche schon längst die edlern Geister anstrebten, welche aber die alte Kirche aus ihren eigenen Mitteln bestreiten zu können hoffte, oder welche sich, wie die Bessern hofften, aus den Fortschritten der Wissenschaft allmählig ergeben sollte. Die Reformationshoffnungen Basels im Besondern hingen damals noch an dem wohldenkenden Bischof Christoph von Utenheim und an dem hochberühmten Erasmus! Wie ganz anders nun. Es war nicht mehr die bischöfliche Stadt mit ihrem Domkapitel und ihrer dem päpstlichen System ergebenen Hochschule, in welche Myconius eintrat, und auch Erasmus hatte sich weggewendet. Aber das nicht allein. Der Mann, dessen Lehre und Wirksamkeit in wenigen Jahren alle diese Veränderungen hervorgebracht hatte, der Reformator Basels, Johann Oekolampad, er hatte wenige Wochen zuvor die Augen geschlossen, als Myconius die ihm übertragene Stelle eines Pfarrers zu St. Alban antrat*). Ob Myconius während Oekolampads Lebzeiten mit diesem in näherer persönlicher Berührung gestanden, wissen wir nicht genau. Ein directer Briefwechsel zwischen beiden scheint nicht stattgefunden zu haben. Beide aber standen Zwingli nahe, und durch den allzeit dienstwilligen Thomas Plater mochte Myconius fortwährend auch von dem in Kenntniß gesetzt worden sein, was in Basel vorging. Wer sollte nun an die Stelle Oekolampads treten? Die meisten Augen waren auf den Mann gerichtet, der ihm auch im Leben nahe gestanden, Dr. Simon Grynäus. Dieser zog aber vor, ausschließlich der ihm übertragenen theolo-

*) Zwischen dem Todestag Oekolampads 22. Nov. 1531 und dem Tage der Erwählung des Myconius nach St. Alban, dem 22. December liegt gerade ein Monat.

gischen Professur zu warten. Und so wurde der noch unlängst nach Basel berufene Luzerner Schulmann, als er kaum seine Pfarrei in St. Alban angetreten im August des Jahres 1532 zum „obersten Seelsorger und Pfarrherrn"*) gewählt. Niemand war darüber mehr betroffen, als er selbst. „Ich bin, schreibt er an Vadian in St. Gallen**), als Nachfolger des seligen Oekolampad ernannt worden. Großer Gott! welche Ungleichheit! Aber Gott hat es beschlossen. Die Wahl, fährt er fort, geschah fast nach der Weise der alten Kirche. Die Vornehmsten des Rathes, die Geistlichkeit des Münsters und Ausschüsse der Gemeinde waren die Wahlmänner. Die Wahl fiel auf mich. Unerwartet und befremdend ist mir Alles. Dringend bitte ich Gott, mich eher von der Erde wegzunehmen, als zuzulassen, daß durch meine Amtsführung seine Ehre geschmälert werde". Und in der That nahm er die Stelle nur unter der Bedingung an, von derselben wieder abtreten zu dürfen, sobald ein Würdigerer sich zeige. In diesem bescheidenen Gefühl konnte er sich auch leicht hinwegsetzen über eine briefliche Aeußerung des Erasmus, wenn sie ihm je zu Ohren gekommen, die sich also vernehmen ließ: „An Oekolampads Stelle ist Myconius erwählt worden, ein einfältiger Mann und weiland armseliger Schulmeister; ich begreife nicht, was der Rath (mit dieser Wahl) hofft oder sucht!"***) Und doch hatte Erasmus diesen Einfaltspinsel von Schulmeister früher seines Umgangs gewürdigt und ihn vor Vielen ausgezeichnet! Aber der grämliche Mann war jetzt gegen Alles erbittert, was mit der von ihm verkannten und gehaßten Reformation in Verbindung stand und glaubte sich, vom alten Ruhme seines Namens zehrend, berechtigt, seinem Unwillen jeden beliebigen Ausdruck zu geben.

2. Die Zeitlage.

Myconius trat sein wichtiges Amt unter erschwerenden Umständen an. Noch bluteten die Wunden, welche die Kappelerschlacht nicht nur auf dem Schlachtfelde dem Einzelnen, welche sie noch viel tiefer den gesammten evangelischen Kirchen des Vaterlandes rings umher geschlagen hatte. In Zürich war eine große Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit eingetreten, und dieser müssen wir es wohl auch Schuld geben, daß man Myconius so leichten Kaufes den Baslern überließ. Die Reaction suchte sich nur allzugern der Männer zu entledigen, auf welche mit Fingern gezeigt wurde als auf die Urheber des öffentlichen Unglücks. Auch anderwärts sah es trübe aus. Bern sah sich von

*) Dieß der officielle Titel in dem obrigkeitlichen Mandat über die erste Visitation von 1533. (Ant. Gernl. I. f. 108 ff.)

**) Brief v. 21. Aug. in der Simmler'schen Sammlung, b. Kirchhofer S. 107.

***) Basileae in locum Oecolampadii surrogatus est Myconius, homo ineptus et quondam ludimagister frigidus. Demiror quid sperent aut quid sibi proponant Magistratus. Ep. 1233. (5. Oct. 1532.)

aufrührischen Bauern des Oberlandes, denen die trotzigen Unterwaldner Hülfe leisteten, bedroht. Bertold Haller siechte dahin, und keiner seiner Genossen war stark genug, den gesunkenen Glaubensmuth der Bürger zu heben. St. Gallen war genöthigt worden, seinen Abt wieder einzusetzen, durch den es sich in der Entwickelung seines reformatorischen Lebens beengt sah. In Schaffhausen trug die Uneinigkeit der Prediger (Ritter und Burgauer) keineswegs zum Gedeihen der Kirche bei. Am meisten empfanden Druck die sogenannten gemeinen Herrschaften. Aus Bremgarten ward Bullinger*) vertrieben. Triumphirend erhob die alte Kirche, erhoben die Parteigänger Roms ihr Haupt. Wagte es doch der päpstliche Legat Ennius Zürich Anträge zu machen, die es noch wenige Wochen zuvor mit Entrüstung würde von sich gewiesen haben.

Und wie stand es in Basel? Verhältnißmäßig noch besser als anderwärts. Der Eindruck der kaum vollendeten Reformation war noch zu neu und mächtig, als daß an eine plötzliche rückgängige Bewegung zu denken war. Es schien als sei die Zähigkeit der alten Regierung nun auf die neue übergegangen. Die beiden Bürgermeister gleichen Namens, Adelberg und Jakob Meier (zum Hirschen) wußten das Steuer zu führen, auch wenn die Wellen hoch gingen. Aber an Versuchen des Umschlages fehlte es nicht. Von den ausgetriebenen Priestern wagte sich der eine und andere wieder in die Stadt und suchte auf die Stimmung der Bürger einzuwirken, wenn auch ohne großen Erfolg.

Immerhin konnte das Werk der Reformation noch nicht als ein vollendetes betrachtet werden; manches Trübe mußte sich noch abklären, mancher Rest alter Gewohnheiten mußte beseitigt, manches Schwankende befestigt und das Neue in eine sichere Bahn geleitet werden. Wie sollte Myconius diesen Ansprüchen genügen? Er bedurfte des Raths und der Hülfe der Freunde.

Wie Oekolampad in den Tagen des Kampfes an Zwingli, so hatte Myconius, der früher an derselben Quelle sich Raths erholt, nun an Bullinger in Zürich eine Stütze. Beide hatten dieselbe Aufgabe zu lösen, Bullinger freilich in weiterem, Myconius in engerem Umfange. Beide waren aufeinander angewiesen. Und so finden wir auch das Leben des Einen vielfach in das des Andern verflochten, und zwar nicht nur in den schweizerischen Angelegenheiten, sondern auch in denen der allgemeinen Kirche des evangelischen Bekenntnisses.

Wir werden uns am einfachsten ein anschauliches Bild von der Thätigkeit des Myconius entwerfen, wenn wir weniger den streng chronologischen Verlauf seines Lebens Jahr um Jahr verfolgen, als wenn wir gruppenweise die Gebiete uns ordnen, auf welche diese Thätigkeit sich erstreckt hat. Wir betrachten ihn demnach erst in seiner Beziehung zur Universität und zur Kirche

*) S. dessen Biographie von C. Pestalozzi, Gesammtwerk V. S. 66.

der Vaterstadt, dann in der zu den Kirchen des In- und Auslandes und suchen uns schließlich die vereinzelten Züge zu sammeln zu seinem persönlichen Charakterbilde.

3. Myconius in seinem Verhältniß zur Kirche und Schule Basels.

a. Das Verhältniß zur Universität.

Mit der Stelle eines Antistes oder obersten Pfarrers verband Myconius, wie sein Vorfahr Oekolampad, auch die eines Professors der Theologie an der umgestalteten Universität. Wir erinnern uns, daß Myconius keine kirchliche Ordination erhalten hatte; noch viel weniger etwas von dem, was man einen akademischen Grad nennt. Er war weder Baccalaureus, noch Licentiat, noch Magister, noch Doctor geworden. In seinen bisherigen Umgebungen hatte er auch wenig von jenen Titeln gehört und gemerkt. Meister Ulrich Zwingli hatte durch seine gewaltige Persönlichkeit den einfachen Magistertitel, den er in Basel sich erworben weit überragt, und Collin und Plater mochten in ihrer Seilerschürze wohl auch gelegentlich der Doctorhüte gespottet haben im Bewußtsein ihrer nicht graduirten wissenschaftlichen Tüchtigkeit. Erinnert man sich ferner, wie gerade die hochgestellten Doctoren es waren, die von Paris und Köln aus die neue Lehre verdammten, wie überhaupt die Reformation bei dem Gange, den Gott sie führte, mehr als einmal an das paulinische Wort erinnert wurde, daß Gott nicht die Weisen nach dem Fleisch, nicht die Großen und Gewaltigen, die Edeln und Klugen dieser Welt erwählt habe, um sein Werk auszurichten, so können wir wohl begreifen, wie sich auch gegen diese ganze Erbschaft der akademischen Grade und Titel eine Geringschätzung kundgeben konnte, die mit der gegen das Prälatenthum in der Kirche gleichen Schritt hielt. Daß auch hier Demuth und Hochmuth in wunderbarer Mischung sich begegnen konnten, wer will es leugnen? Verschwiegen werden darf es nicht, daß die erste Opposition gegen das Annehmen akademischer Grade eben von der Seite ausging, die auch in andern Dingen eine buchstäbliche Rückkehr zur apostolischen Einfachheit affectirte, von Seite der Wiedertäufer. War es doch Carlstadt gewesen, der schon bei seinem Auftreten in Deutschland den Doctortitel entschieden von sich wies und sich als Bruder Andres den Bauern gleichstellte. Es wurde hierbei besonders an das Wort des Herrn erinnert (Matth. 23, 8): Ihr sollt euch nicht Rabbi (Lehrer, Doctor), nennen lassen; denn einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder! —

Die Reformatoren hielten es darin verschieden. Wie Zwingli so blieb auch Melanchthon bei seinem einfachen Magistertitel, während allerdings dem Luther sein Doctorhut sowohl stand, daß er uns jetzt mit seinem Namen geschicht-

lich verwachsen und unzertrennlich von ihm scheint, auch in des Volkes Mund. Oekolampad war gleichfalls Doctor geworden, und obgleich auch er bei seiner Innerlichkeit und Bescheidenheit keinen Werth auf Titel legte und auch wohl offen seine Geringschätzung der Titel aussprach *), so war er doch auch wieder eben so entfernt von jener Sprödigkeit eines Carlsstadt und der Wiedertäufer, auf die man gelegentlich das Wort jenes Weisen anwenden konnte, daß die Eitelkeit gerade aus den Löchern des Mantels hervorschaue. Noch kurz vor seinem Tode hatte er an Capito geschrieben **): „Was den Babylonischen Prunk betrifft (so nannte er die Promotionen mit ihren überlieferten Feierlichkeiten), so sehe ich keinen Grund ein, warum sich die Redlichen und Gläubigen ihrer nicht bedienen sollten, insofern den Reinen alles rein ist wenn es recht gebraucht wird. Es bedarf ja wohl gewisser Auszeichnungen, um die Fleißigen von den Trägen sowie auch die in der Wissenschaft Fortgeschrittenen von den Anfängern zu unterscheiden. Geschweige, daß die Ehre ein Sporn der Tugend ist. Einiges geht dabei allerdings über das Maß hinaus, das könnte gebessert werden. So die großen Kosten und Magister-Honorare, die kleinlichen, an Aberglauben streifenden (superstitiosuli) Gebräuche, an denen der große Haufe hängt" ***). Nur meint er, die bewegte Zeit sei jetzt nicht zu derartigen Reformen geeignet, man müßte sie auf ruhigere Tage versparen. Derselbe Capito wars nun auch, der unsern Myconius bereden wollte, den Doctorgrad anzunehmen. Myconius zeigte sich aber in diesen Stücken schwieriger als sein Vorfahr. „Ich bin nicht so thöricht, schrieb er an Capito †) Alles verachten zu wollen was zu Ehren und Nutzen Anderer eingeführt worden ist; aber gegen bloße Titel habe ich eine unüberwindliche Abneigung. Daß die christliche Lehre durch einen höhern Titel dem Volke mehr empfohlen werde, das glaube ich so wenig, daß ich vielmehr in allen meinen Predigten meinen Zuhörern nichts angelegentlicher einschärfe, als das hohe Ansehn der heiligen Schrift, deren Werth weder von dem Ansehen eines Menschen noch von dem Glanz eines Titels abhängt." Myconius verharrte auf dieser Weigerung, als er sogar von Obrigkeitswegen zur Annahme eines Grades sollte genöthigt werden. Es kam soweit, daß er erklärte, lieber seine Stelle niederlegen zu wollen, als einer Sitte sich zu fügen, die ihm als Unsitte erschien. Oporin that dies wirklich. Das Merkwürdigste bei diesem Handel ist aber, daß gerade Carlstadt, der auf besondere Empfehlung des Myconius im Jahre 1534 von

*) „Je mehr Titel, desto weniger Gehalt". Lebensbeschr. Oekolampads. S. 41. vgl. S. 232.

**) 22. Oct. 1531. Epp. Fol. 172 b.

***) Und wer will es leugnen, daß sich auch in solchen Dingen ein Aberglaube bilden kann? Der wissenschaftliche Pennalismus und Pedantismus ist in seinem innersten Wesen so gut ein pharisäisches, dem Sinne Christi widerstrebendes Pfaffenthum, als nur irgend ein römisches.

†) Bei Kirchhofer S. 113.

Zürich aus an die Basler Hochschule war berufen worden*), jetzt an die Partei sich anschloß, welche das Annehmen der Grade als unerläßlich darstellte und es denen aufnöthigen wollte, die sich dessen weigerten. Es ist dieß nicht die einzige Inconsequenz in seinem Leben, auch nicht der einzige Verdruß, den er seinem Collegen bereitete. Endlich ward die Aushülfe getroffen, daß Myconius, weil er den Lehrstuhl der graduirten Doctoren nicht besteigen durfte, von einem besondern Katheder aus lehrte, den die Tradition noch bis in die neuere Zeit hinein als Cathedra Myconii bezeichnete**).

Der Streit über die akademischen Grade hing aber auch noch mit Anderm zusammen, mit der Stellung, welche die Universität als gelehrte Corporation der Kirche und der Geistlichkeit gegenüber einnehmen sollte. Wie bei der Emancipation der Kirche von der päpstlichen Hierarchie die Gefahr nahe lag, Staat und Kirche miteinander zu vermengen und der weltlichen Obrigkeit zuzuweisen was ihres Amtes nicht ist, so lag eine andere Verwechselung ebenfalls nahe, die der Religion mit der Wissenschaft, der Kirche mit der Schule. Da die nach Gottes Wort reformirte Kirche keinen besondern Priesterstand mehr hatte, wohl aber immer, den Wiedertäufern und ähnlichen Schwärmern gegenüber die Nothwendigkeit eines Lehrstandes in der Kirche behauptete, so lag bei der Umgestaltung des Kirchen- und Schulwesens der Gedanke nahe, die Geistlichen als Lehrer zu fassen und sie mit den übrigen Lehrern der hohen und niedern Schulen der höchsten Erziehungsbehörde***), d. h. der Universität und ihrem Rector unterzuordnen. „Es sollen, so hieß es in einer obrigkeitlichen Verordnung vom 26. Juli 1539†) alle die mit der heiligen Schrift umgehen und sich daraus nähren wollen, den Herren Rectoren und Regenten der Universität billigen Gehorsam leisten und sich auch unter ihre Glieder einschreiben lassen." Der Gedanke hatte etwas Empfehlendes. Die Geistlichen bedurften (besonders nach den corporativen Begriffen und Gewohnheiten der Zeit) eines Anschlusses an eine Körperschaft, und welcher konnten sie sich passender anschließen als der Körperschaft, welche die geistigen und (so schloß man weiter) auch die geistlichen Interessen des Gemeinwesens zu ver-

*) An Myconius selbst wieder war Carlstadt von Bullinger empfohlen. (Brief vom 24. April 1534. b. Füßlin p. 138). Er schildert ihn nicht nur als einen sehr gelehrten, sondern als einen sanftmüthigen und demüthigen Mann (mitissimus, humillimus), der ganz anders sei als ihn Luther geschildert habe. — Es zeigte sich aber in der Folge, daß hier Luther wirklich recht gesehen. (Ueber Carlstad's Berufung vgl. noch Brief 42. und 43. b. Füßlin.)

**) Athen. Raur. p. 68.

***) Dieser Gedanke ist unter dem Einfluß moderner Staatsideen auch in neuerer Zeit verwirklicht worden. Im Canton Bern steht die Kirche unter dem Erziehungsdepartement.

†) Antiqu. Gernl. I. f. 181. In diesem Bande finden sich überhaupt die hieher bezüglichen Aktenstücke, vgl. auch Ochs VI. S. 61 ff. 130 ff.

treten hat? Man hoffte damit die innige Verbindung von Religion und Wissenschaft, von Kirche und Schule zu verwirklichen. Die Wissenschaft sollte sich erinnern, daß sie eine christliche ist, und die Religion sollte durch die ihr angewiesene Stellung bewahrt bleiben vor dem Zurücksinken in den Aberglauben, die Geistlichkeit vor dem sich Abschließen in eine kastenartige, außerhalb der Strömung des geistigen Lebens stehende Priesterschaft. So wurde denn auch das sich Fortbilden in der Wissenschaft mit Recht den Geistlichen als Pflicht eingeschärft; ja, sie wurden geradezu angewiesen, den öffentlichen Disputationen beizuwohnen, so weit dieß ohne Nachtheil des Kirchendienstes geschehen möge; „denn (heißt es) es ist keiner so gelehrt, der nicht noch sich verbessern könnte." Saumselige sollten durch den Decan zum Besuche dieser akademischen Feierlichkeiten angehalten werden.

Es kann auffallen, daß gerade Myconius, der Mann der Schule, der ohne Ordination, rein durch die Vorzüglichkeit seiner Lehrgabe zu dem Dienst der Kirche und durch diesen zu der Stelle gelangt war, die er bekleidete, der Ausführung dieses Gedankens sich widersetzte. Waren es hierarchische Gelüste, die mit dem neuen Amte nun auch in der Brust des sonst so antiklerikalen Mannes auftauchten? Man ist zu allen Zeiten mit diesem Vorwurf bei der Hand gewesen, wo die Selbständigkeit der Kirche, dem Staat und der Schule gegenüber, vertheidigt worden ist. Hören wir erst die Gründe des Myconius. Er war weit entfernt, die Beziehungen zu verkennen, welche die Religion durch die Theologie zur Wissenschaft, welche die Kirche durch ihre Lehrthätigkeit zur Schule hat als zur Trägerin der menschlichen Weisheit, die durch die göttliche Weisheit des Christenthums verklärt werden soll. Eine vom Christenthum sich abkehrende Wissenschaft wäre so wenig in seinem Gedanken gewesen, als ein von der Wissenschaft sich abkehrendes Christenthum. Aber das Zusammengehörige ist darum nicht ein und dasselbe. Myconius mochte es wohl fühlen, daß die Religion nicht aufgeht im Wissen und darum auch die Thätigkeit des Religionslehrers (Geistlichen) nicht im Lehren und Unterrichten wie die eines Professors; er hatte ein richtiges Gefühl davon, wie das, was die Menschen zur Gemeinschaft des Glaubens verbindet in eine Kirche, seiner Natur noch verschieden ist von dem was die Jünger und Meister der Wissenschaft verbindet zu einem gelehrten Körper, einer Innung und Zunft, die ihren Mittelpunkt wo anders hat, als die Kirche. Dieß geht wenigstens aus seinen Antworten hervor. Nach ihm unterscheiden sich die Diener der Kirche von den Lehrern der Universität durch die ihnen gestellte Aufgabe. Sie beschäftigen sich zwar auch mit der Wissenschaft, aber doch in anderer Weise und zu anderen Zwecken. An dem einem Orte kommt es auf die Beförderung der Wissenschaft an, als solcher, an dem andern auf die Heiligung des Geistes und die Verherrlichung Gottes. Die Universität verhält sich zur Kirche wie Aristoteles zu Paulus, wie Homer zu Jesaias. Da die Kreise der Thätigkeiten nach diesen verschiedenen Beziehungen sich sondern, so sollten nach der Ansicht

des Myconius die Diener der Kirche durch ein brüderliches Band verbunden sein, das sie als solche zu einer Gemeinschaft verbindet, wie ja auch die Aerzte und Rechtsgelehrten im Staate ihre besonderen, von der Universität unabhängigen Körperschaften und Collegien bilden.

Die Universität wollte er darum nicht von der Kirche ausschließen, im Gegentheil, er nannte sie das edelste Glied an der Kirche, aber ebensowenig wollte er die Kirche eingeschlossen wissen in die Universität. Mit andern Worten, er wollte aus der Kirche nicht eine Lehranstalt des Staates gemacht wissen, wie die Universität ihrer Natur nach es geworden war, er wollte zwar ebensowenig eine freie, vom Leben des Staates und seinen Institutionen sich losreißende Kirche (nach modernen Ideen), wohl aber kämpfte er für ihre beziehungsweise Selbstständigkeit, die ihr von andrer Seite her bestritten wurde. Und er stand mit dieser Ansicht nicht allein. Auf seiner Seite stand auch Grynäus, eine der Hauptzierden der Universität, neben ihm auch die beiden Pfarrer Bersius und Geyerfalk. Carlstadt dagegen und Wolfgang Wyssenburg standen auf Seiten der Universität. Diese fand ihren Hauptanwalt in Bonifacius Amerbach, der seine Gedanken hierüber in einer besondern Schrift entwickelte *).

Besonders bereitete Carlstadt durch sein ungestümes Wesen unserm Myconius vielen Verdruß. Er verleugnete auch hier nicht die Natur des Demagogen, die er schon früher gegen Luther hervorgekehrt hatte. So wußte er den Leidenschaften des Volkes trefflich zu schmeicheln und es in seinen Predigten gegen den Antistes aufzuregen, indem er ihn als einen kleinen Papst und Kirchendespoten darstellte, als einen Gelehrten, der dem Volke seine unschuldigen Vergnügungen mißgönne und was dergleichen mehr ist. Die, welche den Myconius näher kannten, namentlich die Glieder seiner Gemeinde, hingen ihm darum nicht minder an. Bald hatte er auch die Befriedigung den für beide Theile gleich ärgerlichen Streit zu Gunsten seiner Ansicht gelöst zu sehen. Als ein verfehlter Ausweg mußte es erscheinen, die akademische Promotion ähnlich der kirchlichen Ordination durch Handauflegung vollziehen zu lassen, da sich keine Analogie dafür anführen ließ **). Gleichwohl unterwarf sich Wyssenburg demselben, machte sich aber dadurch bei der Gemeinde keineswegs beliebt. Man wies mit Fingern auf ihn, und als er am nächsten Sonntag predigte, zählte er kaum zwanzig Männer in der Kirche.

Erst nach längeren Kämpfen trat endlich an die Stelle der Spannung ein richtiges und geordnetes Verhältniß, bei dem Kirche und Wissenschaft sich wohl befanden. Blieben auch beide Kreise gesondert, so griffen sie doch zum Wohle beider vielfach ineinander ein, und namentlich bildete die theologische

*) Auch diese findet sich handschriftlich in den Antiqu. Gernl. I.

**) Der Vorschlag war erst von Grynäus ausgegangen, aber zurückgewiesen worden. Nachher wurde er von gegnerischer Seite aufgenommen.

Facultät das natürliche Mittelglied zwischen Kirche und Universität bis auf diesen Tag *).

Die Streitigkeiten der Kirche mit der Universität hingen, wie wir schon angedeutet haben, auch zusammen mit dem noch ungeordneten Verhältniß von Staat und Kirche oder dessen was bei'm Kirchenregimente der weltlichen Obrigkeit oder den kirchlichen Behörden zukommt. Dieß führt uns auf eine weitere Betrachtung, auf das kirchliche Gebiet und seine Begrenzung durch den Staat.

b. Kirchengebräuche und Kirchenzucht.

Myconius war von Zürich aus nach Basel berufen worden. Hier fand er nun manches anders als er es dort gewohnt war. So hatte sich z. B. in Basel die Krankencommunion erhalten, und nachdem Oekolampad selbst auf seinem Sterbebette das heilige Abendmahl im Kreise der Seinigen genossen, wer hätte es wagen dürfen, die fromme Sitte anzutasten? Myconius bei all' seinen Zwingli'schen Eindrücken, die er von Zürich mitbrachte, wagte es wenigstens nicht. Wichtiger noch war die Verschiedenheit in Beziehung auf Kirchenzucht. Wir kennen Oekolampads Lieblingsidee vom Banne. Zwingli hatte des Freundes Ansichten darüber vernommen, ohne sich jedoch für dieselben zu entscheiden. In Zürich blieb die Kirchenzucht in den Händen der Obrigkeit. Auch in Basel waren nach Oekolampads Tod die Meinungen der Theologen und Prediger getheilt. Simon Grynäus und Paul Phrygio waren auf Zwingli's, die Mehrheit der Geistlichen auf Oekolampads Seite. Aber auch in Zürich selbst traten nun verschiedene Systeme einander entgegen, von denen das eine (Zwinglische) von Bullinger, das andere (Oekolampadische) von Leo Judä vertreten ward **). Der stets zur Vermittlung geneigte Butzer suchte auch in dieser Hinsicht zu vermitteln.

Und auch hier stellte es sich für Myconius als das Rathsamste heraus, in den Fußtapfen seines Vorgängers zu wandeln. Von dieser Gesinnung gab er auch Kunde gleich bei der ersten Synode, welche er im Mai 1533 eröffnete ***). Kurz und bündig legte er sein Glaubensbekenntniß ab. Christus, sprach er, ist die Wahrheit und das Leben; von ihm zeugt die Schrift des alten und des neuen Bundes. Von ihm muß auch unser Leben Zeugniß ablegen. „Schlimm genug, wenn Geistliche zwar auf der Kanzel schön predigen, nachher aber in [illegible]

*) So nehmen die ordentlichen Professoren der Theologie noch heut zu Tage ihren Sitz im Kirchenrathe und bilden mit den 4 Hauptpastoren der Stadt den theologischen Convent. In der Ordinationsformel der Candidaten des Predigtamtes heißt es: „Wir, die Pfarrer und Professoren der Basel'schen Kirche und Hohenschule nehmen Euch u. s. w. auf.

**) Vgl. Pestalozzi a. a. O. S. 94 ff.

***) Synodalakten. Mai 1533. [illegible] A. (Manuscripta et Impressa eccles Vol. I. f. 189.

täglichen Gesprächen und in ihrem Wandel vor den Leuten Anstoß geben und damit die Lehre selbst verächtlich machen. Bis ins Einzelne meinte Myconius, müßte sich der Anstand und die Würde des evangelischen Lehrstandes erstrecken. Selbst die Kleidung war ihm nicht gleichgültig. Man soll nicht in schmutziger und vernachläßigter Kleidung auftreten, wie es die Wiedertäufer im Gebrauch haben. Wer im Alltagsgewande auftritt, der muß besorgen, daß man auch von seiner Rede Alltägliches erwarte. Eine besondere geistliche Amtstracht verlangte Myconius nicht, wohl aber eine Kleidung, wie sie dem geziemet, der das Wort Gottes vor der Gemeinde verkündigen soll *).

Schwierig geworden war schon jetzt das Verhältniß der Kirche und ihrer Diener zur weltlichen Obrigkeit. Schon auf dieser Synode bemerkte Bersius, wie man Stimmen vernehme, als ob „die Obrigkeit müßte der Pfaffen Knechte sein." Myconius berührte auch diesen Punkt in seiner Rede, und zwar am Schluß derselben, in einfacher und offener Weise. Alles kommt darauf an, daß die Obrigkeit eine wahrhaft christliche, evangelische Obrigkeit sei und als solche das verwalte, was ihr vertraut ist, daß auch ihr höchstes Gesetz der Glaube sei und daß sie alles thue im Gehorsam des Glaubens. Geschieht dieß, dann zweifle ich nicht, daß es in Allem gut gehen und sich alles bald aufs Beste geben werde, denn dann wird jeder aus Gehorsam des Glaubens thun was seines Amtes ist und dabei wird sich auch die Kirche wohl befinden.

Die Obrigkeit ging nun auch in der That mit der Geistlichkeit Hand in Hand in Aufrechterhaltung des Glaubens und der Sitte. In den von ihr erlassenen Mandaten wurden je und je, und zwar meist mit Berufung auf den „seligen Oekolampad", die Reformationsgrundsätze von Neuem eingeschärft. Jedem sollte es zwar freistehen, aus der heiligen Schrift Rechenschaft von seinem Glauben zu geben und wo er im Zweifel war Belehrung zu verlangen, wer aber solches zu thun verschmähte, der sollte die Stadt meiden. Ihrer Stellung nach richtete aber die Obrigkeit ihre Aufmerksamkeit auf die öffentliche Sitte. Wenn wir diese Sittenmandate zur Hand nehmen, wie sie als „Reformationsordnungen" von Zeit zu Zeit wieder veröffentlicht wurden, so mag uns darin manches fremdartig berühren. Wurde doch in ihnen gar manches zu ordnen unternommen, was außerhalb dem Bereiche des obrigkeit-

*) Nolo vestitum alium quam pios homines deceat, sed qui verbo Domini praedicando sit accommodatior. Die ersten Prediger unsrer schweizerischen reformirten Kirchen (im 16. Jahrhundert) trugen, wie noch ihre Bildnisse zeigen, keinen sogenannten „Ornat". Sie traten in ihrer bürgerlichen Kleidung auf. Später kam eine Amtstracht (Habit) auf, die aber die Prediger mit den weltlichen Beamten und Professoren gemein hatten und die sich lange noch als Predigertracht erhielt, nachdem sie weltlicher Seits nicht mehr in Uebung war. Erst in der neuesten Zeit ist der deutsche (von Luther herstammende) Chorrock auch in Zürich, Basel u. s. w. eingeführt worden.

lichen Befehls lag. Es sind aber solche Aktenstücke wichtig für die Geschichte der Zeit; sie sind sowohl ein Spiegel der damaligen sittlichen Zustände, als ein Maßstab dessen, was dagegen von oben herab gefordert wurde. Oben an stand immer die Handhabung des evangelischen Glaubens, gegenüber den Bestrebungen, das Alte und Verdrängte wieder empor zu bringen, oder die neuen Ueberzeugungen durch wiedertäuferische oder ähnliche Irrlehren zu trüben. Darum kann es uns nicht befremden, wenn z. B. die Theilnahme am katholischen Gottesdienste (in der Nachbarschaft) strenge geahndet wurde als eine Verläugnung und Verhöhnung dessen, was nun als öffentliche Religion galt. Geringschätzung des von der Landeskirche geordneten Gottesdienstes, Verachtung des Wortes und Sacramentes galten als Staatsverbrechen und wurden als solche strenge geahndet. Die Ehe wurde unter den Schutz des göttlichen Gesetzes gestellt, und nach diesem wurden auch leichtsinnige Flucher und Schwörer beurtheilt. Zucht und Ehrbarkeit sollten mit allem Ernste gehandhabt und alles aus dem öffentlichen und häuslichen Leben beseitigt werden, was Aergerniß geben konnte. So häufen sich denn die Verbote gegen die Völlerei und das Zutrinken an den öffentlichen Mahlzeiten, die oft ins Kleinliche gehenden Kleiderordnungen u. s. w. Aber mit den Verboten und Verordnungen häufen sich auch die Klagen, wie frech solche Verbote übertreten würden, und auch die geschärften Strafen scheinen nicht ausgerichtet zu haben, was man von ihnen erwartete. Wenigstens erfahren wir nicht, daß man weniger geflucht, nachdem die Strafe dafür von 5 Schilling auf zehn Pfund erhöht worden und daß weniger getrunken wurde, wenn ein gar zu arger Rausch mit fünf bis zehn Pfund „Stäbler" gebüßt ward*). Und wenn dann weiter bei den kirchlichen Sittengerichten geklagt ward, daß die jungen Leute nicht mehr wie vor Zeiten um Rappen, sondern um das Zehnfache, um Batzen spielen, so half dagegen wiederum kein geschärftes Mandat, so wenig als gegen die Kleider, die am Ende nur der Gewalt der Mode wichen, welche zu allen Zeiten stärker war, als jedes Gebot der Vernunft und jedes positive Gebot der Obrigkeit und jede noch so ernstliche Vermahnung des Bannes.

Mögen wir solche Bestrebungen der Sittlichkeit mit Gewalt aufzuhelfen, als Mißgriffe bezeichnen, so hüten wir uns, unsere Reformatoren dafür verantwortlich machen zu wollen. Eben deßhalb wollte ja Oekolampad die sittliche Censur nicht allein in die Hände der Obrigkeit gelegt wissen, weil sie, je nachdem die Sache angefaßt ward, entweder zu streng oder zu lax ausfallen mußte und weil ihr jede Einwirkung auf das Innere der Gesinnung verschlossen war. Zu derselben Einsicht war auch Myconius gelangt, der in den Uebergriffen der weltlichen Macht in die kirchlichen Angelegenheiten mit größerm Recht ein neues Papstthum erblickte, als in den ursprünglichen Anordnungen Oekolampads. Wo er konnte, suchte er den Recurs an die Obrigkeit

*) Gedruckte Verordnung vom 27. Mai 1534. (Ant. Gernl. I.)

zu dem manche Geistliche nur zu sehr geneigt waren, zu verhindern und wies dieselben an, auf dem Wege der Belehrung und Ermahnung die Fehlenden zurecht zu leiten*). Ebenso mißbilligte er es, die Leute zur Theilnahme an der Communion zu zwingen.

Aber auch in diesem Stücke wieder war es Carlstadt, der dem Cäsareopapismus (dem Papstthum weltlicher Obrigkeit) allen möglichen Vorschub leistete und es am Ende dahin zu bringen wußte, daß der sogenannte „Kirchenrath" (vom Jahr 1532), in welchem auch die Geistlichkeit vertreten war, abgeschafft und alles Kirchliche unmittelbar an die Regierung gebracht wurde**). So viel Myconius von sich aus thun konnte, wirkte er mit allem Nachdruck dahin, dem Worte Gottes Bahn zu machen zu dem Innern der Menschen und die seiner Aufsicht befohlenen Geistlichen dahin anzuleiten, daß sie nicht nur als Wächter des Gesetzes, sondern als Boten des Heils den Gemeinden wie den Einzelnen gegenüber standen. Daran lag ihm alles, eine Geistlichkeit heranzuziehn, die aus eigner Erfahrung heraus Zeugniß abzulegen wüßte von der den Menschen umbildenden und heiligenden Kraft des Evangeliums. In diesem Sinne ist auch sein Hirtenbrief abgefaßt, den er im Februar 1534 an die Decane der Landschaft richtete***).

Schon im ersten Monat des genannten Jahres war übrigens ein weiterer Schritt in der Reformationsgeschichte Basels geschehen, wodurch dieselbe ihren innern Abschluß erhielt, wir meinen die Veröffentlichung des Glaubensbekenntnisses und die feierliche Genehmigung desselben von Seiten der Bürgerschaft.

c. Die erste Basler Confession 1534.

Noch weniger als die Sittlichkeit läßt der Glaube sich gebieten. Man würde aber die verschiedenen Glaubenbekenntnisse der evangelischen Kirche falsch beurtheilen, wenn man sie von vorneherein als Glaubensmandate betrachten wollte, die von außen her gegeben und dem Volke aufgedrungen wurden. Vielmehr gingen sie als freie und lebendige Zeugnisse des Glaubens aus der

---

*) Non mandatis impetrandum, quod pia persuasione potest persuaderi vel obtineri war sein Grundsatz; vgl. den Brief an Decan Strübin von Bubendorf, vom 19. Juni 1540. (Manuscripta et impressa. Vol. I. f. 288.)

**) „Es will sich, heißt es am Schluß dieser Ordnung von Haltung der Synoden (November 1539), ein ehrsamer Rath sich selbst vorbehalten haben, diese Ordnung des Synodi und Banns halben jederzeit zu mindern, zu mehren, zu ändern und zu bessern, wie das jeder Zeit nach Anleitung göttlichen Worts das Fruchtbarlichste und Beste erfunden wird." Antiqu. Gernl. I. f. 205.

***) Epistola paraenetica ad fratres ditionis Basiliensium, hi quomodo se gerere docendo in turbis his praesentibus utiliter debeant, complectens. Ausgewählte Schriften II.

glaubenden und bekennenden Gemeinde selbst hervor, und wenn sie auch den bestimmten theologischen Ausdruck von daher empfingen, von wo aus er allein zu empfangen war (von den in der Schrift erfahrenen Theologen), so war darum dieser Ausdruk nichts desto weniger der eigentliche Ausdruck des gemeinschaftlichen Glaubens. So dürfen wir die Augsburgische Confession (1530) nicht als eine bloße theologische Arbeit Melanchthons, wir müssen sie vielmehr als eine urkundliche That der evangelischen Kirche Deutschlands auffassen, der alle Herzen der Gleichgesinnten nicht mit Zwang, sondern mit Freuden zufielen. Aehnlich verhält es sich mit unsrer ersten Basler Confession. Sie war der körnige Ausdruck dessen, was sich unter dem Einfluß der reformatorischen Predigt Oekolampads und seiner Arbeitsgenossen als öffentlicher Glaube, im Gegensatze gegen die bisherigen Anschauungen des Papstthums heraus gebildet hatte. Schon in der Reformationsordnung von 1529 waren die Grundzüge der Confession enthalten. Desgleichen hatte Oekolampad noch in seiner letzten Synodalrede das Bekenntniß seines Glaubens abgelegt, das beinahe wörtlich mit dem übereinstimmt, welches nun unter dem Antistitium des Myconius von Bürgermeister und Rath der Stadt Basel der gesammten Bürgerschaft vorgelegt und von dieser auf den Zünften beschworen wurde*). Nicht als die Hochgebietenden, sondern als die, welche den Glauben selbst „aus Gottes Wort gelernt haben" und dem „sie zu allen Zeiten gehorsamen wollen" treten hier die Väter des Landes vor ihre Mitbürger hin. Sie wünschen ihnen und allen Einwohnern und Schutzverwandten, Geistlichen und Weltlichen zu Stadt und Land „Gnade und Barmherzigkeit von Gott, dem himmlischen Vater und reine Erkenntniß Christi, unsers einigen Heilandes." Sie erinnern daran, wie die Irrthümer, in denen die Christenheit so lange Zeit versunken gewesen, im Jahr 1529 aus besonderer Gnade Gottes seien entweder ganz abgethan oder gebessert werden und wie das bisherige Pflanzen und Begießen nicht sei umsonst gewesen. Damit nun die einmal erkannte göttliche Wahrheit möge erhalten werden, so habe die Regierung aus ächter christlicher Liebe, den Gläubigen zur Stärkung und den Schwachen zum Trost, sich zu Veröf-

*) Bekanntnuß unseres heil. christlichen Glaubens, wie es die Kylch zu Basel haldt. Auf dem Titelblatt steht das Standeswappen (der Baselstab) mit der Umschrift: „ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht". Dazu das Motto Röm. 10: (So man mit dem Herzen glaubt wird man gerecht und so man mit dem Munde bekennet, so wird man selig). An der Spitze der Vorrede steht der Name des Bürgermeisters Adelberg Meier und am Schlusse des Bekenntnisses der Rathschreiber Heinrich Ryhiner. Ueber die verschiedenen Ausgaben (mit und ohne Randglossen) sowie über Anderes, dessen Erörterung hier zu weit führen würde, ist zu vgl. meine „kritische Geschichte der Entstehung und der Schicksale der ersten Basler Confession. Basel 1827. (neue Titelausgabe 1858.) Einen getreuen Abdruck des Originals findet der Leser im Anhange zu den „ausgewählten Schriften".

fentlichung des Bekenntnisses seiner „Substanz" nach veranlaßt gesehen, besonders in dieser schweren gefahrvollen Zeit, in welcher auch die Auserwählten Gefahr laufen, wenn es möglich wäre, von der Wahrheit abzufallen. „Der allmächtige Gott, schließt die Vorrede, wolle uns Allen seinen heiligen Glauben wahren, und das in uns angefangene Werk durch seine Güte ausführen zur Heiligung seines Namens und zum Heil unsrer Seele".

Und nun der Inhalt der Confession selbst:

Sie beginnt mit dem gemeinsamen (katholischen) Glauben an den dreieinigen Gott, an Gott, den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, „drei Personen und ein allmächtiger Gott, nach Wesen und Substanz, nicht aber drei Götter". Dieser Gott hat alle Dinge erschaffen durch sein ewiges Wort, d. i. durch seinen eingeborenen Sohn, und erhält und bekräftiget sie durch seinen heiligen Geist, d. i. durch seine Kraft, weßhalb Gott alle Dinge versieht und regiert, wie er sie erschaffen hat. Ferner wird gleich in diesem ersten Artikel bekannt, daß Gott vor und ehe er die Welt erschaffen, Alle die erwählt habe, die er mit dem Erbe ewiger Seligkeit begaben will*).

Vom Menschen wird sodann gelehrt, daß er, im Anfang nach Gottes Ebenbild geschaffen, muthwillig in die Sünde gefallen sei, daß dadurch das ganze Geschlecht verdorben und die menschliche Natur in eine solche Neigung zum Sündigen gekommen, daß wo sie durch den Geist Gottes nicht wieder gebracht wird, der Mensch von ihm selbst nichts Gutes thut noch will. Gleichwohl hat Gott die Sorge über das menschliche Geschlecht nicht „von sich gethan". Deß sind Zeugen die Patriarchen, Moses und die Propheten.

Von Christo, wahrem Gott und wahrem Menschen, wird bekannt, daß das ewige göttliche Wort in ihm Fleisch geworden, daß der Sohn Gottes, die menschliche Natur in einer Person vereinbart, unser Bruder geworden und daß wir durch ihn theilhaftig werden des Erbes Gottes.

Nun folgt das Weitere nach dem apostolischen Glaubensbekenntniß, wie er empfangen ist von dem heiligen Geist, geboren aus Maria der Jungfrau u. s. w. Von dem Tode Christi wird ausdrücklich bemerkt, wie Christus durch die Aufopferung seiner selbst Gott dem himmlischen Vater für unsere und aller Gläubigen Sünde genug gethan und uns mit ihm versöhnt und also mit seinem Tod triumphirt und überwunden habe die Welt, den Tod und die Hölle. — Die Kirche wird bezeichnet als Gemeinschaft der Heiligen und Versammlung der Gläubigen im Geist, welche heilig und eine Braut Christi ist und in der alle die Bürger sind, die da wahrlich bekennen, daß Jesus Christus sei das Lamm Gottes, das da hinnimmt die Sünde der Welt, und die diesen Glauben durch Werke der Liebe bewähren. — In dieser Kirche, heißt es weiter, braucht man einerlei Sacramente, nämlich die Taufe am Eingang

*) Vgl. hierüber das 5. Kapitel.

zur Kirche und des Herrn Nachtmahl zu seiner Zeit im nachgehenden Leben zur Bezeugung des Glaubens und brüderlicher Liebe, wie in der Taufe verheißen ist. Diese Kirche befleißt sich, die Bande des Friedens und der Liebe mit Einigkeit zu halten, daher sie mit den Sekten und Ordensregeln, die auf Unterscheidung der Tage, auf Speise, Kleider und Kirchengepräng gesetzt sind, keine Gemeinschaft hat. Vom Abendmahl heißt es: „wir glauben festiglich, daß Christus selbst sei die Speise der gläubigen Seelen zum ewigen Leben und daß unsere Seelen durch den wahren Glauben an den gekreuzigten Christus mit dem Fleisch und Blut Christi gespeist und getränkt werden, also daß wir seines Leibes als unseres einigen Haupts, Glieder in ihm und er in uns lebe. — „Wir bekennen, daß Christus in seinem heiligen Nachtmahl allen denen, die an ihn glauben gegenwärtig sei. Wir schließen aber den natürlichen, wahren, wesentlichen Leib Christi, der von Maria geboren ist und für uns gelitten hat und aufgefahren ist in den Himmel nicht ein in des Herrn Brot noch Trank, da Brot und Wein nur Zeichen aber bedeutsame, sacramentliche Zeichen des Leibes und Blutes Christi sind." Sodann wird das Recht des Bannes anerkannt, in sofern die Kirche nur bannet um der Besserung willen und die Gebannten, wenn sie ihr ärgerliches Leben abgestellt, mit Freuden wieder aufnimmt. —

Wie alle reformatorischen Bekenntnisse, so hat auch die Basler Confession einen eigenen Artikel über die Obrigkeit. Sie wird Gottes Dienerin genannt, die das Schwert führt zu Schirm der Guten, zu Rach' und Straf der Bösen; daher „soll jede christliche Obrigkeit, in deren Zahl wir zu sein begehren, all ihr Vermögen dahin richten, daß bei ihren Unterthanen der Name Gottes geheiligt, sein Reich erweitert und seinem Willen mit ernstlicher Ausreutung der Laster gelebt werde". „Wir bekennen, heißt es dann weiter, Vergebung der Sünde durch den Glauben an Jesum Christum den Gekreuzigten." Dieser Glaube wird sich hervorthun durch Werke der Liebe; denn obwohl die Confession mit allen protestantischen Bekenntnissen den Hauptnachdruck darauf legt, daß wir allein durch den Glauben an die freie Gnade Gottes in Christo gerecht werden, so hebt sie doch die Werke als Früchte des Glaubens sehr bestimmt hervor, doch so, daß die Werke von den Gläubigen nicht zur Genugthuung ihrer Sünde, wohl aber darum geschehn, „daß sie damit Gott dem Herrn für die uns in Christo erwiesene große Gutthat sich etlichermaßen dankbar erzeigen."

Nachdem dann noch von der Auferstehung und dem jüngsten Gericht gehandelt, wird in Beziehung auf das Sittliche gezeigt, daß niemand etwas zu gebieten vermöge, was Christus nicht geboten, noch etwas zu verbieten was er nicht verboten habe (dieß in Beziehung auf Fasten, auf Feiertage, Priesterehe, auf Bilderdienst, Anrufung der Heiligen u. s. w.). Der letzte Artikel richtet sich in scharfen Worten wider den Irrthum der damaligen Wiedertäufer, die in Bezug auf ihr schwärmerisches Treiben wohl nicht mit Unrecht

als Rottengeister bezeichnet werden und ihre Meinungen als böse Meinungen, indem sie sagen, daß man die Kinder nicht taufen, keinen Eid schwören soll und die Obrigkeit nicht könne eine christliche Obrigkeit sein.*) — „Zuletzt, so lautet der nicht zu übersehende Schluß, wollen wir dieß unser Bekenntniß dem Urtheil göttlich biblischer Geschrift unterwerfen und uns dabei erboten haben, ob wir aus angeregten heiligen Schriften etwas Besseres berichtet, daß wir jeder Zeit Gott und seinem heiligen Worte mit großer Danksagung gehorsamen wollen."

Dieß ist die erste Baslerconfession vom 21. Januar 1534, ausgezeichnet durch ihre Milde, ihre Bündigkeit, ihr Streben der Schrift nach besten Kräften gerecht zu werden, nicht über sie hinaus zu gehen und nicht hinter ihr zurückzubleiben; nicht ein Meisterstück der Dialektik, aber ein erfreuliches Zeugniß eines lautern, einfachen und aufrichtigen Sinnes. Sie wurde den Zünften vorgelegt und Mann für Mann beschworen. Nur fünf Individuen verweigerten die Annahme. Außer Basel war es die benachbarte Stadt Mülhausen, welche die Confession auch zu der ihrigen machte, weßhalb sie auch als die Mülhauser Confession (Mülhusana) bezeichnet wird**). Diese Confession ist das öffentliche Bekenntniß der Baselschen Kirche geblieben bis zur Stunde. Wird es auch nicht mehr, wie ehemals, alljährlich der Gemeinde vorgelesen (es geschah dieß sonst in der Vorbereitung auf die Abendmahlsfeier am grünen Donnerstag), so werden doch in dem Ordinationsgelübde die Geistlichen verpflichtet, „nach Anleitung des Wortes Gottes und der aus demselben gezogenen Basler Confession zu lehren." Ein in der Regierung geschehener Antrag auf Abänderung derselben (1826) wurde vom Kirchenrathe durch ein motivirtes Gutachten als unzuläßlich erklärt***). Und so ist auch ein Antrag auf ihre gänzliche Beseitigung im Jahr 1859 dahingestellt worden†). Die politische Bedeutung des Bekenntnisses konnte dagegen bei den veränderten Ansichten von bürgerlicher Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht mehr aufrecht erhalten werden.

d. Das Schulwesen.

Daß der alte Schulmeister auch der Schule nicht werde vergessen haben, können wir uns wohl denken. Schon Oekolampad hatte in dieser Hinsicht

*) Die harte Sprache gegen die damaligen Wiedertäufer kann um so weniger auffallen, als noch in demselben Jahr 1534 die verderblichen Grundsätze in den Münster'schen Unruhen zu Tage traten.

**) Aus Versehen ist in Bullinger's Leben (Gesammtwerk Bd. V. S. 179) die zweite Basler Conf. von 1536 mit der Mülhauser gleich gestellt. — Die Mülhauser Exemplare, ganz gleichlautend mit den Basel'schen, tragen auf dem Titel des Mülhauser Stadtwappen, ein Mühlrad.

***) Vgl. meine Geschichte der Conf. S. 190 ff. Dort ist auch gezeigt, in welchem Sinne die Verpflichtung zu nehmen ist.

†) Vgl. Kirchenblatt für die reformirte Schweiz 1859. Nr. 1. und 2.

vorgearbeitet. Unterm 1. April 1529 war von Seiten der Obrigkeit eine Verordnung erschienen, in der sie ihren ernsten Willen aussprach, nicht nur die Universität mit gelehrten Professoren, sondern auch die Schulen mit guten und gelehrten Schulmeistern zu versehen, auf daß die Jungen und die Betagten zu christlichen Tugenden erzogen und zu künftigen Vorstehern der Gemeinde möchten herangebildet werden*). Und in seinem dem Rath eingegeben Bedenken hatte sich der Reformator dahin geäußert, daß mit gutem Rath weiser und vorsichtiger Männer alles der wahren Frömmigkeit Nachtheilige möchte entfernt, dagegen alles Nützliche und Gute möchte geschaffen werden. Er gab einen ausführlichen Schulplan ein, wonach in zwei Schulen, der Münster- und St. Peterschule das Lateinische sollte gelernt werden. Die oberste Klasse soll es bis zu Virgil und Terenz bringen. Dieser Plan wurde nun unter Leitung und Mitwirkung des Myconius seinen Grundzügen nach ins Werk gesetzt. Man verwendete die eingezogenen Kirchengüter auf die Besoldungen der Lehrer, die von den im Jahr 1531 und 32 gehaltenen Synoden dem Magistrate zur Erhöhung empfohlen wurden. Neben der Münster- und St. Petersschule war auch die Schule bei St. Theodor (Klein Basel) eine lateinische Schule. An der Spitze derselben standen sogenannte Ludi magistri oder ludi moderatores. Darunter waren Leute von mehr als gewöhnlicher Gelehrsamkeit. So leitete die Münsterschule der gelehrte Johann Oporin, der den uns bekannten Thomas Plater, zum Provisor annahm mit einer Besoldung, wie vor ihm keiner erhalten hatte (sie betrug 40 Pfund); an der Theodorschule endlich treffen wir den gelehrten Xystus Betulejus (Sixt Birk) von Augsburg**), der bald darauf an seine Vaterstadt als Rector berufen ward. Zu dieser Verbesserung der Trivialschulen kam nun noch die Errichtung einer höhern Lehranstalt, welche Jünglingen Gelegenheit geben sollte, auf die Universität sich vorzubereiten, unter dem Namen Pädagogium***), auch Collegium Sapientiae (Sapienz). An dieser Anstalt lehrten bald nach ihrem Entstehen Plater, Oporin, Simon Sulzer, Sebastian Häslin (Lepusculus). Der erst Genannte zog sich jedoch nach seiner unruhigen Lebensweise wieder von der

---

*) Ordnung, so ein ehrsame Statt Basel den ersten Tag Aprilis in irer Statt und Landschafft fürohin zu halten erkant. Vgl. Fechter, Geschichte des Schulwesens in Basel S. 41 ff.

**) Dieser veranstaltete auch der Bürgerschaft zu Ehren öffentliche Schauspiele, die er durch die jungen Bürger des „mindern Basel" aufführen ließ, im Jahr 1532 die Historie von der frommen Susanna 1533 „ein schön Spiel von der edeln Römerin Lucretia".

***) Ein „Mittelhaus", wie Plater es nennt, „zwischen der hohen und niederen Schule". Der Name Pädagogium war übrigens schon früher (auch von Oekolampad) gebraucht worden. — Auch heut zu Tage führt das obere Gymnasium in Basel den Namen Pädagogium; doch ist diese Benennung erst im Jahr 1817 wieder eingeführt worden mit der neuen Gründung des Institutes selbst. Das alte Pädagogium dauerte nur bis 1589.

Stelle zurück und legte sich eine Zeitlang in Verbindung mit Oporinus und Andern auf die Buchdruckerei. Erst im Jahr 1541 trat er das Rectorat der Münsterschule (Schule auf Burg) an. Grynäus hatte ihn besonders zur Annahme dieses Amtes ermuntert. „Werdet Schulmeister!" sprach er zu ihm, „es giebt kein göttlicheres Amt; ich möchte nichts Lieberes sein, wenn ich zwei Dinge auf einmal sein könnte." Sein alter Freund und Vater Myconius aber rieth ihm ab, weil er seinen heftigen Charakter kannte und voraussah, daß er sich mit der Universität, welche die Schulanstalten überwachte, nicht vertragen werde, und mit welcher, wie wir gesehen, auch Myconius auf gespanntem Fuße lebte. Plater nahm die Stelle gleichwohl an, stellte jedoch die Bedingung, daß Myconius, sein „geliebter Vater und Schulmeister von Zürich" mit der Spelialaufsicht betraut werde. Von ihm wolle er auch Unterweisung und Strafe willig annehmen. Plater gab nun einen weitläufigen Schulplan ein; er reiste auch nach Straßburg, um die dortigen Unterrichtsanstalten kennen zu lernen, wie sie unter dem großen Reformator des damaligen Schulwesens, Johannes Sturm blühten. Unterdessen blieb auch Myconius nicht unthätig. In einer im Januar 1542 gehaltenen Wochenpredigt zeigte er die Nothwendigkeit, etwas Tüchtiges für die Schulen zu thun und beklagte sich bitter darüber, daß es der Universität in einem Zeitraum von zehn Jahren nicht gelungen sei, eine gute Primarschule herzurichten. Eine hinzugefügte Aeußerung, daß er auf die Universität nichts gebe (nämlich wenn das Fundament der niedern Schule fehle) wurde ihm aufs Neue als feindschaftliche Gesinnung gegen dieselbe verdeutet*). Myconius wandte sich nun auch an Bullinger mit der Bitte, ihm einen tüchtigen Lehrer zu schicken; es müsse aber, setzte er nicht ohne Ironie hinzu, ein „Magister" sein, weil man in Basel nur graduirte Leute wolle**). Uebrigens hatte der neue Rector Plater selbst auch keinen Grad. Er begann nun seinen Schulplan auf Grundlage der sächsischen Ordnungen mit den Modificationen Sturms durchzuführen, gerieth aber bald, wie Myconius es ihm vorausgesagt, in Zerwürfnisse mit der obersten Schulbehörde, der Universität, deren Oberaufsicht er bei seinem Unabhängigkeitstriebe sich zu entziehen suchte. Er mußte sich deßhalb vor Rath verantworten. Im Rathe waren indessen die Ansichten selbst getheilt, indem die eine Partei auf der Seite der Universität, die andere (vertreten durch Bürgermeister Brand, seit 1544) auf Seiten Platers und der Geistlichkeit stand. Was die Beziehung der letztern zu dem Schulwesen betrifft, so wirkte dieselbe im Jahr 1542 eine Verordnung aus, wonach die Aufsicht und Gewalt über die niedern Schulen den Pfarrherrn übergeben wurde. Von Plater, dem unzertrennlichen Gefährten des Myconius sei, ehe wir von dem Schulwesen uns trennen,

*) Vgl. die Stelle aus einem Brief an Bullinger vom 14. Januar 1542 bei Fechter S. 65.

**) Brief v. 3. Februar ebend.

nur noch gesagt, daß er seinen geistlichen Vater fast um dreißig Jahre überlebte. Er zog sich im Alter auf sein Landgut in der Nähe der Stadt zurück, und starb daselbst den 26. Januar 1582. Sein Sohn Felix war als Mediciner ausgezeichnet.

Wenn Myconius in den nächsten Umgebungen mit manchen Verdrießlichkeiten zu kämpfen hatte, die ihn hinderten, das Gute rein nach seinen Ideen durchzusetzen, so sehen wir ihn auf dem theologischen Gebiete in Streitigkeiten verwickelt, die ihn weniger persönlich berührten und bei denen er im Gegentheil die schöne Aufgabe hatte, so viel an ihm war den Frieden zu vermitteln. Wir gehen zu dieser Seite seiner Thätigkeit über.

4. Myconius in seinem Verhältniß zu den Kirchen des In- und Auslandes.

a. Der Abendmahlsstreit und die Vermittlungsversuche.

Wir haben in der Lebensgeschichte Oekolampads gesehn, zu welchen unbefriedigenden Resultaten das Marburgergespräch geführt hatte. Die lieblosen Aeußerungen Luthers über Zwinglis und Oekolampads Ende waren auch nicht geeignet, den Frieden zu fördern*). Und doch gab der unermüdliche Butzer die Friedenshoffnungen nicht auf. Wir müßten entweder in unnöthige Wiederholungen verfallen oder die Geduld der Leser in anderer Weise ermüden, wollten wir alle die Verhandlungen, die deßhalb zwischen ihm und den Schweizern und dann wieder zwischen ihm und Luther gepflogen wurden des Weiten und Breiten erzählen**). Ueber die Stellung des Myconius in dieser Sache nur so viel.

Myconius hatte von Anfang an einen regen Antheil an der Abendmahlsstreitigkeit genommen. War er es dochgewesen, der Zwingli zuerst darauf aufmerksam machte, wie sehr seine Ansicht vom Abendmahl, die Zwingli bekanntlich zuerst in dem Brief an Matthias Alber in Reutlingen entwickelte,

---

*) Bitter beschwert sich darüber Bullinger in einem Brief an Myconius (18. April 1534. Epp. Reformator. ed. Füssli p. 134) und auch Myconius äußert in der Rückantwort (v. 20. April ebend. p. 137) sein Bedauern, daß Luther durch seinen Hochmuth und seine Grobheit (superbus et insolens est) verderbe, was er früher gut gemacht habe, ähnlich wie Erasmus durch Habsucht und Ehrgeiz seine frühern Verdienste verdunkelt habe. „Ich wollte drauf schwören, fährt er fort, daß Luther sich überredet, der heilige Geist sei nur bei ihm und den Seinigen. Der Tag wird alles offenbaren. Gott möge uns seine Wahrheit schenken".

**) Wir verweisen theils auf die ausführliche Darstellung bei Kirchhofer, im 5. Abschnitt seiner Biographie S. 171 ff., theils auf Pestalozzi's Bullinger S. 158 ff. und auf die noch zu erwartende Biographie Butzer's (im 3. Band des Gesammtwerkes).

von der Luthers abweiche*). So ward er auch in Zürich zu der Commission zugezogen, welche den Streit Zwingli's mit Joachim am Grüt schlichten sollte**). Er stand natürlich auf Zwinglis Seite. Damit aber verschloß er sich keineswegs gegen eine tiefere Auffassung des Sacramentes, wonach mit den äußern Zeichen Christus selbst empfangen wird, wenngleich nicht in räumlicher Weise an die Zeichen gebunden. Deutlich finden wir ja diese Ansicht ausgesprochen in der ersten Baslerconfession. Wie dort alles vom Glauben abhängig gemacht, einer gläubigen Auffassung aber dann auch alles zugeschrieben wird, was die Gegenpartei auch dem Unglauben zugänglich machen wollte, so äußerte sich Myconius auch anderwärts: „wo der Glaube ist, da ist Christus, wo der Glaube nicht ist, da ist auch Christus nicht". Erst mögen sie uns beweisen, daß wir das Abendmahl ohne Glauben halten, dann erst hat der Vorwurf, den sie uns machen, einen Sinn, wir feierten ein Abendmahl ohne Christus***). Von diesem Boden ließ sich Myconius nun auch weiter nicht verdrängen, wenn er auch in der Folge den positiven Gehalt des Sacramentes, wie er vom Glauben ergriffen wird, stärker hervorhob und betonte, als es Zwingli in seiner Stellung gegeben war. Hatte nun schon Oekolampad zu dem Friedenswerke Butzers die Hand geboten, so blieb auch Myconius nicht zurück. Auf ihn hatte Butzer bei einem Besuche im Jahre 1533 einem günstigen Eindruck gemacht. Er hatte ihn früher nur einmal flüchtig bei Zwingli gesehn. Nun war es auch Myconius, der ihn wesentlich in seinem Unternehmen unterstützte. Er war es auch, der nach mehreren langwierigen und mühsamen Unterhandlungen mit den übrigen Schweizer-Kirchen endlich in Basel jene Friedensconferenz einleitete, die zu Ende Jannar 1536 unter Zuziehung schweizerischer Theologen mit den Straßburgern in dem ehemaligen Augustiner-Kloster gehalten wurden. Eine Frucht derselben war die sogenannte zweite Basler- oder erste helvetische Confession†). In dieser wird das Abendmahl des Herrn, ein „mystisches Mahl"

*) Epp. f. 34. b. Cum eam epistolam Myconius noster legisset admonuit, quendam magni nominis virum refellere hanc sententiam, qua putamus Est pro Significat. (Brief Zwingli's vom 16. Dec. 1524: Fratribus N. dilectis.)

**) Kirchhofer S. 79.

***) Brief an Bullinger v. 14. Oct. 1534. b. Füßlin p. 152.

†) Sie bestand aus 27 Artikeln. Zweite Basler heißt sie zum Unterschiede von der oben erwähnten ersten 1534. Nicht so, als wäre die erste durch die zweite irgendwie verdrängt oder auch nur ergänzt worden. „Basler Confession" heißt diese Conf. nur weil sie in, nicht weil sie für Basel verfaßt ist (ähnlich wie die Augsburger Conf. von dem Ort der Uebergabe den Namen hat). Bezeichnender ist daher der Name erste helvetische Confession, weil sie das erste Gesammtbekenntniß der reformirten Schweizer Kirchen ist. Sie wurde von den in Basel anwesenden schweizerischen Rathsboten unterschrieben, nachdem sie auf dem Rathhause verlesen wor-

genannt, und auch hier von einem Essen des Leibes Christi und einem Trinken seines Blutes gesprochen unter der Verwahrung, daß solches in geistlichem Sinne zu verstehen sei. Brot und Wein sind und bleiben der Einsetzung des Herrn zufolge Symbole, durch welche er uns seinem Leib und sein Blut darbietet, nicht zur verweslichen Speise des Bauches, sondern zur Nahrung des ewigen Lebens. Wohl kommt die Anregung des Glaubens von den Sacramenten, aber die belebende und heiligende Kraft kommt allein von dem, der sie eingesetzt und angeordnet.

Luther war damals grade etwas milde gesinnt, und so urtheilte er von dieser Confession über Erwarten günstig. Unter ihrem Eindrucke, schrieb er den 17. Februar 1537 jenen merkwürdigen Brief an den Bürgermeister Jacob Meier, in dem er den Schweizern wieder nach langer Zeit ein freundliches Angesicht zukehrte*). Wie muß sich Myconius, dem der Brief ohne Zweifel mitgetheilt wurde, gefreut haben, Worte, wie diese zu vernehmen: „Gott der Allmächtige gebe hinfort mehr und mehr weiter Gnade, daß wir allesammt in rechter lauter Einigkeit und gewisser einträchtiger Lehre und Meinung zusammenstimmen, wie St. Paulus sagt, daß wir Alle sollen mit einerlei Herz und einerlei Mund preisen Gott den Vater unsers Herrn Jesu Christi, dazu einander vergeben und vertragen, wie Gott der Vater uns vergiebt und verträgt in Christo Jesu". Und welche Hoffnungen mußten die Friedfertigen schöpfen, wenn Luther das feierliche Versprechen gegen den Bürgermeister ablegte: „An uns soll es nicht mangeln" (des Friedens halber), wenn nur die Euern nicht die ruhigen Vögel aufscheuchen, sondern auch zum Frieden uns treulich helfen; die Sache wird sich nicht in uns schicken, wir müssen uns in die Sache schicken.

Leider war es Luther, der, auch nachdem die Wittenberger Concordia abgeschlossen war, die Vögel zuerst wieder aufscheuchte**), und die bittere Stimmung gegen alles was Zwingli berührte mit in das Grab nahm.

Myconius aber blieb seiner unionistischen Gesinnung treu, und ließ sich selbst durch das erneuerte Toben Luthers nicht irre machen. Er urtheilte

---

den war. Die zweite helvetische Conf. (die helvetische schlechthin) folgte dann 1566, und gegen sie trat diese erste, die mehr nur einen vorübergehenden Werth hatte, zurück.

*) Bei de Wette V. S. 54.

**) Zuerst 1539 in seiner Schrift über die Concilien, dann 1541 in dem Büchlein wider die Türken, wo er die Gelegenheit vom Zaun riß, um Zwingli's Andenken zu schmähen und endlich 1543 als er Christoph Froschauer's, des Zürcher'schen Buchhändlers Geschenk der Zürcherschen Bibelübersetzung auf die schnödeste Weise zurückwies. Siehe den Brief vom 31. August, bei de Wette V. S. 587. Und noch kurz vor seinem Tode schrieb er: Beatus vir, qui non abiit in consilio Sacramentariorum: nec stetit in via Cinglianorum, nec sedet in cathedra Tigurinorum, bei de Wette V. S. 778.

milde, auch über Luthers Starrsinn, und ertrug es geduldig, wenn auch mit Schmerz, daß die Zürcher ihm diese Milde zum Verbrechen machten und sogar auf Gerüchte von reisenden Kaufleuten hin die in Basel studirenden Zürcher vor dem Besuche seiner Predigten warnten, ja ihnen mit der Entziehung von Stipendien drohten, wenn sie ihn weiter hörten*).

Bemerkenswerth bleibt es immerhin, daß gerade Myconius, der treueste persönliche Anhänger Zwingli's, Luther'n am weitesten und weitherzigsten entgegenging, ohne sich im Geringsten in der Grundanschauung vom Abendmahl von Zwingli loszusagen. Was Zwingli verneint hatte, das verneinte auch er fortwährend. Nie hätte er zugegeben, daß Leib und Blut Christi ihrer leiblichen Substanz nach in den Elementen des Abendmahls vorhanden seien; nie zugegeben, daß sie auch von den Ungläubigen genossen werden. Was dagegen Zwingli mehr zugegeben, als in den Vordergrund seiner Lehre gestellt hatte**), den geistlichen Genuß durch den Glauben, das hob er mit Nachdruck hervor. Mit gutem Gewissen glaubte er in den Fußtapfen seines Meisters fortzuwandeln, der so redlich und tapfer in Marburg die Hand zum Frieden geboten hatte. Und wenn nun Luther die zum zweitenmal gebotene Hand nicht verschmähte, sondern nach langem Zögern endlich auch die seinige gereicht hatte, so glaubte Myconius sie nicht so leicht wieder loslassen, ja sie auch dann noch festhalten zu sollen, als Luther sie wieder zurückzog. Hatte er sich einmal von der Redlichkeit Luthers überzeugt, davon nämlich, daß ihm alles daran liege, die Majestät Gottes in allen Dingen aufrecht zu erhalten und nicht zuzugeben, daß sie durch Worte oder Thaten verkleinert werde***), so konnte er ihm auch seine Schwachheiten, konnte ihm auch den leidenschaftlichen Eifer zu gut halten, womit er eben diese Majestät vertheidigte gegen die, welche sie anzutasten schienen.

Wie sehr Myconius über den streitenden Parteien stand, geht aus einer brieflichen Aeußerung an Bibliander hervor (v. 7. Spt. 1538)†). Er habe sich, schreibt er, überzeugt, das Zwingli und Oekolampad, denen er sich selbst früher angeschlossen, von Anfang an den Luther darin mißverstanden hätten, daß sie bei ihm eine krasse Vorstellung vom Essen des Leibes Christi nach Ana-

---

*) Kirchhofer S. 358.

**) Vgl. besonders die Ratio fidei ad Carol. V. und den Commentar. de vera et falsa rel. an Franz I. (nach Zwingli's Tode von Bullinger herausgegeben) Christoffels Zwingli Abth. 2. S. 262—98 und Pestalozzi's Bullinger S. 187.

***) Brief an Vadian v. 12. Sept. 1538: Novi nunc tandem Lutheri animum; non fert, aut ferre potest, si quis Domini magnitudinem verbo seu facto conatur imminuere.

†) In der Simmler'schen Sammlung Vol. XLV. (unrichtig wird der Brief als ein Brief an Bullinger citirt in meinem Artikel: Myconius, in Herzogs Realencyklopädie X. S. 136.)

logie des gewöhnlichen Essens vorausgesetzt hätten, denn eine solche habe Luther selbst verabscheut: Luther aber eifere auch jetzt noch so leidenschaftlich gegen jene beiden, indem er meine, sie wollten im Abendmahl nichts anders erkennen, als leere Zeichen, ohne wirkliche Gegenwart Christi. „Warum, fährt er fort, soll ich, nachdem mir der Herr über diese Sache die Augen geöffnet, die volle Wahrheit nicht mit Danksagung annehmen? Ich gehe nicht von einer Ansicht zur andern über, sondern ich gebe von jeder Seite etwas auf (das Irrthümliche) und nehme von jeder Seite etwas an (das Wahre)"*). Damit können wir sagen, habe Myconius bereits den Standpunkt der Union erreicht oder, wenn man lieber will, anticipirt. Und dabei konnte er sich das Zeugniß geben, das er in demselben Briefe ausspricht, daß er bei dieser unionistischen Gesinnung nicht auf das sehe, was bei den Menschen gilt, sondern auf die göttliche Wahrheit allein. „Nicht mit Leidenschaft, schreibt er wenige Tage nachher an Bullinger, ist in göttlichen Dingen zu verfahren, sondern mit Liebe. Fehlt uns diese, so gehn wir zu Grunde"**).

Eine Zweizüngigkeit, ein Hinterhalt irgend einer Art, ist bei dem redlichen Manne, der überall das Herz auf der Zunge hatte, nicht von ferne denkbar. Oder sollte das Zweizüngigkeit sein, wenn er, nachdem er sich mehr als einmal deutlich erklärt hatte, was er unter dem Essen des Leibes und dem Trinken des Blutes Christi verstand, diese Erklärung nicht jedesmal verwahrend hinzusetzte, so oft er im Fluß der erbaulichen Rede dieser Ausdrücke sich bediente? Das sollte doch die Aufgabe aller Theologie sein, sich über die religiöse Ausdrucksweise wissenschaftlich zu verständigen, dann aber sich auch derselben frei und fröhlich zu bedienen, ohne immer wieder an den Ausdrücken zu mäkeln. Aber freilich eine streitsüchtige Consequenzmacherei hat zu allen Zeiten „die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufgehalten" (Röm. 1, 18) und dem Verständniß in religiösen Dingen geschadet, während eben dieses Verständniß nur da möglich ist, wo die Wahrheit in Liebe gesucht und die Liebe auf Wahrheit gegründet wird. Aus einer solchen christlich liebenden Gesinnung heraus nahm auch Myconius den viel angefochtenen Butzer in Schutz, wenn er auch nicht alle seine Schritte gut heißen mochte. Besonders aber mußte es ihn freuen, daß es seinem eben so redlichen als besonnenen Freunde Bullinger gelang, wenigstens zwischen der Zürcher und Genferkirche jenen Consens über das Abendmahl herbeizuführen (1549), wodurch die Lehre der Reformirten gewissermaßen in ein neues Stadium ihrer Entwicklung trat. Er gab seine volle Zustimmung und bedauerte nur, daß Basel nicht früher sei beigezogen worden***).

*) Neque ideo discessisse ab altero vere dicor et ad alterum accessisse, sed potius discessisse ab utroque et accessisse ad utrumque.

**) Unterm 12. Spt. 1538. (Simmler'sche Sammlung.)

***) Pestalozzi's Bullinger S. 386.

Indessen läßt sich das Mißtrauen der streng Zwinglisch Gesinnten gegen Myconius wohl begreifen und einigermaßen entschuldigen, wenn man weiß, wie war nicht Myconius selbst, wohl aber nur wenige Jahrzehnte später sein nächster Nachfolger Simon Sulzer die Nachgiebigkeit gegen die lutherische Abendmahlslehre so weit trieb, daß er förmlich unter die Fahne des Lutherthums trat und die Baselsche Kirche hinderte dem Verbande der von Bullinger verfaßten zweiten helvetischen Confession beizutreten. Sulzers unverholene Absicht war, Basel vielmehr zum Beitritt der von Lutherischer-Seite aus betriebenen Concordienformel zu bewegen. Die Opposition, die sich dagegen bildete, an deren Spitze Heinrich Erzberger zu St. Peter stand, wurde unterdrückt, und erst nach Sulzers Tode (1585) gelang es dem Antistes Jacob Grynäus*), nachdem er selbst für seine Person von den Sulzerisch-Lutherischen Sympathien wieder zurückgekommen war, auch das Schifflein der Baslerschen Kirche wieder in das Fahrwasser der reformirten Strömung einzuleiten**).

Was hingegen die Abendmahlslehre des Myconius betrifft, so findet sich dieselbe in gedrängtem Zusammenhang in seiner Erklärung der Einsetzungsworte (in seinem Commentar zu Marcus) und überdieß in einer handschriftlichen Predigt vom Jahr 1543***). An beiden Orten wird auf das Unzweideutigste unterschieden zwischen dem Himmlischen, das für den Glauben und dem Irdischen, das für den Mund vorhanden ist, und wenn auch zugestanden wird, daß mit den einen das andere gereicht werde, so wird eben so entschieden abgewiesen, daß in und unter dem Brote der Leib Christi leiblich sich finde. Es gehörte also großer Mißverstand dazu, um die Predigten des Myconius als lutheranisirend auszuschreien. Die, welche solches thaten, mußten wirklich nur mit einem Ohr gehört und das andere verschlossen haben. Aber solches geschieht ja wohl öfter, als man glaubt.

b. Die Zeitläufe auf kirchlichem Gebiete im Großen.

Wir richten nun von Basel aus unsre Blicke in die Umgegend und suchen uns ein flüchtiges Bild der kirchlichen Ereignisse zu entwerfen, so weit sie der Zeit nach in die zwanzigjährige Amtsperiode unsres Myconius eingreifen. Erst dann können wir den Berührungspunkten nachgehn, in denen seine Lebensgeschichte bald hier, bald da mit der allgemeinen Zeitgeschichte zusammentrifft.

---

*) Er stammte nicht in directer Linie von Simon Grynäus ab, sondern von einer Seitenlinie. Er war der Großneffe Simons. Vgl. Streuber in Herzog's Realencyklopädie V. 604 ff.

**) Vgl. darüber meine Geschichte der ersten Basler Confession. Seite 88 ff. und Hundeshagen, über die Conflicte des Zwinglianismus, Lutherthums und Calvinismus in der Berner'schen Landeskirche. Bern 1842.

***) S. ausgewählte Schriften III. und Antiqu. Gernl. f. 282.

Der Schmalkaldische Bund, an dessen Spitze der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen standen, hatten dem Kaiser gegenüber eine drohende Stellung eingenommen. Dieser suchte den Weg der Unterhandlung. Auf dem Reichstage zu Nürnberg, Juli 1532 kam es zu einem Religionsfrieden, in welchem jedoch nur die eingeschlossen waren, die zu der Augsburgischen Confession sich bekannten. Die Uebrigen waren als „Sacramemtirer" ihrem Schicksal überlassen. Inzwischen sollte an der Berufung eines allgemeinen Concils gearbeitet werden, auf welchem man hoffte oder sich zu hoffen anstellte, die Religionsangelegenheiten zu Befriedigung beider Theile aufs Reine bringen zu können. Gleich zu Anfang des Jahres 1533 hatte sich der Kaiser deßhalb mit dem Papst in Bologna besprochen. Es sollte Mantua, Bologna oder Piacenza zum Versammlungsorte gewählt werden. Die evangelischen Stände in Deutschland wollten aber nur dann in die Sache eintreten, wenn auf dem Concil nicht (wie es verlautete) „nach alter Weise" verfahren, sondern nach dem Worte Gottes geurtheilt werde. Mitten in der Erwartung der Dinge war für die deutsche Reformation nicht unwichtig die Durchführung einer evangelischen Kirchenordnung in dem Würtembergerlande, nachdem der Herzog Ulrich mit Hülfe Philipps von Hessen dasselbe wieder an sich gebracht hatte (1534)*). Nachdem Papst Clemens VII. gestorben, schrieb sein Nachfolger Paul III. im Jahr 1536 das längst in Aussicht stehende Concil nach Mantua aus. Aber auch jetzt verweigerten die Evangelischen ihren Beitritt. Sie hielten im Jahr 1537 eine Versammlung in Schmalkalden, wo sie die von Luther verfaßten Schmalkaldischen Artikel unterzeichneten, die nach Ton und Inhalt keineswegs geeignet waren, eine Verständigung mit der römischen Kirche hoffen zu lassen. Dem schmalkaldischen Bunde gegenüber suchte der kais. Vicekanzler Held einen Gegenbund von katholischen Ständen zu bilden, was ihm auch gelang. Und doch trug man sich noch immer mit dem Gedanken, eine Vereinigung der getrennten Kirchen zu Stande zu bringen, wenn die Stimme der Klugheit und der Mäßigung die Oberhand gewinne. Conferenzen über Conferenzen wurden zu Speier, zu Hagenau, zu Worms gehalten. Letzterer wohnten auch Calvin aus Genf und Grynäus aus Basel bei. Endlich wußte es der Kaiser dahin zu bringen, daß auf dem Reichstag zu Regensburg 1541 eine provisorische Vereinigungsformel zu Stande kam, das erste sogenannte Interim, in welchem Katholisches und Protestantisches auf eine mehr kunstreiche, als befriedigende Weise vereinbart werden sollte. Luther nannte es ein „geflicktes Ding, das nur schlecht gereimt und geleimt sei."

Nun eröffnete der Papst das Concil zu Trient. Nicht lange darauf starb Luther zu Eisleben (18. Febr. 1546). Und bald nach seinem Tode

*) Vgl. hierüber den Briefwechsel zwischen Bullinger und Myconius (b. Füßlin).

brach der Krieg aus, den er so lange er lebte, zu verhüten gesucht hatte, der Krieg der Schmalkaldischen Bundesgenossen wider den Kaiser oder der Schmalkaldische Krieg (1547—1555). Die unglückliche Schlacht bei Mühlberg brachte den sächsischen Churfürsten Johann Friedrich und den Landgrafen Philipp von Hessen in die Gefangenschaft des Kaisers. Das Haupt der oberdeutschen Truppen, Sebastian Schärtlin von Burtenbach, floh nach der Schweiz. Die Stadt Wittenberg, in der Bugenhagen die verzagten Gemüther tröstete, mußte sich ergeben. Auf dem „geharnischten Reichstage" zu Augsburg ward die Churwürde auf Moritz von Sachsen, der als Protestant seine Waffen dem Kaiser geliehen, übertragen. Hier kam ein zweites, und später in Leipzig ein drittes Interim zu Stande. Es handelte sich darum, alles möglichst wieder auf den alten Fuß zu stellen, namentlich auch in Beziehung auf die kirchlichen Ceremonien und Gebräuche. Vielfache Warnungen dagegen ertönten nicht nur aus der Theologen, sondern auch aus des Volkes Munde:

„Hüt' dich vor dem Interim,
Es lauert ein Schalk hinter ihm".

Aber Gewalt ging zu allen Zeiten über Recht. Wer sich nicht fügen wollte, ward als Feind bekämpft. So wurde die Stadt Magdeburg um des Interims willen hart bedrängt. Auch nach den Grenzen der Schweiz zog sich das Kriegsgewitter. Die Stadt Constanz ging für die Reformation verloren, ihre evangelischen Prediger, auch Blarer, wurden vertrieben *). Das Ende des Krieges und der Abschluß des Augsburgischen Religionsfriedens (1555) fällt nicht mehr in den Rahmen unsers Zeitbildes.

Wir blicken nach Frankreich. Noch immer erhoben sich dort unter dem Schutze der Königin Margarethe von Navarra mächtige Zeugenstimmen für die evangelische Wahrheit. Aber auch dieser Schutz einer edeln Frau reichte nicht hin, die Bekenner der neuen Lehre gegen den Andrang ihrer Feinde sicher zu stellen. Wenn auch Franz I. aus politischen Gründen dem Schmalkaldischen Bunde beitrat, um seinem Nebenbuhler, dem Kaiser, zu schaden, so verfolgte er nichts desto weniger die Protestanten im eigenen Lande. Mehrere Opfer fielen auf's Neue, und gegen die Waldenser ward (1545) ein förmlicher Vertilgungskrieg geführt. Aber aus dem Schooße der Hugenotten ging der Mann hervor, der nun auch zur Reformation der französischen Schweiz in die innigste Verbindung trat, Johann Calvin. Von Paris vertrieben flüchtete er 1535 nach Basel und richtete von da seine herrliche Schutzschrift an Franz I. Als er wieder nach Frankreich zurückwollte, ward er von W. Farel in Genf festgehalten und eine Lehrstelle anzunehmen genöthigt, von der ihn zwar der Haß einer Partei vertrieb, wohin er aber (nachdem er in Straßburg seine Zuflucht gefunden) mit Ruhm wieder zurückberufen ward (1541). Von dieser Zeit an erscheint Calvin als die hervorragende Persönlichkeit, welche dem

*) Vgl. Bullinger's Leben (V. S. 289 ff.).

Protestantismus Frankreichs seinen Halt und der reformirten Kirche überhaupt ein neues eigenthümliches Gepräge gab *). — Auch in Italien hatte die Reformation fortwährend ihre Freunde und Bekenner. Im Jahr 1542 erschien in Venedig das Buch des Aonio Paleario von der Wohlthat Christi, und am Hofe der Königin Renata von Ferrara war ein Sammelpunkt der evangelischen Kräfte des Landes. Die Reformation Heinrichs VIII. in England war bekanntlich nur eine halbe und darum keine Reformation im wahren Sinne des Wortes. Wohl hatte sich der König aus persönlichen Gründen vom Papste losgesagt und als Landesherr an die Spitze des Kirchenwesens sich gestellt, aber die königlichen Glaubensgesetze (Blutartikel) vom Jahr 1539 athmeten keineswegs den Geist des Evangeliums. Nur in schüchterner Weise konnte der Erzbischof Cranmer das Nöthigste anordnen. Erst unter Eduard VI. (1547—53) konnte er sein Werk durchführen mit Hülfe der Männer die an seiner Seite zu arbeiten berufen wurden, eines Butzer, Peter Martyr und Ochino.

Dieß in kurzen Zügen die Physignomie der Zeit, der Myconius gegenüberstand. Sehen wir nun wie er sich in einzelnen Situationen zu ihr verhielt.

c. Beziehungen des Myconius zu den Kirchen des Auslandes.

Nur in bescheidenem Maaße sehen wir bei Myconius diese Beziehungen hervortreten. Das Nächste, auf das er angewiesen war durch seine Stellung, war die Theilnahme am Schicksal derer, die um des Glaubens willen verfolgt wurden. Die Stadt, der er zunächst mit seinen Gaben diente, hatte ja schon durch ihre geographische Lage von Gott die schöne Bestimmung erhalten, Flüchtige aus verschiedenen Ländern bei sich aufzunehmen und ihnen nach Umständen behülflich zu sein. So suchten und fanden namentlich in dieser Zeit die aus Frankreich vertriebenen Protestanten in der schweizerischen Grenzstadt ihre Zuflucht. Daß Calvin dahin geflohen, haben wir schon erwähnt. Sein Schicksal war damals verflochten in das eines gebornen Baslers selbst, des Nicolaus Copus. Hatte doch dieser, als Rector der Pariser Universität jene Rede gehalten, die bei der päpstlichen Partei so großen Anstoß erregte und als deren eigentlicher Verfasser Calvin erkannt ward; daher die Flucht. Mit den Beiden, Calvin und Copus, erschien noch ein Dritter in Basel, der unserm Myconius von früher befreundet war, sein Schulgenosse Melchior Wollmar aus Schwaben. Myconius nahm die Flüchtigen herzlich auf und bedauerte nur, daß in Basel keine Stelle ledig war, die er dem Jugendfreunde hätte anbieten können, er empfahl ihn den Zürchern und Vadian.

Die persönliche Bekanntschaft mit Calvin aber war für Myconius von nicht geringer Bedeutung. Auf sein Fürwort verwendete sich unter anderm Myconius bei dem Basler Rathe für die Protestanten in Nismes, über welche

*) Das Weitere in der Biographie Calvin's im 4. Band des Gesammtwerkes.

eine Verfolgung ausgebrochen war. Und so ward auch Myconius wieder der Vermittler zwischen den beiden Regierungen von Genf und Straßburg, als es sich darum handelte, den aus Genf vertriebenen Reformator wieder zurück zu berufen.

Eine Deputation der gedrückten Waldenser konnte bei dem Nachfolger Oekolampads, der ihnen so viele Aufmerksamkeit geschenkt hatte, nur eine gute Aufnahme erwarten. Myconius hielt mit ihnen ein Religionsgespräch und empfahl sie den Freunden in Zürich. Auch mit den Protestanten Italiens trat Myconius vorübergehend in Verbindung. Ein gelehrter Deutscher, Johann Rubeus stand bei dem Herzog Cosimo von Florenz in großem Ansehn. Dieser wandte sich an Myconius mit der Bitte, er oder Bullinger möge eine Summe des christlichen Glaubens zusammenstellen und sie dem Herzog zueignen, in der Hoffnung ihn für das Evangelium zu gewinnen. Es scheint jedoch bei dem bloßen Wunsche geblieben zu sein. Als endlich unter der Regierung Eduards VI. Butzer nach England berufen wurde, versäumte Myconius diese Gelegenheit nicht, und zwar dießmal im Auftrag des Rathes, den englischen Großen solche politische Gesinnungen einzuflößen, die auch wieder auf die Angelegenheiten der Protestanten in Deutschland günstig zurückwirken sollten.

Was nun die deutschen Angelegenheiten betrifft, so blieb während des schmalkaldischen Krieges Basel nicht unberührt von dessen Schicksalen. Angesichts der bevorstehenden Gefahren wurden neue Festungswerke angelegt. Flüchtige von allen Ständen strömten nach Basel, unter ihnen auch der schon erwähnte Sebastian Schärtlin, Oberhaupt der süddeutschen Bundestruppen *). Auch mehrere evangelische Theologen, Tossanus, Brenz, Musculus, nahmen die Gastfreundschaft der Bewohner in Anspruch. Brenz, der an Myconius durch Butzer empfohlen war, wurde im October 1548 im untern Collegium (dem Universitätsgebäude) bewirthet **). Unter die Geflüchteten befand sich auch der ehemalige Lehrer unseres Myconius, Heinrich Wirz. Er wurde von dem dankbaren Schüler freundlich aufgenommen und nach Zürich empfohlen.

Der Bischof von Basel, der aus den Siegen des Kaisers neue Hoffnungen schöpfte, trug bei dem Rathe auf Einführung des Interims an. Daß Myconius allen falschen Vermittlungen mit dem Papste entschieden abhold war, hatte er schon früher gezeigt. „Mit dem Drachen hatte er im März 1534 an Bullinger geschrieben ***), läßt sich nicht anders unterhandeln, als

*) Vgl. Gast's Tagebuch (von Buxtorf) S. 69. 77.

**) Es ging sehr frugal her. „Im untern Collegium, erzählt Gast, wurde ein akademisches Essen Brenz zu Ehren mit fünf Tischen gegeben. Ein jeder zahlte zwei Batzen. Wir wurden auf das Schlechteste empfangen. Nicht einmal ein Ehrenwein wurde dem guten Mann gespendet". Buxtorf S. 79.

***) Epistolae Reformator., ed. Füsslin. p. 125.

dadurch, daß man ihm dem Garaus macht. Behandelt man ihn glimpflich, so ist zu fürchten, daß er sein Gift wider uns auslasse. Ich habe mich auch nie in des Erasmus Meinung finden können, welcher glaubte, man müsse dem Papstthum mit Palliativen begegnen und es nicht ausrotten. Du weißt, was bei solcher Vermittlung herauskommt." Darum hatte er sich auch nicht in die Friedensunterhandlungen eingelassen, welche der französische Gesandte in der Schweiz de Lange durch seinen Agenten Ulrich Chelius betreiben ließ. Wenn der Papst nicht wiedergeboren werde, wenn er nicht einsehe, daß seine Stellung unverträglich sei mit den Bestimmungen der heiligen Schrift, so lasse sich an keine Verständigung mit ihm denken*). Und so konnte er auch jetzt nicht durch die Macht der äußeren Umstände in eine schiefe Stellung sich drängen lassen. Wachsamkeit und Widerstand gegen die sich erneuernden Gelüste der verdrängten Priesterschaft schien ihm nie nöthiger, als jetzt. Wagte es doch bereits ein römischer Curtisan, Ambrosius von Gumpenberg mit großem Gepränge vor den Basler Rath zu treten und seine Ansprüche auf die Dompropstei geltend zu machen. Von allen Seiten regte sich die Reaction. Um sich dem kaiserlichen Willen rücksichtlich des Interims gefügig zu zeigen, fingen einige Bürger wieder an zur Fastenzeit sich des Fleisches zu enthalten. Eine äußerliche Sache, die aber bei den entschiedenen Anhängern der Reformation großen Unwillen erregte, weil ein richtiger Instinct in ihr den Anfang zu weitern Rückschritten erblickte. Es fehlte auch nicht an aufreizenden Scenen. Junge Domherrn führten auf öffentlicher Straße schandbare und herausfordernde Reden**). Als einer derselben den Pfarrer Geyerfalk aufs Gröbste beschimpft hatte, rügte Myconius den Vorfall auf der Kanzel und zwar in Gegenwart einiger dieser Domherrn. Er wurde deßhalb bei'm Rath verklagt. Der Rath suchte allem vorzubeugen, was den Zorn des Kaisers aufreizen konnte. Er verbot den Druckern, Schriften wider das Interim zu drucken und den Geistlichen wurde eingeschärft, in ihren Vorträgen Maaß zu halten, und namentlich — des Kaisers und des Papstes zu schonen. Darin sah Myconius eine Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit. Er predigte trotz des Verbotes gegen den „Antichrist" und seine Werkzeuge, die man bekämpfen müsse, auch mit Gefahr des Lebens. Nun wurde sogar eine eigene Rathsdeputation an den Convent der Geistlichen abgeordnet, um diese mehr auf dem Wege der Vorstellungen und der Bitten, als des strengen Befehls zur Mäßigung zu bewegen.

Als nun vollends Constanz bedroht war, aus dem Kranze der evangelischen Städte herausgerissen zu werden, konnte sich Myconius der wehmüthigen Gefühle nicht enthalten, die er auch in den Briefen an seine Freunde ausschüttete.

---

*) Bullinger an Myconius v. 18. Mai 1534, bei Füßlin p. 143 und Myc. ad Chelium, 29. Jan. 1535, bei Kirchhofer. S. 129. 30.

**) Gast S. 76.

„Ich glaube, schrieb er an Bullinger (1547)*), unser Herr Jesus habe uns für eine Zeitlang seine Freundschaft entzogen, da wir nirgends die geringsten Beweise seiner Gunst und Huld erblicken. Den Deutschen und Schweizern hat er den Muth benommen. Es fehlt uns an weisem Rath, an Tapferkeit, an reiner Vaterlandsliebe. Die Fürsten haben zu wichtige Geschäfte, als daß sie sich um die Religion bekümmerten. Die Sorge dafür überlassen sie den Mönchen, Pfaffen, Nonnen und Weibern. Diese mögen beten. Sie aber führen die Waffen, um die Völker zu verderben und neue Reiche sich zu erobern. Der Uebermuth Lucifers ist nichts gegen den Stolz des Kaisers, und das Wüthen des Volks unter den Schafen nur ein Kinderspiel gegen die Grausamkeit, welche dieser Tyrann durch seine blutdürstigen Gebote ohne alle Ursache ausübt. — Ich werde von immer neuen Schmerzen geplagt, aber sie greifen mich nicht so sehr an, als der Anblick der gegenwärtigen Zeiten, welche die Frommen mit schwerer Verfolgung und mit der Ausrottung der christlichen Lehre bedrohen. Auf diese Stunden müssen wir uns gefaßt halten, um als Gott wohlgefällige Opfer zu fallen. Gott schenke uns seine hülfreiche Gnade, durch Geduld und freimüthiges christliches Bekenntniß am Tage der Prüfung mit unerschütterlicher Beharrlichkeit den Glauben zu bewähren, den wir bis dahin gelehrt und nach Vermögen ausgeübt haben".

Doch suchte Myconius die Schuld des Uebels nicht an Andern allein. In bußfertiger Gesinnung sprach er sich gegen denselben Freund auch dahin aus, daß auch er und alle Frommen mit ihm es haben fehlen lassen an dem rechten Gottvertrauen. „Unsere eigenen Sünden stehen uns im Wege. Du weißt, wie viel und schwer wir alle sündigen und niemand sich bessert. Wenn wir Geistliche zur Buße mahnen, so finden wir nirgends Eingang, und wir selbst thun bisweilen nicht geringe Mißtritte. Ich nehme dieß an mir selber wahr und kann mir also auch vorstellen wie es mit Andern geht. Die Liebe ist bei allen erkaltet, auch bei denen, welche Andern Liebe empfehlen. Alle, Gelehrte und Ungelehrte, Große und Kleine sind verblendet durch die herrschende Gottlosigkeit. Wir lieben Gott nicht und hangen nur an der Welt. Darum hat auch die seit vielen Jahren verkündigte Predigt des Worts noch keine größere Frucht geschafft. Die Leidenschaften, nicht das Wort Gottes, regieren auch uns, die wir andern vorangehen sollten".

Aber eben das Gottvertrauen, dessen Mangel er zu Zeiten an sich selbst beklagte, hob ihn auch wieder da, wo er an der eignen Kraft verzweifelte und von Menschen nichts zu hoffen hatte. „Quälen mich, schreibt er, die Uebel dieser Zeit so stark, daß es mir bisweilen scheinen will, als sei mir Gott ferne getreten, dann nehme ich meine Zuflucht zu seinem Worte und zum Gebet, und dann offenbart er sich mir wieder in neuem Licht: er tröstet mich und richtet mich auf und stellt mir seine Verheißungen so kräftig vor Augen, daß ich

*) Bei Kirchhofer S. 371.

mich vollkommen gestärkt fühle und mich ihm von Neuem ergebe, ihm zu leben und zu sterben. — Von Menschen hoffe ich nichts; ich weiß aus Erfahrung, wie wenig sie vermögen; aber auf Gott vertraue ich, und dieser Glaube läßt mich in Ewigkeit nicht wanken. Sollte Gott es zugeben, daß die evangelische Lehre unterdrückt werde, so hat er auch wahrscheinlich seine Auserwählten schon gesammelt, und diese wird er nach überstandener Verfolgung in den Himmel einführen, wenn er die Uebrigen dem ewigen Verderben preisgiebt."

d. Stellung des Myconius zu den Kirchen der Schweiz.

Das enge Freundschaftsverhältniß in welchem Myconius zu Bullinger stand, ließ ihn fortwährend theilnehmen an allem was zunächst die Kirche von Zürich, aber auch die andern Schweizerkirchen berührte. Es genügt an einige dieser Beziehungen zu erinnern.

Als die von Blarer gegründete Kirche von Bischoffzell (im Thurgau) nach dem unglücklichen Ausgang des Kappelerkrieges von dem Constanzer Bischof wieder zur Messe gedrängt werden sollte, richtete Myconius an den dortigen Pfarrer Jakob Lieb und an die dortigen Vorsteher der Gemeinde einen ermunternden und tröstenden Brief*). Er wies sie an die Quellen des Trostes, wie sie im Worte Gottes den Gläubigen sich aufthun und ermahnte sie nachzuforschen, ob nicht irgend eine Verschuldung die Heimsuchung nach sich gezogen, unter der sie seufzten. „Seid ihr aber keiner solchen Verschuldung euch bewußt, so sehet es als eine von Gott über euch verhängte Prüfung an; nehmet dann eure Zuflucht zum Gebet und laßt nicht ab bis ihr erhöret werdet. Flößet durch Wort und That dem Volke Muth ein, und wenn ihr auch eurer wenige seid, so gedenket an das Wort des Herrn: „Fürchte dich nicht, du kleine Heerde. Gott wird die Seinen nicht verlassen, wenn sie standhaft ausharren."

Aehnlich tröstete er die um ihres Glaubens willen verfolgten Solothurner. Er forderte in Gemeinschaft mit dem Bürgermeister Jakob Meier Bullinger auf, sich auch bei den Regierungen dahin zu verwenden, daß sie mit christlicher Treue der bedrängten Glaubensgenossen sich annehmen möchten; denn solches sei ihre Pflicht.

Als späterhin (1541) Wilhelm Farel in Neuenburg Gefahr lief, vertrieben zu werden, weil er an einer vornehmen Ehebrecherin die Kirchenzucht übte, wußte Myconius den Rath von Basel zu bewegen, an die Berner zu schreiben und diese um ihre kräftige Unterstützung anzugehen. —

Auf Ansuchen Thomas Platers verwandte sich Myconius für die Evangelischen im Wallis, indem er an den Pfarrer von Visp, Peter Mercator ein Schreiben richtete, um diesen zu bewegen, durch seine Fürsprache der Verfolgung Einhalt zu thun.

---

*) 17. Januar 1539, bei Kirchhofer S. 160.

Hie und da ward er auch von schweizerischen Kirchen um seinen Rath und sein Gutachten angegangen. So baten ihn Calvin und die Genfer an die Berner zu schreiben, damit sie den so nöthigen Viret zur Unterstützung Calvin's in Genf ließen. Auch in andern Dingen theilte ihm Calvin mit was in Genf ihn und die Kirche bewegte. So haben wir schon erwähnt wie der von Bullinger betriebene Consensus zwischen den Kirchen Genfs und Zürichs auch seine Theilnahme in Anspruch nahm. Auch im Prozesse mit Bolsec, der gegen Calvins Lehre von der Gnadenwahl aufgetreten war, wurde sein Gutachten eingeholt*).

Die Neuenburger ersuchten ihn um ein Gutachten über die Ehe zwischen Geschwisterkindern. Als endlich in der Bündnerischen Gemeinde Cleven (Chiavenna) sich Klagen erhoben hatten über die Rechtgläubigkeit ihres Predigers Maynard, so begab sich dieser selbst nach Zürich und von da nach Basel. Er legte dem Myconius sein Glaubensbekenntniß ab, und obgleich dieses das Eine und Andere zu wünschen übrig ließ, so schrieb Myconius, um dem von Alter gebeugten Mann fernere Kränkungen zu ersparen, im Namen des Conventes an die Kirche zu Cleven und empfahl ihnen Nachsicht, weil die dem Manne Schuld gegebenen Irrthümer ihm unerheblich schienen.

Ueberhaupt war Myconius, auch den Kirchen des Schweizerlandes gegenüber, bemüht, die Einigkeit im Geiste aufrecht zu erhalten durch das Band des Friedens, und dieß um so mehr, als der Geist der Zwietracht auch hier wie anderwärts geschäftig war, das Reich der Wahrheit zu erschüttern. Auch in bürgerlicher Beziehung bewahrte Myconius die vaterländische Gesinnung, die ihn schon in seiner Jugend begeistert hatte, und zeigte sich auch hierin als den würdigen Schüler Zwingli's, daß er den Pensionen abhold war. An seine Vaterstadt Luzern behielt er, ungeachtet des von seinen Mitbürgern ihm widerfahrenen Unrechtes, immer eine Anhänglichkeit und schämte sich auch nicht sich öffentlich als einen Luzerner zu bekennen. Uebrigens waren dort immer noch Einzelne, welche nach evangelischer Erkenntniß ein Verlangen trugen und trotz des von dem Bischof von Sitten ergangenen Bibelverbotes, sich Bibeln in Basel kauften.

5. Myconius im Leben und Sterben.

Schon die bisher betrachteten Beziehungen des Myconius zur eigenen Landeskirche und den Kirchen des In- und Auslandes haben uns hinlängliche Züge zu dessen Charakterbild gegeben. Wir fassen nun aber schließlich dasselbe noch unter einzelnen Gesichtspunkten zusammen, ehe wir ihn von hinnen scheiden sehen. Wir reden von dem Theologen, dem Prediger und Schrift-

*) Vgl. S. 372.

steller und werfen noch einen Blick in den häuslichen Kreis und in den Kreis der Freunde.

a. Myconius als Theologe, Prediger und Schriftsteller.

Der Mann, der die frühere Zeit seines Lebens dem Schuldienste gewidmet hatte und der auch in seiner spätern kirchlichen Stellung sich hauptsächlich auf eine praktische Wirksamkeit angewiesen sah, hat niemals darauf Anspruch gemacht, unter den theologischen Größen der Zeit eine hervorragende Stellung zu behaupten. Schon als er von Zwingli sich Belehrung über obschwebende theologische Frage ausgebeten, hatte er sich bescheiden dahin geäußert, daß er nicht mehr wissen wolle, als dem Christen zu wissen noth thue. Und in dieser Richtung ist er sich treu geblieben. Gleichwohl konnte er sich der Betheiligung an den wichtigen Fragen nicht entziehn, welche seine Zeit bewegten. Welchen lebendigen und entschiedenen Antheil er an den Abendmahlsverhandlungen genommen, haben wir früher gesehen.

Eine andere Lehre, welche nicht minder die Gemüther bewegte und in der Folge den Zwiespalt zwischen den beiden protestantischen Schwesterkirchen zu einem andauernden machte, ist die Lehre von der Gnadenwahl (Prädestination).

Daß der Mensch alles dem Erbarmen Gottes verdanke und nichts sich selbst, daß alles Gute in ihm müsse gewirkt werden von Dem, der in uns schaffet das Wollen und das Vollbringen und daß es mithin nicht liege an Jemandes Wollen und Laufen, das war die religiöse Grundanschauung, welche die Reformation der damals in der Kirche herrschenden Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke und von der natürlichen Freiheit des Menschen zum Guten entgegensetzte. Auf diesem streng augustinischen, oder sagen wir lieber paulinischen Boden standen Luther und Melanchthon, so gut als Zwingli und all die Reformatoren der später sogenannten reformirten Kirche. Diese Voraussetzungen von der Unfreiheit des menschlichen Willens, die schon Luther gegen Erasmus vertheidigt hatte und von dem freien und unbedingten Walten der göttlichen Gnade führten aber von selbst auf die Lehre von der Erwählung, vor der des Menschen Geist stille steht als vor einer ihm von Gott selbst gezogenen Schranke.

Der Reiz aber diese Schranke zu überschreiten hatte schon in der ältern Kirche Erörterungen hervorgerufen, die weit über das unmittelbar religiöse Gebiet hinausführten und zu Folgerungen des Verstandes, vor denen ein einfaches Gemüth als vor einer unheimlichen Schreckgestalt zurückbebte. Es giebt stärkere Geister, die stärkere Speise vertragen, aber wo diese nicht von aller Schonung der Gewissen verlassen sind, welche uns die Liebe gebietet, da hüten sie sich das in die Predigt des Heils zu mischen, was nur der forschenden Wissenschaft, und auch dieser nur in bedingter Weise zu erforschen gestattet

ist. So wollte schon Augustin die Lehre von der Erwählung nicht von ungeschickten Predigern zum Nachtheil eines ernsten sittlichen Strebens mißbraucht sehen. Je nach der größern oder geringern Begabung sehen wir nun auch die Reformatoren an die Lösung der gewaltigen Aufgabe sich wagen.

Es ist unrichtig, wenn Calvin, wie bisweilen geschieht, als der Urheber des Dogma's von der Gnadenwahl bezeichnet wird. Schon Zwingli hatte aus der unumschränkten Natur Gottes auf die Unbedingtheit seines Willens, allem menschlichen Wollen und Thun gegenüber geschlossen, und unter den ersten Fragen, die Myconius seinem Lehrer vorlegte, befand sich auch die über die Prädestination. Auch Oekolampad war der Lehre von einem ewigen Willen Gottes, der sich der Auserwählten aus freier Gnade erbarmt, zugethan und so ist denn auch diese Lehre, wenn auch mit kurzen und unverfänglichen Worten in den ersten Artikel der Basler Confession aufgenommen worden. Myconius hatte sich schon früher mit Grynäus über die Tragweite dieser schwierigsten aller Lehren auseinander gesetzt. Gleich bei'm Antritt seines Amtes war er von ihm zur Rede gestellt worden über die Weise, wie er von der natürlichen Freiheit des Menschen und der Wiedergeburt lehrte. Er verglich den Menschen nach seinem jetzigen gefallenen Zustande einem ausgelöschten Lichte, das nur an einem andern Lichte wieder entzündet werden könne. Was der natürliche Mensch Gutes thut oder zu thun scheint, das thut er aus Selbstsucht, d. h. nicht aus Liebe zu dem allein guten Gott. Wenn Socrates hier eine Ausnahme zu machen scheint, so ist eben anzunehmen, daß auch er nicht aus natürlicher Vernunft, sondern getrieben vom heiligen Geiste das Gute gethan habe. (Dieß ganz in Uebereinstimmung mit Zwingli).

Man soll also, erklärte er dem Grynäus, dem Volke vortragen, der Mensch könne nichts Gutes aus sich selbst thun, wie einen Jeden seine eigene Erfahrung lehre. Diese freimüthige Erklärung gewann ihm das Herz des Grynäus, und nie erhob sich zwischen ihnen mehr eine Streitigkeit. Sie blieben zeitlebens als Freunde verbunden. *)

Dagegen zeigte sich später Gelegenheit mit einem andern, ihm gleichfalls enge verbundenen Freunde dieselbe Lehre durchzusprechen. In Zürich konnte der gelehrte Theodor Bibliander (Buchmann) sich mit einer Lehre nicht befreunden, von der er glaubte, daß sie der Freiheit des Menschen zu nahe trete und dem sittlichen Streben eher hinderlich sei. Aeußerst hart schien ihm die Lehre vollends, wenn sie dahin aufgefaßt wurde, daß Gott die Verworfenen gleichsam zum Bösen zwinge. Er wandte sich deßhalb an Myconius. Dieser beruhigte ihn dahin, daß von einem Zwange zum Bösen von Seiten Gottes nicht die Rede sein könne. Gleichwohl geschehe auch das Böse nicht ohne den Willen Gottes, ohne den ja überhaupt nichts geschehe. Im Volks

*) Vgl. Kirchhofer S. 103 ff.

unterrichte aber habe sich der Prediger an die einfache Wahrheit zu halten, daß die Gläubigen selig, die Gottlosen verdammt werden. Myconius verglich die Menschheit mit einer Gesellschaft, die in einem Sumpfe versunken ist. Einige suchen nun wohl aus eigener Kraft sich aus dem Morast heraus zu arbeiten, aber umsonst*), sie sinken nur immer tiefer hinein. Die Einen werden gerettet, die Andern bleiben zurück. Vor diesem Geheimniß blieb er stehen, ohne sich jedoch in der Ueberzeugung irre machen zu lassen, daß alles was geschieht nach den Gesetzen der höchsten Gerechtigkeit geschehe.

Noch einmal endlich sah sich Myconius veranlaßt, seine Stimme über diese schwierige Lehre abzugeben. Es ist bekannt, mit welcher eisernen Strenge Calvin das Dogma von der Prädestination durchführte, so daß Hieronymus Bolsec, der sich der Lehre Calvins widersetzte, deßhalb genöthigt wurde, Genf zu verlassen. Die Genfer wandten sich auch nach Basel, um die Meinung der dortigen Theologen, namentlich die des Myconius zu vernehmen. Dieser war des vielen Streitens müde. Er beschränkte sich, ohne in tiefere Speculationen sich einzulassen auf das Allgemeine. „Wir halten uns, lautet die Antwort aus Basel, einfach an unsere Confession. Gott erwählte uns in Christo vor Grundlegung der Welt; er sendet das Evangelium, auf daß wer es annimmt gerettet werde, wer es nicht annimmt verloren gehe. Dieses Evangelium sendet er durch die ganze Welt; Gott ist Allen gemein, Christus der gemeinsame Retter. Freilich glauben nicht Alle, welche hören; denn der Vater ziehet nicht Alle; die er ziehet, glauben, die er nicht ziehet, glauben nicht. Es gibt aber auch Solche, die obwohl gezogen, doch nicht glauben, weil sie nämlich dem Zuge widerstreben. Diese sind dann selbst die Ursache ihrer Verdammniß. Die Gerechten aber haben ihr Heil Gott zu danken; denn er hätte sie auch nicht ziehen können. Die unwirksam Gezogenen könnten Gott anklagen wollen; aber der Grund dieser Erscheinung ist ein verborgener, den Gott allein kennt und den wir nicht erforschen sollen. Jedenfalls haben sie das ihnen gepredigte Wort verschmäht. Statt in dieses Dunkel einzudringen, halten wir uns für die Einfältigen lieber an die dem Glauben zusagende Rettung und suchen diesen Glauben durch Gebet zu erlangen. Zu wir nichts Weiterm lassen wir uns indessen gern aus der Schrift weisen. Gott schreiben zu als nur Erbarmen und Aehnliches. Wir lehren, daß wir erwählt seien, daß auf die Predigt der Glaube folge und wer ihn hat, selig werde. Ist die Erwählung vor Grundlegung der Welt gesetzt, so muß nothwendig geschehen, was dort gesetzt ist. Wem der Glaube fehlt, der wird nicht gerechtfertigt, darum weil ihm auch die Erwählung fehlt **)."

---

*) Bekanntlich hat ein neuerer reformirter Theologe, Schleiermacher, dasselbe Bild gebraucht, wenn er den Versuch des Menschen sich selbst zu erlösen, dem Versuche Münchhausens verglich, sich am eigenen Zopfe aus dem Sumpf zu ziehen.

**) Schweizer, Centraldogmen I. S. 218.

Die Antwort befriedigte freilich weder Calvin ganz, noch Bolsec, der aus seinem Kerker heraus sich beschwerte, daß ihn die Basler als Häretiker verdammt hätte. Allein der Vorwurf, unlösbare Fragen nicht gelöst zu haben, läßt sich am Ende wohl verschmerzen. Wie schon gesagt, war Myconius der theologischen Zänkereien müde. Als daher Osiander von Königsberg über das Verhältniß der Rechtfertigung zur Heiligung eine neue Streitigkeit in der evangelischen Kirche anregte, die mit der größten Leidenschaft und Erbitterung geführt wurde, meinte er, das arme Volk habe wohl bald Grund genug sich zu beschweren, daß seine gegenwärtigen Pfarrer es in die Irre führen, wie es die frühern gethan.

In eine eigenthümliche Streitfrage wurde Myconius noch gegen Ende seines Lebens verwickelt, als sein gelehrter Freund Bibliander die Bibel der Türken, den Koran herauszugeben bemüht war. Oporin sollte ihn drucken: aber die Censoren versagten die Einwilligung. Die Sache kam vor Rath. Dieser verlangte wieder ein Gutachten der Geistlichkeit. Hier waren die Stimmen getheilt, Myconius war für die Herausgabe und hielt sie sogar für zeitgemäß, damit man den Glauben der Türken, deren Macht sich immer weiter ausbreitete, daraus möchte kennen lernen. Ihm stimmten Bersius, Cellarius und Immeli bei. Dagegen erhoben sich Amerbach, Wolfgang Wyßenburg, Truckenbrot (Pfarrer bei St. Theodor) und selbst der gelehrte Sebastian Münster. Die Sache nahm eine sehr ernstliche Wendung. Oporin kam darüber ins Gefängniß. Auf den Kanzeln wurde für und wider den Koran gepredigt. Erst als die Zürcher sich förmlich bei den Baslern für Bibliander verbürgt hatten, wurde endlich die Herausgabe des Buches erlaubt, aber nicht der Verkauf desselben in Basel.

Bald hätte Myconius durch seine Duldung, die er nicht nur in dieser Sache, sondern auch bei andern Gelegenheiten bewies, sich selbst dem Vorwurf der Irrlehre ausgesetzt. Daß ihm einmal ein Wiedertäufer um den Hals fiel und wieder davon lief, zeigt, daß er auch das Herz dieser Schwärmer zu gewinnen wußte. Vor David Joris, der sich unter fremden Namen in Basel niedergelassen hatte, warnte ihn Butzer. Mit einem andern Schwärmer, dem niederländischen Decan Rudpert von Mosham, der zur Zeit der Pest in Basel sich eingefunden hatte und die aufgeregten Gemüther mit seinen neuen Offenbarungen beglücken wollte, hielt Myconius eine Unterredung, aus der er sich von der Unhaltbarkeit seiner Lehre überzeugte. Er warnte auch die Zürcher vor ihm. Daß er aber dem hülflosen Manne ein Geschenk auf die Reise bei dem Rathe auswirkte, wurde ihm übel verdeutet. Auch Lälius Socinus, der übrigens seine eigentlichen Grundsätze wohl zu verstecken wußte, fand bei ihm Aufnahme. Daß er vollends mit einem Freunde des vielfach verketzerten Caspar Schwenkfeld, Jacob Held bei einem Gastmahl zusammentraf und ihm die Bitte nicht abschlug, ihn auch an andere Schweizertheologen zu empfehlen,

wurde ihm als eine Hinneigung zu der verpönten Lehre ausgelegt. Und doch war er es, der anderwärts vor Schwenkfelds Lehre warnte.

Wir haben von Myconius kein größeres dogmatisches Werk. Sein Hauptgebiet war auch nicht die Glaubenslehre in ihrer strengen systematischen Gestalt. Wo er hingegen zu Hause war, das war die Schrifterklärung, die er schon früher in Zürich praktisch geübt hatte, und die er auch in Basel mit dem gewissenhaftesten Fleiße fortsetzte. Für diese Gewissenhaftigkeit spricht es, daß der mit Geschäften aller Art überhäufte Mann, auch als Antistes es nicht verschmähte, wieder ein Schüler im Hebräischen zu werden. Bald nach Antritt seines Amtes wandte er sich an seine alten Zürcher-Freunde, Pellican und Bibliander, mit der Bitte ihm zu diesen Studien behülflich zu sein. Beide nahmen das Gesuch verschieden auf. Bibliander entsprach seinem Wunsche und fertigte für ihn eine Grammatik aus. Pellican dagegen rieth ihm ab, bei vorgerückten Jahren einer Geistesarbeit sich zu unterziehen, die eine frische und ungebrochene Kraft erfordere. Daß Myconius des Hebräischen nicht unkundig, des Griechischen aber vollkommen mächtig war, beweisen die wenigen exegetischen Arbeiten, die wir von ihm haben. Sein Commentar zu dem Evangelium des Marcus, den er dem Bürgermeister Jacob Meier widmete *), ist zwar nicht ein gelehrtes Werk, aber desto fruchtbarer an praktischen Ideen. Die wenigen sprachlichen Bemerkungen zeigen indessen, daß er es mit dem Grundtexte genau nahm. Dasselbe gilt von seiner Auslegung des 101. (102.) Psalms, die aus seinen Wochenpredigten entstanden ist, und die er einer christlichen Dame, Eva von Schönau, geb. von Anwyl, die wegen ihres evangelischen Bekenntnisses vieles dulden mußte, zueignete **).

Es führt uns dieß auf seine Predigten. Auch diese waren einfach und auf sorgfältige Schrifterklärung gegründet. Er mußte es freilich erleben, daß neben ihm wohl auch Solche sich hervorthaten, die durch ihr keckes Auftreten und dadurch, daß sie der Eigenliebe und den Leidenschaften des Volkes schmeichelten, eine Zeitlang die Lieblinge des Publicums waren, denen Alles zuströmte. Unter diesen zeichnete sich besonders aus ein gewisser Valentin Bolz, der zugleich ein Parteigänger Frankreichs war. Er buhlte um die Gunst des Volkes durch eine triviale, der Kanzel unwürdige Sprache ***) und namentlich dadurch, daß er gegen die Regierung und die vornehmen Geschlechter loszog. Zugleich machte er sich beliebt durch die geistlichen Komödien, welche er unter sei-

*) Ausgewählte Schriften III.

**) Ausgewählte Schriften V.

***) Gast, Tagebuch S. 67. führt einige Beispiele an: der „Göli" Salomon, das „arm Bürli" Kain u. s. w. und dann erzählt er S. 68: „Sie laufen wie Narren, selbst aus Klein Basel in Valentin's Predigten. Dieser neue Pfarrer sagt dem Volkshaufen was ihm lieb, gefällig und angenehm ist. Er säet Haß und wird Sturm und Aufruhr erregen, so der Herr nicht hilft".

ner Direction aufführen ließ. Das war ein Pfarrer nach vieler Leute Geschmack! Allein auf die Dauer siegte eben doch die würdige Sprache der einfachen biblischen Predigt über die protestantische Capuzinade.

Daß vor allen Dingen Geduld nöthig sei, und daß der Prediger nicht eine zu schnelle Frucht von seinen Predigten erwarten dürfe, davon war niemand mehr überzeugt, als Myconius. Er suchte den Grund davon auch in seiner eigenen Unvollkommenheit. „Ich predige, schreibt er an den jungen Gwalther, dem er Anleitung zu Führung seines Amtes gab, nun schon 10 Jahre das Evangelium Christi, aber ich kann nicht sagen, daß ich in Bestrafung der Laster mit mir zufrieden sei. Bald überschreite ich die Grenzen, bald thue ich zu wenig. Schweigen darf ich nicht, und doch kann ich nicht das rechte Maaß treffen, was mich oft nicht wenig beunruhigt".

Allen konnte er es freilich nicht recht machen. In den bewegten Zeiten mochte auch wohl oft seine Rede bewegter und heftiger weden, als die Ohren der Zuhörer, die lieber süße Worte hörten, es ertragen mochten. Als von Rom aus sich neue verführerische Stimmen durch den Papst Julius III. vernehmen ließen, welche die Eidgenossen einluden auf dem Concil zu erscheinen, da glaubte Myconius seine warnende Stimme auch auf der Kanzel erheben zu müssen. Aber ein Theil der Zuhörerschaft war der Controversen müde, und unwillig verließen Einige derselben die Kirche, als er gegen den Papst und die Messe in heftigen Worten sich ausließ.

Die Kraft der christlichen Predigt wird sich überall am meisten bewähren in den Zeiten der Noth und der Anfechtung. Da war es denn Myconius, der die Gemüther durch das Wort Gottes und durch Gebet aufzurichten verstand. Eine Hauptdrangsal jener Zeit war außer der öfter wiederkehrenden Pest auch die Macht des Türken, die immer drohendere Fortschritte machte. In solchen Zeiten wurden eigene Bußtage und Betstunden geordnet. Aus einer Reihe solcher am Dienstag gehaltener Bußpredigten war die oben angeführte Auslegung des 5. der Bußpsalmen entstanden. Auch finden sich noch im Kirchenarchiv Bußtagsgebete, von Myconius, Carlstadt, Grynäus und Andern verfaßt, wovon wir das von Myconius in der Beilage mittheilen*).

Der Prediger predigt nicht nur auf der Kanzel. Er soll predigen durch sein ganzes Leben. Und so bleibt uns auch noch das eigene Privatleben des Myconius, wie es im häuslichen Kreise und im Kreise der Freunde erscheint zu betrachten übrig.

b. Das häusliche Leben des Myconius und der Freundskreis.

Wenn wir bei der Betrachtung der Lebensgeschichte unsrer Reformatoren mit besonderm Behagen in ihrem Familienkreise verweilen, weil uns das Leben

*) Ausgewählte Schriften IV.

einer solchen priesterlichen Familie als eine neue Erscheinung entgegentritt, dem trostlosen Cälibate gegenüber, das lange genug auf dem geistlichen Stande gelastet hatte, so bietet uns das Leben des Myconius kein solch reiches, in sich abgeschlossenes Familienleben dar, wie das eines Luther oder das mit Kindern reich gesegnete eines Bullinger. Myconius hatte sich zwar schon frühe als Schullehrer in Basel verheirathet, und das war eben nicht eine erbauliche Scene, die uns dort an der Schwelle seines Hauses entgegentrat. Ueber den Charakter seiner Frau, die freilich an jener Scene durchaus unschuldig war, erfahren wir nichts Näheres. Selbst über die Zeit ihres Todes sind wir im Ungewissen, und nur aus einer gelegentlichen brieflichen Aeußerung des Myconius ist geschlossen worden, daß er nach ihrem Tode in einer zweiten Ehe muß gelebt haben*). Diese zweite Frau, über die auch nichts Näheres verlautet, überlebte ihn nur wenige Wochen. Sein hoffnungsvoller Sohn Felix, der erst den Studien untreu werden und ein Handwerk lernen wollte, scheint ein neues Vertrauen gefaßt zu haben; allein in seinen schönsten Jahren ward er dem Vater durch den Tod entrissen. Ein Jacob Myconius, der 1547 in der Basler Matrikel erscheint und dessen auch in des alten Myconius Briefen Erwähnung geschieht, war nach aller Wahrscheinlichkeit ein Neffe desselben**). An Thomas Plater hat Myconius zu einer Zeit Vaterstelle vertreteten, als diese Fürsorge dem hülflosen Jüngling am nöthigsten war. Und so hat er in der Folge sich auch noch anderer Jünglinge liebend angenommen. So des nachmals berühmten Conrad Geßner, des Naturforschers und Vielwissers (Polyhistor's).***) Dieser wohnte bei ihm ein Jahr lang in Basel, und Myconius gab ihm in Beziehung auf seine Frömmigkeit und den Ernst seiner Sitten, der von den Zürchern in Zweifel gezogen wurde, ein rühmliches Zeugniß. Bald darauf empfahl er ihn den Bernern zu einer Lehrstelle der griechischen Sprache in Lausanne. Auch ein Johannes Fries von Zürich und andere Jünglinge genossen seiner vorsorgenden Freundschaft. Mit Rudolph Gwalther dem nachmaligen Eidam Zwinglis, der schon als Jüngling in seinem Hause lebte, blieb er in freundschaftlicher Verbindung und gab ihm Anleitung zur Führung des Predigtamtes.

Unter den Männern, die ihm im Leben nahe gestanden, hatte Zwingli

---

*) Myconius schrieb 1542 an Bullinger, daß ihn Grynäus post obitum primae uxoris mit einer goldenen Münze beschenkt habe, vgl. Kirchhofer S. 385.

**) Er nennt ihn bald filius meus bald adoptivus. vgl. Kirchhofer S. 384. In der Matrikel heißt er: Jacobus Myconius, Lucernanus. — Gegen Ende seines Lebens wohnte auch einer Schwester Sohn aus dem Kanton Uri in seinem Hause, der indessen der Religion seiner Landsleute getreu blieb, ohne daß dadurch das gute Vernehmen zwischen Oheim und Neffen wäre gestört worden.

***) Vgl. Hanhart, Conrad Geßner. Winterthur 1824. S. 6—8.

die erste Stelle eingenommen in seinem Herzen. Myconius selbst erzählt, wie kurze Zeit nach dem gewaltsamen Tode ein ihm befreundeter Mann (es war Thomas Plater) ihm in einen Reliquienkästchen ein Stück vom Herzen Zwinglis habe zeigen wollen das vor den Mißhandlungen der Feinde auf dem Schlachtfelde war gerettet worden, wie ihm aber vor dem Anblick geschaudert habe. Eine spätere Sage, die wir nicht verbürgen wollen, setzt hinzu, Myconius habe das Stück Herz genommen und es in den Rhein geworfen, um es einer abergläubischen Verehrung zu entziehen. Jedenfalls hat Myconius dem großen Reformator ein besseres Denkmahl errichtet, als wenn er das Herz in Gold und Edelstein gefaßt hätte. Er ist der Erste, der uns das Leben Zwingli's der Wahrheit getreu in würdigem Style beschrieben hat*).

Zwinglis Stelle nahm nun Bullinger ein. Mit ihm hat er die meisten Briefe gewechselt, von ihm ist er auch aufgemuntert worden, wenn er an der eigenen Kraft und Tüchtigkeit verzweifeln wollte. Als er bei den Verdrießlichkeiten mit der Universität sich auch durch die Straßburger zurückgesetzt glaubte (da Capito sich in kirchlichen Angelegenheiten statt an ihn an Phrygio und Carlstadt gewandt hatte), schrieb er etwas empfindlich an die Zürcher „ich werde wie eine Null geachtet". Bullinger tröstete ihn: du nennst dich eine Null, aber ich und meine Freunde halten unendlich viel auf dir. Wir alle, die wir Diener Gottes heißen, sind Nullen und vermögen nur durch seine Gnade Gutes zu thun.

Auch mit Vadian in St. Gallen, mit Calvin in Genf, mit den Straßburger Theologen Capito und Butzer, mit Matthias Erb in Reichenweyer**) u. A. stand er in einem lebhaften brieflichen Verkehr.

Verschieden war seine Stellung zu dem näheren Collegen in der Kirche und an der Universität. Phrygio sah er von Basel scheiden, welcher im Jahr 1535 einem Ruf nach Tübingen folgte. In demselben Jahre kehrte dagegen Grynäus nach zweijähriger Abwesenheit in Dienste Herzog Ulrichs von Würtemberg, wieder nach Basel zurück. Dieser hielt nun auch die theologischen Vorlesungen an Myconius Stelle***).

*) De D. Huldrichi Zwinglii fortissimi Herois ac Theologi doctissimi vita et obitu 1532. Dort wird gegen den Schluß die erwähnte Geschichte mit dem Herzen erzählt: Venit non multo postea vir mihi notissimus, sed et familiarissimus, rogans an portionem cordis cupiam videre Zwingliani, quod secum ferat in loculo: quia propter sermonem hunc inopinatum horror quidam totum corpus pervaserat, negaram, alioquin et huius rei possem esse testis oculatus.

**) Zwanzig Briefe an den Letztern, meist auf die Zeitläufe bezüglich, finden sich in den Variis Antiqu. Eccles. Bas. Tom. II. (In der Bibliothek des Antistitiums.) Ueber Erb vgl. Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß. II. S. 227.

***) Streuber, in Herzog's Realencyklopädie V. S. 403.

Unter seinen Amtsgenossen scheint er am besten mit Max Bersius sich verstanden zu haben. Carlstadt machte ihm, wie wir gesehen haben, vielen Verdruß. Und doch hatte Myconius hauptsächlich seine Berufung nach Basel betrieben. Schon die Klugheit gebot ihm, sich nicht bei Andern über dessen Betragen zu beschweren. Allein ihn leitete nicht nur die Klugheit, welche die Welt, ihn leitete die Gesinnung, welche das Christenthum gebietet. Er setzte den Umtrieben, womit Carlstadt sein Ansehen zu untergraben suchte, eine ruhige Haltung entgegen, und als jener 1541 an der Pest gestorben war, erwies er sich der Wittwe freundlich und übernahm es, in ihrem Namen den Tod an Luther zu melden. Ob es bloße Redensart oder wirklicher Glaube gewesen, wenn Myconius an den Tochtermann Zwingli's, Gwalther, schrieb, Carlstadts Geist gehe um und lasse ihm keine Ruhe, wollen wir nicht entscheiden. So viel ist gewiß, daß sich nach Carlstadts Tode unter dem Volke seltsame Gerüchte von einem ihn schon im Leben verfolgenden und nach seinem Tode fort spukenden Dämon verbreiteten.

Wir dürfen, was die äußern Formen des Betragens betrifft, an jene Männer nicht den Maßstab unsrer verfeinerten Zeit legen und uns daher nicht zu sehr wundern, wenn uns selbst von einem Antistes Myconius erzählt wird, wie er einmal gegen einen seiner Collegen, den uns bekannten Wolfgang Wyßenburg, in Gegenwart anderer Geistlichen bei einem Wortwechsel das Messer gezogen mit den Worten: ut te Deus perdat, mentiris ut nebulo (Gott verderbe dich, du lügst wie ein Schuft)*)!

Dabei aber dürfen wir auch nicht vergessen, daß die Erzählung aus dem Munde Gasts kommt, eines Mannes, der seiner bösen Zunge wegen allgemein gefürchtet war und in dessen Tagebuch man nur zu blicken braucht, um sich von dem hämischen Charakter des Mannes zu überzeugen, der Jedem etwas anzuhängen weiß. Uebrigens soll Myconius seine Hitze sofort bereut haben, indem er an den Beleidigten ein Billet schrieb, worin er ihm Verzeihung anbot, da er morgenden Tages das heilige Abendmahl zu feiern gedenke, und ihm übrigens frei stellte, die Sache vor den Richter zu bringen. —

Der eben erwähnte Gast, Diaconus, hatte auch gegen Myconius eine falsche Rolle gespielt und ihn bei den Zürchern zu verdächtigen gesucht, wogegen Myconius sich für ihn verwendete, als er eines unvorsichtigen Briefes

*) „Du leugst wie ein Lecker" nach Gast, vgl. dessen Tagebuch zum 2. April 1546. S. 52. Der Streit soll sich erhoben haben über einer Predigt des Myconius, in welcher er die Schauspieler scharf mitgenommen, so wie über die theologischen Vorlesungen, von denen Wolf (so wurde Wyßenburg gewöhnlich genannt) behauptet hatte, es würden in der Woche ihrer nur drei gehalten. Dieß erklärte Myconius für eine Lüge. Die Scene ereignete sich im Kapitelhause, in Gegenwart des Marx Bersius und des Thomas Geyerfalk.

wegen, den er an Genferfreunde geschrieben, seines Amtes entsetzt worden war. Myconius stellte den Räthen vor, wie es doch hart sei, einen Mann, der siebzehn Jahre der Kirche treu gedient und in fünf Pestepidemien die Kranken besucht habe, also zu behandeln. Seine Fürsprache wirkte. Gast wurde wieder eingesetzt und ein Theil der ihm auferlegten Geldstrafe erlassen.

Wir haben das Eine und Andere aus dem Leben des Myconius berichtet, wobei seine Fehler und Schwächen offen zu Tage traten. Das ist auch nicht die Aufgabe protestantischer Geschichtsschreibung, die Reformatoren mit dem Nimbus der Heiligen darzustellen. Wie sie selbst offen als Sünder sich bekennen, so soll auch die Geschichte nicht verschweigen was Sündhaftes an ihnen erscheint.

Ein hervorstechender Zug in dem Leben des Myconius ist die Bereitwilligkeit, womit er seine hülfreiche Hand allen denen reichte, die sie suchten. Sein Haus war (wie das seines Freundes Bullinger in Zürich) eine fortwährende Zufluchtsstätte für die, welche um des evangelischen Glaubens willen vertrieben waren. Er übte Wohlthaten über seine Kräfte, so daß der Rath sich bewogen sah ihm eine Zulage von 50 Gulden zu geben, um die Ehren- und Liebesausgaben alle bestreiten zu können, zu denen er durch seine amtliche Stellung, wie durch den Trieb seines Herzens sich verpflichtet sah.

c. Trübe Tage, Krankheit und Tod.

Blicken wir auf den ganzen Lebensgang des Myconius zurück, so hatte er nichtsweniger als ein heiteres und sorgenfreies Leben. Ein solches darf man ja auch bei keinem der Männer erwarten, die in jener gewaltigen Zeit als die Vorkämpfer in die Reihen traten. Aber auch von den Sonnenblicken, die wir in das äußere Leben der Reformatoren freundlich fallen sehen, erheiterten nur wenige des Myconius Leben. Er konnte recht eigentlich von sich sagen: meine Tage sind wie die eines Tagelöhners. Besonders schwer aber lag des Herrn Hand auf ihm in den Zeiten, da zu den Leiden die er um der Kirche willen duldete, und der zeitweisen Verstimmung seines Gemüthes*) auch noch die Pest in sein Haus einkehrte und seine Gattin auf das Krankenlager warf. Dieß geschah bereits im Jahre 1539. Er selbst wurde um diese Zeit von einer Augenentzündung ergriffen, die ihn beinahe des Gesichts beraubte. „Wenn mich die Hülfe des Herrn nicht so mächtig stärkte", schrieb er um diese Zeit an seine Straßburger Freunde, so würde meine Schwachheit schon längst erlegen sein." Und an Bullinger schrieb er: „Du kannst nicht glauben, wie

*) So äußerte er sich einmal, es sei kein evangelischer Ort, wo die Pfarrer so gering geschätzt würden wie in Basel" (in einem Brief an Megander, b. Kirchhofer S. 348). Zu andern Zeiten wurde von Andern das Gegentheil behauptet.

ich unter allen diesen Bedrängnissen leide, welche Empfindungen mich zerreißen, wie groß der Schmerz ist, der mich darniederdrückt. Mit David kann ich sprechen: die Bande des Todes habe mich umgeben. — Ich sehe die Kirche zu Grunde gehen, höre mich überall schmähen, stehe in Gefahr, meine Gattin zu verlieren oder sie kränkeln zu sehn; manche Freunde haben mich verlassen und einige der Frömmsten hat der Herr zu sich genommen. Ueberdieß muß ich bald an dem glücklichen Fortgang des Evangeliums verzweifeln. Die wenigen Freunde, die mir noch geblieben sind, verwirren durch ihre Bestürzung noch mehr die traurige Gestalt der Dinge. Nirgends finde ich Ruhe, als in dem Herrn".

In ähnlicher Weise schüttet er auch sein Herz aus gegen Capito*), namentlich über die Beeinträchtigungen der Kirche und den Verfall der wahren Kirchenzucht durch die Eingriffe des Staats. „Wer sollte nicht, schreibt er, versucht sein unter diesen Umständen an eine Veränderung des Ortes zu denken? Aber da sei Gott vor! Die Kirche ist mir auch in ihrer Zerrüttung lieber, als daß ich sie verlassen sollte. Ich will Christum lehren und in ihm die Gewissen aufrichten nach der mir von Gott verliehenen Gnade. Dem Bösen will ich zu begegnen suchen mit väterlicher Ermahnung und das Uebrige Gott befehlen. Dieß sei dir im Vertrauen gesagt. Du kannst mich, ich weiß es, trösten in meiner Trübsal."

Mit dem herannahenden Winter hatte die Pest noch nicht abgenommen. Myconius selbst wurde davon in der Kirche ergriffen, so daß er die Kanzel verlassen mußte; doch genaß er bald wieder. Zum zweitenmal erkrankte die Frau, doch minder gefährlich; mit ihr die Magd. Der Knabe des Deputaten Ryff, der ihm zur Erziehung anvertraut war, starb in seinem Hause. Mehrere Glieder des Raths, der Universität und auch der Geistlichkeit fielen als Opfer, unter ihnen auch der treffliche Bürgermeister Jakob Meier, der schon zu Oekolampads Zeiten und nun auch während der Amtsführung des Myconius die Hauptstütze der Reformation gewesen war. Auch Grynäus sank dahin (den 1. August 1541.). Bei diesem Anlaß verfertigte Myconius die Grabschriften auf die drei Männer, Oekolampad, Meier und Grynäus, deren irdische Ueberreste im Kreuzgang des Münsters beisammen ruhen**).

Bald sollte er den vorangegangen Freunden nachfolgen. Er hatte noch eben seinen ehemaligen Schüler, Simon Sulzer, der Gemeinde zu St. Peter als ihren kirchlichen Seelsorger vorgestellt, als er, von Krankheit angegriffen, die Kirche verlassen mußte. Es erzeugte sich die Gicht (das Podogra). Längere Zeit wollte er daran nicht glauben. „Du glaubst, schreibt er an

*) In einem Brief vom 23. Dec. 1539 handschriftlich in Variis Antiq. Eccles. Bas. Vol. I. *

**) S. Leben Oekolampads S. 181. Anm.

Bullinger, ich leide am Podogra; das ist unmöglich. Dieses Uebel kehrt in den Pallästen der Könige und Fürsten und nicht in den Hütten der Armen ein. Wie sollte es bei mir seinen Wohnsitz aufschlagen wollen? Ich bin voll verdorbener Säfte, aber das kommt nicht von der Ueberfülle an guten Speisen und Getränken, die bei mir selten vorkommen." — „Du hast dir", antwortete Bullinger „deine Krankheit durch viele Sorgen und anhaltendes Studiren zugezogen. Du leidest also nicht ruhmlos. Andere richten sich durch unmäßige Lebensart zu Grunde und unterliegen mit Schande. Wahrlich es ist ehrenvoll für die Erforschung der Wahrheit und das Wohl der Kirche zu leiden. Das ist das Loos der Diener Christi. Entweder verfolgt uns die Tyrannei, oder schmerzhafte Krankheiten drücken uns nieder. So hat es uns der Herr vorher gesagt; aber er hat uns den Glauben und die Geduld verheißen, die Uebel zu ertragen. Wenn du ihn nach deinem frommen Herzen fleißig anrufest, so wirst du seine trostreiche Hülfe bald erfahren. Der Herr, der bis dahin dich und dein frommes Thun gesegnet, wird dich nicht versäumen."

Im Frühjahr 1551 traf ihn auf der Kanzel mitten in der Predigt der Schlag. Er fiel sanft zu Boden und mußte nach Hause getragen werden. Man zweifelte an seinen Aufkommen. Er erholte sich zwar wieder, mußte aber meistentheils das Bett hüten. Inzwischen versah Thomas Geyerfalk von St. Elisabeth die Functionen für ihn, als Helfer am Münster*). Unterm 10. October desselben Jahres schrieb Myconius an seinen Freund Pellican nach Zürich: „Ich höre viel von deinem glücklichen Alter erzählen, und wie viel Vergnügen dir deine thalmudischen Studien und deine Enkel machen. Gott möge dir deine Freude noch lange gewähren. Außer den heiligen Schriften kenne ich nichts mehr, das mich vergnügen könnte. In ihnen suche ich allein Erholung in dieser unglücklichen und wirren Zeit. Nur an Gottes Wort finde ich noch Freude. Tag und Nacht habe ich keine Ruhe. Am Tage kann ich nicht arbeiten und bei Nacht nicht schlafen. Ich werde so abgemattet, daß ich gar nichts mehr bin. Die Füße versagen mir den Dienst, die Hände zittern, daß ich kaum schreiben kann. Kurz, ich bin äußerst elend." Als ihm Gast berichtete, Bullinger habe im Sinn, ihm eine seiner Schriften zu dediciren, erwiderte er in wehmüthigem Scherze: Was will er den elenden, bettliegerigen Greis noch ehren, der nicht einmal gehen kann? Lieber wäre mirs, er könnte mir gesunde Füße geben.

Noch freute ihn am Ende seines Lebens der Besuch seines alten getreuen Bibliander. Zu all den Uebeln, an denen der lebensmüde Greis litt, kam nun aber ein nochmaliger Pestanfall, und diesem unterlag er. Dießmal hatte die Seuche ihren Heerd in der Schweiz selbst. Sie forderte an verschiedenen

*) Athen. raur. p. 68 und Gast. S. 83. der sich bitter beklagt, daß Geyerfalk ihm vorgezogen worden.

Orten verschiedene Opfer; auch jüngere und ältere Freunde des Myconius wurden von ihr hingerafft. So Otto Werdmüller in Zürich, sein ehemaliger Schüler, und Jodocus Kilchmeier in Bern, der einst mit ihm und neben ihm in Luzern für das Evangelium gestritten hatte. In Basel war die Krankheit im Sommer 1551 ausgebrochen, als Myconius schon leidend war. Sie kehrte mit verstärkter Wuth im folgenden Jahre 1552 zurück. Sebastian Münster und Gast und viele andere erlagen ihr. Im Hause des Myconius selbst ward zuerst Eleazar Köllin, ein hoffnungsvoller Jüngling aus Zürich von ihr ergriffen und dahin gerafft; ihm folgte der junge Myconius nach*). Und nun ergriff sie auch den Vater im October (1 1/2 Jahr nachdem ihn der Schlag getroffen) und machte den 14. des Monats seinem Leiden ein Ende im 64sten Jahre seines Alters. Ueber seine letzten Stunden haben wir freilich keine nähern Berichte. Schon die Natur der Krankheit ließ eine Abschiedsfeier nicht zu, wie sie die letzten Stunden Oekolampads verklärt hat. Daß er aber im Glauben an seinen Herrn und Erlöser aus diesem Leben geschieden, dürfen wir zuversichtlich annehmen, wenn wir auf dieses Leben zurückblicken. Nach wenigen Wochen folgte ihm auch seine Gattin nach. An Myconius Grabe hielt Simon Sulzer, der, einst sein Schüler, nun sein Nachfolger im Amt wurde, die Leichenrede**) über den Text 2. Tim. 4, 7.: Ich habe einen guten Kampf gekämpft u. s. w. worin er ihm ein schönes Zeugniß über die Reinheit seiner Lehre und seines Wandels ausstellte, die umstehenden Prediger ermahnte seinen Fußtapfen nachzufolgen und das weitere Schicksal der Kirche dem Herrn im Gebet empfahl.

Sollen wir die Bedeutung des Mannes in Weniges zusammenfassen, so werden wir von vornherein darauf verzichten müssen, ihn mit Oekolampad vergleichen zu wollen. So nahe beide Männer sich auch der Zeit nach berühren, so verschieden war doch die Zeit, in der ein jeder von ihnen wirkte. Und dieß spiegelt sich auch wieder in ihrem Leben ab. Oekolampad war Reformator im vollen Sinn des Wortes; er durchlebte die Jugendjahre der Reformation und brach dem aufgehenden Lichte Bahn. Es war eine kampfreiche Zeit, aber auch eine Zeit siegreicher und glänzender Erfolge. Myconius dagegen trat in das schon angebahnte, aber noch keineswegs angebaute und geebnete Feld ein, wie es ihm sein Vorfahr in einer überaus schwierigen Zeit hinterlassen hatte. Die Aufregung des ersten Momentes, die Zeit der Begeisterung war vorüber; es traten bedenkliche Momente der Erschlaffung und Erscheinungen ein, die wohl geeignet waren, auch ein edles Gemüth verdrießlich zu stimmen. Sollen wir die Stellung beider Männer dem Kriegsdienste vergleichen, so sah sich Oeko-

*) Wir haben schon oben erwähnt, daß es wahrscheinlich der Neffe oder ein Adoptivsohn war.

**) Sie findet sich handschriftlich und zwar lateinisch im Kirchenarchiv. (Ant. Gernl. I.)

lampad dem Feind in offenem Felde gegenübergestellt, während Myconius ein eroberte, aber dem Feind manche Blöße bietende Festung unter sehr erschwerenden Umständen zu vertheidigen hatte. Statt sich von seinen Mitkämpfern unterstützt zu sehen, sah er sich oft und viel gehindert. Ueber Oekolampads Kampffeld glühte wohl ein heißer Himmel und es entluden sich schwere Gewitter. Ein trübes, nur selten von einem Sonnenstrahl durchbrochenes Gewölke wie in den Novembertagen, hing über dem protestantischen Kirchenhimmel zu Myconius Zeit. Dieß dürfen wir nicht vergessen, wenn wir Myconius im Vergleich mit seinem Vorfahren gerecht beurtheilen wollen. Dabei aber gestehen wir es ohne Bedenken ein, daß die Persönlichkeit Oekolampads eine eigenthümlichere, und darum auch bedeutendere war, als die des Myconius. Dieser hatte seinen theologischen Schwerpunkt in Zwingli gefunden, an den er sich nicht nur mit freiem Wesen angeschlossen, wie Oekolampad, sondern aus dem er eigentlich seine ganze Theologie schöpfte. Die veränderten Verhältnisse, in die er in Basel eintrat und die ganze Entwicklung der Dinge zu einer Zeit als Zwingli nicht mehr am Leben war, ließen ihn dann freilich in den Abendmahlsverhandlungen einen Weg betreten, der scheinbar ziemlich weit von Zwingli abführte. Dieß spricht aber eher für, als gegen ihn. Es zeigt, daß er nach und nach zu einer theologischen Selbstständigkeit heran reifte, wie sein Amt, das Vorsteheramt einer evangelischen Kirche es erheischte, während er früherhin in seiner untergeordneten Stellung und unter dem gewaltigen Einflusse Zwingli's, dazu keine Veranlassung hatte. Es zeugt von praktischem Takte, daß er, einmal in die Fußtapfen Oekolampads gestellt, nicht mit Zähheit bei dem Buchstaben Zwinglischer Bestimmungen stehen blieb, sondern das fortzubilden suchte im Geiste Oekolampads, was dieser eingeleitet hatte, selbst über Oekolampad hinaus.

Die Persönlichkeit beider Männer war, so viel wir jetzt nach mehr als drei Jahrhunderten urtheilen können, eine verschiedene. Unstreitig macht uns Oekolampad mehr den Eindruck eines edeln, durchgebildeten, innerlich gereiften Geistes, während Myconius noch manche Rohheiten der Zeit, wie sein natürlicher Mensch sie natürlich in sich aufgenommen, zu überwinden hatte.

Ein Blick auf die Bildnisse beider Männer (sie finden sich nebeneinander in der Aula der Universität und im Kapitelsaale des Antistitiums) wird uns auch zum Verständniß ihres geschichtlichen Verhältnisses helfen. Neben dem blassen, fast greisenhaften Gesicht Oekolampads hebt sich die männlich-kräftige, vollblütige, kecke Physiognomie seines Nachfolgers bedeutend ab. Und doch fühlen wir uns von den deutlich ausgesprochenen Zügen des zweiten Bildes immer wieder hingezogen zu den feinern Linien des ersten. Ein Bild ergänzt das andere, wie ein Leben das andere ergänzte und eine Zeit die andere. Die Gaben sind verschieden, nur daß jeder dem Herrn diene mit der Gabe, die er empfangen hat.

Wenn Oekolampads mildes Wesen uns an die Natur seines schwäbisch-frän-

kischen Heimathlandes erinnert hat, so treten uns in Myconius Leben Momente entgegen, die uns an die schroffen Felszacken des Pilatus und an das wilde Aufbrausen des See's denken lassen, wenn der Föhn darüber hinfährt; aber der Sturm legt sich bald wieder, und wir dürfen mit ihm hinaufschauen zu den Firnen der Hochalpen, zu den Bergen Gottes, die uns ein sprechendes Sinnbild sind der evangelischen Kirche und ihrer Glaubenszeugen.

Die irdischen Ueberreste des Myconius wurden in demselben Kreuzgange beigesetzt, in welchem auch die Gebeine Oekolampads, Jacob Meiers und Grynäus ruhen. Die Grabschrift bezeugt, daß er nach treuem Schul- und Kirchendienst in seiner Vaterstadt und in Zürich, sein Hirtenamt in Basel während 20 Jahren treulich verwaltet habe; nie sei er aus Oekolampads Fußtapfen gewichen, und habe nach wohl vollendetem Laufe die himmlische Ehrenkrone erlangt.*)

*) Oswaldus Myconius | Lucernas | qui | post egreg. in juvent. moderam.| patriæ suæ | probat. operam. | præcon. evangel. munere | apud Tigurin.| suscepto, recteque curato | Ecclesiam Basil. ann. XX.| verbo veritat. fideliter | pavit, | a D. Oecolampad. antecess. vestig.| nullat. deflectens: | cursus sui bene peracti | Brabejon | inter Superos | tulit, | Anno MDLII. Id. Octob. (vergl. Tonjola, Basilea sepulso p. 16).

Oswald Myconius.

Ausgewählte Schriften.

I.

Guter Rath an die Priester der Schweiz, welche die Zürcher verlästern, ihr Lästern einzustellen. 1524 *).

(Im Auszuge.)

Es geht das Gerücht, daß ihr von dem Zürchervolke zu reden pflegt, nicht wie von Christen, sondern wie von Juden, Heiden und Türken. Das thut mir weh, nicht um der Zürcher willen, die ich als vollkommen christliche Leute kenne, wohl aber um euretwillen, da iht, so lange ihr jene verkennet, solche Reden führt, die euch wenig Ehre machen und viel Unheil bringen für dieses, wie für das künftige Leben.

Von dieser eurer verkehrten Meinung möchte ich euch nun gern abbringen, so gut ichs nur immer vermag, und euch dabei zu Gemüthe führen, was für eine verderbliche Sache es sei, von rechtschaffenenen Leuten Böses zu reden.

Zuvorderst frage ich: was thun denn die Zürcher, wodurch sie bei Einigen draußen sich mißbeliebt machen, als daß sie das Evangelium bei ihnen zu predigen gestatten? denn das ist die einzige Ursache, warum die Welt sie verfolgt mit Haß und Schmähungen; während doch es nichts Besseres, nichts Heilsameres, nichts Göttlicheres giebt, als dieses? Hat nicht der himmlische Vater Christum zu uns herabgesendet um des Evangeliums willen? hat Christus nicht das Einige bei uns gethan, daß er predigte, was ihm der Vater befohlen hat? hat er nicht das seinen Jüngern einzig und allein anbefohlen, daß sie aller Creatur sein Wort predigen, das ist sein Evangelium? Deßhalb, wenn wir an Gott glauben und an Christum, den Sohn Gottes, so müssen wir auch nothwendig bekennen, daß es nichts Besseres gebe, als das Evangelium zu hören und auch zu gestatten, daß es verbreitet, ja, daß es allem Volk eingeschärft werde. Wie können also die Zürcher Gegenstand des Hasses sein, da sie solches thun? Darauf läßt sich nichts antworten, es wäre denn, daß Einer behaupten wollte, das sei nicht das Evangelium, was

---

*) Oswaldi Myconii Lucernani ad sacerdotes Helvetiae qui Tigurinis male loquuntur suasoria, ut male loqui desinant. Tiguri in aedibus Christophori Froschouer. Anno MDXXIIII. Mense Februario.

dort gepredigt werde. Wir aber werden diesen Einwurf am leichtesten beseitigen, wenn wir zeigen was das Evangelium sei und dasselbe mit unsern Gegnern verhandeln, was in Zürich öffentlich gepredigt wird. Das Evangelium in seinem Umfange stellt die Wohlthaten Gottes ins Licht, hebt sie heraus, preiset sie und zielt auf die Ehre Gottes ab. Eben dasselbe geschieht zu Zürich in allem was von der Kanzel her geredet wird. Derjenige möge auftreten, der so übelwollend er sein mag, ein Wort gehört hätte, das nicht zur Verherrlichung Christi diente. Was den Ceremonien entzogen wird, geschieht, damit Christus wahrhaft geehrt werde, was von menschlichen Satzungen abgethan wird, geschieht darum, damit Christi Befehle angenommen werden. Was gegen die römische Kirche gesagt wird, wird darum gesagt, damit erkannt werde, welches die Kirche Gottes sei, deren Haupt Christus ist. Außer dem Gesagten, wüßte ich nicht was gegen das Zürcher Volk sonst könnte ausgestreut werden. Das Eine aber, was bei ihnen geschieht, geschieht mit Recht, und dem Evangelium gemäß. Auch Paulus war überzeugt, daß, da seine Lehre einzig zu Verherrlichung Gottes und Christi diene, sie vom Geiste ausgehe; denn wer von Gott gesandt ist, der redet auch Worte Gottes, wer aber von Menschen gesandt ist, der kann auch nur Menschliches reden. Wer von der Erde stammt, der ist irdisch und redet irdisch. Deßhalb möge sich niemand wundern, wenn Einige gegen die „Hochgestellten“ in der Kirche in heftigen Worten sich vernehmen lassen; denn das ist des göttlichen Wortes Art daß es scheltend auftritt gegen die, welche unter seinem Namen sich selbst wollen Geltung verschaffen und Andere aufs Aergste verführen: denn was von ihnen ausgeht, riecht nach Erde, ja ist Erde und weiter nichts, wenn sie auch inzwischen ihrer Sache einen christlichen Anstrich zu geben wissen.

Aber, höre ich munkeln: Mag sein, die Zürcher hören das Evangelium und verbreiten es; aber ich sehe nicht, in welchem Stück sie besser wären als wir. Diesen antworte ich: sie reden, was sie nicht verstehen; denn wir wissen, daß die Zürcher nicht nur das Evangelium zu hören, sondern auch evangelisch zu leben sich befleißen. Sie übergeben sich ganz Christo, was das erste Kennzeichen eines Gläubigen ist, indem sie wissen, daß sie und alles was an ihnen ist, Sünde ist. Auf Christum ist bei ihnen alles gerichtet, ihr Dichten und Trachten, ihre Handlungen, ihre Gebete, ihre Lobpreisungen, der ganze Gottesdienst und was dran hängt. Und wenn sie indessen etwas Gutes thun, so schreiben sie es nicht sich, sondern Gott zu. Ihm befehlen sie sich mit Weib und Kind und all ihrem Gute. Sie enthalten sich alles Ernstes des Ehebruchs, der Hoffahrt, der Kleiderpracht und was dergleichen Dinge mehr sind. Sie meiden den unehrlichen Gewinn, kämpfen wider den Neid und suchen täglich zu wachsen in der Liebe. Sie eilen den Dürftigen zu Hülfe, erlassen Schulden und unterstützen die reichlich (jedoch nicht mehr als billig), welche die geistlichen Güter spenden. Und worin sich die gläubige Gesinnung ihres Herzens am besten beweist, ist, daß sie ihre Privatwohlthaten im Stil-

len üben, damit ihnen der Vater es vergelte öffentlich; denn was öffentlich (Gutes) geschieht, das ist allgemein bekannt. Ich könnte von ihren Liebeswerken noch mehr sagen, wenn ich nicht ihre Bescheidenheit zu verletzen fürchtete; aber es werden hoffentlich die Tage kommen, wo auch vor der Welt wird offenbar werden, was das Wort Gottes in den Zürchern bewirkt hat. Das ist bereits am Tage, daß sie mit fremden Fürsten keine Bündnisse haben, daß sie Pensionen ausschlagen, daß sie nicht dürsten nach Menschenblut, daß sie sich genügen lassen an dem was sie haben. Ehe das Wort Gottes unter ihnen leuchtete, machten sie sich aller jener sündlichen Dinge auch theilhaftig gleich den übrigen Leuten; jetzt aber erkennen sie diese Dinge für das was sie sind durch die Gnade Gottes, die ihnen durch das Wort die Augen darüber geöffnet hat. Früherhin erschien ihnen das Bündniß mit dem Papst als etwas so überaus Heiliges, daß sie meinten, es sei um ihr Heil geschehen, wenn sie in der Schlacht unterlägen, die sie auf seinen Befehl hin eingingen. Wer hiegegen nur den Mund aufthat, galt für ein Gottloser. Jetzt, da sie aus dem Evangelium lernen, daß dem Bischof nur das Wort Gottes und der Glaube an Christum und die Liebe gegen den Nächsten befohlen sei und daraus einsehen, wie gar nichts von dem ihm zustehe, was er sich so lange mißbräuchlich angemaßt hat, jetzt finden sie auch, das es nichts Abscheulicheres geben könne für einen Christenmenschen, als dergleichen Bündnisse wieder einzugehen, wie sie solche früher eingegangen und aufs Gewissenhafteste gehalten haben. Und so waren sie blind auch in den übrigen Dingen, indem sie alles nach ihrem Eigennutz beurtheilten. Jetzt aber, da das Wort Gottes eine Leuchte geworden ist ihrer Füße, sehen sie ein, wie weit sie sich vom rechten Pfad entfernt haben, das ist von Christo, der der Weg und die Wahrheit und das Leben ist. „Aber sie wollen Andern das Gesetz machen". Nichts weniger als dieß, glaubt mir; sondern also thun sie: wo ihnen eine zweifelhafte Sache aufstößt, da nehmen sie ihre Zuflucht zum Worte Gottes, als zu der gewissesten Regel, die nicht trügen kann, und was sie dann als die Lösung ihres Zweifels gefunden, das befolgen sie. So schreiben sie allerdings aus dem Worte Gottes das Gesetz vor; aber nicht e u ch, noch irgend welchen andern Priestern, sondern lediglich ihren Predigern, daß diese das ihnen anvertraute Volk weiden nach Vorschrift der göttlichen Offenbarungen. Und daß sie also bei dem Worte Gottes sich berathen, daran thun sie vollkommen recht: denn nichts ist gewisser, nichts wahrer, nichts wichtiger, als dieses Wort, dieweil es von Gott ist. Dieß weitläufig noch beweisen zu wollen, wäre thöricht und würde die Meinung voraussetzen, daß Gott nicht auch euer Gott sei. Vielmehr was den Zürchern zukommt, das kommt jeder christlichen Gemeinde zu. Und darum braucht man nicht erst zu warten, bis der römische Bischof oder irgend ein Fürst oder eine andere Obrigkeit den Entscheid giebt, sondern man hat einfach an das Wort Gottes sich zu halten. Weiterhin ist auch das offenbar: Was sich Falsches in die Kirche Gottes eingeschlichen hat, das bessern sie allmählig so weit Gott

es zuläßt. Was geradezu gegen Christum, unsern gemeinsamen Erlöser ist, das treiben sie mit Gottes Gnade aus. Was dagegen, nicht ohne großen Schaden der Menschen, zerfallen ist, das stellen sie her. Hat sich nicht gleich in der ersten Kirche der Gebrauch der Ceremonien eingeschlichen? Und es ist sich nicht zu wundern, wenn derselbe niemals ganz ausgerottet worden ist, da es nie an judaisirenden Christen gefehlt hat, die zähe an dem von den Vätern Ererbten festhielten, was schon aus den paulinischen Briefen erhellt.[7] So sind immer die festlichen Tage heiliger gehalten worden, als die übrigen, ganz nach jüdischer Weise! Diese Sitte hat dann auch das weiter mit sich gebracht, daß an gewissen Tagen das Essen von Fleisch, Eiern, Milch und Butter verboten ist. Da nun bekanntlich Christus alle diese Dinge frei gegeben hat, so geben sie auch die Zürcher frei, wobei sie nur verhüten, daß nicht die Gewissen der im Glauben noch schwachen Brüder verletzt werden (mit Berufung auf Paulus). Sie gestatten einem Jeden, was mit dem Worte Gottes sich rechtfertigen läßt und mit der Liebe gegen den Nächsten sich verträgt.

Gegen Christum streiten nun aber auch die Messe und die Bilder, von denen unlängst auf der öffentlichen Disputation in Zürich aus dem Worte Gottes gehandelt worden ist. Im Bilderdienst wird die Verehrung, welche dem einigen Gott allein zukommt, den Steinen und dem Holz zugewendet. Die Messe aber, wie sie jetzt gefeiert wird, läßt uns die Wohlthat Christi vergessen. Gegen die Bilder spricht das göttliche Gebot: „Du sollst dir kein Bildniß machen" u. s. w. Und auch Paulus sagt, daß wir mit keinem Götzendiener Gemeinschaft haben sollen. Wer will diese beiden Autoritäten (des alten und neuen Bundes) umstoßen, was auch immer die Concilien über das Halten der Bilder mögen beschlossen haben? Oder will jemand sagen, unter Götzen seien nur die heidnischen Götzen, Jupiter, Mercur u. s. w. verstanden? Aber werden nicht zu unsrer Zeit die Bilder der Heiligen angebetet und verehrt? Angebetet, da die Vorübergehenden vor ihnen das Haupt entblößen, sich neigen und die Knie beugen? Verehrt, da sie dieselben aus Gold und Silber machen, mit Seide bekleiden, mit Corallen und Perlen und Edelsteinen schmücken? Die Kranken laufen herbei, bringen ihnen Wachs, Geld, Hähne und Hühner und suchen bei ihnen Heilung. Und zwar thun sie das Alles den Bildern, und nicht denen, welche das Bild darstellt, wie die Bilderverehrer fälschlich behaupten; denn wenn die Verehrung nicht dem Bilde als solchem gölte, so würden sie die Bilder nicht an einen Ort festbannen. Aber das thun sie, indem sie z. B. den h. Pantaleon gerade in diesem seinem Tempel suchen und sprechen: Hier hat der h. Pantaleon viele Wunder gethan. Sie gehen nicht zu dem, den sie zu Haus ebenfalls gemalt oder geschnitzt haben, was geschehen würde, wenn sie den Pantaleon verehrten, der im Himmel ist. Ich sage das nicht, als ob darum der Pantaleon im Himmel müßte oder dürfte verehrt werden, denn Gott allein gebührt Ehre und Ruhm, und im Namen Jesu sollen sich aller Knie beugen, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind; ich sage

es nur, um den Bilderverehrern zu zeigen, daß sie das thun, was sie nicht wollen. — Aber man antwortet uns, die Bilder sind Denkmähler, durch die uns in Erinnerung gebracht wird, was die Heiligen auf Erden um Christi willen gelitten haben, damit sie uns zur Nachahmung reizen. Diesen antworten wir einfach, ihre Einwendung sei heidnisch und vom Heidenthum entlehnt. Die Bilder als solche können uns nur zu einer eingebildeten, nicht zu einer wirklichen Tugend erheben: sie können unsere Sinnesart nicht ändern, und so bleibt es bei der Nachahmung der Aeußerlichkeiten. So haben die Franziscaner das Kleid des h. Franz, seine Kutte, seinen Strick, seine Sandalen, seine Magerkeit nachgeahmt. Aber auch seinen Glauben? Keineswegs. Hätten sie diesen nachgeahmt, so würde sie der Teufel niemals in jene Mönchsgelübde hinein getrieben haben. Wenn nun das Lesen und Predigen des Lebens des h. Franz uns nichts anders gewähren kann, als höchstens eine äußere Form seiner Manieren, was sollte uns vollends sein Bild geben? Darum sage ich: Nichts Aeußeres wird vermögen uns zu geben, daß wir mit Leib und Seele das Rechte und Würdige nachahmen, als das Wort Gottes. Dieses Wort ist lebendig und wirksam, ein zweischneidiges Schwert! Durch dieses Wort werden die Herzen gereinigt und aufgerichtet, daß sie Gottes Gnade anrufen, damit wir vermögen, den nachzuahmen, in welchem die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnet; ihn, der da ist das Licht der Welt und der Weg, auf dem wir zum Vater gelangen, da er spricht: Wer mir nachfolgt, der wandelt nicht in Finsterniß. Dieses Wort laßt uns daher immer uns vorhalten, dieses statt der Bilder in unsern Herzen aufrichten, und wir können gewiß sein, daß wir niemals irren. —

Haben wir in unsern Herzen, was uns zur Anrufung des himmlischen Vaters hintreibt und zur Ausübung seines Willens, was sollen uns die Bilder? Nun wird Jemand sagen, sie nützen den Schwachen. Ich aber sage: je schwächer Einer ist, desto mehr bedarf er der festen Lehre des Evangeliums, welche diese Schwäche austreibt und dem Glauben Stärke giebt, bis er wächst in dem Herrn, und also der Schwache stark wird.

Was die Messe betrifft, so ist sie bis dahin für ein Opfer gehalten worden; dadurch ist sie verändert und zu einem Handel geworden; denn von der ursprünglichen Einsetzung Christi ist fast nichts mehr geblieben, und seit mehr als 400 Jahren ist die Messe nicht anders gefeiert worden als um Geld. Daß solches wider Gott und Christus sei, auch dieß ist auf dem neulichen Religionsgespräch mit schlagenden Gründen aus dem Worte Gottes bewiesen worden.

Das Abendmahl ist kein Opfer, sondern ein Vermächtniß, ein Essen und Trinken des Leibes und Blutes Christi zum Andenken an sein Leiden. Was Christus eingesetzt hat, darf nicht verändert und mit einem andern Namen belegt werden. Was kann Abscheulicheres gedacht werden, als wenn der Mensch es besser machen will, als Christus es gemacht hat, in dem alle Schätze

der Weisheit und der Erkenntniß verborgen, ja durch den alle Dinge gemacht sind im Himmel und auf Erden? — Aus der Geschichte der Einsetzung (nach den Evangelisten und nach Paulus) wird uns sowohl die Sache selbst, als Personen, Zeit, Art und Zweck des Abendmahles bekannt. Diese alle sind aber so verändert, daß wenn einer heutiges Tages die Worte des Evangeliums liest und dann die römische Messe betrachtet, kaum auf den Gedanken verfallen wird, als habe die Messe ihren Ursprung von dem Evangelium. So gar stimmt nichts überein. Die Sache, ich meine der Leib und das Blut Christi, durch Brot und Wein vorgebildet, ist zwar so ziemlich geblieben; doch damit sie es auch da nicht ließen, wie Christus es eingesetzt hat, erfanden sie, ich weiß nicht welche neue Form des Brotes mit dem Bilde des gekreuzigten, oder des am Oelberg betenden oder des aus dem Grab erstehenden Christus. Sodann mischten sie auch den Wein mit Wasser*), wofür sie keinen triftigen Grund aus der Schrift beibringen können. Die Personen sind gänzlich verändert. Was Christus seiner Gemeinde gegeben hat, das machten die sogenannten Priester zu ihrem ausschließlichen Besitz. Und doch weiß ich nicht ob irgend ein Theil des christlichen Volkes sei, der weniger zur Gemeinde Gottes gehöre, so sehr handeln sie dem Evangelium zuwider. So halten sie das was Christus gegeben, daß sie nicht für sich, sondern für Andere essen; was so sehr gegen Christus verstößt, als wolle man ihn mit Füßen treten. Nicht zu reden von der Tonsur, der Salbung, den langen Gewändern u. dgl., was alles zu nichts nützt, als sich vor Andern auszuzeichnen. Von der Zeit ist auch nichts geblieben; wiewohl ich nicht sehe, daß das Einhalten dieser oder jener Zeit etwas zur Sache beitrage, da dieß etwas Aeußerliches ist. Wo die Art der Feier hingekommen, weiß ich nicht. Christus hat gedankt, das Brot gebrochen, es den Jüngern gegeben und gesagt: „Nehmet, esset u. s. w.“ Wir aber haben neben den Meßgewändern, den Paramenten, den Lichtern, den Kreuzen, den wunderlichen Geberden, den goldenen Kelchen und dgl. auch noch lächerliche Gesänge ausgedacht, über die nichts hinausgeht. Denn da kann man bisweilen nichts anders hören, als einen Ton, ohne Worte, der durch hunderterlei Modulationen durchgezogen wird, wie es sogar bei einer verliebten Arie lächerlich gefunden würde. Was soll das heißen, daß auf den sogenannten Introitus ein Lied folgt, das mit dem Eingang nichts zu schaffen hat? Dann das Gloria, und von da wieder zurück zum Introitus! Was soll dieser Mischmasch? Geschweige, daß dieß alles keinen Nutzen schafft; denn der Sänger, (so gelehrt dieser auch sein mag) noch die Zuhörer können das Gesungene verstehen, da der musikalische Lärm alles übertönt und die Worte unverständlich macht. Wo ist da die Andacht, wo die Erhebung des Gemüthes zu Gott? wo kann da die Ermahnung des Apostels stattfinden: lehret und ermahnet euch gegenseitig durch geistliche Lieder und spielet dem Herrn in euern Herzen?

*) Ueber diesen Vorwurf vgl. oben S. 262.

Würde nicht Gott diesen Schreiern in Wahrheit antworten: dieß Volk ehret mich mit seinen Lippen; aber sein Herz ist ferne von mir. Auch die Orgeln dienen zu nichts anderm, als daß sie den bereits zu Gott erhobenen Geist irre machen; daher ist offenbar, wer unter einem so guten Schein diese eiteln Dinge in die Kirche eingeführt hat*). Ich meine namentlich den Gregorianischen Gesang; denn es giebt auch einen andern, wo das Evangelium und die Episteln und das Gebet des Herrn und die Psalmen gesungen werden, der nicht so ungereimt ist, wenn wir ihn nicht ungereimt machten durch das eilfertige Plappern, durch das Geschrei und die Wandlung der Töne. Noch einen andern Gesang aber giebt es, der völlig das Geheul einer Menge von Hunden nachahmt. Dieser ist dahin zu verbannen, wo der Pfeffer wächst**); nur im Heiligthum Gottes soll er nicht geduldet werden. Ich weiß wohl, daß dieser künstliche Gesang viele Leute ergötzt, aber das Ergötzliche gehört nicht in die Kirche. Da soll von keinem andern Wohlgefallen die Rede sein, als von dem Wohlgefallen Gottes an uns, wenn wir seinen Willen thun, und dieser Wille besteht darin, daß wir an Christum glauben.

Will Jemand einwenden, der Text jener einzelnen Stücke, aus denen der Meßkanon besteht, sei mehrentheils aus der h. Schrift genommen, so ist das wohl richtig; wir tadeln darum auch nicht die Worte, aber den Mißbrauch und die verkehrte Anwendung derselben. Das Ganze der Meßhandlung beruht nicht auf göttlicher, sondern auf menschlicher Anordnung. Auch darin ist das Abendmahl in gottloser Weise verändert worden, daß den sogenannten Laien die eine Gestalt desselben vorenthalten wird, wobei es einmal im Jahr gestattet ist, den Leib Christi zu empfangen, während es doch heißt: „Trinket alle daraus". Guter Gott! wie weit sind wir doch abgewichen von der Einfachheit dessen, was dein Sohn eingesetzt hat, und wie hartnäckig verharren wir dabei. Oeffne uns doch die Augen, damit wir einsehen, wie nichtig das ist was wir Menschen thun, und wie nur das bei dir gilt, was du durch uns thust; gieb, daß wir so deine Ehre suchen, mit Hintansetzung der unsrigen, daß wir nach diesem Leben uns endlich mit dir freuen mögen. **Amen.**

Wir kommen endlich zum Zweck des Abendmahls. Christus sagt: „dieß thut zu meinem Gedächtniß"; das will heißen: erinnert euch der Frucht meines

*) Um dieses hartlautende Urtheil zu begreifen, muß man sich an den Organisten-Unfug erinnern, der in der damaligen und auch in der spätern Kirche nicht selten getrieben worden ist. Die schweizerische Reformation hat um des Mißbrauches willen die Orgeln entweder mit den Bildern zertrümmert oder sie schweigen heißen; man nannte sie die „Papstleier". Schonender verfuhr in dieser Hinsicht die lutherische Kirche. In Basel wurden die Orgeln wieder unter Simon Sulzer (dem Nachfolger des Myconius) eingeführt, und in neuerer Zeit hat sich selbst die Zürcher'sche Kirche mit der Orgel versöhnt.

**) In extremas deportandus est insulas.

Leidens, nämlich der Vergebung der Sünden. Daraus geht sicherlich hervor, daß was hier geschieht, zur Befestigung der Gewissen dienen soll. Nun aber, siehe! wohin wir die Sache verdreht haben; dahin, daß wir sagen, wir opfern Gott seinen Sohn für Lebendige und Todte, und zwar um Geld. Da sage Einer, wenn er kann, das sei nichts Schmähliches. Christus hat sich einmal für uns geopfert, ist einmal für uns gestorben, und wir sagen, daß er durch die Hand des Priesters je und je geopfert werde. Ist dieß wahr, so muß auch wahr sein, daß Christus je und je durch des Priesters Hand sterbe. Eine Behauptung, die ihr gewiß selbst euch nicht werdet gefallen lassen. Ist aber die Messe kein Opfer, was ist sie denn anders, als die Erinnerung an das Leiden Christi, durch welches unsere Sünden getilgt sind? Indem ich also den Leib Christi esse und sein Blut trinke und eingedenk der mir erwiesenen Wohlthat das verzagte Gewissen stärke, wird das, was ich thue, dir frommen oder mir allein? Sicherlich, so wenig du gegessen und getrunken hast, so wenig du der Wohlthat Christi dich erinnert und dein Gewissen befestigt hast, eben so wenig kann dir frommen, was ich gethan habe. Nothwendiger Weise mußt du das selbst thun, von dem du wünschest, daß es deiner Seele zu gut komme. Liegt es also nicht am Tage, wie arg wir bis dahin irre geführt worden sind?

Ich habe weitläufiger von diesen Dingen gehandelt, um euch zu zeigen, daß die Zürcher allerdings Grund hatten, das abzuthun, was schnurstracks mit Christi Lehre in Widerspruch steht. Ich komme nun zu dem, was verfallen war und was sie wiederum hergestellt haben. So war das Studium der Sprachen und mit ihm, woran niemand zweifelt, auch das Studium der heiligen Schrift in der Christenheit gänzlich in Abnahme gekommen. Mit der Wiedereinführung der Sprachen ist auch das Studium der heiligen Schrift wiedergekehrt. Indem die Zürcher dieß durch Christum eingesehen haben, werden sie in Kurzem dafür sorgen (denn Einige zögern noch zur Zeit mit dieser Sache), daß die lateinische, griechische und hebräische Sprache mit allem Fleiß gelehrt werde, einzig zu dem Zwecke, daß die göttlichen Dinge gründlicher erkannt und zweckmäßiger gelehrt werden. Das ist ein recht christliches und preiswürdiges Werk dieweil das Alte Testament, das hebräisch geschrieben ist, auch nur aus dieser Sprache heraus verstanden werden kann. So verhält sich's auch mit dem Griechischen, rücksichtlich des Neuen Testamentes. Wozu aber das Lateinische? Beide Testamente sind in diese Sprache übersetzt, und so kommt sie auch denen zu statten, die das Hebräische und Griechische lernen. Auch ist sie die verbreitetste Sprache unter den Gelehrten; wenn wir auch nicht erwähnen wollen, daß die lateinischen Klassiker in Beziehung auf die Kunst der Rede auch den Theologen nützlich sein können, wie unter andern Melanchthon gezeigt hat. Dasselbe gilt auch von den Griechen.

Außer den Sprachen sind aber auch die Predigten in Verfall gerathen; so daß seit Jahr und Tag nichts mehr von der Kanzel her gehört worden ist vor der Gemeinde, als eitle Menschenlehre. Oder will man sich darauf berufen,

daß das Evangelium vorgelesen wird? Was soll das Lesen, wenn es nicht verstanden wird, in diesem Falle predigen auch die das Evangelium, welche Messe lesen. Und wenn sie auch zu dem Gelesenen die Postillen hinzufügen, so heißt das keineswegs das Evangelium erklären, sondern dasselbe verunstalten und verdunkeln. Das Evangelium predigen kann nichts anders heißen, als Christum predigen, den zu unserm Heil Gekreuzigten. Hätten sie diesen gepredigt, so könnten sie nicht von der Verdienstlichkeit der Werke, von den Genugthuungen und dem Mittleramte der Heiligen reden; sie hätten nicht aus der Messe ein Opfer gemacht, hätten nicht die Bilder in die Kirchen eingeführt und nichts an dem geändert, was Christus aufgestellt hat. Daher wundere ich mich, wie sie sich erdreisten, so offenbar zu lügen, da all das Gesagte dem Evangelium gänzlich zuwider ist. Die evangelische Predigt tröstet die angefochtenen Gewissen; ihre Predigten beschweren dieselben. Die evangelische Predigt erhebt Christum allein, ihre Predigten verherrlichen die Menschen. Die evangelische Predigt lehrt den Menschen sich selbst verachten und an sich selbst verzweifeln: ihre Predigten lehren ihn auf Menschenwerke trauen. — Sie rühmen sich Statthalter Christi zu sein, und doch thun sie nicht, was Christus befiehlt, daß das Evangelium verkündigt werde aller Creatur, sie verkündigen menschliche Einbildungen. Welcher unter den Menschen würde einen Statthalter dulden, der Dinge thäte, die ihm zum Schaden gereichen, ja wider ihn stritten? — Damit nun das einfältige Volk nicht weiter durch dergleichen (unevangelische) Predigten irre geleitet werden, so lassen sichs die Herrn von Zürich angelegen sein, daß in ihrem ganzen Gebiet das Evangelium in seiner ganzen Reinheit gepredigt werde, so nämlich, wie es Christus und die Apostel gepredigt haben, ohne etwas dazu, noch davon zu thun. Dieß wird, so viel ich einsehe, dahin führen, daß sie mit Hintansetzung alles dessen was von Menschen kommt, nur das sich aneignen werden was aus Gott ist, und so werden sie schon hier ihr Leben so zubringen, daß sie nach diesem Elende ewig mit Ihm regieren werden, dessen alleinige Ehre sie hier allein gesucht haben.

Ich weiß wohl, daß Vielen das Wort „Kirche" einen Eindruck macht. Alle diese Neuerungen, heißt es, zielen gegen die Kirche. Denen, die also reden, diene zur Antwort, daß vielmehr die Kirche, welche wahrhaftig die Braut Christi ist, eben jenes alles durch Christum thut; denn warum sollte sie das nicht thun, wovon sie weiß, daß es ihrem Bräutigam wohlgefällig ist? Die Kirche aber, die jene meinen, und gegen welche die evangelischen Gebote streiten, ist nicht die Kirche, wenn nicht etwa eine Gemeinde von Böswilligen; denn nicht ein einziger Buchstabe der heiligen Schrift bezieht sich auf sie. Die Sache ist klar. Die Braut Christi kann doch nichts denken, geschweige etwas thun wollen, das dem Bräutigam zuwider ist. Es ist aber bekannt, wie so vieles, ja wie alles was die römische Kirche thut, gegen Christus ist; daher kann diese Kirche nicht die Braut Christi sein.

Andern imponirt die Länge der Zeit. Diese scheinen nicht zu wissen, daß was einmal wider Gott, es immer ist; daher will der Beweis nichts gelten: es war lange Zeit also, folglich ist es gut! Bei dieser Art zu schließen müßte auch das Sündigen gut sein; denn nichts hat längere Zeit gedauert als dieß. Es müßte gut sein, fremde Götter anzubeten, bei deren Verehrung unsre Vorväter noch viele Jahre nach Christi Himmelfahrt verharrt haben. Wieder Andern imponirt die Menge. Diese bedenken gar nicht, daß es nicht darauf ankommt, was Viele glauben oder thun, sondern was recht und wahr ist. Wenn Viele recht thun, so soll man ihnen folgen, und wenn Wenige recht thun, ebenfalls; aber nicht darum, weil es Viele oder weil es Wenige sind, sondern darum, weil sie recht thun. In bürgerlichen Dingen mag die Mehrheit von einigem Belang sein; aber das hat mit der Gerechtigkeit Gottes nichts zu schaffen, und so kann auch von daher kein Argument genommen werden.

Mit dem Bisherigen sind die Zürcher nun wohl gerechtfertigt. Aber eben so gewiß geht daraus hervor, daß euer Benehmen in dieser Sache nicht dem gemäß ist, was euer Amt fordert. Ihr sollt Andern vorleuchten mit Lehre und Beispiel. Dazu seid ihr gewählt, daß ihr das unwissende Volk unterrichten sollt aus Gottes Wort und durch gute Beispiele es zeiget, daß ihr selbst aus diesem Worte seid unterrichtet worden; denn Christus sagt zu seinen Jüngern, an deren Stelle ihr nun stehet: Gehet hin in alle Welt u. s. w. und wiederum: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, auf das sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen". Was für ein Beispiel gebt ihr nun aber durch eure Schmähungen? Bedenket doch das Aergerniß, das ihr damit anrichtet und erinnert euch dessen, was Christus über die gesagt hat, welche Aergerniß geben. Schon ist in Folge jener Schmähungen die Liebe und Eintracht vielfach verletzt; und hat einmal der Funke der Zwietracht Feuer gefangen, wer will ihn wieder löschen? Schon Salomo warnt ernstlich vor aller übeln Nachrede. Und in der That giebt es kein häßlicheres und unnatürlicheres Laster, als die Verläumdungssucht. Die menschliche Natur will lieben und geliebt werden; der Verläumder dagegen begehrt keiner Liebesgemeinschaft, er hält sich für besser, als Andere und verfällt dadurch in Heuchelei. Nicht nur aber unnatürlich, sondern auch unchristlich ist ein solches Verfahren, da Christus zu seinen Jüngern gesagt hat: daran soll man euch erkennen, daß ihr Liebe unter einander habt. Wer verläumdet, der hat keine Liebe und ist kein Jünger Christi. Darum weiß ich auch nicht, wie ich das Benehmen einiger eurer gelehrten Herrn entschuldigen soll, welche die Einladung auf das Zürcher Religionsgespräch abgeschlagen haben. Und doch hätten sie nichts Besseres thun können, als der Einladung zu folgen und die Irrenden aus dem Worte Gottes eines Bessern zu belehren. Zu diesem Ende ist der Bischof von Constanz, sind die Bischöffe von Chur und Basel sammt der dortigen Hochschule eingeladen worden. Wenn nun jene Herrn

gewußt haben, daß die Zürcher auf gefährlichen Irrwegen sich befinden, warum sind sie nicht herbeigeeilt, sie von diesen Irrwegen zurückzuführen: wo blieb da die Liebe? Waren sie aber selbst darüber im Ungewissen, warum kamen sie nicht um zu lernen, was der in der Schrift geoffenbarte Gotteswille sei, damit sie sich darnach richteten? — „Es ist uns", sagen sie, „durch unsere Obern verboten". Aber es kann ihnen doch nicht unbekannt sein, daß der Gehorsam (gegen Menschen) sich nicht dahin erstrecke, zu thun was sich nicht ziemt und was gegen Gott ist? Christus läßt die neun und neunzig Schafe zurück und geht dem einen verlorenen so lange nach, bis er es gefunden hat. Damit giebt er seinen Hirten ein Beispiel, daß sie es auch so machen sollen. Wozu also den Gehorsam gegen die Obern vorschützen? Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Sie wenden auch ein: das, worüber auf den Religionsgesprächen gestritten werden soll, sei schon längst auf den Concilien zum Abschluß gebracht. Dabei mögen sie wohl übersehen, daß die Concilien ohne die Schrift nichts sind; daher ist dieser Einwand bald beseitigt. Haben die Concilien festgesetzt, was der Schrift gemäß ist, so wird dieß auch zu allen Zeiten unverletzt bleiben, nicht der Concilien, sondern der Schrift wegen. Findet aber das Gegentheil statt, dann gute Nacht Concilien und Statuten! fort mit ihnen! Also auch dieser Einwand ist ein nichtiger.

Das bisher Gesagte mag hinreichen, die Größe eurer Schuld zu zeigen. Daran aber möchte ich euch erinnern, wie Gott das Unrecht, das man den Seinigen thut, aufnimmt, als wäre es ihm gethan. Das Beispiel Mirjams und Aarons, die sich gegen Mose auflehnten, mag euch zur Warnung dienen; desgleichen was durch die Propheten gesagt ist. Ihr werdet doch nicht einwenden wollen, das sei nur zu den Juden gesagt. Wie Gott der gemeinschaftliche Gott ist aller Menschen, so ist auch sein Wort Allen gegeben. Aber wollt ihr Beispiele aus dem neuen Testament, so höret, wie Christus, als er seine Jünger aussandte, zu ihnen sprach: (Matth. 10, 14. 15.) Wo euch jemand nicht annehmen wird, noch eure Rede hören, so gehet hinaus von demselbigen Hause oder Stadt und schüttelt den Staub von euren Füßen; wahrlich, ich sage euch, Sodom und Gomorra wird es erträglicher gehen am jüngsten Gericht, denn solcher Stadt. — Und zu den Pharisäern spricht er: Eine jede Sünde wird dem Menschen vergeben, außer der Sünde wider den heiligen Geist. Sünde wider den heiligen Geist ist es aber gegen das zu reden und zu handeln, was der Geist wirket und dem Evangelium zu widerstehen. Das thut ihr! Saget nicht: Wir kennen Christum von Kindheit auf. Possen! Wer sagt, er kenne Christum und beobachtet nicht seine Gebote, der ist ein Lügner, und die Wahrheit ist nicht in ihm. Nur der kann sagen, er sei ein Christ und glaube an Christum, der seinem Worte glaubt. Die Sünde wider den heiligen Geist ist der Unglaube gegen Christus und sein Wort. Wer sollte, Angesichts der ewigen Verdammniß noch sich schrecken lassen durch die Drohungen der

Kurie? Wie die Drohungen des Herrn über Jerusalem in Erfüllung gegangen sind, zeigt uns die Geschichte des jüdischen Kriegs*). Hieraus möget ihr lernen, wie der Herr nicht will, daß sein Wort verachtet werde! Haben wir nun aber eben durch Verachtung seines Wortes nicht den Zorn Gottes verdient? Siehe da, ein nichtsnutziger Bischof**) nimmt die Verachtung seines Wortes so übel auf, daß er die Welt darüber in Allarm setzt, Bannstrahle schleudert und Scheiterhaufen errichtet, und Gott sollte gleichgültig zusehen, daß sein Wort verachtet wird! Das päpstliche Wort zielt auf das Verderben der Menschen, Gottes Wort auf sein Heil; jenes sucht das Seinige, Gott hingegen will nichts anders, als wieder geliebt werden, und dafür verspricht er die ewige Seligkeit.

Wie Vieles haben wir schon in diesem Leben zu leiden, wo wir das Wort Gottes entbehren, wenn die Seele nicht genährt wird von jenem Brote, das vom Himmel kommt! Da hilft uns nicht, was wir von uns aus thun, Beten und Fasten und Almosen und dergl.; denn ohne Glauben ist es unmöglich Gott zu gefallen. Wir beten, aber wir wissen nicht, ob wir genug und recht beten. Wir fasten, aber bald essen wir zu viel, bald fasten wir nicht zur rechten Zeit oder nicht oft genug. Wir geben Almosen, aber nicht reichlich genug, nicht da, wo wir geben sollen und nicht in der rechten Art und Weise. Und so meinen wir immer, Gott zürne uns, wir mögen thun was wir wollen. Auch mit der äußerlichen Veränderung des Standes ist nicht geholfen. Da wird ein Wittwer Priester, ein Priester Mönch, der Mönch wird Karthäuser; vom mildern Orden geht Einer über in den strengern Orden, oder wird Einsiedler. Laien entschließen sich zu Wallfahrten. Das alles aber ist eitles Pharisäerthum. Ich berufe mich auf eure eigene Erfahrung. Habt ihr bei all der scheinbaren Ruhe, deren ihr euch rühmt, ein ruhiges Gewissen und den wahren Frieden der Seele? Diesen findet ihr nur bei Christus. Was zögern wir also, seinem Rufe zu folgen? Achten wir auch nicht auf die irdischen Nachtheile, die uns daraus erwachsen könnten. Wer sein Leben verliert um des Herrn willen, der wird es gewinnen. Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Alle die gottselig leben wollen in Christo Jesu, die müssen Verfolgung leiden. Euch bleibt nun die Wahl, ob ihr lieber hienieden Einiges von dem Eurigen verlieren, Schmach, Verbannung und Tod leiden, oder einst jenseits ewig mit der Welt verdammt sein wollet. Schließlich bitte ich euch, um Christi willen, nach dessen Namen auch ihr genannt seid abzulassen vom Schmähen; denn was selbst einem Henker oder einem Kuppler unanständig wäre, das ziemt sich doch wohl nicht für einen Priester. Vielmehr wäre es eure Pflicht, auch Andere

*) Der Vf. giebt eine ausführliche Beschreibung desselben, die wir weglassen.
**) Wörtlich einer, der kaum drei Batzen werth ist (vix triobolaris Episcopus).

vom Schmähen abzuhalten. Würdet ihr einmal mit gutem Bekenntniß vorangehn, dann würden auch die Hochgestellten euerm Beispiel nachfolgen. Die Zürcher mögen fernerhin alles thun nach der Regel des Evangeliums. Sollen sie darüber zu Grunde gehn, es sei drum! Schön und rühmlich ist's mit Christo zu leiden und für sein Evangelium zu sterben. Wer auf diese Weise zu Grunde geht, dem ist bereit die unverwelkliche Krone im Reich der Himmel, der uns Christus entgegen führen möge.

II.

Hirtenbrief*) 1534.

„Dein Wort ist meines Fußes Leuchte".

Den Herren Decanen Jacob Immeli, Johann Grell und Marcus Heiland und den übrigen christlichen Predigern der Landschaft.

Gnade und Friede von Gott dem Vater und unserm Herrn Jesu Christo. Es ist uns nicht unbekannt, Geliebte in dem Herrn! wie sehr die Stürme dieser Zeit die schwache Menschennatur erschüttern. Ist doch ihr Andrang so heftig, ihr Auftreten so furchtbar, ihre Wuth so anhaltend, daß von Eisen sein müßte, wer davon nicht erschüttert würde. Das ist die Folge des gottlosen Wesens, hinter dem an Robheit und Wildheit selbst die thierische Natur zurückbleibt; denn was ist im Vergleich mit ihr die Raubgier der Wölfe, der Löwen Gewalt und der Tiger Anfall? Da tritt uns in zahlreichen Beispielen vor Augen was der Herr mehr als deutlich beschrieben hat, wenn er sagt: ein Bruder wird den andern überantworten zum Tode; der Vater wird gegen den Sohn und die Söhne werden wider die Eltern sich auflehnen und sie tödten. Oder was wäre mehr geeignet, die Leidenschaften selbst gegen das eigene Fleisch und Blut anzustacheln, als die Leidenschaft der Gottlosigkeit, wie sie uns Christus beschreibt? Dagegen wieder zeigt sich die Schwachheit des Fleisches in ihrer unaufhörlichen Furcht so erbärmlich, daß nichts Elenderes und Jämmerlicheres auf Gottes Erdboden gefunden werden kann. Aus reiner Selbstsucht ist sie bereit die höchsten Güter sich zu verbittern, wenn sie merkt, daß ihr Schaden daraus erwachsen könnte. Was würde sie erst dann thun, wenn alle jene grausamen, gefürchteten Dinge, ich meine nicht etwa nur Entziehung des Vermögens und Verbannung, sondern der Tod selbst, und zwar der Tod durch Henkers Hand unter irgend einem Vorwande, ihr vor Augen träte? Deßhalb wundern wir uns nicht, wenn die euch anvertraute Heerde mehr als billig erschreckt wird durch die Grausamkeit und die gottlosen Thaten, wie sie

*) Epistola Oswaldi Myconii Lucernani paraenetica ad fratres ditionis Basiliensium, quo modo se gerere docendo in his praesentibus utiliter debeant, complectens.

heut zu Tage von unsern Nachbarn gegen rechtschaffene und fromme Leute, ja gegen Gott und sein Wort selbst verübt werden. Noch weniger wundern wir uns, wenn die ihnen Gleichgesinnten, die mitten unter euch wohnen, die Köpfe hoch tragen, und sich rühmen und freuen, daß nächstens das Reich der Gottlosigkeit auch wieder unter ihnen werde aufgerichtet werden. Wir wissen ja: „gleich und gleich gesellt sich gern", und aus dem Glück des Einen schöpft der Andere Hoffnung für sich selbst. Indem wir nun solches ernstlich mit gebührender Vorsorge für euch erwägen, will es uns scheinen, daß wir euch nicht länger unsere Ermahnung vorenthalten sollen, also daß wir, wenn immer möglich, mit männlicher Fassung und mit Vertrauen das gemeinschaftlich erwarten was Gott über uns und unsere Feinde beschlossen hat. Die Absicht meines Schreibens, geliebte Brüder! ist also die, euch zu ermuthigen, damit ihr dann wieder eures Ortes die Frommen befestigen, die Schwachen aufrichten, die Gottlosen abschrecken möget. Was nun euch betrifft, liebe Brüder! so gebühret es euch vor allem in dieser Zeit der Wirren und der Schrecken, euch zu waffnen mit Tapferkeit und Beständigkeit, denn ihr seid die Anführer des Heeres und die Hirten der Heerde Gottes, Wenn der Heerführer zuerst vor dem Feinde sich fürchtet, zuerst das Gewehr streckt und die Flucht ergreift, was soll dann der Gemeine thun? wird er sich schlagen? das Leben gering achten? oder wird er nicht eher zaghaft und unentschlossen sein, und nicht wissen ob er den Kampf fortsetzen oder aufgeben soll? Es fehlt eben der Führer. Und so wird Flucht, Niederlage, Plünderung, Verheerung und unzähliges Uebel die Folge sein. Nicht anders wird es geschehen, wenn ihr im Heere Gottes die Ersten seid, die sich vom Schrecken übermannen lassen; werden dann nicht die Krieger Christi, die bis dahin an eurem Munde gehangen und euch predigen gehört haben von der Macht des Glaubens über alle Schrecknisse der Welt und über die finstern Gewalten in der Luft, an euch irre werden und nach der Schwachheit ihres Fleisches eure Furcht theilen; denn da heißt es natürlich: der ist gelehrt, wir ungelehrt, der stark, wir schwach, der ein Held im Glauben, wir Kleingläubige. Siegreich hat er bisher wider das Böse gekämpft; wir nicht also; was sollen wir jetzt thun, da auch ihm der Muth entfallen ist! Laßt uns der Mehrheit folgen und dem was der Vortheil bietet, dem was den Beifall der Menge hat, was so lange schon gedauert hat, was unsre Väter aufrecht erhalten haben, und so geht die ganze Frucht unsrer Arbeit, unsrer Lehre, alles was bereits an- und aufgenommen war, wieder verloren durch die einzige Furcht des Anführers. Deßhalb, Brüder! werfet von euch alle Furcht und ziehet an die Rüstung Gottes, von der Paulus redet (Ephes. 6): „umgürtet eure Lenden mit Wahrheit und ziehet an den Panzer der Gerechtigkeit und seid an den Beinen gestiefelt, als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens, damit ihr bereitet seid. Vor allen Dingen aber ergreifet den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnt alle feurigen Pfeile des Bösewichts, und nehmet den Helm des Heils und das

Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes." Ja, des Gürtels der Wahrheit bedürft ihr vor allen Dingen gegen den Geist der Lüge, der mit gleißendem Schein sich umgiebt; nicht minder des geistlichen Panzers der Gerechtigkeit, gegenüber der Gerechtigkeit aus des Gesetzes Werken und der Gerechtigkeit der Welt. Gestiefelt sollt ihr sein, um einher zu schreiten auf dem Heilswege des Friedens, der unsre Gewissen beruhigt vor Gott dem Vater und unserm Herrn Jesus Christus, was auch immer die geistlichen und die fleischlichen Feinde uns anhaben mögen. Aber auch der Schild des Glaubens möge euch schützen gegen die Pfeile des Bösewichts, die er nicht sowohl persönlich, als durch seine Glieder auf uns abschießt, was wir heut zu Tage nicht nur zu sehen, sondern zu fühlen bekommen. Das Haupt laßt uns bedecken mit dem Helm des Heils, damit die Schläge des bösen Geistes uns nicht zu Boden werfen und wir nicht mit den Gottlosen in den ewigen Pfuhl gestürzt werden. Noch soll das Schwert des Geistes nicht bei Seite gelegt werden, welches ist das Wort Gottes; denn wahrlich eben durch dieses Wort muß all unsre Lehre befestigt und vertheidigt werden. Dann erst ist der Krieger wahrhaft ausgerüstet zum Kampfe, wenn das gewaltige Schwert des Wortes in seinen Händen sich befindet, ohne welches alles andere nichts ist; denn dann erst werden auch die übrigen Waffen etwas helfen, wenn sie durch das Schwert des Wortes geschützt sind. Ich zweifle gar nicht, daß wenn Gottes lebendiges Wort, wie es in den Herzen der Frommen lebt, über Alles sich erstrecken wird, auch nichts so gewaltig, so ungestüm und trotzig sein werde, um etwas gegen die Frommen zu vermögen; es besitzt eine unüberwindliche Kraft, ja eine Macht und Gewalt, die alles zu Boden wirft. Aber Gott will, daß wir dieses Schwert, wenn er's uns in die Hand geben soll durch anhaltende Bitten erlangen; darum sollen unsre Hände nicht lässig und unsre Zunge nicht müde werden, und unser Geist beständig aufwärts gerichtet sein zu Gott durch Jesum Christum; dann wird auch des Wortes Macht unzweifelhaft sich bewähren und der Sieg über alle Feinde uns gewiß sein. Nun aber sagt ihr: Ein solcher Christ zu sein, wie du ihn hier schilderst, das ist schwer. Ja, ich gebe es zu; aber auch das ist wahr, daß Gott am stärksten ist, wo wir am schwächsten sind, wenn nur Glaube da ist, und wäre er auch nur eines Senfkornes groß; denn, sagt er, „meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." Wenn ihr also fest bleibet in Dem, der die Welt, den Teufel und die Hölle überwunden, dann werdet ihr, wie groß auch eure Zaghaftigkeit und Schwäche sei, eine solche Kraft mitten in allen Anfechtungen erfahren, wie sie der Herr seine Krieger erfahren läßt. Zu solcher Tapferkeit und Beständigkeit ermahnt euch der Herr nicht als Hirten gemeiner Schafe, sondern als Hirten der göttlichen Heerde. Dieß bedenket stets, wenn es aufs Aeußerste kommen will. Als der Herr vom Tode auferstanden, sprach er bei dem Mahle, das er mit den Jüngern genoß, zu Petrus: weide meine Lämmer, weide meine Schafe. So läßt sich der Herr Jesus Christus, der König der Könige vernehmen, welchem vom Vater die Macht gegeben ist im

Himmel und auf Erden, und der, wenn er wieder kommen wird zum Gericht, auch von seinen Hirten Rechenschaft verlangen wird, wie auch von seinen Schafen, um einem Jeden zu vergelten, nachdem er gethan bei Leibesleben. Merket wohl, daß er sagt meine, und nicht deine Schafe. Mit seinem Eigenthum mag Jeder nach Belieben schalten; denn keiner verlangt Rechenschaft von sich selbst; fremdes Eigenthum dagegen muß nach dem Willen des Eigenthümers behandelt werden, wenn nicht die schlechte Verwaltung Strafe nach sich ziehen soll. So verhält es sich auch mit den Schafen Christi und den Hirten. Wenn nun unser Herr Christus ein gleiches Maaß von Liebe auch euch verleiht, wie er es von Petrus verlangte, so ist es unmöglich, daß ihr nicht bei'm Blick auf seine Heerde also mit Muth erfüllet werdet, daß ihr lieber das Leben dran gebet, als die Obhut und Pflege derselben zu vernachlässigen. Aus solcher Gesinnug geht die rechte Tapferkeit und Beständigkeit hervor, welche keine Furcht aufkommen läßt, noch weniger Abfall von Seiten dessen, der es zu Herzen nimmt, wie angelegentlich ihm der Herr sein Eigenthum anbefohlen hat. Ein solcher Hirte denkt dann nicht an die Furchtbarkeit und die große Zahl der Wölfe, achtet nicht der Verbannung und der Hinrichtung, erwägt nicht lang seine Schwäche, Verlassenheit und Armseligkeit; sondern richtet stracks sein ganzes Augenmerk allein auf den Herrn und auf das was des Herrn Sache ist, indem er weiß, daß wenn er hier seine Pflicht thut, ihm selbst und der Heiligung des göttlichen Namens am besten gedient sei. Obwohl nun aber die Liebe zum Herrn allein schon hinreicht, den Muth zu stählen gegen alle Widerwärtigkeiten der Welt, so mag euch doch auch das nicht wenig zur Kräftigung gereichen, wenn ihr die Unehrenhaftigkeit jener Wölfe etwas näher betrachtet: denn diese stellt sich so in ihrer ganzen Erbärmlichkeit heraus, daß sie einem redlichen und frommen Manne keine Furcht einjagen, sondern ihn nur mit Verachtung erfüllen wird. Betrachtet doch nur einmal um Gottes willen diese sogenannten Heiligen: wie schrecklich sieht es mit ihnen aus: Sie sollten sich durch Gelehrsamkeit und Heiligkeit des Wandels auszeichnen, und doch sind sie solche Ignoranten, daß sie bis jetzt nicht ein Jota von der Gelehrsamkeit besitzen, welche Christus den Seinigen empfohlen hat, nämlich die Erkenntniß seines Wortes. Ich möchte drauf schwören, daß ihre Hauptleute nicht einmal den Namen des Evangeliums kennen oder absichtlich ihn nicht kennen wollen und ihm eine andere Deutung geben, als ihm zukommt. Seht doch die Faber und Eck, diese Trefflichen, ob sie etwas von dem wissen, was wir ihnen absprechen, wenn sie mit solcher Hartnäckigkeit auf die Verdienstlichkeit der Werke versessen sind, wenn sie die Gewalt der Schlüssel so sehr erheben, das Fegefeuer vertheidigen, mit einem Wort das Papstthum, das Reich des Antichrists, über dessen Beschaffenheit doch kein Frommer im Zweifel sein kann, mit aller Gewalt zu schützen sich unterfangen? Von den zahllosen Tröpfen will ich lieber gar nicht reden, die nicht ein Alpha von einem Beta unterscheiden können, geschweige denn, daß sie wüßten, was das Evan

gelium, was Gott, was der Gesalbte Gottes, was Gerechtigkeit, Heil Glaube, Liebe u. s. w. ist. Geben sie nicht täglich Beweise von der Wahrheit meiner Behauptung? Was vernimmt man denn in ihren Vorträgen anders, als eitle Vernünftelei, Menschentand und Fabeln aus ihren sogenannten Legenden der Heiligen? oder päpstliche Satzungen, die mit dem göttlichen Gesetz im auffallendsten Widerspruche stehen; sie legen die heilige Schrift nach ihren menschlichen Gedanken aus, und als ob das vorgelesene Evangelium die Zuhörer nichts angehe, werfen sie den Frommen die ärgsten und gräulichsten Schmähworte an den Kopf, indem sie sie Diebe, Verräther, Ketzer und weiß was noch, schelten; aber den Beweis bleiben sie freilich schuldig, weil sie ihn, Gott sei Dank, nicht leisten können. Betrachten wir ihren Wandel und ihre Werke; denn aus diesen befiehlt uns der Herr die Menschen zu beurtheilen. Alles wohl erwogen, kann man in Wahrheit behaupten, daß es unter Gottes Sonne kein unverschämteres Geschlecht giebt als dieses Priestergeschlecht; denn um von ihrem Stolze zu schweigen, mit welchem sie nicht nur Kaisern und Königen, sondern den Engeln sich gleichstellen, um nichts zu sagen von ihrem Geiz und ihrer Hoffahrt, wie weit geht die Unverschämtheit ihrer sinnlichen Lust.

.... Wenn nun die Hirten so beschaffen sind, wie mag es mit der Heerde aussehen? denn wie der Priester, so das Volk. Wo der Priester unwissend und gottlos ist, da ist auch keine Heilserkenntniß unter dem Volke, sondern Lüge, Afterrede, Todtschlag, Diebstahl, Ehebruch und jede Art von Bosheit. Unwissend sind sie allzumal, was schon daraus hervorgeht, daß sie ihre Hoffnung auf Lügen setzen und nicht auf den lebendigen Gott. Da sprechen sie: sollte mir nicht mein Fasten helfen, mein Beten, mein Almosengeben, meine Wallfahrten zu den Heilthümern u. s. w.? Deßhalb sind sie gottlos (Atheisten) weil ohne Gott; (denn der Thor spricht in seinem Herzen: es ist kein Gott) wenn sie gleich bei Himmel und Erde und bei allem was heilig ist schwören, daß, was sie thun, sie um Gottes willen thun. Es ist, als ob der Geist des Herodes in sie gefahren wäre, sie tödten das Christkind in Vieler Herzen, wie wir's täglich vor Augen sehen. Warum? weil sie fürchten, daß es sie vom Throne stoße, daß sie ihre Macht, ihre Reichthümer, ihre Lustbarkeiten und dergl. verlieren. Der Geist der Hohenpriester, der Aeltesten und Schriftgelehrten ist in sie gefahren; denn täglich rathschlagen sie mehr und mehr darüber, wie sie den schon zum Manne herangewachsenen Christus aus dem Wege räumen mögen. Bisweilen wird ihr Wunsch erfüllt, aber je mehr dieß geschieht, desto stärker erweist sich die Lebensmacht dessen, den sie tödten möchten; denn nur nach seiner sterblichen Seite vermögen sie es, ihn zu tödten, nicht nach seiner unsterblichen; d. i. sie können wohl die Leiber der Frommen bisweilen tödten, aber nicht zu schaden vermögen sie den Seelen, welche den lebendig machenden Geist in sich tragen. Und was ein sicheres Zeichen ihrer Gottlosigkeit ist; sie sinnen Tag und Nacht und machen Anschläge wider die Gerechtigkeit unsers Herrn Jesu Christi, so daß sie fast nichts anderes thun, als dieß.

Inzwischen ergeben sich die Andern dem Spiel, dem Fressen und Saufen, der Lästerung, dem Müssiggang und allen Lastern nach ihrem Gutdünken. Der einzige Maßstab, wonach sie das Christenthum bemessen, ist der Besuch der Messe. Da, rühmen sie, sei Christus gegenwärtig, aber freilich ein stummer und verborgener Christus! Fängt jedoch Christus an zu sprechen durch sein Wort, dann zischen sie ihn aus und wenn er nicht weichen will, so tödten sie ihn.

... Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß an den Orten, wo die Messe durch Gewalt wieder ist hergestellt worden, dort ist auch zugleich allen Schändlichkeiten Thür und Thor geöffnet. Ich kenne einen Ort, wo an demselben Tage, an welchem man wieder anfing Messe zu lesen, Karten, Würfel und Bretspiel in Bereitschaft standen. Das lüderliche Wesen, Saufgelage u. s. w. kehren da wieder. Und diese Leute sind es, die uns mit den gehässigsten Titeln beehren; sie, welche den Glauben an Gott durch Jesum Christum auszulöschen bemühen und uns gleich Schlachtschafen täglich den Tod schwören und uns den Krieg erklären, indem sie dabei auf das Alter und die Unumstößlichkeit ihrer Religion und ich weiß nicht auf was alles noch pochen. Ich will des Todes sein, wenn Einer von ihnen, heiße er gelehrt oder ungelehrt, eine richtige Einsicht in das Wesen des Christenthums hat. Und ihre sinnlose Wuth sollte euch schrecken und nicht vielmehr in der Wahrheit Gottes und unsers Herrn Jesu Christi, die ihr aus der heiligen Schrift und aus den Worten des Sohnes Gottes gelernt habt, euch befestigen? Ich habe das gute Vertrauen zu euch, Brüder! daß ihr in diesem Stücke nicht anders gesinnt seid, als die, in deren Herzen und Sinnen des Herrn Geist wohnt, in der festen Zuversicht, daß wenn durch ein richtiges Urtheil euer Inwendiges beruhigt worden, nichts so schrecklich sein werde, daß es euch könnte zum Weichen bringen.

Was ich bis dahin gesprochen, sollte zur Befestigung eurer Gemüther dienen. Nun lasset mich davon handeln, wie ihr euch gegen die Frommen, gegen die Schwachen und gegen die Gottlosen zu verhalten habt, denen ihr als Hirten vorgesetzt seid. Es ist euch nicht verborgen, Brüder, daß kein Fleisch so vom göttlichen Geiste durchhaucht ist, daß ihm nicht immer noch etwas von dem Elend seiner Natur anhafte, daher auch die Heiligsten jeweilen von den auf sie andringenden Stürmen der Trübsal bewegt werden. Das hat, wenn kein Anderer, Christus selbst hinlänglich uns durch sein Beispiel gelehrt; er, dessen Schweiß gleich Blutstropfen zur Erde rann, als er am Oelberge betete. Wenn also das Fleisch Christi, das von jedem Makel der Sünde frei blieb, das Gefühl der Betrübniß so schwer empfunden hat, wer sollte hinfort davon frei sein? Wir alle seufzen unter der Last der Sünden, darum liegt auch die Strafe der Trübsal schwerer auf uns, weil das Gewissen uns mahnt, daß wir nicht so ganz unverdient leiden. Mit was anders nur

als mit dem Wort Gottes ist der Geist der Frommen aufzurichten, da sie selbst außer dem Worte keine andere Autorität verlangen? Ihnen mag also das Wort des Apostels Paulus in Erinnerung gebracht werden, daß wir nicht einen knechtischen Geist von Gott empfangen haben, damit wir abermals uns fürchten sollten, sondern den Geist der Kindschaft, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! Dieser Geist ist es, der auch ihnen Zeugniß gibt, daß sie Gottes Kinder sind; wenn aber Kinder, so auch Erben, Erben Gottes, Miterben Christi. Sintemal sie mit ihm leiden, so werden sie auch mit ihm verherrlicht werden; denn das steht fest, daß zur Verherrlichung kein anderer Weg führt, als das Kreuz, da auch nicht einmal Christus auf einem andern Wege zur Herrlichkeit durchgedrungen ist, wie er von sich selbst bezeugt: Mußte nicht Christus also leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen? Und daß dieß derselbe Weg der Verherrlichung für alle Frommen sei, lehrt er offenbar. So jemand, sagt er, mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach. So lehrt auch Paulus, daß alle, welche gottselig leben wollen in Christo, Verfolgung leiden müssen. Und Petrus versichert dasselbe von der ganzen Kirche. So Einer als Christ leidet, soll er sich dessen nicht schämen, sondern Gott an seinem Theile verherrlichen. Da es nun Zeit ist, daß das Gericht beginne am Hause des Herrn, und solches nun zuerst bei uns beginnt, was soll das Ende derer sein, die dem Evangelium nicht glauben? Daraus geht klar hervor, was wir gesagt haben, daß das Kreuz einem Christenmenschen als eigenthümliches Loos beschieden ist, aber es ist auch nicht minder klar, daß das geduldige Tragen der Betrübniß um Christi willen das sicherste Kennzeichen der auserwählten Kinder Gottes ist. Wer solches bedenkt, der wird sich nicht leicht schrecken lassen, wenn die Zeit der Trübsal anbricht, denn er erkennt also bald darin mit Paulus den Willen Gottes. Welche der Herr zuvor versehen hat, die hat er auch verordnet, daß sie gleich sein sollen dem Ebenbild seines Sohnes, d. i. dem Bild seiner Leiden. Er bedenkt ferner, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge müssen zum Besten dienen, denn sie fördern zum ewigen Erbe Gottes. Wer also noch so elend ist, daß er das Kreuz, das er um Gottes willen tragen soll, flieht, der hat sich noch nicht selbst verleugnet, sich noch nicht ganz dem Willen Gottes hingegeben, so daß er diesem sich unterwerfend, alles willig auf sich nehme. Die Jünger des Herrn dankten Gott und freuten sich beim Hinweggehn aus dem Synedrium daß sie gewürdiget worden seien, Schmach zu leiden um seines Namens willen. Wird der nicht ein Gleiches thun, den der Herr mit der Stärke seines Geistes begabt hat? Wem daher die Macht dieser Stärke fehlt und wer also die Züchtigung des Herrn sich nicht zur Freude rechnet, dem werde ich zwar nicht den Geist überhaupt absprechen, wohl aber den Geist der Stärke, den fürstlichen Geist, wie David ihn nennet. Solche sind daher noch zu den Schwachen zu zählen, von denen wir nachher reden wollen. Es ist daher nöthig, sowohl die Trostsprüche aus der ganzen Schrift, besonders aber aus dem

neuen Testamente zu sammeln, als auch die Menge der tröstlichen Beispiele, wie die Geschichte der drei Männer im Feuerofen, die Geschichte Daniels, die Geschichte der Jünger des Herrn, besonders die Geschichte des Paulus und der Märtyrer, und auch die Geschichte vieler beherzter Männer unsrer Zeit sie darbieten, die durch Feuer, Wasser und Schwert den härtesten Tod erlitten haben, um des Glaubens willen an Jesum Christum. Wir zweifeln auch nicht, daß die Frommen zu dem Ende so gestärkt werden, daß es ihnen leicht wird, den Tod, geschweige denn die übrigen Qualen zu ertragen, die ihnen von den Gottlosen zugefügt werden. Eines freilich ist oft und viel zu bedenken und mit unausgesetztem Eifer zu betreiben, daß man nicht ablasse vom Gebet; denn Gott will, daß die Burg seines Erbarmens gleichsam von uns erobert werde, wie uns Christus in jenem Gleichniß von dem ungerechten Richter und der Wittwe lehrt; denn damit will er, wie auch der Evangelist andeutet, uns nichts anderes sagen, als daß man ohne Unterlaß beten und nicht müde werden soll. Allermeist aber ist solches nöthig zur Zeit der Trübsal, was der Herr durch Wort und Beispiel bewährt hat, als er vor seinem Leiden ausrief: mein Vater, ist's möglich so gehe dieser Kelch an mir vorüber; zu den Jüngern aber sprach er: wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Darum ist nicht genug zu bedenken, daß das Gebet eine feste Burg ist gegen den Andrang der Versuchungen, und wie nöthig dasselbe in Mitten der Trübsal sei, wer sollte das nicht wissen? Solche Versuchungen sind gerade jetzt viele vorhanden. Das Fleisch, die Welt, der gemeinsame Feind unsres Geschlechtes, der Satan, das alles dringt mehr als sonst auf uns ein. Wie groß ist die Macht solcher Versuchungen! Da nun der Herr seinen Jüngern befohlen hat, ihre Zuflucht zur Wachsamkeit und zum Gebet zu nehmen, so sehen wir leicht, was die Wirkung und Kraft des Gebetes sei, wenn es anders seine rechte Gestalt nicht verloren hat, d. h. wenn es ein gläubiges Gebet ist; denn das Gebet des Gerechten, schreibt Jakobus, vermag viel, wenn es ernstlich ist, unter Anführung des Beispiels von Elias. Und noch andere Beispiele lassen sich anführen, wie das eines Samuel, als er zum Herrn flehte, daß er Israel aus den Händen der Philister errette. Uebrigens könnte schon der einzige David uns hinlänglich belehren, wohin wir unsre Zuflucht zu nehmen haben am Tage der Trübsal. Wie oft wiederholt er: Ich schrie zu dem Herrn in meiner Noth, und er hat mich erhöret u. s. w. Und ebenso Assaph. Der ganze Psalter ist voll der herrlichsten Sprüche dieser Art, und euch sind sie bekannter als mir. Damit glaube ich zur Genüge gezeigt zu haben, wie man den Frommen begegnen soll.

Wir gehen zu den Schwachen über. Ich verstehe darunter Solche, welche zwar Glauben haben, aber keinen so starken Glauben, daß sie vermöchten einzusehen, wie alle äußern Dinge durch Christum in unsre Gewalt gegeben sind, vorbehalten allezeit die Liebe; solche zumeist, in welchen das Fleisch zu schwach ist, als daß es so bald alles was der Welt gefällig, von sich zu verwerfen und für Schaden zu achten im Stande wäre. Welche sich in diesem

Falle befinden, die sind also zu behandeln. Das Bißchen von Glauben, das noch in ihnen ist, muß fleißig durch Schrift und Wort Gottes gepflegt und gehegt werden. Die Verheißungen Gottes müssen ihnen vorgehalten und wie dieselben in Christo erfüllt worden, ihnen gezeigt werden, und das so, daß Keiner sei, der nicht bei sich die sichere Ueberzeugung von der Wahrheit des Gesagten gewinne. Auch die heftigsten Zusprüche können nicht haften, wenn die Einsicht in die Sache und die feste Ueberzeugung fehlt. Wie oft waren die Jünger des Herrn schwach, nachher aber glaubten sie an ihn und bekannten, daß er sei Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Petrus faßte einen solchen Abscheu, als Christus sein Leiden vorhersagte, daß er ihn als einen Irrenden abhalten wollte, mit den Worten: das widerfahre dir ja nicht! Und ähnlich verhält es sich mit den übrigen Jüngern. Aber was that der Herr? Er lehrte sanftmüthig und bewies seine Gottheit durch Wunder; mitunter schalt er auch ihren Unglauben, indem er nichts unterließ, was ihn in den Augen der Jünger konnte groß und göttlich erscheinen lassen.

Darin sollet ihr Christum nachahmen. Nicht, als ob ihr auch solltet Wunder thun, sondern dahin soll eure Arbeit gehen, daß Christus verherrlicht werde durch die Wunder, die geschehen sind, und seine Gottheit, wie ehemals, so auch jetzt bestätigt werde. So oft etwas zur Stärkung des Glaubens vorgebracht wird, so oft muß auch etwas milde hinzugefügt werden vom Ertragen der Uebel. Nie muß die Predigt vom Kreuz in die Mitte gestellt werden, ohne daß sie begleitet sei von dem Trost der Schrift. So hat allenthalben der Herr es gethan. Auch mit menschlichen und anderweitigen Vernunftgründen mag man der Schwäche des Fleisches entgegenkommen, insofern sie zur Unterstützung und nicht zur Entkräftung der göttlichen Wahrheit beitragen. Zum Beispiel: es soll der Mensch das Uebel tragen um Gottes willen, da ihm dasselbe auch um der Eltern, um der Kinder, um der Verwandten und Freunde und um mancher Dinge willen, die weit geringer sind, zu ertragen geziemt. Wir opfern das Leben oft aus Liebe zum Vaterland, warum sollten wir es nicht auch opfern aus Liebe zu Gott? Bisweilen setzen ganz verworfene Menschen Vaterland, Eltern, Gatten, Kinder, Hab und Gut und sich selbst hintan und nehmen Kriegsdienste um eines geringen Soldes willen auf wenige Monate, wie sollte denn nicht ein rechtschaffener und frommer Bürger das alles gering achten um Gottes willen, der um unsertwillen seines Sohnes nicht verschont und ihn, daß ich so sage, mit Hintansetzung des Himmels, in den Tod gegeben hat? Wir müssen doch Alle einmal sterben. Selig der, der für den Herrn zu sterben bereit ist. Der Fisch ist überall im Wasser zu Hause, in welchem Theil des Meeres er sich auch befinde; soll einem frommen Manne nicht die Erde sein, was dem Fischlein das Wasser? In den alten Zeiten sind vornehme Leute freiwillig in die Verbannung gegangen mit einem guten Gewissen in der Brust; warum soll der Mann, der den Frieden mit Gott durch Christum im Herzen trägt, nicht freiwillig das Exil ertragen? Solche Bei-

spiele sind lehrreich und ermunternd zugleich, und darum sind dergleichen, je nach der Beschaffenheit eines jeden Volkes, auszusinnen.'

Ein Hauptargument, dessen man sich mit Nutzen bedienen kann, wird auch die Standhaftigkeit unserer evangelischen Fürsten sein, die in gegenwärtiger Zeit so fest ist, daß man deutlich sieht wie der allmächtige, allgütige Gott selbst den rechten fürstlichen Geist auf sie herabgelassen hat. Wie suchen sie doch die Einigkeit zu fördern in der Sache des Herrn: denn sie sind durch Gottes Gnade zu der Einsicht gekommen, daß sie vor allen Dingen noth thue, um der Beständigkeit auch wirklich Bestand zu geben; denn wo man einig ist in der Wahrheit, zumal in der göttlichen, da kann auch die Beharrlichkeit im Guten nicht fehlen. Der Herr liebt die Eintracht; daher schützt und erhält er nach seiner Güte alle die, welche sie lieben. Zudem liegt es in der Natur dieser Tugend, daß sie eine erhaltende Kraft ist. Dagegen kann es uns nicht entgehn (und Gott mahnt uns auch wohl daran), daß die Uneinigkeit auflösend und verderblich wirkt auf ganze Länder, Städte und Familien. Ein in sich getheiltes Reich zerfällt, und weder ein Staat, noch ein Haus kann bestehen, das durch Uneinigkeit zerrüttet ist. Dieß könnte mit tausend Beispielen belegt werden, wenn nicht die göttliche Autorität mehr wäre als tausend mal tausend solcher Beispiele. Nur an eines will ich erinnern. Was war die Ursache der schweren Niederlage, die wir noch nicht so lange her*) erlitten haben. War nicht Uneinigkeit und Zwiespalt des Glaubens dran schuld? Es nützte auch nichts daß Päpstler und Wiedertäufer gemeinsame Sache machten und unter dasselbe Banner sich schaarten, indem die Einen glaubten im Tödten der Feinde ein gottwohlgefälliges Werk zu thun, die Andern das Wort und die Gerechtigkeit des Evangeliums gerne vertilgt hätten; denn als es zum Treffen kam, nahmen die Wiedertäufer Reißaus, noch ehe sie den Feind erblickt hatten, die Uebrigen, als sie den ernstlichen Eindruck hiervon vernahmen, suchten gleichfalls in der Flucht ihr Heil. Kein Theil zog aus, um den Feind zu schlagen, sondern um für sich selbst zu sorgen; denn daß einige Wenige aus den Papisten hie und da getödtet worden sind, hat seinen Grund nur in ihrer Unvorsichtigkeit und Unwissenheit, indem sie sich ohne es zu wissen, einem Haufen der Evangelischen angeschlossen hatten und dann im Tumult von ihren eignen Leuten erschlagen wurden. Daraus geht hervor, daß wir nicht sowohl der Tapferkeit der Feinde, als unsrer eignen Uneinigkeit erlegen sind. Damit nun die evangelischen Fürsten nicht Aehnliches zu befürchten haben**), suchen sie nach Kräften den Acker des Herrn vom Unkraut des evangelischen

*) nuperrime. So konnte der Vf. noch schreiben, dritthalb Jahre nach der unglücklichen Kappelerschlacht.

**) Bekanntlich war es wenige Jahre später auch bei den evangelischen Fürsten Deutschlands die Uneinigkeit, welche eine ähnliche Niederlage für sie im schmalkaldischen Kriege herbeiführte, wie sie die Schweizer in Kappel erlebt hatten.

Zwistes zu reinigen; so zwar, daß sie nach ihrer frommen Gesinnung nichts als aus sich unternehmen, sondern alles aus Gott, durch ihn und zu seiner Ehre. Sie lassen sich auch nicht abschrecken durch den bald erzwungenen, bald freiwilligen Abfall Vieler, indem sie wissen, daß Gott die Seinen kennt und auf seine Hülfe vertrauen. Sie hören den Donner der Geschütze, sehen die Blitze der auf sie gerichteten zornigen Blicke der Gottlosen, ohne sich zu fürchten; sie trauen auf den Gott ihres Heils, der sie bis dahin nicht verlassen hat. So viel über die Behandlung der Schwachen.

Wir kommen endlich zu den Gottlosen, welche zwar den Christennamen führen, selbst aber an nichts weniger Geschmack finden, als an christlichen Dingen; ja nichts mehr hassen mit ihrem ohnmächtigen Hasse, als eben das Christenthum; daher freuen sie sich von Herzen, wo sie sehen, daß das Wort der Wahrheit geschmäht, daß die Bekenner derselben eingekerkert, getödtet oder des Landes verwiesen werden, weil ihnen da gleich die Hoffnung aufgeht, daß das freie, zuchtlose Leben wiederkehren werde, das der Predigt des Evangeliums hat weichen müssen. Uebrigens kann man zweierlei Gattungen dieser Leute bei uns unterscheiden. Die Einen haben sich von jeher gezeigt wie sie sind und haben auch nichts Anderes scheinen wollen. Andere dagegen haben zeitweise die Frommen gespielt; wo sie jedoch gemerkt haben, daß ihnen ihr Bekenntniß für das Irdische keinen Nutzen abwarf, da haben sie sich wieder abgewandt und treten nun noch viel frecher auf als die Ersteren.

Was sollen wir hierzu sagen, als was Salomo sagt: die Peitsche dem Pferd, der Zaum dem Esel und die Ruthe auf den Rücken des Narren! So lange demnach die Gottlosen noch unter uns ihr Wesen treiben, ist von uns aus das Gesetz Gottes nicht sowohl zu handhaben, als zu verkündigen. Das ist die Ruthe, von der wir Gebrauch machen müssen, um die Gottlosigkeit in Schranken zu halten; denn die schärfere Vollziehung des Gesetzes ist andern Dienern anvertraut. Was Altes und Neues Testament dahin Gehöriges enthalten, daß muß mit aller Strenge gegen die Verächter des Heiligen geltend gemacht werden, namentlich alles das was gegen die Feinde Gottes geschrieben ist, wozu sich in Mose und den Propheten reichlicher Stoff vorfindet; in den evangelischen und apostolischen Schriften findet sich nur Weniges, was nicht hieher gezogen werden könnte. Alles was von den Juden, den Hohenpriestern, Schriftgelehrten, Aeltesten und falschen Propheten wider den Herrn gesagt und gethan worden ist, daß muß man diesen Leuten recht deutlich vor Augen stellen, damit sie sich darin spiegeln und selbst bei sich den Schluß ziehen mögen, daß dieselbe Strafe, von der die Juden betroffen werden, auch ihrer warte. Das hindert nicht, daß nicht auch auf die Strafen hingewiesen werde, welche der Herr allenthalben über seine Verächter verhängt, auch nach einem äußerlich in Ruhe und Sicherheit vollbrachten Leben. Er, dessen Wort die Wahrheit ist, wie sollte er es dulden, daß er da wo er selber spricht, verachtet werde? Solche Verachtung muß den Verlust des Heils nothwendig nach

sich ziehn. Wer mich verwirft sagt der Herr, und meine Worte nicht annimmt, der ist schon gerichtet. Das Wort, das ich geredet habe, wird ihn richten am jüngsten Tag. Es wird auch nicht ab Wege sein, da wo die Züchtigungen Gottes bei jenen Verächtern nur wenig anschlagen, von der Unerbittlichkeit des Todes und der Gewißheit desselben mit allem Nachdrucke zu reden. Auch das Gericht des Gewissens, das in der Todesstunde am mächtigsten hervortritt, ist ernstlich anzuregen und ihnen, damit sie es desto besser begreifen, in Beispielen von Verbrechern vor Augen zu stellen, die schon in dieser Welt zum Tode verurtheilt worden sind; denn daß Solchen das Gewissen über die verübten Frevelthaten aufwache, ist Thatsache und es läßt sich vermuthen, daß diese Gewissensqual ihnen noch eine ärgere Pein ist, als das Erleiden des leiblichen Todes. Solche Vorstellungen können, wenn die Betreffenden nicht ganz ins Thierische entartet sind, ihre Wirkung nicht verfehlen. Mit einem Worte, was geeignet ist, einen heilsamen Schrecken einzuflößen, das ist in einer Weise zu behandeln, daß es zur Ehre Gottes ausschlägt. Dabei ist freilich wohl darauf zu achten, daß man auch nicht zu viel sage: die Rede muß so gehalten sein, daß sie nicht eher Verzweiflung, als Besserung bewirke. Die Gestraften müssen es euren Worten, eurer Stimme, euren Geberden abfühlen, daß bei aller Strenge eurer Strafreden eine väterliche Gesinnung euch beseelt und daß ihr nicht nur da seid, um sie auszuschelten. Daß auch hierzu Uebung und Fleiß, vor allem aber Gebet nöthig sei, auch da wo sie euch um des Evangeliums Christi willen hassen, das, hoffe ich, werdet ihr wohl einsehen, und so zweifle ich auch nicht, daß der Geist euch beseele, der alles zur Ehre Gottes und zum Besten der Mitmenschen auszurichten versteht. Was ich gesagt habe bezieht sich auf beide (oben genannte) Gattungen. Weil aber besonders die letztere Gattung (die der Heuchler) am wenigsten gute Erwartungen erweckt, so will ich euch jetzt noch durch einige Beispiele zeigen, wie man mit ihnen verfahren muß.

Ihr kennt die Geschichte des Gehasi, des Dieners von Elisa, der unter dem Scheine der Gottseligkeit seine Habsucht zu befriedigen suchte. Ihr kennt den Simon Magus, der die Gaben Gottes um Geld kaufen wollte, ebenfalls nur um seines Geizes willen. Nicht weniger bekannt ist euch die habsüchtige Gesinnung der jüdischen Hohenpriester und der heutigen Päpstler, deren einziges Streben dahin ging, unter dem Scheine der Religion ihre Geldlust zu befriedigen. Kaum giebt es ein schändlicheres Verbrechen, als dieses, da es eine völlige Nichtachtung Gottes voraussetzt. Aus den angeführten Beispielen geht aber auch hervor, wie sehr Gott dieses Verbrechen verabscheut. Gehasi und seine Nachkommenschaft ist mit dem Aussatz auf ewige Zeiten behaftet worden. Simon, wovon das schändliche Laster der Simonie, das am päpstlichen Hofe ganz gemein ist, seinen Namen hat, muß von Petrus die Worte hören: „daß du verdammt werdest mit deinem Gelde! du wirst keinen Theil haben an diesem Wort, denn dein Herz ist nicht rechtschaffen vor Gott: denn

ich sehe du bist voll bitterer Galle und verknüpft mit der Ungerechtigkeit". Und wie oft wird den Hohenpriestern sowohl von den jüdischen Propheten, als von Christo selbst ihr Geiz, ihre Raublust und ihr verdammliches Leben vorgeworfen, das sie zur Unehre Gottes und zu ihrem eigenen Verderben geführt haben. Was des Papstes Priestern noch bevorsteht, ist nicht an uns zu sagen; aber so viel ist gewiß, daß wenn sie nicht durch Gottes Barmherzigkeit bekehrt werden, sie kein Heil erwarten können. Nur mögen die wohl zusehen, die sich dem Namen nach zu dem Evangelium bekannt haben, blos um der Freiheit des Fleisches oder um irdischen Gewinns willen, was für Ebenbilder sie haben: nämlich, eben jene verworfensten Menschen, welche die Erde trägt, jene Verächter Gottes, jene Thoren und Gottlosen. Sie sind um so viel besser als andere Gottlose, als die geld- und ruhmgierigen Priester besser waren, als jene. Das ist ihr einziger Vorzug, daß sie den Namen Gottes zu ihren Schandthaten mißbrauchen, was doch jene nicht thun. Darum heißt es auch von Solchen: „sie haben ihren Lohn dahin". Mir schaudert, so oft ich an dieses Verbrechen denke.

Ich höre, daß auch unter euch einige sagen: Was haben wir davon, daß wir das Papstthum aufgegeben und das Evangelium dagegen angenommen haben? Wir haben unter denselben Lasten zu seufzen, wir sind arm, nach wie vor, müssen den Herren dienen, müssen bei unserm Eide Zehnten und Abgaben bezahlen wie zuvor: worin wären wir denn freier geworden? Lieber wollte ich das Evangelium wäre nie gepredigt worden, als bei Solchen, die es also mißverstehen. Hat denn nicht das Elend, das vor etlichen Jahren der Bauernkrieg über Deutschland gebracht hat, seine Quelle in der falschen Darstellung und Auffassung der Lehre von der evangelischen Freiheit: ist nicht die schnelle und glückliche Ausbreitung des Wortes in Deutschland dadurch zurückgedrängt worden? wird es nicht noch heute dort und anderwärts dadurch aufgehalten, weil die Fürsten in der Meinung stehen, es werde auch in ihren Landen Aehnliches sich ereignen, wenn sie das Wort Gottes bei sich aufnehmen, indem sie nicht bedenken, daß jene Ereignisse eine Frucht des Irrthums waren, nicht aber der ächten und wahren Predigt des Wortes? Würden sie einsehen, daß gerechte Regierungen und Obrigkeiten an dem Evangelium eher ihre Stütze haben, so würden sie ohne Zweifel alle ihre Kraft anwenden, daß nach Beseitigung der päpstlichen Tyrannei, Jedermann freiwillig unter das sanfte Joch des Evangeliums sich beuge.

Aber höret, Brüder, wie jene eure Leute sprechen: Was liegt denn dran, wenn wir wieder päpstlich werden? wenn wir die Messe wieder aufnehmen? Kehrt doch mögligerweise damit der alte Wohlstand, die Ruhe, das lustige, freie Leben, und alles das in Hülle und Fülle wieder zurück! da muthet man uns nicht mehr zu, Tag und Nacht über göttliche und irdische nur vernünftige Gedanken haben zu wollen. Zu was soll doch das? Das verursacht unsern Köpfen nur Unruhe und legt unsern Schultern eine

Last auf; wer fühlt es nicht? Solches schwatzen diese Elenden vor der einfältigen Menge, nicht ohne großes Aergerniß, sie, welche die Kraft Gottes und des Evangeliums verkennen, die Kraft, welche den Geist des Menschen durch die Wiedergeburt innerlich und äußerlich erneuert, und ihn in den Stand setzt, die Werke der Liebe, die himmlischen Tugenden und alle Gerechtigkeit zu üben in aller Unschuld der Gesinnung. Das ist die Frucht, das die rechte Freiheit, die wir von der Vortrefflichkeit des Evangeliums zu erwarten haben; obgleich den Frommen inzwischen auch das nicht mangelt was zur Nahrung und Kleidung des Leibes gehört, nach der Verheißung Christi: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Nun aber, was ist solchen Leuten gegenüber zu thun? fragt ihr. Einmal darf die Bosheit, die ihre Gemüther beherrscht, durchaus nicht verdeckt werden, damit nicht ihr Blut von euren Händen gefordert werde und damit nicht dieses Verdecken den Schwachen ein Aergerniß gebe; denn diese werden durch den Anblick solcher Frechheit euch ins Verderben nachgezogen. Habt ihr aber dann nicht nur einmal, sondern zweimal und öfters bis zur Genüge das Eurige gethan, dann bleibt euch noch als das Letzte übrig, sie der Obrigkeit vorzuzeigen; denn ihre Pflicht ist es, als Statthalterin Gottes das Schwert zu führen, soweit die Kirche ihres äußern Schutzes bedarf, damit das Uebel nicht weiter in das Innere der Kirche Christi eindringe zu ihrem Verderben.

Hiermit habt ihr, geliebte Brüder, was mir nöthig geschienen hat in dieser so verworrenen Zeit euch zu schreiben, damit ihr, so Gott will, als wackere Krieger Christi die euch anvertrauten Schaaren durch Lehre und Ermahnung befestigt, wie es rechtschaffenen Männern geziemt, damit sie nicht durch die Bosheit und Wildheit der Welt und durch die Drohungen und Befehdungen der Gottlosen abgezogen werden von Gott und seinem Heil bringenden Wort. Mögen also die Frommen sich ermannen, indem sie im Vertrauen auf Gott zu kämpfen fortfahren wider die Bosheit der höllischen Mächte, wider die Lockungen des Fleisches und wider die Schrecken der Welt; denn wer bis ans Ende beharret, der wird selig. Mögen die Gottlosen zum Herrn bekehrt und gerettet werden. Ihr aber, als die Führer und Vorgänger, wollet den Vater anrufen durch den Sohn, daß er das angefangene Werk vollende zu seiner Ehre und zur Ehre seines eingebornen Sohnes, unsers Herrn; dann werdet ihr schon hier den Sieg und einst den herrlichsten Triumph fröhlich und unwandelbar feiern im Angesicht Gottes, seiner Engel und aller seiner Auserwählten. Lebet wohl und lasset die euch anvertrauten Gemeinden eurer Liebe befohlen sein; Basel den 31. Januar 1534.

III.

Zur Auslegung des Evangeliums Marci*). 1538.

1.

Zueignung an den Bürgermeister Jacob Meier.

Dem hochgeachteten, weisen und frommen Herrn, Herrn Jacob Meier, Bürgermeister löblicher Stadt Basel.

Zu einer Zeit, in welcher, wie in unserm Jahrhundert, das Evangelium Christi durch die gnädige Fügung Gottes klar und lauter gepredigt und in Schriften dargelegt und verherrlicht wird, muß nur um so dringender der Wunsch und das Verlangen entstehen, daß nunmehr auch die Werke der Gottseligkeit um so glänzender sich hervorthun möchten zur Verherrlichung des himmlischen Vaters. Dieß wäre das geeignetste Mittel den übeln Nachreden zu begegnen, welche das Wort Gottes bei den Weltleuten sich muß gefallen lassen; denn dann würden noch weit Mehrere durch frommes Beispiel zu Christo geführt, als jetzt die Prediger des Evangeliums durch ihre Predigt ihm zuführen. Aber ich weiß nicht wie es kommt, daß die Macht der Leidenschaften und Satan, der Feind des menschlichen Geschlechtes so viel vermögen, daß wir, die wir durch die Güte Gottes mit der lautern Erkenntniß der Wahrheit beschenkt worden sind, von Tag zu Tag schlimmer werden. Zwar tritt das Böse nicht so öffentlich und frech heraus, wie ehedem, aber als wollte man in schändlicher Heuchelei sein Spiel treiben mit Worten und Thaten, so behandelt man den Nächsten heimtückisch, vernachlässigt mehr und mehr das Wort Gottes und läßt die Jugend ohne Zucht aufwachsen. So schwer nun auch diese Sünden sind, so finden sie doch ihre Entschuldigung selbst in den Augen solcher Leute, welche das Evangelium einigermaßen zu schätzen wissen und welche das Regiment führen. Leichtfertige Reden gelten jetzt für das Zeichen eines geistreichen Mannes, und wie oft werden die unverschämtesten Aeußerungen des Muthwillens bald dem

*) In Evangelium Marci docta et pia Osvaldi Myconii Lucernani iam primum in lucem edita expositio. Basil. 1538.

Alter bald dem Stande zu gute gehalten, oder werden auf Rechnung des Weins geschrieben oder mit den Versuchungen des Reichthums und tausend andern Dingen entschuldigt? Wenn der Nächste beeinträchtigt und unmenschlich behandelt wird, so wird das gute Recht vorgeschoben oder irgend etwas erfunden, wodurch die Unmenschlichkeit gerechtfertigt erscheint. Wir sind in der That wunder-scharfsichtig im Aussinnen dessen, was uns entschuldigt, während wir unsrer Seits dem Nächsten jedes Unrecht zufügen. So wissen die, welche saumselig sind in Anhörung des Wortes tausend Gründe, ihre Nachlässigkeit zu beschönigen. Bald schieben sie die Schuld auf die Person der Prediger, und meist ohne allen Grund, oder, heißt es, man höre doch immer das alte Lied, oder es thut Einer groß damit, als ob er Christus und sein Evangelium schon ganz in sich aufgenommen und verdaut habe, und noch ein Anderer beklagt sich, daß die Leute durch das Wort doch gar zu sehr in die Enge getrieben würden. Was aber am meisten der Anhörung des göttlichen Wortes Hinderniß in den Weg legt, das ist der alte papistische Sauerteig, der zum Theil noch zurückgeblieben ist; denn von da aus erzeugt sich der Zweifel, ob es recht sei, das Göttliche dem Menschlichen, das Christliche dem Päpstlichen, die Gottseligkeit den nichtswürdigen Dingen vorzuziehen. Mehr als einmal habe ich mich auch gefragt, warum man sich um die Jugend so wenig bekümmere. Und da finde ich denn, daß eine gewisse Schlaffheit in Förderung der göttlichen Dinge die allgemeine Krankheit ist, an der die Alten leiden und ein gewisses Behagen der Selbstsucht, wobei man den unausbleiblichen Schaden gänzlich übersieht. Es fehlt auch nicht an Solchen, welche meinen, man dürfe das jugendliche Alter nicht zu sehr einengen und ihm nicht gar alle Freiheit entziehen, damit es nicht auf Schlimmeres verfalle. Diese scheinen nicht zu bedenken, was dieses Schießen lassen des Zügels für Uebel nach sich zieht. Die Alten und die Greise werden zu ihren Vätern gesammelt; ihnen folgen die Jungen, und was folgt dann weiter, wenn diese nicht fromm erzogen sind, als eine Grundsuppe alles Uebels? Wir pflanzen Bäume, wir bauen Häuser und richten den Acker zu für unsere Nachkommen, aber unterlassen es, gute und fromme Sitten zu pflanzen. Welch eine Schmach! welch eine Verantwortung für diejenigen, denen die Sorge für dieses Alter übertragen ist, für Eltern, Magistrate, Lehrer und Wächter des Wortes! Diese Saumseligkeit muß einst ihre Strafe finden, denn unsre Entschuldigungen werden bei Gott nichts gelten. Werden wir doch, wie Christus sagt, für jedes unnütze Wort zur Rechenschaft gezogen! Keine Thaten lassen sich da beschönigen, die nicht an sich selbst schön sind; denn den Christen geziemt es, anständig zu wandeln, als am Tage, wie Paulus lehrt. An der Liebe, lehrt Christus selbst, soll man erkennen, daß wir Christi Jünger sind. Das Wort Gottes aber, das die Seele bekehrt, giebt auch schon den Kindern Weisheit, macht das Herz fröhlich und die Augen lauter; ist es also zu verachten? Das Evangelium Jesu Christi ist eine Wiedergeburt der Gläubigen, wie Petrus bezeugt,

soll es denn nicht mit dem größten Vergnügen gehört werden? Das Fleisch zieht immer zur Erde und zu den irdischen Dingen, das Wort Christi hebt Herzen und Sinne hinauf in den Himmel; verdient es denn nicht unaufhörlich erforscht zu werden? Die Erkenntniß Christi ist unermeßlich, der Glaube selbst hilft wieder zur Erkenntniß; wie mag denn Einer sagen, er kenne Christum hinlänglich, er habe den christlichen Glauben vollkommen inne? Paulus ermahnt die Väter, ihre Kinder nicht zum Zorne zu reizen, sondern sie zu erziehen durch Erkenntniß und Furcht Gottes. Derselbe will auch, daß die Jünglinge durch fromme Ermahnung zur Bescheidenheit angehalten werden. Salomo spricht: Gedenke deines Schöpfers in der Jugend ehe die bösen Tage kommen. Sirach warnt unter anderm den Vater: Gieb deinem Sohn nicht die Macht in der Jugend und habe Acht auf seine Gedanken. Wer darf nun sagen, man solle die Jugend nicht in Schranken halten, sie zügeln und im Worte Gottes unterrichten? Wie wird, fragt David, ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Er antwortet: „wenn er sich an dein Wort hält.“ Daraus erhellt, daß man einem so schlüpfrigen Alter nicht besser begegnen kann als mit dem Worte Gottes. Schrecklich ist auch das Wort, welches Jeremias über Juda ausspricht: Kann auch ein Mohr seine Haut wandeln oder ein Pardel seine Flecken, und so solltet ihr können Gutes thun, wenn ihr gelernt habt Böses thun? Ist demnach nicht zu fürchten, daß in spätern Jahren die Jugend nicht mehr kann gebessert werden, wenn sie nicht früher Gutes thun gelernt hat? Die Erfahrung lehrt, wie schwer es ist, von dem zu lassen woran man sich gewöhnt und es in irgend etwas zur Vollkommenheit zu bringen, was man nicht von Kindheit auf getrieben hat. Wenn also die Jugend nichts Gutes und Edles in sich aufgenommen hat, was soll man denn vom reifern, ja vom Greisenalter erwarten? Thoren, die wir nur dem unsre Aufmerksamkeit schenken was vor Augen liegt, und nicht an die Zukunft denken, zumal in den wichtigsten, den göttlichen Dingen. Jene freilich (die irdischen) setzen Leib und Geist in Bewegung und ergötzen beide, indem sie ihnen schmeicheln; die zukünftigen Dinge berühren uns nur in Gestalt der Hoffnung und werden eben weil sie himmlisch sind uns erst nach dem Tode zu Theil. Der Weg zu ihnen vor dem Tode ist ein überaus harter Weg; denn es gilt, der Weltfreuden sich zu entschlagen, das Schwere, das Gott uns schickt, mit Geduld zu tragen und also auszuharren bis ans Ende. Unter Tausenden wird kaum Einer gefunden, der schon jetzt die Wonne derselben als eine gegenwärtige empfindet, so daß wir leicht einsehen, warum Christus gesagt, der Weg zum Himmelreich sei schmal und Wenige seien es, die darauf wandeln.

Damit ich nun auch an meinem geringen Orte etwas dazu beitragen möchte, die Macht der Leidenschaften zu brechen und den Satan zu bekämpfen, so haben die, welche mich zum Niederschreiben dieser Auslegung des Ev. Marci veranlaßt haben, mich auch um die Veröffentlichung derselben gebeten.

Die Veranlassung aber war diese: Einer der Unsrigen hatte es unternommen, diesen Evangelisten der Gemeinde zu erklären und in Ermanglung der nöthigen Hülfsmittel wandte er sich auch an mich. Ich willfahrte; denn das Begehren betraf den Nutzen der gemeinsamen Kirche. Wie die Predigten, so sind auch diese schriftlichen Aufzeichnungen verfertigt worden, sprungweise und daher kommt auch die Ungleichheit des Styles. Als ich mit meiner Arbeit zu Ende war, forderten mich nicht nur Einer, sondern Mehrere auf, dieselbe herauszugeben, indem sie hofften, daß sie den schon erwähnten Nutzen schaffen möchten. Was mich betrifft, so gestehe ich zwar offen, daß ich bis dahin kein sonderlicher Freund von vielen Commentaren über die heilige Schrift gewesen bin; nicht weil sie mir an sich mißfielen, sondern weil ich fürchte es möchte wieder geschehen, was offenbar ehedem geschehen ist, daß man nämlich vor lauter Commentaren die Schrift selbst hintangesetzt und vernachlässigt hat; daher ist es denn gekommen, daß die Leute nur aus ihnen (den Commentaren) unterrichtet wurden zum Verderben vieler Seelen, die dann des festen und gewissen Trostes entbehrten, der allein aus der h. Schrift geschöpft werden muß. Ich weiß nicht wie es geschieht, daß ein und derselbe Spruch uns nicht also anspricht aus dem Munde eines Menschen, wie aus dem Munde des Geistes? doch wohl darum, weil wir diesem von vorne herein und ohne allen Zweifel die Wahrheit zutrauen, was bei einem Menschen nicht der Fall ist. Was ich also hier beginne, geschieht nicht sowohl aus eigenem Antrieb, als auf den Rath Anderer hin; denn mir ist das geringe Maaß meiner Kräfte und meiner Einsicht eben so wenig unbekannt, als das Große des Unternehmens, die göttlichen Aussprüche in öffentlicher Schrift der Welt auszulegen. Was aber auch immer mich zum Schreiben bewogen haben mag, so bedarf ich, ich will nicht sagen eines Vertheidigers, (denn ich begehre keine Vertheidigung einer Sache, die nicht vertheidigt zu werden braucht) wohl aber eines Schmuckes, womit ich den Eingang meines Werkes zieren möge, um die Leser anzulocken, von meiner Arbeit Kenntniß zu nehmen. Dazu aber schien mir nichts geeigneter als dein allverehrter Name, der berühmt ist durch Weisheit, Gerechtigkeit, Milde und durch alle die Tugenden, welche in erster Linie dem Haupte eines Freistaates wohl anstehen; ich meine die Kenntniß und die Vertheidigung der Gesetze und alles dasjenige, worin die Kunst und Tüchtigkeit des Staatsmannes sich bewährt, eines Mannes, der stets bereit sei, den Klagenden sein Ohr zu leihen, die Lasten des Amtes zu tragen, bei welchem auch kein Ansehn der Person stattfinde, der weder durch Geschenke noch durch Schmeichelei sich bestechen lasse, der Wahrheit und Recht handhabe und Tag und Nacht an nichts anders denke als an die Wohlfahrt des ganzen Gemeinwesens. Wollte ich dieß Alles im Einzelnen ausführen, so müßte ich fürchten, deiner Würde nicht zu genügen. Aber von deiner Frömmigkeit noch ein Wort zu sagen, gebietet mir die Frömmigkeit selbst; denn wie du stets im Rufe gestanden eines trefflichen und weisen Oberstzunftmeisters, so, nachdem du zur Würde des

Bürgermeisters gelangt, auch im Rufe eines eben so trefflichen und weisen Bürgermeisters und Vaters; denn gleich von Anbeginn, als du das Licht der evangelischen Wahrheit erkannt hast, hast du diese Wahrheit auch mit Liebe umfaßt, sie gehegt und gepflegt und sie zu verbreiten begonnen, so daß die Kirche Basel einen guten Theil der wiederhergestellten Frömmigkeit und Religion dir verdankt. Je und je bist du die Zuflucht aller Frommen gewesen. Welche anstrengende Arbeiten, welche Lasten, wie vielen Unglimpf bist du genöthigt gewesen auf dich zu laden. Und je höher gestellt die Feinde waren durch Rang, Gelehrsamkeit und Ansehen, desto schwieriger war der Kampf. Aber der, den du dir zu deinem Schutz und Schirm erwählt hast, der ist dir auch mächtig beigestanden, so daß am Ende alles einen beruhigenden Ausgang gewonnen hat. Du bist auch allezeit mit denen in freundlichem Vernehmen gestanden, welche der Herr gewürdigt hat, Haushalter über seine Geheimnisse zu sein, und hast dich dadurch vortheilhaft von denen unterschieden, welche, auch nachdem sie scheinen das Wort der Wahrheit angenommen zu haben, doch, ich weiß nicht aus welchem angeborenen Instinkt heraus, die Prediger mit Haß verfolgen, weil die politischen Machthaber es nun einmal nicht leiden mögen, daß man ihre wunden Flecke berührt. Du anerkennst die Mitarbeiter Gottes, du weißt, daß sie nur sagen, was der Herr ihnen zu sagen gebietet, daß ihre Lehre Gottes Lehre und daß auch das Strafamt ihnen von Gott übertragen ist, so daß ihre ganze kirchliche Wirksamkeit in keinem andern als in göttlichem Auftrage geschieht, wenn anders sie ächte Hirten sind, welche die Heerde um Christi willen weiden und nicht um ihrer selbst willen.

So ist es denn auch begreiflich, daß keiner unter uns ist, der dich nicht liebe und hochachte als einen ächten Mann Gottes*). Wie strenge du das Böse hassest und wie du dich freust über das Wachsthum der Tugenden, das läßt sich auch abnehmen aus dem Schmerz, der dich befällt, so oft etwas geschieht, wodurch die evangelische Lauterkeit befleckt wird.

Auch was du zur Förderung der Gelehrsamkeit thust und wie du auf christliche Erkenntniß dringst bei denen, welche der Wissenschaft vorstehen, ist ein Beweis davon. O wenn hier die wissenschaftliche Einsicht ebenso verbreitet wäre als die wahre Weisheit und Klugheit, wie viel besser und würdiger würde alles von statten gehn, sowohl in Betreff der Gelehrsamkeit, als der guten Sitte, die ja beide aufs Innigste miteinander verbunden sind. Dazu führt aber das Studium der heiligen Schrift und der tägliche Verkehr mit ihr. Lässest du einen einzigen Tag vorüber gehn, ohne dich mit ihr ernstlich beschäf-

*) So glauben wir das allerdings starke velut numen hic in terris præsentissimum, mehr dem Sinne als dem Wortlaute nach übersetzen zu sollen; das Streben nach klassischem Ausdruck und gewiß nicht niedrige Schmeichelei hat wohl dem Verfasser diese den Alten geläufige, unser Gefühl leicht stoßende Redensart an die Hand gegeben.

tigt zu haben? So groß auch deine Geschäfte sind, sie sollen dich nicht hindern in dieser guten Gewohnheit.

Im Gegentheil, je mehr sich die Geschäfte häufen, desto wichtiger und nothwendiger machen sie dir die Erforschung und Uebung der heiligen Lehre, weil du weißt wie die rechte Erkenntniß und auch die praktische Tüchtigkeit eben daher zu schöpfen ist. Es würde besser stehen mit dem Christenthum, wenn alle obrigkeitlichen Personen diese gute Gewohnheit hätten. Das ist ja die Frucht des Verkehrs mit Büchern überhaupt, daß die Menschen gleichsam in ihre Natur verwandelt werden. So finden wir, daß die Leser aristotelischer Schriften den Aristoteles, die der platonischen den Plato, die Leser des Scotus den Scotus, die des Ovid den Ovid in sich selbst wiederholen; wie sollte nicht in weit höherm und mächtigerm Grade das Lesen der göttlichen Schrif die Menschen göttlich machen? denn hier liegt eine Kraft, welche den Menschen mächtig umwandelt ins Göttliche, wie schon oben David bezeugt hat.

Wie du nun, aus Antrieb der heiligen Schrift alles mit Gott thust, so richtest du auch alles auf ihn, so daß ich mir und Andern es oft sagen mußte, du seist Einer von den Wenigen, die alles in Rath und That durch Gottes Geist beginnen, ordnen und zum Ziel führen; daher lieben und ehren dich alle Frommen als ihren Vater, und auch die Gottlosen müssen dir im Stillen Bewunderung und Ehrfurcht zollen, wenn sie auch im Innern murren und vor Aerger verbersten möchten. Was ich sage, das sage ich vor Gott und von Herzen. Wohl pflegt man bisweilen junge Fürsten zu loben, nicht weil sie solches Lob verdienen, sondern damit sie solches Lobes sich dereinst würdig machen sollen. Eines solchen Spornes bedarfst du, der im Dienst der Frömmigkeit ergraute Krieger nicht. Darum habe ich auch etwas anderes im Auge bei der Herausgabe dieser Schrift, nämlich dein Bild wollte ich derselben vorsetzen, nicht nur als Schmuck, sondern auch andern und auswärtigen Lesern, namentlich Solchen, die deines Standes sind, zum Vorbild der Frömmigkeit. Zugleich sollte auch die Nennung deines Namens ein Beweis sein meiner innigsten Verehrung und Hochachtung, womit ich mich dir auch in Zukunft will empfohlen haben. Gott sei mit dir und erhalte dich uns noch lange als Zierde dieser Stadt und der wahren Religion. — Basel, den 7. März 1538.

2.

Proben aus dem Commentar.

1. Anfang des Evangeliums Jesu Christi (Marcus 1, 1 ff.), das will sagen: Anfang der guten Botschaft, Anfang des Heils, das der

Menschheit durch Jesum Christum geworden ist, als durch Den, durch welchen allein von Gott das Heil ist verheißen worden. Darum kann, was die Rechtfertigung betrifft, uns nichts helfen, weder die Philosophie, noch menschliche Gesetze, noch alles was von der menschlichen Vernunft ausgegangen oder von ihr aufgenommen ist, auch wenn es vom Himmel käme.

„Des Sohnes Gottes" wird hinzugesetzt, damit wir erkennen die Sicherheit, Zuverlässigkeit und Vollkommenheit dieses guten Boten. Von Gottes Sohn und von Gott, der durch den Sohn handelt, kann nichts Unvollkommenes kommen. Es ist daher schrecklich wenn der Papst dem allem widerspricht mit seinem Verdienst, seinem Fegefeuer, seiner Messe, seinen guten Werken. Darum sollen die unaufhörlich Gott danken, denen es jetzt gegeben ist, seine Barmherzigkeit und Güte zu erkennen, zu umfassen und dankbar ihr nachzugehn. So groß ist dieses göttliche Geschenk, daß alle menschliche Vernunft nicht hinreicht, seine Größe zu ermessen.

---

2. Siehe ich sende meinen Engel vor dir her u. s. w. Dreierlei hat Johannes gethan, er hat Buße gepredigt, d. i. die Nothwendigkeit eines neuen Lebens, er hat das Evangelium gepredigt, indem er auf Christum hinwies, durch den dieses neue Leben zu erlangen ist, endlich hat er diejenigen getauft, die sich zu ihm wandten. Er bezeichnet, er mahnt, er stellt dar (Signat, monet, repraesentat). Er bezeichnet die, welche zu Christo sich bekannt haben, er mahnt (lehrt), indem er das Erbarmen und die Gnade Gottes verkündigt, welche er uns geschenkt hat durch den Tod seines Sohnes, und er stellt die Vergebung der Sünden im Blute Christi dar in sacramentlicher Weise: daher wird auch die Taufe von Paulus ein Zeichen der Wiedergeburt genannt, nicht also, daß sie von sich aus die Wiedergeburt bewirke, sondern daß Gott es thue durch sie, indem die Kraft des Blutes Christi das Vermittelnde ist.

Ueber die Person des Täufers: Der Evangelist schildert seine strenge Lebensweise; er hielt nichts auf prächtige Kleider und köstliche Speisen, sondern war zufrieden mit dem, was ihm zur Hand war. Er lag dem Geschäft der Frömmigkeit ob, wie er nämlich dem Herrn den Weg bereiten möge. Johannes ist ein Vorbild Allen, die Christum zu verkündigen berufen sind. Da gilt es, der Welt zu entsagen und all ihrer Pracht und Herrlichkeit, wenn man das Evangelium rein und wirksam verkündigen will. Darum aber ist nicht nöthig in der Wüste zu leben. Christus hat auch nicht, oder doch nur kurze Zeit in der Wüste gelebt, und ebensowenig die Apostel, die doch Christum nicht nur den Juden, sondern der Welt verkündigt haben. Was das Kleid des Täufers (im Vorbeigehn gesagt) betrifft, so haben die dummen Maler nach Anleitung dummer Priester ihn gemalt mit einem Kameelsfell, während es ein Kleid war aus Kameelhaaren, d. i. ein rauhes Kleid. Darum

sagt Christus: was seid ihr hinausgegangen in die Wüste, wolltet ihr einen Mann in weichen Kleidern sehen? — Alles (auch der Gürtel) deutet auf die Einfachheit seines Wesens hin. Wer göttliche Zwecke sich vorsetzt, der verfolgt auf des Geistes Trieb auch in den Dingen dieser Welt eine andere Lebensweise, als die Welt.

Johannes und Christus: Johannes war schwach; er taufte mit Wasser, nur damit Christus geoffenbart würde; Christus aber ist stark, der durch seinen Geist die Menschen wiedergeboren hat und sie noch wiedergebiert, auf daß sie aus irdischen Wesen himmlische, aus fleischlichen geistliche, aus Sündern und Sclaven des Teufels Söhne Gottes würden. —

Hier möchte ich, daß die Papisten ihre Ohnmacht erkennten, da sie durch gute Werke, entweder durch eigene oder durch entlehnte, den Himmel verdienen wollen. Johannes war doch schon im Mutterleibe mit dem heiligen Geist erfüllt, in ihm hat er seit er ans Licht getreten alles gethan und sich niemals von demselben entblößt gezeigt, und doch wirft er sich so ganz weg, Christo gegenüber, daß er von diesem das Zeugniß verdiente, unter allen denen, die vom Weibe geboren, sei keiner größer als er. Was sollen nun diejenigen thun, die so sehr von ihm abstehen, sowohl in Gesinnung als in Werken? werden sie mit ihren Werken etwas verdienen, die sie aus eigenen Kräften thun, während Johannes nichts verdiente mit dem was er in Kraft des Geistes Gottes that? Guter Gott! welche Verblendung! Mögen sie doch ihr Elend einsehen, ihre Sünden bekennen und Dich anflehen um die Gnade deines Heiles, durch den einigen Mittler, Christum, unsern Herrn, wenn sie nicht wollen, daß der Zorn Gottes über ihnen bleibe ewiglich.

Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe u. s. w. Solches zeugt der Vater von seinem eingeborenen Sohn, 1. daß er sein geliebter Sohn sei; 2. daß er Wohlgefallen an ihm habe; 3. daß man ihn hören soll (vergl. Matth. 17). Das ist so klar und deutlich, daß jeder es einsehen, so offenbar, daß jeder es verstehen, so gewiß, daß keiner daran zweifeln kann. Was verlangt nun der Papst, wenn er den Seinigen ein anderes Mittel anweist, in welchem sie sollen mit Gott versöhnt werden? Warum soll man ihn mehr hören, als Christum? Ist er wahrhaftiger, als Gott? Kennt er die Gesinnung Gottes besser, als Gott selbst? ist er mächtiger, als Gott? Ist er nicht ein Mensch? ein Geschöpf Gottes? ein Knecht Gottes (so nennt er sich ja selbst)?*) Ist er aber ein Mensch, ein Geschöpf, ein Knecht Gottes, warum erkennt er dieß nicht an? warum löscht er die Gebote Gottes aus und befiehlt Anders? Wenn er es anerkennt, um so seltsamer ist was er von sich aussagt. Wenn der Minister eines irdischen Fürsten also handeln würde und

*) Servus Servorum Dei.

doch Minister sein wollte, so würde er nicht nur vom Fürsten, sondern von Allen ausgelacht werden. Wird Gott diesen Großthuereien ungestraft zusehen? Gewiß nicht! Man denke nur an das Beispiel vom frommen und getreuen und vom bösen Knechte. Wir aber wollen den hören, den Gott uns zu hören befiehlt und seinen Fußtapfen nachfolgen, in der festen Ueberzeugung, daß wir damit Gottes Willen thun, auch wenn die ganze Welt anders denkt mit ihren Gelehrten, mit ihrer Menge, mit ihrer Länge von Jahren, mit ihren Heiligen. Das soll uns feststehen, daß Christus der einzige Mittler und Versöhner sei zwischen Gott und uns. Wenn wir auf ihn uns verlassen, dann haben wir Gott zum Vater und sonst nimmermehr.

Die Versuchung in der Wüste. Gott wollte, daß es offenbar werden sollte, daß sein Sohn wahrhaft Fleisch angenommen habe; denn die Versuchungen des Teufels betreffen das Fleisch; Christus aber ließ sich versuchen, damit er uns in allem gleich werde und uns die gewisse Hoffnung verschaffe, daß die göttliche Hülfe uns beistehe, wenn wir von Versuchungen angefochten werden. Er wollte durch sein Beispiel lehren, wie denen Versuchungen bereitet werden, die sich zu einem göttlichen Leben anschicken, besonders denen, welche das Wort des Herrn verkündigen wollen, zur Bekehrung ins Himmlische. — Es wundern sich wohl Einige, daß Christus sich von dem bösen Geiste habe so durch die Luft tragen lassen, und bedenken nicht, daß solches alles in der Wüste geschehen ist. Darum ist nothwendig anzunehmen, daß jene Anläufe nicht als wirkliche Vorgänge, sondern in Gestalt der Vision an den Herrn gekommen sind, ob nämlich das Fleisch, das in allem dem unsrigen gleich war dahin könne geführt werden, daß es dem Teufel zu Willen lebe; denn es wäre nicht nur abgeschmackt, sondern ganz nutzlos, wenn, der mit dem heiligen Geist vor allen Andern erfüllt, alles ausrichtete, so vom Teufel von einem Orte zum andern wäre gleichsam auf den Armen getragen worden, um da versucht zu werden; zu was sollte das den Menschen nutzen? das würde nur Zweifel erwecken, welche den menschlichen Geist beunruhigen, zumal da dergleichen noch keinem begegnet ist, wenn er versucht wurde. Wir wissen aus der täglichen Erfahrung, wie den heiligen Männern von dem listigen Dämon Versuchungen in den verschiedensten Gestalten bereitet werden. Wenn Einer solche Versuchungen in einer Weise beschreiben würde, wie sie hier von Christo beschrieben sind, so würde Jeder sagen, es sei so geschehen, um die Sache den Lesern anschaulicher und faßlicher zu machen. Warum sollen wir bei Erklärung dieser Stelle nicht auch so verfahren? Wir sind zu ihr berechtigt durch alttestamentliche Parallelen, wie bei dem Gürtel des Jeremia (Kap. 13) und bei dem Schlaf des Ezechiel (Kap. 4). Obgleich dieß nur innere Vorgänge waren (imaginaria), so werden sie doch so beschrieben, als wären sie nicht anders geschehen, als wie sie beschrieben sind (man vergl. darüber Butzer zum 4. Kap. des Matthäus). Darum mögen Jene aufhören sich zu

wundern, und die Geschichte so nehmen, wie sie uns das arglistige Verfahren des Teufels vor Augen stellt. Durch das Beispiel Christi aber werden wir belehrt, wie der Teufel, wenn er uns versucht, abzuwehren ist, nämlich durch den Glauben an das Wort Gottes. Stehen wir darin fest, so wird es nie dazu kommen, daß wir dem Versucher weichen müssen. Zudem lernen wir daraus, daß niemand von Versuchungen frei bleibe, nachdem Christus ihnen nicht hat entgehen können.

Das Fasten. Was soll man dazu sagen, daß der Papst zur Nachahmung des Fastens Christi das 40tägige Fasten eingeführt hat? Daß es nicht Sache des Menschen ist, es hierin Christo nachzuthun, und dann daß eine solche Nachahmung wie sie jetzt geübt wird, weder aus dem Glauben ist, weil gezwungen, noch aus der Liebe, weil sie dem Nächsten mehr schadet, als nützt. Ist dieses wahr, wie es denn nur zu wahr ist, so kann ein solches Fasten Gott nicht nur nicht wohlgefallen, sondern es ist Sünde; denn was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde (Röm. 14). Geschweige denn, daß die Art, wie das Fasten bei uns betrieben wird, seines Gleichen weder im Alten noch im Neuen Testament findet. Oder wer hat je so gefastet, daß er bei einer Mahlzeit das Doppelte beinahe für alle andern an Speise und Trank zu sich nimmt? daß, indem er die gröbere Hausmannskost verschmäht, desto feinere Leckerbissen sich auswählt, wie es die Führer des Volkes zu thun pflegen, die Priester zumal und die Reichen; daß er eine sogenannte „Collation“ zu sich nimmt, an der ein Taglöhner bei den größten und schwersten Arbeiten über und über genug hätte? Das heißt sich mästen, und nicht fasten. Wer fastet, der enthält sich der Speise; wir aber füllen uns nie mehr mit Essen und Trinken, als wenn wir nach den Vorschriften der römischen Kirche Fasten halten. Wer fastet, der dämpft in seinem Herzen die Ueppigkeit des Fleisches, damit der Geist desto leichter im Gebet sich zu Gott aufschwinge, wir dagegen werden nie stumpfsinniger, um nicht ein ärgeres Wort zu gebrauchen, da der Geist durch den übermäßigen Genuß der Speisen gar sehr beschwert wird. Vor Zeiten enthielten sich die gottseligen Männer der Speise, wie Jeder es für zuträglich hielt, um des Fleisches Lust zu zügeln und sich der reinsten Andacht im Gebet hingeben zu können; das war eine aufrichtige Uebung des Geistes. Wir finden, ich weiß nicht welches Verdienst heraus, ja nehmen ein solches in Anspruch und beurtheilen so unser Fasten als Thoren oder besser zu sagen als Weichlinge; daher ist auch nicht leicht heut zu Tage ein Frommer, der nicht gegen diese lächerliche Enthaltsamkeit seine Stimme erhöbe, die der Unmäßigkeit gleichkommt, und dagegen den mäßigen Genuß der gewöhnlichen Speise vorzöge, wobei der Geist gleichwohl sich zubereiten kann zum Dienste Gottes und tüchtig werden zur Ausübung einer jeglichen Tugend. Darum ist es durchaus unwahr, wenn die Päpstler uns verschreien, daß wir die Fasten aufheben, indem wir vielmehr lehren, daß das ganze Leben des Christen sich in den Schran-

ken der Enthaltsamkeit bewegen soll, also daß wir Speis und Trank auf die rechte Weise genießen, verbunden mit Danksagung.

Das Ende der Versuchung. Matthäus berichtet, daß ihn der Teufel verlassen habe und daß die Engel hinzu traten und ihm dieneten. So laßt auch uns den Teufel von uns treiben, und zweifeln wir nicht, daß wenn er geflohen, auch uns Engel zum Dienst bereit sein werden.

Thut Buße und glaubet dem Evangelium. Dieß mögen die jämmerlichen Heiligen des Papstes bedenken und aufhören auf ihre Gerechtigkeit zu vertrauen; denn, wenn ihr nicht glaubet, sagt Christus, daß ich es bin, so werdet ihr in euern Sünden sterben (Joh. 8). Die erste Stufe zur Gnade des Evangeliums ist die Buße. Im Lateinischen heißt resipiscere soviel als wiederum weise werden (denuo sapere)*); solange nämlich der Mensch sündigt, ist er unweise, denn er thut was gegen Gott und seinen Herrn ist. Er kehrt zur Weisheit zurück (resipiscit) wenn er einsieht, was er begangen hat und wovon er gefallen ist und sucht sich nun zu hüten daß er nicht von Neuem in Sünden falle. Das ist die evangelische Buße. Vergleichst du sie mit der päpstlichen, so wird dir die Thorheit und der Trug in die Augen springen. Jene (die christliche Buße) befiehlt, daß wer gesündigt nicht wieder sündigen soll. Diese (die päpstliche) legt sich auf Gebetlein, Fasten, Almosen, heuchlerische Gelübde, wodurch die Sünden nicht beseitigt, sondern die Sünder sicher gemacht werden und nur um so mehr sündigen, weil sie glauben durch solche Dinge von der Schuld ihrer Vergehungen befreit werden zu können. Die Päpstler sollen gehen mit ihrem Geschrei, als vernichteten wir die Heiligkeit der Buße; wir führen die rechte Buße zurück, die eine solche Besserung des Lebens befiehlt, daß du von nun an nicht mehr der bist, der du früher warst. Nur jene Buße halten wir fern, die aus menschlicher Einbildung entstanden, blos Sünder macht und zwar beharrliche. Wer nun aber wirklich Buße gethan, der glaubt an das Evangelium, oder, wie es genauer nach dem Griechischen heißt, er glaubt durch das Evangelium**). Hiemit ist uns gesagt, durch wen Alle die von ihrer Sündenlast sollen befreit werden, die darunter

---

*) Myconius hält sich hier an den lateinischen Text der Bibel, obwohl ihm das Griechische nicht unbekannt war, wie es der ganze Commentar zeigt. Das griechische Metanoia (Sinnesänderung) hätte übrigens auf eine ähnliche Darstellung der Sache führen können.

**) ἐν τῷ εὐαγγελίῳ. Myconius bemerkt dabei, Andere hielten das für einen Hebraismus; allein er verräth hier den strengen philologischen Sinn, der es mit den Partikeln genau nimmt. Auch neuere Schriftforscher (wie Fritzsche) sind der von M. angegebenen Erklärung gefolgt, während auch jetzt noch Andere und gewiegte Autoritäten bei der gewöhnlichen Erklärung „an das Evangelium“ stehen bleiben.

seufzen. Jesus Christus ist der Erlöser der Welt; daher sagt Petrus mit Recht: es ist kein andrer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden (Apostelgeschichte 4). Sollen wir also dem Evangelium glauben, das uns über das Heil der Menschen die volleste Wahrheit und Gewißheit giebt, indem es uns vollkommenes Heil in Christo, dem Sohn Gottes, anbietet, der nach seinem Fleische am Holze des Kreuzes gehangen, wie mag nun der Papst, der Verführer, solches Heil durch menschliche Gerechtigkeit versprechen, die nach dem Ausspruch des Propheten (Jesaia 64) einem befleckten Tuch verglichen wird? Warum stimmen ihm die Theologen, die Priester, die Mönche, warum die Laien bei, von den Vornehmsten bis zu den Geringsten? Wenn Christus so gar nichts bei ihnen gilt, so mögen sie doch lieber auch seinen Namen ablegen, statt ihn zu entehren.

Die Berufung der Jünger. Christus war ein Lehrer und so bedurfte er auch der Schüler, und zwar solcher, die nach seinem Hingange im Stande wären, seine Lehre weiter zu verbreiten; denn das war Gottes Wille, daß alle Menschen in dem unterrichtet würden, was Gottes ist. Darum beginnt Jesus die zu berufen, die ihm zu diesem Amte geeignet schienen, zuerst Simon und seinen Bruder Andreas, dann Jacobus und Johannes, die Söhne Zebedäi, alles Fischer. Laßt uns die Sache näher betrachten. Erst ruft der Herr und das ist die Art der göttlichen Wahl, die nicht auf das Werk sieht oder auf irgend sonst etwas, sondern die lediglich nach eigenem Wohlgefallen handelt. Wie es ihr gefällt, so handelt sie, nicht nur hier, sondern allenthalben, so daß alles geschehe von ihr, durch sie und zu ihr. Warum hat der Herr Fischer gewählt und nicht Gelehrte? Damit er zu nichte mache die Weisheit dieser Welt. (1 Cor.) Er beruft sie mit dem Worte: „Folget mir, und ich will euch zu Menschenfischern machen". Er theilt ihnen mit den Geist des Gehorsams: denn sofort verließen sie ihre Netze und folgten ihm. Daraus mögen wir die rechte Art der Vocation auch für unsere Zeit entnehmen. Was hier geschieht, geschieht nur dann recht, wenn es in der Nachfolge Christi geschieht, da mögen der Papst und die Bischöfe zusehn, wie sie es mit der Bestellung der Hirten getrieben haben. Aber auch die Wiedertäufer mögen zusehn, die sich selbst auf die Kanzel stellen, unter dem lügnerischen Vorgeben, es treibe sie der heilige Geist. Es mögen die zusehen, die es treiben wie jene „Candidaten*)", die umhergehen und unterthänigst bitten, daß man sie zu diesem oder jenem Amt befördere. Ich fürchte, daß darüber der Eifer Gottes entbrenne. Aber, wird man sagen, wenn wir in dem einen Stück dem Herrn es nachthun, warum nicht auch in dem andern? Er berief Fischer; warum

*) Bekanntlich hießen Candidati bei den alten Römern die, welche weiß gekleidet öffentlich erschienen und sich oft auf sehr zudringliche Weise um Ehrenstellen bewarben.

berufen wir unsere Geistlichen nicht aus den untersten Schichten der Gesellschaft? Wir antworten: Christus wollte und konnte nach seiner Gottheit die Weisheit dieser Welt beschämen, darum wählte er geringe und ungelehrte, ja thörichte Leute, nach dem Urtheil der Welt; aber nicht, damit sie solche bleiben möchten; denn wie hätten sie dann Andere lehren können? sondern damit er sie erfüllte mit seinem Geist, der sie groß, gelehrt und weise mache, und so aus ihnen heraus lehre zur Beschämung der menschlichen Weisheit. Wir nun werden darauf zu sehen haben, daß wir solche wählen, die bis auf einen gewissen Grad den bereits mit dem Geiste erfüllten, von ihm belehrten Jüngern ähnlich sehen. Dadurch werden wir das Wahre und Rechte treffen. Darum richten wir unser Augenmerk auf die Gesinnung, den Lebenswandel und die Lehre (1 Tim. 3. Tit. 1), in der Hoffnung, daß wo diese gefunden werden, da werde auch die Kraft des Geistes nicht fehlen. Geschieht es, daß der Schein des Guten uns betrogen hat, so setzen wir so lange ab und wählen andere, bis wir den rechten Mann gefunden haben, dessen Lehre und Wandel den Forderungen der Frömmigkeit entspricht. —

Was heißt mit Autorität predigen?*) Das heißt nichts anders, als mit Ernst und Nachdruck predigen, aus dem Innersten des Herzens heraus; es heißt, nicht das Seinige suchen, sondern das was Gottes ist und was auf das gemeinsame Heil der Menschen abzweckt. Mit welcher Wahrheit, welchem Eifer unser Heiland, Jesus Christus dieß gethan, wer wüßte das nicht? darum wundern wir uns nicht, wenn von ihm geschrieben steht: er lehrte gewaltig, d. h. wie Einer, der die Gewalt (Autorität) hat. Nun möchte ich aber auch die Lehrer unsrer Zeit mit einem Wort ermahnen, daß auch sie bei ihren Zuhörern die rechte Autorität sich bewahren möchten; sonst werden sie nimmer (so viel an ihnen ist) das Evangelium mit Nutzen predigen: denn das Wort wird durch die Person verächtlich gemacht. Darum haben die Prediger auf alle Weise darauf zu sehen, daß sie nicht mit Recht verächtlich werden. Das wird ihnen am ehesten gelingen, wenn sie sich eines unbescholtenen Lebenswandels befleißen und wenn sie stark sein werden durch die Kraft des Glaubens; wenn sie also lehren, daß auch die Gottlosesten ihnen das Zeugniß geben müssen, daß sie die Ehre Gottes suchen, und wenn sie Tag und Nacht zu Gott flehen, daß sie solches vom Geist des Herrn erlangen mögen. Nur im Vorbeigehen sei es unter anderm gesagt, daß die Prediger wohlthun werden, wenn sie des Ackerbaues und anderer schweren Handarbeiten sich entschlagen; sie sollen den Bauernkittel ausziehen und nichts thun, was der Achtung vor ihrer Person schaden könnte: denn man glaubt nicht wie die Beschäftigung mit den genannten Dingen bei dem gemeinen

*) zu Marci 1, 22: docebat tamquam auctoritate praeditus, non sicut scribae.

Mann den Verdacht erregt, als thue man solches aus Geiz, um des Gewinns willen. Das Kleid verräth nur zu leicht einen geringen, mit dem Treiben des alltäglichen Lebens allzuvertrauten Mann. Das sage ich Alles um des Wortes willen (um dessen Autorität zu wahren), auf daß nicht Jemand meine, ich wolle dem Pfarramte Gott weiß welche vornehme Würde verschaffen oder den päpstlichen Müßiggang wieder einführen. Ich darf es vor Gott bezeugen, wenn Einer nur einmal wöchentlich das Volk recht belehren will, so erfordert dieß so viel Arbeit und Studium, daß ihm keine Muße zu andern Geschäften übrig bleibt, als zu wissenschaftlicher Beschäftigung und eigenem Nachdenken.

Sie verließen Alles und folgten ihm nach (Marc. 1, 20). Nicht in der Weise, daß sie das Ihrige wegwarfen, um nach fremden Gut zu schnappen; denn nirgends finde ich, daß es Gott gefalle, wenn man dem eigenen Besitz entsage, um dann von Andern seinen Unterhalt zu erbetteln; daher sind die päpstlichen Mönche sowohl als die Wiedertäufer Verführer, welche das Ihrige und die Ihrigen verlassen, um diese nicht zu versorgen, wie das Wort Gottes befiehlt, sondern, wie namentlich die Wiedertäufer thun, um jenes mit seines Gleichen durchzubringen. Dabei dienen sie Niemanden in Liebe, sondern sie schaden vielmehr, indem die Einen durch ihre Bettelei, die Andern durch ihr Geschwätz die Einfältigen betrügen. Solche falsche Christen sind fern zu halten, um nicht zu sagen, gänzlich auszurotten, damit Glauben und Liebe thun mögen, was sie Gott und dem Nächsten schuldig sind.

Das Gebet in der Einsamkeit. „Jesus ging in eine wüste Stätte und betete daselbst" (Marc. 1, 35). Der Herr betet wie ein Mensch. Warum aber geht er in die Einsamkeit? Damit er ein Beispiel sei für uns, die er uns Matth. 6 lehrt: „wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein". Die Unterredung mit Gott fordert stille Zurückgezogenheit, darum ist er selbst in die Einsamkeit gegangen. Ueberdieß betete er am frühen Morgen; denn das nüchterne Gebet dringt zum Himmel und muß allen Geschäften des Tages vorangehen. Das alles lernen wir vom Herrn, nicht daß man nicht auch in der christlichen Versammlung (in der Kirche) beten soll, oder als ob bestimmte Zeiten und Orte ausschließlich dem Gebet sollten gewidmet sein. Nein! wir sollen zu allen Zeiten beten und aller Orten heilige Hände aufheben. Dazu leitet uns, wenn wir's recht verstehen, das Beispiel Jesu selbst an. Ich kann auch im öffentlichen Gottesdienste mit Gott allein sein, wenn ich in das Kämmerlein meines Herzens hineingehe, und wenn ich bei aller Noth meinen ersten Schritt zum Herrn thue im Gebet, so heißt das auch am frühen Morgen beten. Gleicherweise ist allenthalben der rechte Ort zum Beten, wo der Geist mich zum Beten treibt. Beobachten wir dieß richtig, so werden wir alles vom Vater erhalten um das wir ihn bitten.

Jedermann suchet dich (Marc. 1, 37). Petrus mit den übrigen Jüngern sucht den Herrn, und nachdem er ihn gefunden, spricht er: Alle suchen dich. Kein Wunder! Alle hatten ja schon von ihm irgend einen Nutzen gezogen. Aber darüber müssen wir uns wundern, daß wir im Suchen des Herrn so lässig, so lau, so schläfrig sind, die wir doch noch größere Dinge, als Jene, von ihm empfangen sollen, ja bereits empfangen haben, das ist das Elend unsrer Natur, daß wir nicht genug beweinen, aber von uns aus nicht beseitigen können: darum bitten wir, daß der Herr uns zu Hülfe komme. —

Der Same des göttlichen Wortes. (Marc. 4, 26 ff.). Es geht mit der Predigt das Evangeliums wie mit dem Samen, den Einer in das Land säte. Wie das Samenkorn wächst, auch da wo der Mensch schläft und wieder aufsteht und sich nicht weiter um dasselbe kümmert, wie hervorgeht erst das Gras, dann die Aehre, dann der volle Weizen in den Aehren, so geht es auch hier. Man kann dieß Gleichniß als eine Weissagung fassen auf die Verbreitung des göttlichen Wortes in der Welt. Ohne daß die Menschen es wissen, ja kaum es ahnen, bringt das gepredigte Evangelium seine Frucht. Wie es nach dem Willen und der Ordnung Gottes auch wider Erwarten und Willen der Gottlosen seinen Weg findet, das sehen wir heut zu Tage ganz deutlich. Wer hätte noch vor einigen Jahren geglaubt, wenn ihm Einer von den Veränderungen gesprochen hätte, welche in der Kirche vorgehen würden und die wir jetzt mit Augen sehen? Nun denn! so wenig als Gott, so wenig ist seinem Worte etwas unmöglich.

Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande (Marc. 6, 1 ff.). Jeden, der die hocherhabene Wahrheit Gottes unter den Seinigen als eine noch unbekannte zu verbreiten und die schlechten Sitten zu verbessern unternimmt, der wird dasselbe erfahren, was Christus. Wer ist der? was ist seine Lehre? was tadelt er uns? Wir haben ihn von Kindheit auf gekannt, immer war er wie unser Einer, und jetzt will er über uns stehen? Ist er besser als wir? gelehrter? erfahrener? Und so geschieht es, daß das unleugbar Göttliche heruntergesetzt wird. Nichts half dem Herrn die Unschuld, mit der er von Kindheit an unter den Seinigen gelebt hatte; wer von uns soll also einem Uebel entgehen, dem der Herr nicht entgehen konnte? Damit mögen sich nun alle die trösten, die heut zu Tage um des Evangeliums willen aus dem Lande getrieben werden, die von den Ihrigen gleichfalls verstoßen und verlästert werden, die von ihren Drohungen und Verfolgungen zu leiden haben, die sie ihnen auch noch in die Verbannung nachsenden. Sie mögen mit Christo tragen, was sie nicht ändern können und ihre Seelen in Geduld fassen, darüber, daß ihnen solches nicht von Heiden und Fremden, sondern von den eigenen Hausgenossen und Blutsverwandten widerfährt.

Ruhet ein wenig (Marc. 6, 31). Den Arbeitern im Weinberge des Herrn ist wohl auch ihre Ruhe zu gönnen. Eine Arbeit, die nicht mit Ruhe wechselt, hat keinen Bestand. Wer sich ausgeruht der erhält neue Kraft und Munterkeit zum Arbeiten. Damit aber wollen wir den Müßiggang nicht empfehlen, sondern nur eine etwelche Unterbrechung der angestrengten Arbeiten, damit diese dann um so frischer von Neuem beginnen.

Die verschiedenen Gebete Christi. (Marc 6, 41: er ging hin auf einen Berg, zu beten). Wir finden, daß Christus auf verschiedene Weise gebetet hat. Er dankt seinem himmlischen Vater für die den Menschen erwiesenen Wohlthaten. So Matth. 11: „Ich danke dir, Vater, Herr Himmels und der Erde, daß du solches vor den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbart". Deßgleichen dankt er, so oft er das Brot bricht. Er bittet anderwärts, daß ihn der Vater möge erhören. So bei dem Tode des Lazarus. Hier freilich bittet er nicht um seinetwillen, sondern wegen der Umstehenden, damit sie glaubten, daß er vom Vater gesandt sei. Anderwärts aber bittet er, daß der Vater, wenn es möglich sei, den Leidenskelch möge an ihm vorübergehen lassen, und dieß bittet er aus dem eigenen Verlangen seiner menschlichen Natur heraus, woraus wir sehen, daß die Schwachheit des Fleisches auch für sich zum Vater gebetet hat; wie auch Joh 12: Vater, errette mich aus dieser Stunde! Nicht als ob ihn der Vater nicht auch ohne Gebet errettet hätte, aber damit wir, in Anerkennung seiner wahren Menschheit, daraus lernen, daß wir arme Menschen immer in allen Betrübnissen unsere Zuflucht zu Gott nehmen und ihn um seine Hülfe bitten sollen. Wiederum bittet er an einem andern Orte, daß der Vater den Sohn möge verklären, wie auch er wieder den Seinigen verkläre. Endlich bittet er auch für Andere, daß sie mögen gerettet werden, wie Joh. 17: Heiliger Vater, heilige sie durch deinen Namen, die du mir gegeben hast, damit sie eins seien, gleich wie wir eins sind. Und bald darauf: Ich bitte nicht für sie allein, sondern auch für die, welche durch ihr Wort an mich glauben werden u. s. w. Daraus sehen wir, daß Christus, wiewohl er ohne Sünde war, dennoch mehr als einmal von der Schwachheit seines Fleisches getrieben wurde, auch für sich den Vater zu bitten. Inzwischen ist es wahrscheinlich daß er mehrere Gebete für die Seinigen auch gethan hat, um ihnen damit ein Beispiel zu geben. Sie sollten dadurch zu dem Gedanken geführt werden: wenn Christus so fleißig für euch bittet, die ihr doch Gottes seid, wie viel mehr ist es nöthig, daß ihr selbst für euch bittet ohne Unterlaß? Darum, wenn wir alles recht erwägen, was Christus auch aus seiner wahren menschlichen Natur heraus gethan hat, so werden wir finden, daß er uns in allen Dingen ein Vorbild geworden ist, daß wir nachfolgen sollen seinen Fußtapfen.

Jesus Christus der Gottmensch und der einige Erlöser (zu Marci 7, 26 ff.). Die Gottheit des Sohnes Gottes hat sich mit dem Fleische, das er von der Mutter Maria empfangen hat, so zu einem Leben verbunden, wie es bei keinem andern Menschen geschehn ist. Er allein ist wahrer Gott und wahrer Mensch. Und obgleich die heilige Jungfrau Christum in ihrem Leibe getragen hat und deßhalb selig gepriesen wird, als erfüllt vom heiligen Geiste, so war sie darum weder Göttin, noch Gott, sondern Mensch. Indem wir also Christum recht betrachten, so laßt uns auch anerkennen den Werth seines heiligen Fleisches und seines kostbaren Blutes und glauben, daß diese bei dem Vater hinreichen für die Sünden aller derer, die ihn im Glauben aufnehmen; was auch immer der Papst und die Welt dagegegen einwenden mögen, wenn wir nicht lieber mit ihnen verdammt, als mit den Gläubigen selig werden wollen.

Das rechte Bekenntniß und der rechte Glaube (zu Marc. 8, 27). Wer aus reinem Herzen bekennt, daß Jesus sei Christus, der bekennt auch damit die Liebe des Vaters gegen uns; denn der Vater hat den Sohn aus keiner andern Ursache gesandt, als weil er uns geliebt hat (Joh. 3. Röm. 5 und 8); er bekennt aber auch die Liebe des Sohnes, der, um unsert willen und zu unserm Heil vom Himmel in's Fleisch gekommen und aus dem heiligen Geist geboren ist von Maria der Jungfrau, der wahrhaft Mensch geworden ist, und nach dem Fleische gelitten hat und gestorben ist für unsre Sünden. Er bekennt damit auch jene staunenswerthe Vereinigung des Wortes mit dem Fleisch, die, einmal geschehen, ewig unzertrennlich bleibt; denn Gott und Mensch sind eine Person geworden. Und doch bleiben die Naturen unvermischt nach ihrem Theil. Wunderbar und unsern menschlichen Zungen unaussprechlich! Und endlich bekennt er, daß der Tod Christi uns das ewige Leben gebracht hat; denn er hat uns Gott versöhnt (Röm. 5.) und was ist diese Versöhnung anders, als das ewige Leben? Wo nun dieses Bekenntniß, wie wir gesagt haben, mit reinem Herzen geschieht, da muß auch nothwendig folgen 1. die Liebe zu Gott und zu Christus, denen wir diese wunderbaren Wohlthaten verdanken, 2. ein Gottes würdiges Leben, das sich erweist in der Liebe zum Nächsten und in der Besiegung des Teufels und der Sünde, und 3. ein gutes Ende und das ewige Leben; denn nicht umsonst sagt Paulus (1. Cor. 12) Niemand kann Jesum einen Herrn nennen, ohne durch den heiligen Geist. Aus alle dem geht hervor, daß das rechte Bekenntniß weit mehr hinter sich hat, als es von vorne angesehen verspricht. Das Bekenntniß verlangt den Glauben. Ohne diesen nützt er uns nichts, kann uns eher schaden; daher ist nicht schon jeder, welcher sagt: ich glaube daß Jesus sei der Christ, sofort ein Gläubiger; sondern nur der, der solches von Herzen glaubt.

Jesus segnet die Kinder. (Marc. 10.) — Welches Alter könnte Christo angenehmer sein, als das Kindesalter, das noch so unschuldig und empfänglich ist für seine Gnade? Zwar sind auch die Kinder von der Sünde angesteckt und deßhalb Kinder des Zornes, welche der Wohlthat des Leidens Christi bedürftig sind. Da sie aber noch nichts Böses von sich ausgethan haben, wie die ältern Geschlechter, so nehmen sie auch vor Andern das willig an, was der Herr der Welt gebracht hat. Deßhalb sagt Christus, ihrer sei das Himmelreich. Wer möchte denn zweifeln, daß die ihm am liebsten sind, die das was er gebracht hat, als die Ersten aufnehmen. Das Benehmen der Jünger war ein Akt menschlicher Klugheit; aber es erregte das Mißfallen des Herrn, weil es im Widerspruch stand mit der Würde seines Wesens.... Auch wir sollen werden wie die Kinder, die noch nichts wissen von eigener Gerechtigkeit und der Gnade Gottes keinen Widerstand leisten. Wir sind so eingenommen von unsern eigenen Verdiensten, daß wir sie dem Himmelreich gleichschätzen. ... Die Wiedertäufer sind nun mit dem Einwande bei der Hand, solches habe der Herr nicht von den Kindern als solchen gesagt; sondern in Beziehung auf die Gesinnung, wie er sie von den Erwachsenen verlangte; sie sollen anspruchlos sein wie die Kinder, die sich kein Verdienst zuschreiben. Was nun aber den Erwachsenen zur Nachahmung empfohlen wird, das muß doch auch in den Kindern vorhanden sein; wenn also das Reich Gottes denen verheißen wird, die sind wie die Kinder, warum soll es nicht auch den Kindern selbst zukommen? Das wenden sie aber nur ein wegen der Kindertaufe. Wohl werth, darüber zu streiten und Aufruhr zu erregen!

Der Glaube, der Berge versetzt. (Marc. 11, 23.) Unser Vertrauen muß sich auf Gott gründen und nicht auf unsere Kraft. Gleichwohl läßt sich von dem Vertrauen, das wir in unsre eigenen Kräfte setzen gewissermaßen ein Schluß ziehen auf das, was das rechte Vertrauen auf Gott vermag. Ich kenne z. B. die Kraft meines Körpers, wenn es gilt einen Stein zu heben, der sonst von Keinem scheint gehoben werden zu können, und auf diese mir bewußte Kraft vertrauend, unternehme ich den Stein zu heben, und es gelingt mir eben darum, weil ich von vorne herein eine vollkommene Gewißheit hatte, meine Kraft werde mir nicht versagen. So ist es auch mit dem Gottvertrauen. Um noch ein anderes Beispiel anzuführen: Mir ist die Allmacht Gottes bekannt; ich will gesund werden, und nun habe ich zu Gott ein ähnliches Vertrauen, daß er mich gesund machen könne und wolle, wie ich dort Vertrauen in meine eigene Kraft hatte, als ich mir getraute, jenen Stein zu heben. Die Gewißheit dieses Vertrauens wird bewirken, daß ich wirklich gesund werde. Wie sich nun das gewisse Vertrauen auf meine eigenen Kräfte auf lange Erfahrung gründet, durch welche ich meine Kraft erprobt habe, so gründet sich auf Gottes Güte und auf sein Wort die gewisse Zuversicht, daß

ich unmöglich mich täuschen werde, wenn ich ihm traue, gemäß seiner Güte und den Versicherungen seines Wortes. —

Judas Ischariot und der Geiz. (Marc. 14, 18.) Obgleich Judas ein Beispiel des Geizes ist, wie sich in der ganzen Welt kein zweites findet, so ist doch nur zu gewiß, daß diese Leidenschaft die ganze Welt beherrscht und eine tyrannische Gewalt über die Menschen und über das Gemüth der Menschen übt. Das wußte der Dichter wohl, wenn er sagte: „o was erzwingst du nicht von der Sterblichen Herzen, unseliger Hunger nach Gold!*)“ Das kann nur daher kommen, denke ich mir, daß der Mensch von der Ueberzeugung durchdrungen ist, die Summe der Glückseligkeit sei der Reichthum und durch ihn vermöge man alles. Es ist kein Verbrechen so groß, das Einer, der von dieser Leidenschaft besessen ist, nicht beginge, wenn ihm die Hoffnung auf Gewinn eröffnet wird, und daß sein Verbrechen verborgen bleibe. Und doch erreichen die Verblendeten selten das Ziel, das sie verfolgen, sondern ihre Begierde stürzt sie jählings ins Verderben.

Das heilige Abendmahl. (Marc. 14, 22 ff.) Die Menschen des alten Bundes hatten ein Sacrament, das typische Osterlamm, durch dessen jährliches Essen sie sich erinnerten, wie der Herr an den Häusern der Israeliten in Aegypten schonend vorüber gegangen, während er die Aegypter schlug. Wie die That selbst eine bedeutungsreiche (mystische) That war, so auch das Lamm; denn die Erlösung Israels aus der Hand Pharao's bedeutete die Erlösung der Erwählten Gottes aus der Gewalt des Bösen. Das Lamm aber stellte Christum vor, das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt dahin nimmt und also die Gläubigen rettet. Weil nun die Wahrheit des Bildes, Christus selbst gegenwärtig ist, und durch das gegenwärtige Mahl dem ein Ende macht, das bisher bildlich vorhanden gewesen, so hat er auch in Wahrheit ein Denkzeichen von dem gegeben, was bis dahin nur angedeutet war, dessen hinfort sich alle die bedienen sollten, welche sich zu ihm bekennen oder noch bekennen würden. Die Einsetzungsformel lautet nun bei Marcus also: Indem sie aßen, nahm Jesus das Brot u. s. w.. Dieses Brot war ungesäuert; denn so erforderte es die Sitte des Passahmahles. Christus brach es mit Danksagung; denn das war seine Gewohnheit, daß er nie das Brot brach ohne zu danken. Er brach es auf eine ihm eigenthümliche Weise; deßhalb erkannten ihn (nach der Auferstehung) seine Jünger am Brotbrechen (Luc. 24). Und er gab es ihnen, damit auch sie lernen möchten, Andern zu geben. Und er sprach: nehmet, esset, das ist mein Leib u. s. w. bisher habt ihr und haben die Juden das Osterlamm gegessen zum

---

*) Quid non mortalia pectora cogis, auri sacra fames? Virg. Aen. III. 56.

Andenken an die Befreiung aus Aegypten und in vorbildlicher Beziehung auf mich als den Befreier des Menschengeschlechts; hinfort sollt ihr das Brot, ja meinen Leib essen, meiner zu gedenken, sintemal ich euch und alle welche an mich glauben oder glauben werden durch den Kreuzestod von allen Sünden befreie und euch wie sie fähig mache, das Erbe meines Vaters zu besitzen, welches ist das ewige Leben.

Und nachdem er den Kelch genommen und gedankt, gab er ihnen denselben. Und sie tranken Alle daraus auf sein Geheiß, wie das aus dem Berichte des Matthäus (Cap. 26) hervorgeht; denn der Herr wußte zum Voraus, daß Solche kommen würden, welche den Kelch nur den Geschorenen (den Priestern) gestatten, die Uebrigen (die Laien) aber ausschließen. Und er sprach zu ihnen: Dieß ist das Blut des neuen Bundes, welches für Viele vergossen wird. Das will sagen: An der Stelle des Passahmahles sollt ihr nun auch den Wein trinken, ja mein Blut, welches das Blut des neuen Bundes ist, d. i. des Bundes, den der Vater einst mit den Juden geschlossen hat, den er aber nun, nachdem die Juden, wie sie es verdient haben, verworfen worden, aufs Neue mit den Heiden schließen will, und zwar zur Vergebung der Sünden, wie aus den nachfolgenden Worten hervorgeht. Durch Christi Blut werden nämlich Alle von Sünden gereinigt, die an ihn glauben Die aber nicht glauben werden das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihnen (Joh. 3). Das ist alles so einfach, so plan und schlicht in den Worten des Herrn gesagt, daß es den einfältigen gläubigen Seelen, die nur an das Wort des Herrn sich halten, genügen sollte.

Nachdem Christus Joh. 6 gesagt hat, sein Fleisch sei eine wahre Speise und sein Blut ein wahrer Trank, und eben dasselbe hier deutlich wiederholt und unter den Frommen doch gewiß keiner ist, der diese Worte nicht gern hörte und spräche: Christus speiset uns mit seinem hochheiligen Fleisch und tränket uns mit seinem hochheiligen Blut; was hindert uns denn, die einfachen Worte des Herrn so anzunehmen, wie wir nach der Natur des Glaubens sie zu nehmen haben? Christus hat es gesagt, und also ist es auch das, wie es nun immer sei; denn das, glaube ich, müssen wir seiner Allmacht zugeben. Aber da gefallen wir uns in unsrer Naseweisheit, so lange zu klügeln, bis wir mit unsern menschlichen Zusätzen die Gewissen mehr verwirren als aufklären; denn was hierüber das Papstthum bestimmt hat, wer weiß das nicht? und die Ansicht der Wiedertäufer ist ebenfalls bekannt*). Jener hat aus den Elementen Christum gemacht, diese haben und feiern das Abendmahl

*) Absichtlich gedenkt Myconius der lutherischen Ansicht nicht. Er nennt nur die beiden Extreme der papistischen und der wiedertäuferischen Ansicht, und hofft eine solche Darstellung der reformatorischen Lehre zu geben, mit der auch Luther möglicherweise könnte zufrieden sein; wenigstens vermeidet er gerne jeden Conflict mit ihm.

ohne Christus, indem sie mit den bloßen Elementen sich begnügen. Laßt uns den rechten Mittelweg einhalten, wie ihn der einfache Ausspruch Christi bezeichnet und wie ich glaube richtig gleich im Eingang angezeigt zu haben. Wenn ich also von dem Handel des Abendmahls zu reden habe, so pflege ich meinem Glauben gemäß folgendes zu lehren: Christus Jesus, unser Herr, als er mit seinen Jüngern das Passahmahl aß, nahm das Brot u. s. w. und sprach: das ist mein Leib, das Brot nämlich ist es in sacramentlicher (bildlicher) Weise, das aber was dadurch bezeichnet wird, ist wahrhaftig der Leib Christi. Fragst du, was willst du mit dieser Auslegung? so antworte ich: Daß das Brot nicht wirklich der Leib Christi sei, das liegt vor Augen; denn mit den Elementen selbst ist keine Veränderung vorgegangen. Auch wiederholt Paulus, wo er vom heiligen Abendmahl redet dreimal das Wort „Brot" und das Wort „Kelch", auch nach den Einsetzungsworten, die in Verbindung mit den Elementen das Sacrament zum Sacrament machen. Auch der Glaube fordert dasselbe, da er nicht zugeben kann, daß aus der Creatur Christus, der Gottmensch, gemacht werde. Daß aber das Brot der Leib Christi in sacramentlicher Weise sei (es sei mir, wie Andern gestattet, diesen Ausdruck zu gebrauchen, da mir zur Erklärung der Sache kein anderer oder besserer zur Hand ist) geht daraus hervor, daß Christus sagt: dieß ist mein Leib, indem er das Brot vorweist. Was soll das aber heißen, fragst du, das Brot ist der Leib Christi in sacramentlicher Weise? Nichts anders als, wo das mystische (das religiös bedeutsame, geweihte) Brot gegenwärtig ist, da ist auch der Leib Christi gegenwärtig, und wo das Brot dargereicht wird, wird auch der Leib Christi dargereicht; daß aber das Brot als der wahre Leib Christi bezeichnet wird, geht aus den Worten Christi selbst hervor. Daß es Brot sei im eigentlichen Verstande, glaube ich schon gezeigt zu haben und doch sagt Christus deutlich: Dieß ist mein Leib. Es ist also nothwendig, daß das was durch das Brot als gegenwärtig bezeichnet wird, auch in der That gegenwärtig sein muß und nicht abwesend, weil er sagt: „nehmet, esset" u. s. w. Es wird also der Leib Christi im Abendmahl mit dem Brote gegeben, d. h. eben da, da das Brot gegeben wird, dieses zwar (das Brot) von dem Diener, jener (der Leib Christi) von Christo in wahrhaftiger, vom Diener nur in zudienender Weise*), ich meine den Leib, der für uns in den Tod gegeben ist, nach dem Zeugniß des Herrn. Nun möge aber niemand eine andere Vereinigung des Brotes und des Leibes Christi erfinden, als die eben genannte sacramentliche; denn der Leib selbst ist weder im Brot, noch unter dem Brot**), noch an das Brot gebunden, sondern während er hier gegeben wird, wird

*) a Christo vere, a ministro ministerialiter.

**) Also das cum pane hat Myconius oben zugegeben, während er sich hier gegen das in und sub ganz entschieden verwahrt.

auch der Leib Christi gegeben, nachdem der Herr deutlich gesagt hat: das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Wie es übrigens geschehen könne, daß der Leib Christi gegeben werde, ist für den Gläubigen keine so schwierige Frage, denn was Christus betrifft, so giebt er sich nicht nur soweit unser Verstand es auszudenken und zu fassen vermag, sondern wie er es nach Art und Kraft seiner Gottheit vermag. Die Art, wie er sich uns dargiebt ist sonach eine himmlische, nicht eine irdische, darum kann sie von uns aus auch nicht begriffen und soll demnach nicht allzu ängstlich erforscht werden, nachdem einmal feststeht, daß was wir essen und trinken, von dem Herrn sein Leib und sein Blut genannt werde. Was dieß nun auch immer sei, ob eine Einwirkung des Fleisches (Christi), oder eine substantielle Kraft (wie Einige die Analogie der Sonne herbeiziehen), oder was sonst, uns ziemt es, wie mir scheint, einfach den Worten des Herrn zu glauben, und an ihnen festzuhalten, damit wir nicht vom Glauben abfallen, dem in dieser Sache die erste Stimme zukommt, damit unsere Herzen befestigt werden und wir nicht als Solche erscheinen, die an der Macht Christi zweifeln. Was uns betrifft, so essen wir das Fleisch des Herrn mit dem Munde der gläubigen Seele oder des Herzens. Und wer kann darüber zweifelhaft sein, ob dieses Essen ein irdisches sei oder ein himmlisches? Gewiß wird doch davon nicht der Bauch, sondern die Seele gesättigt und auch nicht die Seele als solche, sondern die gläubige Seele, insofern sie am Leib und Blute Christi theilnimmt. Christus giebt also im Abendmahl seinen Leib den Gläubigen, wie er es weiß und wie er es vermag, und die gläubige Seele empfängt ihn, wie er von ihr kann empfangen werden.

Nun folgt die Darreichung des Kelches. Aus dem Berichte des Lucas können wir abnehmen, daß der Kelch nicht sogleich nach dem Brote gegeben worden ist, sondern nach einem kleinen Zwischenraum. Was nun vom Kelch gesagt wird, ist in ähnlicher Weise zu verstehen wie vom Brote: denn wie das Brot der Leib Christi ist, so ist der Wein das Blut Christi. Wie mit dem Brote der Leib, so wird mit dem Weine das Blut Christi dargereicht. Indessen ist auch hier an keine andere Vereinigung des Blutes Christi mit dem Wein zu denken, als an eine sacramentliche, und nicht anders wird das Blut getrunken, als himmlischer Weise, weil die gläubige Seele es ist, die trinkt. Was sagst du aber, könnte Einer fragen, zu den Stellen, wo es heißt, daß Christus diese Welt verlassen habe, daß er zur Rechten des Vaters sitze? Meine Antwort ist kurz diese: Es streitet dieß keineswegs mit der Gegenwart Christi im Abendmahl oder mit dem Essen seines Leibes und dem Trinken seines Blutes; denn da solches im Glauben geschieht, so wird Christus nicht vom Himmel herabgezogen; sondern er bleibt in seiner himmlischen Glorie herrschend, bis er wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Nichts desto weniger giebt er sich uns, die wir als Fremdlinge in dieser Welt leben, in seinem heiligen Mahle dar, im Wort und im Sinnbilde, wie er es selbst

eingesetzt hat und wie wir es gezeigt haben. Der Himmel, in welchem Christus wohnt, ist von der Art, daß er von da aus Alles erfüllt und Alles ausrichtet. Da es, wie wir wiederholt gesagt haben, der Glaube ist, der empfängt, was Christus uns im Abendmahl darbietet, so ist auch klar, wem er dieses Mahl bereitet, nämlich seinen Gläubigen. Solche waren die Jünger des Herrn, solche auch die Christen zu Corinth. Judas dagegen hat bloßes Brot empfangen und bloßen Wein, und sonst gar nichts. Zwischen dem Glauben der Jünger und dem der Corinther ist zwar ein großer Unterschied. Der Glaube der Jünger war von der Art, daß er auch den Genuß hatte dessen was er empfing. Die Corinther aber (ich meine die, welchen die Strafrede des Paulus gilt, 1 Cor. 11) empfingen zwar, was ihnen geboten wurde, aber sie empfingen es auf unwürdige Weise, und darum ohne Frucht. Ist aber das ein Glaube? Ich kann nicht umhin, es Glauben zu nennen, weil doch die Gewißheit vorhanden ist von der Gegenwart Christi, die Ueberzeugung, man empfange den Leib und das Blut des Herrn. Das was der Apostel an den Corinthern tadelt, daß sie nicht auf eine würdigere Weise das Mahl begehen, daß sie in Zank und Streit leben und der Armen nicht gehörig gedenken, das nöthigt mich anzunehmen, ihr Glaube sei — nicht ein todter, wohl aber ein stumpfsinniger Glaube gewesen, der zwar empfing, was ihm gereicht wurde, aber es nicht behielt, so daß ihm das Empfangene zum Gericht, d. i. zur Strafe wurde. Den Jüngern beizuzählen sind also die wahrhaft Gläubigen, den Corinthern diejenigen, die den Worten und der Einsetzung des Herrn vollkommen Glauben schenken, aber denen es noch fehlt am heiligen Feuer der Liebe, oder auch die, welchen es noch fehlt an der rechten Uebung im Glauben, die Lässigen und Saumseligen (denn Christus will, daß sein Abendmahl fleißig und mit Ehrerbietung gehalten werde, daher gebraucht er gegen solche Saumselige die Zuchtruthe des Ernstes, damit sie nicht mit der Welt verdammt werden). Dem Judas endlich sind die ähnlich, welche weder von Christo, noch von seinen Anordnungen hoch und heilig denken, sondern dieselben verachten und doch auf den Christennamen Anspruch machen und deßhalb sich nicht trennen von der gemeinschaftlichen Feier, sondern diese eben mitmachen nach Zeit und Gewohnheit, sei es um der allgemeinen Sitte willen oder damit sie nicht verspottet und von Andern gemieden oder gar deßhalb zur Rechenschaft gezogen werden *). Die erste Klasse sind die Vollkommenen; die zweite erweckt gute Hoffnung, daß sie werden zur Besserung angespornt werden; wenn sie aber nicht hieher kommen, dann ist der gänzliche Fall in die Gottlosigkeit nahe. Die dritte Klasse sind die Verzweifelnden, wenn Gott nicht durch besondere Gnade sie ins Leben zurückruft und zurückbringt, wie er ja wohl auch aus Steinen Söhne Abrahams erwecken kann. Mir scheint das bisher Gesagte werde deutlicher, wenn ich die Analogie des

*) Man erinnere sich, daß die Theilnahme am Abendmahl von Obrigkeits wegen geboten war! (s. Leben Oekol. S. 173).

Wortes herbeiziehe. Unleugbar hören alle drei genannten Klassen das Wort. Die Ersten hören es und bewahren es, und darum preist der Herr sie selig (Luc. 11); denn das Wort, das sie durch den Glauben in ihr Herz aufgenommen haben, hat in ihnen die Umwandlung zu einem neuen heiligen, Gott wohlgefälligen Leben bewirkt. Die Andern vernehmen was gesprochen wird und glauben es, aber sie nehmen es nicht in ihr Herz auf, indem sie noch zu viel an der Welt hängen; deßhalb thun sie auch nicht nach der Lehre des Wortes. Können diese nicht in einem gewissen Sinne Gläubige genannt werden? Weil aber ihr Glaube der Frucht entbehrt, so ist er nicht der wahre Glaube, nicht der, durch welchen wir bei Gott, dem himmlischen Vater gerechtfertigt werden. Niemand wird sich darüber wundern, wenn ich solche als unwürdige Hörer des Wortes bezeichne: inzwischen aber, weil sie doch Wohlgefallen haben am Worte, so ist zu hoffen, daß sie sich noch bessern werden; darum zählen wir diese nicht zu den Ungläubigen und Gottlosen, auch wenn sie vom Herrn oder von der Kirche gestraft werden. Denn die Strafe ist zur Besserung, insofern sie sie annehmen; wo nicht, so überlassen wir sie dem Urtheil Gottes. Die Letzten endlich hören das Wort, aber sie verstehen es nicht, noch glauben sie ihm; so wenig kümmern sie sich darum, daß sie gar nicht hingehen es zu hören um der Erkenntniß und des Glaubens, sondern um der Leute und der Gewohnheit willen. Solche muß man nothwendig zu den Gottlosen zählen, weil sie das Wort Gottes gering achten, ja recht eigentlich verachten.

Da nun aber das Sacrament nichts anders ist, als das sichtbare Wort, begegnen uns nicht an dem einen Orte diese drei Menschenklassen wie an dem andern? Ich wenigstens glaube, daß die Analogie sich vollkommen durchführen lasse. Wie sich Christus Allen anbietet im Worte, so entzieht er sich auch Keinem in seinem Sacrament. Wie die Gläubigen das mit Frucht und Segen annehmen, was ihnen im Wort geboten wird, so auch das was ihnen geboten wird durch Brot und Wein. Wie die unwürdigen Hörer das ohne Frucht empfangen, was ihnen durch das Wort geboten wird, so empfangen auch die unwürdigen Tischgenossen das Gegebene ohne Frucht. Wie die Gottlosen endlich in der Predigt des Wortes nichts vernehmen als den leeren Schall, so empfangen solche Leute auch im Abendmahl nichts anders, als Brot und Wein, und dieß nicht ohne großen Schaden für ihre Seele.

Bis dahin haben wir gehandelt von der Speise und dem Trank der Gläubigen und Ungläubigen. Jetzt müssen wir noch von dem Zweck des Abendmahls reden, den der Herr bei dessen Stiftung im Auge gehabt hat.

Das Erste ist, daß die Kirche der Wohlthaten eingedenk sei, die uns elenden Menschen durch den Tod des Herrn erworben und zugesichert sind bis daß er kommen wird zum Gericht. Das Zweite ist, daß sie Gott dem Vater und seinem Sohne Jesu Christo, unserm Herrn, Dank sage für die unermeßliche Liebe gegen das Menschengeschlecht, nach welcher der Vater seines eigenen Sohnes nicht verschonte und der Sohn sich aufgeopfert hat für uns, in-

dem er dem Vater gehorsam geworden bis zum Tod, ja zum Tod am Kreuz, damit der Vater uns versetze aus der Macht der Finsterniß in das Licht seines Sohnes, des Geliebten. Das Dritte ist, daß Christus in uns bleibe und wir in ihm nicht nur durch die Gemeinschaft des Geistes, sondern auch dadurch, daß wir theilhaftig werden seines Fleisches, auf die Weise wie ich es oben beschrieben habe; denn die Gläubigen sind Glieder seines Leibes, Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein (Eph. 5). Das Vierte ist, daß wir ermahnt werden zur christlichen Liebe, indem wir alle von einem Brot essen und aus einem Kelch trinken. Das Fünfte, daß unser Glaube, der von hier wie von dem Worte aus gestärkt wird, uns tüchtig mache im Kampfe wider die Welt und alle unsere Gegner. Kann man nicht mit Recht behaupten, daß kein wesentliches Stück des Christenthums in diesem heiligen Mahle fehlt? Da ist Glaube an Gott und seinen Gesandten, da erwägen wir die Wohlthaten Gottes und des Leidens Christi und die gnädige Gesinnung des Vaters und des Sohnes gegen uns; da tragen wir Leid über die begangenen Sünden und danken für die uns widerfahrene Gnade, da empfangen wir die mächtigsten Anregungen zur brüderlichen Liebe und stärken unsern Glauben. Wer sieht nun, wenn er das Gesagte bedenkt, nicht ein, mit welchem Eifer und in welcher andächtigen Stimmung wir diesem heiligen Mahle beiwohnen sollten? welche Verantwortung sich der mit Recht zuzieht, der leichtfertig und ohne Glauben hinzutritt?

Diese Ansichten über das Sacrament des Abendmahls wollte ich gerne unserm Bekenntniß gemäß etwas ausführlicher entwickeln, sowohl um über meinen eigenen Gedanken, als über den der mir anvertrauten Kirche Rechenschaft zu geben, damit die frommen und ehrwürdigen Männer, wenn sie davon Kenntniß genommen und etwa gefunden haben, daß das Eine oder Andere nicht mit gehöriger Sorgfalt erwogen oder nicht nach dem Sinn Christi dargestellt sei, mich darüber brüderlich zurecht weisen, gemäß der Wahrheit Gottes, um die es uns einzig und allein zu thun ist. Sie werden, wenn sie mit dem Wort der Wahrheit mir entgegen treten an mir einen der Belehrung zugänglichen Mann finden, der der heilsamen Lehre allzeit willig zu folgen bereit ist. Ich meine das nicht so, als ob ich an dem, was ich hier vorgetragen, zweifelte, sondern ich sage es nur damit nicht Jemand gleich auf den ersten Anblick dieser Zeilen sofort einen Abscheu fasse (nach der Stimmung, die nun einmal heut zu Tage in Sachen des Abendmahls die herrschende ist) und mich von vorneherein für einen Verstockten halte, sondern sich die Mühe nehmen möge, meine Behauptungen desto sorgfältiger zu prüfen.

Das Leiden in Gethsemane. (Marc. 14, 34 ff.) Christus sah sein Leiden und seinen Tod voraus als Gott, und er schauderte davor als Mensch. Nachdem er wahrhaft die Menschheit an sich genommen, dürfen wir nicht zweifeln, daß er auch mit ihr die menschlichen Affecte angenommen, die ihn

somit für jede Art menschlicher Leiden empfänglich machten, ausgenommen die Sünde. Und gewiß je feiner organisirt sein Leib und je edler seine Seele war, desto heftiger mußte er das Grauen und den Schmerz seiner Leiden empfinden. Von welchem Menschen lesen wir, daß er also gelitten, wie es die Evangelisten uns von Jesu beschreiben: Sein Schweiß floß zur Erde wie Blutstropfen? Solches ist von keinem Menschen erhört worden so lange die Welt steht. So sehr hat Christus die Wahrheit seiner menschlichen Natur bewiesen und seinen Schrecken vor der Bitterkeit des ihm bevorstehenden Todes, daß wir bei richtiger Betrachtung dieses seines Leidens einsehen mögen die Schändlichkeit unserer Sünde, um deretwillen er solches erduldet hat. Sein Seelenleiden bezeugt er mit den Worten: meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Er wollte die Heftigkeit seines Schmerzes, von dem auch seine Seele angefochten war, den Freunden keineswegs verhehlen; darum sage niemand, die Macht seiner Liebe gegen die Kirche, seine Braut, habe in ihm alle Qual, alle Trauer, alle Bitterkeit des Todes ausgelöscht, und man müsse daher den Bericht der Evangelisten anders auffassen, damit man nicht Christo eine Seelenstimmung zuschreibe, die sich mit dieser unendlichen Liebe nicht vertrage. Weit einfacher scheint es mir nach meinem schlichten Glauben, anzunehmen, daß dem Menschen Christus nicht fremd sein konnte, was von der Schwäche seines Fleisches geschrieben ist, eben weil er wahrhaft Mensch war. Das Feuer brennt den Leib, auch wenn dieser voll des heiligen Geistes ist. Wer war feuriger in der Liebe Gottes und der Menschen als Paulus? Aber wer wird glauben, er habe die Steinwürfe nicht gespürt, mit denen er einst fast zu Tode geworfen wurde? Die Liebe bewirkte wohl, daß er die Steinwürfe verachtete, aber sie machte ihn nicht unempfindlich. Man müßte an der Wahrheit des Fleisches Christi zweifeln, wenn nicht alles was hier erzählt ist, sich auch wirklich zugetragen hätte; daher ist wohl, wie überall, so auch hier der einfachste Weg der sicherste.

Die Reue des Petrus. (Marc. 14, 72.) Laßt uns um so fleißiger den Petrus an unsrer Stelle betrachten, damit wir die wahre evangelische Buße kennen lernen, nachdem wir von den falschen Propheten an ihrer Stelle eine andere erhalten haben, die nicht zum Heil führt, sondern nur zu neuen Sünden uns Anleitung giebt.

Petrus hatte gesündigt aus Unkenntniß der Sünde. Jesus sah ihn an, und indem er ihn ansah, öffnete er ihm die Augen des Geistes, daß er einsah, wie sehr er sich vergangen hatte. Er sah es ein und es schmerzte ihn. Der Schmerz preßte ihm Thränen aus, aber nicht Verzweiflung. Er hütete sich nunmehr so gut er konnte vor Sünden, und damit zeigte er am besten, daß sein Schmerz ein aufrichtiger sei. Daraus mögen wir erkennen, wie die Buße in unser Herz kommt, wenn auch wir von dem Herrn angeschaut, wenn uns auch von ihm die Augen des Geistes geöffnet werden, so daß wir die ganze Häßlichkeit

der Sünde einsehen und den götlichen Unwillen darüber und das Gericht, das die Sünder zum ewigen Feuer verdammt. Aber nicht dieß allein, sondern auch das Erbarmen des Herrn laßt uns anschauen im Glauben, in der Zuversicht, daß wir nicht verlassen werden, so bald wir nur im Glauben feststehen. Das wird verhüten, daß unsere Sünden uns nicht zur Verzweiflung führen, wie den Judas; sondern das Erbarmen, durch das wir Vergebung unsrer Sünden erlangen, führt uns zur Reue, wie Jesaia (Cap. 30) spricht: wenn ihr euch bekehret und stille seid, so werdet ihr gerettet werden, denn durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark. Fragt ihr aber: Wie kann uns Christus noch heute ansehen, so antworten wir: solches geschieht durch sein Wort; denn wenn wir dieses hören, so werden uns, wenn wir glauben, die Augen des Geistes aufgethan, so daß wir unsere Häßlichkeit erkennen, aber auch das Erbarmen Gottes mit hoffender Zuversicht ergreifen. Es thut uns herzlich leid, daß wir gegen einen so gütigen, liebreichen und barmherzigen Herrn uns vergangen haben, ja auch gegen einen so gewaltigen Herrn, bei dem es steht, uns zu retten oder zu verdammen. Dieser Schmerz äußert sich durch Thränen und auf andere Weise als ein wahrer und aufrichtiger Schmerz.

Wir rufen den Herrn flehentlich an und bitten ihn sowohl um Verzeihung, als um Beistand, damit wir nicht aufs Neue durch unwürdiges Betragen sein heiliges Angesicht betrüben, sondern nach seinem Willen handeln. Inzwischen harren wir aus, was uns auch von den Kindern dieser Welt Uebels mag zugefügt werden um des Herrn willen, oder was auch der Herr selbst von Trübsalen über uns zu verhängen für gut finden mag, um uns in Zucht und Uebung zu erhalten, indem wir beten, daß wir durch Geduld überwinden zu seiner Ehre.

Pilatus. (Marc. 15, 10.) Um einer Sache willen verdient Pilatus vergleichungsweise gelobt zu werden; denn wie sehr dieser thörichte Richter unsre hohen Herrschaften an Scharfsinn übertraf, geht daraus hervor, daß er aus allem was da vorging den Neid der Hohenpriester durchschaute. Nicht so die Unsrigen; denn sie merken nichts von all der Schalkheit der hohen Priester, Päpste, Cardinäle, Bischöffe, womit diese gegen die Lehre Christi und ihre Bekenner verfahren, sondern sie stimmen ihnen bei und hetzen sie noch auf, damit Christus so schnell als möglich aus der Welt geschafft werde. Aber ihr Thun ist eitel. Christus, einmal gestorben, stirbt hinfort nicht mehr, sondern sitzet und herrschet zur Rechten Gottes des Vaters.

Die Theilung der Kleider. (Marci 15, 24.)*) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß durch die Theilung der Kleider Christi das Schicksal der

---

*) Dieß und das Folgende ein Beispiel der allegorischen Erklärung, von der Myconius sonst nur sparsamen Gebrauch macht.

Lehre Christi angedeutet wird, das ihr von Seiten der häretischen Kriegsknechte widerfährt; denn nur zu gewiß ist es, daß diese die Schrift zertheilen und zerreißen und gewissermaßen ihr Spiel mit ihr treiben, da jeder sie nach seinem Kopf und Belieben dreht und wendet. Und doch bleibt sie ungetheilt, was angedeutet wird durch den ungenähten Rock Christi; denn so sehr hängt in ihr alles zusammen und so sehr ist sie ein Ganzes, wie der heilige Geist selbst, der sie zusammengefügt hat, einer ist, einfach und ungetheilt. Auf welche Gefahr hin sie diese Theilung vornehmen mögen die zusehen, die es angeht und die also die Schrift zerreißen. Ich meines Ortes glaube, es gebe nichts Verderblicheres, nichts Gott Verhaßteres, als dieß.

Die Ueberschrift über dem Kreuze. (Marc. 15, 26.) Es liegt am Tage, daß Pilatus mit dieser Ueberschrift sowohl Christum verspotten wollte als die Juden; denn nichts weniger glaubte er, als daß Jener der König der Juden sei, weil auch so gar nichts Königliches (nach der Welt) an ihm gesehen wurde. Die Juden wollte er necken wegen der Bosheit, womit sie Christum zu einem Verbrecher machten, um ihn aus dem Wege räumen zu können. Aber der heilige Geist hat es anders gewollt; er gab solches dem Pilatus ein; der gute Geist gab es dem bösen Menschen ein, daß er durch diese Ueberschrift ein Zeugniß gebe den Hebräern, den Griechen und den Lateinern, und zwar ein amtliches Zeugniß, daß Christus sei der König, einst von Gott den Juden verheißen zum Heil der ganzen Welt. In den wenigen Worten ist Alles enthalten: die Menschheit Jesu, sein Tod, seine Gottheit und sein Erlösungswerk; denn mit den ersten Worten, die Johannes hat, Jesus von Nazareth wird derjenige bezeichnet, der einst von Maria geboren und von Joseph auferzogen wurde und der sich nachmals den Menschensohn nannte und seine Menschheit auf mannigfache Weise an den Tag legte. Sein Tod wird bezeichnet dadurch, das die Ueberschrift über dem Kreuze hängt. Seine Gottheit wird dadurch angezeigt, daß er der Juden König heißt, nicht der irdische, aber der himmlische König. Als solcher aber ist er Gott, weil kein anderer ein König des Himmels ist, als Gott selbst. Auch ist er den Juden als ein solcher König verkündet worden, dessen Reich ewig dauern werde. Es ist aber gewiß, daß das Reich eines Menschen nicht von ewiger Dauer ist.

Diese Thatsache verbürgt uns aber auch unser Heil, indem der Gekreuzigte eben der ist, in welchem Gott leibhaftig gewohnt hat; denn sein unschuldiges Leiden war nach dem Willen des Vaters das Mittel der Erlösung des Menschengeschlechtes. Daß Gott im Fleisch gewohnt hat giebt uns die Gewißheit, daß der Tod seines Fleisches wirksam sei zum Segen aller Geschlechter der Erde. Daraus mag man leicht ersehen, daß die Ueberschrift nicht von einem heidnischen Manne, sondern vom göttlichen Geiste verfaßt und eingegeben ist.

Christus, der Auferstandene (Marc. 16, 6). Mit Recht sagt Augustinus: der Glaube der Christen ist die Auferstehung Christi; denn nicht das ist der Triumph ihres Glaubens, daß sie glauben, Christus sei gestorben, sondern daß sie glauben, er sei auferstanden. Daß er gestorben sei glaubt auch der Heide und macht dir das zum Vorwurf, daß du an einen Todten glaubst. Was ist da zu rühmen? Der Glaube aber, daß Christus auferstanden ist und die Hoffnung, daß auch du auferstehen werdest durch Christum, das ist der Glaube, dessen wir uns rühmen, das der Triumph des Glaubens!

Maria Magdalena (Marc. 16, 9). So wenig hat der Herr die sündige Natur des Weibes verachtet, daß er sie gewählt hat, um den Jüngern seine Auferstehung zu verkündigen. Und was er zu Maria Magdalena gesprochen, das dürfen wir auch auf die Uebrigen ihres Geschlechtes beziehn. Das Weib also, obgleich es schwach und vielen Mühsalen unterworfen und dem Manne zu gehorchen verpflichtet ist, steht darum bei Gott nicht in Verachtung, wenn sie nicht sich selbst verwirft dadurch, daß sie ihm nicht im Glauben anhängt. Dieß sei allen Frauen zum Trost gesagt!

Das Aufhören der Wunder (Marc. 16, 20). — Nicht lange nach Christi Hingang haben die Wunder und Zeichen fortgedauert, durch welche das Wort der Jünger sollte bekräftigt werden. Gott wollte lieber, daß Christus in den Herzen befestigt würde ohne sie, auf daß er einst zu ihnen sprechen könne: Selig die nicht sahen und doch glaubten! denn größer ist der Lohn eines solchen Glaubens. Das gereicht auch uns zu großem Troste, die wir schon seit langer Zeit der Wunder entbehren; denn zu den Lebzeiten Augustin's haben sie aufgehört. Wir sollen also nicht an unsrer Seligkeit zweifeln, wenn wir jenem Worte des Herrn glauben: Selig sind die nicht sehen u. s. w. denn das ist die wahrhaftigere Art des Glaubens, nicht zu sehen, nicht zu betasten, und doch zu glauben. Uebrigens ist, wenn wir die Sache recht betrachten, die ganze Welt voll noch viel glaubwürdigerer Wunder, wo immer das Wort Christi recht verkündigt wird. Werden nicht noch jetzt Teufel ausgetrieben, die Augen der Blinden und der Tauben Ohren geöffnet, der Aussatz und die Kranken geheilt, wenn die Herzen der Sünder durch das Wort zum Herrn bekehrt werden? Für den Gläubigen gibt es noch immer Wunder über Wunder; an den Ungläubigen aber wäre alle Mühe und Arbeit verloren, auch wenn Christus wieder käme mit allen seinen Thaten, Zeichen und Wundern, weil sie die Summe aller Wunder nicht glauben, nämlich daß das Wort Fleisch geworden, es sei denn, daß sie darüber streiten. Wenn sie an dieser Thatsache festhielten, so könnte Christus sammt seinem Worte nicht also

von ihnen verachtet werden. Bitten wir Gott, daß er solchen Glauben in unsere Herzen gebe und ihn befestige, nämlich den Glauben an Jesum Christum, den Sohn Gottes, Gott und Mensch in einer Person, daß wir unser Leben diesem Glauben gemäß einrichten und einst aus dieses Meeres sturmbewegten Wogen hinüber gerrettet werden an das Ufer des ungestörten Friedens durch eben diesen unsern Herrn Jesum Christum, welchem, wie dem Vater und dem heiligen Geist sei Lob und Ehre in Ewigkeit. Amen.

IV.

Bußgebet in schwerer Zeit*). 1541.

O Herr, allmächtiger, ewiger und himmlischer Vater, wir bekennen wie billig, daß wir vielfältig wider deine Güte gesündigt haben, sowohl durch Undank gegen die unermeßliche Gabe deines heiligen Wortes, als auch gegen deine übrigen Gutthaten, durch die wir uns haben zu Muthwillen verleiten lassen. Wir haben verachtet die Ruthe deines Zorns, die du nun eine Zeitlang über uns gebraucht hast und die Drohungen noch schwererer Feinde, was wir am heutigen Tage schmerzlich empfinden. Hierin erkennen wir aber auch die Kraft und den Nutzen (die Wohlthat) deiner grundlosen Barmherzigkeit, da du o Herr! geredet: ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Ja mit großem Ernste rufst du uns durch deine Propheten zur Reue, wenn du sprichst: Bekehrt euch zu mir mit ganzem Herzen, mit Fasten, mit Weinen und Klagen. Zerreisset eure Herzen und nicht die Kleider; bekehret euch zu dem Herrn euerm Gott; denn er ist gnädig und barmherzig, geduldig und von großer Güte, und verzeihet die Sünde und Bosheit; deßhalb bitten wir dich, o barmherziger Gott aus einem ganz reuenden (von Reue durchdrungenen) Herzen, du wollest dich in dieser schweren Zeit über uns erbarmen und unsre Sünden uns verzeihen und den schweren Feind hinnehmen, so dieß nach deinem Willen ist. Wo nicht, so wollest du uns verleihen, daß wir diese deine Strafe mit rechtem Glauben und rechter Geduld tragen nach deinem göttlichen Wohlgefallen bis ans Ende. Hiebei verleihe um deines heiligen Namens willen der Obrigkeit rechte Erkenntniß der Wahrheit, daß sie das Schwert führe, voraus dein heiliges Wort, daß sie demnach Gerechtigkeit und Billigkeit schütze und schirme nach ihrem besten Vermögen. Gieb dem Volke inbrünstige Liebe zu deinem Evangelium, daß es mit allem Fleiß und Ernst sein Leben nach demselben bilde und gestalte. Gieb auch vor allen Dingen deinen P r o p h e t e n, daß sie die himmlische Lehre führen (verkündigen) nach dem Sinne deines heiligen Geistes. Verleihe ihnen Standhaftigkeit wider alles, was sich untersteht gegen deine Wahrheit sich zu erheben, alles zu Ehr und Preis deines heiligen Namens, durch Jesum Christum unsern Herrn in Kraft und Herrlichkeit des heiligen Geistes, Amen.

*) Handschriftlich im Kirchenarchiv. Antiqu. Gernl. I.

Die Auslegung des 101 (102) Psalms*) 1546.

Zueignung.

Der edeln, frommen christlichen Frau Eva von Schönau, geb. Anwil wünscht Oswald Myconius Gnade und Friede in Christo.

In unsrer Kirche zu Basel haben wir seit einigen Jahren wöchentliche Bettage am Dienstag gehalten um des türkischen Einbruches willen, daß ihm der liebe und starke Gott wolle Widerstand thun und ihm nicht zulassen, wider die Schafe seiner Weide zu wüthen. An solchen Tagen vermahnen wir das Volk zur Buße nach all unserm Vermögen. Nun habe ich an meiner Kirche die sogenannten sieben Bußpsalmen zur Hand genommen, und als ich an den fünften derselben gekommen, da hat mir dieser ganz besonders wohlgefallen, als „ein Gebet (wie auch sein Titel lautet) eines Elenden und Betrübten, der seine Klage ausschüttet vor dem Herrn". Dieser Psalm, schien mir, sei so recht für Euch geschrieben, die Ihr dem Feinde abgesagt und seinem heiligen Wort Euch ergeben habt. Daraus sind Euch viele Leiden erwachsen, es ist Euch ergangen nach der Rede der armen verdammten Welt: „willst du Gott anhangen, so hast du kein Glück auf Erden". Darum verachtet und verwirft die Welt auch Gott und sein heiliges Wort und verfolgt es, wie das zu unsrer Zeit offen am Tage liegt. Sie thut es, um im Besitz des irdischen Glückes zu bleiben, was aber das höchste Unglück bei Gott ist; denn es zieht dieß, wenn man in solcher Gesinnung verharret bis ans Ende, die Verdammniß der Seele

*) Nach der Zählung der hebräischen und unsrer deutschen Bibel ist es der 102. Psalm; nach der Septuaginta der 101. — Der Titel lautet: Ein trostliche und diser Zyt fast dienstliche Ußlegung deß CI. Psalmen Davidis durch Oswaldum Myconium, Vorstender im heiligen Euangelio der Kilchen zu Basel, uff Burg, geprediget und beschriben. Getruckt zu Bernn, by Mathia Apiario Anno MDXLVI. — Wir geben es in unsrer heutigen Schriftsprache, hie und da in einiger Verkürzung; jedoch unbeschadet der Vollständigkeit des Inhaltes, und auch wohl mit Beibehaltung einiger Anklänge an die alte treuherzige Sprache des Originals.

nach sich. Nun ist aber diese der Welt so geläufige Rede nicht unwahr, denn Christus hat seinen Jüngern dasselbe gesagt (Joh. 16): „Solches habe ich mit euch geredet, daß ihr in mir Friede habt; in der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden." Und was hier den Jüngern gesagt ist, das ist auch der Kirche gesagt; denn alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, die werden Verfolgung leiden (2 Tim. 3, 12). Wie das nun zu verstehen sei, daß die Gotteskinder von den Weltkindern und Heuchlern müssen verachtet und verfolgt werden und wie sie darum kein Gutes haben in dieser Welt, das werdet Ihr in diesem Büchlein finden. Es will der liebe Gott ihnen die schnöde Welt sammt ihrem Wesen erleiden, und das Künftige und Ewige durch Verheißung des Glaubens und durch die Bewahrung der Hoffnung und Liebe anmuthig machen; er will sie durch das Leiden treiben zu einem unendlichen Schreien zu Ihm; denn daran hat Gott sein Wohlgefallen. Er hört seine Kinder gern von Herzen weinen aus dem Glauben heraus. Ich hätte Euch nun gerne eine Abschrift meiner Auslegung zugeschickt; allein die Geschäfte ließen mir es nicht zu, und so habe ich das Büchlein lieber gleich in den Druck gegeben, damit auch noch Andere es genießen könnten. Ich bitte, daß Ihr dieß mein Schreiben und Thun aufnehmen möget in dem Herrn. Er wolle Euch sammt den Euern bewahren und Euren Glauben mehren und in seinem Schutz erhalten.

Basel, den 25. Mai 1546.

Vorrede.

Etliche meinen, dieses Gebet sei ein frommer Herzenserguß aus der Zeit nach der Babylonischen Gefangenschaft, da das Volk so eifrig sich bemühte, die heilige Stadt und den Tempel wieder zu bauen, während es von den Nachbarn daran mit schwerer Unbill und Schmach gehindert wurde. Es schließt auch das Gebet mit der tröstlichen Aussicht auf die Ewigkeit Gottes und auf seine Bereitwilligkeit, zu helfen, wie sich solche auch wirklich sehen ließ in den Königen Cyrus und Darius. Andere sagen, es sei ein Gebet derer, die müde des Gesetzes, der Sünde und des Todes begehrten und schrieen nach dem in dem Messias verheißenen Reich der Gnade, damit sie einmal von diesen Beschwerden erledigt würden. Und in der That giebt es ja keine Erledigung, als in dem einigen Sohn Gottes, Christo Jesu, der gewesen ist vor der Welt, ja der die Welt gemacht hat. Sie wird vergehen, er aber bleibt in Ewigkeit.

Und so mögen denn auch wir, als die Armen und Geängsteten in dieser Zeit, denen Gott sich gnädig erwiesen und die er durch Christum der Sünde entlediget hat, also beten, daß er sein Reich, d. i. die Kirche Christi wolle

erbauen, auf daß wir zu wahrer Erkenntniß und zu rechtem Gottesdienst in dieser betrübten Zeit gelangen. Hier gilt es nun freilich allen Ernst anzuwenden, nachdem wir nicht allein inwendig von der Sünde getrübt, sondern auch von außen geschändet und geschmäht werden, mit Worten und mit der That, verfolgt bis in den Tod, soweit es Gott verhängt. Als solche Leute werden wir geachtet von denen, die da nicht Kinder des Lichtes sind, darum, daß wir Christum Jesum bekennen als den Sohn Gottes, sammt allem was in diesem Bekenntniß begriffen ist.

Die Auslegung.

O Herr erhöre mein Gebet und laß mein Schreien zu dir kommen.

Zuvörderst begehrt der Elende nicht ohne Glauben erhört zu werden nach seinem Gebet und nach seinem Geschrei. Durch das Gebet fordert er Gnade, durch das Geschrei (zu Gott) verklärt er sein Elend, indem er Gnade begehrt und sich dem Herrn ergiebt und seine Bedürftigkeit erkennt. Darin zeigt sich sein Glaube und sein gutes Vertrauen auf den Herrn, als auf den, der ihm werde zu Hülfe kommen. Diese beiden Stücke sind wesentliche Stücke eines jeden rechtschaffenen Gebets, sonst ist es verfehlt. Was uns betrifft, so sollen wir stets eingedenk sein der Anfechtung unsres Fleisches (wovon der päpstliche fromme Haufe nichts empfindet); darüber betrüben wir uns, und da kann uns niemand zu Hülfe kommen, als der alleinige Sohn Gottes. Das Kreuz liegt uns auf den Schultern, das wir so schwer tragen. Wir müssen die Zerstörung der Kirche Christi ansehen, wie sie so jammervoll geübt wird von Seiten des Papstes, des Türken, der Fürsten und der Weltkinder, die dazu aufgereizt werden von dem geistlich genannten Haufen und den hohen Schulen. Deßhalb ziemt es uns, nicht lau zu sein im Gebet, nicht schwach im Vertrauen, sondern einen ernsten und starken Glauben zu haben an Christum unsern Herrn; dann wird uns geholfen.

Verbirg dein Angesicht nicht vor mir. Am Tage der Trübsal neige dein Ohr zu mir, am Tage, da ich anrufe, erhöre mich bald.

Das Antlitz verbergen und abwenden ist ein Zeichen des Zorns, es zukehren ein Zeichen der Gnade. Darum bittet der Elende, der Herr wolle nicht zornig über ihn sein, sondern in der Trübsal ihm treulich Gehör schenken und dann, nachdem er ihn gehört, auch treulich ihm zu Hülfe kommen; ja, wenn er ihn in Trübsal und Verfolgung anrufe, dann möge er ihn doch bald erhören. Dieses „Bald" fügt er darum hinzu, weil das lange Ausharrenmüssen in

der Verfolgung leicht zum Abfall verleitet. Man haut so lang auf einen Baum los, bis er fällt. Das weiß der Teufel gar wohl. Und darum hält er keinen Augenblick inne, uns zu drängen, ob er am Ende doch seinen Muthwillen an uns erreichen möge. Lactanz erzählt von einem Landvogt in Bithynien, der sich sehr freute über den endlichen Abfall eines Christen, der zwei Jahre lang Widerstand geleistet hatte.

Und so sind auch zu unsrer Zeit Viele abgefallen aus Schrecken vor Feuer und Schwert und vor aller Drangsal. — Mit dem Wörtlein „Bald" will aber der Betende dem Herrn keine Zeit vorschreiben, was sich auch nicht ziemen würde, er will nur seine Angst und Noth anzeigen und sein Verlangen nach dem Frieden. Alles Uebrige empfiehlt er dem Herrn. So wir nun diese Worte beten, sollen wir zugleich der Gnade Gottes begehren und daß er in der Trübsal, so wir zu ihm schreien, sein Ohr wolle treulich zu uns neigen, und daß er auch in andern Trübsalen und Bekümmernissen uns bald erhöre, damit wir nicht versinken. Nicht aber so, daß wir ihm Zeit und Ort wollen vorschreiben; denn das sind Dinge des göttlichen Wohlgefallens.

Denn meine Tage sind vergangen wie ein Rauch und meine Gebeine sind ausgedorret wie ein Brand.

Es ist dieß, als ob der Betende spräche: meine Zeit ist unnütz vergangen. Wie der Rauch nichts ist, als das Zeichen eines Feuers, sonst aber ein Schein, der in der Luft verschwindet, so war mein ganzes Leben nur das Zeichen eines Menschen, der in diese arme Welt geboren ist, ein heller Schein, der das Ansehen hatte, als wäre er etwas, und der doch nichts ist, sondern verschwindet. Erwägen wir dieses Gleichniß wohl, es ist aus dem heiligen Geiste. Des Rauches Art kennt Jedermann, er erscheint zu Zeiten und erschreckt uns, ist aber nichts als ein verschwindender Dampf des Feuers. So ist es auch mit dem Leben des Menschen. Es läßt sich wohl ansehen seiner Schönheit halben: es stellt sich dar als Kraft, Adel, Gewalt, Weisheit, Klugheit, Kunst, Frömmigkeit, Heiligkeit und was dergleichen prächtige Dinge mehr sind, und doch ist es nichts als Rauch. Jetzt ist es, und Handkehrum ist es, als ob es nie da gewesen. Darum spricht auch Assaph (im 77. Psalm): Ihre Tage sind vergangen in Eitelkeit. Auch spricht der Herr durch Jeremia (Kap. 9): „der Weise rühme sich nicht seiner Weisheit und der Starke rühme sich nicht seiner Stärke und der Reiche rühme sich nicht seines Reichthums, sondern wer sich rühmt, der rühme sich dessen, daß er wisse und erkenne, daß Ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden: denn solches gefällt mir, spricht der Herr."

Meine Gebeine sind ausgedorret wie ein Brand. Das will sagen, alle Kraft der Seele ist hin. Es ist bekannt, daß das Feuer alle Fettigkeit verzehrt. So wird ein Bein, an das Feuer gehalten, ausgedörrt. In ähnlicher Weise dörrt auch das Leiden die Kraft der Seele aus und macht sie schmächtig. Nun denke Jeder an sein vergangenes Leben und sehe ob er nicht

eitel Rauch finde, und ob er nicht viel Mangelhaftes und Kraftloses finde in seiner Seele, in Absicht auf das Evangelium. Deßhalb ist es von Nöthen, daß wir dieses Gebet uns aneignen, damit wir fest am Herrn bleiben und nicht zeitlichen und ewigen Schaden nehmen, wovor Gott uns treulich behüten möge.

Mein Herz ist niedergeschlagen wie Gras und verdorret; denn ich habe vergessen mein Brot zu essen.

Verdorrtes Gras und ein Herz, das seines Gottes entbehrt, stellt der Elende hier neben einander. Ein dürres Gras, das abgehauen oder abgebrochen wird, verliert seine natürliche Feuchtigkeit, es wächst nicht mehr und ist nur zum Feuer dienlich. Und so ist auch das Herz wenn es dürre ist (und das ist es von Adam her) ohne die natürliche Feuchtigkeit, welche Gott selbst ist, eine Speise des Feuers. Darüber klagt der Arme und bekennt, daß sein Herz ohne Gott nicht möge grünen und wachsen zum Wohlgefallen Gottes und zu seinem eignen Heil, und also werde es ein Feuerbrand. Zum Verständniß hilft uns hier eine andere Psalmstelle (Psalm 71)*): „Sie werden grünen in den Städten, wie das Gras auf Erden." Zu der Zeit, da das Reich Christi wird aufgehen, wird eitel Gerechtigkeit, Friede und Freude des Gewissens blühen und regieren. Dann zumal ist das Herz nimmer dürre, es hat Gott (in sich), die rechte Feuchtigkeit des Herzens, durch die es Frucht zu bringen vermag ins ewige Leben. Die bloßen Adamskinder sind dürr, denn sie haben keine Feuchtigkeit vom Himmel her, und so ist auch all ihr Thun unnütz und verdammlich.

Den Unreinen und Ungläubigen ist nichts rein, sondern befleckt ist ihr Gemüth und Gewissen. Die Kinder Gottes aber grünen, sie ziehen ihre Feuchtigkeit aus dem Herrn; darum ist auch was sie thun recht und dienlich zur Seligkeit; denn den Reinen sind alle Dinge rein (Tit. 1, 15).

Daraus können wir auch lernen, daß alle Gottesdienste, wie köstlich und augenfällig sie auch seien, dem Herrn nicht gefallen mögen, sofern sie aus menschlichem Herzen, ohne Gottes Geist entspringen; denn sie ermangeln der Befeuchtung des Herrn. Davon haben wir aus dem Munde Gottes hinlängliche Zeugnisse (Jesaia 53 — 55 — 56. Matth. 15); wie sehr auch der Papst dawider toben mag mit seinem Anhang.

Warum aber ist das Herz des Armen so niedergeschlagen und verdorret daß er vergessen hat, sein Brot zu essen? Ohne Zweifel wegen seiner Trübsal und Bekümmerniß. Nun ist aus dem 103. (104) Psalm gewiß, daß das Brot des Menschen Herz stärkt und daß es ohne Brot schwach und elend wird. So ergeht es auch dem trübseligen Herzen. Vergißt es, sein Brot, das ist Gott selbst durch sein heiliges Wort zu essen, dann muß es dürr, matt und verdrossen werden. Hat es aber noch so viel Gedächtniß, daß ihm das Ver-

*) Nach unsrer Zählung Psalm 72, 16.

gessene wieder zu Sinne kommt und trachtet es dann dem Brot nach, so wird ihm und i ſt ihm geholfen. Daraus lernen wir, daß der Mensch hier auf Erden nicht mag selig werden ohne das Wort Gottes, durch welches er Gott genießet. Er lebt wohl vom äußerlichen Brot ein zeitliches Leben wie auch die himmlischen Sünder und die hoffährtigen Heiligen, die Heuchler; aber von Gott ist er abgestorben, und das ist der rechte, wahre und ewige Tod.— Darum laßt uns den Herrn suchen, dieweil er zu finden ist, so wird er sich unser erbarmen; denn bei ihm ist viel Vergebung.

Mein Gebein klebet an meinem Fleisch von wegen der Stimme meines Seufzens .. — So spricht auch Hiob (Cap. 19). An meiner Haut klebt mein Gebein u. s. w. Es ist hier nicht von einem Seufzen die Rede, wie man etwa über zufällige Widerwärtigkeiten zu seufzen gewohnt ist, sondern von dem Seufzen des Christen, der nach der göttlichen Gnade sich sehnet. So wir dieser Gnade nicht begehren, so wird sie uns auch nicht zu theil, und so wir sie nicht haben, bleiben wir Kinder des Zorns. Schon die Heiden haben das Sprichwort: „Kenne dich selbst" hoch gehalten. Wir sollen es auch auf uns anwenden, aber in einem bessern und höhern Sinn. Sie haben es so gefaßt, daß jeder dem nachkomme was seiner Natur gemäß ist. Wir aber sollen es dahin verstehen, daß jemehr der Mensch seine Natur kennt, er auch seine Sündhaftigkeit erkenne und nach allen Kräften sich bestrebe, zu dem Herrn zu gelangen, der uns zuruft: kommt zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken (Matth. 11). Auch hieraus können wir den Irrthum des Papstthums erkennen, als ob die natürliche Kraft des Menschen unverdorben geblieben sei nach dem Sündenfall und als ob er noch im Besitz seiner rechten Vernunft und seines guten Willens sei, wie solches die Philosophie lehrt. Wer dieß thut, der macht den Herrn geradezu zum Lügner, da er spricht (Joh. 3): Wahrlich, wahrlich ich sage dir, es sei denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und dem Geist, der kann nicht in das Reich Gottes kommen."

Ich bin gleich wie ein Pelican*) in der Wüste und wie ein Käuzlein an den verstörten Orten. Ich wache und bin worden wie ein einsamer Vogel auf dem Dach.

Der Pelican, uns ein unbekannter Vogel, aber in Aegypten bekannt, wohnt in den Wüsten, das Käuzlein an verstörten Orten, in altem, zerbrochenem Gemäuer, der gemeine Vogel auf dem Haus oder Dach, nicht im Hause. Hiemit will der Elende in unserm Psalm anzeigen, daß er sich abwende von

*) Im Lutherischen Text steht: „Rohrdommel": allein das Wort „Pelican", das schon die alten Uebersetzungen haben, entspricht wohl am meisten dem Grundtext. So ist es auch in neuere Uebersetzungen, wie die von de Wette aufgenommen worden. Wir sehen daraus beiläufig daß Myconius bei seinen Predigten sich nicht der Lutherischen Bibelübersetzung bediente, welche damals schon vollständig erschienen war, aber erst später kirchliche Uebersetzung wurde.

den Dingen, die der Welt gefallen und sich wende zu dem Guten und Göttlichen. Die Welt schilt ihn, die sich für weise dünken, halten ihn für einen Narren, darum gleicht er dem Pelican in der Einöde. Von Solchen schreibt Petrus (1 Petr. 4, 4): Es befremdet sie, daß ihr nicht mit ihnen laufet in dasselbige wüste unordentliche Wesen, und lästern: welche werden Rechenschaft geben dem, der bereit ist zu richten die Lebendigen und die Todten. Und Paulus (2. Tim. 3.): Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden. Beispiele davon haben wir heutiges Tags genug vor Augen, es wäre unnöthig davon zu erzählen. — Das Käuzlein ist ein einsamer Vogel und darf sich am Tage nicht herauswagen: denn die Vögel hassen es. Also ist der Arme, der sich Gott ergeben hat, ein einsamer Mensch. Aus Furcht vor dem Haß der Weltkinder und Weltweisen kommt er nicht an den Tag, d. i. er wird nicht zu Ehren gezogen von der Welt, lebt also wie in der Nacht, bei Gott aber nicht also; denn es stehet geschrieben: die Gerechten müssen viel leiden, aber der Herr hilft ihnen aus dem Allen (Psalm 33 [34]) und weiter der Tod seiner Heiligen ist köstlich vor dem Angesicht des Herrn (Psalm 115 [116, 15] vergl. Matth. 5, 10 ff. 1 Petr. 1). Angesichts solcher Schriftstellen, soll es uns nichts bekümmern, daß wir dem Käuzlein verglichen werden um des Hasses und der Verfolgung willen, da solches nicht lange währet und, so wir im Glauben verharren, mit ewiger Freude belohnt wird. Würden wir anders handeln, so müßte man uns den Thoren vergleichen, die das Zeitliche mehr lieben als das Ewige.

Ich bin einsam wie ein Vogel auf dem Dache, ich sitze zwischen Himmel und Erde, außerhalb des Hauses. Im Hause schläft alles. Ich bin nicht im Himmel und bin auch nicht auf der Erde, d. i. in der Welt. Ich habe die Welt unter mir und den Himmel über mir und schwebe also in der Mitte durch die Kraft des Glaubens bis es dem Herrn wohl gefällt, mich in seinen Himmel aufzunehmen. Von diesem Schlafen und Wachen redet auch Paulus 1 Thess. 5: Lasset uns nicht schlafen wie Andere, sondern lasset uns wachen und nüchtern sein; denn die da schlafen, die schlafen des Nachts, und die Trunkenen sind des Nachts trunken, wir aber die des Tages sind, sollen nüchtern sein. — Diese Ermahnung kommt auch uns trefflich zu statten in dieser mühseligen Zeit, in der wir nöthig haben zu wachen und unsere Gedanken auf Gott und die Ewigkeit zu richten.

Den ganzen Tag schmähen mich meine Feinde, und die mich loben, verschwören sich wider mich. Es schmähen mich meine Feinde, nämlich alle die, welche das Wort Gottes nicht kennen oder nicht wollen, und das thun sie den ganzen Tag und ohne Unterlaß. Alle, die das Evangelium Jesu Christi lieben und üben müssen sich die Verfolgung der Welt gefallen lassen. Könnten wir anfänglich nur so viel lernen, daß wir uns im Namen Gottes in seinen Willen ergäben, so hätten wir schon viel gewonnen. Aber die Welt überwinden, das geht so leicht nicht, der zeitlichen Dinge wegen, an

denen wir Freude haben. Das muß gelernt und gepredigt werden mit allem Fleiß und Eifer.

Die mich loben verschwören sich wider mich. „Die mich loben" ist „spöttlicher Weise" (ironisch) zu verstehen, wie die Pharisäer den Herrn lobten, Matth. 22, als sie ihre Diener mit denen des Herodes aussandten, ihn in seinen Reden zu fangen und zu ihm sprachen: „Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und lehrest den Weg Gottes recht und fragest nach niemand; denn du achtest nicht das Ansehn der Menschen; darum sag uns: was dünkt dich: soll man dem Kaiser dem Zins geben oder nicht?" Solche Schälke loben den Herrn und wollen ihn in seiner Antwort fangen und dann ihr übles Spiel mit ihm treiben, wie es auch geschehen ist. Nicht anders pflegt man zu verfahren mit den Nachfolgern des Herrn, wenn man ihnen sonst nicht beikommen kann. Aber so wie die Furcht aus dem tyrannischen Gemüth verschwunden ist, so hat auch das Liebkosen ein Ende und die alte Grausamkeit tritt wieder hervor.

Denn ich habe Asche gegessen wie Brot und meinen Trank gemischt mit Weinen von wegen deines Zorns und Ungnade, denn du hast mich erhöhet und hingeworfen. Ich empfinde die bösen Begierden und kann ihrer doch nicht los werden, ich weiß, wie du sie hassest und wie du willst, daß ich sie ans Kreuz schlage zu deinem Sohn. Wenn ich dieß herzlich fasse und bedenke, so macht es mich so elend, daß mir weder Essen noch Trinken schmeckt. Mein Brot ist mir worden als ob ich Asche esse und meinen Trank mische ich mit Weinen, und ist mir nicht anders, als ob du mich in die Höhe höbest und dann wieder hinwürfest. So weit kommt der Mensch, der es bedenkt was Paulus an die Epheser schreibt (Kap. 1): Wir waren von Natur Söhne des Zornes, wie auch die andern, wir waren Kinder der Verdammniß; welcher bedenkt, daß Gott nicht ein Gott ist, dem die Ungerechtigkeit gefalle, ja daß die Sünde ihm also zuwider ist ihrer Abscheulichkeit und Unreinigkeit wegen, daß nichts im Himmel und auf Erden sie hat austilgen mögen in seinen Augen, als das Blut seines eingeborenen und geliebten Sohnes; ja, wer solches herzlich und im Glauben bedenkt, der kommt dahin, daß er weder an Essen noch Trinken Lust haben mag. Und wo das heilige Evangelium nicht wäre mit seinen Zusagen, da möchte in Folge eines solchen Bedenkens nichts anders sein als Verzweiflung und darum ewige Verdammniß. — Darum laßt uns den Zorn Gottes recht ins Herz fassen, laßt uns denken an den Tag des Gerichts, der kommen wird wie ein Dieb in der Nacht. Würden wir dieß thun, dann würden schon der thätlichen Sünden weniger sein und auch die bösen Begierden würden desto besser gedämpft werden; denn wie das Schwert der Obrigkeit den Uebelthätern wehrt, dieweil es ihnen vor die Augen gehalten wird, warum sollte nicht auch der Zorn Gottes, wenn er für und für erwogen und mit den Augen des gläubigen Herzens betrachtet wird, eine ähnliche Wirkung haben?

Meine Tage sind vergangen wie ein Schatten und ich werde dürre wie Heu. Du aber, o Herr, bleibst ewiglich und dein Gedächtniß von Geschlecht zu Geschlecht. Der Elende oder die Kirche will nun die Klage beschließen und faßt die Nichtigkeit des Lebens in die genannten Worte zusammen. Er vergleicht es dem dürren Heu, welches jetzt hübsch ist und wohl duftet, aber es kommt ein Reif, ein Wind und es verdirbt. Also geht es auch mir. Jetzt bin ich also, Handkehrum anders und ist nichts Beständiges in meinem ganzen Wesen und Leben, ja nichts Rechtes noch Gutes, denn es ist alles voll Sünden und Unrath in deinen Augen. „Alles was in der Welt ist," schreibt Johannes (1 Joh. 2, 16), „nämlich des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt. Die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit." Was sind denn alle die Dinge, die man in der Welt so hoch hält? Laßt uns ein Beispiel sehen. Ich habe Lust zu essen und zu trinken. Ich befriedige diese Lust bis zum Ueberfluß. Was habe ich davon? Nichts als zuvor, da mich hungerte und dürstete. Ist die Lust durch ein kurzes Ergötzen gestillt, so fange ich an zu faullenzen oder zu schlafen, oder zu lachen und Narrenpossen zu treiben, oder zu wüthen, zu hauen, zu stechen*). Daraus entstehen dann viele Sünden und Laster, Gotteslästerung, Ehebruch, Hurerei, Todtschlag und alles Uebel.

Und so falle ich in des Teufels Stricke und werde gefangen, und muß, wenn mir der Herr nicht besonders zu Hülfe kommt, ewiglich verderben. Ich geschweige hier der mancherlei Krankheiten des Haupts, des Herzens, der Hände und Füße und des ganzen Leibes, so wie der Krankheiten der Vernunft, des Verstandes, des Gedächtnisses und der inwendigen Sinne. Mit einem Wort, die ganze Welt liegt im Argen, wie Johannes im 5. Kapitel seiner ersten Epistel schreibt. Darum kann auch nichts Dauerndes bei ihr gefunden werden. Dagegen bleibest Du, o Herr! ewiglich. Darum wer ewig sein will und ewiger Dinge begehret, der muß Gott haben und was Gottes ist, d. i. sein heiliges Wort, von dem Jesaia schreibt: (Kap. 40) Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret und die Blume ist abgefallen, aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Darum spricht auch der Elende an unsrer Stelle: **Du o Herr, bleibst ewiglich und wie du also auch dein Gedächtniß.** — Gott hat Himmel und Erde gemacht und alles was darin ist, er hat ihnen einen wunderbaren ordentlichen Gang und Wesen gegeben, darin sie bleiben. Dabei aber hat er uns noch ein größeres und edleres Gedächtniß seiner gegeben, nämlich sein göttliches Wort daraus wir sehen mögen, nicht wie er ist nach seinem

*) Eine Zeichnung nach dem Leben, wie es nach den Mahlzeiten zu gehen pflegte, wo es ohne Raufereien selten abging. Uebrigens behält das Gesagte auch bei veränderten äußern Sitten seine Anwendung auch auf unsere Zeit.

Wesen, sondern welches Gemüth und welche Gesinnung er gegen uns hat, und das ist die rechte, wahre, heilbringende Gotteserkenntniß*). Vermittelst des Wortes haben wir noch ein herzlicheres Gedächtniß Gottes, Jesum Christum, in welchem wir, so wir ihn mit gläubigen Herzen anschauen, die Wirkungen Gottes an uns schauen; denn was unser Herr Christus wirklich gethan hat, das hat ihm der Vater auferlegt, wie uns soches die heilige Schrift anzeigt. Dieweil wir nun das Wort Gottes haben und Christum Jesum, den Sohn Gottes, so werden wir auch seiner nicht vergessen in Ewigkeit. Das ist das Gedächtniß, von welchem der Elende hier Meldung thut.

Du wollest aufstehn und dich über Zion erbarmen; denn es ist Zeit, daß du dich ihrer erbarmest; ja, die Stunde ist gekommen: denn ihre Steine gefallen deinen Knechten und sie werden sich erbarmen ihres Erdreichs oder Staubes.

Er hebt an, zu bitten und zu ermahnen, es wolle der Herr Gott kommen nach seiner gnädigen Verheißung, durch welchen gesprochen zu Abraham: in deinem Samen werden gesegnet werden alle Völker der Erde (Gen. 22). „Er wolle sich erbarmen über Zion," d. i. über sein Volk, welches übel geweidet ward und viele Drangsale leiden mußte. Es ist Zeit, spricht er, daß du diesem deinem Volke gnädig seist. Die Stunde ist gekommen, da es seine Sünde und Schuld empfindet, und im Vertrauen auf deine Verheißungen mit beweglichen Bitten der Gnade begehrt. — Christus kennt diese Zeit und Stunde der Ernte: „die Ernte ist groß, aber der Arbeiter wenige, darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter schicke in seine Ernte."

Die Steine Zions gefallen deinen Knechten.

Hier ist die Rede von einer zu erbauenden Stadt. Kalk, Steine, Holz, kurz alles Baumaterial ist vorhanden, sodaß die Bauleute rechte Lust haben zum Bauen. Nun aber wissen wir, daß Jerusalem zu jener Zeit wohl gebauet war und in aller Herrlichkeit dastand und also eines neuen Baues nicht bedurfte. Die Bitte muß also gehen auf das himmlische Jerusalem, auf Gottes Volk, das des Heils wartet. Davon spricht auch der Herr mit seinen Jüngern (Luc. 10): „Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet" u. s. w. Daraus mag leicht abgenommen werden, wer die Knechte seien und die Steine, die den Knechten gefallen. Das sind die auserwählten Propheten und das Völklein, das des Heilandes begehrt. An den lebendigen Steinen hatten die Propheten Lust als die rechten Bauleute, sie freuten sich, dieselben einzufügen in den Bau der heiligen Stadt, darin Gott wohnet. Eben diese Propheten werden sich auch erbarmen über ihr Erdreich, ihren Staub. Dar-

*) Myconius zeigt hier eine weit richtigere Vorstellung von dem Zweck der Offenbarung, als viele Theologen und Philosophen nach ihm. Nicht Gott an sich, sondern Gottes Heilsverhältniß zu uns ist uns aufgeschlossen in der Offenbarung des göttlichen Wortes. Hätte man dieß immer recht bedacht, so wären viele unnütze Streitigkeiten unterblieben.

unter versteht er die Armen nach dem Geist, die begehren das Evangelium zu hören und von welchen der Herr Matth. 11 sagt: den Armen wird das Evangelium gepredigt!

Gleicherweise sollen wir auch heut zu Tage bitten, daß die Kirche Christi erbaut werde von frommen und gottesgelehrten Predigern, die dazu gesandt und berufen sind. Wir sehen auch viele wohl bereitete Steine hin und wieder in allen Landen, die der Wahrheit Gottes von Herzen begehren, sie dürfen sich aber nicht hervorwagen, weil man ihnen von Stund an nach dem Leben trachtet. Gott hat uns aus lauter Barmherzigkeit mit seinem heiligen Wort begabt, und darum sollen wir bitten, daß er sich auch Anderer wolle mit Gnaden erbarmen, damit sein Name geheiligt, sein Reich erweitert werde und sein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel. Stark und gewaltig ist der Feind, emsig und unverdrossen; er läßt nicht nach, bis entweder e r gewinnt oder bis er vom Herrn überwunden wird; darum muß auch das Gebet emsig und stark und unüberwindbar sein; dann ist uns der Sieg gewiß.

Und die Heiden werden deinen Namen fürchten, und alle Könige auf Erden deine Herrlichkeit. Die Steine sind bereit, die Knechte haben Lust zu bauen; nun liegt es an dem, daß du dich, o Gott, erbarmest und deine Knechte sendest und sie an deinen Bau stellest. Dann werden auch die genannten Früchte folgen: die Heiden werden deinen Namen fürchten u. s. w. Es ist als ob der Psalmist spräche: Wenn dein heiliges Evangelium verkündigt wird, dann werden nicht allein die Juden in den Bau Zions kommen, sondern auch die Heiden, insofern sie deinen Namen fürchten.

Die Furcht Gottes steht an der Spitze aller Frömmigkeit; aus ihr fließt der Gehorsam gegen Gott. Sie ist ein reicher Schatz im Leiblichen, wie im Geistlichen, der Brunn des Lebens und der Anfang aller Weisheit. Auf sie folgen dann auch Glaube und Liebe, so daß das Recht thun uns die höchste Freude wird auf Erden.

Alle Könige auf Erden werden fürchten deine Herrlichkeit. Der heilige Geist meint hier alle die Könige und Obern, die das Evangelium annehmen, das ihnen verkündigt wird. Zwar müssen auch die bösen Könige und Obern sich fürchten vor dem Urtheil Gottes; das ist aber nicht die Furcht durch welche Gott geehrt wird. — Will aber jemand unter den Königen die geistlichen Könige verstehen, die Propheten, Prediger und Lehrer eines Landes, so kann ich mir diese Erklärung wohl gefallen lassen, da doch das Reich Christi ein geistliches Reich ist.

Denn der Herr hat Zion gebauet und ist gesehen worden in seiner Herrlichkeit. Er hat angesehen das Gebet der Niederträchtigen (Armen und Verlassenen) und hat nicht verachtet ihre Bitte.

Der Herr hat Zion gebaut, d. h. er hat sein Evangelium gesendet. Christus der Herr ist das Fundament des Baues, wie Paulus lehrt (1 Cor. 3.)

Einen andern Grund kann niemand legen. Auf diesen Grund haben die Juden (Wenige ausgenommen) nicht wollen bauen, sie haben den Eckstein verworfen. Da sind die neuen Bauleute zu den Heiden gezogen und die haben den Grundstein, Christum, gerne angenommen und haben auf ihn gebaut gute Werke, d. i. Werke der Liebe. Dann sind aber Andere gekommen und haben darauf gebaut allerlei Ceremonien und brennbare Stoffe („Allerlei Zünselwerk"). So sie aber darauf vertraut haben, so sind diese ihre Werke vom Feuer verzehrt worden; sie selbst aber sind erhalten worden durch das Fundament. Ein Beispiel davon ist der heilige Bernhard und seines Gleichen.

Wir sollen auch wohl darauf achten, daß es heißt der Herr hat Zion gebaut. Nur das ist die wahre Kirche, die von Gott selbst gebaut ist und für und für von ihm gebauet wird durch sein heiliges Wort und durch seine Gnade, nicht durch Menschenwort und Menschenwerk. Daraus geht deutlich genug hervor, wo die wahre Kirche Gottes und Christi ist, und wo die falsche.

Weiter heißt es: „Und ist gesehen worden in seiner Herrlichkeit." Die Herrlichkeit Gottes besteht aber darin, daß er uns durch Christum seinen eingeborenen Sohn die Sünde verzeiht aus lauter Gnaden und nicht aus Verdienst. Könige werden herrlich durch große Thaten im Frieden und im Kriege; im Frieden, wenn der König ein Vater ist der Seinen in seiner ganzen Regierung; in Kriegen wenn er Tapferkeit beweist im Streit wider den Feind und Milde im Siege. Gottes Werk gegen uns arme Menschen durch das Verdienst Christi am Kreuz, das ist ein solch väterliches Werk, wie es der menschliche Verstand nicht zu erreichen vermag, deßhalb es auch das größte aller seiner Werke ist, größer als das Werk der Schöpfung Himmels und der Erde. Er ist auch der Herr der Heerschaaren, der Vorkämpfer wider alle leiblichen und geistlichen Feinde, ein ewiger Ueberwinder, ein Schutz und Schirm der Seinigen, davon er keinen verderben läßt. Das alles kommt aus seinem väterlichen Herzen. Diese Herrlichkeit Gottes wird überall da geschaut, wo das Wort Gottes verkündigt und im Glauben aufgenommen wird; denn der Glaube giebt uns Augen für solche Herrlichkeit.

Er hat angesehen das Gebet der Armen. Damit, daß er sich erbarmet hat und Bauleute gesendet hat, die Christum verkündigen. Hieraus können wir tröstliche Dinge lernen; erstens, daß Gott die Eigenschaft hat, die armen, elenden, trostlosen, ja sterbenden Menschen zu erhören und ihnen zu helfen, wenn sie sich bittend nahen durch Jesum Christum; denn durch ihn wird unser Gebet Gott wohlgefällig. Er ist der Armen und Betrübten Gott. Christus ist gesendet, den Armen das Evangelium zu verkündigen (Jes. 25. Luc. 4); er ruft die Mühseligen und Beladenen zu sich (Matth. 11). Er ist in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen (Röm. 1). Diese Sprüche sollen uns Arme und Elende trösten und uns bewegen, Gott anzurufen in allen Trübsalen. Sodann ist es tröstlich zu wissen, daß Gott

lauter betrübte und elende Leute unter sich hat, die um seinetwillen leiden. Dieß treibt uns, zu Gott zu beten, mit der Gewißheit erhört zu werden. In der Welt bittet man auch, schreit und ruft, aber es ist Niemand da, der uns erhört. Bei Gott thut keiner eine Fehlbitte, als nur der Ungläubige.

Das werde geschrieben auf die nachkommende Geburt (Generation) und das Volk, das neu erschaffen, wird den Herrn loben.

„Die nachkommende Geburt," d. i. das Volk des neuen Bundes, das Volk der Wiedergeburt, welche geschieht von oben herab durch Wasser und Geist. Diese werden den Herrn loben und preisen in Ewigkeit. Hier sehen wir also den Willen Gottes, Alle zu erhören, die ihn anrufen. Dieses soll nicht nur geschrieben werden, daß es geschrieben sei: sondern es soll gelesen und wohlbedacht und gepredigt und geglaubt und geübt werden. Damit solches geschehe, hat Gott den Kirchendienst und das Predigtamt eingesetzt, damit der Weg zum Heil Allen verkündigt und ihnen gezeigt werde, wie Gott zur Vergeltung seiner Güte nichts weiter verlange, als daß wir lernen und glauben. In diesen beiden Stücken ist die Weissagung des Propheten (Jerem. 31) erfüllt: „Das ist der Bund, den ich machen will mit dem Hause Israel nach diesen Tagen, spricht der Herr; ich will geben mein Gesetz in ihr Gemüth, und in ihr Herz will ich es schreiben, und will ihr Gott sein und sie sollen mein Volk sein." Dieß sage ich darum, damit nicht Jemand frage, wo dann die guten Werke hinkommen? Wenn der Glaube ein wahrer und nicht ein blos eingebildeter und gefärbter Glaube ist, dann steht das Gesetz nicht nur im Buche, sondern es ist ins Herz geschrieben und von da heraus wird es auch Gott ins Werk setzen; denn der Glaube erweist sich von selbst in Werken der Liebe (Gal. 5). Das Amt des neuen Bundes ist von Gott eingesetzt schon durch Johannes den Täufer. Als dieser ins Gefängniß gesetzt wurde, hat Christus das Werk an die Hand genommen, hat die Jünger berufen, sie gelehrt und sie zunächst an das jüdische Volk gesandt, dem er vornehmlich von Gott war verheißen worden. Nach seiner Auferstehung aber sind die Jünger auf das Geheiß des Herrn ausgegangen in alle Welt und haben gepredigt Buße und Vergebung der Sünden. Die Jünger haben nun wieder andere Jünger und Lehrer bestellt an allen Orten und Enden; diese wieder andere u. s. f. bis auf die Zeit des Antichrists. Da ist wohl das Amt geblieben, aber die Lehre hat abgenommen und ist auch mit der Zeit verändert worden. Statt der Buße und Vergebung der Sünden wurde eitel Menschenlehre, wenn auch etwas vermischt mit historischen Thaten Christi gepredigt. An einigen Orten unterblieb die Predigt ganz, mit Ausnahme der Fasten- und Adventzeit, und auch da traten meist Mönche auf, die das Predigtamt nicht im rechten Sinne verwalteten. Die ganze Zeit ist mit Singen, Lesen, Beten und Meßhalten verdorben worden, ohne Verstand, ohne Andacht, ohne Geheiß Gottes. Die Folge davon war, daß die Erkenntniß Got-

tes und Christi und seines göttlichen Wortes völlig erloschen, und daß, wer sie wieder anzünden wollte, als Ketzer gescholten ward.

Gott loben. Nichts mag dem heiligen Gott mehr gefallen, als sein eigenes Lob, das aus dem rechten Grunde heraus geht, und dieß geschieht, wenn wir seine große Barmherzigkeit in Wahrheit bedenken. Auch die Engel im Himmel können dem Herrn keinen höhern Dienst erweisen, als daß sie ihn loben (ein Beweis davon das Gesicht Jesaias Kap. 6. und das „Heilig, Heilig, Heilig"). Auch das h. Abendmahl, das Christus eingesetzt hat, ist seinem Wesen nach Danksagung (Eucharistie), wie es auch von den uralten Christen ist genannt worden. —

Warum aber will Gott von uns gelobt sein? warum ist unser Lob ihm angenehm? Einmal darum, weil es Erkenntniß Gottes voraussetzt; denn nur wer Gott recht erkennt, der vermag ihn auch recht zu loben, als einen milden, liebreichen, gnädigen Gott, der obwohl er die Sünde hasset, sich doch der Sünder erbarmet. Wo aber diese Erkenntniß vorhanden ist, da ist dann auch Furcht und Glauben, welche die Haupterfordernisse unsers Heils und eines gottseligen Lebens auf Erden sind.

Denn er hat herabgesehen von seiner heiligen Höhe. Der Herr hat herab geschauet vom Himmel auf die Erde, daß er das Seufzen der Gefangenen hörte, daß er ledig machte die Kinder des Todes.

Christus hat ein Reich auf Erden, das ganz und gar an Gott hängt. Zu ihm schauen wir auf, und er sieht auf uns herab von seiner heiligen Höhe. — Gott hat Acht auf die Menschen, auf die Guten wie auf die Bösen, auf die Einen, daß er sie errette, auf die Andern, daß er sie strafe. (Dieß gegen die Epikuräer und Sadduzäer.) Darum sollen die, welche sich dem Herrn ergeben, wenn sie viele Trübsale leiden müssen, sich dieser Worte erinnern und getrösten.

Auf daß sie verkünden zu Zion den Namen des Herrn, und sein Lob zu Jerusalem; wenn die Völker zusammenkommen und die Könige, dem Herrn zu dienen.

Hier sehen wir deutlich, warum Gott der Elenden sich annimmt, darum nämlich sein Lob verkündigt werde, wenn die Völker und Könige zusammenkommen dem Herrn zu dienen, daß wenn sie Alle werden zu dem einen wahren Gottesdienst des Evangeliums vereinigt werden. Gott kann nichts andres als Gutes thun, daher auch in unsrer deutschen Sprache Gut und Gott Eins ist, und so verlangt er auch von uns nichts, als Dankbarkeit. Diese aber besteht nicht in großen Schenkungen von Geld und Gut (obgleich wir den Armen reichlich geben sollen), sondern in der Verkündigung seines heiligen Namens und im geduldigen Tragen des Kreuzes.

Wir können Gott nichts geben, das nicht schon sein wäre. „Das Silber ist mein und das Gold ist mein," heißt es bei dem Propheten Haggai (Kap. 2 auch Psalm 42 (43): Alle Thiere des Waldes sind mein).

Er demüthiget auf dem Wege meine Kraft und hat verkürzt meine Tage. Ich sage, mein Gott nimm mich nicht hinweg in der Mitte meiner Tage; deine Jahre sind von Geschlecht zu Geschlecht.

Gott demüthigt uns nicht seinetwegen, nicht daß er feindlich gegen uns gesinnt wäre, sondern unsertwegen, weil er uns liebt wie seine Kinder und uns erhalten will; darum sagt Petrus (1 Petr. 4, 17): es ist Zeit, daß anfange das Gericht am Hause Gottes. Er thut Solches, damit wir nicht übermüthig werden und Gottes vergessen. Alles Uebel, was weiter folgt, kommt aus dem bösen Kraut, das da heißt „Philautia“ (Selbstsucht). Davon ist Keiner frei, er werde denn wiedergeboren. Damit nun die Kinder Gottes aus dem Wohlstand dieser Zeit nicht in Unglaube und Verdammniß fallen, schickt ihnen Gott Trübsal und Widerwärtigkeit, auf daß sie recht oft und gläubig zu ihm aufschreien und nicht nachlassen bis er sie erhört, und auch nachdem er sie erhört hat und sie wähnen, nun sei es vorbei, so kommt er mit einem andern Uebel, und so gehet es fort bis zum Sieg. Es ist ein ewiger Kampf auf Erden, so lange der Mensch lebt (Hiob 7); Uebung des Kreuzes aber bringt Erkenntniß. Darum sollen wir uns nicht bekümmern, wenn uns der ewige Vater Kummer und Leiden zusendet, sondern ihm danken und ihn bitten, daß er uns durch Geduld den Sieg verleihe. Uebrigens verkürzt der Herr die Leidenstage der Seinigen und giebt ihnen Trost und Hülfe durch sein Wort und seinen h. Geist. Darum flucht der Gläubige nicht über das Leiden, sondern bittet nur: nimm mich nicht hinweg in der Mitte meiner Tage, d. h. laß mich nicht unbereitet sterben. Wann sind wir aber bereit und nicht? Antw.: Wenn wir vor diesem zeitlichen Leben Abscheu empfinden und uns das ewige wohlgefallen lassen, dann ist es Zeit zu scheiden. Das wird aber nicht eher geschehen als bis uns der Herr heimsucht mit Trübsal. Wo mich zeitliches Gut, Ehre, Wollust noch dermaßen gefangen hält, daß Sinne und Gedanken daran hängen, dann bin ich noch unbereitet zu sterben, und sterb ich dennoch, dann wehe meiner Seele! In dem Falle des Elenden befinde ich mich aber dann, wenn ich zwar schon etwas von jenem Abscheu empfinde, aber doch des vergifteten Fleisches wegen noch an der Welt hange, gleichwohl mit Paulus wünsche, davon erledigt zu werden und bei Christo zu sein. — Der Psalmist setzt hinzu: „Deine Jahre währen für und für;“ als wollte er sagen: das bitte ich, du wollest mich nicht hinnehmen, ehe ich michs versehe; du magst nur wohl warten, denn deine Jahre währen ewiglich; deßhalb kann ich dir nicht entrinnen. So wollen wir denn auch Gott bitten, daß er uns nicht wolle aus dieser Zeit nehmen, bis wir durch den Glauben vorbereitet sind. Und wenn wir, so lange wir in dieser Zeit leben, noch der irdischen Dinge gebrauchen, so thun wir es in dem Sinne des Apostels, daß wir dieser Welt gebrauchen, als gebrauchten wir ihrer nicht. (1 Cor. 7.) Nur darf man sich nicht säumen, sondern bitten,

lesen und hören das Wort von Christo Jesu, damit wir bald zum Glauben kommen.

Du hast vorhin (zuvor) die Erde gegründet und die Himmel sind deiner Hände Werk.

Paulus führt diesen Text an (Hebr. 1), als ob der Vater also redete zum Sohn. Und so ist es auch. Darum ist alles was hier zum Lobe der Ewigkeit Gottes und seiner Barmherzigkeit über die Menschen gesagt ist, auf Christum, als den Sohn Gottes zu beziehen; denn Gott der Vater hat durch den Sohn Himmel und Erde geschaffen, und alle Dinge sind durch das Wort gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht was gemacht ist. (Joh. 1.) Daraus erhellet gegen die alten Irrlehrer, daß Christus vor seiner Mutter gewesen ist nach seiner Gottheit und das von Ewigkeit her. Was für ein treffliches und allmächtiges Werk die Schöpfung Himmels und der Erde sei, mag jeder Christ bei sich selbst wohl bedenken. Wir sehen, daß es der menschlichen Art je und je schwer eingegangen ist, Christum als ewigen Gott zu erkennen, nachdem er sich der menschlichen Natur nach, die er aus Maria, der Jungfrau, angenommen, hat lassen ans Kreuz heften und daran gestorben ist. „Es ist der Vernunft gar spöttlich," einen Solchen als den wahren Gott zu erkennen. Die Menschheit Christi hat den Juden allen ihren Verstand genommen, so daß sie seine göttlichen Werke nicht haben mögen erkennen, darum sie ihn auch nicht als ihren Messias angenommen haben. Wie viel mehr soll die menschliche Vernunft einen Abscheu haben vor dem Kreuz Jesu Christi, also daß sie ihn nicht als Gott annimmt? Darum sollen wir diesen Vers wohl zu Herzen nehmen; denn Christus kann uns nicht zum Heil werden, als wenn wir ihn bekennen als wahren Gott und wahren Menschen.

Sie werden vergehen, du aber bleibest. Sie werden veralten wie ein Kleid, und du wirst sie verwandeln wie ein Gewand, und sie werden verwandelt werden.

Alle Creaturen werden vergehn. Christus allein mit seinem Reich und seinem Wort wird bleiben in Ewigkeit. Wie werden sie aber vergehn? Wie ein Kleid, das entweder zerschlissen oder von den Motten verzehrt wird. Durch den Gebrauch zerschleißt es; läßt mans liegen, so zernagen es die Motten. Also werden auch Himmel und Erde vergehen; nicht also, daß sie nichts mehr sein werden, sondern sie werden erneuert.

Daraus sollen wir lernen, dem Zeitlichen abzusagen und dem Ewigen anzuhangen, da jenes vergeht, dieses in Ewigkeit bleibt; denn so wir dem Vergänglichen anhangen, werden wir auch vergänglich; hangen wir aber dem Ewigen an, so werden wir auch ewig sein und nimmer vergehen. Nun hangen wir aber von Natur dem Zeitlichen an. Es ist uns gegenwärtig; wir sehen es, greifen es, und empfangen in der Gegenwart Lust und Nutzen davon. Das Ewige dagegen fällt nicht in Augen und Ohren und Sinne: wir empfangen auch keine gegenwärtige Lust oder Nutzen davon; deßhalb müssen wir an-

dere Augen und Ohren bekommen, die nicht von der Natur, sondern von Gott sind, durch die Wiedergeburt aus Wasser und Geist; dann wird uns das Ewige auch ein Gegenwärtiges, wird von uns gesehen, gehört, empfunden, gewährt uns Lust, Nutzen und Freude und ewiges Leben nach diesem vergänglichen.

Du aber bist eben derselbe, und deine Jahre nehmen kein Ende.

Hier steht deutlich, daß Christus von Ewigkeit her sei und wird auch in Ewigkeit bleiben wie der nächste Vers zeigt. — „Du bist eben derselbe," d. h. du bist gewesen je und je, ohne Anfang und ohne Ende, der allmächtige Gott, ein Gott mit dem Vater und dem heiligen Geist. Der du alle Dinge erschaffen hast, Himmel und Erde und alles was darinnen ist, der du aller Dinge Wesen bist und Aufenthat, der du wiederbringst was verdorben ist und das aus deiner Güte und Allmacht. Darum wie du eben derselbe bist von Ewigkeit, so nehmen auch deine Jahre kein Ende, während die Jahre aller deiner Geschöpfe ein Ende nehmen, denn es muß alles erneuert werden (2 Petr. 3). Darum sollen wir des Tags des Herrn warten, an welchem die Himmel werden im Feuer vergehen und die Erde vor Hitze zerschmelzen. Wir warten aber eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnet.

Was hier von Christus bezeugt wird, sollten die Juden merken. Sie sollten nicht, ihren eigenen h. Schriften zuwider, uns vorwerfen, daß wir aus Christus einen neuen Gott machen, wenn wir sagen, er sei wahrer Gott und wahrer Mensch. Sie sollten erkennen, daß Christus eben der ist, der Himmel und Erde geschaffen hat, und der, als die Zeit erfüllet ward, als Sohn Gottes von Gott in die Welt gesandt, von einem Weibe geboren und unter das Gesetz gethan wurde, damit er die erlösete, die unter dem Gesetze sind und wir die Kindschaft empfingen. (Gal. 4.) Aber auch die bloßen Namenchristen sollten sich dies merken; sonst lästern sie Gott mit Wort und That. Mit Worten lästern sie den Namen des Vaters und des Sohnes durch Fluchen und Schwören, wie das Viele im täglichen Gebrauch haben; mit der That aber, da sie leben nicht wie Christenmenschen, sondern wie Türken und Heiden. Die frommen Christen können daraus den rechten Trost schöpfen, indem sie sich dessen versichert halten was ihnen im Tode Christi verheißen ist.

Die Kinder deiner Knechte werden bleiben, und ihr Same wird vor dir bestehen.

Knechte Gottes sind die Apostel und Prediger wie sich Paulus, Petrus und Andere nennen im Anfang ihre Briefe. Im 1. Brief an die Corinther heißt es: Dafür soll uns Jedermann halten, nämlich für Diener Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Die Kinder dieser Knechte sind aber die, welche von den Aposteln und Predigern getauft und gelehrt werden. Diesen Kindern geschieht die große Verheißung: sie werden bleiben und ihr Same

wird vor dir bestehen: d. h. sie werden Erben sein und im Hause ewiger Seligkeit bleiben. Die Knechte aber müssen hinaus (Joh. 8). Ueber dieses Verhältniß der Knechtschaft und Kindschaft ist zu vergleichen, was Paulus im Briefe an die Galater schreibt.

Hieraus läßt sich auch erkennen was das Predigtamt in der Kirche für ein herrliches Ding ist, da es Kinder Gottes und Erben des ewigen Reiches macht. Die Kinder deiner Knechte werden bleiben. Fragst du, wie geht das zu? so antwortete ich, durch das Wort Gottes, welches, wenn es verkündigt und im Glauben angenommen wird, neue Menschen und Kinder Gottes macht (Gal. 3). Willst du aber sagen: ich meine, der Geist thue solches, so antworte ich: das thut er auch, indem er den Glauben an das Wort erwecket. Der Predigt sammt dem Worte Christi ist das Mittel, durch welches die Kinder Gottes geboren werden. Darum spricht Paulus: In Christo Jesu habe ich euch geboren durchs Evangelium (1 Cor. 1), und an Philemon schreibt er: ich bitte für meinen Sohn Onesimus, den ich geboren habe in meinen Banden (vgl. auch Gal. 4). An allen diesen Stellen bezeichnet der Apostel das „Gebären ihm selbst" als ein Mittel, durch welches der Geist wirkt. So sind auch die Prediger in diesem Sinn Gebärer oder Väter der Kinder Gottes, wiewohl der Geist der rechte Meister und Vater ist. Darum soll man auch ihr Amt billig hoch in Ehren halten, als eingesetzt von Gott zu erhalten die Seelen der Menschen (1 Theff. 5. Hebr. 13).

Auf solche Weise Kinder Gottes zu machen ist nicht menschliche Erfindung, sondern von Gott also geordnet und darf darum auch nicht geändert werden. Wehe aber denen, die sich vor etlichen hundert Jahren unterstanden haben, diese göttliche Ordnung anzutasten und es bis zu dieser Stunde noch thun, wehe ihnen in Ewigkeit.

So haben wir denn in diesem Psalme ein Beispiel davon, wie wir in der Angst und Noth zu Gort dem Herrn, nämlich zu Christo unsre Zuflucht zu nehmen und ihn zu bitten haben, daß er die Kirche erbaue, was zu unsrer Zeit besonders nöthig ist. Wir lernen daraus ferner die höchste Güte Gottes und Christi üben und erkennen, wie er die Bekümmerten erhört, weshalb er ewig zu loben und nichts anders zu predigen ist bis ans Ende der Welt, denn die Güte Christi als des ewigen Gottes. So möge denn die Kirche auch wo sie zu leiden hat nicht vom Herrn weichen, sondern ihn bitten, daß er sie nicht hinweg nehme bis sie wohl gerüstet sei; er möge ihrer warten als der Ewige und auch die Kinder ewig machen, die seine Knechte gebären durchs Wort. Was mir nun der Herr von diesen Dingen an's Licht zu bringen verliehen hat, das habe ich wollen mit Euch theilen aus rechtem christlichem Eifer. Möget Ihr es in Gutem aufnehmen und mit mir den Herrn bitten um Mehrung des Glaubens. Ihm sei Ehre, Lob und Preis in Ewigkeit. Amen.

Beilage.

Die erste Baslerconfession von 1534

entworfen von Johann Oekolampad, ausgearbeitet von Oswald Myconius.

Bekanthnuß
vnsers heiligen Christenlichen gloubens,
wie es die kylch von Basel haldt.

Corde creditur ad iusticiam, ore autem fit confessio ad salutem.
Roma. 10.

Wir Adelberg Meyger Burgermeister, vnd Rath der Statt Basel, wünschend allen vnd yeden, vnsern Burgern, hindersässen vnnd verwandthen, Geistlichen und Weltlichen, Edlen vnnd Vnedlen, in vnser Statt vnd Landtschafft Basel wonhafft, frid, gnad vnd Barmhertzigkeit, von GOTT vnserem himmelschlichen vatter, vnd reine erkanthnus JESU CHRISTI, vnsers einigen heylands, Vnd thund üch darby zeuernemmen, Demnach wir, im vergangnen Fünffzehenhundert, neun vnnd zwentzigsten jare, allerley mißprüch, jrtung vnnd verwånthe GOTTESdienst, die sich on grund göttlicher warheit, in der kilchen CHRISTI, zu straaff vnserer sünden, jngerissen, vß sonderen gnaden des allmechtigen, nach anleytung synes heyligen worts, eintweders gar abgethan, oder gebessert. Vnd sidhar die gesunden leer CHRISTI, üch vnsern vnderthanen, pur, rein vnd klar, trüwlich vnd emsiglich verkünden vnd fürtragen lassen, Befinden wir (Gott hab lob) das vnser pflantzen vnd wesseren nit vergebens gewesen, sonder vß den genaden des allmechtigen, die erkanthnus GOTTES, rychlich by üch zugenommen, wöllichs vns am höchsten erfröwen thut, Vnd so dann vns, uwern Christenlichen Obern, damit in erkanther göttlicher warheyt, fürgefaren, ernstlich ynzesehen gebüren will, Habend wir vß rechter Christenlicher liebe, vns vnd allen gleubigen zu eyner sterckung, vnd den schwachen vnerbuwenen zum trost, für not vnd gut bedacht, Das by diesen schwåren widerwertigen vnd gefarlichen zyten, in denen, wo müglich, ouch die vsserwelten, von der warheit GOTTES abgewendt vnd verfürt werden möchten, Wir vns mit üch, vnnd jr mit vns, vnsers heiligen Christenlichen gloubens, wie wir den, vß dem reinen Gottes wort erlernet, vnd in vnser kylchen täglich leeren lond vnd haltend, offentlich bekennend, Damit wir vor GOTT vnserem himmelschlichen vatter durch CHRISTUM vnsern behalter, den wir vßsinen gnaden hie veryehend, ouch bekanth werdend, Vnd vnsere widerwärtigen, wann sy mit GOTTES forcht vrtheylend, doch einmal sähen mögend, das wir nit (wie man vns zicht) von GOTTES warheyt, vnd der kylchen CHRISTI abgetretten, sonder der stimm

CHRISTI vnsers hirten gehorsamend, vns mit verlassung der jngerißnen jrsalen, erst recht mit der kylchen CHRISTI vereinbaret, Vnd mit allem dem, so der gsunden leer CHRISTI zugegen stadt, nit gemeinschafft habend, Ob sy villicht, hinfür jres lästerens abzestan, vnd den Son Gottes wie vns der Vatter bevolhen, zehören, gnad erlangen möchtend. Darumb habend wir die substantz, vnsers heyligen gloubens, in ditz volgend bekantnuß, So wir hiemit vor GOTT vnd der welt, offentlich veriehend begriffen, vnd vmb bessern verstands willen, die mithellenden ort Biblischer schrifft, eins theyls darneben verzeichnen lassen. Der allmechtig Gott, wölle vns allen, sin heiligen glouben meeren, vnd das, so er in vns angefangen, durch sin gütte, zu heyligung sines namens, vnd heil vnserer Seelen, gnedighlich vßfüren. Vnd volget in dem namen Gottes, die bekanthnus vnsers Christenlichen gloubens.

Von Gott.

Symbolum commune. Der gemeingloub. Disz wirt bewisen vsz der gantzen geschrifft alts vnd nuws Testaments von vilen orten.
Wir gloubend in Gott den Vatter, in Gott den Son, in Gott
den heiligen Geist, ein heilige göttliche Drifaltigkeit, Dri personen,
vnd ein einigen ewigen allmechtigen GOTT, nach dem wesen vnd sub-
Gene. 1. stantz, Vnd nit dry Gött, Wir gloubend ouch daß GOTT alle ding
Joan. 1. 1. Chroni. 29. erschaffen hab durch sin ewigs wort, das ist, durch sin eingebornen
Act. 2. Son, vnd alle ding vffenthalte vnd bekrefftige durch synen geist,
das ist, durch sin krafft, darum dann GOTT alle ding fürsicht vnd
regiert, wie er sy erschaffen hat.

Rom. 8. 9. 11. Ephe. 1. Dannenhar bekennend wir das GOTT vor vnd ee, er die welt
erschaffen, alle die erwölt habe, die er, mit dem erb, ewiger selig-
keit begaben will.

Von dem menschen

Gen. 1. Ephe. 4. Bekennend wir, das der mensch im anfang, nach der bildnuß,
Gen. 8. GOTTES GERECHTIGKEIT vnnd HEILIGKEIT, von Gott
Gen. 5. Rom. 5. 1. Cor. 15. recht gemacht, Er ist aber, mutwillghlich gefallen in die sünd, durch
Ephe. 2. Gen. 6. & 8. welchen faal, das gantz menschlich geschlecht, verderbt, der verdam-
Joan. 3. nuß vnderworffen worden, ouch vnser natur geschwecht, vnd in ein
Rom. 3. Psal. 142. solche neygung zu sünden kommen, das, wo die, durch den geist
Ephe. 2. GOTTES, nit widerbracht, wirdet, der mensch von jm selbs, nüt
guts thut noch wil.

Sorg Gottes über vns.

Rom. 5. Vnd wiewol der mensch durch solchen faal, der verdamnus vnder-
worffen, GOTTES vyand worden ist, yedoch hat Gott, die sorg
Gen. 12. 14. 15. &c über das menschlich gschlecht, nie von im gethan, des sind gezügen
Gen. 3. 26. 21. 28. die Patriarchen, die verheissungen vor vnd nach dem Sündfluß. Item

das gesatz von Gott, durch Mosen gegeben, und die heiligen Propheten.

Von Christo Warem Gott und warem menschen

Gloubend wir und bekennend vestenlich, das uns Christus der zyt, so hie zu verordnet, nach der verheyssung Gottes, vom Vatter gegeben, und also das ewig götlich wort, fleisch worden sye, das ist, daß der Son GOTTES, der menschlichen natur, in ein person vereinbart, unser bruder worden ist, uff das wir durch jnn teylhafftig wurden, des erbs GOTTES.

Matt. 1. Luc. 2. Joan. 1. Philip. 2. wir hand einen vatter Gott namlich mit Christo. Matt. 6. Rom. 8. Heb. 2.

Disen IESUM CHRISTUM, gloubend wir empfangen sin, von dem HEILIGEN GEIST, Geboren von der reinen unbefleckten junckfrowen MARIEN, Gelitten under Pontio Pilato, gecrützigет und gestorben für unsere sünd, und also mit einer sin selbs uffopfferung, GOTT unserem himmelschen vatter, für unsere und aller gloubigen sünd, gnug gethan, und uns mit jm versünt, Und also mit sinem Tod, triumphiert und überwunden haben, die welt, den tod, und die hellen. Darzu nach dem fleisch begraben, Abgestigen zu den hellen, am dritten tag ufferstanden von den todten, Und als er sollichs gnugsam bewert, mit lyb und seel, uffgefaren sin gen himmel, Da sitzt er, zu der gerechten, das ist, in der herligkeit, GOTT sines himelschlichen Vatters, Von dannen er künfftig ist zu richten die läbendigen und die todten, Er hat ouch sinen jungern (wie er verheissen) sinen heiligen Geist, in den wir, wie in den Vatter und in den Son gloubend, gesendet.

Matt. 1. Luc. 2. Bezügend alle Evangelisten. Matt. 20. 6. Ro. 5. 1 Cor. 15. 1. Pet. 2. Heb. 9. 10. Ro. 9. 1. Pet. 3. Jo. 16. Philip. 2. Col. 2. 1. Cor. 15. Mar. & Luc. ultimo. Act. 1. Mat. 26. Eph. 1. Col. 3. Heb. 1. 10. 12. Act. 2.

Von der kylchen.

Wir gloubend ein heilige Christenliche kylch, das ist, gemeinschafft der heyligen, die versamlung der gloubigen im geist, welche heylig und ein brut CHRISTI ist, in deren alle die burger sind, die da warlich veriehend, daß IHESUS sye CHRISTVS das lämlin GOTTES, so da hinnimpt die sünd der welt, und ouch durch die werck der liebe sölchen glouben bewerend.

Matt. 16. Eph. 1. 5. Joan. 3. 2. Cor. 11. Ephe. 5. Heb. 12. Joan. 1. Gal. 5.

In diser kylchen brucht man einerley Sacrament, Nemlich den Touff, im yngang der kylchen, Und des Herren Nachtmal zu siner zyt, jn nachgendem läben, zu bezügung des gloubens und brüderlicher liebe, wie dann im Touff verheissen ist.

Matt. 3. 28. Act. 2. 16. Col. 2. Matt. 26. Mar. 14. Luc. 22. 1. Cor. 11.

Dise Christenliche kylch beflyßt sich, die band des fridens und der liebe, mit eynigkeit zehalten, darumben sy, mit den Secten und ordens Reglen, so uff underscheidung der tag, spyß, kleyder und kylchen gepreng gesetzt, khein gemeinschaft hat.

Rom. 12. Joan. 15. 1. Joan. 3. 4.

Von dem nachtmal unsers Herren

Bekennend wir, das der Herr IESUS, sin heyligs Nachtmal yngesetzt hat, sin heyligs lyden, mit dancksagung zu betrachten

Luc. 22. 1. Cor. 11. 1. Cor. 10.

vnd sinen tod zeuerkünden, ouch Christenliche liebe vnd einikeyt, mit warem glouben zebezügen.

Ein starck glichs wider den fyand der warheit.

Vnd glych wie in dem Touff, darinn vns die abweschung von den sünden, die doch allein der Vatter, Son, vnd heilig geist, vßrichten müssends, durch den diener der kilchen, angebotten, blybt war wasser. Also ouch, in des Herren Nachtmal, in dem vns, mit des Herren brot vnd tranck, sampt den worten des Nachtmals, der war lyb, vnd das war blut CHRISTI, durch den diener der kylchen fürblidet, vnd angebotten würdet, blybt brot vnd win.

Joan. 6.
Dan es ye ein geistliche spisz ist darumb sy von der gloubigen Sel müsz genossen werden.
Das ist, die selen werden ersettiget, starck vnd mechtig, zufriden vnd ruwen gesezt, frolich vnd wacker zu allen dingen, wie von der lyblichen spisz der lyb, vnd wirt der mensch ein geistlich glid des geistlichen lybs Christi.

Wir gloubend aber vestiglich, das CHRISTVS selbs syge die spyß der gloubigen Seelen zum ewigen läben, vnd das vnsere Seelen, durch den waren glouben, in den crützigten CHRISTVM, mit dem fleisch vnd blut CHRISTI gespyset, vnd getrenckt werdend, also das wir sines lybs, als vnsers einigen houpts, glider, in jm, vnd er in vns läbe, damit wir am jüngsten tag, durch jn, vnd in jm, in die ewigen fröwd vnd seligkeit vfferstan werdend. Darumb so bekennend wir, das CHRISTVS in sinem heyligen Nachtmal, allen denen, die da warhafftigklichen gloubend, gegenwurtig sye.

Joan. 11.
Ephe. 1. 4. 5. Col. 1.
Spacramentlich vnd durch betrachtung des gloubens welcher den menschen in sinen gedancken hinnuff gen himel lupfft, nit aber Christum nach der menscheit von der gerechten Gottes herabzucht.
Act. 1. 7.
Col. 3. Hebr. 1. 10 Act 5.
1. Tim. 4.

Vnd schliessend aber den natürlichen, waren, wesentlichen lyb CHRISTI, der von Marien der reinen iunckfrowen geboren, für vns gelytten vnd vffgefaren ist zu den himlen nit in des herren brot noch tranck. Darumb wir ouch CHISTUM, nit in disen zeichen brot vnd wins, die wir gemeinlich Sacramenta des lybs vnd bluts CHRISTI, nemmend, Sonder in den himlen, by der gerechten GOTT des vatters anbettend, daher er künftig ist zu richten die lebendigen vnnd die todten.

Von bruch des Bannes.

Matt. 18.
1. Cor. 5.
(2) Thess. 3.
1. Tim. 1.

Vnd diewyl sich aber, das vnkrut der kylchen Christi vermüschet, so hat Christus siner kylchen gewalt geben, söllich vnkrut, wann sich das durch vnlidenliche laster vnd sünd, wider des herren gebott, herfür thun wurde, zebannen, damit die kilch jr gestalt, souil möglich, on masen behalte, Der vrsachen wir den Bann, in vnser kylchen bruchend.

2. Cor. 2.
1. Tim. 1.

Es bannet aber die Christenliche kylch, nit dann umb besserung willen, Darumben sy die gebannten, nach dem die jr ergerliches läben abgestelt, vnd gebessert, mit fröuden wider vffnimpt.

Von der Oberkeit.

Rom. 13.
1. Pet. 2.
Diez ampt ist der Heidnischen oberkeyt ye vnd ye beuolhen gsin, wieviel me sol es der Christlichen Oberkeit beuolhen sin, einer waren statthalterin Gottes?

Es hat ouch GOTT, der Oberkeit, siner dienerin, das schwert vnd höchsten vsserlichen gewalt, zuschirm der gutten, raach vnd strauff der bösen beuolhen, Darum ein yede Christenliche Oberkeyt, in deren zal, wir zesin begeren, all jr vermögen dahin richten sol, das by jren vnderthanen, der nam GOTTES geheyliget, sin Rych erwiteret, vnd sinem willen, mit ernstlicher vßrüttung der lastern, gelebt werde.

Von glouben vnd werken.

Wir bekennend nachlassung der sünden, durch den glouben in IESVM CHRISTVM den Crützgeten, Vnd wiewol diser gloub, sich one vnderlaß durch die werck der liebe übt, harfür thut, vnd also bewert würdet, yedoch gebend wir die gerechtigkeyt vnd gnugthugung für vnsere sünd, nit den werken, so des gloubens frücht, Sonder allein dem waren vertruwen vnd glouben, in das vergossen blut, des lämblin Gottes, Dann wir fry bekennend, daß vns in CHRISTO, der da ist vnser GERECHTIGKEIT, HEILIGKEIT, ERLOSVNG, VVEG, VVARHEIT, VVISHEIT, vnnd LAEBEN, alle ding geschenkt syend. Darumb die werck der gloubigen, nit zu gnugthüung jrer sünden, sonder allein darumb geschehend, das sy damit Gott dem herren vmb die grosse gutthath, vns in CHRISTO bewisen, sich etlicher maß danckbar erzeigend.

Matt. 2. Mar. 10. Luc. 7. Joan. 3. 5. 6. &c. Ro. 3. 4. 10. Galath. 2. ubiq;

Rom. 3. 10. Gal. 2. Eph. 2.

1. Cor. 1. Ro. 8. Eph. 2. Jo. 14.

Danckbarkeit stat in widergelten der empfangnen guttathen, nun kan man Gott nüt widergelten, dan er nüttzit manglet, so sicht man vff sin anfordern. Dises ist glouben vnd werck der liebe. Den glouben fordert er im selbs, die liebe den ebenmenschen.

Vom jüngsten tag.

Gloubend wir, das ein jüngst gericht, an welichem vfferstenung des fleischs sin werde, Da ouch ein yeder von Christo dem richter, empfahen würdet, nach dem er hie im läben sich gehalten, Namlich das ewig leben, wann er vß warem glouben, mit vngefärbter liebe, die frucht des gloubens, das sind die werck der gerechtigkeit, gewürckt, Vnd das ewig feür, wann er on glouben, oder mit gedichtem glouben on liebe, guts oder böses begangen hat.

Matth. 24. 25. 2 Tim. 4.

Rom. 2. 2. Cor. 5. Joan. 5.

Guts verstand nach dem vrteil der menschen.

Von gebott vnd nit gebot.

Bekennend wir, das glicher wyß, wie niemand gebieten mag, die ding, die CHRISTVS nit gebotten hat, Also mag ouch niemands verbieten, das er nit verbotten hat, Der vrsachen wir die oren bicht, die viertzig tägige Fasten, Der heiligen Fyrtag, vnd was der glychen von den menschen vffgebracht ist, ongebotten, Vnd hingegen die Priester Ee, vnuerbotten halten.

†) Vnd noch vil weniger mag yemands erlouben, das Gott verbotten hat, Darumb wir die vereerung vnd anruffung der abgestorbnen heylgen, die vereerung oder vffrichtung der byldern, vnd was der glichen ist, verwerfend. Vnd hinwiderumb mag niemands verbieten, was Gott erloubt hat, Der vrsachen wir die spyß, mit dancksagung zeniessen, vnuerbotten haltend.

Es stat, Hörend in Mat. 17. Luc. 9. Deut. 18. Acto. 7.

†Er spricht, Ich bin der Herr üwer Gott Leuit. 18. Deut am 10. redt er durch Mosen Der Herr üwer Gott ist ein Gott aller Götter, vnd herr über alle herren, ein grosser Gott, mechtig vnd schrecklich, etc. Darum was er verbotten hatt, wer wolt das vnder sinem geschöpfft han zuerlouben?

1. Tim. 4.

Die wir aber sunst bekennend by Gott sin, mitChristo regieren in ewickeit, darum das sy Christum bekent hand mit wort vnd werken, als iren heiland, erlosung, vnd gerechtikeit on alles zu thun menschlichs verdiensts. Vss dem wir ouch sy brisend vnd hoch lobent als die begnadeten von Gott, vnnd ietz erben des ewigen richs, doch als zu der eer Gottes vnd Christi.

Wider den jrthumb der Widerteüffer

Wellend wir vns heytter entschlossen han, das wir die frömbden jrrigen leeren, da dise Rottengeister vnder andern verdampten opinionen vnd bösen meynungen ouch sagend Das man die kinder (die wir nach bruch der Apostlen, der ersten kilchen, vnd vß dem, daß der Touff an stat der Beschnidung ist, töuffen land) nit teuffen.

Eyd sol man schweren zu siner zyt, dann Gott hats geheissen im alten Testament, im neuwen ists von Christo nit verbotten. Christus, ouch die Apostel haben selbs geschworen.

Oberkeyt ist dann erst recht oberkeyt, wann sy recht Christenlich ist.

Item vnd das man in in kheinem faal Eyd schweren möge, ob es glich die eer GOTTES, und liebe des nechsten erforderend. Vnd das die Oberkeyt nit möge Christen sin, Zusampt allen anderen leeren, die der gesunden reynen leer IESV CHRISTI zugegen stand, nit allein nit annemend, sonder als ein grüwel vnd lesterung verwerffend.

Zu letst wellend wir ditz vnser bekanthnus, dem vrtheyl göttlicher Biblischer schrifft vnderworffen, vnd vns darby erbotten haben, ob wir vß angeregten heyligen schrifften, etwas beßern berichtet, daß wir yeder zyt, GOTT vnd sinem heiligen wort, mit grosser dancksagung gehorsamen wellend. Actum in vnserem gesessnen Rath, vff Mitwochen den ein vnd zwentzigsten tag Januarij, im jar nach der geburt CHRISTI vnsers einigen heylands, gezelt Tusendt, Fünfhundert, vier vnd dryssige.

Heinrich Ryhiner, Rathschriber der Statt Basel.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Berichtigungen.

Seite	54	Zeile	2	von oben	statt	24. Februar	lies	27. Februar.
=	92	=	15	= =	=	verfaßte	=	gehaltene Predigt.
=	116	=	19	= =	=	säugen	=	seigen.
=	337	in der Ueberschrift			=	1531	=	1532.

Leben und ausgewählte Schriften

der

Väter und Begründer

der

reformirten Kirche.

Herausgegeben von

Dr. J. W. Baum, Professor in Straßburg, R. Christoffel, Pfarrer in Wintersingen, Dr. K. R. Hagenbach, Professor in Basel, K. Pestalozzi, Pfarrer in Zürich, Dr. C. Schmidt, Professor in Straßburg, Lic. E. Stähelin, Pfarrer in Rheinfelden, Lic. K. Sudhoff, Pfarrer in Frankfurt a. M.

Eingeleitet von

Dr. K. R. Hagenbach.

VII. Theil:

Peter Martyr Vermigli.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1858.

Peter Martyr Vermigli.

Leben und ausgewählte Schriften.



Nach

handschriftlichen und gleichzeitigen Quellen

von

Dr. C. Schmidt,
Professor der Theologie zu Straßburg.



Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1858.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vorwort.

Peter Martyr Vermigli ist eine der bedeutendsten und anziehendsten Persönlichkeiten aus dem Zeitalter der Reformation. Italien, Straßburg, England, Zürich, Frankreich sind die Schauplätze seiner Wirksamkeit gewesen; bis nach Polen hin hat sich sein Einfluß erstreckt. Wenige haben so viel gethan wie er für die Begründung und Feststellung der reformirten Kirchenlehre. Ich ergriff daher mit Freuden den Vorschlag des geehrten Herrn Verlegers, Vermigli's Leben für die Galerie der Väter der reformirten Kirche zu bearbeiten; ich that es um so lieber, da ich, der Augsburgischen Confession angehörend, auf diese Weise Gelegenheit fand, ein Zeugniß von der Gemeinschaft des Geistes abzulegen, welche, trotz der Verschiedenheit der Bekenntnisse, Deutsche, Schweizer und Franzosen mit einander verbinden sollte.

Vermigli's Leben bietet zwar nicht so viel dramatisches Interesse dar, wie die Schicksale und Thaten mancher seiner Zeitgenossen; ferner müssen in der Darstellung desselben dogmatische Fragen und Streitigkeiten einen größern Raum einnehmen, als dem oder jenem Leser vielleicht lieb sein mag; allein wer den Geist des sechzehnten Jahrhunderts, die Bestrebungen und Kämpfe jener großen Zeit, die Gedanken welche die Reformatoren bewegten und denen sie ihr ganzes Leben widmeten, gründlich erfassen und dabei erkennen will, was uns noch zu thun übrig bleibt um die damals unvermittelten Gegensätze auszugleichen und den Bau der Kirche Christi fortzusetzen, der darf sich nicht mit der Betrachtung der äußern Begebenheiten begnügen, sondern muß auch den innern Beweggründen derselben und der Entwicklung der Lehre seine Theilnahme schenken. Es sind dies Gegenstände die nicht bloß den Theologen vom Fach angehn; in einer Zeit wie die unsrige, wo mit dem neuen, kräftig in der Kirche erwachten Leben auch mancher alte Streit wieder ausgebrochen ist, hat auch der Laye das Recht und die Pflicht nach Ursprung und Ursache von dem zu fragen, das die Gemüther entzweit. Um unser Jahrhundert zu begreifen und es einer bessern Zukunft entgegen zu führen, ist es nöthig, auf die Vergangenheit zurückzusehn. Manches Mißverständniß, mancher unfruchtbare Zank würde vermieden, wenn wir öfter auf die Reformationszeit und auf die Thaten und Leiden der Reformatoren, auf die Festigkeit und Klarheit ihres evangelischen Glaubens, sowie auf das Unvollkommene das ihnen noch ankleben mochte, auf das was der heilige Geist in ihnen und durch sie gewirkt, sowie auf das was nur Irrthum des menschlichen Verstandes bei ihnen war, unbefangen zurückblicken würden. Unter diesen hohen Gestalten, die wir dankend verehren, obgleich sie keine Heilige in katholischem Sinne für uns sind, erscheint Vermigli auf einer der ersten Stellen; in

manchen Stücken über seiner Zeit stehend, in andern von ihren Einseitigkeiten nicht frei, bietet sein Leben für unsre Tage reichen Stoff zur Erhebung und zur Belehrung.

Bis jetzt hatte man von ihm eigentlich nur zwei nennenswerthe Biographien, die von Josias Simler, im Jahre 1562 geschrieben, und die welche F. C. Schlosser seinem Leben Beza's beigefügt hat (Heidelberg, 1809). Beide sind jedoch nicht ausführlich und vollständig genug, um eine neue Bearbeitung überflüssig zu machen. Zur Vervollständigung von Simler's Werk, das dem meinigen zum Grunde liegt, und das ich deshalb nirgends besonders anführe, sowie zur Darstellung des innern Lebens Vermigli's habe ich mich vorzüglich der Correspondenzen bedient, welche für die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts von so großer Bedeutung sind. Manche Briefe Vermigli's und seiner Freunde finden sich gedruckt in den Ausgaben seiner Loci communes (ich habe die Ausgabe von Heidelberg, 1613, fo. benutzt), und in einigen andern ältern und neuern Sammelwerken; viele liegen noch ungedruckt zu Gotha, zu Zofingen, zu Genf, und besonders in der Simler'schen Sammlung zu Zürich; ich habe daraus manches Neue und Wichtige geschöpft, wofür ich den geehrten Freunden, die mir dabei behilflich waren, öffentlich hier meinen besten Dank ausspreche. Auch das Archiv des hiesigen protestantischen Seminars bot mir reiche handschriftliche Quellen, zunächst über Vermigli's Aufenthalt zu Straßburg.

In einem Punkte bin ich von dem allgemeinen Plane von Hrn. Friderichs' Unternehmen abgewichen; ich habe nemlich die nöthigen Auszüge aus Vermigli's Schriften nicht an den Schluß der Biographie verwiesen, sondern in diese selbst aufgenommen. Seine großentheils exegetischen Werke sind nicht der Art, daß man Stellen daraus absondern kann, wie etwa aus denen Zwingli's, Calvin's und Andrer. Zudem schien es mir nicht zweckmäßig, eine vollständige Darstellung seines theologischen Systems zu geben; es wäre hieraus nur eine Wiederholung der calvinischen Lehre entstanden. Es durfte genügen, bloß diejenigen Lehrstücke mit einiger Ausführlichkeit zu behandeln, zu deren Begründung und Entwickelung Vermigli besonders viel beigetragen hat. Daß dabei auch von Streit und Zank die Rede sein mußte, konnte nicht vermieden werden; es gehört nicht nur zur Charakteristik der Zeit, sondern gerade in diesen Kämpfen zeigt sich Vermigli meist als ächt evangelischen, versöhnlichen Theologen, der, wenn er auch die Hoffnung auf völlige Einigung der Bekenntnisse aufgeben mußte, doch das Vertrauen nie aufgab, Lutherische und Reformirte könnten in Frieden und Liebe neben einander bestehn und gemeinsam das Werk Gottes in und an der Kirche verrichten. In diesem Sinne habe ich sein Leben zu erzählen gesucht. Ob es mir dabei gelungen ist, zu gleicher Zeit den Anforderungen der Wissenschaft und den Bedürfnissen des größern gebildeten Publikums zu entsprechen, dies möge von Andern beurtheilt werden, mit billiger Rücksicht auf den eigenthümlichen Zweck des ganzen Unternehmens.

December 1857. **C. Schmidt.**

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch.

Italien. 1500—1542.

Erstes Kapitel.

Peter Martyr Vermigli's Geburt und Erziehung. — Sein erstes Auftreten als Prediger und als Abt.

Pietro Martyre Vermigli wurde geboren, den 8. September 1500, zu Florenz. Die herrliche Vaterstadt des Dichters Dante, des Geschichtschreibers Macchiavelli, des Philosophen Marsilio Ficino, dürfte stolz darauf sein, auch einen der größten Theologen des sechzehnten Jahrhunderts hervorgebracht zu haben, einen Mann den Calvin ein Wunder Italiens genannt hat. Er gehörte einer reichen, angesehnen Familie an; mehrere der Vorfahren seines Vaters, Steffano Vermigli, hatten öffentliche Aemter bekleidet oder waren im Dienste der Könige von Frankreich gestanden; seine Mutter hieß Maria Fumantina. Mehrere Kinder waren ihnen früh gestorben; es blieben ihnen nur Pietro Martyre und dessen Zwillingsschwester Felicita. Jener hatte seinen Namen erhalten in Folge eines Gelübdes, das die Mutter dem heiligen Peter dem Märtyrer gethan, dessen Kapelle in der Nähe ihres Hauses stand. Es war dieser Heilige ein Dominikaner und strenger Inquisitor gewesen, der im Jahre 1252 von katharischen Edelleuten getödtet und deßhalb canonisirt worden war. Auf den jungen Vermigli ging aber nicht der Geist seines Schutzpatrons, des Ketzerrichters, über, sondern der eines andern Predigermönchs, der selbst als Ketzer verurtheilt worden war; Vermigli wurde, wie Beza sich ausdrückt, der aus der Asche Girolamo Savonarola's erstandene Phönix *). Zwei Jahre vor Pietro Martyre's Geburt war Savonarola zu Florenz verbrannt worden, nachdem er durch seine gewaltigen Predigten bei

*) Icones. Genf, 1580, 4°. Art. P. Martyr.

Vielen ein neues Leben angeregt hatte. Nach seiner Hinrichtung aber hatte sich der Triumph seiner Feinde in erneuter Zügellosigkeit des Lebens kund gegeben; „je mehr seine Anhänger niedergeschlagen waren, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller *), desto höher stieg der Uebermuth der Gegner, desto frecher wurde gesündigt, in allen Ständen, bei Weltlichen und Geistlichen; ja es schien als sei recht zu thun durch das Gesetz verboten gewesen; kein Laster wurde für eine größere Schande gehalten, als den Worten Savonarola's geglaubt und eine Verbesserung des römischen Hofes gewünscht zu haben." Und nicht nur in sittlicher Hinsicht war Florenz tief heruntergekommen, auch von der Höhe geistiger Bildung, zu der es sich unter den Medizäern emporgeschwungen hatte, begann es zu sinken. Nach der Vertreibung der Medici, 1494, hatte sich die platonische Akademie aufgelöst, deren Mitglieder sich kühnen, obgleich ungeregelten und verworrenen philosophischen Speculationen hingegeben hatten, während gelehrte Männer, wie Angelo Poliziano, bemüht gewesen waren, ihre Begeisterung für klassische Dichtkunst und Beredsamkeit zahlreichen Schülern mitzutheilen. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war dieß rege Leben großentheils ertödtet; nur Einzelne hatten das Andenken an die schöneren Zeiten bewahrt. Zu diesen gehörte Steffano Vermigli; die Eindrücke, die er von Savonarola's Predigten erhalten, waren ihm geblieben; die Art, wie er sich später gegen seine Kinder benahm, beweist, daß die damaligen kirchlichen Anstalten wenig Werth in seinen Augen hatten. Seine Gattin dagegen war still und fromm, obwohl in katholischem Sinne, dabei aber hoch gebildet, mit der lateinischen Sprache und Literatur vertraut, eine der damals so zahlreichen klassisch gelehrten italienischen Frauen. Sie war es, die ihrem Sohne den ersten Unterricht gab; sie lehrte ihn lateinisch und übersetzte mit ihm die Werke eines Schriftstellers, die wir heutzutage nicht mehr so früh einem Kinde in die Hände geben würden, die Komödien des Terenz. Damals aber, in den Zeiten des Enthusiasmus für die wiederauflebenden klassischen Studien, und den größten Theil des sechzehnten Jahrhunderts hindurch, bildete dieses Buch die erste Grundlage des lateinischen Unterrichts; man sah eben die alte Literatur nicht bloß als ein mächtiges Bildungsmittel des Geistes an, sondern auch an das Sprechen einer kräftigern und elegantern Sprache wollte man frühzeitig die Jugend gewöhnen; Terenz hielt man für das beste Muster der lateinischen Umgangssprache. Es war dieß allerdings, von dem Standpunkte unsrer Zeit betrachtet, ein Verkennen sowohl des Werths der neuern Sprachen als der wahren Bestimmung des klassischen Unterrichts; allein Gott bediente sich dieses Mittels zu dem großen Zwecke, den er im sechzehnten Jahrhundert verwirklichen wollte; bei der Verfolgung der Protestanten, die die Gelehrten aus ihrer Heimath in

*) Jac. Nardi, Historie della città di Fiorenza. Lyon, 1582, 4°; Lib. 2, f°. 50.

fremde Länder warf, wie hätten diese ihr Werk vollführen und der Kirche dienen können, wenn nicht das Lateinische, als Allen gemeinsame und geläufige Sprache ein Band gewesen wäre zwischen Menschen der verschiedensten Zungen?

Nach dem frühen Tode seiner Mutter genoß der junge Vermigli den Unterricht des Marcello Vergilio, Sekretär der florentinischen Republik und Verfasser mehrerer damals geschätzter medizinischer Traktate. In der Schule dieses Lehrers, wo lateinische Schriftsteller erklärt wurden, verband sich Vermigli mit mehrern Jünglingen aus vornehmen Geschlechtern, die sich später als Gelehrte oder als Staatsmänner einen Namen erwarben; Francesco de Medici, Raffaele und Pietro Francesco Ricci, Alessandro Caponi, Angelo und Pandolpho Stupha, und besonders Pietro Vettori, in der Folge Professor zu Florenz und einer der ausgezeichnetsten Philologen seiner Zeit. Vermigli zeigte frühe große Lernbegierde, schnelle Fassungskraft und eine merkwürdige Leichtigkeit des Gedächtnisses. In dem Umgange mit den Söhnen mehrerer der angesehnsten Familien, bildeten sich auch der natürliche Anstand und die patrizische Urbanität aus, die ihn später stets ausgezeichnet haben; während sein von der Mutter gepflegter stiller Ernst an der Leichtfertigkeit und Genußsucht des florentinischen Lebens keine Freude empfand. Der Vater wünschte ihn zum Staatsmann zu bilden; allein diesem Berufe widerstrebten sein frommer, beschaulicher Sinn und sein Hang zur Gelehrsamkeit. Im sechzehnten Jahre fühlte er einen mächtigen Drang, sich dem Kloster zu weihen; er hoffte da eine Zuflucht zu finden aus der Sittenverderbtheit seiner Zeitgenossen, und Ruhe für die Pflege der Studien und des innern Lebens. Sein Vater, dem Mönchthum abgeneigt, mißbilligte dieß Verlangen im höchsten Grad; und als Pietro Martyre auf seinem Entschluß beharrte, und auch seine Schwester Felicita der Welt entsagte, enterbte er beide, damit sein Vermögen nicht auf Klöster überginge; seine bewegliche Habe vermachte er seiner zweiten Frau, und die liegenden Güter dem Hospital von Florenz, mit der Bedingung, Pietro Martyre jährlich eine Rente von fünfzig Ducaten zu bezahlen; wie lange diese ausgeliefert wurde, wissen wir nicht. Diese erste Trennung, von Vater und Vaterhaus, mag wohl für den Jüngling schmerzlich genug gewesen sein; er ertrug sie aber mit frommer Entsagung; ein noch tieferes Eindringen in das Wesen des christlichen Heils bereitete ihm später noch eine andre Trennung, die nicht weniger schmerzlich für ihn war, die vom Vaterland, an dem er, sein ganzes Leben lang, mit der innigsten Liebe hing.

Im Jahre 1516 schloß er sich dem Orden der regulirten Augustiner-Chorherren an, in dem Kloster von Fiesole, nahe bei Florenz. Dieser Orden zeichnete sich damals, im Allgemeinen wenigstens, vor andern durch größere Gelehrsamkeit und strengere Ordnung aus. Egidius von Viterbo, der an dessen Spitze stand, war ein vielfach unterrichteter Mann, verstund arabisch,

und hatte, auf dem Lateran-Concil von 1512, eine ernste Rede gehalten über den Verfall der Kirche *). Er verwandte die reichen Güter des Ordens zum Besten der Studien, und trieb die Mönche, so viel wie möglich, zu sittlichem Leben und gelehrten Beschäftigungen an. In dem Kloster von Fiesole fühlte sich Vermigli bald heimisch; es war hier kein träges, nur auf Genuß gerichtetes Leben, wie zum Beispiel in der üppigen Benediktinerabtei, an den Ufern des Po, wo Luther auf seiner Romfahrt einkehrte. Das Haus besaß eine reiche Bibliothek, die es der Freigebigkeit der Medizäer verdankte und die den Novizen offen stand. Um letztere zu Predigern zu bilden, ließ man sie die Bücher der Bibel nach einander ganz auswendig lernen, um stets mit Stellen versehn zu sein, die sich in die Vorträge einverweben ließen: ein freilich höchst unvollkommnes Lehrmittel, das Manchen nur mit unverarbeitetem Stoff bereicherte, aus dem aber Pietro Martyre später großen Nutzen zog; was sein außerordentliches Gedächtniß zu Fiesole aufnahm, das blieb kein todter Schatz für ihn, es war ein reicher Same, der durch Nachdenken und Lebenserfahrung gepflegt, bei ihm zu herrlicher Frucht gedieh. Seine Obern liebten ihn wegen seines bescheidnen, stillen Wesens und seines Eifers für die Studien; von seinen Fortschritten befriedigt, sandten sie ihn, nach dreijährigem Aufenthalt zu Fiesole, nach der Schule von Padua, um dort seine gelehrte Bildung zu vollenden. Er wurde daselbst in das Kloster seines Ordens, S. Johannis de Verdara, aufgenommen, wo der die Wissenschaften liebende Abt Albert bald eine große Zuneigung zu ihm faßte. Die Universität von Padua befand sich zwar nicht mehr in dem blühenden Zustande wie früher; während der Kriege der Liga von Cambrai gegen Venedig sehr herabgekommen, war sie erst 1517 durch den Senat dieser Republik neu eingerichtet worden, besaß aber nur wenig Lehrer von bedeutendem Ruf **). Vor Allem wollte Vermigli griechisch lernen, um dann Philosophie und Theologie zu treiben. Romulus Amasaeus von Udino, Uebersetzer der Anabasis und des Pausanias, lehrte griechische Literatur; Vermigli konnte aber diesen Vorlesungen nicht folgen, denn er verstund die Sprache noch nicht, und sonderbarer Weise war Niemand da, der sich mit dem Unterricht der Anfangsgründe befaßte. Auch dieß war eine der Eigenthümlichkeiten der Studien jener Zeit; wer einmal lateinisch und griechisch konnte, wollte sich nicht mehr die Mühe geben, Grammatik zu lehren, sondern meinte nichts Eiligeres thun zu müssen, als der Jugend, so unvorbereitet sie auch war, die enthusiastische Bewunderung für die Herrlichkeit des Alterthums einzuflößen, von der man durch-

*) Er ward 1517 Kardinal, 1518 Legat in Spanien, und starb 1532. Seine 1512 gehaltene Rede findet sich bei Gerdesius, Historia Evangelii renovati, Gröningen, 1752, 4°. B. 1, appendix, N°. 5.

**) Ueber die Universität zu Padua und deren Professoren, zur Zeit als Vermigli daselbst studirte, s. Ant. Riccoboni, de Gymnasio Patavino commentarii, Padua, 1598; vom Jahr 1520 an.

drungen war; im sechzehnten Jahrhundert war dieß der Gegenstand häufiger Klagen vernünftigerer Schulmänner. Um so mehr verdient daher der Eifer hervorgehoben zu werden, mit dem Vermigli, ohne fremde Hülfe, an die Erlernung der griechischen Sprache ging. Ganze Nächte brachte er, mit einem gleichgesinnten Freunde, Benedetto Cusano, in der Bibliothek seines Klosters zu; durch gegenseitig sich unterstützende Arbeit, kamen sie in Kurzem dahin, die griechischen Autoren zu lesen. Jetzt erst konnte er mit Nutzen die öffentlichen Vorlesungen befolgen und zugleich das Studium der Philosophie unternehmen. Um diese Zeit war beinah überall in Italien, an die Stelle des schwärmerischen Enthusiasmus für Plato die Vorliebe für Aristoteles getreten; man fing an ihn aus seinen eigenen Schriften und den griechischen Commentatoren kennen zu lernen, während bisher die aristotelische Philosophie nur nach den Arabern, zumal nach Averroës, gelehrt worden war. Manche suchten zwar jetzt Plato und Aristoteles mit einander zu verbinden; die meisten ausgezeichneten Männer dieser Zeit waren aber entschiedene Aristoteliker; die einen, wie Contarini, ordneten das System dem Christenthum unter; die andern, wie Pomponazio, benützten es, um von diesem wegzuführen.

Zu Padua wurde die aristotelische Philosophie gelehrt, unter Andern von dem damals wegen seiner Gelehrsamkeit sehr bewunderten Marc-Antonio Passera, mit dem Beinamen Genua*), von Joh. Bapt. Gonfalonieri, von Verona, und von Brandaporo von Mailand. An diese drei, und besonders an den Letztern, schloß sich Vermigli an; Brandaporo, der große Stücke auf ihn hielt, und ihn nur seinen lieben Florentiner nannte, forderte ihn oft zu öffentlichen Disputationen auf; so gewann er die dialektische Gewandtheit, von der er in der Folge so glänzende Beweise gab; auch behielt er immer die Vorliebe für die klare Methode der aristotelischen Logik. Weniger geistige Frucht brachten ihm die theologischen Vorlesungen, obgleich auch sie, auf indirekte Weise, ihm zum Nutzen wurden. Es war scholastische Theologie, ganz und gar im mittelalterlichen Styl; Simon Ardens lehrte sie nach dem Franziskaner Duns Scotus, Gasparo von Perugia nach dem Dominikaner Thomas von Aquino. Dieses Letztern System war das vorherrschende; seine Summe war für die Meisten die Quelle aller theologischen Kenntniß. Vermigli hörte Meister Gasparo und einige Mönche, die in ähnlichem Sinne Gottesgelehrtheit trieben; daneben las er selbst die scholastischen Doctoren und, was besser war, die Kirchenväter.

Es hielten sich dazumal zu Padua mehrere junge Männer auf, die bald darauf zu hoher Bedeutung gelangten; mit einigen derselben kam Vermigli später in verschiedenartige Verbindung. Es waren der französische Ciceronianer Christoph de Longueil (Longolius), Reginald Pole, aus dem königlichen Hause Englands, nach Italien geflüchtet, um den gewaltsamen Neue-

*) Er ist der Verfasser eines Commentars über des Aristoteles Buch de anima.

rungen Heinrichs VIII. zu entgehn, die Italiener Pietro Bembo, Pier-Paolo Vergerio, Marc-Antonio Flaminio. Wir wissen nicht, ob zu Padua schon Vermigli sie kannte; weder Pole noch Bembo sprechen in ihren Briefen von ihm; der stille, nur seinen Studien lebende Mönch wurde wohl wenig beachtet neben den vornehmern, den Lebensgenuß nicht verschmähenden zukünftigen Prälaten und Höflingen Roms. Wer hätte auch voraussehn können, daß Flaminio, während Vermigli in Neapel evangelisch predigte, in dichterischer Frömmigkeit sich eine Zeit lang an ihn anschließen, daß Pole zuerst Vermigli's Bestrebungen nicht mißbilligen, später aber in England gegen den Leichnam seiner verstorbenen Gattin einen Ketzerprozeß verordnen, und daß Vergerio, nachdem er römischer Bischof und Nuntius gewesen, gleich Vermigli als Protestant über die Alpen fliehen würde? Noch lagen die Keime zu diesem Allem unentwickelt in den Herzen der Jünglinge, die sich zu Padua trafen, und die sich wohl schwerlich viel mit den großen Fragen beschäftigten, welche angefangen hatten, sich der Geister zu bemächtigen.

So erreichte Vermigli sein sechs und zwanzigstes Jahr, in den alten Sprachen, in Dialektik und scholastischer Theologie gut bewandert. Seine Ordensobern hielten nun dafür, es sei Zeit, ihn als Prediger auszuschicken; sie hatten keine Ahnung von den Folgen, welche diese Maßregel für ihren Zögling haben sollte.

In Italien war es damals etwas Seltenes, einen Pfarrer, überhaupt einen Weltgeistlichen predigen zu hören; es war das Geschäft der Mönche, die deßhalb von Ort zu Ort wanderten; Augustiner und Minoriten pflegten während der Advents- und der Fastenzeit zu predigen, der Rest des Kirchenjahrs war meist den Dominikanern überlassen. Von der größten Zahl dieser Prediger galt immer noch was der gelehrte und freisinnige Römer Lorentz Valla*) von denen seiner Zeit gesagt hatte: „es ist so weit gekommen, daß das Predigen nur noch ein Lärmen und Schreien ist, nicht ein lebendiges Handeln, und daß der beste Rabulist für den besten Redner gilt"**). Das Wiederaufleben der klassischen Studien hatte keinen andern Einfluß gehabt, als daß die predigenden Mönche ihre sonst unbeholfenen Vorträge mit Stellen aus alten Dichtern und Weltweisen ausschmückten, die die Menge staunend anhörte, ohne etwas davon zu fassen. „Sie glichen, sagte einst Savonarola, den Sängern und Pfeifern im Hause des Synagogenvorstehers, welche Trauerweisen sangen und bliesen um Thränen zu erpressen, das todte Mägdlein aber nicht zu erwecken vermochten; so stehen auch unsre Prediger um die todten Seelen, möchten sie mit ihren spitzfindigen Fragen, mit schönen Gleichnissen und Stücken aus Aristoteles, Virgil, Ovid, Cicero, mit Gesängen aus Dante und Petrarca erwecken; machen aber solche Trauermusik, daß

*) Gestorben 1465.
**) Antidoti in Poggium lib. 3, p. 357; in Opp., Basel, 1543, f°.

sie nicht bloß die todten Seelen nicht wieder beleben, sondern wohl gar die lebenden selbst ertödten" *). Ganz ähnlich hat ein, zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien studirender Straßburger Canonicus, Peter Schott, geurtheilt **); ja selbst die 1536 eingesetzte Commission der Cardinäle, um Vorschläge zur Reform der Kirche zu machen, mußte eingestehn, daß die meisten Prediger entweder philosophische Fragen abhandelten, welche die Zuhörer zu Zweifeln führten, oder die Gegenstände des Glaubens zwar in orthodoxem Sinne, aber auf höchst unehrerbietige Weise darstellten. Savonarola war in diesem Dunkel nur ein vorübergehender Lichtglanz gewesen; selbst der originelle, oft ans Burleske streifende, aber doch ernst sittliche Dominikaner Gabriele Barletta hatte keine Nachahmer gefunden. Bei diesem Zustande begreift man leicht, daß Vermigli, der junge, aus vornehmem florentinischem Hause stammende, durch humanistische Studien gebildete und dabei fromme Mönch durch seine Predigten großes Aufsehn erregen mußte. In den vorzüglichsten Städten Oberitaliens und des Kirchenstaates trat er auf, zu Brescia, zu Mantua, zu Bergamo, zu Pisa, zu Venedig, zu Bologna, zu Fermo, und selbst zu Rom. In mehrern Klöstern seines Ordens, zu Ravenna, zu Bologna, und bald auch in Padua, hielt er Vorlesungen über alte Literatur und Philosophie; zu Vercelli, auf die Bitte seines aus dieser Stadt gebürtigen Freundes Cusano, erklärte er den Homer. So bildete er auch frühzeitig das Lehrtalent aus, das wir ihn später auf größern Schauplätzen, zu Straßburg, Oxford, Zürich, so erfolgreich werden entwickeln sehn.

Bisher hatte er seine Theologie fast ausschließlich aus Thomas von Aquino geschöpft; auch die damals in Italien herausgegebenen und viel gebrauchten Commentare über die Sentenzen des Lombarden und über einige biblische Bücher, von Gregor von Rimini, einem seiner Ordensgenossen aus dem vierzehnten Jahrhundert, hatte er eifrig studirt. Indessen diese Rückkehr zur Theologie des Mittelalters hatte ihn noch nicht weiter gebracht in der tiefern Erkenntniß der christlichen Wahrheit; er mußte noch weiter zurückgehn, zur Bibel. Von dieser wußte er wohl nur was er zu Fiesole auswendig gelernt hatte; die Ausübung des Predigtamts führte ihn näher zu ihr, er begann den seinem Gedächtniß anvertrauten Stoff zu überdenken und zu verarbeiten. Da erkannte er, daß ihm der lateinische Text der Kirche nicht genügte, er wollte die Schrift in der Ursprache lesen; dieß war der erste Schritt auf dem Wege, der ihn zuletzt von dem Katholicismus abführen mußte. Um das Alte Testament zu verstehn, lernte er hebräisch; während eines Aufenthalts zu Bologna, wo er eine Zeit lang Vikar des Priors des Augustiner-Klosters war, ließ er sich von einem jüdischen Arzte unterrichten, und bald

*) Prediche sopra il Salmo: quam bonus Israel deus. Venedig, 1539, f°. 55.

**) An Geiler von Kaisersberg, 30. Januar 1480, aus Bologna. Lucubratiunculae, Straßb., 1498, 4°., f°. 8.

war er im Stande, sowohl die biblischen Bücher als die Commentare der Rabbinen zu verstehn, mit denen er sich vertrauter machte, als die meisten katholischen und protestantischen Theologen seiner Zeit. Dabei betrieb er immer eifriger das Studium der Kirchenväter; sie mußten ihm als reinere Quellen der Theologie erscheinen, als die Scholastiker des Mittelalters. Was noch nicht gedruckt war, las er in den Handschriften der italienischen Bibliotheken; er sammelte daraus die wichtigsten Stellen über die Hauptlehren der Kirche; sicher ist ihm schon damals Manches aufgefallen, was mit dem als allein rechtglaubig festgestellten katholischen Dogma wenig zusammenstimmte; so berief er sich später, als er die Transsubstantiation widerlegte, auf einen Ausspruch des Chrysostomus, den er in einer Handschrift der florentinischen Bibliothek gefunden hatte *). Ob er aber schon an die Möglichkeit dachte, einst mit der bestehenden Kirche in offenen Widerspruch zu treten, ist nicht wahrscheinlich; es ist uns nichts Bestimmteres bekannt über die Entwicklung seines innern Lebens in dieser Zeit.

Stolz auf seine Gelehrsamkeit und auf seine Rednergabe, beschlossen seine Obern ihn auf einen höhern Posten zu erheben. Sie vertrauten ihm das schwierige Amt an, mehrere in sittlichen Verfall gerathene Häuser des Ordens zu reformiren, und ernannten ihn zunächst zum Abt von Spoleto. Es waren hier ein Kloster von Augustiner-Chorherren und zwei Frauenklöster des Ordens, alle drei in Bezug auf Ordnung und Zucht in schlechtem Ruf. Es gelang Vermigli, durch weise Anwendung bald der Strenge bald der Milde, eine bessere Sitte wieder einzuführen. Auch auf die Bürger der Stadt erstreckte sich sein Einfluß; wie allenthalben damals in Italien, so waren auch zu Spoleto die Bewohner in Partheien getheilt, die sich mit feindseligem Hasse gegenüber standen; Vermigli stellte ihnen in öffentlichen Predigten die Noth des Vaterlandes, die traurigen Folgen der bürgerlichen Zwietracht, die Vortheile des Friedens und der Einigkeit so dringend vor, daß die Gemüther besänftigt wurden und, wenigstens während der drei Jahre seines Aufenthaltes zu Spoleto, die öffentliche Ruhe keine Störung erlitt.

Zweites Kapitel.

Evangelische Bestrebungen in Italien **).

Der Erfolg seiner Mission zu Spoleto und die Eigenschaften, die er während derselben bewies, veranlaßten Vermigli's Vorgesetzte ihn zum Priorat

*) Loci communes, S. 854.

**) Außer den speciellen Werken von Gerdesius (Specimen Italiae reformatae, Leyden, 1765, 4°.) und Mac-Crie (History of the progress and

des Klosters S. Petri ad aram zu Neapel zu befördern. Hier entschied sich sein fernerer Beruf; hier wurde auch er von der evangelischen Bewegung ergriffen, die seit einiger Zeit auf eine merkwürdige Weise durch ganz Italien ging.

Man hat oft gesagt, Italien sei längst für eine Reformation vorbereitet gewesen; man hat aus den Jahrhunderten des Mittelalters Zeugnisse zusammengestellt „von dem antipapistischen Geiste" der Italiener; man hat die in vielen Gegenden des Landes so zahlreichen und lange so mächtigen Katharer und die Waldenser der piemontesischen Gebirge angeführt, und aus Dichtern und Geschichtschreibern Stellen gesammelt, um zu beweisen, wie frei sich diese über die römischen Mißbräuche auszusprechen pflegten; ja in neuester Zeit hat man selbst den seltsamen Gedanken gehabt, aus Dante Alighieri einen Ketzer zu machen und zwar einen Prediger der katharischen Gemeinde zu Florenz. Allein als das sechzehnte Jahrhundert anbrach, waren die dualistischen Sekten längst vertilgt; von ihren Lehren hatten sich keine Spuren erhalten, und wären auch solche übrig geblieben, so hätten sie mit der evangelischen Reformation nichts gemein gehabt. Die in stillen Alpenthälern verborgenen Waldenser konnten auf die ihnen fern liegende Kirche keinen Einfluß ausüben; die Klagen der Dichter waren wohl in Vieler Mund, es waren aber nur Klagen über äußere Gebrechen oder über äußern Druck, welchem der unruhige Freiheitssinn des Volkes widerstrebte. Selbst die Predigten Savonarola's und Barletta's waren ohne weitere Wirkung geblieben; Viele hatten sie gerne gehört, denn es schien eine Erleichterung für die Gemüther, über das römische Wesen und Treiben klagen zu hören; allein weiter zu gehn, dazu hatte man keinen Trieb. Auch das Wiederaufleben der klassischen Literatur, der Humanismus, der so mächtig die Nation begeisterte, war in Italien keine eigentliche Vorbereitung auf die Reformation, in dem Sinne wenigstens, wie man es häufig behauptet hat; bei den Meisten brachte er zunächst weit eher religiöse Gleichgültigkeit und Zweifelsucht hervor, als das Bedürfniß einer Rückkehr zur reinern christlichen Lehre. Eine Art Fanatismus für die Alten ergriff die Gemüther; Kirchenfürsten und Mönche, Prinzen und Professoren strebten nur nach Schönheit der Sprache, nach Freiheit und Eleganz des Lebens; auf den Kanzeln wurden, statt der Bibel, Cicero und Virgil, Plato und Aristoteles citirt; neben Christus erschienen Jupiter und Venus; die ganze Theologie wurde in mythologische Gewänder gehüllt. Unglaube und Unsittlichkeit war die Folge dieser Richtung, die, ohne Tiefe, nur auf das Aeußere ging. Pico dela Mirandola, Erasmus, Luther, erzählen seltsame Beispiele von dem Unglauben, der am päpstlichen Hofe, ja

suppression of the reformation in Italy, Edinb., 1827; deutsch von Friederich, Leipz., 1829), ist hier besonders zu beachten: Ranke, die römischen Päpste im 16. und 17. Jahrhundert, Berlin, 1834.

vielleicht selbst auf dem päpstlichen Stuhle, ohne Scheu sich aussprach *); nicht minder wurde geklagt über die überhand nehmende Unsittlichkeit der Geistlichen und der Layen; „wollt ihr fromm leben, so ruft unter Andern der Carmelite Baptista von Mantua aus, so flieht aus Rom, alles ist hier erlaubt, nur nicht gut zu sein" **). Ein neues Heidenthum war im Begriff wieder aufzuleben, Heidenthum der Gesinnung und Heidenthum des Lebens. Tiefer denkende Geister, die das Christenthum wenig kannten und nur den Katholicismus sahen, mit dem sie jenes verwechselten, wurden ihm immer mehr entfremdet und suchten Befriedigung, bald in der platonischen, bald in der aristotelischen Philosophie. Der Aristoteliker Pomponazio sagte, im Jahre 1520, das Christenthum befinde sich im Sterben, sein Ende sei nicht fern; Marsilio Ficino meinte, der herrschende Unglaube könne nicht durch einfache Verkündigung des Glaubens bekämpft werden, sondern durch eine philosophische Religion, das Christenthum müsse durch Plato bestätigt und befestigt werden.

Durch antike Weisheit konnte aber hier nicht geholfen werden, so wenig als in den Zeiten des römischen Kaiserreichs. Als der Verfall am größten war, wurde Hülfe von andrer Seite geboten; was wäre nicht Italien, das herrliche Land, wenn es sie mit sicherer Hand angenommen und festgehalten hätte!

Es ist merkwürdig, daß in den 1520er Jahren, zur Zeit als Vermigli zu Padua studirte, die humanistische heidnische Richtung nicht mehr die allein herrschende in Italien war. Der betrübende Anblick des Unglaubens und des frivolen Lebens vieler, besonders hochgestellter Geistlichen, hatte Manchen in sein eigenes Innere zurückgeführt und religiöse Bedürfnisse geweckt, die um so lebendiger wurden, je weniger sie bei den Repräsentanten der Kirche selbst Befriedigung fanden. Insofern kann man sagen, daß der Humanismus der Italiener zur reformatorischen Bewegung beigetragen hat. Frühe schon drangen die Nachrichten von Luthers und Zwinglis Unternehmen in Italien ein;

*) Graf Pico erzählt unter Anderm: „Wir erinnern uns an einen Papst, von dem hochgestellte Männer meinten, er wäre weder Papst gewesen, noch hätte er es sein können, denn an keinen Gott glaubend, hatte er den Gipfel alles Unglaubens überstiegen; seine schändliche Art, sich den Thron zu erkaufen, seine Laster, so wie seine Reden haben dieß genugsam bestätigt. Von einem andern Papste habe ich gehört, daß er einem seiner Günstlinge gestanden, er glaube nicht an die Unsterblichkeit der Seele, daß er aber nach seinem Tode diesem erschienen sei, um ihm zu berichten, wie er nun in den Qualen der Hölle inne geworden, daß seine Seele ewig leben werde". (De fide et ordine credendi, in Opp., Basel, 1573, f°., B. 2, S. 177). Wenn daher erzählt wird, Leo X. habe zu Bembo gesagt: „es ist genugsam bekannt, wie viel uns und den Unsern die Fabel von Christo genützt hat", so mag dieß nicht ganz aus der Luft gegriffen sein.

**) „Vivere qui cupitis sancte, discedite Roma, Omnia cum liceant, non licet esse bonum". Silvae, in Opp., Paris, 1513, f°. B. 3, f. 168ᵃ. Baptista Mantuanus starb 1516.

reisende Kaufleute brachten von den die Welt bewegenden Schriften mit, und erzählten von den Begebenheiten in Deutschland und der Schweiz; schon 1519 wurden zu Pavia lutherische Bücher gelesen, 1520 zu Venedig; zehn Jahre später berichtete der Inquisitor von Ferrara und Modena an den Papst, es fänden sich an diesen Orten und an vielen andern zahlreiche lutherische Ketzer unter Geistlichen und Layen; auch zu Bologna, zu Vicenza, zu Treviso gab es deren nicht wenige; da und dort wagte man es selbst, mit den deutschen Reformatoren in Briefwechsel zu treten. So kam mancher Same in's Land; eine Zeit lang hatte er auch ein gutes Gedeihen.

Noch merkwürdiger aber als diese, an die deutsche Reformation sich anschließende Bewegung, ist eine andere, die, unabhängig von Luther's Einfluß und noch vor seinem Auftreten, viele Gebildete zum Evangelium zurückführte. Wie zur Zeit Christi die Sehnsucht nach einem Erretter selbst unter den Heiden verbreitet war, so ging damals ein Zug durch die Welt nach Erlösung und innerer Wiedervereinigung mit Gott. Das Bedürfniß wurde rege, dem allgemeinen Verfall entgegen zu treten oder sich wenigstens persönlich aus demselben zu retten; und dieß zum Theil selbst in den Kreisen, wo bisher dem profansten Humanismus gehuldigt worden war. Noch unter Leo X., als Luther zu Wittenberg seine Thesen anschlug, und man sich in Italien am weitesten vom Christenthum entfernte, hatte sich, im Gegensatze zu dieser heidnischen Richtung, in Rom das Oratorium der heiligen Liebe gebildet, eine Gesellschaft von fünfzig bis sechzig ernstgesinnten meist jüngern Männern, die sich an bestimmten Orten zu gemeinsamer Erbauung versammelten; es waren klassisch und philosophisch gebildete, dabei aber fromme Geistliche und Layen; mehrere wurden nachmals zu den höchsten kirchlichen Ehren erhoben oder zeichneten sich auf sonstige Weise aus: Giovanni Pietro Caraffa wurde Kardinal und Papst, Giovanni Matteo Giberto, päpstlicher Gesandter in Frankreich, dann Bischof von Verona und päpstlicher Datarius, Gaetano da Thiene wurde heiliggesprochen. Auch der treffliche Venezianer Gasparo Contarini gehörte dazu, damals noch Laye und Diplomat, der 1521 als Gesandter Venedigs dem Reichstage von Worms beiwohnte, wo er Luthern sah, obgleich dieser, auffallender Weise, der Erwartung des Italieners nicht entsprach. Contarini war ein edler Charakter, mild im Urtheil, voll sittlicher Würde, ein Geistesverwandter und bald ein Freund Vermigli's. Im Jahre 1524 stifteten zwei der Mitglieder dieses Vereins, Gaetano da Thiene und Caraffa, damals Bischof von Theate, nebst Bonifacio a Colle den Theatinerorden, der, nach dem Vorbilde der apostolischen Zeit, den alten Liebeseifer wieder erneuern sollte, um durch aufopfernde Seelsorge dem gesunkenen und vernachlässigten Christenvolke zu Hülfe zu kommen. Ursprünglich ging dieser, bald nachher von anderm Geiste beseelte Orden aus einem tiefen frommen Bedürfnisse und aus der Erkenntniß der Mängel der Kirche hervor. Mehrere Jahre später fanden sich einzelne Glieder des Oratoriums der göttlichen Liebe im Venezia-

nischen zusammen, wo sich ihnen Jakob Sadolet, der schon bejahrte Bischof von Carpentras im südlichen Frankreich, der mit Melanchthon in freundschaftlichem Briefwechsel stand *), und einen, wegen seiner Unbefangenheit von der Pariser theologischen Facultät mißbilligten Commentar über den Brief an die Römer herausgegeben hatte **); der gelehrte und damals noch versöhnlich gesinnte Reginald Pole und dessen Freund der venezianische Patrizier Aloisio Priuli, und später auch der Bischof von Modena, Giovanni de Morone, anschlossen. Auch Florentiner Verbannte traten diesem Kreise bei, wie der Geschichtschreiber Jacopo Nardi, und Antonio Bruccioli, der italienische Uebersetzer der Bibel ***). Selbst der Dichter Francesco Berni gehörte zu ihnen; von Florenz schrieb er an Priuli, er danke Gott, daß die göttliche Liebe, die eine Zeit lang, seiner Sünden wegen, in ihm geschlummert, ihn jetzt wieder beseele, daß ein Strahl des himmlischen Lichts ihn wieder erleuchte; er sei bereit zu gehn wohin Gott ihn rufe, denn er wisse er habe hier keine bleibende Stätte, die allein sei die wahre, die er nicht sieht, sondern glaubt. Aehnliche Gesinnungen sprach er in einer Reihe Stanzen aus, die in seinem romantischen Epos eine Stelle finden sollten †).

Diese Männer nun, theilweise durch das Studium der Schriften des h. Augustin angeregt, wandten sich, ganz unabhängig von Luther, der Lehre von der Rechtfertigung zu; gegenüber der Verweltlichung der Kirche und dem heidnischen Humanismus, ergriffen sie gerade das Tiefste des Christenthums, das, was am entschiedensten dem Wesen des römischen Katholicismus zuwider war und von den Ciceronianern Leo's X. am wenigsten begriffen und geachtet wurde. Sie empfanden das Bedürfniß wieder in ein inneres, persönliches Verhältniß mit Gott zu treten, das nicht durch die Kirche, nicht durch äußere Werke, sondern durch den Glauben und die Liebe zu dem Erlöser vermittelt wurde. Die Rechtfertigung durch den Glauben war die größte Frage der Zeit; sie ist es, die die Reformation hervorgebracht hat, diese ist der Sieg des Glaubens über das Verdienst der Werke, des demüthigen Hingebens über

*) Als er ihm, den 18. Mai 1537, seine Ernennung als Cardinal meldete, bat er ihn um die Fortsetzung seiner Freundschaft; „ich bin keiner von denen, schrieb er ihm, die, so bald Einer andrer Meinung ist, ihn deßhalb hassen.“ Ms.

**) Schon vor 1534. D'Argentré, Collectio judiciorum de novis erroribus, Paris, 1728, f°. B. 2, Th. 1, S. 110. Eine zweite Ausgabe erschien Lyon, 1536, f°.

***) 1530 gab er das Neue Testament, 1546 die ganze Bibel heraus, beide zu Venedig.

†) Lettere volgari di diversi nobilissimi huomini. Venedig, 1553; Th. 1, f°. 102. Berni starb 1536. Sein Orlando inamorato erschien erst 1541; der Herausgeber ließ die häretisch klingenden 18 ersten Stanzen des 20. Gesanges weg. Sie wurden 1554 durch Vergerio zu Basel herausgegeben: Stanze del Berna con tre sonetti del Petrarca, dove si parla dell' Evangelio e della corte Romana.

die übermüthige Selbstgerechtigkeit. Die Reformationsversuche der frühern Jahrhunderte waren gescheitert, weil sie, statt bis auf diesen Grund zu dringen, nur äußere Mängel oder secundäre Lehren betroffen hatten. Durch das Wiederhervorheben des Dogma's von der Rechtfertigung wurde der Mensch aus der Abhängigkeit von der kirchlichen Anstalt befreit und auf sich selbst gewiesen; er sollte erfahren, daß anderes Verdienst nichts für ihn vermöge, ausgenommen das allgenügende Verdienst Christi; daß er nicht durch die Kirche, sondern nur durch persönliches Eintreten in die Gemeinschaft des Herrn selig werden könne. So mußte der Lehre von der Rechtfertigung gegenüber das ganze katholische System zusammensinken; bei consequenten Geistern war dieß der Fall; so weit aber gingen Contarini, Sadolet, Pole und ihre Freunde nicht. Sie sprachen zwar ihre Erkenntniß von der Nothwendigkeit der Rechtfertigung durch den Glauben ohne Rückhalt aus; schon um 1530 erschien, von dem sonst unbekannten Gabriele Valliculi, ein Traktat über die freie Gnade Gottes *); später verfaßte Contarini eine Abhandlung über die Rechtfertigung **), und Pole lobte ihn „diesen Edelstein wieder hervorgezogen zu haben, den die Kirche in halber Verborgenheit gehalten hatte"; Pole selbst sagte „die Bibel, in ihrem tiefern Zusammenhang, predige nichts als diese Lehre" ***). Warum aber gingen diese Männer nicht weiter auf diesem allein richtigen Wege? warum erkannten sie die Nothwendigkeit der Folgerungen nicht an? Hat doch selbst Pallavicini, der katholische Geschichtschreiber des Tridentiner Concils, das wahre Wort gesagt, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben sei die Probe, an der man Katholiken oder Ketzer erkenne, und die Quelle, aus der die wahren und die falschen Lehren fließen, je nachdem sie verstanden werde. Das was Contarini und seine Freunde zurückhielt, war die Angst vor Spaltung, die übertriebene Ansicht von der Nothwendigkeit der äußern Einheit der Kirche; an diese Einheit gewöhnt, von der Großartigkeit des Bildes derselben ergriffen, und deren glänzende Spitze in der Weltstadt Rom erblickend, hielten sie es für möglich, sich dem Papste zu unterwerfen und zugleich eines reinern Glaubens zu leben; über die mit diesem Glauben unvereinbaren römischen Lehren gingen sie schweigend hinweg. Viel zu fromm und zu hellsehend um die argen Gebrechen des kirchlichen Haushalts nicht zu beklagen, meinten sie aber, durch Ketzerei könne nicht abgeholfen werden, die Hülfe müsse von dem Papste kommen. Nardi, der in

*) Auszüge aus dieser merkwürdigen Schrift finden sich in Riederer's Nachrichten, Altdorf, 1768, B. 4, S. 112 u. f.

**) Epistola sive tractatus de justificatione, zu Regensburg, Mai 1541, abgefaßt; später von dem venezianischen Generalinquisitor nach den dogmatischen Bestimmungen des Tridentiner Concils überarbeitet. Der Urtert findet sich in der Ausgabe von Pole's Briefen, B. 3, S. CIC; S. CCXXII folgen die venetianischen Abänderungen.

***) Reg. Poli epistolae. Brixen, 1744, 4°; B. 3, S. 57.

seiner florentinischen Geschichte, die Verschwendungssucht Leo's X., den Ablaßverkauf, die Verwendung des Geldes zum Bau der Peterskirche und zur Bereicherung der Nepoten bitter rügt und darin die Veranlassung des ersten Auftretens Luthers erkennt, weiß doch nur von „der verabscheuungswürdigen Sekte der lutherischen Ketzer" zu reden *); und der Benediktiner Folengio, von dessen schönen Aussprüchen über die Rechtfertigung wir weiter unten berichten werden, und der schmerzlich über den Mißbrauch der äußern Werke und Ceremonien und über die Pflichtvergessenheit der Großen der Kirche klagt, erwartet das Heil der Christenheit doch nur vom Papst und meint genug gethan zu haben, wenn er ihn, in tiefster Ehrerbietung, auf die zu verbessernden Mängel aufmerksam macht. Die ächt protestantischen Italiener haben die Inconsequenz, die Halbheit dieser Männer vollkommen erkannt; Francesco Negri, von Bassano, der sich später nach Graubünden flüchtete, hat sie treffend geschildert: „ich kann nicht anders als mit großem Erstaunen an den Kardinal Pole und seinen Freund Priuli und so viele andre Männer von hohem Ansehn denken, welche eine neue Schule eines nach ihrem Sinn gebildeten Christenthums zu errichten strebten, wo sie die Rechtfertigung durch Jesum Christum nicht läugneten, aber die nothwendig daraus fließenden Folgen nicht annehmen wollten; sie wollten das Papstthum aufrecht erhalten, die Messe und viele andre abergläubische Gebräuche nicht aufgeben, die der wahren christlichen Frömmigkeit durchaus zuwider sind; sie bildeten sich ein, ich weiß nicht auf welche Weise, diese Dinge könnten mit der Lehre von der Rechtfertigung bestehn. O wie schwer ist es, daß ein Reicher in das Himmelreich kommt! Um ihrer weltlichen Größe nicht zu entsagen, wagten sie es nicht, die erkannte Wahrheit frei zu erkennen; daher werden auch sie einst verläugnet werden von dem Herrn" **). Es mag allerdings in diesen letzten Worten eine gereizte Stimmung sich ausdrücken; man begreift und entschuldigt sie aber, wenn man sich an die damaligen Verhältnisse erinnert; welcher Vorschub wäre nicht der italienischen Reformation gethan worden, wenn Männer wie Pole und Contarini nicht auf halbem Wege wären stehn geblieben! Während Mönche und Gelehrte das Exil vorzogen, um ihrem Glauben nicht untreu zu werden, blieben die Cardinäle, die das Grundprinzip dieses Glaubens gleichfalls angenommen hatten, in ihren hohen Würden am römischen Hofe zurück; daß mancher der Flüchtlinge ein bitteres Gefühl darüber empfand, ist ihm wahrlich nicht zu verargen.

Auf dem Standpunkte dieser halb-evangelischen Männer schien eine Zeit lang selbst der Papst Paul III. zu stehn, ein weltkluger, nicht engherziger, aber nur auf den äußern Bestand der Kirche bedachter und nach diesem In-

*) Lib. 6, f°. 168.

**) Tragedia intitolata Libero arbitrio. Ed. 2ª. S. l., 1550. Vorrede. Eine äußerst seltene Schrift.

teresse sich richtender Herr. Mehrere der ehemaligen Mitglieder des Oratoriums der göttlichen Liebe ernannte er zu Cardinälen, Caraffa, Contarini, Pole, Sadolet. Unter ihrem Einflusse setzte er im Jahre 1536 eine Commission ein, um ein Gutachten über die Reformation der Kirche abzugeben. Den vier bereits genannten Cardinälen gesellte er, zu diesem Zwecke, noch mehrere andre hohe Geistliche bei, namentlich den Bischof Giberto und den Erzbischof von Salerno, Federigo Fregoso, der sich gleichfalls zum Glauben an die Rechtfertigung hinneigte und, um das katholische Volk beten zu lehren, einen Traktat schrieb über das wahre Gebet und die mit demselben getriebenen abergläubischen Mißbräuche *). Die Commission faßte ein Bedenken ab, in dem sie zwar die absolute Macht der Päpste als Quelle der Mißstände der Kirche angibt und sich kräftig gegen die Uebertreibung der päpstlichen Gewalt, die Simonie und dergleichen erhebt, aber doch nur das Oberhaupt der Kirche auf einige Mängel in der äußern Verwaltung und Disciplin aufmerksam macht; es sei Ordnung zu bringen in die Besetzung der kirchlichen Aemter, in die Verleihung der Pfründen, in die Ertheilung der Dispensen und Ablässe, in das Mönchswesen, das Predigen, den Schulunterricht: aber der innere Grund wird nicht angerührt, und von der Lehre kein Wort gesagt. Wenn Männer, von denen man so Großes erwarten durfte, ihre Reform-Vorschläge auf ein solches Minimum reduzirten, so darf man sich nicht wundern, daß italienische und auswärtige Protestanten von nun an nur noch wenig von ihnen hofften. Der Papst selbst, wenn er es auch Anfangs ernstlich zu meinen schien und einige Verbesserungen in der Verwaltung der römischen Kirche anzuordnen gedachte, ließ das Gutachten der Cardinäle, so wenig es auch in die Tiefe drang, bei Seite liegen; einer der Verfasser desselben, Caraffa, als er selbst Papst geworden, setzte es sogar auf den Index der verbotenen Bücher **).

Die Richtung indessen, welcher Contarini und seine Freunde angehörten, hatte sich auch in andern Gegenden Italiens verbreitet; ähnliche Kreise hatten sich an mehrern Orten gebildet, jedoch ohne Zusammengehörigkeit, ohne irgend ein Streben nach einem gemeinsamen Band; es waren freie Vereine, die sich um einen bedeutenden Mann sammelten und je nach dessen Charakter manches Eigenthümliche hatten. Dieß war namentlich der Fall zu Neapel, als Vermigli daselbst sein Amt antrat als Prior von S. Petri ad aram.

*) Trattato della oratione. S. darüber Riederer's Nachrichten, B. 4, S. 118 u. f. Das Buch wurde von der römischen Inquisition verboten.

**) Consilium de emendanda Ecclesia. Rom, 1538, und öfter. S. darüber Gieseler, B. 3. Th. 1, S. 503.

Drittes Kapitel.

Vermigli zu Neapel. — Juan Valdes. — Bernardino Ochino.

Der Biograph des Papstes Paul's IV, Antonio Caraccioli, berichtet*), die ersten Keime des Protestantismus seien in Neapel durch deutsche Soldaten ausgestreut worden, als, nach der Einnahme Roms im Jahr 1527, das kaiserliche Heer vor jene Stadt gezogen war und daselbst eine Besatzung zurückgelassen hatte. Es mag dieß eine willkürliche Vermuthung des katholischen Geschichtschreibers sein, welcher die Ketzerei auf keinen sehr ehrenvollen Ursprung zurückführen wollte. Es scheint uns nicht wahrscheinlich, daß unter den deutschen Heerhaufen damaliger Zeit sich Leute sollten gefunden haben, die im Stande gewesen wären, religiöse Propaganda zu treiben, abgesehn davon daß sie wohl schwerlich die Sprache des Landes verstuhden. Erst von 1536 an weiß man sicher, daß evangelisches Leben zu Neapel sich zu regen begann. In diesem Jahre kam mit Karl V der spanische Ritter Juan Valdes dahin, und ward Sekretär des Vizekönigs Don Pedro de Toledo. 1535 hatte er sein Vaterland verlassen, um in des Kaisers Gefolge zu treten. Wahrscheinlich in Spanien schon war dieser merkwürdige Mann mit Uebersetzungen Tauler'scher Schriften und der Nachfolge Christi vertraut und mächtig dadurch angeregt worden. In Deutschland hatte er dann Luther's und Andrer Bücher gelesen, auch manche davon mit sich nach Italien gebracht. Den 4. Februar 1536 erließ zwar der Kaiser zu Neapel selbst ein strenges Edikt, durch welches der Umgang mit Lutherischen oder der Ketzerei Verdächtigen mit Tod und Güter-Entziehung bestraft werden sollte**); der Vizekönig, obgleich Bruder des Herzogs von Alba, vollzog es jedoch nicht in all seiner Härte. Valdes begann, von seiner Stellung beschützt, eine religiöse Wirksamkeit, durch die er bald einen großen Einfluß ausübte. Er war schmächtig von Gestalt, aber seine freundliche Würde, seine hinreißende Beredsamkeit gewannen ihm die Herzen; aus seinem Auge leuchtete die Reinheit seines Innern und die Gluth seiner Begeisterung; „es schien, schreibt einer seiner Verehrer, als habe er seinen schwachen Körper nur mit einem kleinen Theile seines Geistes regiert; mit dem besten und reinsten Theil war er gleichsam außer dem Leib, stets zur Betrachtung erhoben der Wahrheit und der göttlichen Dinge." An bestimmten Tagen versammelte sich um Valdes eine Gesellschaft gebildeter Leute, mit denen er sich über religiöse Gegenstände unterhielt. Mehr zu stiller Beschaulichkeit geneigt als zu kräftiger That, sprach er nicht von dem Verfall der Kirche oder

*) De vita Pauli IV collectanea historica. Cölln, 1612, 4°. S. 239.

**) Giannone, Istoria civile del regno di Napoli. Neapel, 1723, 4°. B. 4, S. 110. Dieses Werk ist überhaupt über die zu berichtenden Vorgänge in Neapel nachzusehn.

von der Nothwendigkeit sie in Lehre und Sitte neu zu gestalten; er erklärte seinen Freunden die Psalmen und die Taufe des Paulus, und ließ unter ihnen handschriftliche erbauliche Betrachtungen circuliren, die später herausgegeben worden sind *). Von dem Römerbrief ausgehend, lehrte er, ohne Polemik gegen die Kirche, aber auch ohne Rücksicht auf ihre Bestimmungen der Lehre, die Rechtfertigung durch den Glauben an Christum; er ging dabei weiter als Contarini und Pole, denn, im Gegensatz zu der Macht des freien Willens, wie der Katholicismus sie verstand, sprach er auch von der Prädestination so wie sie von den Reformatoren behauptet wurde; wer sie verwerfe, sagte er, beweise, daß er den Geist Gottes nicht besitze; Jeder solle so leben, als sei er zum Heile bestimmt. Mit diesen Ansichten verband er Tendenzen, die er aus den Mystikern des Mittelalters geschöpft hatte; er meinte die heilige Schrift sei nur einem Leuchter ähnlich, während der heilige Geist erst die rechte Sonne sei; wer von dieser erleuchtet ist, bedürfe des abgeleiteten Lichtes nicht mehr, er werde Gott ähnlich und stelle dessen Bild dar wie Christus es dargestellt hat. Es ist nicht zu verkennen daß sich hier eine Neigung zu dem unberechtigten Spiritualismus kund gab, der über die Bibel hinausgehn möchte, um zur Gottgleichheit zu gelangen im Sinne der mittelalterlichen Mystiker; es begreift sich auch daraus, warum Valdes so wenig von einer Reformation der Kirche sprach, denn für die, die so viel von dem innern Lichte reden, wird die äußere Form etwas Zufälliges, Gleichgültiges, das für den Geist kein Hinderniß ist. Wenn aber, viele Jahre später, die strengen Genfer Theologen behauptet haben, Valdes habe der jungen evangelischen Gemeinde zu Neapel großen Schaden gebracht, weil er gefährliche Irrthümer gelehrt **), so ist dieß Urtheil nicht billig, denn gerade durch Valdes, durch seine Milde und seine Begeisterung, sind Manche für das Evangelium gewonnen worden, die es später rein geglaubt und treu bekannt haben; zu diesen gehörte Vermigli.

Der Kreis, der sich um Valdes sammelte, bestand aus Geistlichen und Layen, aus Männern und Frauen; unter den vorzüglichern darunter werden genannt der päpstliche Protonotar Pietro Carnesecchi, aus vornehmer florentinischer Familie, dessen Vorfahren im Rathe der Republik gesessen; der Professor der Theologie Giulio da Milano; der bereits als lateinischer Dichter berühmte Marc-Antonio Flaminio, der, nachdem er im Gefolge des die Wis-

*) Des Valdes Schriften gehören zu den größten literarischen Seltenheiten; die vorzüglichsten sind: Comentario, o declaracion breve y compendiosa sobra la epistola de S. Pablo Apostel a los Romanos, muy saludable para todo christiano. Venedig, 1556, der Herzogin Giulia Gonzaga gewidmet, und von Juan Perez herausgegeben. — Cento et dieci consideratione, nelle quale si ragiona cose piu utile, piu necessarie et piu perfette della christiana religione. Basel, 1550, von Curione herausgegeben.

**) 1566. Beza, Epistolae theologicae, Genf, 1575, S. 40.

senschaften liebenden Cardinals Sauli und dann in dem des Datarius Giberto gewesen, 1538 nach Neapel gekommen war um seine Gesundheit wieder herzustellen; Giovanni Francesco Caserta, reich an Gütern und an Gelehrsamkeit, voll herrlicher Eigenschaften, Flaminio's inniger Freund; Benedetto Cusano, Vermigli's Studiengenosse zu Padua; der geistvolle und elegante Dichter Jacopo Bonfadio, der sich mit poetischer Gluth an Valdes anschloß, in der Folge jedoch ein trauriges Ende nahm *). Vielleicht ist Valdes auch nicht ohne Einfluß geblieben auf den frommen und gelehrten Benediktinermönch des Monte-Cassino, Giambattista Folengio, der 1542, in der Einsamkeit von Albaneta, seinen trefflichen Commentar über die Psalmen vollendete **). Erst spät, sagt Folengio, habe er die Kraft des Kreuzes Christi erkannt; von da an lehrte er aber, mit inniger Ueberzeugung, daß der Mensch nicht durch eigenes Verdienst, sondern nur durch die Gnade gerechtfertigt werde, daß nicht äußeres Werk zum Heile führe, sondern nur der Glaube an das Kreuz des Herrn; Christus habe uns die göttliche Barmherzigkeit verkündigt: „was konnte je süßeres gehört werden? welches kräftigere Heilmittel konnte der menschlichen Krankheit dargeboten werden? Wir aber denken nur daran wie wir durch eigene Hülfe uns heilen können; wir wollen der mühseligen Arbeit unsrer Werke und dem freien Willen das zuschreiben, was allein der Gnade angehört!" Anderswo frägt er: „wollt ihr wissen an wem sich des Herrn Barmherzigkeit erweist? es sind die Zöllner, die Sünderinnen, alle die, welche durch seine Gnade errettet, ihn als ihren Erlöser preisen und von Herzen anbeten. Das ist nicht für die Heuchler, welche meinen durch eigene Kraft sich retten zu können; in diesen wird Gottes Gnade nicht gepriesen, sie wollen ja nicht durch sie erlöset werden, sie wollen Gott durch ihre Werke loben ohne Glauben. Der Glaube, der allein rechtfertigt, ist nichts als die Ueberzeugung von der göttlichen Barmherzigkeit; und die Werke sind um so heiliger und dem Geiste Gottes angemessener, je mehr sie aus diesem Glauben kommen, der ein Geschenk Gottes ist; solche Werke allein preisen den Herrn, alle andern sind ihm zuwider."

*) Er wurde zu Genua Professor der Rhetorik und Historiograph der Republik; nachdem er die Geschichte Genua's geschrieben, wurde er, 1560, hingerichtet, wie Einige behaupten, wegen Sittenlosigkeit, wahrscheinlich aber eher aus politischem Haß.

**) Das dem Cardinal von Mantua Hercules Gonzaga gewidmete Werk erschien zu Basel, 1543, f°. Gerdesius (Specimen Italiae reformatae, S. 155) sagt, Folengio citire öfter den Commentar über die Psalmen, den Butzer unter dem Namen Aretius Felinus herausgegeben hatte; dieß ist nicht richtig; Felinus kommt nirgends vor, aber desto häufiger Felix, nemlich der Augustiner Felix Pratensis, ein ehemaliger Jude, dessen lateinische Psalmen-Uebersetzung Andreas Cratander, 1524, zu Basel herausgab. — Folengio's Schriften wurden auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. — S. besonders f°. 126, 357, 445.

Unter den Frauen, die zu des Valdes Schülern gehörten, ragten hervor die edle Spanierin Isabella Manrica de Bresegna, Schwester eines Cardinals und später, wegen ihres evangelischen Glaubens, ins Exil vertrieben; Giulia Gonzaga, Herzogin von Trajetto und Gräfin von Fondi, Wittwe des Vespasiano Colonna, eine der gelehrtesten der damals so zahlreichen gelehrten italienischen Frauen; Vittoria Colonna, Tochter des Groß-Connetable von Neapel, Wittwe des ritterlichen Feldherrn Marchese de Pescara, der an den Folgen einer zu Pavia erhaltenen Wunde jung gestorben war; auch sie war humanistisch gebildet und zugleich eine liebliche, sinnige Dichterin in ihrer Landessprache.

Dieser Kreis hatte einen ganz eigenthümlichen, ich möchte sagen dichterischen Charakter; es herrschte darin eine ruhige, platonische Beschaulichkeit; unbekümmert um die großen Interessen, die jenseits der Alpen die Gemüther gewaltig bewegten, dachte man an nichts weniger als an eine Wiedergeburt der Kirche, nur das eigene innere Leben wollte man pflegen durch Alles was es nähren konnte. Es gab wohl begeisterte Gespräche, aber ohne Beziehung auf eine Veränderung der bestehenden Zustände; feingebildete Leute, die theils den höhern Ständen angehörten, theils durch Gelehrsamkeit und Talent bei den Großen Eingang gefunden hatten, waren sie empfänglich für alles Schöne und Edle, aber mehr zu stillem Genießen als zu kräftigem Handeln geneigt. Bald versammelten sie sich in Valdes' Wohnung im Palaste des Vizekönigs, bald in Vittoria Colonna's Landhaus auf der lieblichen Insel Ischia, bald in der Villa Caserta's in der Terra di Lavoro, wo Flaminio seine Gesundheit wiederfand. Betrachtung der herrlichen Natur wechselte mit Unterhaltungen über evangelische Fragen. Nach Valdes' Tod schrieb Bonfadio an Carnesecchi, wie gerne er sich an diese schöne Zeit und an diese „selige Gesellschaft" erinnere; nachdem er den Tod des frommen Spaniers beklagt, der, gleichsam auf dieser Erde schon ein reiner Geist, immer in höhern Welten gelebt, fügte er bei: „es scheint mir als höre ich dich mit tiefem Seufzer ausrufen: welch wunderbares Land! sicher denkst du oft an Chiaia und an den Posilippo; Florenz ist eine herrliche Stadt, aber die Anmuth Neapels, diese Lage, diese Ufer, diesen ewigen Frühling hat es nicht. Stünden wir doch noch an den Fenstern des Thurmes, wo wir so oft hinausschauten auf die reizenden Gärten oder auf den weiten Busen dieses prachtvollen Meeres*)!" Bei dieser Tendenz des Valdes und seiner Freunde sollte man meinen, daß ihr Einfluß sich nicht weiter erstreckte als auf Gebildete, die durch Welterfahrung und Kenntnisse für solche Eindrücke vorbereitet schienen; er dehnte sich jedoch auch auf Andre aus, auf Niedre und Ungelehrte; Folengio hat eine merkwürdige Stelle, die nur hierauf bezogen werden kann: „wir wohnen einem bewundernswürdigen Schauspiele bei; wir sehn Frauen, die mehr zur Eitelkeit als zu ernstem Nachden-

*) Lettere volgari, Th. 1, f°. 26.

ken geboren scheinen, ungebildete Männer, Soldaten, dermaßen ergriffen von der Erkenntniß der göttlichen Geheimnisse, daß wenn irgendwo etwas gehört wird, das sich auf die Vollkommenheit des Lebens bezieht, es meist von ihnen kommt. O es ist wahrlich ein goldnes Zeitalter! In meinem Campanien ist kein so gelehrter Prediger, daß er nicht aus einer einzigen Unterredung mit gewissen Frauen, weiser und heiliger würde*)."

In diesen Kreis nun wurde Vermigli durch seinen Freund Benedetto Cusano eingeführt. Valdes ahnte die Tiefe und Redlichkeit seines Gemüths; er gab ihm Bücher, die er aus Deutschland mitgebracht hatte, einige Schriften des Erasmus, Butzer's zunächst für Frankreich und überhaupt für die romanischen Länder bestimmten Commentare über die Psalmen, Zwingli's freimüthige, reformatorische Werke über die wahre und die falsche Religion und über die göttliche Vorsehung**). Vermigli's theologische Erkenntniß war, bis zu seiner Ankunft in Neapel, noch ziemlich unvollständig; seine Richtung war noch vorzugsweise theils praktisch-erbaulich, theils humanistisch gewesen; doch hatte ihn sein frommer Ernst sowohl vor der Entartung des Klosterlebens als vor den Verirrungen des italienischen Humanismus bewahrt. Auch sein Bibelstudium hatte ihm bereits manches Licht gebracht und ihn auf die Eindrücke vorbereitet, die seiner nun warteten. Zudem hatte er, während seines Aufenthalts in Rom im Jahre 1528, als Clemens VII noch regierte, mit eigenen Augen das Treiben der hohen und niedern römischen Geistlichkeit gesehn, und bestätigt gefunden was sein Landsmann Macchiavelli gesagt: „je näher die Menschen bei Rom, desto weniger haben sie christlichen Geist; das Beispiel der Papststadt ist Schuld, daß wir Italiener alle Frömmigkeit verloren haben"***). Er hatte die elenden Predigten unwissender Mönche und Pfarrer gehört, er hatte gesehn wie selbst Cardinäle, am hellen Tage, maskirt im Gefolge vornehmer Buhlerinnen durch die Straßen ritten †): ein Skandal, worüber sich noch die mit der Reform der Kirche beauftragte Commission der Cardinäle, 1536, beklagen mußte. Er hatte so die nemlichen Eindrücke empfangen wie Luther; sie mußten um so schmerzlicher für ihn gewesen sein, da er noch nicht an eine Trennung von der Kirche dachte. Selbst später sprach er nicht gerne davon; höchst selten kommt in seinen Schriften eine Anspielung vor auf die schlechten Sitten der römischen Geistlichkeit; es schien ihm hinreichend ihre Pflichtvergessenheit im Ausüben des christlichen Hirten-Amtes zu

*) Fol. 388.

**) Sacrorum Psalmorum libri quinque, per Aretium Felinum (Martin Butzer). Straßb., 1529, 4°. — Zwingli, De vera et falsa religione commentarius, Zürich, 1525, mit einer Zuschrift an Franz I.; Sermonis de providentia Dei anamnema, Zürich, 1530.

***) Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio. Palermo, 1584. Cap. 12, f°. 22ᵃ.

†) Comment. in libr. Judicum, f°. 156.

rügen; „was noch schändlicher ist, schrieb er, als er aus Italien floh, übergehe ich, nicht nur weil es allen bekannt genug ist, sondern weil ich mich schämen würde es zu erzählen" *). Durch diese Eindrücke angeregt, wurde wohl die Erinnerung in seinem Geiste wieder wach, an das was er im Vaterhause von Savonarola erzählen gehört hatte; das in Flammen leuchtende Bild des florentinischen Märtyrers trat vor seine Augen, und neben demselben, in düsterm Contraste, die Gestalten des verbrecherischen Papstes Alexanders VI., des kriegeführenden Julius II., des in weltlicher Eitelkeit befangenen Leo X. „Wie mußte nicht Alles, was damals in Rom geschah, auf das Gemüth enthusiastischer und begeisterter Jünglinge wirken!" Erst durch Vermigli's Unterredungen mit Valdes gewann aber das, was in seinem Innern lag, nach und nach eine bestimmtere Gestalt. Da er jedoch bereits eine tiefere theologische Bildung besaß, als die um Valdes sich sammelnden Freunde, so folgte er ihrem mystischen Zuge nicht; ihre poetische Beschaulichkeit, ihr frommes, aber thatloses Schwärmen konnte ihm nicht genügen. Manche Kämpfe, wie sie stets dem festen Glauben vorangehn, mögen in seiner Seele stattgefunden haben; erst nach inneren Stürmen brach das reine Licht des Evangeliums, wie er später sagt, durch die dichten, es umhüllenden Wolken hindurch; es war ein angstvoller Zustand für ihn; Alles schien ihm unsicher und verworren, gleich wandelnden Bäumen, wie er sich ausdrückt **), bewegte es sich vor seinem Geist, bis endlich Nachdenken, Studiren, Unterredungen mit den Freunden, den Gedanken mehr Festigkeit gaben und das Licht vermehrten. Dazu kam die Berührung, in die er mit einem andern merkwürdigen Manne kam, mit dem er von da an bis an sein Ende verbunden blieb: es war Bernardino Ochino von Siena.

Ochino, 1487 geboren, war drei Jahre älter als Vermigli. Auch er hatte in früher Jugend tiefe religiöse Sehnsucht empfunden, die ihn zu ascetischem Leben trieb; von dem Gefühl der Sünde gequält, hatte er Befriedigung in strengen Bußübungen vergebens gesucht; da war er unter die Franziskaner der strengen Observanz gegangen, hatte aber auch bei ihnen die Ruhe nicht gefunden. 1525 hatten sich von den Franziskanern die Kapuziner getrennt, Anfangs nur in der Absicht, Tracht und Lebensweise des Heiligen von Assisi genauer darzustellen, jedoch bald den alten, zur Schwärmerei sich neigenden Minoritengeist wieder unter sich aufleben lassend. Ochino, der sich eine Zeit lang dem Studium der Medizin ergeben hatte, fühlte sich durch die Strenge dieses neuen Ordens und die Thätigkeit seiner Glieder als Volksprediger angezogen; 1534 schloß er sich ihm an, indem er ausrief: „wenn ich jetzt das Heil nicht finde, weiß ich nicht was ich beginnen soll." Aber auch hier fand er es nicht, wie sehr er sich auch übte in äußerer Buße. Er mußte

*) Confessio fidei. Loci communes, S. 437.
**) Oratio quam Tiguri habuit. Loci communes. S. 1063.

in sein Inneres zurückgeführt werden; dieß geschah durch das Lesen der Bibel. Da erkannte er, obgleich nicht plötzlich auf einmal, sondern sicher nur nach ähnlichen Kämpfen wie Vermigli, drei Wahrheiten: zuerst, daß Christus für uns genug gethan und durch seinen Tod uns die Sündenvergebung erlangt habe, durch welchen Glauben wir allein gerechtfertigt werden; sodann, daß die Mönchsgelübde nichts nützen, und endlich, daß die römische Kirche nicht schriftgemäß sei *). Die zwei letzten Wahrheiten sind ihm gewiß erst später klar geworden; denn, als er mit Vermigli in Verbindung trat, diente er noch Rom und trug noch das Mönchsgewand. Indessen lehrte er schon die Lehre von der Rechtfertigung, obgleich noch in verdeckter Form. Er hatte weniger humanistische und theologische Durchbildung als Vermigli, besaß aber in reicherm Maße die Gabe der Beredsamkeit. Einfach und schmucklos, war seine Predigtweise von der damals üblichen durchaus verschieden, mußte aber durch ihre überzeugende Klarheit und innige Wärme die Herzen sicherer ergreifen, als das falsche Pathos oder die scholastische Trockenheit der meisten seiner Zeitgenossen. Schon 1536 predigte er die Fasten zu Neapel; der Kaiser selbst wohnte seinen Vorträgen bei, und soll gesagt haben: „wahrlich dieser Mönch könnte Steinen Thränen erpressen" **). Als er einst ein Liebeswerk empfahl, wurden nach seiner Predigt 5000 Scudi gesteuert. Bei dem Vizekönig wurde er ketzerischer Meinungen angeklagt, vertheidigte sich aber auf eine Weise, daß ein gegen ihn erlassenes Verbot ferner zu predigen, wieder zurückgenommen wurde. Valdes und seine Freunde hatten hohe Achtung für ihn; Vittoria Colonna besonders war seine begeisterte Verehrerin. Auch auf Leute ganz andrer Gesinnung verfehlte er seine mächtige Wirkung nicht. Als er 1538 die Fasten zu Venedig predigte, war der Dichter Pietro Aretino unter seinen eifrigsten Zuhörern und berichtete an den Papst, in emphatischer Weise, wie Fra Bernardino's Beredsamkeit den Haß in Liebe, das Laster in Tugend, die Verzweiflung in Seligkeit umwandelte ***). Pietro Bembo bat Vittoria Colonna, ihren Freund zu bewegen, für die Fasten von 1539 abermals nach Venedig zu kommen. Ochino kam, und bald schrieb Bembo an Vittoria, er habe nie heiligere Reden gehört, er begreife nun ihre Verehrung für den frommen Kapuziner, dem er selbst, der Cardinal, in der Beichte sein Herz geöffnet habe, wie vor Christo selbst †). Bei dem für das klassische Alterthum schwärmenden Bembo, so wie bei Aretino, dem mehr als leichtfertigen Satiriker, dem nichts heilig war, mögen freilich solche Eindrücke rasch verweht worden sein; ihre Lobpreisungen des ernsten Predigers beweisen aber, selbst

*) Ochino an Muzio Giustinopolitano, 7. April 1543, Genf. Am Schluß des 2. Bandes seiner Prediche. S. l. et a.

**) Giannone, B. 4, S. 80.

***) Venedig, 21. April 1538. Lettere di P. Aretino. Paris, 1609. Lib. 2, f°. 68.

†) Bembo, Lettere. Venedig, 1552. Th. 1, p. 98. 100.

mehr noch als das Zeugniß frömmerer Leute, die allgemeine und außerordentliche Bewunderung, zu der sich die Italiener hingerissen fühlten. Auch der Bischof von Fossombrone, der ihn zu Lucca predigen hörte, war ganz entzückt über ihn, wußte aber in seinem Entzücken nichts Besseres zu thun, als zwei Sonnete an ihn zu richten*). Boverio, der Annalist der Kapuziner, berichtet, die größten Kirchen haben nicht Raum genug gehabt, um die zu seinen Predigten sich drängende Menge zu fassen **). Paul III. ernannte ihn zu seinem Beichtvater; ein 1538 zu Florenz versammeltes Kapitel des Ordens wählte ihn zum General. Was hätte ein solcher Mann nicht wirken können, durch die Verkündigung des Glaubens an Christum, wenn er nicht zuletzt gezwungen worden wäre, sein armes Land zu verlassen!

1539 wurde Ochino abermals nach Neapel berufen; das folgende Jahr predigte er in der Hauptkirche die Fasten. Weiter gekommen in der evangelischen Erkenntniß, redete er unverholener von der Rechtfertigung durch den Glauben an die freie Gnade Gottes durch Christum allein, von dem allgenügenden Verdienste Christi, und andern damit zusammenhängenden Lehren. Er griff das Papstthum nicht an, überging aber mit Stillschweigen, als zum Heil unnöthig, die Lehren von dem Verdienst der Werke, von dem Ablaß, von dem Fegfeuer ***); es genügte ihm, in den Gemüthern einen lebendigen Eindruck von der Größe der Wohlthat Christi zurückzulassen. Trotz der Heftigkeit, mit der römischgesinnte Prediger gegen ihn auftraten, ermunterte sein Beispiel einige andre Mönche, gleich ihm die Wahrheit zu verkündigen. Der Franziskaner Giovanni Mollio von Montalcino und der sizilianische Augustiner Lorenzo Romano †) lehrten wie Ochino; namentlich aber trat nun auch Vermigli immer entschiedener auf. In der Schule, so wie in der Kirche seines Klosters entwickelte er, obwohl ohne dem römischen Systeme direkt zu widersprechen, Ansichten, die sich täglich mehr der reformatorischen Lehre näherten. Er erklärte den ersten Brief des Paulus an die Corinther; zahlreiche Zuhörer aus allen Ständen, selbst Bischöfe, hörten ihm zu; ein katholischer Geschichtschreiber Neapels erzählt ††), die Bewegung, die er hervorgebracht, sei so groß gewesen, daß Alle die, die nicht zu seinen Predigten kamen, als schlechte Christen angesehn wurden. Eine seiner Reden über den Corintherbrief wurde für einen Jüngling aus einem der ältesten Geschlechter des Landes, die Veranlassung, sich dem Evangelium zu widmen. Graf Galeazzo Caraccioli, Marchese del Vico, geboren zu Neapel im Jahre 1517, Schwe-

*) Lettere volgari, Th. 1, f⁰. 17.

**) Annales fratrum minorum capucinorum. P. 1, Lib. 8, cap. 1 u. f.

***) Ochino an Muzio Giustinopolitano. L. c.

†) Er ging später nach Deutschland; 1549 kehrte er nach Neapel zurück, predigte abermals reformatorische Lehren, widerrief jedoch 1552 aus Furcht vor der Inquisition.

††) Giannone, am a. O.

sterſohn des Cardinals Caraffa, vielſeitig gebildet, aber noch weltlich geſinnt, war durch ſeinen Vetter Francesco Caſerta mit Valdes bekannt gemacht und zu Vermigli's Predigten geführt worden, die er Anfangs mehr aus Neugierde als aus innerm Bedürfniß befolgte. Einſt, um die Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes auf den Menſchen zu ſchildern, bediente ſich Vermigli des folgenden Gleichniſſes: „würde Jemand aus der Ferne einem Tanze zuſehn, ohne die Töne der Muſik zu hören, er müßte die Tanzenden für wahnſinnig halten; ſobald er aber näher träte und die Muſik vernähme und den harmoniſchen Takt, ſo würde er bald Freude empfinden und Luſt bekommen, ſelbſt an dem Tanze Theil zu nehmen. So meint nicht ſelten derjenige, der die Veränderung in Leben und Sitten der Chriſten bemerkt, ſie haben den Verſtand verloren; lernt er aber den Grund erkennen und die Kraft des göttlichen Wortes, die dieſe Veränderung hervorgebracht hat, ſo tadelt er ſie ferner nicht mehr, ſondern fühlt ſich gedrungen, ſich denen anzuſchließen, die ſo der Welt entſagen, um dem Evangelium gemäß ihr Leben einzurichten" *). Dieſer Vergleich, ganz nach italieniſchem Geſchmack, fiel dem jungen Caraccioli auf; in der Folge erinnerte er ſich noch oft daran und erzählte, wie die in demſelben enthaltene Idee ihn mächtig ergriff und antrieb, die heilige Schrift zu erforſchen. Aber erſt im Jahre 1541 änderte Caraccioli ſeine frühere Lebensweiſe; er ward ernſt, nachdenkend, und faßte den Entſchluß, dem Leichtſinn des Hoflebens zu entſagen; ſein Vater und ſeine Gattin ſahen höchſt ungern dieſe Veränderung, Manche hielten ihn für melancholiſch oder verrückt, während des Valdes' Freunde das Wahre und Tiefe der Umwandlung erkannten.

Solche Erſcheinungen machten indeſſen die Katholiken immer beſorgter wegen der Predigten Vermigli's und ſeiner Genoſſen. Die Gelegenheit, gegen ſie einzuſchreiten, fand ſich bald; man griff die Erklärung auf, die der Prior von S. Petri ad aram von der Stelle gab, 1. Cor. 3, 13 — 15: „Eines jeglichen Werk wird offenbar werden, der Tag wird es klar machen; denn es wird durchs Feuer offenbar werden, und welcherlei eines jeglichen Werk ſei, wird das Feuer bewähren; wird Jemandes Werk bleiben, da er darauf gebaut hat, ſo wird er Lohn empfangen; wird es aber verbrennen, ſo wird er deß Schaden leiden; er ſelbſt aber wird ſelig werden, ſo doch, als durchs Feuer". Bekanntlich war dieß die Hauptſtelle, auf welche die katholiſche Theologie die Lehre vom Fegfeuer ſtützte. Vermigli, der mit ſeinem Glauben an die Rechtfertigung durch Chriſtum die Meinung nicht vereinigen konnte, der Glaubige bedürfe im zukünftigen Leben noch einer allmäligen Reinigung von ſeinen Sünden, legte, mit richtigem Blicke, die pauliniſchen Worte ſo aus: die, welche ihr Werk nicht recht vollbringen, können zwar gerettet werden, aber

*) Balbano, La vie de Galéas Caraciol, (italieniſch, Genf, 1587) trad. par Teissier de Lestang. Amſterd., 1681, 12°; S. 12 u. f.

ihr Werk selbst wird zu Grunde gehn; so wie Einer, der sich aus einem Brande rettet, nackt und arm daraus hervorgeht, so werden auch sie inne werden, daß ihr Werk verloren ist; durch das Gericht Gottes wird das Sündliche daran aufgedeckt, sie empfinden daher den Schmerz der Reue, und das Feuer, von dem die Rede ist, findet schon in diesem Leben statt, nicht erst im zukünftigen. Diese Erklärung, oder vielmehr diese förmliche Widerlegung eines mit der katholischen Lehre von dem Verdienst der Werke so innig verbundenen Dogma's, bewies zur Genüge, wie ferne schon Vermigli dem kirchlichen Systeme stand; von dem Glauben an das Verdienst Christi durchdrungen, hatte er die Hoffnung auf das der eignen Werke aufgegeben; er konnte nicht mehr annehmen, daß im Fegfeuer der Mensch durch Büßung verdienen könne, was er auf der Erde versäumt hatte. Den Katholiken entging dieß nicht. Kurz vor 1539 hatten die Theatiner die Paulskirche zu Neapel erhalten; Gaetano da Thiene, einer der Stifter dieses neuen Ordens, war selbst anwesend; nicht nur schickte er von seinen Mönchen in Ochino's und Vermigli's Predigten, sondern ging selbst sie hören. Er erfuhr, daß Beide, so wie auch Valdes, schreckliche Dinge lehrten von dem Fegfeuer, von dem freien Willen, von der Rechtfertigung; er, der selbst als Mitglied des Oratoriums der göttlichen Liebe, über letztern Punkt von der evangelischen Lehre nicht fern gewesen war, sah nun die Kirche gefährdet durch verwegene Ketzerei; er beeilte sich, an den düstern Cardinal Caraffa darüber zu berichten und den Vicekönig von Neapel vor den Feinden der Kirche zu warnen *). Valdes, dieser „edle Ritter des Kaisers, aber noch weit edlere Ritter Christi" **), wurde von der Verfolgung nicht mehr ereilt; er starb 1540, tief betrauert von seinen Freunden und Schülern; von den Ufern des Lago di Garda schrieb Bonfadio an Carnesecchi: „wie schön auch Neapel sein mag, warum dahin zurückkehren, da Valdes nicht mehr ist? Welch ein Verlust für uns, ja für die ganze Welt! Er war einer der trefflichsten Männer Europa's, in seinen Thaten, seinen Reden, in allen seinen Gedanken wahrlich ein vollkommener Mensch" ***)! Ochino hatte wahrscheinlich Neapel verlassen, um anderswo zu predigen. Vermigli allein wurde daher der Gegenstand der Verfolgung; man verlangte seine Interdiction. Er appellirte an den Papst; noch war dieser unter dem Einfluß Contarini's, Reginald Pole's und der ähnlich gesinnten Cardinäle; es ist möglich, daß Vermigli an diese sich wandte; er war Contarini und Pole bekannt; sie achteten in ihm den frommen und ernsten Mann, der ihre damaligen Gesinnungen theilte; jedenfalls blieb er unbelästigt und konnte seine Predigten wieder beginnen. Er that es jedoch nur noch während kurzer Zeit; in Neapel selbst war er den beständigen Angriffen der Gegner

---

*) Caraccioli, De vita Pauli IV collectanea, S. 239 u. f.
**) Curione, Pasquillus ecstaticus. Genf, 1544. S. 35.
***) Lettere volgari, Th. 1, f°. 27.

ausgesetzt, Valdes war todt, sein Jugendfreund Cusano starb, er selbst fiel in schwere Krankheit, von der er nur langsam genaß. Er bat daher seine Obern um die Erlaubniß, Neapel zu verlassen; da er von allen Bessergesinnten geehrt und noch nicht als offener Gegner der Kirche aufgetreten war, wurde er auf einem Convent der Augustiner zum Visitator des Ordens in Italien erwählt; mit diesem neuen Amte verließ er Neapel Anfangs 1541, zu derselben Zeit, als in eben dieser Stadt Ochino, zum zweiten Mal, von einem Generalkapitel der Kapuziner als Haupt dieses Ordens anerkannt wurde.

Viertes Kapitel.

Vermigli zu Lucca. — Der Cardinal Contarini.

Bei dem immer zunehmenden Verfall des Mönchthums, war auch der Augustinerorden nicht mehr auf der Höhe, auf den ihn früher sein sittliches und gelehrtes Streben gestellt hatte. Vermigli fand daher, in der Ausübung seines Visitator-Amts, viel zu bessern und zu strafen. Milde konnte hier wenig helfen; es mußte mit Strenge verfahren werden. Der Protector der Augustiner, der freisinnige Cardinal Hercules Gonzaga, unterstützte Vermigli; da aber Haupt und Glieder schlecht waren, konnte selbst die Strenge nur wenig fruchten. Die außerhalb der Klöster umherstreifenden Mönche ließ Vermigli einschließen; den Rector generalis des Ordens und mehrere der strafbarsten Brüder verbannte er auf die Felseninseln di Trimiti, dem Monte Gargano gegenüber. Diese Maßregeln hatten keine andre Folge, als den Haß gegen den ernsten Visitator zu entzünden, auf den bisher der Orden so stolz gewesen war. Da man es nicht wagte, ihn offen anzugreifen, beschloß man, auf einem Convente zu Mantua, um sich seiner Aufsicht zu entledigen, ihn zum Prior von San-Frediano zu Lucca zu ernennen. Es sollte dieß eine ehrenvolle Auszeichnung sein, denn mit dem genannten Priorate waren große Vorrechte verbunden, unter Anderm die bischöfliche Gerichtsbarkeit über die Hälfte der Stadt. Hinter der Ehrenbezeugung war aber eine ächt mönchische Intrigue verborgen; Vermigli wurde nur erhoben, weil man hoffte, ihn desto schneller fallen zu sehn; man zählte auf den alten Haß zwischen den Lucensern und den Florentinern; der von Florenz gebürtige Prior, meinte man, würde sich, zumal wegen seiner Strenge, in Lucca nicht lange halten können. Diese Berechnung sollte aber zu Schanden werden.

Kurz vorher war Lucca durch bürgerliche Zwietracht schwer heimgesucht worden; die Folgen davon waren Verachtung der Gesetze, häufige Aufstände, allgemeine Sittenlosigkeit; den 24. April und den 5. Juni 1534 beschloß so-

gar der Rath, die Freudenmädchen sollten von nun an Bürgerrecht haben und von Niemandem belästigt werden *). Zwei Jahre später (6. Mai 1536) zog Carl V., von seinem afrikanischen Kriegszuge zurückkehrend, mit glänzendem Gefolge in die Stadt; es gab Feste mit aller italienischen Pracht: an dem sittlichen Zustande fand jedoch der Kaiser nicht für nöthig, etwas zu bessern. Anfangs Juni 1541 zog Vermigli ein, unbemerkt von der Menge; durch diesen Mönch wurde in Kurzem der Geist der Stadt umgewandelt.

Vor Allem gedachte er sein Kloster zu verbessern; bei der allgemeinen Unwissenheit und Unsittlichkeit der damaligen Ordensbrüder, hatte er erkannt, daß, um das Mönchthum zu reformiren, man nicht nur die Ordensregeln in ihrer Strenge handhaben, sondern großentheils die Alten aufgeben, und neue Generationen bilden müsse. Eine seiner ersten Maßregeln hatte zum Zweck, die Chorherren von San-Frediano wieder zur Ausübung ihrer kirchlichen Pflichten zurückzuführen; schon den 12. Juni wies er ihnen die Kapellen an, wo sie Gottesdienst halten sollten **). Seine Hauptsorge wandte er aber den Novizen zu. Durch klassische Studien und Bibel-Unterricht wollte er sie zu einer reinern Theologie vorbereiten, und berief deßhalb mehrere Gelehrte, deren Hinneigung zur evangelischen Lehre ihm bekannt war. Den jungen Grafen Celso Martinengo, von Brescia, Chorherrn der Lateran-Congregation, beauftragte er mit den Vorlesungen über das Griechische; Paolo Lacisio, von Verona, der nemlichen geistlichen Gesellschaft angehörend, in den alten Sprachen und im Hebräischen bewandert und wegen seiner liberalen und christlichen Bildung gerühmt ***), lehrte lateinische Literatur; Immanuele Tremellio, ein ehemaliger Jude von Ferrara, Freund Flaminio's und des Cardinals Pole, in dessen Hause er getauft worden war, gab Unterricht im Hebräischen. Dieß alles waren merkwürdige Neuerungen in einer italienischen Klosterschule. Selbst unter den Professoren der öffentlichen höhern Lehranstalt, zu denen damals auch der bekannte Philolog und Kritiker Francesco Robortello gehörte,

---

*) Tommasi, Sommario della storia di Lucca; 10. Band des Archivio storico italiano, Florenz, 1847; Documenti, S. 143.

**) Eynard, Lucques et les Burlamacchi. Paris, 1848, 12°; S. 306.

***) Curione, Pasquillus ecstaticus, S. 172. — Auch Robortello, der sich in seinen Forschungen über Aristoteles der Hülfe Lacisio's bediente, hat dessen Gelehrsamkeit gepriesen, in der Vorrede seiner Ausgabe der Poetica Aristotelis, Basel, 1555. — Wahrscheinlich schon während seines Aufenthaltes zu Lucca übersetzte Lacisio die Chiliaden des Johann Tzetzes, für die Ausgabe der Alexandra des Lycophron, welche Arnoldus Arlenius Peraxylus veranstaltete, dem Cardinal von Ravenna, Bened. Accoltus widmete, und deren Druck er durch den Straßburger Rechtsgelehrten Nicolaus Gerbel, zu Basel bei Joh. Oporin, besorgen ließ. Des Arnoldus Vorrede ist vom 13. August 1542, Bologna. Das Werk erschien aber erst 1546, in fol. Die Vorrede Gerbels zu Joh. Tzetzae historiarum liber, mit Lacisio's Uebersetzung, ist vom 9. März 1546.

fand Vermigli einen Freund, der seine Bestrebungen unterstützte; es war der geistreiche und gelehrte, aus dem Turinischen gebürtige, Celio Secundo Curione, der, nach manchen wegen seiner reformatorischen Ansichten überstandenen Gefahren, auf Verwenden der Herzogin Renata von Ferrara, nach Lucca berufen worden war als Lehrer der klassischen Literatur. Vermigli selbst erklärte, in täglichen öffentlichen Vorlesungen, den Brief des Paulus an die Römer; den Chorherren seines Klosters legte er die Psalmen aus, und ermunterte sie zum Studium der Kirchenväter, besonders Augustin's. Auch reformatorische Schriften aus Deutschland und der Schweiz wußte er sich zu verschaffen, bildete durch das Lesen derselben seinen eigenen Glauben bestimmter aus, und theilte sie seinen vertrautern Freunden mit. So las er mit ihnen, was sie von Butzers Werken erhalten konnten, Melanchthon's Darstellung der Hauptartikel der Glaubenslehre, Calvin's Institution der christlichen Religion, Bullinger's Bücher von dem Ursprung des Irrthums in der Kirche *). Sie dankten Gott für die Fortschritte, die sie „in der wahren Theologie", an der Hand dieser „trefflichen Lehrmeister" machten **). Auch mit der Augsburgischen Confession machten sie sich bekannt, fühlten sich aber jetzt schon mehr zu dem reformirten Bekenntnisse hingezogen.

Oeffentlich predigte Vermigli häufig bald über einen Psalm, bald über einen paulinischen Text. Anfangs war er allerdings, als Florentiner, mit Mißtrauen aufgenommen worden, allein in kurzer Zeit erwarb er sich die allgemeine Achtung; Gelehrte und Patrizier kamen zu den Vorlesungen, die er den Novizen hielt; zu seinen sonntäglichen Predigten in der Kirche von San-Frediano drängte sich eine größere Menge, als zu dem in eben dieser Kirche befindlichen, früher abergläubisch verehrten Grab der heiligen Zita. Die durch die Noth des Bürgerkriegs, durch Leidenschaften aller Art, durch wildes, wüstes Leben zerrütteten Gemüther vernahmen erstaunt die Predigt von der Versöhnung, von dem Frieden mit Gott, von der Wohlthat Christi. Der

*) Melanchthons Loci communes rerum theologicarum erschienen zuerst, Wittenberg, 1521, und wurden sehr oft gedruckt; eine umgearbeitete Ausgabe erschien 1535; die dritte Hauptausgabe ist von 1544. Das Werk wurde auch italienisch übersetzt, und unter dem Titel I principii della theologia, di Ippofilo da Terra negra (Venedig, Paul Manutius, s. a.) selbst in Rom begierig gelesen, bis die Inquisition hinter den Namen des Verfassers kam. — Calvins Institutio religionis christianae erschien zuerst 1536, Basel; ein 2. Mal, 1539, Straßburg, f°. Bullingers Libri duo de origine erroris, zuerst 1528, Basel, und ein 2. Mal, 1539, Zürich, 4°.

**) Zanchi, an Philipp Landgraf von Hessen, 15. Oct. 1565. Zanchii opera, Genf, 1619, f°. B. 7, Th. 1, S. 3. — Ders. an Melanchthon, 4. Sept. 1557; an Bullinger, s. d. Zanchii epistolae, Hanau, 1609, B. 2, S. 130. 26. Zanchi machte in Italien Auszüge aus Bullingers und Calvins genannten Werken; der aus Letzterm findet sich in seinen Opera, B. 8, S. 621 u. f.

Boden war nicht ganz unvorbereitet; schon vor Jahren hatte man zu Lucca reformatorische Bücher gelesen; ein Dekret vom 18. März 1525 hatte die Vernichtung derselben befohlen *). Jetzt wurden die schlummernden Bedürfnisse wieder wach, man begann nachzudenken und zu forschen; die Bibelübersetzung Brucciolì's verbreitete sich in viele Häuser; es sammelte sich, um Vermigli, eine kleine Gemeinde evangelisch-Gesinnter, zu der vor Allen die drei Lehrer der Klosterschule gehörten und an die sich auch Martinengo's inniger Freund, der fünfundzwanzigjährige Lateran-Chorherr, Girolamo Zanchi, von Alzano im Bergamaskischen, anschloß. Unter den Einwohnern überhaupt zeigten sich wieder bessere Sitten; mit dem Ernste des Lebens kehrten auch Frieden und Eintracht zurück. Das hatte die Predigt vom Evangelium vermocht, und nur sie vermochte es.

Im Sommer 1541 erhielt Vermigli den Besuch des Cardinals Contarini. Er kam von dem Regensburger Religionsgespräch zurück, dem er als päpstlicher Legat beigewohnt hatte. Diese Verhandlungen hatten unter günstigen Verhältnissen begonnen; der Kaiser, aus politischen Rücksichten, wünschte diesmal eine Aussöhnung; auf beiden Seiten waren gemäßigte Theologen gegenwärtig; der Legat Contarini, der schon zu Hagenau und zu Worms versöhnliche Gesinnungen gezeigt hatte, war von den Protestanten, im Hauptpunkte der Lehre, nur wenig entfernt. In Bezug auf die Rechtfertigung durch den Glauben wurde man über eine Formel einig, die von Contarini gebilligt wurde, welcher hier seine Abhandlung über diese Lehre schrieb; durch die zu Regensburg erhaltenen Eindrücke, durch die Gespräche mit Melanchthon, mit Butzer, mit dem Straßburger Rektor Johann Sturm, war vielleicht seine Ueberzeugung noch fester geworden **). Eine Aussöhnung wäre daher nicht unmöglich gewesen; da man aber in Rom nicht mehr nachgeben wollte, erhielt Contarini strengere Instructionen; er mußte sich begnügen, den deutschen Bischöfen zu rathen, in sittlicher Hinsicht selbst zu reformiren, alles Uebrige aber dem Papste zu überlassen. Obgleich dieß ganz seiner Richtung angemessen war, weil er an der äußern Einheit der Kirche festhielt und die politisch-kirchliche Rücksicht stets bei ihm überwog, so kehrte er doch schmerzerfüllt über das ohne Erfolg gebliebene Gespräch, nach Italien zurück. Hier war er vielfach beschuldigt worden, dem Papste nicht treu gedient zu haben; nur mit Mühe hatten ihn seine Freunde Pole und Fregoso vertheidigt. Die Protestanten haben ihn häufig der List angeklagt; richtiger und billiger ist das Urtheil Curione's, wenn er sagt, Contarini habe evangelischer gedacht, als es einem Cardinal geziemte ***). Nach Italien zurückgekehrt, hörte er mit tiefem Bedauern die Beschuldigungen der Untreue wiederholen; mehr noch aber mußte

*) Archivio storico italiano, B. 10. Documenti, S. 162.
**) Sturm gegen Marbach, 1572. Ms.
***) Pasquillus ecstaticus, S. 114.

ihn das Mißlingen seines Unternehmens schmerzen, die beiden Kirchen wieder zu vereinigen. Mit diesen Gefühlen kam er in Lucca an und besuchte Vermigli. Was da von den beiden trefflichen Männern geredet wurde, ist unbekannt; Contarini erzählte wohl dem Prior von seinen letzten Versuchen Katholiken und Protestanten zu versöhnen; sie unterhielten sich von den großen Angelegenheiten der Zeit, von dem, was alle Geister beschäftigte. Vermigli soll den Wunsch geäußert haben, die deutschen Reformatoren zu besuchen, und Contarini gesucht haben, ihn davon abzubringen *). So viel jedenfalls scheint sicher, daß Vermigli sich überzeugte, von Rom aus sei keine Reformation zu hoffen. In Kurzem ereigneten sich Begebenheiten, die ihn in dieser Ueberzeugung vollends befestigten. Im September dieses Jahres (1541) kamen Kaiser und Papst zu Lucca zusammen, um über Türkenkrieg, hauptsächlich aber über Ketzerverfolgung zu berathen **). Zahlreiche Prälaten, Große, Gelehrte trafen hier ein, um den beiden Häuptern der Welt aufzuwarten; unter ihnen auch Pietro Vettori, Vermigli's Landsmann und Jugendfreund, jetzt Professor der alten Sprachen zu Florenz ***). Ob er Vermigli besuchte, wissen wir nicht; dieser, so wie die evangelischen Lucenser, erwarteten in großer Besorgniß, was zwischen Carl V. und Paul III. wegen der Ketzer beschlossen werden würde. Vermigli's Entschluß, der römischen Kirche zu entsagen, war noch nicht zur letzten Reife gelangt; sein Inneres war von Zweifeln gequält über die Richtung, die er befolgte: „täglich mußte ich mich manchfachem Irrthum fügen, abergläubische Gebräuche nicht nur selbst verrichten, sondern auch von Andern, trotz ihres Widerstrebens, verlangen, Vieles anders thun als ich fühlte und selbst als ich lehrte; ich weidete wohl die Heerde durch Predigten, konnte sie aber nicht ordnen nach der Wahrheit Christi" †). Es nahte sich jedoch der Moment, der diesen Gewissenskämpfen ein Ende machte; die von Kaiser und Papst besprochene Ketzer-Verfolgung ließ nicht länger auf sich warten; sie ward für Vermigli's Glauben die Veranlassung des Siegs.

*) Was Melchior Adam, in Butzers Leben (Vitae theologorum Germanorum, Frankf., 1705, f°. S. 108), und Schlosser (Martyrs Leben, S. 388) von der Unterredung zwischen Contarini und Vermigli erzählen, scheint ungegründet. Simler weiß nichts davon.

**) Mazzarosa, Storia di Lucca. Opere, Lucca, 1842, B. 4, S. 80.

***) Victorius, der Herausgeber der Werke Cicero's; zuletzt Senator zu Florenz.

†) Ad Lucenses. Loci communes, S. 1073.

Fünftes Kapitel.

Errichtung der römischen Inquisition. — Verfolgung der evangelisch Gesinnten.

Längst hatte der fanatische Cardinal Caraffa ein wachsames Auge auf die reformatorische Bewegung in Italien. Er hatte Spione überall, besonders seine Theatiner. Immer beunruhigender wurden die Nachrichten, die er über die Verbreitung der Ketzerei erhielt; Vieles mochte freilich übertrieben sein, von dienstbeflissenen oder gehässigen Angebern; jedenfalls aber war die Bewegung bedeutend genug geworden, um die Anwendung der gewaltsamsten Mittel zu erheischen, damit nicht ganz Italien in den Strom hineingezogen würde. Ganze Mönchsorden waren von dem neuen Geiste ergriffen; unter den Augustinern, den Kapuzinern, den Franziskanern hingen Viele der evangelischen Lehre an; 1544 zählte ein Flüchtling zu Zürich eine lange Reihe von Predigern und Lectoren der Theologie aus diesem letztern Orden auf, die wegen Ketzerei ins Gefängniß geworfen worden waren; bei dreitausend Schullehrer, hieß es ferner, verbreiteten im Lande das lutherische Gift *). Namentlich in den größern Städten war die Gefahr auf eine bedenkliche Höhe gestiegen. In Neapel sollte Valdes mehr Seelen ihres Heils beraubt haben, als vor ihm Tausende ketzerischer Soldaten, wie der Biograph Pauls IV. berichtet. Nach Vermigli's Abgang hatte Giovanni Mollio **) fortgefahren, in dieser Stadt die Rechtfertigung durch den Glauben zu predigen; obgleich verdächtig, aber durch ihre hohe Stellung vor Verfolgung bewahrt, beschützten die Gräfin von Trajetto und Isabella Manrica die Anhänger der neuen Lehre. Zu Modena sammelte 1540 der Sicilianer Paolo Ricci eine Gemeinde, welche das Jahr darauf von Butzer ein, auch an die Christen von Bologna gerichtetes, ermunterndes Schreiben erhielt ***). Selbst der Legat von Modena, Cardinal Morone, begünstigte die Predigt des Evangeliums; sein Kaplan, Girolamo da Modena, war Vorsteher einer Akademie, wo mehr von dem Glauben an Christum geredet wurde, als von literarischen Dingen. Wahrscheinlich im Frühling des verhängnißvollen Jahres 1542 erschien der berühmte Traktat von der Wohlthat des Todes Christi; dessen muthmaßlicher Verfasser, Aonio Paleario, von Veroli in der Campagna von Rom, war einer der gelehrtesten Humanisten Italiens, Freund Pole's, Flaminio's, Sadolet's. Es gilt immer noch, was im sechzehnten Jahrhundert Vergerio von

*) Meyer, die evangelische Gemeinde in Locarno. Zürich, 1836. B. 1, S. 33. — Ranke, a. a. O., S. 140.

**) Er wirkte zu Neapel bis 1543; von da ging er nach Bologna, wo er als Lehrer angestellt wurde; zehn Jahre später wurde er zu Rom verbrannt.

***) Calvini epistolae et responsa, Genf, 1576, f°. S. 35.

diesem trefflichen Traktate gesagt hat: „es ist schwerlich noch ein anderes italienisches Buch geschrieben worden, das so lieblich, so fromm, so einfach wie dieses ist, und zugleich so geeignet die Unwissenden und Schwachen über die Lehre von der Rechtfertigung zu unterweisen" *). Zu Modena besonders wurde es mehrmals gedruckt, auf Morone's Begehr **); die Verbreitung soll rasch und außerordentlich gewesen sein. 1542 ging das Gerücht, ganz Modena sei eine lutherische Stadt. Aehnlich war es zu Venedig; unter Ochino's Einfluß sammelte sich auch hier eine Gemeinde, zu der die Elemente seit Jahren vorhanden waren; begabte Jünglinge, durch die Butzerschen und Erasmischen Schriften angeregt, hatten längst für die Wiederherstellung der Kirche nicht weniger als für die der klassischen Studien gearbeitet; schon 1533 war Bartolomeo Fontio nach Straßburg gegangen, hatte daselbst die alten Sprachen gelehrt und sich selbst zum Prediger gebildet ***); Giovanni Angelo Odone hatte 1534 an Butzer einen begeisterten Brief gerichtet, um anzufragen, ob nicht zu Straßburg italienische reformatorische Bücher gedruckt werden könnten †). 1538 schrieb Melanchthon an den venezianischen Senat; in Deutschland erzählte man sogar, der Doge hätte den Reformator nach Venedig berufen ††). Angesehne Geistlichen und Layen gehörten zu dieser Gemeinde, der Franziskanerprovinzial Baldo Lupetino †††), Baldassare Altieri, der 1542, im Namen der Protestanten von Venedig, Vicenza und Treviso, an Luther schrieb, Francesco Betti, Sekretär des kaiserlichen Gesandten Alfonso d'Avalos, Marchese del Vasto. Dieser Letztere selber schien der Reformation nicht abgeneigt; als er 1536 zu Mailand einige Ketzer hatte bestrafen

*) Diese Schrift wurde durch die Inquisition so sorgfältig zerstört, daß man sie lange für gänzlich verloren hielt. Sie ist erst in neuester Zeit, in England, wieder aufgefunden und nebst einer französischen und einer englischen Uebersetzung aus dem sechzehnten Jahrhundert, herausgegeben worden, von Churchill Babington, London, 1855. Nach dieser schönen Ausgabe hat Dr. Tischendorf den italienischen Text und eine treffliche deutsche Uebersetzung veröffentlicht. Leipzig, 1855. Die Stelle Bergerio's findet sich in seinen Bemerkungen über die Articuli contra Moronum, s. l., 1558.

**) Als Caraffa, unter dem Namen Paul IV., Papst geworden war, wurde Cardinal Morone, als der Ketzerei verdächtig, ins Gefängniß geworfen und blieb darin bis zum Tode dieses Papstes.

***) Fontio hielt sich 1531 bis 1533 zu Augsburg auf, von wo er mehrmals an Butzer schrieb (diese Briefe sind noch zu Straßburg vorhanden). Auf Butzers Einladung kam er nach Straßburg. 1538 wurde er zu Rom, wo er das Evangelium predigte, als Ketzer in der Tiber ertränkt.

†) Nemlich eine Sammlung Homilien über die Evangelien, von Renatus Eusebius (offenbar ein Pseudonym). Auch sprach Odone von einer zu Venedig selbst erschienenen italienischen Uebersetzung eines reformatorischen Traktats de instauratione Ecclesiae. An Butzer, 16. Juni 1534. Ms.

††) Sturm, Linguae latinae resolvendae ratio. Straßb., 1584. S. 5.

†††) Er war ein Oheim des Matthäus Flacius Illyricus und starb, nach zwanzigjährigem Gefängniß zu Venedig, den Märtyrertod.

lassen, schrieb man es weniger seiner persönlichen Gesinnung, als den Befehlen des Kaisers zu; er war Beschützer und Wohlthäter Brucciolis, der ihm 1533 seine Uebersetzung der Sprüche Salomo's gewidmet hatte. Noch zu Anfang 1542, den 10. Februar, schrieb ihm Ochino, um ihn aufzumuntern, alle weltlichen Rücksichten hintanzusetzen, um nur Christo zu folgen; ein Ritter Christi zu sein, sei herrlicher, als Ritter des Kaisers zu heißen, mit ihm zu siegen glorreicher als irdische Siege zu erringen *).

Solche Erscheinungen, dazu die Vorgänge in Lucca und in manchen andern Orten, waren wohl geeignet, die Anhänger des Papstthums mit Angst und Zorn zu erfüllen. Nachdem Paul III. durch das Regensburger Gespräch überzeugt worden war, daß die deutschen Protestanten nur durch Concessionen zu gewinnen wären, und als er hörte, daß auch in Italien die reformatorische Bewegung immer mächtiger um sich griff, fragte er den Cardinal Caraffa, welches Mittel er dagegen anrathe; Caraffa antwortete, er kenne nur eines, eine durchgreifende, strenge Inquisition. Schon 1540, als Contarini Legat in Deutschland war und durch seine Nachgiebigkeit Besorgnisse erregte, hatte ihm Nicolo Ardinghelli, im Auftrage des Cardinals Alessandro Farnese, geschrieben **), den Protestanten gegenüber scheine die Wahl zwischen drei Wegen zu sein: Toleranz und Gewissensfreiheit, Zurückführung durch gütliche Mittel, Krieg und Verfolgung; der erstere Weg verdiene nicht in Betracht gezogen zu werden, denn der Glaube sei untheilbar, wer ihn nicht ganz annehme, könne nicht mehr als Glied der Kirche betrachtet werden, ohne neuen Auftrag von Christo selbst, könne die Kirche, die den Glauben zu bewahren hat, der Ketzerei keine Freiheit gestatten; es sei also bloß zwischen den zwei andern Wegen zu wählen, dieß hänge aber von den Protestanten ab; wollen sie nicht gutwillig zur Kirche zurückkehren, so bleibe nur der Krieg. Das war auch Caraffa's Ansicht; dieser finstere, ehemalige Dominikaner rieth dem Papste, zu Rom ein allgemeines Inquisitionstribunal, ähnlich dem spanischen, zu errichten. Der am päpstlichen Hofe anwesende Ignaz Loyola unterstützte den Vorschlag. Die Männer von versöhnlichem Geiste, wie Contarini, verloren ihren Einfluß auf Paul III., er beugte sich ganz unter den entgegengesetzten Caraffa's und Loyola's. Durch die Bulle vom 21. Juli 1542 setzte er die römische Inquisition, die Congregatio Sancti Officii ein ***), aus sechs Cardinälen bestehend, an deren Spitze Caraffa. Dieser brachte „das heilige Werk" alsbald in Ausführung, mit rücksichtsloser Strenge und mit dem Grundsatze, Ketzerei gegenüber dürfe man sich durch keinerlei Toleranz herabwürdigen.

*) Lettere volgari, Th. 2, f°. 96.

**) Lettere di XIII huomini illustri. Venedig, 1564. S. 216.

***) Die Bulle Licet ab initio findet sich bei Coquelines, Bullarum amplissima collectio (Bullarium romanum), Rom, 1739, f°. B. 4, Th. 1, S. 211.

Diese Maßregel wurde entscheidend für das Schicksal der Reformation in Italien. An ihr wurden die Geister geprüft; sie brachte die Scheidung hervor zwischen den Glaubensstarken und den Glaubensschwachen. Viele, die mit südlicher Begeisterung die Predigt von Christo angenommen hatten, ließen wieder mit eben so südlicher Kraftlosigkeit davon ab, sobald die Verfolgung ausbrach. Der sich allenthalben verbreitende Schrecken löste in vielen Städten die kleinen Kreise auf; die beschaulichen frommen Vereine zerstreuten sich; so namentlich die Gesellschaft zu Neapel *). Im Februar 1542 war Flaminio noch hier und schrieb an Theodorina Sauli einen ganz evangelischen Brief, in dem er unter Anderm sagte, das Evangelium ist nichts, als die beseligende Botschaft, daß der eingeborne Sohn Gottes, mit unserm Fleische angethan, der Gerechtigkeit seines Vaters für alle unsre Sünden genug gethan hat, und nur durch lebendigen Glauben werden wir mit ihm verbunden **). Nach Errichtung der Inquisition fand sich ein Theil des neapolitanischen Vereins zu Viterbo zusammen, unter dem Schutze Reginald Pole's, welcher der Legation des Patrimonium Petri vorstand; es waren hier Carnesecchi, Vittoria Colonna, die sich bald darauf in ein Kloster zu Orvieto zurückzog, und etwas später auch Flaminio. Zu Viterbo redeten die Freunde gerne von dem Erlöser, lasen die Imitatio Christi ***), dichteten erbauliche Verse, wie man Alles verlassen müsse, um Christo nachzufolgen. Ueber diese gemüthliche Beschaulichkeit gingen sie aber nicht hinaus; sie konnten dem ruhigen, freundlichen Leben am Hofe eines Cardinals nicht entsagen; es war die nemliche quietistische Tendenz wie am Hofe Margaretha's von Navarra, mit der sie auch in Verbindung standen; Vittoria Colonna wechselte Briefe mit ihr †). Mit innerm Gefühlsleben meinte man das Stehnbleiben in der äußern Kirche ohne Gefahr vereinigen zu können; bald nannte Flaminio Christum den einzigen Erlöser und Hohenpriester, bald gab er dem Papste den Titel eines Wächters aller Heiligkeit, eines Statthalters Gottes auf Erden ††); und als der einzige dieses Kreises, der Proto-

*) In dieser Stadt brachte der Versuch, die Inquisition einzuführen, einen Aufstand hervor; die Ruhe konnte erst hergestellt werden, als der Vizekönig die Beseitigung der Inquisition und Vergessenheit des Geschehnen der Bürgerschaft schriftlich zusicherte.

**) Lettere volgari, Th. 2, f°. 48.

***) Flaminio sagte, 1542, von der Imitatio, er kenne, außer der Bibel, kein Buch, das über das innerliche christliche Leben besser belehre. Reg. Pole, Epistolae. B. 3, S. 69.

†) Vittoria starb 1547 zu Rom.

††) Nichtsdestoweniger wurden unter Paul IV., im Jahre 1559, sämmtliche Schriften Flaminio's auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. Die vorzüglichsten hiehergehörigen sind: In librum Psalmorum brevis explanatio. Venedig, Aldus, 1545; und öfter. — Paraphrasis in omnes Davidis psalmos versibus expressa. Basel, 1561; auch früher. Ein Theil

notar Carnesecchi, evangelische Ansichten über das Abendmahl aussprach, schrieb ihm Flaminio einen beweglichen Brief, zur Vertheidigung der Messe und der Auctorität der Kirche *).

Aehnliches fand an andern Orten statt. Da wo hingegen die Predigt von der Rechtfertigung nur eine erste, flüchtige Regung hervorgebracht hatte, wurde diese, beim Ausbruch der Verfolgung, durch irdische Rücksichten wieder erstickt, oder es fehlte der Muth, im Bekenntniß zu beharren. Mehrere der Angesehnsten unter den bisherigen Beschützern der evangelischen Richtung beeilten sich selber die Verdächtigen zu überreden, ihre Anhänglichkeit an das Papstthum zu bezeugen; so der Cardinal Morone zu Modena. Während aber so die Einen, in mystischer Täuschung befangen, auf halbem Wege stehn blieben, um die Einheit der Kirche nicht zu zerreißen, und die Andern entweder abfielen, oder den empfangenen Samen nur im Verborgenen pflegten und sich äußerlich unterwarfen, wurden die tiefern, energischern Gemüther sich jetzt erst vollends bewußt, daß der evangelische Glaube mit dem Festhalten an dem römisch-katholischen Systeme unvereinbar sei. Dieß war der Fall bei Vermigli und mehrern andern, die entweder die Heimath verließen, oder Gefängniß und Tod erlitten, als Zeugen der Wahrheit.

Sechstes Kapitel.

Anklage gegen Vermigli. — Seine und Ochino's Flucht. — Sein Glaubensbekenntniß.

Im Sommer 1542 predigte zu Lucca Don Constantin, Prior von Fregionara, öffentlich reformatorische Lehren. Der Vikar von San-Frediano, bereits weiter gehend als der in diesem Punkte noch zögernde Vermigli, reichte vielen Bürgern das Abendmahl unter beider Gestalt, indem er sie dabei ermahnte, nur des erlösenden Todes Christi zu gedenken. Das Gerücht von diesen Vorfällen kam nach Rom. Der am päpstlichen Hofe sich aufhaltende Bischof von Lucca, Cardinal Bartolomeo Guidiccioni, schrieb alsobald an den Senat; er machte ihn auf die gefährliche, von San-

der Psalmen ist durch Francesco Spinula übersetzt, der 1565 zu Venedig als Ketzer zum Tode verurtheilt wurde. — Carmina de rebus divinis, Paris, 1551, der Schwester Heinrichs II. von Frankreich, Margaretha, Gattin Philiberts von Savoyen, gewidmet.

*) Epistolae aliquot Flaminii, ed. Joach. Camerarius. Nürnb., 1571. Carnesecchi wurde im September 1567 zu Rom verbrannt. Ueber seinen Prozeß s. Lami, Lezioni di antichità Toscane. Florenz, 1766, 4°. B. 2, S. 600 u. f.

Frediano ausgehende, Bewegung aufmerksam, empfahl ihm Strenge gegen den Vikar des Klosters und gegen Curione, der einige Schriften Luther's ins Italienische übersetzt haben sollte und wünschte, die Stadt möchte sich beeilen, dem Papste die schlechte Meinung zu benehmen, die er von ihr hatte; von Vermigli sagte er jedoch noch nichts. Der Senat, wie es scheint, begnügte sich diesmal mit einer Entschuldigung und dem Versprechen wachsam zu sein. Bald darauf wurden der neuen Inquisitions-Congregation acht „lutherische" Sätze des Priors von Fregionara zugeschickt; sofort erhielt Guidiccioni den Auftrag, von dem Senat die Bestrafung desselben, so wie des Augustiner-Vikars, zu verlangen *). Constantin konnte entfliehen; der Vikar, ins Gefängniß geworfen, von den Einwohnern aber befreit, erhielt Mittel zum Entkommen; auf der Flucht jedoch verwundet, wurde er ergriffen und nach Rom ausgeliefert. Jetzt erst wurde Vermigli bei dem Inquisitionstribunale beschuldigt, Hauptursächer zu sein, daß die Lucenser sich dem Irrthum ergeben hatten. Man stellte ihm vor, es stehe in seiner Macht, dieß durch seine Predigten wieder zu bessern, sein Ansehn sei groß genug, um die Verirrten zurückzuführen und so den Verdacht von sich selbst abzuwälzen. Einige Mönche seines Klosters murrten und klagten, er sei Schuld, daß das Haus in schlechten Ruf gerathe, er möge sich vorsehn, drei Worte von der Kanzel herab von ihm gesagt, würden hinreichen, um dem lästigen Gerede ein Ende zu machen **). Dieß Alles war zu den Ohren des Ordensvorstehers gekommen; Vermigli wurde daher aufgefordert, vor dem Kapitel der Augustiner, zu Genua, zu erscheinen, um sich zu rechtfertigen. Er wußte aber, daß dieses Kapitel großentheils aus Mönchen zusammengesetzt war, die er als Visitator des Ordens, ihres unordentlichen Treibens wegen, hatte strafen müssen; durch Caraffa's Einfluß waren sie wieder zu Ehren gekommen; es war vorauszusehn, daß sie den strengen, nun der Ketzerei verdächtigen Prior ihren ganzen Groll würden fühlen lassen, zumal da hinter ihnen das Inquisitionstribunal stand, mit seiner finstern, unerbittlichen Gewalt. Was war da zu thun? Wohin auch Vermigli blickte, sah er Gefahr für sich, ohne Nutzen für die Sache des Evangeliums; „es wäre mir, so schrieb er bald darauf an die Lucenser, es wäre mir entweder vom Papste, oder von meinem Orden, oder von euerm Magistrate selbst, das Predigen verboten worden, außer den körperlichen Strafen, die man über mich verhängt hätte; oder aber ich hätte mich freiwillig zum Schweigen entschließen müssen; und was hätte euch das Eine oder das Andre geholfen?" Deßhalb zaudert er nicht länger; er entsagt seiner hohen, bisher einflußreichen Stellung, um Freiheit für seinen Glauben zu suchen; er verläßt einen Posten, der ihm für immer

*) Guidiccioni an den Senat von Lucca, 28. Juni, 22. Juli, 26. August 1542. Archivio storico italiano, B. 10. Documenti, S. 163.

**) Ad Lucenses. Loci communes, S. 1072.

gesichert gewesen wäre, ja ihn vielleicht noch zu höhern Ehren geführt hätte, wenn er den Ruf seines Gewissens hätte unterdrücken wollen; er geht einem ungewissen Loos entgegen, behält aber die Gewißheit seiner Ueberzeugung. Es war weder jugendliche Uebereilung, er war 42 Jahre alt, noch feige Angst; es war ein wohl und lang überlegter Entschluß, nach vergeblichem Bestreben in der römischen Gemeinschaft seinen Glauben zu wahren, nach manchem schwerem Kampf; er führte ihn aus, erst als er sich überzeugt hatte, daß längeres Bleiben der Sache, in deren Dienst er sich begeben hatte, von keinem Nutzen sein würde, indem er für das Evangelium nichts mehr wirken konnte. Festen Schrittes, ohne Zaudern und ohne hinter sich zu blicken, ging er von nun an auf seinem neuen, oft mühevollen Wege fort; wenn er auch zuweilen in der Folge mit wehmüthiger Erinnerung an sein Vaterland zurückdachte, so empfand er doch nie Reue über seinen Entschluß; er war sich bewußt, das Rechte gewählt zu haben.

Er brachte seine Angelegenheiten in Ordnung, schenkte einen Theil seiner Bibliothek dem Kloster von San-Frediano, und vertraute den andern einem Freunde an, dem Patrizier Cristoforo Trenta, der ihm später die Bücher nach Straßburg schickte. Als Alles geordnet war, verließ er heimlich Lucca, von drei Freunden begleitet, dem Professor Paolo Lacisio, dem sonst wenig bekannten Teodosia Trebelllio, und dem jungen Giulio Santerenziano, von Piacenza, der bis an sein Lebensende sein treuer, unzertrennlicher Gefährte blieb *). In dem benachbarten Pisa, wo eine kleine evangelische Gemeinde noch bestand, feierte er in ihrem Kreise, zum ersten Mal mit seinen drei Begleitern, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Dieß war der letzte entscheidende Schritt, der für immer von Rom ihn trennte; in seiner Gewissenhaftigkeit hatte er es nicht gewagt Abendmahl zu halten, so lange er Prior war, obgleich er die Messe als einen Irrthum erkannt hatte; jetzt war er frei, obgleich flüchtig; er zögerte daher nicht, sich als evangelisch zu bekennen. Ehe er Pisa verließ, übergab er einem vertrauten Freunde seinen Ring, das Zeichen seiner Priorswürde, um ihn nach Verlauf eines Monats an den Cardinal Pole zu schicken, der ihn bisher hochgeschätzt hatte; auch ließ er ein Schreiben an die Lucenser zurück, das in derselben Frist an sie abgegeben werden sollte.

Diese italienisch geschriebene, später auch lateinisch herausgegebene Schrift, ist höchst merkwürdig **); es ist Vermigli's erstes auf uns gekommenes Werk,

*) Sonderbarerweise verwechselt Gerdesius (Specimen Italiae ref., S. 279) Santerenziano mit Giulio Milanese.

**) Catechismus, ovvero espositione del symbolo apostolico. Basel, Oporinus, 1546. — Von dem Herausgeber der Loci communes lateinisch übersetzt: Simplex duodecim fidei articulorum expositio. Loc. comm., S. 421 u. f. Später auch englisch übersetzt, London, 1578, 12⁰. — Unter den, 1551, von der Sorbonne verbotenen Büchern, findet sich auch diese

ein Absagebrief vom Papstthum, in Form einer Erklärung der einzelnen Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Da er auf der Flucht keine Bücher bei sich hatte und Eile nöthig war, hat er nur kurz seine Ansichten dargelegt; bei späterer Muße wollte er das Ganze weiter ausführen, in einem, seinen Italienern zu bestimmenden Werke über die wahre Anbetung Gottes *). Innig und einfach spricht er wie ein Vater zu seinen Kindern, ohne leidenschaftliche Ausfälle, ohne Erbitterung gegen Rom, überall den Einfluß des Glaubens auf das Leben nachweisend und sich nur auf die Bibel berufend. Die Schrift giebt uns ein treues Bild seines innern Lebens, des Grades von christlicher Kenntniß, wozu er damals durch sein Studium der Bibel, der Kirchenväter, besonders Augustin's, und einiger reformatorischer Werke gelangt war; seine Lehre ist noch nicht systematisch durchgebildet, Einzelnes, wie die Prädestination, ist noch unbestimmt, und obgleich er den Unterschied zwischen evangelischem Chistenthum und Katholicismus schon scharf hervorhebt, ist er doch noch in einigen Stücken zu Concessionen geneigt. Folgendes sind die Ideen, die er darin entwickelt:

In den Artikeln unsres Glaubens wird uns nichts Anderes vorgehalten, als die Erkenntniß Gottes, da diese durch die Vernunft nur unvollkommen und annähernd möglich ist. An Gott glauben heißt bekennen, daß der Gott der Bibel der allein wahre ist, daß er unser Vater und der allmächtige Schöpfer aller Dinge, und somit das höchste Gut ist; wer das Gut in etwas Anderes setzt, eine andere Glückseligkeit sucht, kann nicht von Herzen sagen, er glaube an Gott. Wohl dem Volke, deß der Herr sein Gott ist (Psalm 144, 15). Vater ist Gott, insofern er der Vater Jesu Christi ist und durch ihn auch unser Vater sein und uns als seine Erben ansehn will.

Christus der Sohn ist Gott gleich, er ist das Wort und Gott ist das Wort; sündlos, hat er Gottes Bild uns geoffenbart; er ist unser Gott und Herr, der zugleich unser Bruder geworden. Wer würde einen solchen Herrn, der unser Bruder sein will, verschmähen, um einem andern nachzufolgen, der stets nur ein Tyrann sein kann? wer würde, einen solchen Führer verlassend, sich dessen Feinden zugesellen, die ja auch die unsern sind? „Was mich betrifft, so glaube ich nicht, daß Einer je dieß thue, der einmal die Süßigkeit der Herrschaft Christi geschmeckt hat.“ Freuen wir uns vielmehr, in die seligen Reihen derer einzutreten, die unter der Fahne dieses erhabenen und gütigen Herrn versammelt sind, der sowohl die Macht als den Willen hat, uns beizustehn.

Schrift, mit dem Titel: Una simplice declaratione sopra gli duodecim articuli della fede christiana. Ein beigefügter französischer Titel läßt vermuthen, daß, in der hier bezeichneten Ausgabe, der italienische Text von einer französischen Uebersetzung begleitet war. D'Argentré, Collectio judiciorum do novis erroribus, B. 2, S. 174.

*) Diesen Vorsatz hat er nicht ausgeführt.

Dieser Christus ist geboren von Maria, der heiligen Mutter, durch die Wirkung des heiligen Geistes. Während die Heiden gedichtet haben, daß die Götter in sündige Leiber herabgestiegen sind, um der Menschen sinnliche Lüste zu theilen, lehrt uns das Christenthum, daß Gott den menschlichen Körper verherrlicht hat, indem er ihn zur Wohnung wählte. Welch mächtiger Antrieb, um uns vor irdischen Begierden und Leidenschaften zu bewahren!

Christus hat gelitten und ist gestorben für uns. Warum aber mußte dieß geschehn? Hätte Gott nicht andre Wege finden können, um uns zu erlösen? Es konnte aber nur auf diese Weise der göttlichen Gerechtigkeit genug gethan werden; daß Gott gerade dieses Mittel wählte, beweist, wie schwer unsre Schuld, wie groß die ihm angethane Beleidigung war, wie tief wir uns demüthigen und wie sehr wir ihm danken müssen, daß er den Unschuldigen statt uns hat büßen lassen, und daß er, um uns zu retten, seines eingebornen Sohnes nicht geschont hat; da zeigt sich am hellsten sowohl die Gerechtigkeit als die Barmherzigkeit Gottes. Außer der erlösenden und sündentilgenden Macht hat das Leiden und Sterben des Herrn auch die Wirkung, uns Geduld zu lehren in der Noth und der Verfolgung um seinetwillen. Wer Christo angehört, der kreuzigt sein Fleisch und entsagt der Welt, denn das Fleisch gelüstet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch (Gal. 5, 17). Nicht genug kann man sich daher über die Thorheit solcher wundern, welche Reisen unternehmen, um die Wundmale des heiligen Franciscus zu sehn, aber sich bitter beklagen, wenn sie, um Christi willen, an Leib oder Gut Schaden leiden sollten.

Die Höllenfahrt Christi ist das Begräbniß seines Leibes, und die während dieser Zeit durch seinen Geist auch auf die abgeschiedenen Seelen ausgeübte Wirksamkeit. Die Auferstehung und die Himmelfahrt sind der Sieg, die Verherrlichung des Herrn; die Auferstehung ist das Siegel unsrer Rechtfertigung. Das Wiederkommen zum Gericht wird nicht statt finden, um der Ungläubigen willen, denn diese sind schon gerichtet, sondern damit allen Menschen offenbar werde, warum Viele, die den Namen Christi geführt haben, zur Verdammniß und Andre zur Seligkeit bestimmt gewesen seien; denn Gott will nicht, daß seine Gerechtigkeit, die auf Erden Vielen verborgen ist, es auf immer bleibe.

Was den heiligen Geist betrifft, so ist, der verschiedenen Sinne des Wortes Geist wegen, wohl zu überlegen, was die Bibel lehrt; vornehmlich sind die Stellen zu beachten, in welchen der heilige Geist als vom Vater und vom Sohn unterschieden erscheint, wie Matth. 28, 19, Joh. 1, 33; 14, 16; 16, 13, und Andre. Er ist nicht zu verwechseln mit den Gaben, diese kommen erst von ihm; er ist es, der den Glauben wirkt und durch den wir zur Freiheit der Kinder Gottes gelangen. Das Tröstliche in dem Glauben an den heiligen Geist ist, daß kein Engel, kein untergeordneter Diener dazu bestellt

sei, uns zu unterstützen, sondern, daß der göttliche Geist selbst uns zum Guten belebe und den Glauben erzeuge, der zur Seligkeit führt.

Bis hieher findet sich in Vermigli's Bekenntniß im Ganzen wenig von der katholischen Lehre abweichendes; es sind allen Christen gemeinsame Grundwahrheiten, nur zurückgeführt auf die evangelische Einfachheit. In der Stelle über die Wiederkunft zum Gericht ist zwar die Prädestination angedeutet, und weiter oben ist eine Anspielung gemacht auf die Thorheit der Wallfahrten; aber erst bei dem Artikel von der Kirche beginnt die tiefer eingreifende Differenz. Die Kirche ist ein mystischer Körper, von dem heiligen Geiste regiert; in so fern ist sie unsichtbar; sie ist aber auch sichtbar, sie besteht aus denen, die sich zum Evangelium bekennen; als solche ist sie katholisch, das heißt allgemein, sie ist nicht an den oder jenen Ort gebunden. Gerade aus der Katholicität schließt Vermigli, daß Rom nicht der nothwendige Mittelpunkt und Sitz der allein wahren Kirche ist. So wie Gott Herr der ganzen Erde ist, so ist der Körper Christi, die Kirche, für die ganze Erde bestimmt; Niemand ist davon auszuschließen, wenn er nur an Christum glaubt und an die heilige Schrift sich hält. Wer über diese letztere hinausgeht und Menschenmeinung dazu fügt, fällt in Häresie. Solcher Menschensatzungen giebt es eine Menge in der römischen Kirche, die dem reinen christlichen Cultus viel Heidnisches beigemischt hat. Die, welche sich zur ursprünglichen, reinen Lehre bekennen, verwerfen solche abergläubische Gebräuche; sie wissen, daß dadurch Christi Verdienst verdunkelt und die Gott gebührende Ehre auf die Creaturen übergetragen wird, und daß er verehrt werden soll ohne die Verkündigung seines belebenden Worts. Die römische Kirche will ihre Irrthümer mit Gewalt den Seelen aufdringen; daher die Spaltungen und Leiden der Christenheit; Christi Körper indessen wird unerschüttert und unbesiegt feststehn bis zum letzten Tag.

Die wahren Glieder der Kirche sind vereinigt, um sich gegenseitig zu erbauen; dieß ist die Aufgabe der Kirche, nicht Oberherrschaft oder irdische Gewalt auszuüben, Schätze zu sammeln, Länder zu besitzen, Krieg zu führen. Die Kirche führt nur geistige Waffen, das Wort und den Geist. Rom streitet gegen das Wort Gottes, es will nicht, daß der allein wahre Grund unsrer Rechtfertigung gepredigt werde, es will die Menschen durch seine Dekrete und Constitutionen gebunden halten; die Sakramente, vornehmlich das Abendmahl, hat es entstellt, letzteres ist nicht mehr „gleichsam ein sichtbares Wort von der Güte Gottes", ein Zeugniß der Liebe Christi für uns, ein Erinnerungsmahl seines Todes, ein wirksames Unterpfand unsrer Vereinigung mit ihm.

Die Kirche bedarf keines andern Oberhauptes außer Christus; sie kann deren nicht zwei haben, Christus und den Papst; alle Glieder müssen Christo allein unterworfen sein. Wenn man sagt, der Papst sei ein zweites Oberhaupt, unter Christo, so kann dieß zugegeben werden; die Erfahrung lehrt indessen, wie dieses zweite Oberhaupt sein Amt verwaltet hat. Die Päpste

haben das Predigen den Bettelmönchen übertragen, welchen die schwersten Strafen drohen, wenn sie ihre Regeln überschreiten; aber was predigen sie! eitel Thorheit und aus Unwissenheit entstandenen Irrthum. Bringen sie einmal etwas von der Wahrheit vor, so thun sie es mit so dunkeln Worten, daß die Zuhörer keinen Nutzen davon haben. Die Bischöfe und Prälaten geben sich mit weltlichen Geschäften ab, des Heils der Seelen uneingedenk. „Von den andern Lastern der Geistlichkeit will ich schweigen, theils weil ich mich ihretwegen schäme, theils weil sie leider allen bekannt genug sind."

Die Erhaltung der Zucht und Ordnung in der Kirche erfordert die Nothwendigkeit, die alte Disciplin wieder herzustellen, damit die, welche durch Ermahnung nicht gebessert, durch Ausschließung aus der Gemeinde gestraft werden. Nur darf die Disciplin nicht von dem Willen eines Einzigen abhängen; die Kirche hat die Gesetze aufzustellen, sie kann sie nach Umständen abändern und aufheben; diese sollen sich nur auf Dinge beziehen, die zur Ehre Gottes gehören, nicht auf Einkünfte oder irdische Vortheile; keiner übrigens soll sein Heil an die Beobachtung derselben knüpfen, sondern stets bedenken, daß es nur menschliche Ordnungen und Anstalten sind; endlich dürfen der Gesetze nicht zu viel sein, damit dadurch die christliche Freiheit nicht gehindert werde.

Sündenvergebung wird nur denen zu Theil, die durch den Glauben mit Christo verbunden sind. Der Glaube ist die Annahme der uns angebotenen göttlichen Barmherzigkeit; zu dieser Annahme bewegt der heilige Geist; dem natürlichen Menschen, wegen seiner angebornen Verderbniß, ist sie unmöglich. Der heilige Geist ist wirksam in der Predigt des Wortes Gottes, die die Versöhnung verkündigt; er ist es ferner in den Sacramenten, als den sichtbaren Zeichen der Verheißungen und Wohlthaten Gottes. Die Sacramente wirken nicht durch bloße äußerliche Theilnahme an denselben; nur wenn wir das glauben, was im Sacramente sichtbar gelehrt wird, wird es für uns ein Unterpfand des Heils.

Als drittes Mittel der Sündenvergebung, außer Predigt und Sacrament, nimmt Vermigli, noch mehr oder weniger in katholischem Sinn, die Buße an, mit der er die Gewalt der Schlüssel verbindet: die Kirche hat durch Christi besondere Wohlthat das Recht, die hartnäckigen Sünder von sich auszuschließen; diese Ausschließung soll so lange dauern, bis der Sünder Reue und Buße bezeugt; dann ist es der Kirche, aber nicht bloß einem ihrer Glieder, vergönnt, sobald das äußere Zeichen der Besserung erscheint, dem, an dem sie es erblickt, zu erklären, daß er, von diesem Augenblicke an, im Himmel als ein gebesserter Sünder angesehn wird. Später hat Vermigli diese Ansicht verändert, obschon er auch in der Folge noch sagte, er sei bereit, auch die Buße als ein Sacrament gelten zu lassen, aber unter dem Vorbehalt, daß sie nur als ein Zeichen, nicht als ein verdienstgebendes Werk, angesehn werde.

Die Sünde ist Ursache des Todes; durch Christus wird aber die Sünde vergeben und getilgt, somit auch der Tod überwunden. Die Auferstehung des Leibes ist nicht Folge des Glaubens, denn Gute und Böse werden gleichmäßig auferstehn, allein nur die Glaubigen stehn auf zum Leben und zur Seligkeit. In dieser Hoffnung liegt ein großer Trost bei den Leiden und Mühseligkeiten des irdischen Lebens, sie ist der Triumph der wahren Glaubigen. Es wird ihnen, wie Christo, ein verklärter Leib zugetheilt werden; die Sünder glauben dieß nicht, weil sie Gottes Macht nur nach dem messen, was sie vor Augen sehn. Das ewige Leben endlich besteht in Befreiung von der Sünde, in vollkommener Liebe zu Gott, in klarer Erkenntniß seines Wesens, in unzerstörbarer Vereinigung mit Christo, dem Erstgebornen von den Todten. „Wenn wir, vom heiligen Geiste getrieben, die Schrift lesen, wenn wir brünstig zu Gott beten, wenn wir im Leiden uns zu ihm erheben oder durch die Predigt seines Worts tief im Innern ergriffen werden, welche Freude, welchen Trost empfinden wir da nicht! Und doch ist dieß nur ein geringer Anfang, aus dem wir aber ahnen können, was die reine, völlige Seligkeit des ewigen Lebens sein wird."

Ob dieses Schreiben nach Lucca gelangte, wissen wir nicht. Nachdem es Vermigli übergeben hatte, verließ er Pisa, um die Reise nach der Schweiz anzutreten, dem gastfreundlichen Asyl der italienischen Flüchtlinge. Seine Straße führte ihn durch seine Vaterstadt Florenz. Mit schmerzlichen Gefühlen betrat er sie; während langen Jahren hatte er in Italien gewirkt, von seinen Volksgenossen geehrt; jetzt mußte er als Verfolgter heimlich in die schöne Stadt eintreten, die er zum letzten Mal sah. Er hatte jedoch auch hier die Freude, einige Bekenner des Evangeliums zu finden, deren es schon seit 1525 zu Florenz gegeben haben soll. Wichtiger war es aber für ihn, seinen Freund Ochino zu treffen, und zwar als Angeklagten, wie er selbst. Einige Zeit vorher war zu Venedig Giulio da Milano, den wir zu Neapel unter den Freunden des Valdes gesehn, von der Inquisition ergriffen worden, war aber entkommen und hatte sich nach Graubünden geflüchtet. Seine Verhaftung hatte Ochino, den ernsten Kapuzinergeneral, veranlaßt, von der Kanzel herab über die Verfolgung derer zu klagen, „welche, wie er ausrief, dir, herrliches Venedig, du Königin des Meeres, die Wahrheit von Christo verkündigen"*). Wegen dieser kühnen Worte bedroht, mußte er seine Predigten einstellen, und ging nach Verona, wo er Vorlesungen über den Römerbrief begann**). Hier

*) Boverius, Annales Capucinorum. P. I, Lib. 8.

**) Im Januar 1543 ließ der Marchese del Vasto zu Venedig Ochino's Schriften verbrennen. Im November zuvor hatten die venezianischen Protestanten an Luther geschrieben, bittend, die deutschen Fürsten möchten sich bei dem Senate der Republik für sie verwenden. Dieß geschah, durch ein Schreiben vom 26. Juni 1543. Später war Altieri Procuratur des schmalkaldischen Bundes zu Venedig; er wirkte und duldete viel für seine Glau-

traf ihn eine Ladung nach Rom vor das Gericht der Inquisitoren. Voll Zuversicht machte er sich auf, hoffend, sich rechtfertigen zu können. Der Bischof von Verona, Giberto, gab ihm Empfehlungsbriefe und munterte ihn zur Reise auf; auch er hoffte, der ihm befreundete, allgemein bewunderte Redner werde sich siegreich vertheidigen. Unterwegs, zu Bologna, erfuhr er, daß Contarini hier schwer erkrankt darnieder lag. Er verlangte ihn zu sehn; der edle Cardinal nahm ihn auf; er soll geklagt haben über die Art, wie man zu Rom ihn verläumdet hatte, da er es doch gut gemeint mit der Kirche *); sicher ist, daß er zu Ochino gesagt, er möge für ihn beten und glücklich reisen **); Beweis genug, daß er ihn nicht für einen Ketzer hielt. Ochino verbeugte sich vor dem Kranken, und versprach, zu thun, wie er gewünscht. Auf der Weiterreise, zu Florenz, traf er nun mit Vermigli zusammen; erstaunt, diesen als Flüchtigen zu finden, vernahm er von ihm, was seiner in Rom erwarten würde. Ernste Gespräche brachten auch ihn zur Erkenntniß, daß nun der Zeitpunkt der Entscheidung gekommen sei; er entschloß sich, seines Freundes Beispiel zu folgen, und statt südlich nach Rom zu gehn, eilte er nordwärts nach der Schweiz. Auch er schrieb einen ähnlichen Absagebrief wie Vermigli, um seine Flucht vor seinen Landsleuten zu rechtfertigen und diese zur Annahme des Evangeliums aufzumuntern; diese Schrift wurde in Venedig selbst gedruckt ***). Zwei Tage nach ihm reiste auch Vermigli mit seinen drei Begleitern von Florenz ab; über die Apenninen zogen sie nach Bologna, wo sie von geheimen Freunden aufgenommen wurden; von da nach Ferrara. Hier war bisher ein freundliches Asyl gewesen für Manche, die, ihres Glaubens wegen, ihr Vaterland verlassen mußten. Die Gattin des Herzogs Hercules von Este, Renata, die liebenswürdige, fromme Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, hatte evangelische Ueberzeugung und Sitte an diesen Hof gebracht; Calvin und Clement Marot hatten bei ihr Aufnahme gefunden; sie war umgeben von gelehrten, gebildeten Männern und Frauen, die größ-

---

bensgenossen, bis er 1550 starb. S. über ihn, Meyer, die evang. Gemeinde von Locarno, B. 1, S. 465 u. f.

*) So erzählt Ochino in einer seiner Predigten. Prediche, B. 1, Pred. 10.

**) Dieß giebt der Biograph Contarini's, Ludovico Beccatelli, zu: Vita del card. Contarini, bei den Briefen Pole's, B. 3, S. CXXXVII. Der Cardinal Quirini, Herausgeber dieser Briefe, l. c., S. LXXXI u. f., sucht aber zu beweisen, daß die ganze Erzählung überhaupt eine Fabel sei: ein fruchtloses Bemühen, aus der Absicht hervorgegangen, den Cardinal von dem Verdachte zu reinigen, mit einem Ketzer Umgang gehabt zu haben.

***) Alli Signori di Balia della città di Siena. Am Schluß des 2. Bandes seiner Prediche. An Muzio Guistinopolitano. Ebendas. Letzteres Schreiben erschien auch lateinisch: Responsio, qua rationem reddit discessus ex Italia. Venedig.

tentheils reformatorische Gesinnungen hatten *). Renata nahm Vermigli mit hoher Achtung auf; er traf hier den Erzieher der Söhne des Herzogs, Peregrino Morato, dessen ihres Ruhmes würdige Tochter Fulvia Olympia, den deutschen Arzt Johann Sinapius und dessen Bruder Kilian, Lehrer des Griechischen, sämmtlich dem Protestantismus zugethan. Auch Flaminio hatte sich hieher zurückgezogen, bevor er nach Viterbo ging. Vermigli hätte vielleicht gerne in diesem schönen Kreise verweilt; aber Renata hätte ihn nicht lange mehr schützen können, denn die Reaction brach auch in Ferrara aus, von dem Herzog selbst am meisten befördert. Vermigli, nach einem Schauplatze sich sehnend, wo er frei leben und lehren konnte, verließ Ferrara, eilte über Verona, wo alte Freunde ihn beherbergten, dann über die rhätischen Alpen in die Schweiz.

Es war ein harter Schlag für die römische Kirche in Italien, Männer wie Vermigli und Ochino zu verlieren. Ihre Flucht brachte das größte Aufsehn hervor. Die Kapuziner, die sich vermessen hatten, einen Mann wie Ochino mehrmals zum General zu wählen, die Augustiner, zu denen Vermigli gehörte, und die Lateran-Chorherren, unter welchen er mehrere Schüler hatte, kamen in schweren Verdacht. In seiner Entrüstung sprach der Papst davon, die Kapuziner aufzuheben; nur auf die dringenden Bitten des Cardinals von Sanseverino beschränkte er ihre Strafe auf absolutes Predigtverbot **). Die Augustiner und die Kanoniker des Lateran forderte er auf, „weil die Ketzerei immer mehr um sich greife, und die Ursache des Uebels meist von denen ausgehe, welche das Wort Gottes predigen sollen, aber statt dessen Gift in die Seelen streuen", Generalkapitel zu halten, um die Schuldigen zu entdecken und streng zu bestrafen ***). Bei Gelehrten und Geistlichen waren die Gefühle über den Abfall der zwei Prediger getheilt, je nach der Gesinnungsweise derer, die sich darüber aussprachen. Die Einen, wie Cardinal Sadolet, bedauerten bloß, solche Talente für die Kirche verloren gehn zu sehn †); sie dachten nur an die Redner, an die herrliche Eloquenz, die nun, über den Alpen drüben, vor Ketzern und Barbaren unverstanden ertönen würde. Andre waren von Erstaunen erfüllt, sie begriffen nicht, wie man es mit der Religion

*) Auch Angelo Manzolli, genannt Palingenius Stellatus, Arzt des Herzogs von Este, kann hiezu gerechnet werden; er ist der Verfasser des zuerst zu Basel, 1537, erschienenen und oft gedruckten Lehrgedichts Zodiacus Vitae, in welchem häufige Stellen gegen das Papstthum vorkommen.

**) Boverius, P. 1, Lib. 8, cap. 11. Erst 1545 gestattete der Papst den Kapuzinern das Predigen wieder.

***) 30. März 1543. Raynaldus, Annales eccles., a. 1543, n°. 57. Dieses päpstliche Schreiben war auch an die Dominikaner gerichtet; es scheint also, daß sogar in diesem Orden die reformatorischen Ideen Eingang gefunden hatten.

†) Sadolet an Paleario. Palearii opera, Amsterd., 1696, S. 505.

so ernst nehmen konnte, daß man einen innern, persönlichen Glauben haben wollte; wenn die Kirche sagt, man irre, solle man sich da nicht unterwerfen und geduldig das Urtheil abwarten, um sich ihm zu fügen? auf dem düstern, stürmischen Meere der Meinungen, erscheint die römische Kirche als der Stern auf den man blicken muß: ist dieß nicht sicherer, als seinen eigenen Gedanken zu folgen? Solche Ansichten sprach der gelehrte und feingebildete Claudio Tolomeo in dem Briefe aus, durch den er Ochino zur Rückkehr zu bewegen suchte *). Auch Vittoria Colonna, an welche Letzterer noch von Bologna aus Briefe schickte, dachte nicht anders; Reginald Pole befürchtete, sie möchte das Beispiel des von ihr so sehr bewunderten Predigers befolgen; da schrieb sie, von Viterbo aus, an den Cardinal Cervino: „er hat sich der Sündfluth Preis gegeben, er hat die sichere Arche des Heils verlassen" **). Noch Andre gab es, die diesen Männern weltliche Absichten und gemeinen Ehrgeiz vorwarfen; so nicht nur der Abenteurer und Dichter Girolamo Muzio, von Giustinopoli, und der Dominikanermönch Ambrosio Catarino ***), sondern auch das ehemalige Mitglied des Vereins der göttlichen Liebe, der Cardinal Caraffa. Letzterer schrieb an Ochino: „Ach, Bernardino, wie groß warst du vor den Augen der Menschen! dein rauhes Mönchsgewand war glänzender als der Purpur der Cardinäle und die Tiare des Papstes, deine Strohmatte köstlicher als die weichsten Lager, deine Armuth reicher als alle Schätze der Welt. Deine beredten Worte tönen noch in unsern Ohren, noch sehn wir auf unserm Boden die Spur deiner Füße. Was ist aber aus deinen hohen Lehren über Verachtung der Welt geworden? welcher Wahn konnte dich bethören, einen andern Christum dem vorzuziehen, den die katholische Kirche verehrt" †)? Verachtung der Welt! das war ja eben die rechte, wie Ochino und Vermigli sie bewiesen; sie haben den Würden und Ehren der römischen Kirche entsagt, sie haben das Kreuz auf sich genommen, um dem wahren Christus zu folgen; das war nicht Ehrgeiz, sondern Glaubensmuth. Dieß fühlten auch die Evangelischen unter den Italienern; auch für sie war diese Flucht ein Verlust, aber sie begriffen die Nothwendigkeit und Größe der That; so sagte Aonio Paleario, in einer seiner Reden an die Lucenser: „der

---

*) Epistolae aliquot Flaminii, am Schluß.

**) Bei Tiraboschi, Storia della letteratura italiana. Florenz, 1809; B. 8, S. 43.

***) S. Ochino's oben angeführtes Schreiben an Muzio. Dieser schrieb noch 1551 gegen Ochino: Le mentite ochiniane. Auch gegen Vergerio, Bullinger, Brenz, gab er Manches heraus. S. Giaxich, Vita di Girolamo Muzio, Triest, 1847, S. 58. — Catarino hat gleichfalls viel gegen die italienischen Protestanten geschrieben, 1544 gegen Ochino und gegen das Buch von der Wohlthat des Todes Christi.

†) Raynaldus, Annales eccles., a. 1542, n°. 56. — Noch zu Genf wurde alles Mögliche angewandt, um Ochino wieder zur römischen Kirche zurückzubringen. Calvin an Viret, Oct. 1542. Ms.

Trost, die Belehrung, die Bruder Ochino durch seine Predigten brachte, sie sind nun für Italien verloren, wo sie doch so nöthig schienen; aber nur die sind zu tadeln, die ihn zur Flucht gezwungen, auf ihnen allein liegt die Schuld des Verlusts"*). Und der Verlust war in der That groß genug. Wenn man der Schicksale gedenkt, die seit drei Jahrhunderten Italien trafen, so darf man es beklagen, daß in diesem unglücklichen Lande die Inquisition über die Reformation den Sieg davon getragen hat. Dieser Sieg ist ihr aber nicht so leicht geworden, als man es gewöhnlich meint. Lange mußte sie gegen den Widerstand der edelsten Geister kämpfen, zahlreiche Scheiterhaufen anzünden, und durch Schrecken die Unterwerfung der Menge erzwingen. Denn der von Vermigli, von Ochino, von vielen Andern ausgestreute Same trug reichere Frucht, als die katholischen Geschichtschreiber es gestehn. Es giebt eine Thatsache, die, wie wenig andre, von der Verbreitung des Protestantismus in Italien zeugt; es ist dies die große, noch so wenig bekannte, während einer langen Reihe von Jahren sich erneuernde Auswanderung. Viele der reichsten und gelehrtesten Italiener zogen aus ihrem Vaterlande weg, nach der Schweiz, nach England, nach Lyon, nach Antwerpen, nach Deutschland, selbst bis nach Polen, wo sie hie und da Gemeinden bildeten, deren Geschichte leider erst dem kleinsten Theile nach erforscht worden ist.

*) Palearii opera, S. 91.

Zweites Buch.

Straßburg. 1542 — 1547.

Erstes Kapitel.

Peter Martyr's Anstellung in Straßburg*).

Um die Mitte des Monats September 1542 kam Vermigli mit seinen drei Reisegefährten nach Zürich; den Tag vor seiner Ankunft hatte Ochino diese Stadt verlassen, um sich nach Genf zu wenden, nicht ahnend, daß ihm der Freund so nahe war. Der Antistes Heinrich Bullinger, die Professoren Pellicanus und Bibliander, der Prediger Rudolph Gualther nahmen ihn wie einen Bruder auf; er erhielt von diesen trefflichen Männern so viele Beweise christlichen Wohlwollens, daß er noch in seinen spätesten Jahren mit Rührung daran dachte. Zum ersten Male sah er hier eine, nach apostolischer Ordnung eingerichtete Gemeinde**). Bullinger hätte ihn gerne für Zürich behalten; allein da sich keine passende Gelegenheit fand, um ihn anzustellen, verweilte er nur zwei Tage, knüpfte aber mit den Zürchern eine stets dauernde Freundschaft an, die vierzehn Jahre später die Veranlassung wurde seiner Berufung in diese Stadt. Er begab sich nach Basel***). Zu Pferde reisend, auf damals noch mühseligen Wegen, fiel er und kam mit

*) Ueber die Zustände zu Straßburg, während Martyr's zweimaligem Aufenthalt in dieser Stadt, s. Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß, 3 Thle. Straßb., 1830.

**) Oratio quam Tiguri habuit. Loci communes, S. 1062.

***) Florimond Remond, in dem grotesken Kapitel, das er Vermigli widmet (Histoire de la naissance etc. de l'hérésie, Paris, 1610, 4°; Buch 3, Kap. 5, S. 291 u. f.), sagt unter Anderm, man habe ihn, als er nach Zürich und Basel kam, im Verdacht gehabt, ein verkappter päpstlicher Agent zu sein.

schwer verletztem Arm in die Stadt. Bullinger und Pellican hatten ihm an den Theologen Oswald Myconius und den Rechtsgelehrten Bonifacius Amerbach Empfehlungsbriefe gegeben, in denen sie ihn und seine Gefährten die Blüthe Italiens nannten. Es wurde ihnen die freundlichste Aufnahme zu Theil; im Augustiner-Collegium wieß man ihnen Wohnung an; Myconius und Amerbach gaben sich alle Mühe ihnen Unterhalt zu verschaffen. Basel, schrieb Vermigli den 5. Oktober an Bullinger, würde ihm sehr gefallen; die schöne Lage der Stadt, das milde Clima, der Ernst und der christliche Eifer der Einwohner, Alles zöge ihn an, er habe jedoch wenig Hoffnung, eine Anstellung zu finden, es seien Gelehrte genug da, aber nur wenig Studirende. Das zur Flucht mitgenommene Geld war aufgezehrt, er sehnte sich nach Arbeit, um nicht länger der Gastfreundschaft der Basler zur Last zu fallen *) Myconius schrieb für ihn an Martin Butzer in Straßburg; bald kam auch ein Brief von diesem, der ihn einlud nach der freien Reichsstadt, die seit Jahren den evangelischen Flüchtlingen ein willkommenes Asyl war, herabzukommen. Mit um so innigerem Danke gegen Gott nahm er diese Einladung an, als Butzer ihm und seinen Gefährten Hoffnung machte, sie je nach ihren Kenntnissen an der Straßburger Schule anzustellen. Nach einem Aufenthalt von einem Monat verließen sie Basel den 17. Oktober. Butzer, dessen Haus allen Verbannten offen stand, nahm sie zu sich auf; während siebzehn Tagen wohnten sie bei ihm. Ein reicher junger Engländer, Richard Hilles, unterstützte sie in der ersten Zeit und ward ihr Freund **). Vermigli fand endlich, wonach sein Gemüth verlangt hatte; mit Lebhaftigkeit gab er sich den Eindrücken hin, welche die Straßburger Kirche und die Männer, die an deren Spitze standen, auf ihn machten. Butzer, den er längst verehrte, flößte ihm die liebevollste Bewunderung ein; auch mit ihm schloß er eine fürs Leben dauernde Freundschaft. Von der Neuheit Alles dessen, was er sah, ergriffen, schrieb er bald darauf an die Lucenser: „Butzer ist so gastfrei gegen alle um des Evangeliums willen Vertriebenen, daß seine Wohnung einem öffentlichen Hospitium ähnlich ist. Seinen Hausgenossen steht er so trefflich vor, daß ich, während der ganzen Zeit die ich bei ihm zubrachte, nie eine Störung bemerkt habe, sondern immer nur Stoff zur Erbauung. Sein Tisch ist weder glänzend noch gemein, es herrscht die einem Frommen geziemende Mäßigkeit. In der Wahl der Speisen macht er keinen Unterschied der Tage, er genießt von Allem, Gott durch Christum dankend für seine Gaben. Vor und nach der Mahlzeit wird eine Stelle aus der heiligen Schrift gelesen, die dann zu frommen Gesprächen Anlaß giebt. Ich darf wohl sagen, daß ich stets unterrichteter von diesem Tische weggegangen bin, denn jedesmal hörte ich etwas, das ich früher nicht so klar erkannt hatte, oder über das mir

*) An Bullinger, 5. Oct. 1542. Ms.
**) An Bullinger, 19. Dec. 1542. Ms.

noch Zweifel geblieben waren. Was Butzer's sonstige Beschäftigungen betrifft, so habe ich ihn nie unthätig gesehn, und zwar nicht in Privatgeschäften, sondern in solchen, durch die er seinen Nächsten nützen konnte: bald predigt er, bald sorgt er für die Ordnung und Regierung der Kirche und wacht, daß die Pfarrer die ihnen anvertrauten Seelen nach dem Worte Gottes leiten und durch frommes Beispiel ihnen vorangehn; bald besucht er die Schulen, damit auch hier Alles zur Verbreitung des Evangeliums und zum Wohl der Kirche geschehe; bald ermuntert er den Magistrat zu christlichem Sinn und Werk. Nachdem er in solchen Arbeiten den Tag verbracht, widmet er die Nacht den Studien und dem Gebet. Selten bin ich erwacht, ohne ihn selbst noch wachend zu finden; da bereitet er sich vor auf die Arbeit des kommenden Tags, oder erfleht von Gott die Kraft zu seinem Beruf". Obgleich Vermigli, der Sprache wegen, an dem Gottesdienst in den Straßburger Kirchen nicht Theil nehmen konnte, so machte doch, was er von der Einfachheit und Würde desselben vernahm, einen Eindruck auf ihn, an den er sich noch in spätern Jahren erinnerte. Er wohnte Butzer's lateinischen theologischen Vorlesungen bei und hörte sie mit Interesse und Frucht. Seinerseits fühlte sich auch Butzer zu dem ihm geistesverwandten Manne hingezogen; den 28. Oktober schrieb er an Calvin, der nicht lange vorher, von den Genfern zurückberufen, Straßburg verlassen hatte: „es ist uns ein Mann aus Italien angekommen, äußerst gelehrt im Hebräischen, Griechischen und Lateinischen, in der heiligen Schrift wunderbar bewandert, von ernsten Sitten und scharfem Geist; sein Name ist Peter Martyr; er stund den regulirten Chorherren zu Lucca vor; er hat drei Gefährten mitgebracht, von denen der eine ein trefflicher Hellenist, die zwei andern studirende Jünglinge sind"*). Es dauerte nicht lange, so trat Calvin mit Peter Martyr, wie Butzer ihn nennt und wie wir ihn von nun an nennen werden, in Verbindung; er bewunderte seine Gelehrsamkeit und seinen wahrhaft theologischen Geist. Auch mit Melanchthon setzte Butzer den Ankömmling in Rapport; Anfangs 1543 theilte er Jenem einen Trostbrief mit, den Martyr an ihn gerichtet hatte; den 14. Juli schrieb Melanchthon an Martyr, um ihn um seine Freundschaft zu bitten, der Brief habe auch ihn sehr getröstet, in dieser Zeit des Kampfes bedürfe man solcher Ermuthigung **). Von nun an blieben Beide mit einander verbunden; es bestand zwischen ihnen eine tiefe geistige Analogie Bei den Straßburger Gelehrten fand Martyr nicht weniger humanistische Bildung als bei den Italienern, daneben aber einen christlichen Ernst, der diesen meist fehlte. Zunächst schloß er sich an den Lehrer der griechischen Literatur, Peter Dasypodius, an den Arzt Günther von Andernach, an den seit dem nemlichen Jahre 1542 in Straß-

*) Calvini epistolae et responsa, S. 42.

**) Melanchth. Opera, ed. Bretschneider. Halle. 1834, 4°. B. 5, S. 143. — Den Brief Martyr's an Butzer habe ich nirgends gefunden.

burg angesiedelten Geschichtschreiber Johann Sleidan, an den geistreichen Dichter Johann Sapidus, besonders aber an den Rektor Johann Sturm an, welcher Letztere, durch die klassische Eleganz, den edlen Anstand des ehemaligen Priors angezogen, sich aufs Innigste mit ihm verband; noch fester wurde diese Verbindung durch die Gemeinschaft der theologischen Ueberzeugung.

Bald nach Martyr's Ankunft in Straßburg kamen auch sein Freund aus Lucca Immanuele Tremellio und der Vicentiner Arzt Girolamo Massario. Da noch nicht einheimische Gelehrte genug vorhanden waren, um den Bedürfnissen der Schule zu genügen, wurden sämmtliche Ankömmlinge, auf Sturm's und Butzer's Verwenden, von den Schulherren angestellt. Paolo Lacisio erhielt eine Vicariatspräbende des Kapitels zum Alten S. Peter und sollte das Griechische lehren, indem er Thucydides erklärte; er starb schon im Januar 1544. Tremellio, mit einer ähnlichen Präbende desselben Stiftes versehn, wurde mit dem Unterricht der hebräischen Grammatik beauftragt; Massario bekam ein Summissariat zu S. Thomä und lehrte Medizin und Physik *); Martyr endlich übernahm, an Capito's Stelle, der den 2. November 1541 an der Pest gestorben war, die theologischen Vorlesungen übers Alte Testament, mit einem Jahrgehalte von hundert Gulden. Nach dem damaligen Gebrauche, wurde er, so wie seine drei Landsleute, vorläufig nur für ein Jahr angestellt; nach Verlauf dieser Zeit erhielten sie alle Vier eine feste Position.

Zweites Kapitel.

Martyr's Sendschreiben an die Lucenser. — Sein Traktat über die Flucht in der Verfolgung.

In der ersten Zeit seines Aufenthalts zu Straßburg erfuhr Martyr, seine Flucht aus Lucca sei mit einer gewissen Bitterkeit von den dortigen Evangelischen getadelt worden; man meinte, er hätte sich ohne dringende Noth entfernt, und wäre die Gefahr auch größer gewesen, so hätte er doch die Gemeinde nicht verlassen sollen, sondern bleiben, um ihr Schicksal zu theilen, statt nur an seine persönliche Rettung zu denken. Kaum im Hafen der Ruhe

*) Massario hat, außer mehrern medicinischen Werken, auch einen Traktat über die römische Inquisition herausgegeben: Eusebius captivus, sive modus procedendi in curia Romana contra Lutheranos, per Hieron. Marium. Basel, 1553. — Zugleich war er sehr gelehrt im Hebräischen, und verfaßte ein Werk über diese Sprache, das, wie es scheint, nicht gedruckt worden ist. Er starb zu Straßburg an der Pest, 1564.

und der Freiheit angelangt, schmerzten ihn diese Nachrichten um so tiefer, da er sich nur reiner Absichten bewußt war. Am Weihnachtstage schrieb er daher an die Lucenser einen italienischen Brief, der ihnen durch einen sichern Boten überbracht werden sollte, um ihnen die Gründe seines Benehmens auseinander zu setzen und sie zugleich in ihrer Verlassenheit aufzurichten *). Der Liebe sich erinnernd, mit der sie ihm angehangen, sagt er: „ein längeres Schweigen würde euch betrüben, und im höchsten Grade für mich unziemlich sein.“ Er erzählt hierauf seine Aufnahme in der Schweiz und in Straßburg, giebt ihnen ein Gemälde der schönen hier eingeführten kirchlichen Ordnung, und stellt ihnen besonders Butzer vor als das Vorbild des wahren christlichen Bischofs. „Vielleicht, fügt er bei, vielleicht werden eure Bischöfe, die es nur dem Namen nach sind, einwerfen, bei dieser Einfachheit der Lebensart und dieser Vielheit der Beschäftigungen lasse sich die bischöfliche Würde nicht bewahren; wo ist diese Würde, wenn ein Bischof täglich predigen, lehren, die Schulen besuchen, für die Armen und die Fremdlinge Sorge tragen, und dabei, ohne große Einkünfte, ein mäßiges Leben führen soll? Ich antworte, dem evangelischen Bischof, dem Hirten der Seelen, liegt wenig an Reichthum und weltlichem Ruhm; eure Bischöfe sind nur da für die Welt, für die Kirche sind sie nicht; sie sind Väter, nicht der Gemeinde, sondern ihrer Verwandten; Hirten, nicht der Seelen, sondern ihrer Pferde, Hunde, Falken; damit allein ist ihr Geist beschäftigt.“ Er dankt Gott, daß er ihn zu besserer Erkenntniß gebracht; die Wendung, die sein Loos genommen, ist ein Werk des göttlichen Erbarmens. „O wäre doch eure Kirche auf die nemliche Weise eingerichtet, wie diese! aus der täglichen Predigt und Auslegung der heiligen Schrift würdet ihr mehr Nutzen ziehen, als aus den zahllosen Messen, die weder die, die sie verrichten, noch die, die ihnen beiwohnen, gewöhnlich verstehn. Euch Allen, von welchem Stande oder Geschlechte ihr seid, würde es vortheilhaft sein, und so wie eure Kirche blühen würde, so würde auch eure Stadt in einem herrlichern Zustande sein.“ Martyr sieht voraus, daß sie ihm hier einwerfen werden: „dieß wäre gewiß sehr wünschenswerth, dazu aber bedürfen wir treuer Prediger, und solche fehlen uns; wenn die Wenigen, die wir haben, die Flucht ergreifen, wer soll uns aus dem Evangelium trösten und unterrichten“? Hierauf antwortet er: „ich glaube wohl, daß ihr betrübt darüber seid, daß ihr den geistlichen Trost nicht mehr habt, den Gott euch zuweilen durch meine Predigten, Vorlesungen und Gespräche zu Theil werden ließ. Er wird aber sicher durch eine größere Gabe seines Geistes diesen Verlust ersetzen, und euch die Mittel, zum Heile zu gelangen, nicht versagen. Ueberdieß konnten ja diese Predigten und Unterhaltungen in die Länge nicht dauern, wenn ich die Wahr-

*) Dieser Brief wurde später von dem nach Zürich geflüchteten locarnischen Arzte, Taddeo Duno, lateinisch übersetzt; diese Uebersetzung ist den Loci communes einverleibt, S. 1071 u. f. 1624 erschien der Brief auch deutsch übers. von Joh. Blaß.

heit nicht in Dunkel hüllen, oder offenbar falsche Dinge lehren wollte; jenes habe ich zuweilen gethan, und fühle jetzt bittere Reue darüber; dieses hingegen habe ich mir nie erlaubt, und durfte es auch in der Folge nicht thun." Hier erzählt er dann, um seine Flucht zu rechtfertigen, die Gefahren, die ihn umgaben, und schließt daraus, daß sein längeres Bleiben den Lucensern nichts gefruchtet hätte. „Hatte ich nicht Leuten, die für die evangelischen Lehren nicht taub waren, hinreichend gesagt, was sie wissen mußten? hatte ich nicht in so vielen Predigten und Vorlesungen, die zum Heil nöthigen Stücke des Glaubens, ja Alles, was ich selbst wußte, erklärt? Ihr werdet sagen, ich hätte ausharren sollen, bis die Verfolgung hereingebrochen wäre, und diese dann mit standhaftem Muthe ertragen, dann hätte ich die entstehende Gemeinde durch mein Beispiel erbaut. Ich glaube jedoch, und auch ihr werdet es eingestehn, daß nur Gott allein denen, die ihn darum bitten, eingibt, wann die Stunde da sei, wo sie sich den Verfolgungen entziehen müssen. Ich bin so fest überzeugt, daß der Augenblick, wo ich mich durch die Flucht rettete, der rechte Zeitpunkt dazu war, daß ich diese Ueberzeugung gleichsam für eine göttliche Eingebung halte. Habe ich gleich vor meiner Entfernung nicht das Aeußerste erduldet, so habe ich doch nicht den Verfolgungen entgehn können. Was ich in Neapel und bei euch gelitten habe, weiß ich wohl. Ihr selbst mögt urtheilen, wie viel Beschwerden ich das ganze letzte Jahr hindurch auszustehn hatte; waren dieß gleich keine großen Unglücksfälle, so waren es doch Vorboten künftiger härterer Schläge. Ich glaube so viel geduldet zu haben, daß auch ich sagen kann, ich habe das Evangelium nicht ohne Leiden gepredigt, und habe mich der dargebotenen Gelegenheit mein Leben zu retten nur bedient, weil mein Untergang ohne Nutzen gewesen wäre. Bei euch würde man mich bald unthätig gemacht haben; so lange ich hier bin, kann ich doch für's Gute wirken. Gibt euch Gott nur einige Ruhe, so will ich vielleicht wieder mit euch leben, und um das Heil eurer Seelen keine Gefahr scheuen." Hierauf führt er noch einen Grund seiner Flucht an, der ihm stärker scheint als alle übrigen: „wisset ihr nicht, wie unruhig meine Seele war, weil ich ein Leben führte, das ich nicht billigte?" Er erinnert sie an die falsche Stellung, in der er sich befand, zwischen seiner bessern Ueberzeugung und seinem Amt als katholischer Priester und Prior; da er nun Einfluß, Ehre, Alles verlassen, um seinem Gewissen zu folgen, so kann man ihn deßhalb nicht tadeln; hätte er sich unterwerfen wollen, so hätte er Alles behalten und vielleicht glänzend vermehren können. „Ich habe es für besser gehalten, mich dahin zu begeben, von wo ich euch wenigstens durch Briefe ermahnen kann, statt an einem Orte zu bleiben, wo mir bald der Verkehr mit euch untersagt worden wäre. Ich gestehe offen, so wie sich die Sache verhielt, erkenne ich an mir keine Schuld; ich wollte nur, daß ich meine übrigen Thaten eben so rechtfertigen könnte!"

Da mehrere Jahre später den Lucensern streng verboten wurde, Briefe von Martyr anzunehmen, ist es wahrscheinlich, daß dieses Schreiben an sie

gelangte. Seit Martyr's Flucht hatten ihnen übrigens die Verkündiger des Evangeliums nicht ganz gefehlt; Martinengo und Zanchi waren zurückgeblieben, obgleich sie noch nicht offen auftraten; in Martyr's Fußtapfen war aber der Professor Celio Secundo Curione getreten, der freilich, als Laye, keine Predigten halten konnte, allein durch sonstige Thätigkeit eifrig für die Reformation wirkte. Kaum war er jedoch ein Jahr in Lucca, so kam ein päpstlicher Befehl an den Senat, ihn nach Rom abzuliefern; diesem Befehle wurde nicht gehorcht, Curione erhielt den Rath, sich durch die Flucht zu retten: Beweis genug, daß auch Martyr's Entfernung zu rechtfertigen ist.

Diese Frage von der Flucht, und überhaupt von dem Verhalten in den die Evangelischen umgebenden Gefahren, wurde damals sehr häufig besprochen. In Frankreich namentlich waren in den höhern Ständen Viele, die, wie Margaretha von Navarra und ihr Prediger und Bischof Gérard Roussel, der Ansicht waren, man könne, ohne aufzuhören evangelisch zu sein, an den katholischen Gebräuchen Theil nehmen, es seien dieß ja nur äußere und, als solche, indifferente Formen, die dem innern Geistesleben keinen Schaden thun. Calvin hatte schon 1537, und bald darauf noch einmal, gegen diese Halbheit geschrieben; er hatte, mit strengen Worten, jene Personen der Verstellung angeklagt und die Pflichtmäßigkeit ihres Vorgebens bestritten, wie Nicodemus dem Herrn im Verborgenen dienen zu wollen. Diese Schriften hatten, zumal zu Paris, große Bewegung hervorgebracht; bei den Einen hatte das erwachende Gewissen Zweifel über ihr Thun angeregt, Andre hatten sich über unbillige Strenge von Seiten des Reformators beklagt. Es wurde daher, im Frühling 1545, ein Abgeordneter nach der Schweiz, nach Straßburg, nach Sachsen abgeschickt, um Gutachten über die Frage einzuholen *). Er erhielt solche von Calvin, von Melanchthon, von Butzer, von Peter Martyr **). Sie stimmten Alle darin überein, daß die Theilnahme am katholischen Cultus nicht zu gestatten sei; könne man im Vaterlande seinen Glauben nicht bekennen, so rathen sie, an einen Ort zu fliehen, wo Freiheit herrscht. Auch Peter Viret und Curione gaben in ähnlichem Sinne Schriften heraus ***).

Ueber die Flucht selbst hatten indessen Manche ihre eigenen Skrupel; es gab strengere Geister, die sie durchaus nicht billigen wollten. Ein Freund in

*) Bèze, Histoire ecclésiastique des églises réformées de France. Antwerpen, 1580. B. 1, S. 48.

**) Diese sämmtlichen Schriften finden sich in Calvin's Opuscula, Genf, 1552, f°.

***) Von Viret vorzüglich die: Traittez divers pour l'instruction des fidèles qui résident et conversent ès lieus et pais esquels il ne leur est permis de vivre en la pureté et liberté de l'Evangile. Größtentheils schon 1547 geschrieben. Genf, 1559. — Curione, Quatro lettere christiane, Bologna, 1552, der 2. und der 4. Brief.

Italien, von solchen schweren Bedenken gequält, wandte sich an Martyr, mit der Bitte, sie ihm zu lösen. Martyr antwortete ihm durch ein ausführliches Schreiben *). Zwei Theologen, sagt er, die hierüber befragt worden sind, geben zwar zu, die Flucht sei erlaubt, nur führen sie verschiedene Gründe an; der Eine will sie nur gelten lassen als ein geringeres Uebel im Vergleich mit dem Abfall vom Bekenntniß; der Andre meint, sie sei, nach den Umständen, zu tadeln oder zu rechtfertigen, man müsse daher die Umstände erwägen; nur das feige Fliehen, um Gut oder Bequemlichkeit zu wahren, sei eines Christen unwürdig. Martyr, um einen sichern Grundsatz zu finden, nach dem man sich richten solle, will zwei Punkte untersuchen, ob die Todesfurcht bei einem Christen eine Sünde sei, und ob die Aussprüche Christi, bei Matthäus 10, 5 und besonders 23, jetzt noch gelten dürfen. Die Todesfurcht ist an sich nicht Sünde, sie ist dem Menschen natürlich; zudem ist der Tod der Sünde Strafe, der König der Schrecken, der letzte Feind, und als solcher müsse er gefürchtet werden; selbst Christus hat diese Schrecken empfunden. Nur hat der natürliche Mensch nicht die rechte Furcht vor dem Tode, er fürchtet nur das leibliche Sterben, darum wird es bei ihm zur Sünde. Für den Christen verliert, durch Glauben und Hoffnung, der Tod seinen Schrecken; Christus hat ihn überwunden. Die natürliche Furcht vor demselben soll daher nicht so weit gehn, daß, um ihn zu vermeiden, man die Wahrheit verläugne und das irdische Leben höher achte als die Ehre Gottes. Die wahre Furcht ist die vor dem geistigen Tode; um diesem zu entgehn, kann es nöthig werden, sich der Gefahr zu entziehn, wenn man nicht stark genug ist, diese siegreich zu überwinden. „Aus dem Gesagten schließe ich, daß die Flucht keine Sünde ist, sobald sie für Gottes Ehre unternommen wird, in der Absicht, mit reinem Herzen ihm zu dienen, abgöttische und abergläubische Gebräuche zu vermeiden, von frommen und gelehrten Männern sich besser unterrichten zu lassen, in einer wohlgeordneten Gemeinde in Gemeinschaft mit Christen zu leben, und endlich sich so zu kräftigen, daß man tüchtig werde auch Andre zu erbauen, je nachdem man von Gott berufen und durch seinen Geist getrieben wird. Eine solche Flucht ist keine Sünde.“ Martyr billigt daher die Ansicht nicht, daß sie nur ein geringeres Uebel sei. Ebendarum sagt er auch, die angeführten Aussprüche Christi haben immer noch ihre Geltung, wie schon der Kirchenvater Tertullian es gelehrt, und wie auch Calvin und Melanchthon es bewiesen hatten. „Es ist also nicht unerlaubt, wenn Einer, in Zeiten der Verfolgung, sein Vaterland flieht, um nicht sich, sondern Gott zu leben; er vermeidet so Gott zu versuchen, was er thäte, wenn er sich unnöthig und unüberlegt der Gefahr aussetzte; die Flucht ist erlaubt, wenn Einer sich überzeugt hat, daß Gott selbst ihm den Weg dazu weist, wenn er bereit ist, sobald auch

*) De fuga in persecutione, aus dem Ital. lateinisch übersetzt von Taddeo Duno. Loci communes, S. 1073 u. f.

seine Stunde gekommen, den Feinden des Evangeliums zu widerstehn, wenn er weiß, daß er, gefangen und vor die Tyrannen geführt, nicht einmal, sondern tausendmal eher den Tod leiden könnte, als die Wahrheit zu verläugnen und seinem Erlöser untreu zu werden. Wahrlich, wer von solchem Geiste beseelt ist, der befolgt Christi Lehre, wenn er flieht; denn die, welche den Leib tödten, fürchtet er nicht, so daß er, von ihnen ergriffen, im Angesichte der Folter und des Scheiterhaufens seinen Glauben abschwören würde." So hat sich Christus selbst, so haben sich Paulus, Polycarp, Cyprian und viele Andre ihren Verfolgern entzogen, und haben doch zur rechten Zeit den Tod nicht gescheut. Ja eine solche Flucht ist stets ein Bekenntniß Christi. „Denn wer würde nicht lieber in seiner Heimath bleiben, seiner Güter und des Umgangs seiner Landsleute sich freuen, als arm und unbekannt in fremde Gegenden zu ziehen, wo er des Volkes Sprache nicht kennt, wo er Den und Jenen um des Lebens Nothdurft ansprechen muß, wo er häufig als lästiger Fremdling gering geschätzt und verstoßen wird, und so mancherlei Ungemach, wegen Veränderung des Klima's und der Lebensweise, zu dulden hat? Man glaube nicht, daß dieß kein Leiden sei, und daß es kein andres gebe als Folter und Tod. Wenn Jemand sich den Feinden der Wahrheit überliefert und die ihm angebotene Möglichkeit der Flucht verschmäht, so ist dieß allerdings etwas Großes und hoher Bewunderung werth, da es aus glühender Liebe kommt; es ist aber nicht eines Jeden Sache. Jeder soll der Führung des heiligen Geistes folgen, der uns innerlich zum Heile treibt, auf dem Wege, der unsern Kräften und Gaben am angemessensten ist, nicht nach unserm eigenen Willen, sondern nach dem weisen Urtheil Gottes. Wer daher mit dem Muthe begabt ist, das Märtyrthum zu leiden, der möge den nicht verdammen, der sich durch die Flucht der Gefahr der Verläugnung Christi entzieht; dieser gibt zwar sein Leben nicht, aber ein theures Vaterland; er duldet weder Gefängniß noch Tortur, aber manche andre Noth und Entbehrung; er vergießt sein Blut nicht, zeugt aber dennoch laut von der Wahrheit, und ist sicher bereit, sobald ihn der heilige Geist dazu treibt, auch das Aeußerste zu ertragen."

Dieser Ansicht suchen zwar die strengern Theologen, die die Flucht verwerfen, Stellen entgegenzusetzen wie 2. Tim. 1, 7: Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern den der Kraft; Matth. 10, 28: fürchtet euch nicht vor denen die den Leib tödten; 1. Joh. 3, 16: wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen. Eine solche Anwendung dieser Stellen will aber Martyr nicht gelten lassen; denn der Geist der Kraft äußert sich auf mancherlei Weise, nicht nur im Erdulden eines gewaltsamen Todes, sondern auch im Entsagen des irdischen Guts und Wohlseins; was Christus, Matth. 10, 28, gesagt, hebt das nicht auf, was er in der nemlichen Rede, V. 23, seinen Jüngern empfiehlt: wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andre; sonst könnte man ja auch sagen, durch diesen Ausspruch sei jener aufgehoben. Und was das Wort des Johannes betrifft, so soll man allerdings

nicht fliehen in Lebensgefahr, wenn man hoffen darf, durch standhaftes Bleiben einen Bruder aufrichten und trösten zu können, damit er nicht ewig verloren gehe. „Da aber unsrer Gegner Grausamkeit so weit geht, daß sie zu denen, die um des Evangeliums willen im Gefängniß sind, Niemanden zulassen als Mönche und Ketzerrichter, so vermag man nicht ihnen diesen Dienst zu leisten, um so weniger, da gerade die, die als Evangelische verdächtig sind, am strengsten von ihren Brüdern fern gehalten werden."

Andre wenden ein: wenn die Flucht gebilligt wird, so zerstreuen sich die Gemeinden in Italien, in Belgien, in Frankreich, die kaum aufkeimende Saat geht verloren für immer. Dieser Einwurf wäre allerdings sehr zu beherzigen, wenn die Glieder dieser Gemeinden sämmtlich die nöthige Standhaftigkeit hätten; da man aber so viele von ihnen abschwören sieht, so ist dieß doch sicher ein größerer Schaden, als wenn sie fliehen würden; denn die Flucht ist doch ein Zeugniß, daß sie an dem Papstthum keinen Theil haben wollen; fallen sie aber ab, so verderben sie nicht nur sich selbst, sondern bringen auch durch ihr Beispiel die Schwachen in große Gefahr.

Ferner hört man sagen: Jeder solle in dem Berufe bleiben, in den Gott ihn gesetzt hat; Keiner habe das Recht, ihn zu verlassen. So dürfte aber Niemand, in keinem Falle, aus seinem Vaterlande ziehen; da die Gesetze Keinem verbieten, sich in ein anderes Land zu begeben, warum sollte es bloß dem Christen verboten sein? Und was ist das für ein Ruf Gottes dem zum Beispiel die Mönche folgen sollen, wenn sie ihre Klöster nicht verlassen dürften, im Fall daß ihr Gewissen sich gegen die abergläubischen Gebräuche erhebt, denen sie täglich beiwohnen müssen?

Zuletzt nimmt Martyr noch auf einen Vorwand ganz andrer Art Rücksicht, der nicht von evangelischen Theologen, sondern von denjenigen erhoben wurde, die ihre Bequemlichkeit mit ihrem Glauben zu vereinigen suchten: warum denn fliehen? kann man nicht überall Gott anbeten, wenn auch nur im Stillen? Wer aber so spricht, meint er, der möge doch den von den Gegnern ausgeübten Druck bedenken; sie zwingen euch, ihren Cerimonien beizuwohnen, und äußerlich zu billigen was ihr im Herzen verwerft; da man übrigens, wie ihr sagt, überall Gott anbeten kann, warum geht ihr nicht lieber dahin, wo ihr dieß mit gutem Gewissen, ohne Heuchelei thun könnt? warum schließt ihr euch nicht Brüdern an, unter denen Gottes Wort rein gepredigt, die Sacramente in Christi Sinn verwaltet, eine christliche Zucht geübt, Gott nicht in einer fremden Sprache angerufen, und denen, die eine fromme Ehe suchen, diese gestattet wird? Daran schließt er die treffende Bemerkung: Viele von denen, die gegen die Flucht sich aussprechen, thun es nicht mit aufrichtigem Herzen, sondern, um einen Vorwand zu haben, ihr ruhiges Zuhausebleiben zu entschuldigen, denn sie hüten sich wohl Märtyrer zu werden; solche begehren nicht mehr, als daß die Reformatoren die Flucht verdammen. Nur wer sich selbst verläugnet, der vermag auch, um den Herrn nicht zu ver-

läugnen, seinem Vaterland zu entsagen; und wer dieß kann, der ist auch im Stande, wenn es nöthig ist, sein Leben zum Opfer zu geben.

Wie schön spricht sich nicht in diesem Schreiben Martyr's ächt christliche und zugleich ächt humane Gesinnung aus! Ein solches klares und festes Bewußtsein von des Christen Pflicht ist richtiger und der Kirche nützlicher, als ein schwärmerischer Enthusiasmus, der sich, ohne Noth, dem Tode entgegenstürzt. Oder hätte er bloß in schöner Rede Scheingründe zusammengestellt, um seine eigene Flucht zu entschuldigen, und war es ihm nicht ein Leichtes, jetzt da er frei war und nichts mehr zu fürchten hatte, zu sagen, wer für das Evangelium das Vaterland aufopfern kann, der könnte auch sterben für es? Wer aber mit so tiefem Gefühle von dem Leide spricht, das der empfindet, der eine theure Heimath verlassen muß, um, wie Dante sagt, in fremdem Lande das bittere Brod des Exils zu essen, der hat mehr gemacht als tönende Worte, er hat von der Wahrheit selbst ein Zeugniß abgelegt.

Drittes Kapitel.

Martyr's Vorlesungen.

Nach dem Tode Capito's, der, einer der ersten Hebraisten seiner Zeit, zu Straßburg das Alte Testament erklärt hatte, sollten diese Vorlesungen einem jungen Gelehrten von Rheinzabern, Paul Fagius, übertragen werden, der sich bereits, durch seine Betheiligung an den Arbeiten des bairischen Juden Elias Levita, als tüchtigen Kenner des Hebräischen bekannt gemacht hatte, und den die Schulherren deßhalb von Isny, in Schwaben, beriefen, wo er Prediger war. Da er jedoch, auf die Bitte der Constanzer, diesen noch für einige Zeit überlassen wurde, wäre die Auslegung der alttestamentlichen Bücher unterbrochen gewesen, wenn nicht Butzer, außer seiner übrigen zahlreichen Beschäftigungen, sich derselben angenommen hätte. Erst in Martyr fand man den Mann um Capito würdig zu ersetzen. Die exegetischen Vorlesungen, eigentlich die einzigen theologischen, die damals in Straßburg gehalten wurden, wurden nun so eingerichtet, daß die eine Woche täglich Butzer das Neue Testament, und die andre Martyr das Alte erklärte. Mit der hebräischen Grammatik hatte sich Letzterer nicht zu befassen; sie wurde seit längern Jahren schon durch Michael Delius, aus der Constanzer Diöcese, und nun auch durch Tremellio gelehrt; Beide bedienten sich dabei der zuerst von Sebastian Münster und 1542 zu Isny von Fagius herausgegebenen Grammatik des obengenannten Elias Levita. Martyr begann mit dem ersten Buche Mosis; während der fünf Jahre seines ersten Aufenthaltes in Straßburg, erklärte er, nachdem er die Genesis vollendet, die zwei folgenden

mosaischen Bücher, die kleinen Propheten, und zuletzt die Klagelieder des Jeremias, letztere wegen der Analogie der Zeiten; dieses Buch, sagte er, paßt wunderbar auf unsre Tage, wo die Christenheit so viele Noth zu leiden hat.

Martyr besaß ein seltenes Lehrtalent; tiefe und ausgebreitete Kenntnisse trug er, in Folge seiner philosophischen und humanistischen Bildung, mit Klarheit und Ruhe und in schöner, gelegentlich zu wahrer Beredsamkeit sich erhebender Sprache vor. An Schärfe und Bestimmtheit der Gedanken übertraf er Butzer, der sich nicht selten in dunkeln, selbst zweideutigen Worten auszudrücken pflegte. An Gelehrsamkeit stand er vielleicht höher als Calvin, an Scharfsinn stand er ihm gleich; wenige Theologen des sechzehnten Jahrhunderts waren so vertraut wie er mit den Kirchenvätern und den Scholastikern; ich glaube, kein Einziger außer Fagius hat damals die Rabbinen des Mittelalters genauer gekannt.

In seinen Vorlesungen fing er gewöhnlich damit an, seinen Text grammatisch, bisweilen auch philologisch zu erklären; dann zeigte er dessen Sinn und Inhalt; dunklere Stellen suchte er durch Vergleichung mit andern aufzuhellen; die Ansichten der Väter so wie die der spätern kirchlichen Autoren erörterte und discutirte er mit bewundernswürdiger Genauigkeit. Je nach dem Zweck der erklärten Stelle, wandte er sie zuletzt entweder auf die dogmatischen Lehrstücke oder auf das christliche Leben an, wobei er auf die entgegengesetzten Lehren des Katholicismus Rücksicht nahm, bald diese widerlegend, bald die protestantische Ansicht gegen die Angriffe der Gegner vertheidigend; und dieß Alles in würdigem Ton, in klassischer Form, und, was damals nicht wenig Staunen erregte, in freier, extemporirter Rede. Auch wird an ihm gelobt, daß er nicht, wie Andre, Wochen und Monate lang an derselben Stelle kleben blieb, sondern rasch voranging, nur mit dem Nöthigen oder Wichtigen beschäftigt, das er mit erschöpfender Gründlichkeit hervorzuheben wußte *).

Man hat seinen Commentaren, die nichts sind als seine Vorlesungen, den Vorwurf gemacht, voll Abschweifungen auf fernliegende Gegenstände zu sein **); von dem Standpunkte späterer, besser geordneter Wissenschaft aus, ist dieser Vorwurf allerdings nicht ohne Grund. Allein, bedenkt man, daß damals die theologischen Disciplinen noch nicht systematisch von einander geschieden waren, daß namentlich Dogmatik und christliche Moral noch nicht als besondere Wissenschaften galten ***), so findet man es natürlich, daß die Lehre selbst, was man die Loci communes, die theologischen Gemeinplätze oder

---

*) (Beuther), Bericht von der zu Straßburg anno 1598 ausgegangenen veränderten Kirchenordnung. Zweibrücken, 1603, 4°. S. 209. — Bullinger an Zanchi, 16. Dez. 1562. Zanchii epistolae, B. 2, S. 12.

**) Richard Simon, Histoire critique du vieux Testament. Amsterd., 1685, 4°. B. 1, S. 437.

***) Erst spät, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wurden zu Straßburg und anderswo Vorlesungen über die Loci communes gehalten.

Hauptartikel nannte, in den exegetischen Vorlesungen behandelt wurde. Als Gegensatz zur katholischen scholastischen Theologie war, im Reformations-Zeitalter, das Bibelstudium die Hauptsache; die Lehre sollte nur aus der Bibel entwickelt und auf sie begründet werden; darum begreift man auch das Einmischen der Polemik; die zu bildenden Prediger mußten nicht nur tüchtig sein die Gemeinden zu erbauen, sondern auch zum Kampfe ausgerüstet gegen die Gegner. Sämmtliche protestantische Bibelausleger des sechzehnten Jahrhunderts pflegten nach diesen Grundsätzen zu verfahren; Martyr ist aber auf diesem Wege viel weiter gegangen als die meisten Andern; bei Wenigen findet man so ausführliche Digressionen über so bunt neben einander gestellte Fragen. Aus seinen, stets durch irgend einen Locus unterbrochenen Erklärungen konnte man daher nicht leicht einen Gesammt-Eindruck von dem Geist und Sinn des behandelten biblischen Buches erhalten; allein die Zuhörer nahmen daraus eine Menge von Kenntnissen über alle möglichen theologischen Gegenstände mit, deren systematische Anordnung jedoch zuletzt ihrem eigenen Verstand und Geschick überlassen blieb.

Martyr's Vorlesungen waren demnach mehr der praktischen und dogmatischen Erklärung, als der eigentlich exegetischen, im neuern Sinne des Wortes, gewidmet. Die Worte, mit denen er seinen Curs über die Genesis eröffnete, sprechen am Besten seine Absicht aus: „die Dignität der heiligen Schriften besteht darin, daß sie ein Ausdruck, gleichsam ein Abbild der Weisheit sind, durch welche Gott in sich selbst weise und selig ist; es folgt daraus, daß die, welche dieselben befolgen, auch weise und selig werden. Es wird uns zwar nicht die ganze Weisheit Gottes darin dargestellt, sondern nur so viel, als wir in unsrer Schwachheit zu fassen vermögen. Der Urheber ist Gott selbst, der heilige Geist, nicht menschlicher Wille und Verstand; die Verfasser waren Menschen, aber von dem heiligen Geiste erleuchtet; sowohl durch ihr frommes Leben, als durch das was sie geschrieben haben, sind sie über die Gränzen der menschlichen Fähigkeiten hinausgegangen; sie sprechen nicht gewöhnliche Lehren aus, sondern überall die Kraft Gottes, dessen Wort lebendig und wirksam ist. Auch durch den Inhalt der heiligen Schrift wird die Weisheit Gottes bewiesen; denn Alles in derselben bezieht sich auf ein Doppeltes, auf das Denken und auf das Thun; auf jenes, das, was von den göttlichen Eigenschaften und Werken berichtet wird; auf dieses, die Vorschriften, die Ermahnungen, die Drohungen, die Verheißungen; ja Alles läßt sich auf das Thun beziehen, denn wir sollen Nachahmer werden der göttlichen Eigenschaften, seiner Werke uns mit Dank bedienen, uns durch seine Thaten erheben und trösten lassen, den Worten gemäß, die Paulus an Timotheus schreibt, 2. Tim. 3, 16. So ist die heilige Schrift das Rüsthaus, wo die Waffen genommen werden, um Satan zu bekämpfen; so hat Christus gehandelt, und so wird der Antichrist überwunden. Sie ist daher durchaus vollkommen. Vollkommen ist das, dem nichts fehlt. Alle andern Wissenschaften,

obgleich sie nicht zu verachtende Gaben Gottes sind, haben theils viel Eitles beigemischt, theils manche Lücken. In der heiligen Schrift aber ist Alles wie es sein soll, nichts mangelt, es ist reines Gold, das heller leuchtet, als die Gestirne des Himmels. Es sind ewige Wahrheiten, die keinem Wechsel unterworfen sind, wie die physischen. Ihre Gewißheit ist sicherer, als die der Mathematik, denn sie wird stets auf den Willen Gottes zurückgeführt, nicht auf menschlichen Verstand."

In der Erklärung nun der heiligen Schrift, befolgt Martyr folgende Grundsätze *): die Bibel allein ist Quell und Norm der Lehre; in ihr ist Christus Ausgangs- und Endpunkt, daher ist Alles auf ihn zu beziehen, woraus die typische Anwendung des Alten Testamentes folgt; das Wort: der Herr spricht, muß unbedingt gelten, und daher Alles geglaubt werden, was in der Bibel steht, aber auch nur das, nicht was Menschen gelehrt; die Kirchenväter haben keine bestimmende Auctorität, sie dienen bloß als Beispiele und Belege des Glaubens der ersten Jahrhunderte, da wo sie mit der Bibel zusammenstimmen. In letzterer selbst ist vor Allem der Wortsinn richtig aufzufassen; von diesem „gesunden Vornehmen" soll man sich durch die Schwärmer nicht abwendig machen lassen, welche das Wort anführen: der Buchstabe tödtet, der Geist ist es, der lebendig macht. Alles was von Christo ablenkt, tödtet; das Evangelium selbst kann ein tödtender Buchstabe werden, wenn es nicht mit Christi Geist gelesen wird. Wer es aber mit diesem Geiste erforscht, für den ist es kein todter Buchstabe, sondern ein lebendigmachendes Wort; es ist also eine verwegene Anmaßung, sich gegen die Wort-Erklärung zu erheben. Der christliche Geist, mit dem die Bibelauslegung getrieben werden soll, schließt die Anwendung von Sprach- und Geschichtkenntniß nicht aus; er erfordert sie vielmehr in hohem Grad. Nur durch diese Hülfsmittel kann die Bibel wahrhaft aus sich selbst erklärt werden. Auch die Uebereinstimmung der Lehre in der Kirche ist zu beachten, allein nicht, in katholischem Sinn, als absolut maßgebend, denn weder ein Einzelner noch ein Concil haben das Recht, die Schrift willkürlich auszulegen; es ist ein schwerer Irrthum zu behaupten, die Auctorität der Schrift fließe erst aus der der Kirche. Der Kirche Aufgabe, in Bezug auf die Bibel, ist sie zu bewahren als ihren Schatz, sie unter den Menschen zu verbreiten, sie rein zu lehren und zu predigen. Diese Grundsätze hat Martyr in seinen biblischen Vorlesungen streng befolgt; er ist dadurch einer der Gründer der protestantischen Exegese geworden.

Die Vorlesungen waren nicht das Einzige, das Martyr als Lehrer oblag. Um den Scharfsinn der Studirenden zu üben und sie zugleich an freies Sprechen zu gewöhnen, hatte der Rektor Sturm Disputationen und Rede-Uebungen eingeführt, in welche sämmtliche Professoren sich theilten. Martyr hielt Sprach-Uebungen, mit Zugrundlegung der Tusculanae Quaestiones

*) Comment. in Lamentationes, S. 4.

des Cicero; daneben leitete er Disputationen über theologische Gegenstände; auch hier zeigten sich sein Sinn für Methode und sein ruhiger Charakter, denn die Digressionen, die er in seinen Vorlesungen sich erlaubte, ließ er hier, wo es sich um bestimmte, logisch zu entwickelnde Sätze handelte, nicht zu; eben so wenig gestattete er leidenschaftliche Ausfälle. Die Thesen nahm er aus den biblischen Büchern, die er gerade erklärte; nach Butzers, von Johann Sturm bewunderten Vorgang *), theilte er sie in nothwendige und wahrscheinliche, um die Studirenden zu gewöhnen, das Nothwendige von dem bloß Muthmaßlichen zu unterscheiden und, während sie jenes mit aller Macht vertheidigen sollten, in diesem nachgiebig zu sein. Die Thesen waren von der mannichfachsten Art; Martyr nahm sie aus der Dogmatik, der Moral, der Politik, der Geschichte, der Physik im damaligen Sinn. Viele derselben sehn freilich noch ziemlich scholastisch aus und konnten nur dazu dienen, den Verstand zu schärfen, ohne direktes Interesse für die religiöse Erkenntniß **); indessen mögen in einer Zeit, wo die Polemik allen Scharfsinn der Theologen in Anspruch nahm, solche Uebungen nicht ohne Nutzen geblieben sein.

Auf diese Weise gelangte Martyr bald zu großem Ansehn als ausgezeichneter Theologe und trefflicher Lehrer. Ein, den 19. Juni 1544 von den Visitatoren der Straßburger Schule an die Scholarchen abgestatteter Bericht, bezeugte seine große Gelehrsamkeit und drückte die Hoffnung aus, er werde der Schule sehr nützlich werden. Die Visitatoren schlugen vor, ihm auch philosophische Vorlesungen zu übertragen; auffallender Weise fanden sie einen Fehler an ihm zu rügen, von dem man in seinen gedruckten Werken keine Spur antrifft: er sei „einigermaßen arrogant“; sie fügten bei, er habe diesen Fehler aus Italien mitgebracht, wo die Lehrer die Gewohnheit hätten, sich vor ihren Schülern zu loben; er werde ihn aber ablegen, je mehr er mit den Sitten unsrer Schule vertraut werde. Bei der Begeisterung für die neu erwachten Studien, und einer oft noch rohen, ungebildeten Jugend gegenüber, war es freilich nichts Seltenes, die Gelehrten sich ihres Wissens und der daraus entstehenden geistigen Genüsse rühmen zu hören; auch Martyr mag es gethan haben, obgleich sein ganzes Leben beweist, daß Bescheidenheit einer der Grundzüge seines Charakters war. Wir dürfen daher annehmen, daß die, in dem Berichte der Schulvisitatoren ausgesprochene Hoffnung bald erfüllt worden ist. In dieser Hoffnung schlugen sie auch den Scholarchen vor, sei-

*) Sturm, Epistolae classicae, in dessen Opuscula de institutione scolastica, ed. Hallbauer. S. 217.

**) Z. B., aus Gen. 1, 29: vor der Sündfluth sei das Fleischessen nicht gestattet gewesen, entweder weil die Menschen kräftiger waren, oder weil die Erde bessere Früchte hervorbrachte, oder auch, um die Menschen mehr an Menschlichkeit zu gewöhnen; — oder, aus Exod. 19, 16: das Blitzen und Donnern und der Posaunenton auf dem Sinai sei das Werk der Engel gewesen u. s. w. Loci communes, S. 1000 u. f.

nen Gehalt zu erhöhen, um ihn der Schule zu erhalten. Bald darauf wurde er, auf Butzers Vorschlag, in das Kapitel von S. Thomä erwählt *), an die Stelle des bereits den 4. März 1544 verstorbenen geschichtskundigen Johann Huttich; das Jahr darauf wurde er Custos des Stifts. Schon vorher hatte ihm der Magistrat das Bürgerrecht ertheilt.

Viertes Kapitel.

Ausbildung von Martyr's theologischer Ueberzeugung. — Seine Berufung nach England.

In dieser Zeit, in der protestantischen Atmosphäre Straßburgs, bildeten sich Martyr's theologische Ueberzeugungen weiter und bestimmter aus. In Italien hatte er, von der Bibel ausgehend, und an den von der katholischen Kirche vergessenen Augustin sich anschließend, die Rechtfertigung durch den Glauben gepredigt, allein, wie es scheint, noch wenig von Prädestination und Erwählung gelehrt. In Straßburg nun trat er in einen Theologenkreis, der, so wie überhaupt sämmtliche Reformatoren der ersten Zeit, der Lehre vom unfreien Willen und von der göttlichen Gnadenwahl, unbedingt zugethan war. In dem, von Butzer und Capito verfaßten Bekenntniß, das die Straßburger, im Jahre 1530 und im Einverständniß mit Constanz, Memmingen und Lindau, dem Augsburger Reichstag vorgelegt hatten, hatten sie gelehrt, der Mensch könne durch eigenes Werk nichts zu seiner Seligkeit thun, er werde nur durch den Glauben gerechtfertigt, und dieser Glaube sei ein freies Geschenk Gottes; in der Apologie dieses Bekenntnisses hatten sie, diese Sätze weiter ausführend, gezeigt, wie Gott Alles in Allen thue, und beigefügt: „darum wer der Schrift glaubt, der wird einfach bekennen, daß Gott Alles thut nach seinem Gewissen, unfehlbaren Urtheil und gerechten Willen, daß Alles gehn und geschehn muß, wie es geht und geschieht; Gott ists, der lehrt und fromm macht, der irren läßt und verstockt, welche er will, wie er denn die Einen zu Gefäßen der Gnade, die Andern zu Gefäßen der Ungnade, ehe sie waren, verordnet hat. Dabei aber ist das auch wahr, daß der Mensch frei aus seinem eignen Willen handelt, bös und gut, wie dieß die Schrift allent-

*) Den 13. April 1544 schrieb Martyr an Butzer nach Speier: „dir habe ich Alles zu verdanken; du hast mich mit den Meinen zuerst aufs Liebevollste in deinem Hause beherbergt; du hast mir einen hinreichenden Gehalt verschafft und selbst dafür gesorgt, daß er vermehrt wurde; du hast mich in das Collegium von S. Thomä aufnehmen lassen und mir eine schöne bequeme Wohnung zugewiesen. Was ich von äußern Vortheilen habe, verdanke ich, zunächst Gott, deiner wohlwollenden Freundlichkeit.“ Ms.

halben anzeigt und uns darum, als die selbstwilligen, lehrt, ermahnt, lockt, schreckt. . . Es dünket aber unsrer Vernunft gar seltsam, daß ein Mensch verdammt sein soll, so er nicht zu Christo kommt, und daß er doch nicht zu ihm kommen kann, wenn der Vater ihn nicht zieht. Hiegegen soll ein frommer Christ, alsobald ihm solche Gedanken einfallen, wider sich selbst sprechen, wie Paulus wider diese Gedanken geschrieben hat: Wer bist du, o Mensch, daß du mit Gott rechten willst? soll auch des Hafners Geschirr zum Hafner sagen, warum hast du mich also gemacht? Wahrlich, wenn Paulus keine andre Solution hat gegeben, so wird dir auch Niemand eine andre zu geben vermögen. Darum lasse man Gott Gott bleiben, und bekenne, daß er Alles in Allen thue, bekenne aber auch dabei, daß er den Menschen mit Vernunft und eigenem Willen begabt hat und ihn also führt, wie dieß alle Schrift beweist; daß dich dann Gott nicht unbillig um das Böse straft, welches du mit freiem Willen thust, ob du wohl nicht anders kannst, wenn er in dir nicht Anderes wirkt, dieß wird dir dein eigen Gewissen wohl bezeugen." Zwei zu Straßburg, in den Jahren 1533 und 1539 gehaltene Synoden hatten, unter Andern auch diese Auffassung des Verhältnisses des Menschen zu Gott bestätigt.

Bei diesem Stande der Lehre, und unter dem Einfluß Butzers, der das Dogma von der Prädestination besonders in seinem Commentar über den Römerbrief entwickelt hatte *), so wie sicher auch durch das immer tiefere Eindringen in Calvin's Institution der christlichen Religion, die in Straßburg mehrmals, und gerade im Jahre 1543, in vollendeterer Form gedruckt wurde **), mußte Martyr's ernst religiöses Gemüth sich zur Annahme der Prädestination hingedrängt fühlen, die er in Italien nur erst annäherungsweise aufgefaßt hatte. In der Folge erwies er sich als einen der entschiedensten Vertheidiger derselben. Diese Lehre war nicht bloß, wie man behauptet hat, das Resultat eines logischen Systems, das, von einem einseitig erfaßten Begriffe von Gott ausgehend und ihn mit unbeugsamer Strenge weiter entwickelnd, mit dem Opfer des menschlichen Willens endigte; sie wurzelte im innersten Grunde der evangelischen Frömmigkeit, deren Bedürfnisse freilich durch die Reflexion weiter verarbeitet wurden. Der äußern Werkheiligkeit und dem oberflächlichen Pelagianismus der katholischen Kirche gegenüber, fühlten sich die Reformatoren gedrungen, den Menschen wieder zu demüthigen, ihn zum Bewußtsein der Verdienstlosigkeit und Nichtigkeit seiner Werke zurückzuführen, auf daß Gottes Werk allein die Ehre gegeben würde. Allerdings vermochte man dabei nicht immer das unbesiegbare Gefühl von der innern Freiheit zum Schweigen zu bringen; daher versuchte man es, wie in obiger Stelle der Apologie der Vierstädte-Confession, die Lehre von dem freien Thun des Menschen ne-

*) Metaphrasis et enarratio in epistolam ad Romanos. 1536. Auch Basel, 1562, f°., S. 407 u. f.

**) Schon 1539 war in Straßburg die zweite, umgearbeitete Ausgabe dieses Werks erschienen. Die dritte, von 1543, ist abermals vermehrt.

ben die von dem absoluten Thun Gottes zu stellen; aber, obgleich man sich für beide auf Schrift und Gewissen berief, so blieben es doch, scheinbar wenigstens, unvermittelte Gegensätze. Weiter im Systeme gehend, opferte man die Freiheit vollends auf; man trieb den Widerspruch gegen die falsche katholische Theorie vom Verdienst der Werke auf die äußerste Spitze, man überschritt das richtige Maaß und stellte Sätze auf, die von den Gegnern mit Begierde aufgegriffen und zum Vorwurf gegen den Protestantismus verwendet wurden. Die römischen Theologen waren jedoch nicht im Stande, die Tiefe der reformatorischen Interessen zu erfassen; daher vermochten sie auch nicht die Wahrheit aus der oft widersprechend oder paradox scheinenden Form zu scheiden; noch weniger war es ihre Sache die Lehre weiter zu bilden und die Härte derselben zu mildern. Wenn die Auffassung der protestantischen Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts, in der damaligen Form nicht mehr haltbar ist, so sind es noch weit weniger die von den katholischen Gegnern dagegen vorgebrachten Einwendungen.

Eine Stelle aus einer, nach dem Regensburger Gespräch verfaßten Schrift Butzer's, auf die Alexander Schweizer, in seinem trefflichen Werke über die protestantischen Centraldogmen, zuerst wieder aufmerksam gemacht hat *), zeigt klar die fortschreitende Entwicklung und den innern Zusammenhang der reformatorischen Lehren; wir erlauben uns dieselbe, nach des genannten Theologen Uebersetzung, hier einzuschalten: „Um zwei Fragen handelt es sich, zuerst, auf welchem Wege, da wir Alle aus uns selbst verdammlich sind, die Vergebung der Sünden erlangt werde, das heißt, wie Gott versöhnt und wir seiner Gnade gewiß werden können; sodann, welches die rechte Verehrung Gottes und das ihm wohlgefällige Leben sei. Ueber diesen Hauptpunkt herrschte die größte Verwirrung, herstammend aus der Verdunklung der rechten Versöhnung. Endlich hat Gott sich des Jammers erbarmt, und zuerst den Erasmus auftreten lassen, der so einleuchtend gezeigt, daß unser Heil nicht durch Cerimonien erlangt werde, sondern durch wahres Vertrauen auf Christus. Ihm folgte Luther, dessen Schüler wir gerne uns nennen, mit kleinen Anfängen, indem er zuerst bloß dem schamlosen Ablaß sich widersetzte, dafür aber geächtet, die Vertheidigung der Wahrheit überhaupt auf sich nahm und die ganze Lehre von der Buße und Rechtfertigung ans Licht zog, den Mittelpunkt christlicher Heilslehre, wie und woher wir die Vergebung und Gnade erlangen. Da hierin nichts durch menschliche Kräfte und Werke bewirkt werden kann, so untersuchte man: welcherlei Vermögen im Menschen sei die Gnade zu erlangen, welcherlei theils im natürlichen Menschen, theils im bekehrten. Dann folgten hiemit verknüpft die Fragen über den Glauben,

*) **De vera ecclesiarum in doctrina etc. reconciliatione et compositione. S. l. et a., 4⁰, f⁰. 1.** — Schweizer, die protestantischen Centraldogmen in ihrer Entwicklung innerhalb der reformirten Kirche. Zürich, 1554, B. 1, S. 14.

seine Ursachen und Wirkungen, die er kraft unverdienter Wirksamkeit des heiligen Geistes in den Erwählten hervorbringt, sowohl zur Erleuchtung des Verstandes und zum Ergreifen der Gerechtigkeit Christi, als auch zum Erzeugen eines neuen Lebens; ebenso die Frage über die guten Werke und welchen Werth sie hätten vor Gott. Weiter kam man zu den Sacramenten, in deren äußerer Verrichtung so Viele das Heil zu suchen pflegten, so daß sie mehr diesen als Christo Vertrauen schenkten. Da aber die Mißbräuche von der Kirche geschützt wurden, so untersuchte man die Lehre von der Kirche und Tradition. Allem liegt also zu Grunde die Frage, wie das Heil zu erlangen sei, und jene beiden Hauptpunkte umfassen, da Trinität, Incarnation, Christologie, Schöpfung u. s. w. unbetheiligt geblieben sind, Alles was zwischen Luther und der römischen Kirche verhandelt wird." Diese merkwürdige Stelle bezeichnet nicht nur den Gang der Reformation überhaupt, sondern auch die innere Entwicklung der einzelnen reformatorischen Theologen; durch die angegebenen Phasen hindurch, vom persönlichen Heilsbedürfniß ausgehend, war auch Martyr zur Verwerfung der römischen Kirche gekommen; dieser gegenüber hatte er dann zunächst die Lehre von der Prädestination ausgebildet.

Eine andre Lehre, welche die reformirte Theologie besonders, im Widerspruch gegen den Katholicismus, entwickelt hat, ist bekanntlich die von dem Abendmahl. In diesem Punkte hatte Martyr schon aus Italien eine Ansicht mitgebracht, die der schweizerischen viel näher stand als der lutherischen. Humanistisch gebildet, durch das von Luther mißbilligte Studium des Aristoteles an klares Denken gewöhnt, hatte er das unmögliche Dogma von der Transsubstantiation frühe verworfen und eine denkbarere Formel gesucht. Dazu war er auch durch den, mit der äußerlichen Theilnahme an der Messe getriebenen Mißbrauch geführt worden; eine solche bloß äußerliche, scheinbare Gemeinschaft mit Christo konnte ihm nicht genügen, er verlangte nach einer innern, lebendigen. Aber Allem mystischen abgeneigt, sah er im Sacrament vorerst nur ein sichtbares Zeichen, ein Symbol von etwas das im Gemüthe durch den Glauben vorgeht. Seine Ansicht war indessen noch nicht vollkommen ausgebildet; den Unterschied zwischen der Lehre Zwingli's und derjenigen Calvin's hielt man damals nicht für tief genug, um sich deshalb zu trennen; der Gegensatz war nur scharf zwischen lutherischer und schweizerischer Lehre. Dieser letztern ähnlich war auch ursprünglich Melanchthon's Ansicht gewesen; hatte er doch in seinen ersten Loci communes gesagt, das, was man Sacrament nenne, sei ein äußerlich Zeichen, welches Gott an die Verheißung gefesselt hat, durch die er Gnade anbietet, und „man könne auch ohne das Zeichen gerechtfertigt werden, wenn man nur glaube" *).

In Straßburg war diese Meinung bei den Gelehrten noch vorherrschend; frühe Verbindungen mit den Schweizern, stete Correspondenz Capito's mit

*) In der Ausgabe von 1521. Melanchth. Opera, B. 21, S. 210.

Zwingli zu Zürich und Oecolampad zu Basel, hatten die Straßburger dem schweizerischen Lehrtypus näher gebracht als dem sächsischen. Dabei waren sie jedoch frühe bestrebt, zwischen beiden als Vermittler aufzutreten. Butzer namentlich that sich als solcher hervor; gelehrt, edel, friedliebend, überall das Christliche anerkennend und ehrend, schien er ganz für diesen Beruf geeignet. Zwar hat er manchmal mehr durch zweideutige Formeln, als durch wirkliche Vereinigung der in den beiden sich entgegenstehenden Lehren enthaltenen wahren Momente, zu vermitteln gesucht; allein es ist mit Recht gesagt worden, daß in seiner Ansicht die Keime einer rechten Union sich finden*); er erkannte sowohl das Wahre, als das Ungenügende beider Systeme; er wollte weder leere Symbole, noch ein sinnliches Genießen, sondern ein geistiges Aufnehmen des wahren Christus; seine bestimmte Meinung läßt sich so ausdrücken: Brod und Wein sind Zeichen, aber solche, mit denen zu gleicher Zeit, nicht in ihnen, Leib und Blut Christi wahrhaft und wesentlich gereicht werden. Dabei gebrach es aber Butzer an Kraft, sein Versöhnungswerk durchzusetzen; die imponirende Geistesgröße Luther's hatte auch auf ihn ihren Einfluß ausgeübt. Schon in dem Vierstädte-Bekenntniß hatte er sich bemüht, sich der Auffassung Luther's anzupassen, und sich über das Abendmahl auf eine Weise ausgedrückt, die zwischen der oberrheinischen Lehre und der der Wittenberger kaum eine sichtbare Differenz übrig ließ **). Seit dieser Zeit hatte er unablässig gestrebt, Luther's Ansicht seinem theologischen Gewissen näher zu bringen, und nach Formeln gesucht, in denen sie weniger anstößig und mehr schriftgemäß ausgedrückt werden könnte. Er hatte viel geschrieben und unterhandelt, selbst persönlich mit Luther und Melanchthon sich besprochen; im Jahre 1532 hatte man sogar zu Straßburg beschlossen „die fürstliche Augsburger Confession" neben der Straßburger anzunehmen; doch hatten, zwei Jahre darauf, in ihrem Bericht an die Kirche von Münster in Westphalen ***), die Straßburger Prediger wieder nichts Anderes zu lehren vermocht, als daß „uns der Herr in seinem heiligen Abendmahl, mit dem Brod seinen wahren Leib, und mit dem Kelch sein wahres Blut gibt, und daß diese Speise, eigentlich zu reden, durch das glaubige Herz erfaßt wird." Daß dieß Luthern nicht genügte, begreift man leicht. Butzer gab jedoch die Unterhandlungen mit ihm

*) Ebrard, das Dogma vom h. Abendmahl und seine Geschichte. Frankf., 1846, B. 2, S. 361.

**) Im 10. Artikel der Augsb. Confession wird gesagt: „der wahre Leib und das wahre Blut Christi sind wahrhaft gegenwärtig unter Gestalt des Brods und Weins, und werden da ausgetheilt und genossen." Im 18. der Tetrapolitana: „Der Herr gibt seinen Jüngeren und Gläubigen seinen wahren Leib und wahres Blut wahrlich zu essen und zu trinken, zur Speise ihrer Seelen und ewigem Leben, daß sie in ihm und er in ihnen bleibe." Freilich war hier nur von Glaubigen die Rede.

***) Bericht aus der heyligen Geschrift von der . . . anstellung und haushaltung christlicher gemeyn. Straßb., 1534, 4°.

und den Schweizern nicht auf. So entstand, im Mai 1536, auf der Zusammenkunft zu Wittenberg, die sogenannte Wittemberger Concordie, nach welcher gelehrt werden sollte, mit Brod und Wein seien Leib und Blut der Substanz nach gegenwärtig. Beide Theile verstanden dieß freilich jeder in anderm Sinn; aber auf Luther's Drängen gab der widerstrebende Butzer selbst zu, daß auch die Unwürdigen den Herrn empfangen. Die Concordie wurde zu Straßburg angenommen, und somit war der lange Streit, für eine Zeit wenigstens, beigelegt. Von den Professoren der Schule wurde damals noch kein anderes Zeugniß verlangt, als das, sich zum gereinigten Evangelium zu bekennen; erst bei ihrer Aufnahme ins Kapitel von S. Thomä wurden sie zu einer bestimmten Unterschrift verpflichtet; in diesem Collegium hielt man jedoch lange Zeit hindurch an der Ansicht fest, unter dem Ausdruck „unsre Confession" sei eher die der vier Städte zu verstehn, als die fürstlich Augsburgische. Die Prediger der französischen Fremdengemeinde mußten sich, um an den Verhandlungen des Kirchen-Convents Theil nehmen zu können, zum Unterschreiben der Augsburgischen Confession bequemen; allein in dieser Zeit drang man noch nicht auf knechtisches Halten an dem Buchstaben, sondern gestattete der Deutung einen gewissen freiern Spielraum, so daß selbst Calvin, während er in Straßburg französischer Prediger war, ohne Zögern und ohne unehrliche Zweideutigkeit seine Unterschrift gab *). Man hatte Frieden, und dabei noch eine billige Lehrfreiheit. Selbst in den Kirchen hörte man noch eine Zeit lang, ohne daß Jemand Anstoß daran nahm, Ausdrücke, die an die ältere Straßburger Lehre erinnerten; so wurde in den Communiongebeten noch geredet von dem Leib des Herrn, den er zu einer Speise „der Seelen" gegeben, und von einem „geistlichen" Empfangen desselben. Erst später wurden diese Stellen, durch Auslassung der Worte Seele und geistlich, lutherisch-orthodox abgeändert.

Dieser Rückblick war nöthig, um zu zeigen, wie es zu Straßburg stand, als Martyr ankam, und um die in der Folge ausbrechenden Zerwürfnisse zu begreifen, in die er hineingezogen wurde. Bei seiner Ankunft hatte man noch so viel Vertrauen in sein Bekenntniß, daß man weder die Unterschrift der Augsburgischen Confession, noch die sonst einer Formel von ihm verlangte; man begnügte sich mit seiner Erklärung, die Schrift auslegen zu wollen nach der Glaubens-Analogie, bloß mit der Bedingung, was er lehre, nöthigenfalls in öffentlicher Disputation zu vertheidigen **). Was das Abendmahl betrifft, so wollte Butzer anfänglich ihn bereden, sich gleichfalls unbestimmter Ausdrücke zu bedienen, in der Meinung, es sei ein Mittel, Lutherische und Zwingsianer leichter zu einigen; Martyr versuchte es, als er aber sah, daß Viele ihn mißverstanden, ließ er wieder davon ab ***); er erkannte, daß die

*) Calvin an Schalling, 25. März 1557. Calvini epistolae, S. 182.

**) Zanchii opera, B. 7, Th. 1, S. 2.

***) Simler, Narratio de vita Bullingeri. Zürich, 1575, 4°. f°. 25.

Anhänger der sich entgegenstehenden Formeln, durch das Verwischen der Gegensätze einander nicht näher gebracht wurden, während der einfache Laye, eher dadurch verwirrt als aufgeklärt, nicht mehr wußte was er glauben sollte. Seine eigene Ansicht bildete er, unter dem Einfluß von Calvins Schriften, so aus, daß er sich nicht mehr mit dem bloßen Symbol begnügte, sondern im Abendmahl immer mehr ein geistiges Genießen des dem Glauben gegenwärtigen Christus annahm.

Der Umstand, daß er sich, vor der bestimmtern Ausbildung seiner Ueberzeugung, der Butzer'schen Redeweise bedient hatte, brachte ihn selbst bei Bullinger für einen Augenblick in den Verdacht, als habe er sich der lutherischen Ansicht zugewandt. Als nemlich Luther, im Jahr 1544, in höchster Erbitterung über die auf Bullinger's Rath von Rudolph Gualther veranstaltete Ausgabe von Zwingli's Werken, sein „Kurzes Bekenntniß vom heiligen Sacrament wider die Schwärmer" geschrieben hatte, in welchem er Zwingli und Oecolampad als Ketzer und Seelenmörder bezeichnete, hatte Bullinger, im Namen der über diesen lieblosen Angriff empörten Schweizer, nicht minder heftig Luthern geantwortet *). Da nun Bullinger, dessen Schrift von Calvin nicht gebilligt wurde, während Melanchthon die Luther's getadelt hatte, eine Zeit lang von Martyr keine Briefe erhielt, meinte er, auch dieser habe sich in dieser Angelegenheit von seinen Zürcher Freunden getrennt. Den 7. Juli 1545 schrieb ihm aber Martyr: „ich liebe die Streitigkeiten nicht; ich will nicht, daß, wegen des neuen Zwiespalts über das Abendmahl, der christliche Friede unter uns gebrochen werde. So viel ich die Sache verstehe, seid ihr in dieser Lehre von der Wahrheit nicht fern. Ihr habt den unglücklichen Streit nicht wieder angefangen. Ich bitte Gott, daß er durch seinen heiligen Geist die erhitzten Gemüther besänftige und mit einander versöhne. Mit euch fühle ich mich im Geiste eins. Andre mögen noch so sehr aufbrausen, ich kann eine Fassung der Lehre nicht verdammen, die dem Worte Gottes nicht widerstreitet." Wenn indessen Martyr sich mit den Zürchern geistig verbunden fühlte und ihnen näher stand als den lutherischen Theologen, so geht doch aus der Art, wie er sich in diesem Schreiben ausdrückt, nicht hervor, daß er ein entschiedener Anhänger der Lehre Zwingli's war. Wie die Folge es noch deutlicher zeigen wird, hatte er sich die calvinische Auffassung angeeignet. Trotz der Verschiedenheiten war er aber der Ueberzeugung, der Friede und die Eintracht könnten in diesem Punkte unter den Evangelischen erhalten werden.

*) Wahrhaftes Bekenntniß der Diener der Kirche zu Zürich, was sie . . . glauben und lehren, insonderheit aber von dem Nachtmahl unsres Herrn J. C., mit gebürlicher Antwort auf das unbegründet ärgerlich Schmähen, Verdammen und Schelten D. M. Luthers. Zürich, 1545, 4°. — Simler, Narratio de vita Bullingeri. f°. 20.

Selbst der neu nach Straßburg berufene, und nachmals für das Lutherthum so thätige Johann Marbach, aus der befreundeten Stadt Lindau gebürtig, schien damals noch zur Verträglichkeit mit Butzer und Martyr geneigt. Nachdem Marbach zu Wittemberg unter Luther's Vorsitz Doctor geworden, obgleich Melanchthon von seiner Gelehrsamkeit keine sehr günstige Meinung hatte, war er als Prediger nach Isny abgegangen; von da wurde er, 1545, als vierundzwanzigjähriger Jüngling nach Straßburg an die Nicolaikirche berufen. Butzer, der selbst ihn vorgeschlagen hatte, durchschaute ihn bald; schon nach der ersten Predigt Marbach's, sagte er zu Martyr: „das ist ein übermüthiger Theologe; er wird der Kirche viel schaden; es wird nicht lange dauern, so wird er das verwirren, was wir hier aufgebaut haben" *). Dieß Urtheil wollen wir nicht unbedingt unterschreiben; denn an christlichem Sinn und praktischem Verdienst hat es Marbach nicht gefehlt; aber auch so viel ist gewiß, daß er durch sein strenges Verwerfen der reformirten Lehre und sein einseitiges Dringen auf die Augsburger Confession, so wie durch seinen hierarchischen Geist in der Folge viel dazu beigetragen hat, in Straßburg die Herrschaft einer unduldsamen Orthodoxie einzuführen, die weder dem Leben noch der Wissenschaft ersprießlich war. Nach seiner ersten Ankunft jedoch, hielt er sich, den ältern, unter den Stürmen und Siegen der ersten Reformationszeit gereiften Männern gegenüber, in mäßiger Ruhe; er befreundete sich mit den Predigern und den Professoren, unterhielt einen vertrauten Briefwechsel mit Melanchthon, selbst Butzer erkannte zuletzt seine Tüchtigkeit an.

Es ereignete sich eine Thatsache, die an sich von untergeordneter Wichtigkeit war, aber doch beweist, wie unter Allen noch Eintracht herrschte, und wie man, des hohen Werthes unbeschadet, den man aufs Abendmahl legte, den rechten Genuß desselben noch nicht von der Annahme der oder jener Formel abhängig machte **). In Marbach's Hause wohnten drei schweizerische Studenten, ein Schafhauser und zwei Zürcher, Jacob Gesner, Sohn des berühmten Naturforschers, und Ludwig Lavater, der zukünftige Zürcher Antistes, Sohn des wackern Bürgermeisters Hans Rudolph. Am Osterfeste 1546 weigerten sich diese Jünglinge mit den Straßburgern zum Abendmahl zu gehn; Marbach ermahnte sie, diesem Entschluß keine Folge zu geben, sie könnten ja communiciren, sobald sie nur Glauben haben, sie brauchten sich über die Art der Gegenwart Christi keine Skrupel zu machen. Der Schafhauser gab nach, die Zürcher nicht. Als hierauf, in der Johannismesse, Doctor Conrad Gesner nach Straßburg kam, besprachen sich die Theologen mit ihm über den Vorfall; sie bemerkten, sie würden sich mit einem einfachen, allgemeinen Bekenntnisse von der Gegenwart und Wirksamkeit Christi begnügen,

*) Löscher, Unschuldige Nachrichten. Leipz., 1728, S. 1029.

**) Pappus, Warhaffte Widerlegung des unwarhafften Berichts . . wider die Straßburgische . . . Kirchenordnung. Straßb., 1611, 4°, S. 162 u. f.

sie begehrten nicht mehr, als daß die Schweizer nach dem Sinne der Basler Confession *) mit ihnen Abendmahl hielten. Gesner fand dieß natürlich, redete mit den Jünglingen und versprach auch in Zürich zu handeln, hoffend, die Sache werde sich leicht beilegen lassen. Man ging nicht weiter darauf ein. Bei der feierlichen Communion, die nach dem Ausbruch des schmalkaldischen Krieges gehalten wurde, blieben jedoch die drei Schweizer abermals weg. Dießmal brachte Marbach eine Klage vor den Kirchen-Convent; die drei wurden vor diese Versammlung berufen, und dringend ermahnt, kein Beispiel zu geben, das gefährliche Folgen haben könnte. Es verbreitete sich hierauf das falsche Gerücht, sie sollten von der Schule ausgeschlossen werden; so weit war es noch nicht in Straßburg gekommen; Butzer beschied sie vor sich, und erklärte ihnen, daß man sie bloß habe ermahnen wollen und keine andre Absicht gegen sie hege. Den 7. October schrieb dann Hedio, im Namen der Straßburger Theologen, an die Zürcher, sie mögen ihre jungen Leute aufmuntern, das Abendmahl nicht zu verschmähen, man verlange nichts von ihnen als das Bekenntniß, wie es Paulus im ersten Briefe an die Corinther ausdrückt, Kap. 10, V. 16. Man war daher nicht wenig erstaunt, als ein den 10. Januar 1547 geschriebener und vornehmlich an Butzer, Hedio und Martyr gerichteter Brief der Zürcher ankam, worin es hieß, die Jünglinge seien bei ihrem Abgange aufgefordert worden in ihrer Lehre zu beharren und mit denen nicht Abendmahl zu halten, die diese Lehre nicht bekennen; zu Zürich nöthige man keinen Fremden zur Communion, die Straßburger mögen es ebenso halten. Beiderseits wollte man also den Gewissen keinen Zwang anthun, zu Zürich, indem man von den Fremden weder Bekenntniß noch Theilnahme am Sacramente verlangte; zu Straßburg, indem man zwar meinte, es gezieme sich nicht einem jungen Theologen sich von der Gemeinde auszuschließen, aber weiter nichts begehrte als was jeder evangelische Christ bekennen konnte.

In dieser Lage und Wirksamkeit, von gleichgesinnten Freunden umgeben, hochgeachtet von den trefflichen Männern, deren es damals in Straßburg so viele gab, vornehmlich von dem edlen Stättmeister Jakob Sturm, und dem ehrwürdigen Alt-Ammeister Matthias Pfarrer, mußte sich Martyr wahrhaft glücklich fühlen. In dankbarer Erinnerung an diese schöne Zeit, schrieb er später, von Zürich aus, an die Straßburger Schulherren **): „Nachdem Gott, aus bloßer Gnade, nicht um meiner Tugenden oder Verdienste willen, für gut gefunden hatte, mich zum Dienste seines Sohnes, unsres Herrn, zu berufen, um auf alle Weise, die ihm gefallen würde, ihn zu verkündigen, hielt

*) Diese, im Januar 1534, unter Butzer's Einfluß angenommene Basler Confession, sprach sich vermittelnd über das Abendmahl aus: mit Brod und Wein werden der wahre Leib und das wahre Blut Christi angeboten; Brod und Wein bleiben was sie sind, Christus selbst ist die Speise der glaubigen Seelen.

**) Comment. in libr. Judicum. 1560.

ich es für meinen Beruf, nicht nur als Lehrer, sondern durch mein ganzes Leben und Denken das mir angewiesene Amt nach besten Kräften zu erfüllen.“ Dabei dankte er aufs Innigste für die Art, wie ihn die Straßburger dabei durch ihre Liebe und Achtung unterstützt hatten.

Bisher hatte er, allein, bloß mit seinem jungen Freunde Santerenziano, der ihm als Schreiber und Gehülfe diente, eines der geräumigen Häuser des Kapitels S. Thomä bewohnt. Der Wunsch nach einem Familienleben wie er es bei seinen Freunden sah, und das Zureden Butzer's bewogen ihn, im Jahre 1546, sich zu verehlichen mit Catharina Dammartin, von Metz, die der Religion wegen sich nach Straßburg geflüchtet hatte. Es war eine ehemalige Nonne, still und fromm wie ihr Gatte, und wegen ihrer Wohlthätigkeit allgemein verehrt. Um diese Zeit erhielt Martyr den Besuch Galeazzo Caraccioli's, auf welchen eine seiner Predigten zu Neapel einen so tiefen Eindruck gemacht hatte; das Amt, das er am Hofe des Kaisers bekleidete, hatte den jungen Grafen nach Deutschland geführt; er wandte sich nach Straßburg, um den Prediger zu besuchen, dem er seine erste Erweckung verdankte; Flaminio und Pole hatten ihm Glück gewünscht zur Aenderung seines Sinnes*), aber nicht vorausgesehn, daß er einst die römische Kirche verlassen würde; die Unterredungen, die er nun mit Martyr hatte, bewogen ihn vollends, sich der Reformation anzuschließen und für sie zu wirken **). Auch unter den Flüchtlingen, die sich dazumal in Straßburg aufhielten, fand Martyr manchen Freund, namentlich den Spanier Francisco Encinas, Dryander genannt, der die Bibel in die Sprache seines Landes übersetzte, und die Engländer Miles Coverdale und Edmund Grindall. Letztere boten der elsässischen Kirche ihre Dienste an; Coverdale, der deutschen Sprache mächtig, ward Pfarrer zu Bergzabern, Grindall hielt eine lateinische Schule zu Landau ***). Diese drei Männer blieben mit Martyr, und überhaupt mit den Straßburgern, in der vertrautesten Verbindung.

Die friedliche Ruhe, die Martyr zu Straßburg genoß, wurde nur getrübt durch die von Außen kommenden Nachrichten; Ende 1545 wurde das Concil zu Trident eröffnet und unternahm alsobald die Verurtheilung der protestantischen Lehren; das neue Religionsgespräch, das zu Regensburg gehalten werden sollte, zerschlug sich unter den ungünstigsten Verhältnissen; alle friedlichen Mittel zur Vereinigung waren erschöpft, der schmalkaldische Krieg

*) Flaminii aliquot epistolae, ed. Camerarius.

**) Balbano, Vie de Galéas Caraciol, S. 52.

***) Es existiren im Archiv des Straßburger protest. Seminars, außer einem Briefe Grindalls an Conrad Hubert (Landau, 26. Juni, s. a.), mehrere die Coverdale, meist unter dem Namen Michael Anglus, aus Bergzabern, in den Jahren 1544 und 1545 gleichfalls an Hubert geschrieben; einer derselben ist deutsch. — Dryanders Bruder Juan wurde 1545 zu Rom als Ketzer verbrannt.

brach aus, die protestantische Sache schien verloren durch die Uneinigkeit der Stände und unter der siegreichen Macht des Kaisers. Es war für die deutschen Protestanten eine angstvolle Zeit. Tief ergriffen von der Ungewißheit der Zukunft für die evangelische Kirche, aber doch voll festen Vertrauens auf Gottes Hülfe, sprach Martyr, in diesen Tagen der Noth, seine Gefühle in den Gebeten aus, mit denen er, nach damaliger Sitte, jede seiner Vorlesungen anzufangen und zu beschließen pflegte. Wegen der Aehnlichkeit der Lage, nahm er diese Gebete damals aus den Psalmen; es sind kurze, in schöner Sprache gehaltene Anrufungen Gottes, um die Zuhörer zum Festhalten am Evangelium und zur Hoffnung auf das Erbarmen Gottes aufzumuntern*). Es ist der Mühe werth einige hier mitzutheilen, als Zeugnisse von Martyr's Gesinnung und als treffliche Muster: aus dem 55. Psalm: „Täglich fahren wir fort, o allmächtiger Gott, deine Barmherzigkeit anzuflehen, weil die Feinde deiner Kirche nie ruhen, auf alle Weise wider sie zu streiten, weil sie groß an Zahl sind und ihre Macht über die Maßen sich erhebt. Doch ängstigt uns nichts mehr als unsre eignen Sünden, durch die wir dich schwer beleidigen und uns deines Schutzes unwürdig machen. Groß ist aber deine Huld und Gnade; darum lassen wir nicht ab, auf dich zu hoffen, wir gedenken deiner Verheißungen, die wir loben und preisen und, so viel an uns ist, glaubig festhalten. Gieb daher, gnädiger Vater, daß wir nicht mehr uns fürchten als es sich geziemt. Wir wissen, daß die Feinde uns schmähen, daß sie alle ihre Gedanken gegen deine heilige Lehre richten, daß sie jede Gelegenheit ergreifen, deine Kirche zum Falle zu bringen. Du aber, o Gott, verwirf die Gebete und Seufzer deiner Glaubigen nicht, stärke und kräftige uns so, daß, was auch die Menschen uns anthun mögen, wir uns nicht dadurch beirren lassen. Bewahre unsre Seelen vor dem Untergang, damit wir jetzt und im zukünftigen Leben deines seligen Lichtes genießen, durch Jesum Christum unsern Herrn. Amen." Und aus Psalm 121: „Mit angstvoller Sehnsucht harren wir, o allmächtiger Gott, in diesen schweren Zeiten deiner Hülfe; zu dir erheben wir unsre Augen, denn so wie wir wissen, daß deine Macht Himmel und Erde geschaffen, so glauben wir auch, daß sie uns aus den gegenwärtigen Gefahren erretten kann. Wir bekennen zwar, daß unsre Sünden es sind, die uns diese verdiente Züchtigung zugezogen haben; denn nachdem du uns zum Evangelium deines Sohnes berufen hast, haben wir dir den rechten Gehorsam nicht erwiesen, sondern nur das Unsre suchend, haben wir deine Ehre elend verschmäht. Doch sieh nicht, o Gott, auf unsern Undank, rechne uns unsre Missethat nicht zu; bewahre vielmehr, nach deinem Erbarmen, unsre Füße vor dem Fall, befestige sie auf dem Pfade deiner Gebote, damit sie nicht weichen davon. O zeige uns, daß du nicht schläfst, wenn es gilt über deiner schwer betrübten Kirche zu wachen. Du behütest die Deinen in der Hitze des

*) Diese Preces ex Psalmis wurden erst nach seinem Tode herausgegeben.

Tages und in den Schauern der Nacht; o so verlaß uns nicht, uns die wir so Großes leiden von dem Grimm deiner Feinde; behüte nicht nur unsre Seelen und unser Leben, sondern vornehmlich deine Kirche, die so hart bedränget wird, behüte unsern Ausgang und Eingang, damit wir bleiben auf den Wegen deines Worts und in ihm feststehn immerdar, durch Jesum Christum unsern Herrn. Amen."

Die bedenkliche Lage des Protestantismus, nach der Auflösung des schmalkaldischen Bundes, hätte wahrscheinlich für Martyr persönliche Gefahr gebracht, wenn nicht im April 1547 Straßburg mit Karl V. Friede gemacht hätte. Als kurz vorher der siegreiche Kaiser Augsburg zur Uebergabe aufforderte, verlangte er nicht nur die Auslieferung des Heerführers Sebastian Schertlin von Burtenbach, sondern auch die Ochino's, der, nach mancherlei Wanderungen, seit 1545 einer kleinen italienischen Gemeinde zu Augsburg vorstand. Der ehemalige Kapuzinergeneral, dessen Predigten der Kaiser zu Neapel bewundert hatte, war der römischen Kirche um so verhaßter geworden, je größern Ruhm sie von seinen Diensten erwartet hatte. Die Augsburger ließen ihn aber heimlich entkommen; bald darauf traf er in Straßburg ein. Wer weiß ob nicht, in ähnlichen Verhältnissen, auch des nicht minder verhaßten Augustiner-Priors Vermigli Auslieferung verlangt worden wäre? Der Friede der Stadt mit dem Kaiser ließ ihn jedoch sicheres Bleiben hoffen. Inzwischen langte, im Namen des englischen Königs Eduard VI., ein Ruf von dem Erzbischof Cranmer an, der den wahrscheinlich von Grindall und Coverdale ihm empfohlenen Martyr für eine der englischen Universitäten begehrte. Auch Ochino war im Begriff nach England zu gehn; Curione hatte ihn an den Erzieher Eduards, den gelehrten John Cheke empfohlen *). Er redete Martyr zu, den Ruf anzunehmen; auch der Magistrat gab seine Einwilligung, aber nur für eine bestimmte Zeit, wie es, bei dem damaligen Mangel tüchtiger Theologen, Sitte war. Mit seiner Gattin und mit Santerenziano, und von Ochino begleitet, verließ Martyr Straßburg; Ende November 1547 kamen sie in England an.

---

*) 5. Sept. 1547. Curionis epistolae et orationes, Basel, 1553. S. 28.

Drittes Buch.

Oxford. 1547—1553.

Erstes Kapitel.

Zustand der englischen Kirche. — Martyr's Anstellung zu Oxford *). — Seine Reden an die Studenten.

Eduard VI., in dessen Namen Martyr nach England berufen wurde, hatte den 29. Januar 1547, als kaum zehnjähriges Kind den Thron bestiegen. Sein tyrannischer, auf sein theologisches Wissen eingebildeter Vater, Heinrich VIII., hatte durch gewaltsame Maßregeln und eigenwillige Verordnungen die Kirche reformiren wollen, je nach den Bedürfnissen seiner Politik oder seinem persönlichen Gelüst. Die wahre Kirchenverbesserung, die der Lehre und des Cultus, war nur langsam, Schritt für Schritt, vorangegangen, mit manchem Hemmniß und Rückfall, so wie es die Launen des gekrönten Oberhauptes mit sich brachten. Sie wurde von Außen her begonnen, nicht von Innen heraus; es war zuvörderst nur äußere Lossagung von Rom, nicht innere Befreiung durch die Predigt des Wortes von Christo. Indessen wurde ein Weg gebahnt für die Folgezeit. Durch die Akte vom 3. November 1534 war die Unabhängigkeit der englischen Kirche vom päpstlichen Stuhle festgestellt worden, obgleich Anfangs das Supremat des königlichen Papstes nicht besser war als die des Papstes zu Rom. Auch die, obschon beschränkte, Verbreitung der Bibel in der Landessprache, und die, vorerst nur theoretische,

*) Außer der bekannten Geschichte der englischen Reformation von Burnet, sind, besonders in Bezug auf Martyr, nachzusehn: Strype, Ecclesiastical memorials, und Annals of the reformation, neue Ausgaben, Oxford, 1822 und 1824; und Wood, Historia et antiquitates Universitatis Oxoniensis. Oxford, 1674, f°.

Anerkennung derselben, als einzige Norm der Lehre und des Gottesdienstes, waren Gewinnste die später zum Segen wurden. In die Tiefen des Volks war freilich die Reformation noch wenig eingedrungen; hohe und niedere Geistliche waren zum größten Theil noch starr katholisch; Gelehrsamkeit fehlte ganz und gar; auf den Universitäten herrschte noch das Unwesen mittelalterlicher Scholastik und Barbarei; es waren keine klassisch und theologisch gebildete Männer da, wie in Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich, in Italien; der Geist neu erwachter Wissenschaft hatte nur die Wenigsten ergriffen, und diese hatten bis jetzt nicht vermocht die träge Masse zu beleben.

Als Eduard VI., trefflich und fromm erzogen durch den Ritter John Cheke und Doctor Richard Coxe, seinem Vater nachfolgte, richtete sich die Hoffnung der Protestanten auf ihn und auf seinen Oheim, den Regenten, Eduard Seymour, Herzog von Somerset. Calvin sprach diese Hoffnung mit beredten Worten in dem Schreiben aus, durch welches er, den 24. Juni 1548, dem Regenten seinen Commentar über die Briefe an Thimotheus widmete, in denen, wie er sagte, sich ein lebendiges Gemälde der wahren Regierung der Kirche findet *). Es waren aber große und zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden. Mit der Regierung hatte Eduard VI. ein tief zerrüttetes Kirchenwesen geerbt. Es fand sich, daß die Kirchenpatronen nicht für die Gemeinden, sondern nur für ihre daraus zu ziehenden Einkünfte sorgten; daß mancher hohe Herr eine Pfarrei seinem Pächter oder Jäger überließ, der statt des tüchtigsten, den wohlfeilsten Vikar anstellte; daß der Gottesdienst auf unwürdige Weise gehalten wurde, daß Taufen und Hochzeiten nur Volksbelustigungen waren, ohne den Ernst einer kirchlichen Feier; daß das Abendmahl, obwohl in der Landessprache, doch immer noch die Bedeutung der Messe hatte; daß Seelsorge, Jugendunterricht, Kirchenzucht, Armenpflege an den meisten Orten verschwunden waren; daß unter der Menge Unwissenheit, Verachtung der Kirche, manchfacher Aberglaube herrschten, während die Großen, in Luxus und weltlicher Lust versunken, nur selten religiöses Interesse bewiesen. Schon oben ist auf den Zustand der beiden großen Landes-Universitäten, Oxford und Cambridge, hingedeutet worden; mit streng-römischen oder indifferenten Lehrern besetzt, wie konnten sie Geistliche liefern, die der Kirche aufgeholfen hätten? Manche Pfarreien hatten Jahre lang keine Predigt gehört; es ward Butzer versichert, es seien im ganzen Lande kaum zehn Pfarrer, die etwas zu leisten vermochten **). An der Spitze der reformatorischen Parthei stand

*) Den 22. Oct. 1548 richtete Calvin ein längeres Schreiben an den Regenten, über die Reformation der englischen Kirche. Lettres françaises de Calvin, publ. par Bonnet. Paris, 1554, B. 1, S. 261 u. f. 1551 widmete er dem Könige selbst seinen Commentar über die katholischen Briefe, so wie den über Jesaias.

**) Butzer an Hooper. In den von Conr. Hubert herausgegebenen Scripta anglicana Buceri. Basel, 1577, f°. S. 705. — Fagius an Marbach,

Thomas Cranmer, Erzbischof von Canterbury, gelehrt, der besten Absichten voll, aber, wegen seines schwankenden Charakters, seiner großen Aufgabe nicht vollkommen gewachsen. Unter Heinrich VIII. hatte er, von dem Könige behindert, nicht durchgreifen können; selbst unter Eduard VI., obgleich er mit Einsicht und dießmal größerer Entschiedenheit auftrat, ist er nur langsam und vermittelnd vorangeschritten. Doch soll ihm daraus kein zu schwerer Vorwurf gemacht werden; die Umstände waren weit schwieriger als anderswo; es fehlte vor Allem an Männern, deren kräftiger Hülfe er sich hätte bedienen können. Da man nicht auf einmal das ganze Land mit neuen Pfarrern versehn konnte, verfaßte im Juli 1547 Cranmer, von Latimer, Bischof von Worcester, und Ridley, Bischof von Rochester, unterstützt, eine Homiliensammlung, zum Vorlesen in den Kirchen bestimmt und die reformatorischen Lehren enthaltend. Im folgenden September ordnete er eine große Kirchenvisitation an; eine, von Predigern begleitete Commission, durchzog das Land, stellte katholische Gebräuche ab und befahl den Geistlichen, welchen der Suprematseid abgefordert wurde, eifrige Führung ihres Amts nach den Grundsätzen der Reformation. Die Hauptsache war aber tüchtige Gelehrte zu berufen, um ein neues Geschlecht von Geistlichen zu bilden. Es gab damals Verfolgte und Vertriebene genug, deren Dienste man ansprechen konnte; Cranmer wandte sich an mehrere derselben, aber auch an andre berühmte Theologen Deutschlands und der Schweiz. So berief er Martyr, Ochino, Tremellio, welcher bald nach diesen Beiden in England anlangte; selbst an Melanchthon erging eine dringende Einladung, im October 1547, und noch zwei Mal im folgenden Jahr *); weiter unten wird noch von mehrern Andern die Rede sein.

Als Martyr ankam, wurde er mit seinen Gefährten, von Cranmer in seinem erzbischöflichen Palaste zu Lambeth beherbergt. Er wurde zum königlichen Professor der Theologie zu Oxford ernannt, als Nachfolger eines Mannes, der ein seltenes Beispiel niedrigen Wankelmuthes war, und später Martyr auf die schmählichste Weise verfolgte. Es war Doctor Richard Smith; zuerst hatte er zu Oxford katholisch scholastisch gelehrt; dann, um 1540, um sich bei Bischof Latimer, der nach Oxford gekommen war, um die Universität zu inspiciren, beliebt zu machen, die Rechtfertigung durch den Glauben behauptet; kurz darauf war er zum Katholicismus zurückgekehrt, hatte, nach Eduard's Regierungs-Antritt, heftige Traktate gegen die Regierung geschrieben, aber, ebenso plötzlich die Farbe wieder wechselnd, schon den 30. Mai zu London, vor großer Versammlung, einen Widerruf gethan, den er dann zu

---

26. April 1549, bei Fecht, Historiae ecclesiast. saeculi 16 supplementum, Epistolae ad Marbachios. Frankf., 1684, 4°. S. 8.

*) Cranmer an Laski, 4. Juli 1548. Gabemma, Epistolae illustrium virorum. Harling, 1669. S. 109.

Oxford weitläufig, zum Staunen seiner Zuhörer, entwickelt hatte *). Einem solchen Manne war nicht zu trauen; er wurde abgesetzt und Martyr erhielt seine Stelle. Diesem waren, bei seiner Ankunft, die englischen Zustände nicht unbekannt gewesen; schon zu Straßburg war er mit lebhaftem Interesse den Vorgängen in England gefolgt, und hatte die erhaltenen Nachrichten seinen Freunden mitgetheilt **). Als er sich zur Reise rüstete, war in London ein großer Schritt gethan worden; den 4. November 1547 hatte die Eröffnung des Parlamentes stattgefunden, das erst recht die Reformation einführte: die Wahl der Bischöfe wurde dem Könige in die Hand gegeben, mehrere katholische Gebräuche abgeschafft, das Abendmahl unter beiden Gestalten eingeführt und die Privatmessen untersagt ***). Es waren dieß Maßregeln die von Entschiedenheit zeugten und Martyr mit Freude und Hoffnung erfüllen mußten; doch machten ihm die herrschende Verwirrung und der heftige Widerstand der Römischgesinnten immer noch große Besorgniß; noch im Dezember 1548 schrieb er an Butzer: zweierlei erlaube ihm noch nicht an einen raschern Fortgang des Evangeliums in England zu glauben: die Hartnäckigkeit der zahlreichen und mächtigen Gegner, die die Menge nach sich ziehen und mit unglaublicher Sophistik die Reformation bekämpfen; und andrerseits die unglückseligen Streitigkeiten über's Abendmahl, die unter den Protestanten selbst, und sogar im Parlamente, ausgebrochen sind; die Transsubstantiation sei zwar überwunden, jetzt aber bekämpfe man sich über die Art der Gegenwart des Herrn. Doch will er die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht aufgeben: „nichts in der Welt, ruft er aus, ist schwerer als eine Kirche zu gründen“ †); seien einmal tüchtige, erleuchtete Diener da, so werde das Evangelium auch in diesem Lande den Sieg erringen.

Um solche Diener zu bilden, war er mehrmals in Cranmer gedrungen, noch mehr fremde Theologen zu berufen, außer mehrern nach England geflüchteten Protestanten, deren Anstellung er wünschte, oder die er dem Erzbischof vorschlug, um ihm bei Regelung des Kirchenwesens behülflich zu sein. Er und William Turner, der als Naturhistoriker berühmte Leibarzt des Herzogs von Somerset, empfahlen ihm den polnischen Edelmann Johann Laski, einen ebenso muthigen als frommen, geist- und lebensvollen Gelehrten, reich an Erfahrung, die er auf vielen Reisen gesammelt hatte. Er hielt sich damals zu Emden auf; im Juli 1548 erhielt er Cranmer's Ruf; die Gräfin Anna von Friesland entließ ihn jedoch nur für kurze Zeit; er kam im September und blieb während sechs Monaten des Erzbischofs Hausgenosse

*) Martyr, De votis, S. 612 u. f.

**) Mehrere Briefe von 1547 an Dryander. Ms.

***) Heinrich VIII. hatte die Transsubstantiation nicht aufgeben wollen; mehrere die sie läugneten, waren hingerichtet worden.

†) An Utenhoven, Jan. 1549. Gerdesius, Scrinium antiquarium. Gröningen, 1748, 4°. B. 4, S. 665.

und Berather. Bald nach ihm kam sein Freund, Johann von Utenhoven, aus einer Genter Familie, deren Glieder sich theils in hohen Aemtern, theils durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet haben. Auch Utenhoven war viel gereist, hatte die Schweizer und Straßburger Theologen besucht, und brachte Cranmer den Beistand seiner Erfahrung und seines Raths. Er und Laski wurden Martyr's treue Freunde. Utenhoven empfahl ihm für die englische Kirche Valérand Poulain (Polanus), einen Edelmann von Lille, der sich der evangelischen Theologie gewidmet hatte; Martyr verwendete sich für ihn bei dem Kanzler der Oxforder Universität *); Poulain zog indessen vor, sich seinen geflüchteten Landsleuten zu widmen und sammelte eine französische Gemeinde zu Gladstonbury in Somersetshire. Ein andrer französischer Flüchtling, Peter Alexandre, von Arles, der seit 1547 bei Cranmer wohnte, wurde zu Canterbury angestellt und mit einer Präbende versehn. Von Melanchthon wurde Francisco Dryander empfohlen **), ein alter Freund der Straßburger, so wie Laski's und Calvin's. Martyr wollte ihm die Stelle als Erzieher des Sohnes der Herzogin von Norfolk verschaffen, welche in England als eine der treusten Bekennerinnen des Evangeliums galt. Der verheirathete Dryander zog vor, sich um eine Professur zu Cambridge zu bewerben; Martyr billigte es als seiner Lage angemessener ***). Er selbst hegte damals den Wunsch, nach Cambridge überzusiedlen; in Oxford stand er einsam; unter den Professoren hatte er Anfangs, statt eines Freundes, nur eifersüchtige oder fanatische Gegner gefunden. Zu Cambridge gab sein Landsmann und jahrelanger Gefährte Tremellio Unterricht im Hebräischen; an ihn und an Dryander hätte er sich anschließen mögen; auch seiner Gattin wegen hätte er es gewünscht, denn, der Landessprache unkundig, führte sie im fremden Lande ein freudloses Leben; an Frau Dryander hätte sie doch eine Freundin gehabt. Indessen glaubte Martyr in Oxford bleiben zu müssen; sein Weggang wäre ein Triumph für die Gegner gewesen; Niemand war noch da, um das ihm übertragene Amt zu übernehmen; Cranmer und der Kanzler der Universität, Richard Coxe, hatten ihr Vertrauen auf ihn gesetzt, um den theologischen Unterricht zu heben und mit neuem Geiste zu beseelen; dieß Vertrauen durfte er nicht täuschen, so schwer ihn auch die Last eines Berufes drückte, dem so große Hindernisse im Wege standen. Wäre es seinen und den Bemühungen andrer Freunde gelungen, so wäre er weniger vereinzelt geblieben, denn ausgezeichnete, zum Theil ihm befreundete Gelehrte hätten sich bewegen lassen nach England herüberzuziehen. Ochino, um den sich eine Anzahl der in alle Welt zerstreuten italienischen Flüchtlinge

*) An Utenhoven, 15. Jan. 1549. Gerdesius, Scrinium, B. 4, S. 664.

**) An Cranmer, 12. Jan. 1548. Melanchth. epistolae, B. 6, S. 780.

***) Martyr an Dryander, 3. Jan. und 1. Febr. 1549. Ms. Dryander verließ England wieder 1550, lebte abwechselnd zu Straßburg und Augsburg, und starb 1552.

gesammelt hatte, suchte, in des Erzbischofs Auftrag, seinen ehemaligen Collegen zu Augsburg, Wolfgang Musculus, zur Reise nach England zu bestimmen; Laski wollte, außer Musculus, von Zürich Bibliander, von Basel Celio Secundo Curione und den Franzosen Sebastian Castalio berufen*). Keiner dieser Männer aber konnte den Ruf annehmen; daß Butzer und Fagius kommen würden, ahnte Martyr noch nicht. Da er den Grad als Doctor der Theologie noch nicht hatte, und derselbe, der Ordnung aller Universitäten gemäß, zu seiner Anstellung als öffentlicher Lehrer nöthig war, wurde er ihm in feierlicher Sitzung ertheilt **).

Zu Oxford entfaltete er seine gewohnte, rastlose Thätigkeit. Unermüdet setzte er seine eigenen Studien fort in den reichen Bibliotheken der alten Universitätsstadt, zumal in den Handschriften der Magdalenenkirche. Außer den öffentlichen Vorlesungen gab er Privat-Unterricht, und hielt in seinem Hause Versammlungen für italienische Flüchtlinge, denen er in der Landessprache erbauliche Vorträge hielt. Zuweilen predigte er auch lateinisch, in der Marienkirche, für die Studenten der Universität. Von diesen lateinischen Reden sind uns noch einige erhalten ***); es zeigen sich darin die innige Wärme, die logische Ordnung seiner die Schrift auslegenden und anwendenden Beredsamkeit, verbunden mit einer, an Bildern und Gegensätzen reichen, an Italien erinnernden, aber durch klassische Eleganz gemilderten Phantasie. In seltenem Ebenmaße ist das Erbauliche mit dem Dogmatischen verbunden; daß auch Polemik mit unterläuft, war eine Nothwendigkeit der Umstände, in denen er sich befand, und daß er dabei zuweilen in bittere Klagen ausbricht, begreift sich aus Allem was er gesehn und erlebt hatte. So unter Andern in einer an einem Charfreitage gehaltenen Predigt über Phil. 2, 5—11, wo er den Satz behandelt, wir sollen gesinnt sein wie Christus, das heißt gehorsam wie er; er stellt drei Fragen auf: erstens, wer ist der, dessen Gesinnung und Gehorsam wir uns aneignen sollen; zweitens, worin war er gehorsam; und drittens, was hat er durch diesen Gehorsam erlangt. In dem ersten Theile erörtert er dogmatisch die Natur Christi als Gott und als Mensch, im zweiten, mehr praktisch, die Ursachen seines Leidens und seines Sterbens. Hier findet er Veranlassung, eine polemische Anwendung zu machen auf die Stellung der Katholiken, dem Evangelium gegenüber: „ihr habt gehört von Christi Leiden, seinen bittern Schmerzen, seinem Tod; glaubt ihr, dieß Leiden habe aufgehört? O nein, denn heute leidet der Herr dieselbe Schmach und Pein in seinen Gliedern, in der Kirche. Der Glaube ist verdunkelt, die Liebe ist erkaltet, es stehn schwere Zeiten bevor, die Menschen denken nur an sich. In

*) Musculus an Bullinger, 12. März 1549. Ms. — Laski an Bullinger, 1551. Gerdesius, Scrinium, B. 4, S. 470. 474.

**) Zanchi an Lavater, 23. Juni 1568. Zanchii epistolae, B. 2, S. 338.

***) Loci communes, S. 1038 u. f.

den Gliedern, die von Christo übrig geblieben sind, wird er Verführer und Ketzer gescholten, verfolgt, in den Bann gethan. Feinde umringen ihn, der Bösen Rotte hat sich um ihn gemacht, wie David im 22. Psalme klagt. Papst, Cardinäle, Bischöfe, Doctoren schmähen ihn, jeder auf seine Weise. Seine Glieder werden geplagt, das Blut wird vergossen wie Wasser, um die Seelen kümmert man sich nicht. Seine Zunge ist trocken wie eine Scherbe, denn nur wenige verkündigen sein Evangelium und lehren seine Wahrheit. Sein Haupt wird von Dornen verwundet, denn die Großen der Kirche, mit Reichthum und irdischer Sorge beladen, drücken schwer auf ihn. Ein Stab wird ihm in die Hand gesteckt, es ist der eitle Witz der Gelehrten, die von Aristoteles, und nicht von ihm durchdrungen sind. Zum Spott beugen sie die Knie vor ihm, in mit Bildern und Kerzen gefüllten Tempeln. Sie schlagen ihm ins Angesicht mit ihren Dekreten über Meßopfer, Ehelosigkeit und ähnlichen. Sie kreuzigen ihn zwischen Missethätern, indem sie seine Bekenner wie die niedrigsten Verbrecher behandeln. Sein Gewand, die heilige Schrift, zertheilen und zerlegen sie nach den verschiedenartigsten Sinnen, so daß nichts Ganzes, nichts Reines mehr übrig bleibt . . . Herr, wann wirst du dein Volk erretten? wie lange willst du ihm zürnen? Siehe, wir sind die Schafe deiner Weide, das Werk deiner Hände; willst du, daß deine Kirche bis zum Ende der Welt in dieser Bedrängniß sei? o so gib ihr wenigstens standhaften Muth und verlaß die Deinen im Tode nicht!" Nachdem Martyr dann im dritten Theile von Christi Verherrlichung und Erhöhung gesprochen, und sein Kreuz mit einem Siegeswagen verglichen, auf dem er in das Capitol des Reiches Gottes eingezogen, wendet er sich zum Schlusse an seine Zuhörer mit der Ermahnung: „Niemand scheue sich daher gedemüthigt zu werden und Leiden zu dulden. Sterben wir nicht mit Christo, so werden wir mit Satan für ewig sterben. Es ist gut mit Christo zu leiden, denn was ist dieß Leiden im Vergleich mit dem Feuer, das nie erlischt? . . Leiden ist der Schlüssel des Himmels; ergreift ihr ihn nicht, wie wollt ihr einst Eingang finden? Drückt euch euer Kreuz, so blicket auf das des Herrn, und es wird euch eine süße Last. Christi Kreuz, mit dem Glauben erfaßt, macht Alles leicht. Durch Christi Kreuz wird die Sünde vergeben, die böse Lust gebrochen, der Satan besiegt, die Erlösung von Verdammniß und Tod erlangt; durch es sind wir mit Gott versöhnt, wir erkennen wie werth er uns hielt, es entzündet sich in uns die Liebe zu ihm. Durch es ist der Gerechtigkeit Gottes Genüge gethan, sein Zorn ist besänftigt, wir sind aus Gnade gerechtfertigt vor ihm. Darum weigert euch nicht sein Kreuz auf euch zu nehmen; geht zu ihm, bereit zu leiden was er will und ihm in Allem nachzufolgen, und er wird euch erhöhen zu seiner Zeit."

Martyr benützte überhaupt solche Predigten, um gelegentlich römische Irrthümer zu widerlegen, für deren Bestreitung er in seinen Vorlesungen nicht gerade eine Stelle fand; so bewies er einmal, daß das Fegfeuer nichts sei als

die Züchtigung, die uns Gott schon in diesem Leben schickt; ein ander Mal, am Aschermittwoch 1549, sprach er vom Fasten, zeigte, in welchem Sinne es zu verstehn sei, daß die Fasten der Pharisäer und der Katholischen nur äußeres Werk seien, daß Christi Lehre keinen Unterschied mache zwischen Tagen und Speisen *).

Sein wichtigster Beruf waren jedoch die biblischen Vorlesungen; durch sie hauptsächlich sollte er auf die Jugend einwirken und der englischen Kirche dienen. Es war vielleicht bei Eröffnung derselben, daß er die treffliche Rede hielt, die sich unter seinen Werken findet, und welche die Ermahnung zum Studium der heiligen Schrift zum Gegenstand hat **). Er sprach von den Schätzen von Weisheit und Frömmigkeit, welche die Bibel enthält; von den Vortheilen, die der Christ durch deren gründliches Studium sich erwirbt; von der Nothwendigkeit sie tiefer zu erforschen als alle Kirchenväter und Scholastiker; „mit der Schrift vertraut, werdet ihr solche Werke vollbringen, daß die, welche sie sehn, Gott preisen müssen; eure Worte werden mächtig wirken wie Blitze vom Himmel, kein Gegner, weder Bosheit noch Irrthum werden ihnen widerstehn. Alle Kraft und Seligkeit, der ihr in diesem Leben theilhaftig werden könnt, kommt nur aus der Schrift"; daher forschet ohn Unterlaß in derselben, sucht sie zu verstehn, bittet Gott, daß er euch seinen Geist dazu schenke, denn ohne diesen heiligen Geist, bleibt euch die Bibel ein dunkles, verschlossenes Buch.

Zum Gegenstande seiner Vorlesungen nahm er die paulinischen Briefe, die Grundlagen der Reformation. Zunächst begann er mit dem ersten an die Corinther; auf diesen ließ er den an die Römer folgen; beide waren ihm besonders wichtig, wegen der Veranlassung die sie ihm boten, die Lehre vom Abendmahl und die von der Prädestination zu behandeln. Methode und Geist dieser Vorlesungen waren die nemlichen wie bei denen über's Alte Testament, die wir schon oben geschildert haben.

Zweites Kapitel.

Martyr's Vorlesungen über den ersten Brief an die Corinther. — Priesterehe — Abendmahl.

Seine ersten Vorlesungen zu Oxford waren, wie eben bemerkt worden, die über den ersten Corintherbrief. Sie hatten in mehrfacher Hinsicht, für den Fortgang der englischen Reformation bedeutende Folgen.

*) Strype, Ecclesiast. memorials, B. 2, Th. 1, S. 324.

**) Loci communes, S. 1018.

Es wurde damals in England die Frage von der Priesterehe vielfach verhandelt. Obgleich mehrere Geistliche sich bereits verheirathet hatten, so war doch noch kein Beschluß über die Gültigkeit solcher Ehen gefaßt. Martyr ergriff die sich ihm darbietende Gelegenheit des siebenten Kapitels des fraglichen Briefes, wo Paulus seine bekannten Vorschriften über den Ehestand gibt, um die Frage von reformatorischem Standpunkte zu beleuchten. Er behandelte den Cölibat überhaupt, und den der Geistlichen insbesondere, knüpfte auch allgemeine Betrachtungen daran über die Mönchsgelübde *). Den ganzen Gegenstand führte er auf die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben zurück: jegliches Gelübde ist äußeres Werk, das dem Menschen ein Verdienst vor Gott verschaffen soll, daher schriftwidrig und verwerflich. Näher auf die Ehelosigkeit der Geistlichen eingehend, wies er nach, daß durchaus kein Zeugniß vorhanden sei, aus dem man schließen könne, in der apostolischen Kirche sei den Dienern des Worts die Ehe verboten gewesen. Es sei sonderbar, sich für dieses Verbot auf 1. Cor. 7, 5 zu berufen; denn aus dieser Stelle folge durchaus nicht, daß die Ehe überhaupt von Paulus mißbilligt werde, also auch die Ehe der Kirchendiener nicht. Ferner beweise die Geschichte, durch zahlreiche Beispiele, daß in den ersten Jahrhunderten Bischöfe und Geistliche sich ohne Widerspruch verheirathen durften. Es haben zwar Concilien und Päpste sich frühe bemüht die Ehelosigkeit einzuführen, aber nur im Interesse der Hierarchie; die Sittlichkeit des Priesterstandes habe nichts dadurch gewonnen; Martyr erinnerte dabei an die oft wiederholten Maßregeln, die gegen das Concubinat ergriffen werden mußten, und an die eben so häufig ertheilten Licenzen, die der Kirche nicht zur Ehre gereichten. Uebrigens sei die Enthaltsamkeit an sich nicht zu verwerfen, sie sei aber eine besondere Gabe Gottes, die nicht Allen zu Theil wird; sie dürfe nicht als Gesetz aufgestellt werden; dieß sei gegen die göttliche Ordnung und eine gefährliche Versuchung zur Sünde. Das Christenthum habe allerdings auch das ehelose Leben achten gelehrt, während es im Heidenthum verachtet war; aber auch die Ehe hat es geheiligt, die in der heidnischen Welt nur irdische Zwecke hatte; die Ehe ist nicht nur eine körperliche Verbindung, sondern eine geistige Gemeinschaft, und wenn sie auch, der Bibel zufolge, nicht zu den Sacramenten zu rechnen ist, so hat sie doch einen heiligen und heiligenden Charakter, denn sie hat einen Zweck für die Ewigkeit. Es folge daher Jeder dem Triebe des Geistes, und die Kirche bewahre in diesem Stücke die evangelische Freiheit für Alle.

*) Es schien mir nicht nöthig, für diese so wie für die später folgenden Auszüge, die Belege anzugeben; die Stellen finden sich größtentheils in Martyr's Commentaren, bei den biblischen Kapiteln und Versen, deren Erklärung sie sind; wer die Commentare nicht zur Hand hat, findet das meiste Hiehergehörige zusammengetragen in den Loci communes, die mit einem trefflichen Index versehn sind.

Diese Erörterung machte großen Eindruck; auf solche klare, erschöpfende, und zugleich leidenschaftslose Weise war der Gegenstand in England noch nicht öffentlich behandelt worden. Einer von Martyr's erbittertsten Gegnern, sein abgesetzter Vorgänger Richard Smith, hielt sich für berufen, diesem Eindruck entgegenzuarbeiten; er hatte den Vorlesungen beigewohnt und sie nachgeschrieben und machte sich an eine weitläufige Widerlegung derselben, von der weiter unten die Rede sein wird. Martyr's Auseinandersetzung der Gründe für die Aufhebung des Cölibats, mag dazu beigetragen haben, daß, im März 1549, das Parlament die Priesterehe gestattete, obgleich es noch meinte, die Erklärung beifügen zu müssen, das ehelose Leben sei den Geistlichen angemessener. Erst 1552 ward die Ehe dieser Letztern für völlig rechtmäßig erklärt.

Noch mehr Eindruck machten Martyr's Vorträge über die das Abendmahl betreffenden Stellen des Briefes den er erklärte. Als er mit der Auslegung des 11. Kapitels zu Ende gekommen war, faßte er die ganze Lehre vom Abendmahl zusammen und hielt eine besondere Vorlesung darüber. Bevor wir diese näher betrachten, ist es zweckmäßig, Martyr's Lehre von den Sacramenten überhaupt hier, so viel möglich mit seinen eigenen Worten, kurz zusammenzufassen.

Das Sacrament ist eine sichtbare Form, ein sichtbares Zeichen einer unsichtbaren Gnade. Es wird ein Zeichen genannt, weil es, unter der Gestalt unter der es sich unsern Sinnen darbietet, unserm Verständnisse etwas lehrt. Es ist nicht ein gewöhnliches Zeichen, sondern ein von Gott gewolltes und eingesetztes; es bezieht sich zugleich auf Vergangenes, den Tod Christi, auf Gegenwärtiges, die an diesen Tod geknüpften Verheißungen Gottes, und auf Zukünftiges, die Reinheit des Lebens, die wir, mit Christo sterbend, darstellen sollen. Nach Röm. 4, 11 ist es ein Siegel der Gerechtigkeit des Glaubens; es besiegelt die Verheißungen Gottes, durch die wir, wenn wir daran glauben, gerechtfertigt werden. Es besteht aus zwei Dingen: dem äußern Zeichen, was die Scholastiker die Materia des Sacramentes nannten, und der bezeichneten Sache, welche durch die, das Symbol begleitenden Worte ausgedrückt wird. Dieß ist jedoch nicht so zu verstehn, als wäre das Bezeichnete dergestalt mit dem Zeichen verbunden oder unter ihm verborgen, daß wer dieses erhält zugleich auch jenes empfängt. Bloß äußere Theilnahme reicht nicht hin; die Kraft liegt nicht im Zeichen als solchem allein. Es muß ferner zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten eine gewisse angemessene Analogie bestehn; sonst verliert jenes, da es keine Bedeutung hat, seinen Zweck; der Unterschied zwischen Zeichen und Bezeichnetem muß jedoch immer festgehalten werden.

Der Zweck der Einsetzung der Sacramente ist, daß unser Geist, durch die Sinne angeregt, sich durch den Glauben die Verheißungen Gottes zu eigen mache. Urheber derselben kann also nur Gott sein oder Christus, der wahrer Gott ist; mit andern Worten, sie müssen in der heiligen Schrift klar bezeugt

sein. Es gibt deren daher nur zwei, Taufe und Abendmahl; die andern, von den scholastischen Theologen aufgestellten, finden sich nicht in der Bibel. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß Ehe, Ordination und Beichte nicht beizubehalten seien, obschon wir die Ohrenbeichte verwerfen; auch mißfällt uns nicht, daß die Kinder ihren Glauben in der Kirche bezeugen und, bei der Confirmation, öffentlich bestätigen, was sie in der Taufe unbewußt geworden sind; es sind dieß aber keine Sacramente, noch viel weniger die letzte Oelung, ein alter Lokal-Gebrauch, dessen die Kirche nicht mehr bedarf; diese Handlungen haben darum keinen sacramentlichen Charakter, weil Christus sie nicht selber eingesetzt hat, weil in der heiligen Schrift weder äußere Zeichen davon, noch darauf bezügliche, deutlich ausgesprochene Verheißungen vorkommen.

Die Taufe ist das äußere Zeichen der Wiedergeburt durch Christum; im Zeichen des Wassers wird uns die Vergebung der Sünden und die Hülfe des heiligen Geistes angeboten, wodurch wir Christo und seiner Kirche einverleibt werden, das Recht zum Himmel zugesichert erhalten, und uns verpflichten, der Sünde abzusterben und Christo zu leben. Ohne spätern Glauben bleibt also die Taufe ohne Wirkung, durch sich allein nimmt sie die Sünde und ihre Folgen nicht weg; die Auserwählten könnten auch ohne Taufe selig werden. Es ist zwar Niemanden zu rathen nicht taufen zu lassen; die Ungetauften sind aber deßhalb nicht als verdammt anzusehn. Die Wirkung der Taufe ist nicht aus einem Glauben herzuleiten, der bei den Kindern durch eine Art Wunder entstände; von einem solchen Wunder wird in der heiligen Schrift nichts erwähnt, und es ist nicht anzunehmen, daß der heilige Geist in denen, die noch kein Bewußtsein haben, wirksam sei. Daher kann auch nicht behauptet werden, daß die Taufe schon die Vergebung der Sünden ertheile, und nicht bloß die Versicherung, daß diese künftig ertheilt werden solle. Auch wegen des Glaubens der Eltern oder der Taufzeugen werden die Kinder nicht gerechtfertigt, denn wie Paulus sagt, der Gerechte wird durch seinen Glauben leben.

Am weitläufigsten und häufigsten hat sich Martyr über das Abendmahl ausgesprochen. Es soll nun seine Lehre nach dem zu Oxford gehaltenen Vortrag zusammengestellt werden, da er sie hier am klarsten und kürzesten entwickelt hat; die vollständige Darstellung seiner Ansicht erfordert indessen, daß auch noch von anderswoher Einiges dazugenommen werde; nur das, was er durch spätere Streitigkeiten veranlaßt, noch beigefügt hat, um die Lehre nach andern Seiten hin zu entwickeln, wird erst am betreffenden Orte seine schickliche Stelle finden.

Es lag im Charakter der Zeit, daß er, in der Entwicklung der Abendmahlslehre, mit der positiven Darstellung dessen, was er für Wahrheit hielt, die Widerlegung der entgegenstehenden Ansichten verband. Diese stellte er voran, um nachher desto sicherer sein System durchzuführen. Er begann mit der katholischen Lehre von der Brodverwandlung, als dem Irrthum, in dessen Verwerfung sämmtliche protestantische Richtungen übereinstimmten. Nachdem

er die aus Kirchenvätern und Scholastikern dafür angeführten Stellen aufgezählt, widerlegt er dieselben, indem er zeigt, wie die Lehre sowohl der Natur als der heiligen Schrift widerspreche und wie die ältesten kirchlichen Schriftsteller sie nicht gekannt haben. Auf diesen Theil soll jedoch hier nicht weiter eingegangen werden, da das Wichtigste darüber in dem folgenden Kapitel vorkommen wird. Die reformirte Ansicht entwickelt er hierauf folgendermaßen:

„Es ist nöthig, sagt er, etwas weiter auszuholen. Gott wollte die Menschen zu sich ziehen durch herrliche Verheißungen, durch das Versprechen sie selig zu machen; unser unglaubiges Herz wollte er rühren durch unzählige Wohlthaten. Nicht nur hat er den Menschen zum Herrn aller Creatur gemacht, sondern zur Zeit der Sündfluth hat er nicht das ganze Geschlecht zu Grunde gehn lassen. Dem Abraham hat er sich gnädig erwiesen; Isaac und Jakob hat er beschützt, ihre Nachkommen aus Egypten geführt und ihnen ein reiches Land geschenkt. Und doch waren sie immer zu Unglauben geneigt, weßhalb er sie zu verschiedenen Malen in Gefangenschaft gerathen ließ, aus der er sie, aus Gnade, stets wieder befreite. Zuletzt, damit Niemand mehr zweifeln möge an seiner Güte, hat er die größte seiner Gaben geschenkt, er hat seinen eingebornen Sohn Mensch werden lassen, auf daß er, am Kreuze sterbend, uns das Heil erwerbe; diese Wohlthat ist so unermeßlich, daß Paulus ausruft: wie sollte uns Gott mit seinem Sohne nicht Alles schenken! (Röm. 8, 32). Und damit das Andenken an dieselbe nicht verloren gehe, will er es erhalten durch das Sacrament des Abendmahls, durch welches wir in dem Glauben bewahrt werden, Christus sei für uns gestorben, und in diesem Glauben seines Fleisches und Blutes theilhaftig werden. Daß dieß wirksamer geschehe, hat er die Zeichen des Brodes und Weines hinzugefügt, welche uns mächtiger anregen, als bloße Worte es vermöchten. Wenn daher Christus sagt: dieß ist mein Leib, so versteht er Nichts Anderes darunter als was er früher gesagt: ich bin das Brod des Lebens (Joh. 6, 35). Hier hat er von sich gesprochen, in so fern sein Leib in den Tod gegeben werden sollte, denn er hat hinzugefügt: das Brod das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt (Joh. 6, 51). Er wollte, daß sein Leib für uns eine Speise werde, zur Nahrung unsres Geistes, und durch ihn auch unsres Leibes, des ganzen Menschen. So wie er früher gesagt hat, sein Leib sei das Brod, das er gebe, so sagt er bei seiner letzten Mahlzeit, auf das Brod zeigend, dieß sei sein Leib, gleich als ob er gesagt hätte: mein durch den Glauben empfangener Leib wird für euch ein Brod, eine Speise sein zu geistiger Nahrung; ich gebe euch nun Brod und mit ihm meinen Leib, damit ihr ihn, in treuem Andenken und mit aufmerksamem Gemüthe, geistig genießet, und so wie ihr leiblich dieses Brod esset, geistig von meinem Fleische genährt werdet. Was ist einfacher und klarer als diese Auslegung? Ungereimtes wird dadurch vermieden, und keine Stelle der Schrift streitet wider die andre."

„Man sagt zwar, nimmt man die Worte in bildlichem Sinne, tropisch, so werden die Ketzer Alles verkehren. Ich sage dagegen, nehmen wir sie nicht tropisch, so haben die Ketzer den Sieg, denn sie werden auf den Wortsinn dringen, und zwar auf den der sich gerade zuerst darbietet.“ Martyr zeigt hierauf durch manchfache Beispiele, daß tropische Redensarten in der Bibel häufig sind, daß Christus selber sich deren nicht selten bedient und solche sogar auf sich anwendet, wenn er sich, zum Beispiel, den Weinstock nennt. Allein, so wird gefragt, ist denn auch beim Abendmahl ein Tropus anzunehmen? Martyr antwortet: „Zuerst ist zu bedenken, daß Christus, bei seinem letzten Mahle, leiblich gegenwärtig war; es war daher nicht nöthig, daß er den Jüngern seinen Leib im Brode zeigte, sie sahen ihn in der Wirklichkeit vor sich. Sodann hätte er sich ja selbst essen müssen, da er, wie aus Matth. 26, 29 zu schließen ist, mit den Jüngern an der Mahlzeit Theil genommen hat. Selbst die Gegner, die Katholiken, müssen übrigens einen Tropus annehmen, denn für sie bedeuten die Worte: dieß ist, nothwendigerweise so viel als: es wird verwandelt. Wirft man ein, Christus habe nicht gesagt: dieß bedeutet oder stellt vor, sondern dieß ist, so ist nicht zu vergessen, daß er ebensowenig gesagt hat, unter den Accidenzien des Brodes sei sein Leib verborgen, oder die Substanz des Brodes höre auf das zu sein was sie ist.“ Nachdem er dann noch mehrere andre Gründe angegeben, um die Einwürfe der Katholiken zu beseitigen, kommt er auf die, von der seinigen abweichenden protestantischen Lehren. Seine hierauf bezüglichen Worte sind wichtig, nicht nur weil sie deutlich seine eigene Stellung bezeichnen, sondern auch durch die Art, wie er sich über Luther und Zwingli ausdrückt.

„Es sind Einige, welche die Substanz des Brodes und Weines beibehalten, allein Leib und Blut mit den in ihrem Wesen unveränderten Symbolen so verbinden, daß Christus wirklich, körperlich und natürlich darin gegenwärtig sein soll. Andere vereinigen sie bloß bedeutungsweise, das heißt, sehn Brod und Wein durchaus nur als Symbole an. Die erstere Ansicht wird Luther zugeschrieben, obgleich ich von glaubwürdigen Leuten gehört habe, daß sich Luther nicht auf solche sinnliche Weise ausgedrückt hat; die andre wird als die Zwingli's ausgegeben, obgleich dieser nicht so gering von den Sacramenten gedacht hat. Von Luther erzählt man, er habe sich zu übertriebenen Aeußerungen, zu Hyperbeln, verleiten lassen, weil er meinte, Zwingli halte die Sacramente nur für nackte, leere Zeichen. Zwingli dagegen befürchtete, Luther möchte Sätze aufstellen, die gegen die Wahrheit der menschlichen Natur streiten und den Leib Christi in das Brod bannen, wodurch der alte Aberglaube fortbestehn würde; darum schien er so gering zu lehren. So ist der Streit heftiger geworden als es nöthig war, es ist großes Uebel entstanden, da es doch mehr nur ein Streit um Worte war, als um die Sache selbst. Wir wollen, bei Betrachtung dieser zwei Ansichten, von den Personen absehn und solche große, nie genug zu lobende Männer nicht angreifen. Ich weiß

gewiß, daß Zwingli in seinen Büchern mehr von den Sacramenten hält, als daß es bloße Zeichen seien; und von Allen, die mit Luther Umgang gehabt, habe ich gehört, daß er zwischen den Symbolen und dem Leib und Blut Christi keine andre Vereinigung lehrt, als eine sacramentale, das heißt geistige.

„Was die Lehre von der realen, leiblichen Gegenwart betrifft, so kann ich sie nicht billigen. Die heilige Schrift nöthigt nicht zu deren Annahme, und es ist nicht theologisch, ohne biblisches Zeugniß, die Wunder vermehren zu wollen. Auch ist eine solche Gegenwart für unser Heil nicht nothwendig. Ich kann nicht glauben, daß auch die Gottlosen den Leib des Herrn genießen; denn was der Herr gethan, das hat er gethan damit es uns zum Heile diene. Der leibliche Genuß wäre aber den Gottlosen nicht zum Heil; also hat Christus ihn auch nicht gewollt. Sein Leib kann ferner nicht überall sein, weil dieß den Bedingungen der leiblichen Natur widerspricht. Auch ist kein Unterschied zu machen zwischen einem geistigen Genusse, wovon im sechsten Kapitel des Johannes die Rede wäre, und einem davon verschiedenen den Christus beim Abendmahl eingesetzt hätte."

„Was die entgegengesetzte Ansicht betrifft, so mißfällt mir, daß sie so selten der sacramentalen Vereinigung Erwähnung thut, welche doch sehr zu beachten ist. Die heilige Schrift ist ihr nicht entgegen; wenn Paulus sagt: ihr könnt nicht zugleich trinken des Herrn Kelch und der Teufel Kelch (1. Cor. 10, 21), so sagt er nicht bloß: der Kelch, sondern des Herrn Kelch; und kurz vorher (V. 16) spricht er von dem gesegneten Kelch, und von dem Brod, das die Gemeinschaft des Leibes Christi ist. Entgegnet man (von Seiten der reinen Zwinglianer), man müsse Alles vermeiden, was das Volk veranlassen könnte, den Symbolen zu hohen Werth zuzuschreiben und somit in den Katholicismus zurückzufallen, so ist dieser Gefahr leicht durch Lehre und Predigt zu begegnen; man muß den Christen sagen, daß der Herr sich im Abendmahl so mit uns vereinigt, daß er in uns bleibt und wir in ihm. Auch erkennt diese Ansicht die Wirksamkeit des Sacraments nicht hinreichend an; die Wirksamkeit liegt allerdings nicht in den Elementen als solchen an und für sich, sondern sie liegt in denselben insofern sie durch Christum eingesetzt und durch das Wort begleitet sind und der heilige Geist seine Kraft dabei äußert. Daß Letzterer dabei thätig ist, geht eben daraus hervor, daß es ein geistiges Geheimniß ist; er ist es durch den wir glauben, er bedient sich dabei des Organs des Worts und der Sacramente, welche so zu sagen sichtbare Worte Gottes sind. Wein und Brod sind demnach *wirksame* Zeichen des Bluts und Leibes Christi, das heißt solche, durch die der heilige Geist kräftig und nicht auf gewöhnliche Weise in uns wirkt, sobald wir Glauben haben. Ich nehme nicht eine Wirksamkeit an, die unser Heil an äußere Dinge bindet. Man wende nicht ein, daß, da der Genuß durch den Glauben geschieht, die Communion überflüssig sei, da der Glaubige schon mit Christo verbunden ist. Er ist al-

lerdings vereinigt mit ihm, durch das Sacrament wird aber die Vereinigung inniger und lebendiger, je nach dem Grade des Glaubens.

„Durch das Abendmahl werden wir Christo einverleibt, zuerst geistig, dadurch aber auch körperlich; auch unser Leib wird durch ihn gereinigt und gestärkt; es ist ein den ganzen Menschen durchdringendes Lebensprinzip. Denn, obschon das Genießen durch den Glauben geschieht, so folgt doch, als Wirkung, eine wahre, nicht bloß eingebildete Vereinigung mit Christo; nach dem von Paulus gebrauchten Bilde, werden wir Glieder seines Körpers (Eph. 5, 30); Christus lebt in uns; dazu ist es nicht nöthig, daß wir ihn vom Himmel herabziehen oder seinen Leib an allerlei Orte zerstreuen, denn Alles ist geistiger Vorgang. Ich betheure also, daß durch die Symbole wahrhaft der Leib Christi sowohl bedeutet als angeboten wird, obgleich wir diesen Leib geistig, nicht mit dem Munde des Körpers genießen" *).

Hinsichtlich der äußern Form des Abendmahls legte Martyr nicht den ausschließlichen Werth, wie Andere, auf den oder jenen Gebrauch. Nicht nur meinte er, es sei einerlei ob man stehend, sitzend oder knieend communizire, ob man während der Handlung ein Stück aus der Bibel vorlese oder Psalmen singe, sondern da in England die reformirte Sitte des Brodbrechens noch nicht eingeführt war, nahm er auch keinen Anstand, vermittelst der Hostie zu communiziren; nur legte er jedes Mal zuvor ein öffentliches Zeugniß seines Glaubens ab, weil er glaubte, gegen die Idee protestiren zu müssen, die man häufig mit der Hostie verband **).

Nach Allem, was gesagt worden, wird man dem in Oxford studirenden Schweizer Johann Ulmer Recht geben, wenn er an Bullinger schreibt, Martyr lehre über das Abendmahl mit weiser Vorsicht ***). Man hat behauptet, er habe in England durchaus zwinglisch gelehrt; es ist aber leicht zu ersehn, daß er sich eben so wenig an Zwingli als an Luther anschloß. Im Ganzen stimmte er, wie schon oben bemerkt worden ist, am meisten mit Calvin überein; dieser unterschiedete sich von Luther dadurch, daß er die lokale Gegenwart der Substanz des Leibes Christi im Abendmahl verwarf, und von Zwingli dadurch, daß er eine reale, wirkliche Vereinigung mit dem in den Himmel erhobenen Christus annahm, der im Abendmahle, zwar wirksam,

*) Nic. Sander (De origine ac progressu schismatis anglicani, Kölln, 1585, f°. 121) behauptet, aus Martyr's Vortrag übers Abendmahl gehe klar hervor, daß er ein Lutheraner gewesen, er habe erst den Calvinismus gelehrt, als er gesehn, daß dieser von obenher mehr begünstigt wurde, als die lutherische Ansicht. Entweder hat Sander, der als päpstlicher Nuntius in Irland starb, Martyr's Vortrag nicht gelesen, oder absichtlich die Wahrheit entstellt.

**) Zanchi an Otto von Grünrade, 13. Dez. 1577. Zanchii epistolae, B. 1, S. 233.

***) 5. Mai 1548. Bei Fueslin, Epistolae Ecclesiae helveticae reformatorum. Zürich, 1742. S. 244.

aber nicht als Substanz gegenwärtig ist. Um sich Luther zu nähern, lehrte er, Christi verklärter Leib sei im Himmel, wo er die Kraft besitzt, auf die Glaubigen, wenn sie das Abendmahl genießen, auf wunderbare Weise einzuwirken; diese Wirkung werde durch den Glauben empfangen und empfunden; durch Christi Geist werden wir auch seines verklärten Leibes theilhaftig gemacht und zum ewigen Leben gespeist. Es findet also eine wirkliche, aber nicht äußerlich-sinnliche Mittheilung Christi statt; und da sie durch den Geist geschieht, setzt sie den Glauben voraus; die Unglaubigen haben daher keinen Theil daran. Es blieb freilich hier unerklärt, wie der verklärte Leib vom Himmel herabwirke; er kann, im Grunde, doch nur durch seine Kraft und Wirksamkeit gegenwärtig, und diese kann immer nur wesentlich eine geistige sein. Ueber diesen Punkt war auch Martyr mit Calvin nicht völlig einverstanden; er nahm eine mystische Einigung mit Christi Substanz an, durch den Glauben, ohne äußern physischen Contact, aber doch so, daß auch unser Fleisch, unsre leibliche Natur dadurch gestärkt, oder, wie er sich ausdrückt, instaurirt werde und der ganze ungetheilte Mensch in die Gemeinschaft mit dem Herrn eintrete; nur ließ er sich damals noch nicht in Bestimmungen ein, über das Wesen des verklärten Leibes Christi und dessen Wirksamkeit. Es wird später gezeigt werden, wie Martyr und Calvin über die Vereinigung des Glaubigen mit Christo dachten, und was Jener, durch die Ubiquitätsstreitigkeiten angeregt, von dem in den Himmel aufgenommenen Christus hielt.

Drittes Kapitel.

Oxforder Disputation über das Abendmahl.

Schon zu Anfang seiner Vorlesungen über den ersten Corintherbrief, fand Martyr vielfachen Widerstand, vorerst aber nur noch einen passiven; die meisten Professoren waren dem ihnen aufgedrungenen ketzerischen Fremden abgeneigt; die Vorsteher mehrerer Collegien der Universität hinderten ihre Zöglinge ihn zu hören; jedoch während der ersten Zeit blieb es bei dieser stillen Opposition, die nur auf eine Veranlassung wartete, um auszubrechen. Martyr konnte in Ruhe den größten Theil des Briefes erklären; die Klarheit seines Vortrags, die Würde seiner persönlichen Erscheinung, seine freundliche Milde gewannen ihm die Herzen vieler Jünglinge, die sich bewundernd an ihn anschlossen. Als er aber an die das Abendmahl betreffenden Stellen kam, und besonders nachdem er seinen die ganze Lehre zusammenfassenden Vortrag gehalten hatte, wurde ein Sturm gegen ihn bereitet. Der Doctor Richard Smith, der keine der Vorlesungen verfehlte, ohne daß sich Martyr durch dessen gehässige Gegenwart in seiner Ruhe stören ließ, begann nun das Ge-

rücht auszustreuen, der italienische Professor habe das Sacrament des Altars herabgewürdigt, es sei Zeit, ihm entgegenzutreten. Auf sein Betreiben wurden eines Morgens an die Kirchthüren Zettel angeheftet, besagend, daß den andern Tag Peter Martyr mit ihm, Doctor Smith, über die Gegenwart Christi im Abendmahl öffentlich disputiren werde. Als der andre Tag kam, rüstete sich Smith zum Kampf, auf eine seiner würdige Art. Katholische Studenten und Leute aus dem Volk wurden in dem Hörsaal so disponirt, daß sie, wenn Smith es für nöthig erachtete, Lärm erheben, um Martyr zu mißbilligen, oder durch Tumult dem Gespräch ein Ende machen könnten. Viele Geistliche fanden sich ein, auch Bürger der Stadt, begierig dem ungewohnten Schauspiel einer öffentlichen Discussion über die Messe beizuwohnen; selbst auf der Straße versammelte sich die Menge, von verschiedenen Gefühlen bewegt; denn auch Martyr's Freunde und Anhänger fanden sich ein. Martyr, der von Allem nichts wußte, bereitete sich vor, seine Vorlesung zu halten, als einige ihm ergebene Studenten in sein Zimmer traten, um ihn dringend zu bitten, sein Haus nicht zu verlassen; es sehe aus, sagten sie, als wollten seine Gegner ihn eher mit Gewalt als mit Gründen bekämpfen. Er aber antwortete, er habe bis jetzt keine Unruhe veranlaßt, würde er zu Hause bleiben, so müßte man ihm vorwerfen, er habe die ihm vom König aufgetragene Pflicht versäumt, er werde sie auch jetzt so erfüllen, daß seine Feinde keine Ursache zu Tumult finden sollen; man erwarte ihn im Hörsaal, er dürfe diese Erwartung nicht täuschen. Von den Freunden umringt verließ er sein Haus; erst auf der Straße wurde ihm ein Brief von Smith überreicht, der ihn zur Disputation aufforderte; seine Gefährten, das Schlimmste von einem solchen Gegner befürchtend, dringen von Neuem in ihn, sich der Gefahr zu entziehen; ruhig setzt er aber seinen Weg fort. Nur mit Mühe gelangt er durch die Menge in den Hörsaal; kaum hat er den Lehrstuhl bestiegen, so erhebt sich Lärm und Geschrei, wahrscheinlich um ihm zu zeigen, auf welche Weise Smith gesonnen war die Messe gegen ihn zu vertheidigen. Ohne sich stören zu lassen, richtet er an die Versammlung eine Ansprache, deren gemäßigter aber fester Ton die Schreier nach und nach zum Schweigen bringt; zuletzt erklärt er, er sei zu disputiren bereit, aber jetzt nicht, denn er sei gekommen seine Vorlesung zu halten. Seine unerschrockene Ruhe zwingt die Anwesenden zur Stille; erst nachdem er seinen Vortrag geendet, bricht der Lärm wieder los; man will ihn nöthigen, auf der Stelle mit Smith die Verhandlung zu beginnen; er erklärt aber, er werde es jetzt nicht thun, gegen alle Ordnung seien ihm die besprechenden Fragen nicht mitgetheilt worden; als man einwendet, dieß sei nicht nöthig, er habe so viel über das Abendmahl zusammengeschrieben, daß es ihm leicht sein müsse, auf Alles Antwort zu geben, erwiedert er, er werde sich in nichts einlassen, bevor er an den König berichtet, nur wenn die Discussion regelmäßig geordnet werde, sei er bereit, mit Jedem es aufzunehmen, anders aber nicht. Die Gegner umringen und drängen ihn; seine Anhänger

wollen ihn beschützen; schon beginnt ein bedenkliches Handgemeng, als der Vize-Kanzler der Universität, Doctor Wright, dazwischentritt. Er erklärt Smith's Vorhaben für ordnungswidrig; solle eine Disputation stattfinden, so mögen die Partheien zuvor bei ihm erscheinen, um Gegenstand und Tag zu bestimmen. Hierauf läßt er durch die Bedelle die Menge zerstreuen, und Martyr seinen Arm anbietend, begleitet er ihn in seine Wohnung zurück.

Einige Tage nachher trafen Smith und Martyr bei Doctor Wright zusammen, jeder von einigen Freunden begleitet; mit Martyr kamen die Kanoniker Magister Henry Sydall und Magister James Curthoppe, damals eifrige Bekenner, und unter der Königin Maria ebenso eifrige Bekämpfer der Reformation; Smith brachte drei Doctoren mit und die Magister Arthur Cole und Edwin Oglethorp aus dem Magdalenen-Collegium. Man kam überein über das Abendmahl zu disputiren, nur stritt man viel über die zu gebrauchende Methode. Die Katholiken behaupteten, Martyr befolge, in der Darstellung der Abendmahlslehre, die rechte dialektische Methode nicht; es sei nemlich zuerst zu fragen ob Christi Leib im Abendmahl gegenwärtig sei, und dann erst wie. Martyr dagegen vertheidigte sein, wesentlich analytisches Verfahren als das allein wahrhaft dialektische; er stützte sich auf Aristoteles, der am Besten wisse was Dialektik sei. Er erlangte, daß in der Disputation diese Methode befolgt würde, denn er erklärte er lehre ja auch, daß Christi Leib im Abendmahl sei, es handle sich nur um die Frage, wie er darin sei; er stellte daher drei Thesen auf, und zwar so, daß er sich bereit erklärte, zu beweisen, Christus sei nicht im Abendmahl vermittelst der Brodverwandlung, er sei auch nicht darin durch leibliche Verbindung mit den Elementen, sondern er sei nur sacramentalisch darin. Nachdem man sich über Methode und über Stellung der Fragen verständigt hatte, suchte man über die zu gebrauchenden Ausdrücke eins zu werden. Dieß war nicht leicht, in einer so wortstreitsüchtigen Zeit; Martyr wollte nur den Gebrauch der Worte fleischlich und leiblich zugeben, da in der Bibel nur von Fleisch und Leib Christi die Rede sei, nicht aber von den scholastischen Begriffen Materie und Substanz; Smith und seine subtilen Genossen befürchteten aber, er möchte fleischlich und körperlich in zweideutigem Sinne gebrauchen, sie bestanden daher auf den Worten wirklich und substantiell; um diesem unnützen vorläufigen Zanke ein Ende zu machen, willigte Martyr in die Anwendung der scholastischen Terminologie.

Der königliche Rath, von dem die Genehmigung des Gesprächs begehrt wurde, setzte es auf den 4. Mai (1549) fest; an diesem Tage sollten die, mit der Visitation und Reform der Universität beauftragten königlichen Commissare in Oxford eintreffen. Als der Tag kam, fehlte Niemand als der muthige Smith; aus unbekannter Ursache war er verschwunden; da mit Gelehrsamkeit statt mit Geschrei disputirt werden sollte, war er wohl seiner Sache weni-

ger gewiß. Nachdem Martyr, im Hörsaale, vor großer Versammlung, vergebens seinen Gegner erwartet hatte, vertagte Richard Coxe, der Kanzler der Universität, die Handlung auf spätere Zeit; unterbleiben konnte sie nicht; schlaue Gegner hätten behauptet, Martyr sei nicht im Stande seine Lehre zu vertheidigen; sie verbreiteten ja schon das Gerücht, Smith, der nach Belgien geflohen war, sei gewaltsam entfernt worden, um seinem Widerpart die Schmach einer Niederlage zu ersparen. Das Gespräch wurde auf den 28. Mai festgesetzt; den 17. ließ Martyr an den Thüren der Marienkirche folgenden Aufruf anschlagen: „Es ist hinreichend bekannt in dieser Universität, daß Doctor Smith mich öffentlich zum disputiren aufgefordert hat; nachdem ich mich dazu bereit erklärt hatte und wir über die Fragen übereingekommen waren und die Zeit erschien, hieß es, Doctor Smith sei abgereist. Da er aber vorgegeben hatte, es würde Vielen willkommen sein wenn ich ihm gestattete was er verlangte, bin ich entschlossen, im Interesse derer, die nach Frömmigkeit trachten, die Fragen über die ich mit ihm disputirt hätte wenn er dagewesen wäre, entweder mit ihm selbst, sofern er erscheint, oder mit jedem Andern, der seine Stelle einnehmen will, zu verhandeln; ich biete mich an, mit dem Beistande Gottes, sie zu beweisen und zu vertheidigen.“ Statt Smith's, meldeten sich nun Dr. William Tresham, Professor der Theologie und Canonicus der Christkirche; Dr. William Cheadsey, aus dem Collegium corporis Christi, und Magister Morgan Philipps, Vorsteher der Aula B. Mariae, wegen seiner scholastischen Gewandtheit unter dem Namen Morgan der Sophist bekannt. Den 28. Mai ging der Zug feierlich von der Marienkirche aus nach dem theologischen Hörsaal; voran schritten die Bedelle; dann folgten die königlichen Visitatoren der Universität, Holbech, Bischof von Lincoln, Heynes, Dekan von Exon, Nevenson, Doctor des bürgerlichen Rechts, der Ritter Morison, und an ihrer Spitze Richard Coxe, Kanzler von Oxford, Dekan der Christkirche und königlicher Almosenier; diesen nach gingen die Disputatoren, Tresham mit seinen zwei Gefährten, und Martyr mit den seinigen. Von beiden Seiten waren es gelehrte Leute; es wurden ihnen Bücher nachgetragen, Kirchenväter und Scholastiker, das ganze Rüsthaus der katholischen Theologie. Notare waren berufen, um das was gesagt werden würde aufzuschreiben. Das Gespräch sollte mit der größten Feierlichkeit gehalten werden; die reformatorisch gesinnten königlichen Commissarien setzten mit Recht ihre Hoffnung auf Martyr; sie erwarteten von seiner Gelehrsamkeit einen entscheidenden Sieg; was Smith in unbesonnener Leidenschaftlichkeit erdacht hatte, um Martyr zu stürzen, diente zur Confusion seiner eigenen Parthei.

Religionsgespräche sind außer Gebrauch gekommen; wir beklagen es nicht. Im sechzehnten Jahrhundert gehören sie zu den häufigern und merkwürdigsten Erscheinungen, wenn sie auch nur höchst selten einen Erfolg gehabt haben. Um ein Bild einer solchen, uns fremd gewordenen Verhandlung zu geben,

möge hier eine Darstellung der Oxforder Disputation folgen, nach den bald nachher veröffentlichten Akten, die äußerst selten geworden sind.

Dr. Richard Coxe eröffnete die Sitzung durch eine kurze Rede; er ermahnte die Disputatoren, ehrwürdige und gelehrte Männer, mit der gebührenden Ruhe zu verfahren, alle Zänkereien zu vermeiden, nur Gottes Ehre zu suchen; den Zuhörern, besonders der studirenden Jugend empfahl er Stille und Aufmerksamkeit, um aus dem, was gesagt werden würde, die Wahrheit zu erfassen. Nach dem Kanzler trat Martyr auf, mit einer Anrede an die königlichen Commissarien: da er wisse wie schwer es sei von solchen Verhandlungen Streit und Heftigkeit fern zu halten, hätte er die Disputation gerne vermieden, wenn ihm die Nothwendigkeit nicht geböte, seine Lehre öffentlich zu bekennen; er hoffe, durch den Widerstreit der Gedanken werde die Wahrheit ans Licht kommen; mit Weisheit geführt, können solche Gespräche von großem Nutzen sein; in diesem Bezuge flöße ihm die Gegenwart der Visitatoren das beste Vertrauen ein. Schließlich verkündigte er seine drei Thesen und sprach ein Gebet um Beistand des heiligen Geistes. Ihm folgte, mit gleichem Anstand, Dr. William Tresham: „hochgeehrte Männer, ich unternehme es, über die Sache der Wahrheit zu verhandeln; es ist ein großes Werk, um so schwerer für mich, je ausgezeichneter, gelehrter, scharfsinniger mein Gegner, je ernster der Gegenstand, je ehrenwerther diese Versammlung ist"; man möge ihn daher mit Nachsicht anhören; er fühle weder unnöthige Streitlust, noch Haß gegen den trefflichen Mann, der ihm gegenüber steht; er strebe nur nach der Wahrheit, vertrauend auf Gott, daß er ihm Weisheit schenken werde; er halte die drei Thesen für verwerflich, als gegen die heilige Schrift und die Väter streitend; doch wolle er nicht dafür angesehn werden, als sei er da, um Smith's Stelle zu vertreten, von dessen Vorsatz er nichts gewußt, er suche nur die Ehre Christi und der heiligen Mutter, der Kirche.

Martyr, nachdem er das ihm gespendete Lob abgelehnt, und für das ihm bezeugte Wohlwollen gedankt, eilt zur Sache. Die erste These ist: in dem Abendmahl hat keine Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi, keine Transsubstantiation statt. Martyr beginnt damit den Satz zu behaupten, in den Stellen vom Abendmahl rede die Bibel offenbar nur von Brod und Wein; in dem Sacrament sei also unter diesen beiden eben nichts anderes zu verstehn als Brod und Wein. Diesem Satze stellt Tresham den andern entgegen, viele Stellen in der Bibel müssen nothwendig in tropischem Sinne verstanden werden; woraus er voreilig den Schluß zieht: es sei also dem Sprachgebrauch der Bibel nicht zuwider, anzunehmen, daß Brod und Wein wirklich verwandelt werden. Von da geht alsobald die Unterredung in eine Discussion über Stellen aus den Kirchenvätern über, die damals von Wichtigkeit sein konnte, heutzutage aber geringes Interesse bieten würde. Martyr weist nach, daß die Transsubstantiation den alten Vätern unbekannt war; Tresham bemüht sich, sie in dieselben hineinzusubtilisiren, oder verwirft den

einen oder den andern Kirchenvater als nicht orthodox genug. Somit wird der Länge nach über die Patres selbst, über deren Orthodoxie und Ansehn überhaupt discutirt; Martyr beweist dabei weit gründlichere und ausgebreitetere Kenntnisse als sein Gegner; als er sich auf Theodoret beruft, sagt Tresham, er kenne diesen nicht; da Martyr ihm bemerkt, er sei ja unlängst in Rom gedruckt worden, meint der katholische Doctor, es sei nicht der Mühe werth nach Rom zu reisen, um ein solches Buch sich zu verschaffen.

Nach langem Hin- und Herreden über die Kirchenväter, sagt Martyr, den Hauptgrund ergreifend: die Transsubstantiation werde nicht durch die Bibel gelehrt, deßhalb sei sie zu verwerfen. — Tresham: „nicht doch; sie folgt aus den Worten Christi, dieß ist mein Leib; wie könnten diese Worte wahr sein, wenn nicht Verwandlung einträte? die Substanz des Brodes wird in den Leib Christi verwandelt, nur das Accidenz, die Form des Brodes bleibt." — Martyr: „ich begreife nicht, warum die Substanz nicht dieselbe bleiben soll, wenn die Form es bleibt." — Tresham läßt sich durch die Berufung auf die physische Unmöglichkeit nicht irre machen; nachdem er, zu Anfang des Gesprächs, den tropischen Sinn zu Hülfe genommen, nimmt er zum wörtlichen seine Zuflucht, läßt aber ein Wunder dazwischenkommen; sein Raisonnement ist: im Abendmahl ist Brod; Christus sagt, dieß Brod ist mein Leib; das Brod muß also der Leib Christi sein; da es aber immer nur wie Brod aussieht, so muß angenommen werden, daß nur die Form übrig bleibt, unter dieser aber nur der wirkliche Leib erscheint; dieß nun kann ohne wunderbare Verwandlung nicht geschehn. Da fehlt nun der Stoff nicht zu einer weitläufigen, scholastischen Discussion über Form, Accidenz, Substanz, und dergleichen; Tresham zeigt sich gewandt in der kirchlichen, an Spitzfindigkeiten reichen Dialektik; an Martyr findet er aber auch auf diesem Feld einen ihm gewachsenen Gegner. Martyr strebt indessen aus diesem Gewirre herauszukommen und die Verhandlung auf die Bibel zurückzuführen; er sagt, Christus habe seinen Jüngern wirkliches Brod, und nicht bloß die Form desselben gereicht; er war ja leiblich unter ihnen; wie hätte das Brod in seinen noch da seienden Körper verwandelt werden können? Tresham, um aus der Verlegenheit sich zu helfen, erinnert an den Grundsatz, die Bibel sei nicht nach Privat-Meinungen, sondern nach der allgemeinen Lehre der Kirche auszulegen. — Martyr: „allerdings, aber zuvor muß die Lehre der Kirche nach der Bibel geprüft werden."

Nach mehreren Reden über hierauf bezügliche Aussprüche des Chrysostomus, begehren die Visitatoren, daß zur zweiten These übergegangen werde; die erste war nicht erledigt, sollte indessen am folgenden Tag noch einmal vorgenommen werden. Die zweite ist: Leib und Blut Christi sind weder körperlich in Brod und Wein, noch wie Andre meinen, unter der Gestalt von Brod und Wein. Um sie zu beweisen, erinnert Martyr an Aussprüche Christi, wie Matth. 26, 11, Joh. 16, 5, und Andre, aus denen hervorgeht, daß Chri-

stus nicht mehr leiblich auf der Erde ist; er ist in den Himmel aufgenommen, sein Leib, als solcher, kann nicht an vielen Orten zugleich sein. Tresham setzt entgegen, daß er dem Saulus erschienen, daß er also sichtbar auf der Erde war; um so mehr kann er unsichtbar im Abendmahl sein. Die Berufung auf die Erscheinung, die Saulus hatte, widerlegt Martyr dadurch, daß er sagt, der erschienene Christus sei der erhöhte gewesen, so wie es auch, Ap. Gesch. 7, 55, von Stephanus heißt, er habe den Himmel offen gesehn und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehn. Nach längerer Discussion über Stellen aus Augustin, beruft sich Tresham zuletzt, wie die lutherischen Ubiquisten, auf die Allmacht Gottes. — Martyr: „ich will die Allmacht nicht verkleinern, aber was der Wesenheit der Dinge widerspricht, das vermag selbst Gott nicht zu thun, weil er, der Schöpfer der Dinge, es nicht will; was ist aber der Natur widersprechender, als daß der nemliche Körper an vielen Orten zugleich sei?" — Ausweichend, und vergessend was er über den Sinn von, dieß ist mein Leib gesagt hatte, antwortet Tresham: „es ist nicht von dem irdischen Leibe die Rede, sondern von dem geistigen." — Martyr drängt ihn weiter: wenn ein geistiger Körper ein Körper ist, so ist er als solcher den nemlichen Gesetzen wie ein leiblicher unterworfen; er kann nur einen bestimmten Raum ausfüllen; Gott allein ist allgegenwärtig, Christi Leib ist aber nicht Gott, also ist er auch nicht überall. Was Tresham hierauf entgegnet, zeigt seine steigende Verlegenheit: „ich sage nicht, daß er allgegenwärtig sei, sondern nur an vielen Orten zugleich." Die Antwort Martyr's läßt sich voraussehn: „kann er an vielen Orten zugleich sein, so weiß ich nicht warum er nicht auch überall sein kann. Christus ist Gott und Mensch; als Gott ist er allgegenwärtig, als Mensch hatte er einen Körper und dieser ist nicht überall; dadurch wird Christus nicht in zwei getheilt; sein Körper ist in den Himmel aufgenommen und befindet sich zur Rechten Gottes."

So verging der erste Tag; Martyr's dialektische Ueberlegenheit war offenbar; jeder Unbefangene mußte anerkennen, daß, seinen Argumenten gegenüber, die Vertheidigung des katholischen Dogma's eine schwierige, wenn nicht unmögliche Sache war. Den folgenden Tag, 29. Mai, trat jedoch ein frischer Kämpfer gegen ihn auf, Doctor William Cheadsey. Nach einem kurzen Gebete Martyr's sprach auch Cheadsey eines, in dem er das Geständniß that, er bedürfe um so mehr der Erleuchtung, da die Brodverwandlung nur dunkel in der Bibel gelehrt werde. Man nahm die erste These wieder vor; Cheadsey kam auf mehrere Stellen der Kirchenväter zurück, die, seiner Meinung nach, in der ersten Verhandlung nicht hinreichend erörtert worden waren; auch über Substanz und Accidenz wußte er Vieles zu sagen, mit nicht geringem Aufwand scholastischer Sophistik. Martyr führt ihn auf die Erklärung der Einsetzungsworte zurück; diese müssen tropisch verstanden werden; dieß ist, heiße so viel als dieß bedeutet; Christus habe gesagt: thut dieß zu meinem Gedächtniß; dieß setze voraus, daß er körperlich abwesend sein

werde; man könne nicht von Gedächtniß oder Erinnerung sprechen, wenn der Gegenstand davon noch gegenwärtig ist; ferner sage Paulus: das Brod das wir brechen, u. s. w.; er sage nicht: der Leib Christi den wir brechen; bei seinem letzten Mahle habe Christus seinen Jüngern wirkliches Brod und wirklichen Wein gegeben, er habe ihnen weder seinen eigenen noch dasitzenden Leib noch sein noch nicht vergossenes Blut reichen können; er sei also nicht leiblich im Sacrament. Da Cheadsey bemerkt, die Aussprüche der Bibel müssen bald wörtlich, bald bildlich erklärt werden, so folgt eine ziemlich confuse Discussion über Tropus und Wortsinn und über darauf bezügliche Stellen der Kirchenväter. Martyr schließt indem er an den einfachen logischen Satz erinnert, das Zeichen sei nicht das Nemliche wie das Bezeichnete; dieses Axiom schließe die leibliche Gegenwart Christi, und daher auch die Brodverwandlung aus. Hierauf bricht der Vorsitzer des Gesprächs, Dr. Coxe, die Discussion über die erste These ab, und läßt zur zweiten übergehn. Cheadsey will sich durch eine subtile Ausflucht helfen; er gibt zu, daß der in den Himmel aufgenommene Körper Christi nicht an verschiedenen Orten zugleich sein könne; dieß gelte aber nicht von dem im Sacrament gegenwärtigen, obgleich dieser, der Substanz nach, derselbe sei wie der im Himmel. Martyr sagt mit Recht, dieß heiße nichts, und es sei nicht nöthig, daß er weiter disputire, wenn nicht bessere Argumente vorgebracht werden. Einer seiner Assistenten, Dr. Carterovitus, bittet hierauf ums Wort und macht die Bemerkung: ist die Transsubstantiation wahr, so genießen auch die Gottlosen den Leib Christi; dieß sei aber nicht anzunehmen, also auch die Transsubstantiation nicht. Cheadsey hält des Paulus Ausspruch von unwürdigem Genuß entgegen, und schließt daraus, daß das Genossene dasselbe, und nur die Art des Genießens verschieden sei. Als weitern Grund führt Carterovitus das Wort Christi an: es ist euch gut, daß ich hingehe, Joh. 16, 7; daraus folge, daß, wenn er geblieben wäre, es nicht gut gewesen wäre; er sei also auch nicht im Abendmahl leiblich gegenwärtig; behaupte man diese Gegenwart, so lehre man etwas, das Christus, als seinen Schülern nicht nütze, nicht gewollt habe; das Volk, wenn es der Messe beiwohnt, sage: ich habe den Herrn gesehn, und begnüge sich damit. Cheadsey meint indessen, solche Irrthümer des Volks lassen sich leicht berichtigen, sie beweisen nichts gegen die Wahrheit. Hierüber wäre Manches zu sagen gewesen, das Cheadsey's Verlegenheit beträchtlich vermehrt hätte; Martyr nahm aber den aus dem Genießen der Unwürdigen gezogenen Einwurf wieder auf; da sein Gegner Stellen der Väter citirte, wo von einem Essen Christi die Rede ist, wies er nach, daß dieß einen bildlichen Sinn habe und nur von einem geistigen Aufnehmen des Herrn verstanden werden könne.

Die dritte Sitzung, den 30. Mai, sollte von Doctor Tresham eröffnet werden; da er aber seine Bücher noch nicht hatte, rief der Kanzler den Magister Morgan Philipps auf, unterdessen, um keine Zeit zu verlieren, das Wort zu ergreifen. Sicher war die Versammlung in hohem Grade gespannt

auf die Erscheinung dieses berühmten Sophisten; die Anhänger der alten Lehre mußten große Dinge von ihm erwarten. Mit kühnem Selbstvertrauen tritt er in die Schranken, Martyr zurufend: „welche Auctoritäten willst du zu Hülfe nehmen, die Bibel, oder die Kirchenväter und die Concilien"? Martyr kühlt diesen Eifer, indem er sagt: „laß uns doch zuerst das Gebet verrichten." Nachdem dieß geschehn, geht Martyr auf Morgan's Frage ein: um theologische Dinge zu beurtheilen, gebe es nur zwei Kriterien, den heiligen Geist und die Bibel; Alles aber müsse mit dieser übereinstimmen, als dem alleingültigen Zeugnisse von der Wahrheit; daß er die Väter nicht verachte, habe er genugsam gezeigt, nur müssen sie stets nach der Bibel geprüft werden. — Morgan der Sophist: „gut, nehmen wir also die Bibel zum Grund! in Bezug auf das Abendmahl ist sie aber unklar; man hat das Verschiedenartigste daraus gezogen, die Transsubstantiation, die Impanation, das bloße Symbol, das wirksame Symbol, und Andres mehr; was ist daher der wahre Sinn"? — Martyr: „er geht aus Joh. 6, 63 hervor: der Geist ist es der lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze; aus Anwendung dieses Grundsatzes folgt, daß dieß ist den Sinn hat von dieß bedeutet." Morgan, der aus den Lehrdifferenzen der Protestanten Nutzen ziehen will, um Martyr zu verwirren, sucht ihn durch spitzfindige Fragen in die Enge zu treiben: „da Luther, Zwingli, und die Katholiken so verschiedenes lehren, so ist klar, daß die Bibel, wenn sie nicht durch ein andres Licht, nemlich durch die Kirchenväter erleuchtet wird, nicht genügt; doch bleiben wir einen Augenblick bei der biblischen Erzählung: was war es für Brod das Christus nahm und brach? in welchem Moment hat er es gesegnet? was war es nach dieser Handlung?" Martyr ließ sich durch solche und ähnliche Fragen nicht aus seiner ruhigen Fassung bringen; nur hat er ohne Zweifel gelächelt, als der Sophist sich auch als Grammatiker zeigen wollte und behauptete, Christus habe seinen Jüngern seinen Leib zu essen gegeben, weil Matth. 26, 26 das Wort Leib näher bei dem Wort essen steht als das Wort Brod. Das war doch gewiß ein gewaltiger, dem großen Rufe des Magisters entsprechender Grund! Indessen hatte Morgan noch einen weit schlagendern: wenn Paulus sagt, das Brod das wir brechen, so sei brechen metaphorisch zu nehmen, es bedeute Christi Leiden im Gemüth überlegen, denn im Englischen habe das Wort brechen einen ähnlichen Sinn. Martyr begnügte sich hierauf zu antworten: „da ich nicht englisch verstehe, weiß ich nichts hierüber zu sagen; ich meine indessen, es komme nicht auf den Sinn der englischen Ausdrücke an, sondern auf den der griechischen im Neuen Testament."

Es war gut für Morgan, daß Tresham unterdessen seine Bücher erhalten hatte und in die Discussion eintreten konnte. Nach einem Gebete sagte der Doctor, er wolle nun die Stellen aus den Vätern vorbringen, die die Brodverwandlung lehren; er begann mit einem schlechten Witze: „dem hier gegenwärtigen Martyr will ich einen andern Martyr entgegenstellen: Cyprian,

der Märtyrer, lehrt die Transsubstantiation, also soll Petrus Martyr sie nicht läugnen." — Martyr: „lassen wir solche Scherze, und gehn wir auf die Sache ein." Da ward nun abermals viel über Stellen der Kirchenväter hin- und hergeredet; Martyr machte mit Recht auf das noch unbestimmte, oft rhetorisch-hyperbolische und metaphorische ihrer Ausdrucksweise aufmerksam; man habe in der Folge viele ihrer Aussprüche benützt, um Lehren darauf zu gründen, an die sie, in dieser spätern bestimmtern Fassung, nie gedacht. Zuletzt sagte Tresham: „wenn du die Patres nicht annimmst, so will ich dir einen andern Doctor entgegenhalten, einen Landsmann von dir, den Thomas de Vio, Cardinal von Gaëta." Martyr lehnte ihn ab als einen Scholastiker, fügte aber, wieder mit Recht, hinzu: „du selbst würdest nicht Alles was er gelehrt hat annehmen," denn in seiner Bibelerklärung war dieser gelehrte Mann in vielen Punkten von der römischen Orthodoxie abgewichen. Tresham mochte sich daran erinnern, denn er bestand nicht darauf, den Cajetan zu benützen.

Der Sophist Morgan erhob sich von Neuem; er förderte eine Anzahl Spitzfindigkeiten an den Tag, über die Möglichkeit, daß Christi Körper an mehrern Orten zugleich sein könne. Tresham unterstützte ihn durch den, der scholastischen Logik entlehnten Satz: der Begriff Substanz gehe dem Begriff Quantität (räumliche Bestimmung) vorher, es sei also der göttlichen Allmacht möglich, die Substanz ohne Quantität bestehen zu lassen. — Martyr: „handelt es sich um abstracte Begriffe, so ist dieß wahr; in der Wirklichkeit aber kann eine körperliche Substanz nicht gedacht werden, ohne einen Raum, in dem sie sich befindet und über den sie nicht hinausgeht." — Als endlich Tresham einwirft: „euch zufolge könnte der Leib Christi auch ohne das Sacrament, durch den bloßen Glauben, empfangen werden," schließt Martyr die Verhandlung mit den Worten: „ja, wir werden des Herrn theilhaftig, wenn wir, mit oder ohne Symbol, seinen Tod uns lebendig vergegenwärtigen und an dessen Wirkung glauben; der heilige Geist bedient sich aber des Sacraments, um uns im Glauben fester zu machen."

Den folgenden Tag fand abermals eine Sitzung statt; Martyr eröffnete sie durch einen längern Vortrag, um im Zusammenhang seine Gründe, sowohl gegen das katholische Dogma, als für seine eigene Auslegung der Einsetzungsworte darzustellen. Aergerlich über die Wirkung, die diese Rede hervorbringen mußte, sagte Doctor Cheadsey: „du hast viel Zeit verloren, die man besser zum Disputiren verwendet hätte, und du willst die Rollen umkehren; statt dir zu opponiren, soll ich nun die Lehre der Kirche vertheidigen; so war's nicht gemeint; ich begehre daher noch einen weitern Tag zur Discussion." Da die königlichen Commissarien dieß nicht zugeben konnten, ward nun abermals, weitläufig und mit patristischen Stellen, über die zwei ersten Thesen disputirt, über die man nicht hinauskam.

Als es bereits spät geworden, erklärten die Commissarien die Disputa-

tion für beendigt. Der katholische Sander behauptet, man mußte sie schließen, weil Martyr, durch das Zischen und Gepolter der Zuhörer ins Gedränge gebracht, nicht mehr fortfahren konnte *). Wenn Lärm gemacht wurde, so bewies er nur die Verlegenheit der Gegner; keineswegs aber war er die Ursache der Beendigung des Gesprächs. In diesem Punkte, wie in vielen andern, ist Sanders Zeugniß nicht der Wahrheit gemäß. Wenn er, was kaum zu bezweifeln ist, als Oxforder Baccalaureus des kanonischen Rechts der Disputation beigewohnt und an dem von ihm erzählten Lärm Theil genommen hat, so mußte er auch wissen, daß nur der Mangel an Zeit die königlichen Commissarien veranlaßte, den Verhandlungen ein Ende zu machen, und auf welch würdige Weise der Kanzler dieselben schloß. Dr. Richard Coxe entließ die Versammlung durch eine Rede, in der er die ruhige Haltung, die Gelehrsamkeit, den Scharfsinn der Disputatoren lobte; vor Allen aber lobte er Peter Martyr; er habe sich als rechten Petrus gezeigt, durch seine ausdauernde Festigkeit, und als rechten Martyr, durch das treffliche Zeugniß von der Wahrheit, das er abgelegt; es gebühre ihm der Dank aller Frommen; mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit habe er den Kampf gegen seine drei Gegner ausgehalten; er habe so die Verläumdungen derer widerlegt, welche ausgestreut hatten, er könne und wolle seine Lehre nicht vertheidigen. Coxe fügte bei: „diese Disputation wird zur Befestigung und Verbreitung der evangelischen Wahrheit dienen, obgleich wir, die Visitatoren, noch nicht den Auftrag haben, über die verhandelten Fragen ein Urtheil zu fällen; dieß wird geschehn, sobald es der König und das Parlament für gut finden werden; indessen bekenne ich, als Mensch und als Christ, meinen Glauben und rathe Allen, Gelehrten und Studirenden, sich an die heilige Schrift zu halten, sie über den Kirchenvätern und den Concilien nicht zu vernachlässigen; Himmel und Erde vergehn, des Herrn Wort aber bleibt in Ewigkeit; folget diesem Wort allein, entsagt dem Aberglauben und dem Irrthum, entsagt aber auch der zu nichts nützenden Streitsucht; betet zu Gott, mit stillem, ruhigem Gemüthe, daß er euch über seine Wahrheit erleuchte und mit Liebe erfülle; es hat uns gefreut zu sehn, daß in dieser Universität Viele die Wahrheit suchen; macht unsre Freude vollkommen, indem ihr diese Wahrheit mit aufrichtigem Herzen annehmt und sie durch ein reines Leben vor den Menschen bezeugt."

So endete die Oxforder Disputation, wie viele andre Religionsgespräche des sechzehnten Jahrhunderts, ohne daß es zu einer abschließenden Entscheidung über die besprochenen Fragen kam. Wie sehr sich auch Martyr seinen Gegnern überlegen gezeigt hatte, und wie schwach auch manche Gründe dieser letztern waren, so blieb doch für Viele, die auf ein Urtheil der Visitatoren gewartet hatten, um ihren Glauben darnach zu richten, die Sache im Zweifel; die katholische Parthei, des Kanzlers Schlußrede sich aus dem Sinn schlagend,

*) De origine et progressu schismatis anglicani, f°. 122.

benützte den Umstand, daß kein Urtheil gesprochen wurde, um das Gerücht zu verbreiten, Martyr sei im Kampfe erlegen; auf die Meisten jedoch war eine der Reformation günstige Wirkung hervorgebracht worden. Der fernere Erfolg wird weiter unten berichtet werden.

Einige Tage später wohnten die, mit der Inspection der Universität beauftragten Commissarien einer Predigt bei, die Martyr über Joh. 16, 23 hielt; er sprach darin von den Nothständen der Zeit und von der Nothwendigkeit einer allseitigen Wiederherstellung der Kirche und der Lehre; der Regierung sagte er Dank dafür, daß sie das Werk ergriffen hatte, und die Visitatoren ermahnte er, die Universität so zu reformiren, daß sie eine Pflanzstätte der Frömmigkeit und der Wissenschaft werde und Männer bilde, die das Volk sowohl im Worte Gottes als in nützlichen Wissenschaften unterrichten. Es lag aber nicht im Charakter derer, die damals die englische Reformation leiteten, tiefeingreifende Maßregeln zu nehmen; die scholastischen Professoren zu Oxford wurden in ihren Stellen gelassen, man vertraute auf die Macht der Wahrheit, die sich in Martyr's Vorlesungen kund geben sollte; die Visitatoren begnügten sich einige Studenten zu entfernen, die eine zu lärmende Opposition gemacht hatten, und Mehreres anzuordnen zur Herstellung einer bessern Zucht.

Viertes Kapitel.

Ankunft von Butzer und Fagius in England. — Herausgabe der Akten des Oxforder Gesprächs.

Den 15. Mai 1548 hatte der Kaiser, auf dem Reichstage zu Augsburg, das viel berüchtigte Interim zum Gesetze für Deutschland erhoben. Furcht vor kaiserlicher Gewalt hatte in vielen Gegenden, zumal Süddeutschlands, die Protestanten zur Annahme bewogen; an mehrern Orten waren die Prediger, die sich nicht unterwerfen wollten, vertrieben worden. Auch ins Elsaß wurden Truppen geschickt, um, nöthigenfalls, die Unterwerfung zu erzwingen. In Straßburg verbreitete sich große Bestürzung; man befürchtete für die Prediger das nemliche Loos wie anderswo. Den 2. October 1548 berichtete Butzer dem gelehrten, ihm befreundeten Alterthumskenner John Hales, über die durch das Interim in Straßburg herbeigeführte Stimmung *). Der Erzbischof von Canterbury hielt den Augenblick für günstig, um den bedrohten Straßburger Reformator für das Werk der englischen Kirchenverbesserung zu gewinnen. Butzer war in England nicht unbekannt.

*) Buceri scripta anglicana, S. 190.

Schon 1536 hatte er Cranmer seinen Commentar über den Brief an die Römer gewidmet *). Nachdem er dann, im Jahre 1544, in seinem Sendschreiben an den belgischen Gelehrten Bartholomaeus Latomus, den Coelibat bekämpft hatte **), und diese Schrift anfing, auch in England gelesen zu werden, hatte der Bischof von Winchester, Stephan Gardiner, ein ebenso thätiger Beförderer der Pläne Heinrichs VIII., als eifriger Anhänger der katholischen Dogmen, auf leidenschaftliche Weise gegen ihn geschrieben ***). Butzer wollte ihn widerlegen, und fragte deßhalb bei dem Könige an; dieser aber rieth ihm es zu unterlassen, er werde bei gelegener Zeit ihn berufen, um sich mit Gardiner und Andern über die Wiederherstellung und Versöhnung der Kirche zu besprechen. Butzer wartete vergebens; indessen diente er der englischen Reformation, indem er für ihre nach Straßburg geflüchteten Bekenner, mit seiner gewohnten Treue sorgte. Nach Heinrichs Tod, als er die erfreuliche Wendung sah, welche die kirchlichen Angelegenheiten in England nahmen, schrieb er einen Glückwunsch an die englische Kirche; er fügte demselben seine längst vollendete Antwort auf Gardiner bei, in der er auf völlige Reform der Lehre und des Cultus drang †).

So vorbereitet, und gleichsam vorherbestimmt für Englands Reformation mitzuwirken, erhielt Butzer Cranmer's Ruf ††). Er zögerte jedoch ihn anzunehmen; gewissenhaft wollte er, aller Gefahr ungeachtet, seinen Posten behaupten; es schien ihm eine Feigheit, die ihm so theure Straßburger Kirche, in der jetzigen Noth zu verlassen. Seine Skrupel theilte er seinem kaum in England angekommenen Freunde Martyr mit. Dieser aber schrieb ihm alsobald, er solle nicht länger zögern; setze er sich länger der Gefahr aus, so werde er sich nicht mehr retten können, ohne dadurch seiner Kirche zu nützen; in England dagegen könne er die größten Dienste leisten; er solle die Berufung dahin als einen Wink Gottes betrachten; wenn er auch nicht durch Predigten wirken könne, so thue sich ihm ein andrer, größerer Wirkungskreis auf als Lehrer und Schriftsteller; auch dieß gehöre zum Dienst der Kirche; die

*) Durch Zuschrift vom 25. März 1536.

**) Scripta duo adversaria B. Latomi et M. Buceri, de dispensatione sacramenti Eucharistiae, de invocatione divorum, de coelibatu clericorum, etc. Straßb., 1544, 4°.

***) Ad M. Bucerum, de impudenti ejusdem pseudologia conquestio. Löwen, 1544, 4°; — Ad M. Bucerum epistola, qua eum urget ad respondendum de impudentissima ejusdem pseudologia. Löwen, 1546, 4°.

†) Gratulatio ad Ecclesiam anglicanam de religionis christianae restitutione, et responsio ad duas Stephani, episcopi Wintoniensis, epistolas de coelibatu sacerdotum. S. l. Straßb., 1548, 4°. Englisch übersetzt durch Th. Holy, London, s. a., 8°. Schon 1545 hatte Coverdale die Antwort auf Gardiner übersetzen wollen. (An Hubert, 16. Febr. 1545. Ms.)

††) Cranmer an Butzer, 2. Oct. 1548. Ms.

Ernte sei groß, aber der Arbeiter nur wenige*)! Und als Martyr immer betrübendere Nachrichten aus Straßburg erhielt, und Butzer ihn bat ihn zu trösten in seinem Schmerz, schrieb er ihm, einen Monat später: „wie soll ich dich trösten? bei Pflanzung der Straßburger Kirche hat der Herr mehr durch dich gethan als durch alle andern; wer sollte nicht mit dir klagen, daß dieß schöne Werk jetzt zerrüttet ist? Bisher hat Straßburg geblüht unter allen Städten, durch seine Kirche und seine Schule; jetzt soll es aus einem Ort der Treue ein Ort des Abfalls werden! Gott möge seines Volkes schonen; wir haben zwar schwereres verdient, der Herr aber möge nur auf die Ehre seines Namens sehn" **). Er drang wiederholt in Butzer seine Abreise nach England nicht zu verzögern. Auch Paul Fagius hatte von Cranmer eine Einladung erhalten; Martyr sehnte sich nach Beiden; in seiner Einsamkeit bedurfte er ihrer Freundschaft, er hielt aber auch beide unentbehrlich für die Hebung des theologischen Unterrichts auf den englischen Universitäten.

Obgleich Butzer sich mit dem Gedanken Straßburg zu verlassen vertraut gemacht, und an Martyr geschrieben hatte, ob er nicht auch noch für drei andre Freunde ein Unterkommen finden könne, so hoffte er immer noch die Gefahr würde vorübergehn; in Straßburg war das Interim noch nicht eingeführt, der Kaiser hatte selbst den Straßburger Gesandten in Gnaden gesagt, er wolle sich mit ihrem Versprechen begnügen, jedem Bürger die Wahl zu lassen, diejenige Religion zu befolgen, die er für die rechte halte. Allein der durch die harte Behandlung der Stadt Constanz verbreitete Schrecken, und manche andre politische Noth bewogen zuletzt den Magistrat, durch ein Schreiben vom 12. Februar 1549, dem Kaiser zu erklären, daß sich Straßburg dem Interim unterwerfe. Die Prediger protestirten, die Bürgerschaft murrte; der bedrängte Rath ersuchte jene dringend in diesen schwierigen Verhältnissen „mit aller Moderation" sich zu benehmen. „Es erwartet uns, schrieb Butzer den 20. an Calvin, eine schwere Verfolgung; allein die Bitten und Thränen der Frommen, deren Zahl hier sehr groß ist, halten uns zurück; wir werden nicht weichen, bis man uns zwingt"***). Wenige Tage später trat dieser Zwang schon ein. Butzer und Fagius, ersterer dem Kaiser besonders verhaßt wegen seines Antheils an der Cöllner Reformation, wurden, auf ausdrückliches Begehren Karls V. und des Straßburger Bischofs, durch Beschluß vom ersten März, entlassen „ihnen selbst zu Gutem, mit freundlichen, guten Worten, mit einem Zehrgeld und einer Pension, bis Gott Gnad gebe daß es besser würde, daß man sie wieder an der Hand haben möchte." Man gestattete ihnen den 3. März noch einmal zu predigen, um von ihren Gemeinden Abschied zu nehmen. Rührend war es zu hören, wie Fagius in seiner

*) 26. December 1548. Ms.
**) 22. Januar 1549. Ms.
***) Calvini epistolae, S. 372.

letzten Predigt in der Kirche zum jungen S. Peter sagte, die Obrigkeit sei nicht anzuklagen wegen dessen das geschehe, sie habe Alles versucht, um das Evangelium aufrecht zu erhalten; es sei eine schwere Schickung Gottes, die man mit Ruhe ertragen müsse. Den 23. hielten hierauf Beide ihre letzten Vorlesungen. Genf, Basel, Wittenberg, Kopenhagen boten ihnen Unterkommen an; sie zogen England vor; es war hier, wie Martyr gesagt hatte, die Ernte groß und der Arbeiter viel weniger als in Deutschland und der Schweiz. Ein Brief, den Peter Alexandre, den 24. März, an sie schrieb, um sie nochmals, im Namen Cranmer's, zum Kommen zu bewegen, traf sie nicht mehr. Den 5. April reisten sie, um den kaiserlichen Soldaten nicht in die Hände zu fallen, heimlich von Straßburg ab. Sie fuhren die Breusch hinauf, bis an einen Ort, wo sie bestellte Pferde trafen. Sie waren begleitet von dem jungen Matthäus Negelin, der später in Straßburg Pfarrer zu S. Wilhelm wurde, von Valérand Poulain, der auf der Reise den Dolmetscher und Wegweiser machte, und von einem Diener des englischen Agenten Christoph Mount. So zogen sie nach Heiligenstein am Fuße der Vogesen, und von da über einsame Gebirgspfade nach Lothringen; erst in Frankreich angekommen, hielten sie sich für außer Gefahr. Den 25. April trafen sie in London ein; einige Tage nachher stellte sie Cranmer, der sie beherbergte, dem Könige vor; dieser, so wie der Regent und mehrere Große nahmen sie ehrenvoll auf. Der Erzbischof wünschte Fagius in Oxford, Butzer in Cambridge anzustellen; sie erhielten aber, auf ihre Bitte und zu Martyr's Betrübniß, nicht getrennt zu werden und gingen Beide nach Cambridge.

Butzer's erstes Auftreten in dieser Universität fiel mit Martyr's Disputation zu Oxford zusammen. Viel beschäftigt zu dieser Zeit, konnten Beide, die nun auf demselben fremden Boden vereinigt waren, sich noch nicht näher kommen. Nach Beendigung des Oxforder Gesprächs, schickte Martyr dem Freunde, durch Santerenziano, die nach den Nachschriften der Notare von ihm verfaßten Akten. Es waren nemlich, über die Disputation und deren Erfolg, von den Katholiken allerlei Gerüchte ausgestreut worden: Martyr habe sich nicht zu vertheidigen wissen, er sei besiegt worden, er habe Gott und Christum gelästert, und Aehnliches mehr. Cranmer und die Visitatoren der Universität beschlossen daher die Akten drucken zu lassen, als bestes Mittel, daß Jeder sein Urtheil unpartheiisch bilden könne. Zuvor aber wollte Martyr Butzer's Ansicht über die drei Thesen wissen; er befürchtete, nicht ganz mit ihm übereinzustimmen, denn was er zu Oxford gelehrt, war nicht mehr der zu Straßburg geltenden, so mühsam erlangten Wittenberger Concordie gemäß *). In der That billigte Butzer die Thesen nicht unbedingt **); er drückte sogar sein Bedauern aus, daß das Gespräch stattgefunden hatte, bevor er

*) Martyr an Butzer, 15. Juni 1549. Buceri scripta anglicana. S. 545.
**) Butzer an Martyr, 20. Juni. Ebendas., S. 545.

sich mit Martyr über die aufzustellenden Sätze hatte verständigen können. Gegen die erste These, welche die Transsubstantiation verwarf, hatte er natürlich nichts einzuwenden; die zweite aber, die man zum Theil auch als gegen Luther gerichtet ansehn konnte, hätte er lieber so ausgedrückt: Leib und Blut Christi sind nicht lokal in Brod und Wein enthalten, noch den Elementen auf irgend eine Art angehängt oder beigemischt; zu der dritten endlich hätte er den Zusatz gewünscht: so daß den Glaubigen Christus wahrhaft dargeboten wird, doch nur durch den Glauben, nicht auf sinnliche Weise. Der stets versöhnliche und ängstliche Butzer befürchtete nemlich, Martyr und mit ihm die Straßburger würden wegen dieser Thesen in Deutschland verdächtig gemacht werden; nicht weniger war er wegen des Effektes auf die Katholiken besorgt; ein so entschiedenes Auftreten, eine so unbedingte Verwerfung von Ausdrücken, die doch immer noch einen Anknüpfungspunkt bieten konnten, schien ihm unklug und gefährlich; „wir müssen uns bestreben, schrieb er an seinen Freund, zu erbauen, und nicht zu zerstören, Niemanden, selbst den Gegnern nicht, unnöthige Ursache geben uns anzuklagen; was den Ausdruck leibliche oder substanzielle Gegenwart betrifft, so können auch Richtigdenkende sich dessen bedienen und sagen, sie empfangen nicht bloß leere Symbole, sondern die Substanz Christi; es genügt ferner nicht, zu sagen, daß Brod und Wein nur Zeichen sind, es muß hinzugefügt werden, daß Christus zugleich dargeboten wird; würde man behaupten, Christus sei auf eine Weise im Himmel, daß er nicht wirklich im Sacrament gegenwärtig sein könne, so wäre dieß eine unchristliche Ansicht." Hätte Butzer Martyr's Vorlesungen über das Abendmahl beigewohnt, so wäre er über diese Punkte beruhigt gewesen; er wurde es jedoch bald durch das was Martyr ihm mittheilte. Er war billig genug anzuerkennen, daß, so wie in England die Dinge standen, Martyr seine Sätze so fassen konnte, wie er es gethan hatte. Er schrieb deßhalb besänftigend an die Straßburger*): da in England die Opposition gegen die Transsubstantiation bei Vielen so heftig ist, daß man von irgend einer Gegenwart des Leibes und Blutes Christi durchaus nichts wissen will, so begreife es sich, daß Martyr, um vorerst nur die katholische Lehre zu bekämpfen, nicht weiter gegangen ist; er wisse übrigens, daß Martyr an die Gegenwart des Herrn glaube, denn er rede nie von einem bloßen Symbol, sondern von einem, das Wirksamkeit hat.

In Bezug auf die Veröffentlichung der Oxforder Akten, wünschte Butzer, Martyr möchte sie zuvor den Gegnern mittheilen, damit sie noch ihre anderweitigen Gründe und Einwendungen beifügen könnten, und überhaupt das Ganze unpartheiischer erscheine. Ob dieß geschehn ist, wissen wir nicht. Einem fernern Wunsche Butzer's gemäß, schrieb Martyr eine, an Cranmer gerichtete Vorrede, in der er sich besonders über die dritte These aussprach, über die

*) An den Prediger Diebold Schwartz, 15. April und 15. Mai 1550. Scripta anglicana, S. 862; — Pappus, Warhaffter Bericht rc., S. 346.

nicht disputirt worden war. Gerade dieser Umstand, daß der dritte Satz nicht zur Sprache kam, hatte einerseits die Katholiken veranlaßt, zu behaupten, er entwürdige das Sacrament, da er nur ein äußeres Symbol darin sehe, während andrerseits manche Protestanten ihn eben deßhalb für einen bloßen Zwinglianer ausgaben.

Er erklärte sich nun folgendermaßen: „Wein und Brod sind zwar Symbole; durch die Einsetzung Christi werden sie aber zum Sacrament, das heißt, sie werden zu Organen, durch welche der heilige Geist den Glauben erweckt, auf daß wir durch diesen Glauben geistig, aber doch wahrhaft, mit dem Leib und Blut Christi genährt werden. Durch solchen Genuß werden wir mit Christo vereint, wir bleiben in ihm und er in uns; welcher Christ könnte daher gering vom Abendmahl denken, statt das höchste Gnadenmittel darin zu sehn, durch das wir der Wohlthat des Todes des Herrn wahrhaft theilhaftig werden? Christi Leib und Blut sind gegenwärtig, aber auf geistige Weise, ohne daß ein physischer Contact nöthig wäre; so wie die Gläubigen geistig unter einander vereinigt sind, so sind es auch die Glieder mit dem Haupt; zu einer solchen Vereinigung bedarf die Kirche der leiblichen oder substanziellen Gegenwart nicht; die Gegenwart Christi wird durch den Glauben erfaßt, der sich zum Himmel erhebt und dort den Erlöser in seiner Herrlichkeit sieht. Wenn ich daher den Gebrauch der scholastischen Ausdrücke: wirklich, leiblich, substanziell, verwerfe, so darf nicht der Schluß daraus gezogen werden, als lehre ich nur einen scheinbaren Genuß. Der Leib Christi wird wahrhaft genossen, aber durch den Glauben; die Ausdrücke: leiblich u. s. w. setzen einen sinnlichen Genuß, ein Empfangen, dessen man sich durch die Sinne bewußt wird, voraus, und dieß ist bei dem Abendmahl nicht der Fall."

Mit dieser Vorrede versehn wurden nun die Akten des Gesprächs zu London gedruckt, nebst einer Erklärung der Visitatoren über die Ursachen der Publication. Voran stellte Martyr seinen zu Oxford gehaltenen Vortrag über die Abendmahlslehre *). Butzer hoffte, die Vorrede werde die Straßburger, im Fall sie über Martyr ungehalten sein sollten, befriedigen; übrigens fügte er, in dem deßhalb an den Prediger Diebold Schwartz geschriebenen

*) Tractatio de sacramento Eucharistiae, habita in celeberrima Universitate Oxoniensi. Ad haec: Disputatio de eodem sacramento, in eadem Universitate habita. Londini, ad aeneum serpentem, 1549, 4⁰. Auch: Zürich, 1552, mit einer Vorrede von Johann Wolf und 1557; London, 1562, f⁰. Englisch übersetzt, London, 1583, f⁰. In den Loci comm. findet sich die Tractatio S. 841 u. f. Sie wurde französisch übersetzt von Claude Ravot, Lyon, 1562, 16⁰. — Auch Tresham gab die Akten des Gesprächs heraus, London, 1549, 4⁰, und englisch, London, 1568, f⁰. Ich konnte mir weder diese Relation verschaffen, noch Tresham's Epistola de hac disputatione contra P. Martyrem ad regios consiliarios. S. Tanner, Bibliotheca britannica, London, 1748, f⁰., S. 720.

Brief, das schöne Wort bei: „wir können hier nicht Alles erlangen was wir wünschen; was aber erlangt ist, soll zur Ehre Christi gewendet werden, zumal wenn es von so frommen und gelehrten Männern kommt, wie Doctor Martyr"*).

Im Juni, kurz nach dem Oxforder Gespräch, disputirte auch Butzer, zu Cambridge, über das Abendmahl. Diese Disputationen hatten zur Folge, daß geboten ward: um unnütze Streitigkeiten zu vermeiden, solle man in der Lehre vom Abendmahl nicht weiter gehn als die heilige Schrift, und sich keiner andern Ausdrücke bedienen als biblischer; zugleich solle nicht behauptet werden, Brod und Wein bedeuten bloß Leib und Blut, sondern daß Christus wahrhaft gegenwärtig sei und genossen werde, nur solle über die Art der Gegenwart nicht gestritten werden. Die Transsubstantiation und die ihr schroff gegenüber stehende Ansicht vom bloßen Symbol, waren aufgegeben; Martyr dankte Gott für dieses Resultat. Ueberhaupt gewannen in England, durch den Einfluß der herbeigerufenen fremden Theologen und einiger, aus früherer Verbannung heimgekehrter Engländer, die reformatorischen Grundsätze immer größern Einfluß; das Evangelium, immer reiner gelehrt, wurde eifriger aufgenommen; und wenn auch von dem ausgestreuten Samen vieles auf Steine und Dornen fiel, oder unter den bald folgenden Stürmen wieder zu Grunde ging, so fiel doch auch Manches auf guten Boden, wo es in der Folge, zum Wohle der englischen Kirche, herrlich reifte.

Fünftes Kapitel.

Martyr's Vorlesungen über den Römerbrief. — Prädestinationslehre. — Widerlegung des Albert Pighius.

Nachdem Martyr die Erklärung des ersten Corintherbriefes zu Ende gebracht, nahm er, im Jahre 1550, den Brief an die Römer vor; so wie ihm jener zur Darstellung der Abendmahlslehre gedient hatte, so nützte er diesen, um seine Ansicht über die Prädestination, den Hauptpunkt der reformirten Dogmatik, zu entwickeln. Da Martyr, neben Calvin, am meisten zur Feststellung dieser Lehre beigetragen hat, so ist es wichtig, seiner Entwicklung derselben nachzugehn. Er hat sie folgendermaßen begründet:

Der Mensch ist ursprünglich gut geschaffen, nach dem Bilde Gottes. Ueber letzteres hat Martyr eine Ansicht, die sich später wieder bei den Sozinianern findet; während sie bei ihnen, nicht mit Unrecht, getadelt worden ist,

*) 15. April 1550. Scripta anglicana, S. 862.

ließ man sie bei Martyr noch unbedenklich vorübergehn; nach ihm, lag das Bild Gottes im Geiste des Menschen, in welchem die wahre Erkenntniß Gottes leuchtete, und im Willen, in dem sich der wahre Gehorsam aussprach. Von dem Geiste erstreckte es sich auch nach Außen, und zeigte sich als Herrschaft über die Natur; „daher ist das Weib nicht ebenso wie der Mann nach dem Bilde Gottes geschaffen; nur Mann und Weib vereint stellen das völlige Bild Gottes dar; im Vergleich mit dem Manne, ist aber das Weib, da es nicht zur Herrschaft berufen ist, nicht Gottes Ebenbild.“ In der weitern Entwicklung nahm indessen Martyr auf diesen seltsamen Gedanken keine besondere Rücksicht mehr.

Die Bestimmung des Menschen ist dieses Bild darzustellen; darin liegt die Seligkeit. Durch die Sünde ist es aber entstellt worden. Hier tritt die Frage ein: wie ist die Sünde in die Welt gekommen? Diese Frage ist schwierig, denn Gott hat Adam rein und frei geschaffen; allein er hat ihn nicht so geschaffen, daß er nicht fallen oder irren konnte; dieß wäre allerdings Gott möglich gewesen, er hat es aber nicht gewollt; es ist nicht zu zweifeln, daß er den Fall Adams zuließ, nicht um der Sünde willen, sondern um den Reichthum seiner Gnade zu offenbaren und um zu zeigen, daß er nicht nur den Menschen rein erschaffen, sondern auch den Gefallenen wiederherstellen konnte. Mehr läßt sich darüber nicht sagen, da wir uns den Zustand vor dem Falle nicht vollkommen vorstellen können.

Die Folge von Adam's Fall ist die Erbsünde*), das heißt die Zerrüttung der ganzen menschlichen Natur. Zwar lehrt Martyr, übereinstimmend mit Calvin und Beza, daß für jeden neu gezeugten Körper von Gott eine Seele erschaffen wird; er erklärt sich aber nicht über die Art, wie diese nothwendig rein geschaffene Seele unter den Fluch der Erbsünde kommt; letztere nimmt er als eine unläugbare Thatsache an, und begnügt sich zu sagen, daß die Sünde Adams nicht sowohl durch die Zeugung auf dessen Nachkommen übergehe, als weil Gottes Strafgerechtigkeit es so gewollt**). Sämmtliche geistige Kräfte wurden durch die Erbsünde verderbt, die Vernunft sowohl als der Wille; die wahre Erkenntniß Gottes und der wahre Gehorsam gingen verlo-

*) Die in die Loci comm. aufgenommenen loci de libero arbitrio, de providentia et praedestinatione, und an Deus sit causa et auctor peccati, S. 989 u. f., sind nicht von Martyr, sondern von Bullinger im Jahr 1553 verfaßt. Da in der Abschrift davon, die der Herausgeber der Loci communes unter Martyr's Papieren fand, wahrscheinlich der Name des Verfassers nicht genannt war, so konnte er die Stücke leicht für Martyr's Werk halten.

**) Die lutherische Theologie nahm dagegen an, daß die Seele mit dem Körper geschaffen, daß sie durch Zeugung auf den neuen Menschen fortgepflanzt wird. Diese Ansicht (Traducianismus) schien zur Begründung der Erbsünde besser geeignet als die der Reformirten (Creatianismus). Doch hielt man die Frage nicht für wichtig genug, um viel darüber zu grübeln.

ren; die Natur blieb zurück, aber verstümmelt und entstellt. Man darf indessen nicht sagen, daß gar nichts Gutes im Menschen zurückgeblieben ist; „wir sagen nur so viel, daß, wenn Gott nicht in den Wiedergebornen Hülfe durch Christum brächte, die Erbsünde nach und nach Alles zerstören würde; allein auch in denen, die noch nicht wiedergeboren sind, ist Gott zuweilen thätig, er weiß sie mit herrlichen und heroischen Tugenden zu erfüllen, auf daß die Folgen der Erbsünde aufgehalten und die menschliche Gesellschaft wenigstens in einer gewissen bürgerlichen Ordnung erhalten werde. Socrates wollte nicht aus dem Kerker fliehen, da er es doch vermocht hätte; Aristides, ins Exil vertrieben, wünschte, daß seine Mitbürger nie nöthig haben möchten, sich seiner zu erinnern; der sterbende Phocion, befragt, ob er seinem Sohne nichts zu melden hätte, antwortete: er möge des mir angethanen Unrechts nie gedenken. Die römische Republik hatte ihre Curtius, ihre Scipio, ihre Cato, Männer, welche Recht und Geradheit liebten. Obgleich solche Thaten und Gesinnungen bei Menschen, die Gott entfremdet waren, als Sünden betrachtet werden müssen, so waren sie doch gewissermaßen ein Zaum, um die Erbsünde zurückzuhalten, damit nicht Alles zu Grunde ginge, die Gesetze vernichtet und das natürliche Licht ganz ausgelöscht würden."

Daß die Tugenden der Heiden nur Sünden gewesen, war die harte Meinung einiger Kirchenväter, und eine Folge der im strengsten Sinne genommenen Lehre von der Erbsünde; man sieht aber, wie Martyr's richtiges Gefühl sie zu mildern strebte; seiner christlichen Weltanschauung war es nicht zuwider, in den edlern Thaten der großen Heiden mehr als nur glänzende Laster zu sehn; er erkannte in denselben eine Wirkung des Geistes Gottes. Doch fahren wir in der Entwicklung seiner Lehre fort.

Die Schuld pflanzt sich, vermittelst der Zeugung, durch den Körper auf die Seele fort; diese, unmittelbar von Gott geschaffen, geht rein und sündlos in den, den Keim der Uebertretung tragenden Leib über. Dieß scheint dem menschlichen Verstande ungerecht: warum, frägt er, mußte eine solche Vereinigung stattfinden? warum ein so kostbares Wesen wie die Seele in ein so unreines Gefäß einschließen? Es ist dieß allerdings ein dunkles Gebiet, wo dem Verstande nicht genügt werden kann; keine Erklärung ist befriedigend; es ist nichts zu thun als sich an die Barmherzigkeit Gottes zu halten, welche durch die Erlösung durch Christum alle Widersprüche auflöst und die Ordnung wiederherstellt. Die Kinder, die ungetauft sterben, dürfen wir nicht für unbedingt verdammt halten, eben so wenig können wir ihnen sicheres Heil versprechen, aber doch gute Hoffnung für sie haben, da Gott dem Abraham verheißen hat, er wolle nicht nur sein Gott, sondern auch der seines Samens sein.

Bei dieser Verderbniß der menschlichen Natur, kann von freiem Willen keine Rede mehr sein. Auch über diesen Punkt ist Martyr's Lehre ganz dem System Augustins gemäß; zugleich beruft er sich auch auf seine Uebereinstim-

mung mit Zwingli, Luther, Melanchthon. Die Philosophie, sagt er, hat in diesem Stücke die reine Lehre der Kirche verdorben; denn wenn wir unsre innern und äußern Handlungen in Beziehung auf die Vorsehung betrachten, so müssen wir erkennen, daß Alles so erfolgt, wie es bestimmt war. Nehmen wir sie aber bloß im Verhältniß zu unserm Willen, so gibt es wohl eine Freiheit des Menschen; nur vermögen wir das Gute, das vor Gott gilt, nicht zu erreichen, da wir durch unsre Kraft die Leidenschaften und Begierden nicht bändigen können. Freiheit ist ihm die Fähigkeit, das Vernünftige zu wählen. Diese Freiheit hat der Mensch vor dem Sündenfalle besessen, durch diesen aber verloren, in Folge der Verdunklung des Verstandes und des Willens; die Gott entfremdeten Menschen, die Nicht-christen, sind daher nicht im Stande, aus eigner Kraft das Gute zu wählen. „Wir sind gegenwärtig dem Drange der Natur unterworfen, Krankheiten befallen uns, mögen wir leben wie wir wollen, und am Ende ist der Tod unvermeidlich. So sehr dieß unsre Freiheit stört, so bleibt uns doch noch etwas von derselben, zur Erfüllung der bürgerlichen und gesellschaftlichen Pflichten zurück. Diese nämlich sind Gegenstände unsrer natürlichen Erkenntniß, und durch die Kraft des Willens erreichbar, weil sie ein irdisches Ziel haben; obgleich auch sie nicht ohne Schwierigkeit erfüllt werden, weil die Begierden jedem Dinge, das dem Rechte verwandt ist, widerstreben. In Hinsicht der göttlichen Gesetze verwirrt aber die Versuchung zu sehr unsre Sinne, als daß wir uns je von selbst entschließen könnten. Daß dieß bei bürgerlichen Dingen nicht sei, beweisen die vielen guten Gesetze die Numa, Lycurg, Solon gegeben haben." Obgleich nun der menschliche Wille, in Bezug auf das göttliche Gesetz, nicht mehr frei ist, weil die verdunkelte Vernunft ihn nicht mehr auf dieses hinleitet, so bleibt ihm doch das freiwillige, das spontane Entschließen übrig. Der Wille kann nie gezwungen werden das zu wollen, was er entschieden nicht will. Auch ist keine absolute Unmöglichkeit vorhanden, daß man das Gute wähle, weil man ja die Freiheit der Wahl behalten hat; nur ist diese Freiheit durch die Erbsünde in gebundenem Zustande. An und für sich könnte der Sünder auch wohl nicht sündigen, denn obgleich der Wille aufs Böse gerichtet ist, so könnte er doch das mehr oder minder Böse wählen.

Es ist bereits gesagt worden, daß diese, für Erkenntniß und Willen so schweren Folgen der Erbsünde, nur durch die Vermittlung Christi aufgehoben werden können. Haben aber alle Menschen die Gnade dieser Vermittlung zu hoffen? Hier tritt nun die Lehre von der Prädestination ein. Für Martyr war diese nicht etwa das bloße logische Ergebniß einer Speculation über metaphysische Prinzipien; er fand sie zunächst im Briefe an die Römer, und seinen Grundsätzen zufolge über die Auslegung der Bibel, unterwarf er unbedingt sein Denken einer Lehre, die ihm das sicherste Mittel schien, den selbstgerechten Stolz des Menschen zu demüthigen, um Gottes freie Gnade allein zu verherrlichen. Stellen wie Röm. 9, 18: „so erbarmet er sich nun, welches

er will, und verstocket, wen er will", und ähnliche, hatten ihn tief ergriffen; jeder Versuch, sie durch Zusammenstellung mit andern zu mildern, oder durch psychologisches Eindringen in den innern Lebensgang des Apostels zu erklären, hätte ihm als ein Hinausgehn über den Boden der heiligen Schrift, als eine Verkleinerung ihres göttlichen Ansehns erscheinen müssen. Er kannte wohl das Schwierige der Lehre von der Gnadenwahl und die Einwendungen, die sich dagegen erheben ließen; diese hielt er jedoch nicht für unwiderlegbar; die unsittlichen Folgerungen, die die Gegner aus dem reformirten Systeme zogen, um sie den Protestanten vorzuwerfen, wies er entschieden ab.

Als er die Darstellung des Lehrstückes begann, sagte er, es sei oft, und schon in der alten Kirche behauptet worden, man solle diesen geheimnißvollen Gegenstand nicht berühren; auch haben die ältesten Kirchenväter darüber geschwiegen. Allein Christus und seine Apostel haben sich an vielen Stellen bestimmt darüber ausgedrückt. Es ist nöthig davon zu reden, denn, recht verstanden, ist diese Lehre der innerste Mittelpunkt des evangelischen Christenthums. Für die Auserwählten ist es nützlich, darüber belehrt zu werden, daß sie alles Gute nicht sich, sondern Gott verdanken; den Verworfenen ist es nicht schädlich, weil keiner weiß, ob er unter diese gehöre und der eine früher, der andre später von der Gnade erleuchtet werde.

Alle Menschen sind, nach einem unabänderlichen Rathschluß Gottes, entweder zur Seligkeit oder zur Verdammniß bestimmt; das erste ist die eigentliche Prädestination, das andre die Reprobation oder Verwerfung. Letztere darf nicht als Ungerechtigkeit angesehn werden; Gott hat eine Anzahl Menschen darum verworfen, um eben an ihnen ein Beispiel seiner strafenden Gerechtigkeit zu geben. Sein Rathschluß ist unbedingt, das heißt die Erwählung der Einen gründet sich nicht auf ihre Tugenden, die Verwerfung der Andern nicht auf ihre Sünden, obwohl die Erklärung der Verdammniß am jüngsten Tag sich auf die begangenen Sünden berufen wird. Gott hat den Menschen gut geschaffen; nachdem aber durch den Fall sein Wille verdorben worden, ist er nur noch ein Werkzeug in Gottes Hand, das dieser gebraucht wie er will. Gewöhnlich werden es die Verworfenen nicht inne, daß sie verworfen seien; zuweilen läßt aber auch Gott schreckliche Beispiele des Gegentheils zu. Martyr erinnert hier an den italienischen Doctor Francesco Spiera, der in Venedig den protestantischen Glauben abschwor, diesen Schritt jedoch so tief bereute, daß der Gedanke in ihm aufstand, er gehöre zu den Verworfenen, und daß er, alles Trostes ungeachtet, in schwerer Verzweiflung starb.

Wenn zuweilen die Verworfenen gute, und die Auserwählten schlechte Handlungen verrichten, so werden die letztern, deren Inneres gut bleibt, deßhalb der Seligkeit nicht verlustig, während die erstern sich dieselbe nicht zu erwerben vermögen. Die Auserwählten können sich durch ihre Sünden wohl eine Zeit lang vom Genusse der Gnade ausschließen, die Verworfenen können

den Beifall der Menschen erlangen, beide aber den göttlichen Rathschluß nicht ändern.

Diesem nach könnte also Mancher behaupten, Gott sei der Urheber der Sünde. Martyr sagt, es gebe hierüber vorzüglich drei Meinungen, die der Prädestinationstheorie gegenüberstehn und die Räthsel zu lösen suchen. Die erste ist der Irrthum der Libertiner*), welche behaupten, Gott sei durchaus der Urheber von Allem, auch von dem was wir Sünde nennen; als Werk Gottes sei daher die Sünde nicht zu tadeln; sofern eine Schuld da ist, sei sie auf Gott zu werfen. Wer eine schlechte That für Sünde hält, den nennen diese Menschen unvollkommen, da er die Werke Gottes nicht begreife; sie streben einzig darnach den Sinn, das Bewußtsein der Sünde zu zerstören. Die andre Ansicht ist die mehrerer gelehrter Männer, welche sagen, Gott strafe die Sünde durch Sünden, und sei so Urheber derselben; diejenigen Handlungen, welche aus der Schlechtigkeit der Menschen selber stammen, haben insofern einen Grund von Gerechtigkeit in sich, als sie von Gott gewollt sind als Strafen; nichtsdestoweniger sind die Menschen strafbar, die Schuld liegt nicht in Gott; er handelt gerecht, wenn auch wir ungerecht handeln. Eine dritte Meinung endlich nimmt an, die Bibelstellen, auf welche die ebenangeführte sich zu stützen vorgiebt, seien nicht wörtlich zu nehmen, sondern bedeuten nur, Gott habe dieß oder jenes zugelassen oder geduldet, der Mensch allein habe die wirkliche und volle Verantwortlichkeit.

Die erste dieser drei Ansichten griff zu offen die Sittlichkeit an, als daß es nicht leicht gewesen wäre sie zu widerlegen. In den beiden andern sah Martyr nur vergebliche Versuche, den Schwierigkeiten auszuweichen, die sich dem, über den Ursprung der Sünde nachdenkenden Geiste entgegenstellen. Er selbst war überzeugt, Gott, als der absolut Gute, könne nicht durch sich selber der Urheber des Bösen sein; „aber nichts in der Welt, selbst die Sünde nicht, geschieht ohne seinen Willen; gewissermaßen kann er daher als die erste Ursache des Uebels angesehn werden, aber nur in dem Sinne, in welchem die Philosophen von einer entfernenden und verhindernden Ursache reden, das heißt, insofern er da, wo eine Ursache fehlt, die entsprechende Wirkung nicht eintreten läßt, so wie er zum Beispiel Finsterniß hervorbringt da wo die Sonne nicht leuchtet; oder ein baufälliges Haus einstürzen läßt, wenn die es haltende Stütze entfernt wird. Gott ist demnach seinem Wesen nach gut; wenn er aber, seiner Gerechtigkeit zufolge, strafen will, zieht er seine Gnade zurück, und kann in diesem Sinne als die Ursache des dann geschehenden Bösen angesehn werden; das Gute ist nur durch die Gnade möglich; sobald diese

*) Die Libertiner, die sich auch Spirituale nannten, waren eine schwärmerische, der alten Sekte des freien Geistes verwandte Partei, die namentlich in Genf und den Niederlanden Anhänger zählte. Calvin hatte viel gegen dieselbe zu kämpfen.

fehlt, kann nur Sünde erfolgen; wirkliche, nächste, bewirkende Ursache des Bösen ist Gott nicht; diese liegt in dem Menschen selbst, in seinem verderbten Willen.

Die Gnade nun wird nur den Auserwählten geschenkt. Es scheint zwar zuweilen, daß auch solche, die zu den Verworfenen gehören, der Gnade theilhaftig sind; dieß ist aber nur ein Schein, es ist eine unwirksame Gnade; wirksam ist sie nur in den Auserwählten. Sie hat mit den natürlichen Kräften des Menschen nichts gemein, sie wird von ihnen nicht unterstützt, sie wirkt ohne Unterlaß fort, ohne daß es von uns abhinge sie anzunehmen oder abzuweisen. Sie ist zwar allen angeboten; da sie aber nicht wie ein Gewand ist, das einem Jeden passen würde, der es anziehen wollte, so heißt das Angebotensein nur so viel, daß wir nicht unterscheiden können, wem sie zu Theil wird. Martyr sagt, er lehre in diesem Stücke ganz wie Luther; die folgende Stelle scheint selbst dem Menschen noch mehr einzuräumen, als der deutsche Reformator ihm zugestehn wollte; nachdem er nemlich die Bibelstellen, die von der Gnade handeln, erklärt hat, fügt Martyr hinzu: „Man darf hieraus nichts bestimmen über das was unsre Kräfte vermögen, denn Gott wirkt nicht auf den Menschen wie auf einen todten Stamm. Steine werden ohne Empfindung und Willen bewegt; wirkt Gott aber auf Menschen, so reinigt und erneut er sie so, daß sie selbst einsehn, was sie thun und das Gute wollen und begehren, nachdem sie einmal an die Stelle des steinernen Herzens ein fleischernes erhalten haben." Die Gnade ist zuvorkommend oder nachfolgend, je nach den verschiednen Zeiten und Graden der Besserung. Zuerst wird der Wille gebessert, dann fängt der gebesserte Wille an, das Gute in der Vorstellung zu ergreifen, dann, das was er gewollt und erkannt hat, auch auszuführen, und endlich beharrt er in der Ausführung. Die zuvorkommende Gnade ist also nicht die allen Menschen angebotene, welche sie annehmen können oder nicht, es ist die Wirkung Gottes auf die Auserwählten, die sie zuerst zum Guten treibt, und hernach darin stärkt; die nachfolgende ist nicht ein außerordentliches Geschenk, welches etwa denen zu Theil wird, die das erste angenommen haben, sondern die nemliche Gnade, nur insofern sie uns im Guten verharren läßt und so das Werk krönt; nach dem Beispiel der Sonne, die den Boden erwärmt, daß er im Stande sei den Samen aufzunehmen, und dann durch ihren milden Einfluß das Wachsthum der Pflanze befördert.

Das erste und höchste, was die Gnade dem Auserwählten schenkt, ist der Glaube an Christum, als den einzigen Erlöser. Ohne diesen Glauben wird kein Mensch selig; nur durch ihn wird man von der Sünde befreit und gerechtfertigt. Die Rechtfertigung kommt nicht durch die Werke, so gut diese auch scheinen mögen, denn Keiner ist im Stande dem Gesetze volle Genüge zu leisten. Selbst der Glaube, insofern er als menschliches Werk betrachtet werden kann, wie der allgemeine religiöse Glaube der Heiden und der Philosophen, rechtfertigt nicht, denn er ist lückenhaft und unvollkommen. Nur der

Glaube rechtfertigt, der die Verheißungen Gottes und das Verdienst Christi ergreift und sich aneignet. Diese Lehre ist Anfang, Quelle und Stütze aller Frömmigkeit." Der Glaube ist nie ohne gute Werke; die vor der Wiedergeburt gethanen Werke können nicht unbedingt gut genannt werden; nachher aber sind sie es, und solche Werke sind unzertrennlich von dem gerechtmachenden Glauben, sie fließen aus ihm und bethätigen ihn.

Dieß war ursprünglich die Grundrichtung der reformatorischen Theologie überhaupt; später ist es nur die der speziell reformirt genannten geblieben. Alles wird auf absolute Abhängigkeit von Gott zurückgeführt; und wenn auch die Lehre schwer zu lösende Widersprüche enthält, so ist doch das Streben nicht darin zu verkennen, dem tiefen Bedürfnisse einer ernsten, glaubens- und demuthsvollen Frömmigkeit zu genügen. Dieß haben die katholischen Theologen, die im sechzehnten Jahrhundert die Prädestination bekämpft haben, nie verstanden. Auch in England, als Martyr seine Lehre vortrug, haben sie ihm heftig widersprochen. In ihrem Eifer wußten sie jedoch, um seinen Einfluß zu bekämpfen, nichts Besseres zu thun, als ihm die Schriften eines Mannes entgegenzustellen, der den entschiedensten Pelagianismus gelehrt hatte, und vor welchem deßhalb später klügere Katholiken selber warnen mußten. Man verbreitete, wie es scheint, zu Oxford zwei Bücher des, im Jahre 1542 verstorbenen, auch als Mathematiker und Astronom berühmten Utrechter Propstes, Albert Pighius von Campen*). Dieser hatte erkannt, daß die Lehre vom unfreien Willen des Menschen und von der rechtfertigenden Gnade Gottes, die Grundlehre des Protestantismus bilde, und hatte dieselbe ausführlich widerlegt. Selbst die Protestanten gaben seine Gelehrsamkeit, seine methodische Durchführung der Lehre, seinen Scharfsinn zu; Butzer sagte, Wenige seien so geschickt wie Pighius, solche Gegenstände zu behandeln. Alle diese Eigenschaften hatten ihn jedoch nicht verhindert die reformatorischen Lehren häufig und vorsätzlich zu entstellen, und denselben Manches vorzuwerfen, was ihnen fremd war; von seinem römisch-pelagianischen Standpunkte aus, begriff er das tiefere Interesse dieser Lehren nicht, und hielt sich für berechtigt, Folgerungen daraus zu ziehen, die von den Reformatoren mit Entrüstung abgewiesen wurden. In seine Fußtapfen tretend, schrieb auch der, nach Löwen geflüchtete Doctor Richard Smith, eine Abhandlung über die Rechtfertigung, gegen Martyr, dessen Namen der edle Mann auf gehässige Weise verdrehte**).

Martyr sah sich daher veranlaßt, diese Gegner zu bekämpfen. Des Pighius Schriften kannte er schon von Straßburg her; 1542 hatte sie Butzer,

*) De libero hominis arbitrio et divina gratia libri 10. Cölln, 1542, f°.; — Explicatio controversiarum praecipuarum in comitiis Ratisponensibus tractatarum. Zuerst Venedig, 1541, 4°. Diese Bücher wurden von der spanischen Inquisition auf ihren Index gesetzt.

**) Diatribà de hominis justificatione adversus P. Martyrem Vermelinum. Löwen, 1550.

und ein Jahr später Calvin, gründlich und übereinstimmend widerlegt*). In seinen Vorlesungen über den Römerbrief, in der Entwicklung der Prädestinationslehre, nahm nun Martyr beständig Rücksicht auf Pighius, den er, nicht mit Unrecht, den Achilles der Gegner nannte, und zuweilen auch auf Smith „den Theseus dieses Hercules.“ Er discutirte Schritt für Schritt die Argumente des Pighius, um auch seinerseits die, weder mit der heiligen Schrift noch mit den alten Vätern übereinstimmende pelagianische Lehre desselben, von den mit freiem Willen gethanen guten und verdienstlichen Werken, aufzudecken. Er hob namentlich drei Punkte hervor, über welche, den Gegnern zufolge, Pighius „in die innersten Geheimnisse der Wahrheit“ eingedrungen war, die Erbsünde, die Gnadenwahl und die Rechtfertigung. Martyr's eigne Lehre soll hier nicht wiederholt werden; es soll nur in Kürze aufmerksam gemacht werden auf des Pighius Haupt-Argumente, und auf die vorzüglichsten dagegen vorgebrachten Bemerkungen.

Ueber die Erbsünde lehrte Pighius, an den berühmten Scholastiker Petrus Lombardus sich anschließend, daß sie nicht eigentlich in der Sünde bestehe, da sie keine That des Willens, keine bewußte Uebertretung der göttlichen Gebote sei. Zu dieser Annahme konnte ihn der Ausdruck veranlassen, mit dem in der lateinischen Kirchensprache die Erbsünde bezeichnet wurde; denn in dem Worte peccatum originale, ursprüngliche Sünde, mußte nicht nothwendig auch der Sinn einer sich forterbenden Sünde liegen. Pighius meinte daher, es bedeute nichts als die Sünde Adams, obgleich wir, als dessen Nachkommen, wegen dieser Sünde dem Tod und der Verdammniß unterworfen sind. Adam sei so geschaffen worden, daß er einer übernatürlichen Seligkeit fähig war; da er aber Gottes Gebot übertrat, wurde ihm, zur Strafe, diese Fähigkeit entzogen; in diesem Zustande der Privation zeugte er seine Kinder; die Fähigkeit, die er verloren, konnte nicht auf sie übergehn; sie tragen daher dieselbe Strafe wie er, so wie ein Sklave der, unter gewissen Bedingungen frei gelassen, wenn er diese nicht hält, wieder in Knechtschaft verfällt und nichts als Sklaven zeugt, ohne daß letztere eine Schuld daran hätten. Der leibliche Tod, so wie die Leiden und Anfechtungen der Welt, sind Folgen der Natur, sie sind von Gott geordnet; die Lust des Fleisches selbst ist etwas naturgemäßes, das nicht auf die Erbsünde zurückzuführen ist. Zum Begriff der Sünde gehört, daß sie gewollt werde; sie setzt die Kenntniß des göttlichen Gesetzes

---

*) Butzer, De vera ecclesiarum in doctrina, caerimoniis et disciplina reconciliatione et compositione. S. l. et a., 4°. Daß das zu Straßburg gedruckte Buch 1542 geschrieben wurde, geht aus der Vorrede hervor. — Calvin, Defensio sanae et orthodoxae doctrinae de servitute et liberatione humani arbitrii adversus calumnias Alb. Pighii. Genf, 1543, 4°. — Gegen Butzer, der Pighius auch noch in andern Schriften bekämpfte, schrieb dieser: Apologia adversus Buceri calumnias, quas et solidis argumentis et clarissimis rationibus confutat. Paris, 1543.

voraus, das man übertreten kann oder nicht, je nach der Neigung des freien Willens; da die Kenntniß nun bei den kleinen Kindern noch nicht existirt, so ist bei ihnen von keiner Sünde die Rede, obgleich sie, als Nachkommen Adams, der Strafe, das heißt der Unfähigkeit übernatürlich selig zu werden, unterworfen sind. Uebrigens wird in diesem Leben für die Erbsünde weder Reue noch Buße gefordert, sondern nur für die eigene Sünde.

Dieser nüchternen, den sogenannten gesunden Menschenverstand leicht ansprechenden Theorie, setzte Martyr, auf Bibelstellen sich stützend, zunächst zweierlei entgegen: erstens das Wort des Paulus: der Tod ist der Sünden Sold, Röm. 6, 23; wie könnte dieß wahr sein, wenn der Tod auch für solche einträte, die als ohne Sünde dargestellt werden, nemlich für die Kinder? Gott straft keinen Unschuldigen; der Tod setzt nothwendig Sünde voraus, deren Strafe er ist; er erfolgt nicht naturgemäß, als zur Bestimmung des geschaffenen Menschen gehörend; nur wenn man annimmt, was aber Pighius nicht thut, daß unsre Natur durch die Sünde verdorben ist, kann man sagen, der Tod sei das nothwendige Ende des irdischen Daseins. — Zweitens ein andres Wort des Paulus: gleichwie durch Eines Menschen Ungehorsam Viele Sünder geworden sind, also auch durch Eines Gehorsam werden Viele gerecht, Röm. 5, 19. Martyr schließt hieraus, daß in den Nachkommen Adams ein Mangel (vitium) sein müsse, wegen dessen sie Sünder zu nennen seien. Pighius sagt zwar, sie heißen Sünder wegen der Erbschuld; wie könnte aber Gott Jemanden für schuldig erklären, ohne irgend eine Sünde desselben? Nach dem katholischen Theologen hat sich bloß die Schuld, ohne die Sünde, fortgeerbt; nach dem protestantischen, die Sünde zuerst, und mit ihr erst die Schuld. Durch Adams Fall ist, nach Letzterm, nichts übrig geblieben im Menschen als die Kräfte und Thätigkeiten der Seele, allein verderbt und geschwächt; Pighius hat Unrecht anzunehmen, Gott habe dem ersten Menschen nur die übernatürlichen Gaben entzogen und ihm die natürliche Reinheit (integritas) gelassen; gerade letztere ist es, die durch die Sünde verloren ging, so daß Adam's Nachkommen nicht anders können als sündigen.

In Bezug auf die Prädestination führte Pighius einige bekannte Bibelstellen an, aus denen sich folgern läßt, daß sie nicht absolut sei, und daß Gott auch die Werke ansehe. Statt sich hiemit zu begnügen, obschon auch dieß eine Einseitigkeit gewesen wäre, zog er aus der Lehre selber allerlei Schlüsse, die er den Protestanten zuschrieb, wie sehr sie sich auch dagegen verwahrten. So warf er ihnen vor, die Menschen irre zu führen und sie zu verleiten die Ursache ihrer Verdammniß nicht in ihren Sünden, sondern in Gott zu suchen; sie läugnen die Güte Gottes, die sie einer falsch verstandenen Gerechtigkeit opfern; sie unterwerfen die Menschen einer blinden Nothwendigkeit, einem eisernen Schicksal, und entfernen allen Grund der Schuld und Zurechnung; sie machen Gott zu einem willkürlichen Tyrannen, der, nach seinen Launen, die Einen vorziehe und die Andern verstoße, während es doch heiße, es gelte

vor ihm kein Ansehn der Person; sie zerstören endlich alle Motive, sich eines rechtschaffenen, frommen Lebens zu befleißigen.

Diese, auch sonst häufig vorgebrachten Einwendungen, denen ein Schein von Gründlichkeit nicht mangelt, müssen auf Solche besonders einen Eindruck machen, die auf irgend eine Weise auf die Rettung des Verdienstes der eigenen Werke bedacht sind. Martyr konnte aber darauf entgegnen: wir lehren keineswegs, daß die Ursache der Verwerfung nicht in der Sünde liege; im Gegentheil, wir behaupten fester als irgend Jemand, daß alle Menschen Sünder sind und deßhalb verdienen verdammt zu werden. Die Güte Gottes ist nicht herbeizuziehen, denn Gott theilt seine Wohlthaten Allen aus, Guten und Bösen; nur gibt er den Einen mehr, den Andern weniger, und dieß ist nicht ungerecht, er allein ist Herr darüber, es steht uns nicht zu mit ihm zu rechten, Christus hat gesagt: habe ich nicht Macht zu thun, was ich will, mit dem Meinen? Matth. 20, 15. Es ist falsch von Nothwendigkeit zu reden, sobald man einen Zwang darunter versteht; wir läugnen nicht, daß das Sündigen freiwillig geschehe, nur glauben wir, daß durch die Erbsünde der Wille zum Guten untüchtig geworden sei. Es ist endlich geradezu eine Verläumdung, wenn behauptet wird, wir öffnen die Thüre aller Sittenlosigkeit; die Prädestination, so wie wir sie lehren, ist ja nicht bloß eine Vorherbestimmung zum Zweck, das heißt zur Seligkeit, sondern auch zu den Mitteln, nemlich zum Glauben und den daraus folgenden guten Werken; die Frommen streben darnach, ihre Berufung sicher zu machen durch ein heiliges Leben; der Glaube an die Prädestination bewegt sie zu Demuth vor Gott, zu Geduld im Leiden, zu Dank gegen den der sie ohne ihr Verdienst, aus freier Gnade erwählt hat, zu Liebe gegen ihre Mitbrüder, unter denen nicht sie, sondern Gott allein die Auserwählten und die Verworfenen zu unterscheiden vermag.

Gegen die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben brachte Pighius, aus der Erfahrung und aus der Bibel, Gründe vor, die den Katholiken selber unhaltbar schienen; so sagte er unter Anderm: man sehe viele Glaubige ein schlechtes Leben führen, sie können daher nicht für gerechtfertigt gehalten werden, und der Glaube sei daher nicht die erste Ursache der Rechtfertigung; er berief sich dabei auf 1. Cor. 13, 2. Ferner führte er den Ausspruch Christi an, wenn er sagt, Matth. 7, 22. 23, er werde Viele nicht anerkennen, die zu ihm sagen werden, sie haben in seinem Namen diese und jene wunderbare Thaten verrichtet; solche Thaten nun können nicht ohne Glauben geschehn, da aber die, die sie thun, dennoch verworfen werden, so folge daraus, daß der Glaube zur Rechtfertigung nicht hinreichend sei. Dagegen erinnerte Martyr, es komme auf den rechten Begriff von dem Glauben an; der Glaube sei nicht von den guten Werken, als seinen nothwendigen Wirkungen zu trennen; dann verstehe es sich von selbst, daß er rechtfertige; des Pighius Vorgeben, aus des Paulus Wort: „hätte ich allen Glauben", gehe hervor, daß man nicht zwischen mehrern Arten von Glauben unterscheiden dürfe, sei

eine schlechte, sophistische Ausflucht, denn aus dem ganzen Neuen Testamente erkenne man klar, daß es auch einen todten Glauben gibt, und daß der, welcher rechtfertigt, eben dieser todte nicht ist. Was die Matth. 7, 22 angeführten Zeichen betreffe, so können Wunder auch ohne Glauben geschehn; Gott habe zuweilen solche zugelassen, nicht um des Glaubens dessen willen, durch den sie verrichtet wurden, sondern um seine eigene Ehre zu verherrlichen oder um die Wahrheit zu offenbaren. Wenn Pighius sagt, es gebe Menschen, die an alle Artikel des Symbolum glauben und doch schlecht leben, so beweise dieß nichts als daß sie Lügner sind, nach 1. Joh. 2, 4; sie haben den wahren innern, lebendigmachenden Glauben nicht. Wenn Pighius zur Rechtfertigung, außer dem Glauben, auch Verabscheuung der Sünde und reine Liebe zu Gott rechnet, so folge daraus, daß der Mensch vollkommen werden müsse, ehe er gerechtfertigt werden könne; dieß heiße das rechte Verhältniß umkehren, denn erst wenn der Mensch wiedergeboren und gerechtfertigt ist und seinen Glauben durch gute Werke zeigt, vermehre ihm Gott seine Gnadengeschenke und führe ihn zu weiterer Heiligung und Liebe. Wenn Pighius endlich über die Protestanten sich wundert, daß sie sagen der Glaube komme durch den heiligen Geist, während dieser erst sich einstellen könne wenn man glaube, so sei dieß einer der stärksten Beweise, daß er den offensten Pelagianismus lehre, denn er behaupte, der Glaube sei unser eigenes Werk, die natürlichen Kräfte unsres Verstandes und Willens genügen dazu.

So konnten, Martyr's Scharfsinn und Bibelkenntniß gegenüber, weder die Schriften des Utrechter Propstes, noch die des tief unter ihm stehenden Doctor Smith, für die Feststellung und Verbreitung der reformatorischen Lehren wirksame Hindernisse sein. In das, von der Londoner Synode im Jahre 1552 abgefaßte Glaubensbekenntniß der englischen Kirche, wurden die Lehre von der Erbsünde, der Prädestination und der Rechtfertigung aufgenommen, so wie Martyr, und mit ihm alle gleichzeitigen protestantischen Theologen in England sie aufgestellt hatten.

Sechstes Kapitel.

Martyr's und Butzer's weitere Arbeiten. — Die englische Liturgie.

Außer den täglichen Vorlesungen über den Römerbrief, die, wie Martyr sagt, den ganzen Menschen in Anspruch nehmen, wenn man ihnen nach Würde genügen will, wurde ihm, durch königlichen Beschluß, im Frühling 1550, noch eine neue Pflicht auferlegt; es wurden nemlich öffentliche Disputationen verordnet die, eine Woche um die andre, unter seinem Vorsitze gehalten wer-

den sollten. Ueberdieß leitete er, in dem Collegium das er bewohnte, wöchentliche Disputationen, die gleichfalls öffentliche genannt werden konnten, da Jedem der Zutritt dazu gestattet war*). Zu Cambridge erklärte Butzer gleichfalls die paulinischen Briefe**), mit so großem Beifall, daß, wie einer seiner Zuhörer, ein spanischer Flüchtling, an Dryander schrieb, selbst Papisten ihm ihre Achtung bezeugten***). Der König und Cranmer wünschten, Butzer und Fagius möchten die Bibel aus der Ursprache ins Lateinische übersetzen, und mit kurzen Erklärungen und Summarien begleiten; diese Arbeit sollte dann ins Englische übertragen werden, zum Nutzen der Prediger und des Volks; das Werk scheint aber nicht unternommen worden zu sein †). Dagegen verfaßte Butzer für den jungen König seine treffliche Schrift über das Reich Christi, in der er, klar und methodisch, die Grundsätze der Reformatoren über Lehre, Gottesdienst, Einrichtung und Regierung der Kirche entwickelte. Bevor er dieses Werk an den Ritter Cheke abschickte, theilte er es Martyr mit, der es billigte und Butzer's Wunsch theilte, es möchte der englischen Kirche nützen ††).

Im Jahre 1550 kam auch Johann Laski nach England zurück, nachdem er, durch das Interim von Emden vertrieben, sich eine Zeit lang in Bremen und Hamburg aufgehalten hatte. Auf sein und Utenhovens Ansuchen, überließ der König, durch Beschluß vom 24. Juli, den französischen, belgischen und deutschen Flüchtlingen, die bisher ihre Versammlungen zu London in Privathäusern gehalten hatten, die Augustinerkirche †††); es bildete sich eine regelmäßige Fremdengemeinde; Laski ward ihr Vorsteher und verfaßte für sie eine Kirchenordnung; er schrieb ein Bekenntniß über das Abendmahl und gab zu London Bullinger's Schrift über dieses Dogma heraus. Im Jahre 1551 erhielten auch die italienischen Flüchtlinge eine Kirche und einen Prediger; dieser war ohne Zweifel Ochino, der gleichfalls in London einige Schriften herausgab. Man hat mit Recht auf den Einfluß aufmerksam gemacht, den diese Fremdengemeinden auf die englische Reformation ausgeübt haben. Während die Kirche dieses Landes, durch schwere Hindernisse hindurch, sich mühsam entwickelte, boten die Fremdengemeinden das Bild wohlgeregelter Ordnung dar; sie hatten entschieden die reformirte Lehre angenommen, mit strenger Disciplin und einfachem Gottesdienst. Indessen übten sie vorerst

*) Martyr an Bullinger, 1550, 1. Juni. Ms.

**) In den Jahren 1550 und 1551 den Brief an die Epheser. Tremellio gab diese Praelectiones heraus, 1562, Basel, f°.

***) Petrus de Pizarro an Dryander, 2. Febr. 1550. Ms.

†) Fagius an Conr. Hubert, 7. Mai 1549. Ms.

††) Butzer an Cheke, 20. Oct. 1550. Rog. Aschami epistolae, Oxford, 1703, S. 434. — De regno Christi libri 2. Es erschien erst nach Butzer's Tod, Basel, Oporin, 1557, f°. Es wurde auch ins Französische (Genf, 1558) und ins Deutsche (Straßb., 1563, 4°.) übersetzt.

†††) Bei Gerdesius, Historia Evangelii renovati, B. 3, S. 227.

ihren Einfluß doch nur auf Einzelne aus. Im Ganzen ging das Werk der Reformation langsamer voran, als Martyr es wünschte; zu Oxford, sagte er noch im Juli 1553 in einer daselbst gehaltenen öffentlichen Rede, ist das Volk so unwissend, daß das Evangelium ihm wie eine Fabel erscheint; seit Ostern bis heute ist nicht gepredigt worden; die Quellen der Lehre sind ausgetrocknet; „Alles ist so voll Aberglauben und Irrthum, daß, wenn wir es auch verschweigen möchten, es dennoch Jedem in die Augen fiele"*). Aber nicht nur zu Oxford, wo die neben ihm lehrenden scholastischen Theologen ihm persönlich entgegenarbeiteten, sondern überhaupt in England waren die Schwierigkeiten immer noch bedeutend groß. Martyr und Butzer klagten über die Zahl und Macht der Gegner und den Mangel an Predigern, über die Unsittlichkeit Vieler, die doch behaupteten, das Evangelium angenommen zu haben, und die feigen Rücksichten der Politiker, die die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung zugaben, aber aus Furcht vor Empörung nur wenig ändern wollten. Doch hatten sie Vertrauen zu dem jugendlichen König, dessen Frömmigkeit und frühe Einsicht sie in Erstaunen setzten, in den Eifer vieler Großen des Reichs, in die Thätigkeit des Erzbischofs von Canterbury und mehrerer Geistlicher, besonders derer, die, unter Heinrich VIII. verbannt, im Auslande, zumal in Straßburg und in Zürich, die nach den reformatorischen Grundsätzen geordneten Kirchen kennen gelernt hatten**). Zu diesen gehörten vorzugsweise der Professor der Theologie, John Rogers, der Bischof von Exon, Miles Coverdale, Edmund Grindall, einer der Kapläne des Königs, John Hooper, der in Zürich Bullinger's Freund geworden war und nun in London mit mächtiger Beredsamkeit das Evangelium predigte. So wie diese Männer, so schloß sich auch der junge Baccalaureus der Theologie, John Jewel, in der Folge eine der Hauptstützen der englischen Kirche, an Martyr und Butzer, als an die vorzüglichsten Repräsentanten der Reformation in England an. Aus protestantischen Ländern, besonders der Schweiz, kamen Jünglinge, um der beiden gefeierten Lehrer Vorlesungen zu hören. Den 20. Januar 1550 wurde Martyr zum Canonicus zu Oxford ernannt.

Bei der Achtung in der er stand, bei dem Vertrauen Cranmer's und der Freundschaft Butzer's, war es Martyr nicht schwer über die Schmähungen hinwegzusehn, denen er nicht selten ausgesetzt war. Von den Oxforder Stiftsherren waren nur zwei ihm befreundet, Bernard und Bankes; mit den Uebrigen, zumal mit Doctor Tresham, vermochte er nie sich auszusöhnen; es waren strenge Katholiken und starre Engländer, die in ihm nur den Ketzer und den Fremden sahen. Aufgehetzte Studenten verfolgten ihn durch grobe

*) Oratio de utilitate sacri ministerii. Loci communes, S. 1037.

**) Martyr an Bullinger, 1. Juni 1550. Ms. — Butzer an Calvin, 25. Mai 1550. Bei Hundeshagen Epistolae aliquot ineditae ad historiam eccles. Magnae Britanniae pertinentes. Bern, 1840, 4°. S. 19.

Beleidigungen, warfen die Fenster seiner Zimmer ein, machten des Nachts Lärm vor seinem Hause, um ihn im Arbeiten zu hindern; er sah sich genöthigt sein Stifthaus zu verlassen und eines der Gebäude des Priorats der heiligen Frideswida zu beziehen; im Garten dieses Klosters baute er sich eine kleine stille Wohnung, wo er nicht mehr gestört werden konnte*). Auch an Schriften von Gegnern fehlte es nicht. Ein gewisser White von Windchester verfaßte ein Schmählibell in Versen, über Martyr's Lehre vom Abendmahl, über seine Vorlesungen, über seine vorgebliche Weigerung mit Doctor Smith zu disputiren**). Letzterer gab zu Löwen, und bald nachher ein zweites Mal zu Paris, einen Traktat über den Cölibat heraus, den er schon seit längerer Zeit gegen Luther in Bereitschaft hatte, und nun auf Martyr anwandte, aus dem er einen ehemaligen Karthäuser machte***). Zugleich wollte er über's Abendmahl etwas gegen ihn veröffentlichen †). Die Schrift über den Cölibat erhielt Martyr, als er im Begriff war seine Vorlesungen über den ersten Corintherbrief in den Druck zu geben; er wollte daher noch Einiges beifügen, um Smith zu widerlegen, so sehr es ihm auch zuwider war mit einem solchen Gegner zu thun zu haben; allein da man in ihn drang, die Herausgabe des Commentars nicht zu verzögern, verschob er die Antwort auf den ihn hassenden Doctor auf gelegenere Zeit. Als er später sah, daß in der englischen Kirche die Frage nur noch von untergeordnetem Interesse war, weil im Jahre 1552 das Parlament die Priesterehe als völlig gültig erklärt hatte, ließ er die Arbeit liegen; erst unter der Regierung Maria's nahm er sie wieder auf. Richard Smith zeigte sich übrigens selber bereit sich zu widerlegen; er war von Löwen nach Paris, und von da nach Schottland gegangen; allein der Ruf seiner mehrfachen Religionswechsel war ihm nirgends günstig gewesen; der Doctor Proteus, wie ihn die Oxforder Studenten nannten ††), flößte Niemanden Vertrauen ein. Dieses Lebens überdrüssig, beschloß er eine neue Schwenkung zu machen; von Schottland aus schrieb er an Cranmer, er sei bereit von nun an recht ernstlich der protestantischen Kirche zu dienen, und um davon einen Beweis zu geben, biete er sich an gegen sein eigenes Buch

*) Wood, Hist. Univ. Oxon., Th. 2, S. 257.

**) Diacosio-Martyrion contra P. Martyrem. White wurde deßhalb gefangen gesetzt. Die Schrift sollte zu Löwen gedruckt werden, wurde es aber erst 1553 zu London.

***) Defensio coelibatus sacerdotum. Confutatio quorundam articulorum de votis monasticis Petri Martyris. Löwen, 1550. — 2. Ausgabe: Defensio sacri Episcoporum et sacerdotum coelibatus, contra impias et indoctas P. M. nugas et calumnias, quas ille Oxonii in Anglia duobus retro annis in sacerdotalium nuptiarum assertionem temere effutivit. Paris, 1550.

†) Martyr an Butzer, 10. Jan. 1551. Rog. Ashami Epistolae, S. 438.

††) Martyr, De votis, S. 612.

die Priesterehe zu vertheidigen. Es ist nicht nöthig zu sagen, daß ein solches Anerbieten nach Verdienst abgewiesen wurde*).

Auf Martyr warteten wichtigere Arbeiten als die Widerlegung eines Menschen wie Smith. Ein großes Werk war noch zu vollbringen, die Feststellung der englischen Liturgie. Zur Wiederherstellung der Kirche, gehörte außer der Reinigung der Lehre, auch die der gottesdienstlichen Formen; in England wurde jedoch diese, dem Gesammt-Charakter der englischen Reformation gemäß, nicht so völlig durchgeführt wie anderswo. Schon im Anfang des Jahres 1548 hatte Cranmer einige katholische Gebräuche abgeschafft und die Bilder aus den Kirchen entfernen lassen; bald darauf hatte er, mit einigen Bischöfen, eine Liturgie vorbereitet, in der noch mancherlei Katholisches beibehalten war: das Abendmahl nach dem Ritual der Messe, die Ohrenbeichte, die Fürbitten für die Verstorbenen, das Kreuzschlagen bei den Gebeten, die Priesterkleidung, bestehend in einem, über ein weißes Kleid angezogenen Chorrock, und einer Mütze, deren vier Ecken die vier Enden der Welt vorstellen sollten. Anfangs 1549 war diese, noch sehr katholische Gottesdienstordnung, von dem Parlament als allgemeines Gebetbuch (Common prayer book) gutgeheißen und eingeführt worden. So viel Römisches auch noch darin war, so fand sie doch an verschiedenen Orten einen Widerstand, der durch katholische Priester und Edle genährt, in Empörung ausbrach; so in Norfolk, in Devonshire, und selbst in der Nähe von Oxford. Aus ihren Klöstern vertriebene Mönche stellten sich an die Spitze fanatisirter Bauern, und drangen gegen die Universitätsstadt vor; Martyr hielt eine Rede an die Studenten, um die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen; jedoch der Herzog von Norfolk, der die Empörer zurücktreiben sollte, unterhandelte mit ihnen und ließ sie in Oxford ein. Martyr, als Hauptbegründer der reformatorischen Lehre und als Freund Cranmer's verhaßt, mußte fliehen; er hatte kaum Zeit seiner Gattin bei einer befreundeten Familie ein Unterkommen zu verschaffen. Er begab sich an den Hof, und stellte das Bedenkliche der Unruhen vor, die man geneigt gewesen war als unbedeutend zu betrachten**). Lord Grey wurde mit Truppen ausgesandt; da er nicht, wie Norfolk, dem Katholicismus anhing, vertrieb er die Empörer aus Oxford, und Martyr konnte sein Amt wieder übernehmen.

Allein auch unter den Protestanten selbst stieß die neue Liturgie auf wohlbegründeten Widerwillen. John Hooper, der besonders zu Zürich die Einfachheit der reformirten Cultus- und Kirchenordnung kennen gelernt hatte,

*) Ebendas.

**) Sein Bericht über den Aufstand, so wie seine Rede an die Oxforder Studenten, sollen noch handschriftlich zu Cambridge existiren. Tanner, Bibl. britannica, S. 516.

wurde 1550 zum Bischof von Gloucester ernannt*); er weigerte sich die bischöfliche Kleidung anzulegen und dem Erzbischof den Eid des Gehorsams zu leisten; er wurde dafür mit Gefängniß bestraft. Obgleich mißvergnügt, wurde Cranmer durch diesen Widerstand doch schwankend gemacht; er verlangte Martyr's und Butzer's Meinung darüber; auch Hooper wandte sich an sie. Martyr, der als Oxforder Canonicus, im Chore der Stiftskirche nie im Chorrock erschien**), schrieb schon im Juli 1550 an Hooper***), er theile seine Ansicht, solche Aeußerlichkeiten sollten abgeschafft werden, da der christliche Gottesdienst die größte Einfachheit verlange; das Volk gewöhne sich dadurch nur auf das Aeußere zu sehn; es gebe zu viele Geistliche, denen nichts geistliches übrig bleibe, wenn man ihnen Rock und Mütze nehme; indessen seien dieß im Grunde doch nur indifferente Sachen, der Mensch werde dadurch nicht mehr, nicht weniger heilig; so lange die Landesgesetze verlangen, daß ein Bischof nur so sein Amt verwalte, solle man sich fügen, um nicht zu größerm Streit Anlaß zu geben. Noch ausführlicher sprach er sich in einem Briefe vom 4. November aus, nachdem er sich mit Butzer über die Frage besprochen hatte†); im Bewußtsein der Nothwendigkeit, Alles abzuweisen, was der protestantischen Kirche den Schein geben könnte, als halte sie noch an römischen Traditionen und Gebräuchen fest, aber auch von der Gefahr überzeugt, unter so schwierigen Verhältnissen wie die englischen waren, bei einem noch so wenig vorbereiteten Volke, zu rasch und radikal in äußern Dingen Aenderungen zu machen, schrieb er an Hooper: „ich wünschte zwar, daß die Einfachheit, von der ich in Straßburg Zeuge gewesen, überall herrschte, und daß die Sitten der apostolischen Zeit wiederhergestellt würden; ich wünschte es um so mehr, je fester die Katholiken an dem Aeußern hängen"; indessen seien die Priesterkleider an sich indifferent; wenn es auch besser wäre, sie könnten aufgegeben werden, so sei doch der Gebrauch derselben an sich der Frömmigkeit nicht schädlich, und, die sich derselben bedienen, deßhalb nicht zu verdammen; wäre er, Martyr, dieser Ansicht, so hätte er nie Gemeinschaft mit der englischen Kirche gehabt. Wären die wesentlichen Grundlehren der Reformation in England reiner gelehrt worden und tiefer eingedrungen, so wäre es nicht schwer auch diese Aeußerlichkeiten zu entfernen; da aber die Verbreitung der evangelischen Grundsätze nur so langsam und schwierig vor sich geht, so sei zu befürchten, die Gemüther werden uns abwendig gemacht, wenn wir behaupten, die gleichgültigen Dinge seien gottlose Dinge; in England dürfe

*) Er kam 1547 mit seiner Gattin und seiner Tochter nach Zürich, und verließ diese Stadt erst den 25. März 1549.

**) Martyr an Sampson, 4. Nov. 1550. Loci communes, S. 1127. — Auch Laski hatte sich in seiner Liturgie für die Londoner Fremdengemeinde, gegen den Chorrock ausgesprochen.

***) Loci communes, S. 1085.

†) Ebendas. — S. auch seinen Brief an Bullinger, 28. Jan. 1551. Ms.

man nicht zu rasch verfahren; man müsse zwar mit Kraft und Ernst dem Irrthum widerstehn, aber in dem Unbedeutenden Nachsicht haben, damit die Hindernisse nicht vergrößert werden. Da Hooper behauptet hatte, die Priesterkleidung gehöre dem mosaischen Cultus an, dieser sei aber, nebst dem von ihm unzertrennlichen Priesterstande, von Christus aufgehoben worden, und erst das Papstthum habe Priester und Kleider wieder eingeführt: so bewies ihm Martyr, um ihn zu einem seiner Wirksamkeit allein dienlichen Nachgeben zu bewegen, die Kirche habe schon in frühester Zeit manches aus dem mosaischen Cultus beibehalten, der Grund, die Kleider stammen aus letzterm, sei daher nicht genügend; was das Papstthum betreffe, so dürfe man nicht unbedingt Alles wegwerfen, was aus den Zeiten des Mittelalters komme, es wäre dieß eine andre Art von Knechtschaft statt der rechten evangelischen Freiheit, die Alles prüft, um das gut befundene zur Ehre Gottes zu verwenden; hat ja doch die alte Kirche selbst heidnische Tempel benützt, um sie in christliche zu verwandeln. Ferner führt Martyr Beispiele aus den Kirchenvätern an, um zu zeigen, daß damals schon die Geistlichen eine besondere Kleidung hatten, und wiederholt den richtigen Grundsatz, es sei zu weit gegangen, wenn man behaupte, Alles, was dem Papstthum gedient, sei darum schlecht und müsse aus diesem einzigen Grunde verworfen werden, gleich als ob man es nicht zu reinen Zwecken gebrauchen und der evangelischen Kirche dienstbar machen könne. Der Chorrock möge menschliche Erfindung sein und zur Erbauung an sich nichts beitragen; zur Zeit möge er aber beibehalten werden, um unnütze, gefährliche Streitigkeiten über Nebendinge zu vermeiden und nicht von Seiten derer selbst, die an dem so schwierigen Baue der Kirche arbeiten, diesem Baue Hindernisse zu schaffen; Alles, was nicht aus dem Glauben kommt, ist zwar Sünde, dagegen ist aber jedes von Gott geschaffene Ding gut und kann zu seinem Dienste verwendet werden.

Ganz ähnlich faßten Laski und Butzer die Sache auf; Letzterer schrieb darüber an Hooper und an Cranmer*); so sehr er wünschte, daß die Priesterkleidung nicht beibehalten worden wäre, wegen des Aberglaubens, zu dem sie Anlaß gibt, so meinte er doch, es sei jetzt nicht der rechte Zeitpunkt, um darüber zu streiten; vor Allem sei die Lehre und die Zucht der Kirche zu reinigen, dann werden solche äußere Dinge entweder von selbst verschwinden, oder doch keinen Schaden mehr thun. Hooper und die Regierung gaben beiderseits nach; Hooper willigte ein, im Chorrock in sein Bisthum Gloucester eingeführt zu werden, und Cranmer gestattete ihm, denselben nachher nicht wieder zu tragen**).

Durch diese Angelegenheit wurde man auf die Nothwendigkeit aufmerk-

---

*) 8. Dec. 1550. Scripta anglicana, S. 681. 705. — Laski's Briefe, bei Gerdesius, Scrinium, B. 2, Th. 1, S. 656.

**) Neal, History of the puritans. London, 1754, 4°. B. 1, S. 47.

sam gemacht, die Liturgie einer neuen Revision zu unterwerfen. Martyr und Butzer, als die Haupt-Repräsentanten der reformatorischen Theologie in England, wurden aufgefordert, ihre Gutachten darüber abzugeben; auch Calvin und Andre wurden im Allgemeinen zu Rathe gezogen. Für Martyr und Butzer übersetzte John Cheke die Gottesdienstordnung von 1549 ins Lateinische. Beide wechselten mehrere Briefe darüber, bis, Anfangs Jänner 1551, Butzer, in Uebereinstimmung mit Martyr, seine, an Cranmer gerichtete, Censur der englischen Liturgie verfaßte*). Er wies darin die Reste katholischer Gebräuche nach und drang auf größere evangelische Einfachheit; doch gingen weder er, noch Martyr, so weit wie die Genfer; in mehrern Punkten gestatteten sie den liturgischen Bedürfnissen eine größere Befriedigung; auch die von den Genfern mißbilligte Kranken-Communion gaben sie zu; in einem, mehrere Jahre später geschriebenen Traktate, sagte Beza: „unsre Kranken begehren die Privat-Communion nicht; sie wissen, daß ihre Seligkeit nicht von dem Sacramente abhängt, weil nicht die Ermangelung, sondern nur die Verachtung desselben für das Heil gefährlich ist; die Feier des Sacraments soll in einer öffentlichen Handlung bestehn; das Abendmahl ist eine Gemeinschaft, die Privat-Communion ist dieß nicht“**). Martyr und Butzer waren nicht dieser Ansicht; sie sahen in dem Abendmahl allerdings ein Zeugniß der Gemeinschaft, welche die Glieder der Kirche unter einander verbindet, aber auch ein Zeugniß und Mittel der Gemeinschaft des Einzelnen mit Christo; daher konnten sie es den Kranken nicht versagen. Nur billigte Martyr die Art nicht, wie nach der englischen Liturgie die Kranken-Communion angeordnet war; der Geistliche sollte nemlich, an einem Tage, wo das Abendmahl auch öffentlich in der Kirche gefeiert wird, dem Kranken die Elemente ins Haus bringen und sie ihm reichen, ohne die dazugehörenden Worte zu sprechen. Da das Wort von dem Zeichen nicht getrennt werden soll, wollte Martyr, daß bei dem Kranken die Handlung in ihrer Vollständigkeit verrichtet werde; er wunderte sich, daß Butzer in seiner Censur nicht hierauf aufmerksam gemacht hatte; Butzer that es hierauf in der Anweisung, die er über die Kranken-Communion schrieb***).

Dieses Gutachten, so wie die von Laski ausgearbeitete Liturgie für die Fremden-Gemeinde, wurden einer vom König ernannten Commission übergeben. Mehreres, das in dem allgemeinen Gebetbuch von 1549 noch dem

*) Censura super libro sacrorum; in den Scripta anglicana Buceri, S. 456 u. f.

**) De coena Domini plena et perspicua tractatio. Genf, 1559. — Calvin theilte nicht ganz die Meinung Beza's. An Olevian, 1. Dez. 1563. Epistolae, S. 330.

***) Martyr an Butzer, 10. Jan. 1551; Rog. Ashami epistolae, S. 437. — Butzer's Anweisung über die Kranken-Communion, Scripta anglicana, S. 356 u. f.

Katholicismus angehörte, die Ohrenbeichte, die Gebete für die Verstorbenen, das Kreuzschlagen, der Exorcismus, der Gebrauch des heiligen Oels, und besonders die so anstößige Priesterkleidung, wurde nun abgeschafft. Den 6. April 1552 wurde diese revidirte, dem einfachen reformirten Typus näher gebrachte Liturgie von dem Parlamente angenommen. Sie war ein bedeutender Fortschritt in dem Werke der englischen Reformation, und ein neuer Beweis von dem Einflusse, den Martyr und Butzer auf diese ausübten.

Siebentes Kapitel.

Butzer's Tod. — Martyr's literarische und kirchliche Thätigkeit. — Tod seiner Gattin.

Die Arbeit Butzer's über die Liturgie war eines seiner letzten Werke. Sein Freund und College Fagius war schon den 13. November 1549, kaum sieben Monate nach seiner Ankunft in England, dem ihm schädlichen Clima erlegen. Tremellio war ihm als königlicher Professor des Hebräischen nachgefolgt, und hatte seitdem mit Butzer für Bibel-Erklärung mit Treue und Erfolg gewirkt. Bereits im August desselben Jahres hatte auch Letzterer angefangen kränklich zu werden; achtundfünfzigjährig, nach einem Leben voll rastloser Thätigkeit und ermüdender Arbeit, begann er die Last des Alters zu fühlen; seit dem August 1549 bis zum Mai 1550 konnte er kaum drei Monate lang sein Amt versehn. Ohne den Gedanken an das hohe Werk, das ihm vom Herrn aufgetragen war, wäre dieß wohl eine schwere Zeit für ihn gewesen; obgleich von den Häuptern der englischen Kirche und von der nach Besserm strebenden Jugend als ein Vater verehrt, stand er doch einsam in dem fremden Lande; die Sprache nicht verstehend, war er auf den Umgang mit Gelehrten beschränkt, er entbehrte des freien, lebendigen Verkehrs mit einer Gemeinde, wie er ihn so lange als Prediger zu Straßburg gehabt hatte; schon bald nach seiner Ankunft in England war es ihm und Fagius unheimlich geworden, sie hätten einen Ruf nach Deutschland vorgezogen, nur das Bewußtsein, dem Willen des Herrn zu folgen, hielt sie zurück*). Jetzt da Fagius gestorben war, und Butzer nur selten mehr als Lehrer auftreten konnte, mußte sich bei ihm zum körperlichen Leiden noch öfter als vorher das Gefühl der Einsamkeit gesellen und der Wunsch in ihm erwachen nach der fernen Heimath. Von Straßburg, das auch für Martyr eine Heimath war, unterhielt er sich mit diesem in allen Briefen, die sie einander schrieben; persönlich konn-

*) Fagius an Marbach, 29. Juli 1549. Bei Fecht, S. 12.

ten sie sich nur selten sehn; im Sommer 1550 verblieb Butzer einmal eilf Tage in Martyr's Hause zu Oxford; bald darauf wurde er krank. Auf Ostern 1551 wollte Martyr den Freund zu Cambridge besuchen; Beide freuten sich auf diese lang ersehnte Zusammenkunft; sie fand aber nicht mehr statt: Butzer starb schon den letzten Februar. Der Ritter John Cheke, der in Cambridge anwesend war, schrieb über diesen Verlust, an Martyr, einen Brief voll innigen Gefühls*); Butzer, dem treuen Kämpfer für das Evangelium, sagte er das schönste Lob durch die an den Freund gerichteten Worte: „du weißt, wie er nicht für sich gelebt, sondern sich ganz dem Dienste seines Erlösers ergeben hatte.“ Cheke berichtete ferner von der öffentlichen Trauer, von dem Leichenbegängnisse, dem bei drei Tausend Menschen, geführt von dem Vize-Kanzler der Universität und dem Stadtmagistrate, beigewohnt, von den Reden, die Walter Haddon, Mathew Parker und der als Theologe ausgezeichnete Redner der Universität Doctor John Redman gehalten, und die dießmal keine eitle Lobeserhebungen, sondern tief empfundene Zeugnisse von dem Wirken eines edlen Mannes und frommen Christen waren. Wie hätte Martyr nicht von Schmerz ergriffen sein sollen, als er diese Nachrichten erhielt? Er schrieb an Butzer's Wittwe, um sie zu trösten**); sein Brief zeigt aber nur wie sehr er selbst des Trostes bedurfte: „ich vermag meine Thränen nicht zurückzuhalten, wenn ich daran denke, daß der Kirche ein so treuer Hirte, der Schule ein so trefflicher Lehrer, dir ein so frommer Gatte, und mir ein so unvergleichlicher Freund entrissen ist. In den Zeiten der Noth hat er mir geholfen und mich aufgerichtet; ich werde es nie vergessen, wie ich bei ihm, in jedweder Bedrängniß, den sichersten Rath gefunden habe. Was mich am meisten aber betrübt, ist daß ich den Sterbenden nicht mehr gesehn, daß ich seine letzten Worte, in welchen sich gewiß die höchste Frömmigkeit aussprach, nicht gehört, daß ich, so lange sein innigster Freund, ihm die letzte Ehre nicht habe erzeigen können. Mein Butzer ist in den Himmel aufgenommen, ohne von seinem Martyr Abschied genommen zu haben! Was soll ich thun? Wohin mich wenden? Ohne ihn, einsam und verlassen, vermag ich nicht zu leben; ich bitte dich, o Herr, erbarme dich, nach deiner Gnade, meines Schmerzes, laß mich nicht lange mehr getrennt von ihm. Jetzt erst fühle ich das Elend der Verbannung, das mir, so lange er lebte, erträglich war; jetzt weiß ich, daß ich kein Vaterland habe.“ In ähnlicher Stimmung schrieb er an Conrad Hubert zu Straßburg, den treuen Gehülfen Butzer's, so lange er in dieser Stadt gewirkt hatte“***): In Frieden hat ihn Gott zu sich gerufen, er hat nicht geduldet, daß er in die Hände der Feinde fiel. Er ist glücklich, wir allein sind zu beklagen, die wir den schwersten Unfällen noch ausgesetzt sind.

*) 2. März 1551. **Scripta anglicana**, S. 864.
) **Loci communes, S. 1089.
***) 8. März 1551. **Scripta anglicana**, S. 900.

So lange Butzer in England gelebt, so lange ich mit ihm in Straßburg verbunden gewesen, hat es mir nie geschienen als sei ich im Exil. Jetzt aber komme ich mir ganz und gar als verlassen vor. Bisher hatte ich einen treuen Genossen auf dem Wege, auf dem wir vereint vorangingen; jetzt aber bin ich von dem getrennt, der gleichsam meine zweite Seele war. Wahrlich, Gottes Hand hat mich schwer getroffen. Als Butzer voriges Jahr mich besuchte, da unterhielten wir uns von den Freunden in Straßburg, glaubten uns in ihre Mitte versetzt, sprachen von unsrer Rückkehr; jetzt ist er mir vorausgegangen, aber nicht nach unserm Straßburg, sondern in die glorreiche Gemeinde des Himmels; da ist ihm nun eine ewige, selige Heimath angewiesen, aus der er nicht vertrieben werden wird und die er selber nicht wünschen wird zu verlassen. Ich flehe zu Gott, daß, so wie er mich ihm hienieden vereint hatte, er mich nicht zu lange von ihm getrennt lassen möge."

Man hat sich zuweilen die Theologen des sechzehnten Jahrhunderts, und besonders die der reformirten Kirche, vorgestellt als strenge, unbeugsame Männer, allen Interessen fremd, außer denen des Dogma's und der Kirche; wie wenig entspricht diesem düstern, unhistorischen Bild, das, welches aus den obigen Briefen Martyr's uns entgegentritt! Wie ergreifend und zugleich wie ansprechend ist nicht dieser rein-menschliche und doch so christlich ausgesprochene Schmerz eines Mannes, der, nach einem an Mühseligkeiten reichen Leben, das ein halbes Jahrhundert gedauert hatte, noch so tief den Verlust des Vaterlandes und des Freundes empfand! Sein Glaube war die Kraft, durch die er das Herbe dieser Verluste überwand; er demüthigte sich unter die Hand Gottes, bereit Alles zu ertragen was ihm auferlegt würde; es wäre aber weder Demuth noch Ergebung gewesen, wenn er sich mit kaltem Gleichmuthe über die ihn treffenden Schläge hinausgesetzt hätte. So auch jetzt; das Andenken an den Freund blieb lebendig in seinem Gemüthe, aber er wußte, daß sein Tod eine That Gottes war; das Bild seiner zwiefachen Heimath vermochte er nie zu verwischen, aber er war sich bewußt, die eine wie die andre verlassen zu haben, um dem Rufe seines Herrn zu folgen. In diesem Bewußtsein ließ er sich durch keinen Schmerz in der Ausübung seines Amtes beirren.

Um diese Zeit baten ihn seine Freunde, John Cheke und Richard Coxe, zum Nutzen der englischen Kirche seine Vorlesungen über den ersten Brief an die Corinther herauszugeben. Er überarbeitete sie, und schrieb eine Vorrede dazu, die er an König Eduard VI. richtete, und in der er ihm das Studium der heiligen Schrift empfahl, als das sicherste Mittel die rechten Grundsätze zu finden zum Schutze und zur Regierung der Kirche. Die Handschrift schickte er Anfangs 1551 nach Zürich, wo Rudolph Gualther und Johann Wolf die Besorgung des Druckes übernahmen*). Anfangs 1552 war dieser voll-

*) Martyr an Bullinger, 28. Jan. 1551. Ms. — Commentarii in epistolam priorem Pauli ad Corinthios. Zürich, Christ. Froschauer, 1551.

endet; den 6. März schrieb Martyr an Gualther, er habe erst dreißig Exemplare erhalten, er möge doch sorgen, daß bald mehr geschickt würden, da das Werk in England vielen Anklang finde*).

In der That zeigte sich immer deutlicher in England der Einfluß der Theologie, welche Martyr und seine Freunde lehrten. Obgleich er nicht unmittelbar an den Berathungen über die Abfassung des englischen Glaubensbekenntnisses Theil nahm, so ist dieses doch ganz von seinem Geiste durchdrungen. Schon 1548 hatte Cranmer den von Justus Jonas verfaßten Katechismus fast unverändert in's Englische übersetzen lassen; bei der immer entschiedenern Hinneigung zum Calvinismus, konnte dieß Buch nicht mehr genügen, so wenig als die frühern zehn Artikel der englischen Kirche. Cranmer faßte daher einen weitaussehenden, großartigen Plan: er wollte die bedeutendsten Theologen des Auslands, Melanchthon, Calvin, Bullinger, berufen, um mit ihrer Hülfe und mit der Martyr's und der gelehrtesten unter den englischen Bischöfen, ein gemeinsames, alle protestantischen Richtungen einigendes Glaubensbekenntniß abzufassen. Da dieses, für jene Zeit unerreichbare Vorhaben nicht in Ausführung kam, mußte er sich begnügen, die Confession durch die Theologen des Landes berathen zu lassen; als Synode zu London versammelt, nahmen diese, im Mai 1552, zweiundvierzig Artikel an als Symbol der englischen Kirche. Wir haben schon oben Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die reformirten Grunddogmen in der Fassung darin aufgenommen wurden, in der sie Martyr in seinen Vorlesungen vorgetragen hatte; auch die Abendmahlslehre wurde so festgestellt, wie sie von ihm zu Oxford vertheidigt worden war.

Gegen Ende des Jahres wurde Martyr freudig überrascht durch die Nachricht, daß er nach Straßburg zurückgerufen sei. Nach dem Tode des Doctor Caspar Hedio, eines der Straßburger Reformatoren, der den 17. October 1552 starb, trug der Scholarch und Städtmeister Jacob Sturm darauf an, sich wieder an Martyr zu wenden. Der Magistrat schrieb deshalb an Eduard VI., er möge dessen Rückkehr gestatten, die Straßburger Schule könne seiner nicht länger entbehren. Diesem Begehren fügte Martyr seine persönlichen, dringenden Bitten bei. „Wie lieb wäre es mir gewesen, sagte er später, nach Straßburg zurückzukehren! allein Gott, in dessen Gewalt ich bin, hat es anders gewollt." Auf Cranmer's Wunsch bewilligte Eduard die Abreise nicht; er meinte, man sollte eher noch mehr solcher gelehrter Männer aus Deutschland berufen, statt die wenigen, die man besitze, zu entlassen. Der englische Agent in Deutschland, Christoph Mount, wurde beauftragt,

1567, 1572, 1579, f°. — Das Werk wurde sogleich nach seinem Erscheinen von der Sorbonne auf das Verzeichniß der von ihr verbotenen Bücher gesetzt. D'Argentré, Collectio judiciorum de novis erroribus, B. 2, S. 171.

*) 6. März 1552. Loci communes, S. 1091.

dem Straßburger Magistrat diesen Entschluß mitzutheilen, in den ehrenvollsten Ausdrücken für Martyr, der für England unentbehrlich sei.*) Er war gerade zur Theilnahme an einem höchst wichtigen Werke berufen worden, das ein letzter Schritt sein sollte zur Befestigung und Erbauung der englischen Kirche. Das erste Parlament nach Eduard's Regierungsantritt hatte eine Commission von zweiunddreißig Mitgliedern erwählt, um die alten Kirchengesetze, das canonische Recht, so wie es in England gültig gewesen, mit der neuen Ordnung der Dinge in Einklang zu bringen. Zwei Jahre waren verstrichen ohne Erfolg; andere Angelegenheiten hatten die Geister beschäftigt; auch waren der berathenden Mitglieder zu viel. Da ernannte der König, durch Beschluß vom 11. November 1552, nur acht Commissäre, worunter Martyr; Cranmer führte den Vorsitz; er und Martyr thaten das Meiste bei der Arbeit, die, merkwürdig rasch beendigt, schon im Februar 1553 einer Revisions-Commission übergeben wurde, zu der auch Laski gehörte. Die Einführung der neuen Gesetzgebung wurde jedoch durch den Tod des Königs verhindert. — Bevor dieses für die englische Reformation so verhängnißvolle Ereigniß eintrat, hatte Martyr einen andern Schmerz zu überwinden: den 15. Februar starb ihm die Gattin, tief betrauert von den wenigen Freunden, die er hatte, und nicht minder von den Armen Oxford's, welche die sanfte, wohlthätige Frau gleich einer Mutter verehrt hatten. Drückender als je empfand der vielgeprüfte Mann das Gefühl seiner Einsamkeit: „sie beklage ich nicht, schrieb er an Conrad Hubert,**) ich freue mich ihrer Seligkeit, mich aber beklage ich, der ich in meinem Alter von ihr verlassen bin"; es blieb ihm Niemand mehr, als der treue Santerenziano. Freunde riethen ihm zwar, im Gedanken an seine Verlassenheit, sich wieder zu verheirathen;***) da er aber mit seiner Gattin durch wirkliche Liebe verbunden gewesen, und da er bejahrt und kinderlos war, ging er auf diese jedenfalls verfrühte Zumuthung nicht ein. Bald verfiel er selbst in eine bedenkliche Krankheit, von der er nur langsam genas. So brachte er in mancherlei Bekümmerniß das Frühjahr von 1553 zu, das letzte, das er in England verlebte.

*) Strype, Ecclesiast. memorials, B. 2, Th. 2, S. 18. — Martyr, Oratio Argentinae habita; Loci communes, S. 1057.

**) 22. April 1553. Historia de vita, obitu etc. Buceri. Straßb., 1582, f⁰. 194.

***) Martyr an Utenhoven, 9. Mai 1553. Gerdesius, Scrinium, B. 4, S. 667.

Achtes Kapitel.

Thronbesteigung der Königin Maria. — Martyr's Flucht aus England.

Den 6. Juli 1553 starb der vielversprechende Eduard VI.; mit ihm schien die englische Reformation in's Grab zu sinken; so wenig aber des jugendlichen Fürsten Namen untergegangen ist, so wenig ging das schöne Werk unter, das er begründet hatte, denn es war Gottes Werk. Als die Kunde seines Todes sich verbreitete, sprachen Viele von Gift; die Einen klagten die Katholiken an, die Andern den ehrgeizigen Herzog von Northumberland, an dessen Sohn die fromme und gelehrte Johanna Gray verheirathet war; Eduard VI. hatte diese letztere als seine Nachfolgerin bezeichnet. Ein Sturm, der am Todestage mit ungewohnter Heftigkeit über London brauste, schien Vielen ein Vorbote der Uebel, deren Hereinbrechen sie befürchteten.*)

Der Herzog von Northumberland rief Johanna Gray als Königin aus; allein Maria, Eduard's Schwester, der nach dem Erbrechte der Thron zukommen sollte, begab sich nach Suffolk, fand eine mächtige Parthei, verdrängte ihre Gegner und erhielt das Reich. Unter ihres Bruders Regierung hatte sie immer die Messe für sich halten lassen und die Katholiken beschützt. Sie gab nun zwar, durch ein Edikt vom 18. August, das feierliche Versprechen ab, in Sachen der Religion keinen Zwang anwenden zu wollen; der Kaiser selbst hatte sie zu Vorsicht und Schonung ermahnt. Dies Versprechen wurde jedoch nicht lange gehalten; die Reaction brach aus, und bald wüthete sie heftig und zerstörend, wie jener Sturm am Todestage des Königs. Gardiner, der Rathgeber Heinrichs VIII., wurde aus dem Gefängniß befreit, zu dem er unter Eduard, wegen seiner leidenschaftlichen Opposition, verurtheilt worden war; er ward Kanzler des Reichs, und einer der ärgsten Verfolger der Protestanten. Der Papst ernannte den Cardinal Reginald Pole zum Legaten in England; die Zeit war gekommen, dieß Königreich zum Gehorsam unter Rom zurückzuführen; doch konnte Pole sein Amt nicht so bald, als er es wünschte, antreten; auf Gardiner's Rath wollte Maria noch eine Zeitlang das kirchliche Supremat ausüben, um desto wirksamer die Wiederherstellung des Katholicismus vorzubereiten; sie ließ dem Legaten melden, sich noch zu gedulden, sein Erscheinen würde vielen ihrer Unterthanen verdächtig und zuwider sein; so brachte er beinahe ein ganzes Jahr zu Brüssel zu; erst im November 1554 ging er nach London hinüber. Es ward ihm auf diese Weise wenigstens die Schmach erspart, gegen Martyr, dem er früher so nahe gestanden, persönlich etwas zu unternehmen; Gardiner hatte bereits das Seine gethan.

Wenige Tage nach Eduard's Tode, als man noch hoffen konnte, es würde

*) S. den sogleich anzuführenden Brief Santerenziano's.

an der neuen Ordnung nichts geändert werden, hielt Martyr zu Oxford, bei Gelegenheit einer Vertheilung von Geldern an arme Studenten,*) eine Rede über den Nutzen und die Würde des kirchlichen Amts: nur Wenige, sagte er, suchen in dieser Zeit der Kirche zu dienen, sie halten das Amt für nicht einträglich genug und schätzen es gering wegen der vielen Mühen, die damit verbunden sind; es hat aber eine hohe Würde in sich selbst, es ist das schönste, trotz seiner Beschwerden, denn es vermag einen Nutzen zu bringen, wie kein Anderes; schlecht verwaltet durch unwissende und unsittliche Geistliche, ist es zwar für Viele ein Gegenstand der Verachtung geworden; wer es aber mit Glauben und Liebe übernimmt und durch ein frommes Leben der Gemeinde vorleuchtet, der wird fühlen, welch' eine herrliche Sache es ist, der Kirche Christi zu dienen und die Seelen zu weiden. Dieß war die letzte Rede, die Martyr in England hielt; sie endete auf würdige Weise seine Wirksamkeit in Oxford; gleich als hätte er die kommenden Ereignisse vorausgesehen, hatte er in derselben ausgerufen: es sind viele Collegien in dieser Stadt, aber wie wenige Prediger des Evangeliums gehn aus ihnen hervor! im Verborgenen werden Feinde der Wahrheit erzogen; Viele, statt zur Verbreitung dieser beizutragen, behaupten kühn ihre Weigerung und ihren Widerstand; wenn Gott nicht wunderbar hilft, ist nichts zu hoffen. Das Benehmen der Königin ließ diese Befürchtung im weitesten Maße in Erfüllung gehn; die Hoffnung schien verloren für lange; es mußte für die englische Reformation eine Zeit der Prüfung kommen, bevor Gott mit seiner Hülfe eintrat.

Martyr, der verhaßte Lehrer der Ketzerei, war einer der ersten, gegen welche die Reaction sich wandte. Zuerst erhob sich das lärmende Geschrei der gemeinen Verläumder; die Schmähverse White's wurden zu London gedruckt, Dr. Tresham entschädigte sich für die Höflichkeit, die er während des Oxforder Gesprächs Martyr hatte erzeigen müssen, indem er ihn nun einen verruchten Alten, einen schamlosen Irrlehrer nannte;**) es wurde die Sage verbreitet, als Martyr nach Oxford gekommen, sei er noch Katholik gewesen, habe sich aber, um dem Könige zu gefallen, der Ketzerei zugewandt; man habe ihm und Butzer, die als Lutheraner an nichts glaubten, befohlen, irgend eine Religion zum Scheine zu lehren; und Aehnliches mehr.***) Solches hätte Martyr auch jetzt verachten können, wie er es längst gethan hatte; es drohte ihm aber ernstlichere Gefahr. Die neue Regierung fürchtete in ihm den treuen und eifrigen Beförderer des Protestantismus; Gardiner besonders drang auf seine Entfernung. Es ward eine Commission nach Oxford gesandt, um die Universität „zu reinigen". Martyr erhielt den Befehl, ohne Vorwissen der Regierung sich weder aus seiner Wohnung zu entfernen, noch irgend etwas aus

*) Loci communes, S. 1035.
**) Strype, Annals of the reform., B. 1, Th. 1, S. 431.
***) Strype, Ecclesiast. memorials, B. 2, Th. 1, S. 190.

derselben wegtragen zu lassen; man wollte seine Flucht verhindern, doch wagte man es noch nicht, härtere Maßregeln zu ergreifen.*) Sechs Wochen blieb Martyr in sein Haus gebannt. Als keine neuen Befehle kamen, begab sich Santerenziano nach London, um sich mit den Freunden zu berathen; allein schon war deren Zahl vermindert und die treugebliebenen selbst in Gefahr. Mit dem Prediger William Wittingham beschloß er eine Bittschrift an die Königin zu richten; sie sagten darin, Martyr sei von dem verstorbenen König regelmäßig berufen worden; als im verflossenen Jahr der Straßburger Magistrat ihn wieder zurückbegehrte, habe der König es verweigert und Martyr habe sich dem Befehle zu bleiben gefügt; in den Archiven müssen sich die hierauf bezüglichen Acten befinden, mehrere der Räthe Maria's werden es übrigens selber bezeugen können; dabei habe Martyr nichts weder gegen die Königin, noch gegen die bestehenden Gesetze verbrochen; gegen etwaige Anklagen sei er bereit, sich zu rechtfertigen; da er sehe, daß die Königin sich seiner nicht mehr bedienen wolle, möge sie ihm gestatten, das Land zu verlassen. Ordentlich berufen, sollte Martyr auch ordentlich entlassen werden. Mit dieser Bittschrift eilten Santerenziano und Wittingham an den Hof nach Richmond; sie baten vergebens um Gehör. Wittingham ging nach Oxford, um Martyr persönlich zu schützen, da die Meisten bereits seinen Umgang flohen; Santerenziano blieb in London, umsonst sich nach Solchen umsehend, die sich für den bisher so geachteten Fremden verwenden möchten. Die Sonderung der treuen und der feigen Gemüther hatte sich schnell gemacht; jene waren nun ohne Einfluß und mußten an eigne Rettung denken; diese, nur auf die Erhaltung ihrer Stellung bedacht, kannten nicht mehr den verlassenen Mann. Nach langem Warten ward endlich Martyr gestattet, nach London zu kommen, um seine Sache vor den königlichen Räthen zu vertheidigen; er erhielt auch die Erlaubniß, seine Habseligkeiten mit fortzunehmen. Doch mußte er sich mit solcher Schnelligkeit entfernen, daß ihm viele Bücher und wichtige Schriften verloren gingen.**) Als er, die Universitätsstadt verlassend, die Glocke zum letzten Mal hörte, die früher die Studenten zu seinen Vorlesungen gerufen hatte, jetzt aber nur noch für scholastische Lehrer läutete, soll er seufzend ausgerufen haben: mit diesem Klange verweht aller Erfolg meiner Lehre.***) In London angekommen, eilte er zu Cranmer, der sich angeboten hatte, mit all seinem Gute dafür zu bürgen, daß er nicht heimlich entfliehen werde. Allein Cranmer's Ansehn war dahin. Auch er war auf eigenthümliche Weise verläumdet worden; man hatte behauptet, bei der Todtenfeier des Königs und der Thronbesteigung Maria's hätte er die Messe gesungen, um sich bei Letzterer einen guten Namen zu machen. Entrüstet sagte er nun

*) Ueber das Folgende s. den, wahrscheinlich an Laski gerichteten Brief Santerenziano's, 20. Nov. 1553. Fueslin, Epistolae reform. helvet., S. 304 u. f.

**) Martyr an den Straßburger Magistrat, 8. Juni 1557. Ms.

***) Wood, Historia Universit. Oxon., T. 1 S. 276.

Martyr, er habe, den 5. September, eine Erklärung öffentlich verkündigen lassen,*) in der er diese perfiden Gerüchte widerlegt und, in Bezug auf seinen Freund, folgendes beigefügt hatte: „wenn auch von Unwissenden und Böswilligen des Doctor Peter Martyr's Gelehrsamkeit herabgesetzt wird, so erkläre ich doch, in seinem und meinem Namen, daß, wenn uns Ihre Majestät die Königin gestattet, in einer freien Disputation aufzutreten, wir Beide es auf uns nehmen, mit vier oder fünf Andern, die ich mir auswählen werde, gegen Jedermann zu beweisen, daß nicht nur die Kirchengebete und die Gottesdienstordnung, sondern auch die Lehre und die gesammte Einrichtung der Kirche, so wie sie unter König Eduard eingeführt worden, reiner und dem Worte Gottes angemessener waren, als was seit mehr als tausend Jahren in England bestanden hatte; nur müsse Alles nach der einzigen heiligen Schrift beurtheilt werden." Martyr billigte vollkommen diesen Schritt; hätte Cranmer ihn nicht gethan, so hätte er ihn vorgeschlagen. In der Hoffnung, das Begehren würde ihnen gestattet werden, bereiteten sie sich auf die Disputation vor. Die mit neuem Eifer erfüllten katholischen Theologen, als sie sahen, daß viele protestantische Geistliche theils schon im Kerker waren, theils die Flucht ergriffen hatten, redeten zuerst viel von ihrem Verlangen, mit Martyr und Cranmer zu disputiren; bald aber besannen sie sich anders und „sangen das alte Lied": mit Ketzern sei nicht zu verhandeln, man müsse sich der Kirche unterwerfen, dazu bedürfe es des Glaubens und keiner Beweise. Man fand Mittel, Cranmer des Hochverraths anzuklagen; nachdem er zum letzten Mal mit Martyr gespeist, verließ er ihn mit den Worten: „meine Richter erwarten mich, ich werde Dich nicht mehr sehen; bestehe darauf, daß Du freien Abzug erhaltest; wo nicht, so fliehe; von unsern Gegnern steht Dir nur Schlimmes bevor." So trennten sich die Freunde, um sich in der That nie mehr auf Erden zu sehn.

Fünf Tage nachdem Cranmer in den Tower abgeführt worden, erhielt Martyr den königlichen Geleitsbrief, der ihm gestattete, das von nun an allen Gräueln der Verfolgung geweihte Land zu verlassen. Es war zwar von Einigen darauf gedrungen worden, auch ihn in's Gefängniß zu werfen; allein ein letzter Rest von Achtung vor der gesetzlichen Ordnung ließ diese Willkür nicht zu; er war unter dem Schutze der Gesetze berufen worden; man wollte sich den Schein nicht geben, als verweigere man ihm jetzt diesen Schutz. Gardiner selbst soll ihm Mittel zur Reise verschafft haben, sei es, wie der Geschichtschreiber der Oxforder Universität sich ausdrückt, daß er die Verdienste des Mannes nicht mißkennen konnte, oder daß er sich beeilen wollte, die katholischen Theologen von einem so gelehrten und rüstigen Gegner zu befreien.**)

Einige Freunde riethen ihm, der ihm erwiesenen Gnade nicht zu trauen; man hatte erfahren, daß Engländer, die mit Geleitsbriefen versehen an der

*) Bei Gerdesius, Historia Evang. renovati, B. 4, S. 234.
**) Wood, Hist. Univ. Oxon., T. 1, S. 277.

belgischen Küste gelandet waren, der Inquisition überliefert worden waren. Um daher seine Abreise geheim zu halten, kündigte Martyr an, er werde nach Hamburg überfahren; während vierzehn Tagen blieb er im Hause eines befreundeten Schiffscapitäns verborgen; hierauf ging er nach Antwerpen ab. Den nämlichen Tag als er landete, kam auch Santerenziano mit einem andern Schiffe an. Von da reisten sie heimlich, in der folgenden Nacht, in einem Wagen ab, bis Cöln; hier bestiegen sie ein Fahrzeug, das sie nach mancherlei Gefahren, durch die damals herrschende Pest und durch die, die Ufer besetzenden kaiserlichen Soldaten hindurch, nach Straßburg brachte. Zum zweiten Mal ward die freie, gastliche Stadt sein Asyl; aber nur für wenige Jahre, denn auch in Straßburg traten Verhältnisse ein, die ihn zu neuer Auswanderung nöthigten.

Viertes Buch.

Zweiter Aufenthalt in Straßburg. 1553—1556.

Erstes Kapitel.

Martyr's Wiederankunft in Straßburg. — Straßburger Zustände. — Girolamo Zanchi *).

Es fügte sich seltsam, daß am Tage, wo Martyr wieder in Straßburg eintraf, den 30. October 1553, einer seiner edelsten Freunde die Erde verließ, abgerufen von dem Herrn, dem auch er ein treuer Diener gewesen war. Es war der Sterbetag Jacob Sturm's, den man einen großen Mann nennen würde, wenn er auf größerem Schauplatze gewirkt hätte; nicht Alle, denen die Nachwelt diesen Namen beigelegt hat, haben ein Herz gehabt wie er, voll hoher Gedanken für Recht und Vaterland und voll frommer Demuth gegen Gott. Johann Marbach, der ihm in seinen letzten Stunden beigestanden war, schrieb, tief ergriffen, in sein Tagebuch: „es ist gemeiner Stadt durch das Absterben dieses theuern und werthen Mannes großer Schaden widerfahren, denn er war hoch verdient, nicht nur um die Republik, sondern um Kirche und Schule; Gott möge helfen, denn das Regiment dieser Stadt hat an Leuten, die des Vaterlands Liebhaber und Beförderer sind, gar abgenommen." Den andern Tag wurde Sturm begraben; Marbach hielt die Leichenpredigt, vor zahlloser Versammlung; sämmtliche Mitglieder der Regierung, die Geistlichen, die Professoren, die Studenten, Adelige und Bürger in langem Zuge, begleiteten die Reste des verehrten Mannes an ihren letzten Ort. Auch Martyr

*) Quellen für dieses und das folgende Kapitel sind hauptsächlich die Protokolle der Straßburger Scholarchen und das handschriftliche Tagebuch (Diarium) Johann Marbach's von 1552 bis 1556.

schloß sich diesem Zuge an, um dem die letzte Ehre zu erweisen, mit dem er durch gegenseitige Achtung und Liebe so innig verbunden gewesen war*). Jakob Sturm hatte in ihm eine der festesten Stützen der neu zu erbauenden Kirche erkannt; als der Augsburger Reichstag von 1551 den Protestanten gestattet hatte Abgesandte nach dem Concil von Trident zu schicken, und die Straßburger Prediger in einem Gutachten an den Rath, den Wunsch ausgesprochen hatten, „man möge versuchen, ob Herr Dr. Peter Martyr aus England als Gesandter Straßburgs könne aufgebracht werden", hatte Jakob Sturm zu dem Rector Johann Sturm seufzend gesagt: „o daß wir diesen Mann noch hätten! er wäre vor Allen geeignet zu Trident den Katholiken entgegengestellt zu werden"**)! Als Hedio gestorben war, war Jakob Sturm es gewesen, der auf Martyr's Rückberufung gedrungen hatte; und zuletzt als er den Umschwung der Dinge in England vernommen, hatte er mit Sehnsucht die Wiederkunft des Freundes erwartet. Gott wollte aber nicht, daß sie, in diesem Leben, sich noch einmal begrüßen sollten.

Wie tief sich auch Martyr ergriffen fühlte von dem Zusammentreffen seiner Rückkehr mit dem Tode Sturms, so empfand er doch nicht minder den Trost der freundlichen Aufnahme, die ihm zu Theil ward; seine alten Freunde, die noch die Erinnerungen und Ansichten aus der schönen Zeit Butzer's bewahrten, der Rector Johann Sturm, Sleidan, der Schulvisitator Herlin, die Professoren Dasypodius und Sapidus, Conrad Hubert, Diaconus zu S. Thomae, empfingen ihn mit einer Herzlichkeit, die ihn, nach dem langen einsamen Leben in Oxford, mit dem wärmsten Dank erfüllte. Er fühlte sich doppelt glücklich, wie er an Calvin schrieb, aus dem Rachen des Löwen gerettet zu sein; die Art, wie er der Verfolgung entgangen war und in Straßburg abermals eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, erschien ihm so merkwürdig, daß ihm Alles wie ein Traum vorkam***).

Noch eine andre Freude wartete sein; er traf einen seiner ehemaligen Schüler aus Lucca, Girolamo Zanchi, als Professor der Theologie angestellt. Im Jahre 1551 hatte dieser, kurz nach dem Grafen Celso Martinengo, mit mehrern andern evangelisch gesinnten Freunden, meist alten Schülern Martyr's, Italien verlassen. Martinengo hatte zu Mailand reformatorisch gepredigt, von dem Volke mit Theilnahme gehört und von dem Statthalter, Ferdinand Gonzaga, beschützt. Allein von Girolamo Muzio der Inquisition angegeben, hatte er sich durch die Flucht der drohenden Gefahr entzogen†). Zanchi, gleichfalls verdächtig geworden, war ihm gefolgt. Beide hatten sich, nachdem sie sich eine Zeit lang in Graubünden aufgehalten, in Genf nieder-

*) Zanchii narratio, 1561. Zanchii opera, B. 7, Th. 2, S. 244.
**) Joh. Sturm, Antipappi tres. S. l., 1579, 4°. S. 116.
***) 3. Nov. 1553. Loci communes, S. 1091.
†) Giaxich, Vita di G. Muzio, S. 123.

gelassen. Martinengo wurde von Martyr eingeladen nach England zu kommen*), die Genfer Gemeinde italienischer Flüchtlinge wählte ihn aber zu ihrem Prediger. Als im Herbste 1552 zu Straßburg ein Nachfolger für den verstorbenen Hedio gesucht wurde, und Martyr den Ruf nicht annehmen durfte, wünschte Marbach, man möchte sich an David Chytraeus zu Rostock wenden, Jakob Sturm beschloß aber mit den übrigen Schulherren, „wieder einen gelehrten Italiener zu berufen, der Martyr ähnlich wäre." Sturm berieth sich deßhalb mit dem in Basel angestellten Curione, welcher Martinengo vorschlug; da dieser seinem Predigtamt in Genf nicht entsagen wollte, wandte man sich an Zanchi, der eben, auf Martyr's Betreiben, einen Ruf nach England erhalten hatte. Er war unterwegs um letzterm zu folgen, als er Jakob Sturm's Brief erhielt, der ihm seine Ernennung als Professor der Theologie zu Straßburg meldete; er nahm sie mit Freuden an. Als Martyr zurückkam, nahm ihn Zanchi für die erste Zeit in seinem Hause auf; hier traf Martyr auch Ochino, der, schon früher aus England entronnen, bei dem Landsmann Herberge gefunden hatte; ebenso fand sich auch Tremellio wieder bei ihnen ein.

Martyr war nach Straßburg zurückgekehrt „mit freudigem Gemüthe", weil er in der Stadt das Bürgerrecht hatte, und hoffte in sein altes Amt wieder eintreten zu können; Straßburg hielt er für sein zweites Vaterland**). Allein Manches hatte sich während seiner Abwesenheit geändert; der Geist war nicht mehr derselbe wie zu Butzer's und Capito's Zeit***). Einerseits dauerte noch das Interim fort, obgleich es für die Straßburger Bevölkerung, die für den römischen Gottesdienst durchaus keine Sympathien mehr hatte, weniger gefährlich als lästig war; in den leeren Räumen dreier Kirchen ward von, ihrer Einsamkeit überdrüssigen Priestern Messe gehalten, vor seltenen und meist gleichgültigen Zuschauern. Das einzige Drückende war, daß die Reformation in ihrem Fortschreiten gehemmt werden sollte, durch das Verweisen auf die ungewissen Beschlüsse eines zukünftigen allgemeinen Concils. Auf den protestantischen Kanzeln ward eifrig gegen diese Zustände gepredigt, der Magistrat ward mit Beschwerden und Bitten überhäuft, aber trotz der dauernden Aufregung der Gemüther, wagte er es nicht den Kaiser durch offenen Widerstand zu beleidigen. Andrerseits war mit Butzer, mit Hedio, mit Jakob Sturm der frühere versöhnlichere und freiere Geist zu Grabe gegangen; was bisher Straßburgs Ehre gewesen war, das Streben nach Vermittlung und Einigkeit im Geiste, das fingen Manche bereits an als Schmach zu deuten. Besonders seit Doctor Marbach an Hedio's Stelle, Präsident des Kirchenconvents geworden, ward immer strenger von der Nothwendigkeit geredet, über

*) Martyr an Bullinger, 4. Oct. 1552. Ms.

**) Oratio Tiguri habita. Loci communes, S. 1063.

***) Martyr an Bullinger, 29. Oct. 1553. Ms. — S. auch Martyr an Calvin, 24. Sept. 1554. Calvini epistolae, S. 147; — an Utenhoven, 7. Juni 1556. Gerdesius, Scrinium, B. 4, S. 670.

die Reinheit des lutherischen Bekenntnisses zu wachen; Marbach, von jüngern leidenschaftlichen Predigern unterstützt, arbeitete darauf hin, die Vier-Städte-Confession durch die Augsburgische zu verdrängen und diese letztere als allein gültige Staatsreligion in Straßburg einzuführen.

Schon bei Zanchi's Ankunft hatte dieser neue Geist sich geäußert. Zanchi, gelehrt und scharfsinnig, streng systematisch in der Lehre, obschon nachgiebig in den Formeln, den Streit nicht liebend, aber heftig und zäh in der Vertheidigung, bewies in vielen Stücken den freiern Sinn seines Lehrers Martyr, und wußte sich, wie er, über manche beschränkte Vorurtheile der Zeit zu erheben. Obgleich Flüchtling wegen seines Glaubens, obgleich Italiener, der das päpstliche Wesen und das Treiben der Ketzerrichter in der Nähe gesehn hatte, war er doch nicht so absolut wie die Straßburger Prediger im Verdammen des Katholicismus. Am Tag nach seiner Ankunft, den 16. März 1553, wurde er von dem gleichgesinnten Rector Johann Sturm zu Tische geladen, nebst Marbach, Herlin, Dasypodius und Sapidus. Die Rede kam auf den Papst; Marbach meinte, sobald Einer zu dieser Stellung gelange, sei keine Hoffnung mehr, daß er jemals die Wahrheit erkenne, es sei daher nicht nöthig für den Papst zu beten. Zanchi sagte dagegen, es sei nur für die nicht zu beten, die die Sünde gegen den heiligen Geist begehn, es könne aber nicht von vornherein behauptet werden, daß ein Papst, bloß weil er Papst sei, diese Sünde begehe; so lange man nicht sicher wisse, daß er es thue, sei es Christenpflicht auch für ihn zu beten. Dieß war für Marbach, der es gleichsam für einen Glaubensartikel hielt, den Papst als den Sohn des Verderbens, den Antichrist zu betrachten, eine bedenkliche Rede. Noch viel bedenklicher erschien ihm aber was Zanchi in seiner ersten Vorlesung sagte. Den 5. April hielt dieser seine Antrittsrede; er sprach von dem Amte eines Lehrers der Theologie und der Pflicht seiner Zuhörer; manches auch jetzt noch beherzigenswerthe Wort richtete er an die Versammlung, die aus Studenten, Predigern und Professoren bestand; er sagte unter Anderm: da der Beruf eines Lehrers der Theologie darin bestehe, das Wort Gottes auszulegen, so mögen seine Zuhörer nichts anderes von ihm erwarten, als eine reine, gewissenhafte und zugleich freie Erklärung dieses Worts; unter frei verstehe er aber nur so viel, daß er nicht abhängig sein wolle von dem Ansehn dieses oder jenes Doctors; daraus, daß man in der Kirche zu viel auf Menschen-Auctorität gehalten, seien die Sekten und Spaltungen entstanden, sowohl in den ersten Jahrhunderten und im Mittelalter, als jetzt, wo der Eine Zwinglianer, ein Andrer Lutheraner, ein Dritter Calvinist genannt werde; Alle seien nach der heiligen Schrift, der höchsten Richtschnur des Glaubens, zu prüfen; ist Calvin ihr gemäßer als Luther, so müsse Luther schweigen; ist dieser es mehr als Zwingli, so müsse Zwingli schweigen*).

*) Diese Rede findet sich in Zanchi's Werken, B. 8, Th. 2, S. 219 u. f.

Durch diese Worte fühlte sich Marbach schwer verletzt; er begriff den freien Standpunkt nicht, auf den sich Zanchi stellte; es schien ihm beinah gefährlich die Bibel allein als Norm aufzustellen; er befürchtete Abfall von der reinen Lehre, das heißt von der Augsburgischen Confession, und Störung des Friedens in der Straßburger Kirche. Indessen durfte Zanchi das ganze Jahr hindurch lehren, ohne genöthigt zu sein irgend eine Formel zu unterschreiben. Als jedoch Martyr, der seit dem Oxforder Gespräch und trotz der wiederholten Betheuerungen Butzer's an die Straßburger, im Rufe stand ein Zwinglianer zu sein, sich wieder unter ihnen niederzulassen gedachte, da schien dem neuen Präsidenten des Kirchenconvents der Augenblick gekommen Maßregeln zu ergreifen, zum Schutze der lutherischen Orthodoxie.

Martyr erkannte bald, daß, unter diesen Verhältnissen, seine Rückkehr für Marbach, mit dem er bisher in freundlichem Verkehr geblieben war*), keine angenehme Erscheinung sein mußte. Da er, in seinem Alter und nach Allem was er erlebt hatte, sich nach Frieden und ruhiger Wirksamkeit sehnte, dachte er daran sich anderswo ein Unterkommen zu suchen; er wäre gern nach Genf gegangen, allein der bevorstehende Winter und der Gedanke an die kaum erst überstandenen Mühseligkeiten einer langen, gefahrvollen Reise, bewogen ihn, die nicht minder beschwerliche Reise nach Genf auf spätere Zeit zu verschieben**). Er schrieb an Bullinger er möge ihm irgendwo eine Anstellung verschaffen; man bemühte sich dafür in Zürich, und unterdessen bot ihm Ludwig Lavater seine Gastfreundschaft an***). Johann Sturm wollte ihn durch Laski dem Könige von Dänemark, für die Universität Kopenhagen empfehlen lassen†). Obgleich Sturm damals nicht ahnte, daß man in diesem, den Reformirten abgeneigten Lande, nicht einmal Laski aufnehmen würde, so that er doch zugleich Alles, um Martyr in Straßburg festzuhalten, nicht nur aus persönlicher Freundschaft und aus Uebereinstimmung der religiösen Ansichten, sondern um den gelehrten Mann für die Schule wieder zu gewinnen, an der, seit dem Tode der Reformatoren, der wissenschaftlichen Theologen nur wenige waren.

---

*) Er hatte ihn mehrmals, von England aus, aufs Herzlichste grüßen lassen.

**) An Calvin, 3. Nov. 1553. Loci communes, S. 1091.

***) Martyr an Bullinger, 15. Dez. 1553. Ms.; — an Lavater, 30. Dez. Loci communes, S. 1092.

†) 27. Juli 1554: „Superiore anno Majestati vestrae P. Martyrem commendans . . .“ Schumacher, Gelehrter Männer Briefe an die Könige von Dänemark. Kopenh., 1758, B. 2, S. 315.

Zweites Kapitel.

Bedingungen der Wiederaufnahme Martyr's.

Der Rector und die Schulvisitatoren stellten, Anfangs Dezember, an die Scholarchen das Begehren, Martyr wieder als Professor der Theologie anzunehmen. Dieß konnte nur mit vieler Mühe, nach vielem Reden erlangt werden. In den deßhalb gepflogenen Unterhandlungen kommt Manches vor, das an sich geringe Bedeutung zu haben scheint; es gehört aber zur Charakteristik der Zeit. Die ängstlichen Bedenken die man erhob, die Schwierigkeiten die man einem Manne entgegenstellte, den man eilf Jahre früher mit offenen Armen aufgenommen hatte, die Garantien, die man dießmal glaubte von ihm verlangen zu müssen, bezeichnen zu Straßburg die Uebergangsepoche aus der freiern, reformatorischen Periode in die der Herrschaft confessioneller Formen. Marbach mochte letztere für nothwendig halten zum äußern Bestande der Kirche; sie lag im ganzen Geiste der Zeit; der innern Entwicklung der Lehre und des Lebens hat sie aber wenig genützt.

Zugleich mit dem Begehren des Rectors kam an die Schulherren die Nachricht, Martyr habe in seinen, in England herausgegebenen Schriften sich über die Abendmahlslehre mehr im Sinne der Züricher, als in dem der Straßburger ausgedrückt. Marbach und die Prediger befürchteten, er möchte die „Irrlehre" auch in Straßburg einführen, und „Neuerungen" sich erlauben, die der Wittenberger Concordie zuwider wären. Um Streitigkeiten vorzubeugen, wollten daher die Scholarchen, ehe sie einen Beschluß faßten, die Sache auf's Genaueste untersuchen. Den 14. Dezember ließen sie Marbach rufen und fragten ihn um seine Meinung; er erklärte, er wisse gegen Martyr's Person nichts einzuwenden, er sei vordem sein lieber Freund gewesen, er habe ihn nie anders gekannt, denn als einen friedliebenden Mann, mit dem freundlich und gut zu leben sei; was seine Erudition belange, sei er ein fürtrefflicher, gelehrter Theologus, der die Patres fleißig gelesen habe und eine herrliche Gabe besitze, öffentlich zu lehren; mit seiner Ansicht vom heiligen Abendmahl stehe es aber, wie es den Herren Scholarchen berichtet worden; sie mögen sich daher wohl vorsehn, damit ihre Entscheidung nicht zum Anstoß der Schule und Kirche gereiche und Straßburg nicht in den Verdacht des Zwinglianismus verfalle; „wolle sich jedoch Martyr öffentlich erklären und unsre Confession (das heißt die Augsburgische, nicht die tetrapolitana) unterschreiben, so möchte ich ihn wohl in unserer Schule wissen."

Die Schulherren ließen hierauf durch einen Freund mit Martyr reden, seiner in England erschienenen Schriften wegen; er sagte, was er öffentlich gelehrt und behauptet habe, sei nicht gegen die Ansicht der Straßburger, sondern nur gegen das katholische Dogma von der Brodverwandlung gerichtet;

er sei von jeher Feind des Streitens gewesen, habe sich stets friedlich mit den Straßburgern gehalten, und sei bereit, es auch ferner zu thun. Er sah zwar voraus, wie er später an Bullinger schrieb, daß dieß eine schwere Sache sein würde; er wollte aber die angebotene Stellung nicht von sich weisen; nicht nur war ihm Straßburg theuer, sondern er hätte auch eine Weigerung für Undank gehalten, nach den früher ihm erwiesenen Wohlthaten. Jedenfalls war er der Mann nicht, der unangegriffen jemals den Streit angefangen hätte.

Da jedoch den Schulherren dieser Streit als unvermeidlich in Aussicht gestellt und ihnen deshalb viel Angst gemacht wurde von Predigern, die weniger gut von Martyr dachten als der Präsident des Kirchenconvents, wollten sie die Verantwortlichkeit nicht allein übernehmen, sondern berichteten an den Magistrat. Dieser ordnete ihnen drei seiner Mitglieder bei; den 21. Dezember wurde Martyr vor diese Commission beschieden und ihm erklärt: man habe den besten Willen ihn zu befördern, sofern es zu Frieden und Ruhe in Kirche und Schule gereichen könne; es werde aber behauptet, er stimme nicht mehr mit der Augsburger Confession überein; er möge sich deshalb aussprechen, „wie es dieses Orts bei ihm beschaffen". Martyr antwortete, wie oben schon dem zu ihm geschickten Freunde; er fügte bei, nicht nur verwerfe er die Augsburger Confession nicht, sondern nehme sie an und sei bereit, sie zu vertheidigen, insofern der Artikel vom Abendmahl richtig verstanden werde; auch möge man ihn nicht wegen der Art der Gegenwart Christi im Sacrament anfechten: er sei immer Liebhaber eines aufrichtigen und ehrbaren Friedens gewesen und werde einen solchen nie brechen, sobald man ihm gestatte, im Fall, daß der Gegenstand seiner Vorlesungen es mit sich bringe, seine Meinung einfach und ruhig, ohne bittere Worte und Angriffe gegen Andere, vorzutragen; nur sei es nöthig, wenn man Frieden wolle, auch die, welche etwa anders denken, als er, zur Mäßigung zu ermahnen, sonst könnte ihm sein Gewissen nicht erlauben, die Wahrheit unvertheidigt zu lassen.*) Den folgenden Tag ließen die sechs Rathsherren, die sich auch noch den eben so gewandten Diplomaten, als versöhnlich gesinnten Christen Sleidan beigesellten, Marbach und mehrere Prediger vor sich kommen, hielten ihnen Martyr's Erklärung vor und fragten sie um ihre etwaigen weiteren Bedenken. Nachdem die Prediger abgetreten, um sich zu berathen, erschienen sie wieder und in ihrem Namen ergriff Marbach das Wort: Zuerst dankte er den Herren, daß sie sich der Kirche so fleißig annehmen und die Einigkeit erhalten wollen; dann wiederholte er, Martyr sei ihnen ein lieber Mann, der sich immer friedlich gegen sie gehalten habe; sie würden ihn gerne neben sich leiden, wenn nur der Gespan (Streit) wegen des Abendmahls nicht wäre; da sich Martyr auf die Seite der Zwinglianer gewandt, besorgten sie künftigen „Unrath", im Fall daß er feierlich wieder angestellt würde; die Schweizer würden sagen, wir halten zu ihnen, und die

*) Oratio Tiguri habita. Loci communes, S. 1063.

Sachsen, wir seien von ihnen abgefallen; zwar gefalle ihnen, daß Martyr bereit sei, die Augsburgische Confession zu unterschreiben, allein „die Red sei sehr schlüpfrig", daß er vom Artikel des Abendmahls gesagt: wenn er richtig verstanden würde; sie könnten keine Deutung dieses Artikels zulassen; ihre Meinung sei daher, man solle von ihm verlangen, daß er nicht nur die Augsburgische Confession, sondern auch die Wittenberger Concordie unterschreibe, oder daß er seine Ansicht vom Abendmahl schriftlich abgebe so daß er die Augsburgische Confession approbire; dies wäre nöthig, um seine Wiederaufnahme entschuldigen zu können.

Auf dieses hin ließen sich die Herren, die mit den Differenzpunkten weniger vertraut waren, als die Prediger, von diesen den Text der Wittenberger Concordie zustellen. Den 26. Dezember ward diese durch Sleidan Martyr vorgelesen und das Begehren an ihn gestellt, sie zu unterschreiben und außerdem noch ein schriftliches Bekenntniß abzugeben. Martyr erklärte aber, die Concordie könne er nicht so geradezu annehmen, wegen der darin ausgesprochenen Lehre, daß auch die Gottlosen den Leib Christi genießen; er werde indessen Sleidan seine Ansicht schriftlich zustellen. Dieß that er gleich den andern Tag in Form eines an die Schulherren gerichteten Schreibens, dessen Inhalt folgender ist: *) „Da Bedenklichkeiten wegen der Abendmahlslehre erhoben worden sind, und die Prediger dieser Kirche befürchten, ich möchte Streit darüber veranlassen, so will ich, was ich vor einigen Tagen euch mündlich sagte, hier schriftlich wiederholen: daß ich nemlich die Augsburgische Confession, und jede andere, die nicht von ihr abweicht, insofern sie richtig erklärt werden, gern annehme und bekenne; daß ich nie Zank oder Streit veranlassen werde, sondern daß, wenn ich eine Stelle der Schrift zu erklären habe, die sich auf's Abendmahl bezieht, oder wenn eine andre Gelegenheit es erfordert, daß ich meine Meinung über diese Lehre sage, ich dieß mit aller Bescheidenheit und Mäßigung thun werde, ohne irgend Jemand mit Bitterkeit deßhalb zu behandeln. Meine Meinung kann man übrigens aus meinen, über den Gegenstand herausgegebenen Büchern ersehn; an ihr soll durch dieses mein schriftliches Versprechen nichts verändert oder vermindert sein, bis daß ich durch die heilige Schrift oder die Belehrung des heiligen Geistes es anders erkennen werde. Die Uebereinkunft Luthers und seiner Brüder im Lehramt mit Martin Butzer habe ich aber darum nicht unterschreiben wollen, weil ich nach Gottes Wort und mit gutem Gewissen nie zugeben kann, daß auch die, welche ohne wahren Glauben sind, im Sacrament den Leib Christi empfangen. Dieß darf aber Niemanden auffallen, da Butzer selbst in hiesiger Schule, in meiner Gegenwart, als er die Apostelgeschichte erklärte, anders gelehrt, und in England, wie ich aus verschiedenen seiner Schriften beweisen kann, anders geschrieben hat. Ganz richtig hat er da geurtheilt, daß, da der Glaube das einzige Mittel ist, wodurch

*) Loci communes, S. 1068.

Leib und Blut Christi empfangen werden, wenn dieser Glaube fehlt, der leibliche Mund nichts als die Zeichen des Leibes und Blutes, das heißt nur Wein und Brod, vom Prediger gesegnet, empfängt. So wie wir sagen, daß ein erwachsener Mensch, wenn er ohne Glauben zur Taufe träte, nichts als das Zeichen, das heißt das Wasser, empfangen würde, da er durch den Glauben doch mit dem Zeichen die Gnade der Wiedergeburt erhielte, so kann auch Niemand ohne Glauben Theil haben am Leibe Jesu. Dann fürchtete ich endlich noch durch das Unterschreiben der mir vorgelegten Wittenberger Concordie die Zürcher, Basler, Berner, Genfer, Engländer und alle durch Frankreich und Italien zerstreuten Brüder zu verdammen. Dieß, glaube ich, verbietet aber Gottes Wort; so wie ich die sächsischen Kirchen liebe und achte, so ehre und umfasse ich im Herzen auch jene Andern, die ich erwähnt habe. Gott ist Urheber des Friedens; möchte er doch geben, daß wir Alle einmal gleich dächten und redeten. Euch aber, hochgeehrte Herren, danke ich für die Gnade und Güte, die ihr mir beweiset, auf's Innigste, weil ich sie sonst nicht zu vergelten weiß, und bete zu Gott, daß er euch durch unsern Herrn Jesum Christum immer gnädig beschützen möge."

Diese freimüthige Erklärung, in der sich das Bewußtsein der Einigkeit im Geiste mit allen Evangelischen, trotz der Meinungsverschiedenheit, so lebendig aussprach, schien den sechs Straßburger Rathsherren vollkommen genügend. Den 29. Dezember ließen sie abermals Doctor Marbach vor sich kommen; der Scholarch Peter Sturm, des verstorbenen Jakobs trefflicher Bruder, trug ihm Martyrs Bekenntniß vor und fügte bei, es achten die Herren, die Prediger können sich damit begnügen, da sie ja selbst gesagt hätten, sie halten Martyr für einen friedliebenden und rechtschaffenen Mann; sie, die Scholarchen und Rathsherren seien entschlossen, mit Letzterm zu handeln, und hoffen, die Prediger werden sich freundlich gegen ihn erzeigen und allen Hader meiden; Doctor Marbach möge dieß dem Kirchenconvente melden, auch könne er hinzusetzen, daß die Herren den Frieden handhaben und auf Vertheidigung der Augsburgischen Confession wachen werden. Marbach brachte hierauf Martyrs Bekenntniß vor dem Kirchenconvente vor; dieser wollte es sich nicht gefallen lassen; er beschloß abermals die Schulherren anzugehn mit dem Begehren, sie möchten sowohl Martyr als die Prediger berufen, damit diese sich gegen jenen über seine Meinung erklärten. Die Schulherren gingen nicht hierauf ein; sie hatten des Redens genug; eine Disputation zwischen Martyr und den Skrupel-erfüllten Predigern schien ihnen eine unnütze Sache; sie ernannten Martyr zum Professor der Theologie. Den 30. Dezember wurde er vom Kapitel St. Thomä, in dem eben eine Pfründe erledigt war, zum Canonicus erwählt; bei seiner Installation, die den 22. Januar 1554 statt fand, verpflichtete er sich, mit den Straßburgern übereinstimmend zu lehren und in den Dogmen nichts zu ändern; er erbot sich zugleich, außer der Theologie auch Philosophie zu doziren, je nach den Bedürfnissen der Schule.

Im Ausland wurde Martyrs Versprechen, die Augsburgische Confession anzunehmen, von strengen Lutheranern für eitel und zweideutig erklärt; *) und im Jahre 1611 schrieb der Präsident des Straßburger Kirchenconvents, der starre Doctor Johann Pappus, Martyr habe geradezu durch sein Bekenntniß die Schulherren und die Prediger betrogen **). Nach den langen Verhandlungen, die sie mit ihm hatten, ist indessen nicht zu glauben, daß die Schulherren und ein Mann wie Sleidan sich hätten betrügen lassen; nur waren sie freisinniger als die Theologen, und hatten besseres Vertrauen in die Rechtlichkeit eines edlen Mannes. Was übrigens die Prediger anbetrifft, so scheint es, daß sie, obgleich anfangs Martyr's Erklärung ihnen nicht genügte, sich doch zuletzt zufrieden stellten; wenigstens schrieb Marbach, als er die Erwählung Martyrs in's Thomasstift in sein Tagebuch eintrug, die Worte dazu: „dem Herrn sei Lob, daß diese Sache zuletzt so weit gebracht worden, er verleihe fürder Gnad dieß steif zu handhaben zu seiner Ehre. Amen."

Auch Martyr selber darf man zum Zeugen nehmen, daß er es ehrlich gemeint hat. Er hatte von Melanchthon einen Brief empfangen, um ihm Glück zu wünschen, der englischen Verfolgung entronnen und „in der trefflichen Stadt Straßburg" wieder gastlich aufgenommen worden zu sein; Melanchthon hatte die einfachen Worte beigefügt: „ich bitte dich mit den Straßburger Lehrern und Predigern die Eintracht zu bewahren." ***) Martyr antwortete ihm †): „Ich war stets von Natur zum Frieden geneigt und habe die Ruhe geliebt; je älter ich werde, desto mehr hoffe ich hievon nicht abzuweichen. Als ich hier ankam, haben mich die Professoren der Literatur und der Philosophie mit großer Liebe empfangen; auch ich liebe sie sehr. Ebenso verhält es sich mit den Predigern, obgleich ich sehe, daß einige von ihnen mir ferne bleiben; ich will jedoch nicht aufhören, sie so zu achten, wie ihr heiliges Amt es verdient. Den Frieden werde ich zu bewahren streben, doch so, daß ich über den Gegenstand, in dem sie nicht mit mir übereinstimmen, was ich für wahr halte lehren werde, wenn es die Gelegenheit mit sich bringt; eine solche werde ich aber nicht absichtlich herbeiziehen; bietet sie sich ungesucht dar, so werde ich mich mit so viel Mäßigkeit aussprechen, daß ich Niemanden angreifen oder mit bittern Worten tadeln werde. Dagegen werde ich aber nie zugeben, daß

*) Martin Frecht, von Ulm, an den Straßburger Prediger Matthias Negelin, 30. April 1554. Ms.

**) Warhaffter Bericht u. s. w., S. 354.

***) 29. Mai 1554. Ms. Dieser Brief ist noch ungedruckt. Den nemlichen Tag schrieb Melanchthon auch an Marbach: „ich bitte Dich, nimm die englischen Flüchtlinge und insbesondre Doctor Martyr liebevoll auf; ich habe an diesen geschrieben, um ihn zu ermahnen, den Frieden in eurer Kirche zu erhalten." Melanchth. epp., B. 8, S. 297.

†) 26. Juni 1554. Loci communes, S. 1093. Der Name dessen, an den dieser Brief gerichtet ist, wird hier nicht genannt; aus dem zu Zürich aufbewahrten Ms. geht aber hervor, daß es Melanchthon war.

man mir Stillschweigen auferlege oder mich zu irgend einem Widerruf nöthige; denn dieß halte ich für das Unwürdigste, das einem frommen Manne, der öffentlich die heilige Schrift erklärt, widerfahren könnte."

Was mit Martyr gelungen war, wurde nun auch von Zanchi verlangt; man forderte ihm eine Erklärung ab über die Augsburgische Confession; er unterschrieb sie mit Martyrs Worten: insofern sie richtig verstanden wird; über das Abendmahl reichte er ein Bekenntniß ein, das mit dem seines Freundes übereinstimmte und gleichfalls von den Schulherren angenommen wurde. Tremellio wurde als Lehrer der hebräischen Grammatik angestellt, verließ jedoch bald darauf Straßburg wieder.*)

So schien zu Straßburg der dogmatische Friede gesichert; bei dem Strome der Zeit, der die lutherischen Theologen zu immer schrofferem Gegensatz gegen die Reformirten drängte, konnte er jedoch nicht von langer Dauer sein. Eine Zeit lang lebte man indessen in Ruhe neben einander; einzelne vorübergehende Verstimmungen abgerechnet, zeigte sich Marbach als freundlich gesinnten Collegen Doctor Peter's, wie er Martyr nannte; jeder that das Seine, um Bruch und Spaltung zu vermeiden.

Drittes Kapitel.

Martyr's biblische und philosophische Vorlesungen.

Martyr glaubte in die alte Lehrordnung, wie sie vor seiner Abreise nach England bestanden hatte, wieder eintreten zu können; er kam daher mit Zanchi überein, wochenweise in den theologischen Vorlesungen mit ihm abzuwechseln. Zanchi, der bei seiner Anstellung den Auftrag erhalten hatte, die Propheten zu erklären, war gerade mit Jesaias beschäftigt; Martyr beschloß die historischen Bücher, und zunächst das der Richter, vorzunehmen. Marbach und der Münsterprediger Ludwig Rabus, von Memmingen, erklärten das Neue Testament.

Den 3. Februar kündigte Zanchi in seinem Collegium den Studenten an, Martyr sei wieder angestellt und werde in nächster Woche sein Amt antreten; er drückte seine Freude aus über das Wiederauftreten des gelehrten Mannes, der von Neuem eine Zierde der Straßburger Schule werden würde. Dieß ward Marbach hinterbracht und gab zu einer ersten, wenn auch unbedeutenden Reibung Anlaß. Es war nicht gerade das Martyr gezollte Lob,

---

* 1555 hielt er sich zu Amberg auf; 1557 wurde er Erzieher des ältesten Sohnes des Herzogs von Zweibrücken, und 1559 Professor an der Schule von Hornbach. Von da ging er nach Heidelberg.

worüber Marbach sich glaubte beklagen zu müssen; es war die Uebereinkunft wegen der Einrichtung der Vorlesungen. Marbach meinte, einer seit mehrern Jahren bestehenden Ordnung zufolge, wäre es an ihm, die nächste Woche Vorlesung zu halten; ohne sein Vorwissen sollte nichts verändert werden. Es hing dieß mit Zwistigkeiten zusammen zwischen den Theologen und den andern Professoren, zwischen dem Kirchenconvent und dem Schulconvent; hinter einem Streit über kleinliche Aeußerlichkeiten verbarg sich der gegenseitige Verdacht des Präsidenten Marbach und der Prediger, und des Rectors Sturm und der Professoren, der eine Theil möchte den andern wegen dogmatischer Meinungen belästigen. Als sich nun Marbach, unter dem Schein, als wisse er nichts von Martyr's Uebereinkunft mit Zanchi, den 5. Februar nach dem Hörsaal begab, kam ihm unterwegs Martyr entgegen; er hatte das Collegium geschlossen gefunden, weil der Bedell Fastnacht hielt. Mit ihm gingen einige Freunde, der Professor Sapidus, der Diaconus Conrad Hubert, Magister Nicolaus Florus, Pfarrer zu St. Aurelien; sie hatten seiner ersten Vorlesung beiwohnen wollen. Sapidus frug Marbach, ob er auch auf dem Wege gewesen, um Doctor Peter zu hören? Wie, entgegnete Marbach, scheinbar erstaunt, hat denn Doctor Peter heute lesen wollen? Als dieser bejahte, wandte sich der Präsident um und ging heim, ohne ein Wort weiter zu sagen. Nach Tisch brachte er aber sogleich seine Klage bei den Scholarchen vor; diese erklärten, Martyr solle nicht anfangen, bis die Sache geregelt sei; Marbach jedoch, sich noch zurückhaltend, schob die Schuld auf den Rector, und um zu keinem Streit mit den theologischen Professoren Anlaß zu geben, wolle er selber warten; die Scholarchen ließen sich dieß gefallen. Auf Sturms Vorschlag wurden dann die Vorlesungen folgendermaßen geordnet: die eine Woche blieb Marbach, die andre wurde für Martyr und Zanchi bestimmt, die abwechselnd, einen Tag um den andern, Vormittags das Alte Testament erklären sollten; Nachmittags alternirten sie mit philosophischen Collegien; Martyr hatte sich bereit erklärt, die Ethik zu doziren, da sie damals zu Straßburg keinen besondern Professor hatte; Zanchi lehrte die Physik. Seit dem Abgang Martyrs, Butzers und Fagius' nach England hatte der theologische Unterricht zu Straßburg Noth gelitten; „dieß gut Werk hatte angefangen still zu stehn"; jetzt nahm es wieder einen erfreulichen Fortgang.

Den 7. Februar 1554 begann Martyr seine theologischen Vorlesungen, den 12. die ethischen. Jene eröffnete er durch eine der schöngeschriebenen, inhaltreichen Reden, die er so meisterhaft auszuarbeiten wußte.*) Er sprach über das Studium der Theologie; nachdem er zuerst den Straßburgern Dank gesagt und seine stete Anhänglichkeit an ihre Stadt bezeugt, redete er von der Würde der Theologie; diese gehe hervor nicht nur aus dem hohen Alter dieser Wissenschaft, die mit den ersten göttlichen Offenbarungen an die Menschen

*) Loci communes, S. 1056 u. f.

begonnen habe, sondern auch aus deren nicht zu berechnendem Nutzen für den Einzelnen wie für die Kirche, einem Nutzen, den die weltliche Weisheit nicht zu bringen vermöge; zwar habe dieß Studium große Schwierigkeiten, besonders erscheine Vielen die Dunkelheit der heiligen Schrift als ein unüberwindliches Hinderniß; für den aber, der ernstlich forscht und Gott um Erleuchtung bittet, sei diese Dunkelheit nicht vorhanden. Nur durch das Studium der Theologie, das heißt des Wortes Gottes, könne der Kirche geholfen werden; denn es entdecke die Irrthümer in der Lehre und in den Gebräuchen, es führe auf den Weg zum wahren Glauben, der allein den Menschen rechtfertigt vor Gott. „Ihr, so schloß er seine Rede, ihr, theure Brüder, ihr habt weislich gehandelt und könnt nicht genug deßhalb gerühmt werden, daß ihr das Wort Gottes bisher bewahrtet wie euren besten Schatz, und es eingeschrieben habt auf die Tafel eures Herzens. Die Bewahrung desselben, obwohl sie Pflicht aller Christen ist, bleibt doch vor Allen denjenigen anvertraut, die entweder durch Lehren und Predigen der Kirche dienen, oder sich erst zu diesem heiligen Amte vorbereiten. Wenn auch Manche, Sklaven des Fleisches und der Welt, dieses Amt als ein geringes und ärmliches verachten, so ist es doch der höchsten Ehre werth. Die Weisen der alten Zeit hielten dafür, ein Richter, weil er der Ausleger des Willens und des Sinnes des Gesetzes ist, sei das lebendige, redende Gesetz selbst; wenn dieß richtig ist, um wie viel mehr dürfen wir nicht sagen, der wahre und gewissenhafte Theologe sei gewissermaßen der unter den Menschen redende Gott, sobald er keine menschliche Erfindung, sondern nur die göttliche Wahrheit lehrt. Theure Amtsgenossen, diese Reinheit der Lehre anzustreben, dazu ermahne ich euch mit allem Ernst und in christlicher, inniger Liebe. Euch Alle möchte ich daran erinnern, daß die wahre Schule der Weisheit der Himmel ist; die, die am Boden kleben und ihren Wandel nicht im Himmel haben, sie laufen Gefahr, bei allem Fleiße ihre Mühe umsonst zu verwenden. Vergesset nicht, daß der Lehrer der Weisheit der heilige Geist selber ist; möget ihr noch so viel Doctoren, Prediger, Erzieher haben, wenn der heilige Geist euer Herz nicht neu belebt, so wird alle Arbeit vergebens sein. Die heilige Geschichte zeigt uns genugsam, wer von Anfang an die Boten des Wortes Gottes waren: einfache, ungelehrte Leute, Fischer, Zöllner, Handwerker. Durch diese niedrige Abkunft der Verkündiger wurde Gottes Offenbarung weder verunreinigt noch entwürdigt; denn sie hatten ihre Fähigkeit erhalten durch den heiligen Geist. Seht daher nicht auf das, was sie waren, sondern auf das, was sie uns gelehrt haben und wozu sie uns führen wollen. Sie verheißen uns nicht irdische Kronen und Siegeskränze, marmorne oder eherne Bildsäulen, glänzende Freudenfeste, sondern daß wir Kinder Gottes und Miterben Christi werden sollen. Dahin blicket, wenn ihr von Liebe erfüllt seid für die Kirche, für den in unsern Tagen so sehr zerrissenen und zerstreuten Körper Christi. Nicht durch Reichthümer, nicht durch äußere Gebräuche und prunkende Cerimonien wird sie wiederhergestellt werden, sondern durch das

einzige Heilmittel des Wortes Gottes. Wenn die Wundergabe noch bestände, wie in den ersten Zeiten, so würden vielleicht Manche in der Lehre des Heils befestigt werden; sie hat aber aufgehört, und würden wir auch Alle insgesammt unsere dringendsten Gebete zu Gott richten, so würden wir doch nicht so viel ausrichten, als einst der Gürtel des Paulus. Es geht klar hieraus hervor, wie großer Eifer auf das Studium der heiligen Schrift zu verwenden ist, da sie allein heutzutage der Schutz ist für die Kirche Gottes... Wir haben nicht, wie der Apostel sagt (Eph. 6, 12), mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nemlich mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß herrschen; es ist dieß kein leichter Krieg, er wird auf manchfache Weise und heftig geführt, daher sehn wir zu, daß wir aus dem Rüsthause der heiligen Schrift stets unsre Waffen in Bereitschaft haben. Nach allen Seiten hin müssen wir gerüstet sein, damit wir nicht unvermuthet überfallen werden und mit Schanden bestehn... Was würde es aber nützen, wenn wir uns begnügen wollten, die Reinheit der Lehre zu schützen, und dabei die Heiligung des Lebens, die Besserung der Sitten vergäßen? Steht daher Alle zusammen, und wenn die Stadt Gottes von Feinden angegriffen wird, umringt sie mit der Mauer des göttlichen Wortes, das ihr prediget durch Lehre und Leben... Allein es ist Zeit, meine Rede zu schließen und mein Gebet zu Gott zu richten, daß er mir seinen Beistand schenke. So wie Moses, nachdem er vierzig Jahre lang sein Volk regiert hatte, betete: „meine Lehre triefe wie der Regen und meine Rede fließe wie der Thau" (5 Mos. 32, 2), so bitte ich dich, dreimal heiliger Gott, gib daß das, was ich deine Diener lehren werde, nicht ein wilder Sturm von Irrthümern sei, sondern ein ersehnter und fruchtbarer Regen der Wahrheit; daß meine Auslegung deines Wortes die Kirche nicht zerstöre und die Gewissen niederschlage, sondern wie ein Thau sei, der die Seelen tröstet und erquickt; gib auch daß die mich hören, weder dem rauhen Wege, noch den Dornen oder dem steinigen Acker gleichen, sondern einem guten, von deinem Geiste bereiteten Boden, in dessen Furchen die Keime deines Worts zu hundertfältiger Saat aufgehn mögen."

Es ist schon oben bemerkt worden, daß das Buch, dessen Erklärung Martyr sich vornahm, das Buch der Richter war. Einerseits erging er sich auch hier in mehr oder weniger langen und unnöthigen Digressionen über Gegenstände, die bald mit dem auszulegenden Texte in natürlicher Beziehung standen, aber nur kurzer Abfertigung bedurft hätten, bald künstlich herbeigezogen wurden im Interesse der Polemik. So flocht er ausführliche Abhandlungen ein, bald über die, die Ehe hindernden Verwandtschaftsgrade, bald über die Riesen, in welcher letztern er Alles zusammenstellte, was er in Profan-Scribenten und Kirchenvätern darüber gelesen hatte; so behandelte er, durch den Ausdruck Tribut veranlaßt, weitläufig die katholische Messe. Andrerseits mußten ihm diese Vorlesungen zu einem speziellen, näherliegenden Zwecke dienen. So wie man sich nemlich damals, um alte Geschichte zu leh-

ren, großentheils auf die Erklärung der klassischen Historiker beschränkte, so wurde auch meist die jüdische Geschichte nicht auf zusammenhängende Weise vorgetragen, sondern nur bei Gelegenheit der historischen Bücher des Alten Testaments; auch Martyr befolgte diese Methode und benützte seine exegetischen Vorlesungen zur Darstellung der Geschichte. Daneben mußte ihm letztere durchgängig zu praktischer, erbaulicher Anwendung dienen. In der Zeit der Kämpfe, in der er lebte, wo Manchem der Muth so leicht sinken konnte, hielt er die Betrachtung der Schicksale des jüdischen Volkes für ganz besonders lehrreich und erhebend. „Bald wenden sich die Juden von dem rechten Wege ab, bald kehren sie zurück, bereuen ihre Sünden und bessern sich. Sind sie abgefallen, so sucht sie Gott mit Strafen und Unglück heim; treten sie wieder zu ihm, rufen sie seine Hülfe an, so unterstützt er sie mächtig gegen ihre Feinde. Wollen wir nicht blind sein, so erkennen wir hier ein lebendiges Bild der Güte Gottes gegen die Frommen und seiner Strenge gegen die Sünder. Wir verwundern uns nicht mehr, daß sein Volk so oft schwer getroffen wurde und doch nicht unterlag; wir erkennen, daß Alles nach Gottes weisem Willen geschah. Das Ungemach, das er schickt, ist bestimmt, die er sich auserwählt hat, zu läutern, so wie das Feuer die edlen Metalle reinigt. Die Erzählung der Geschichte des jüdischen Volkes stärkt daher unser Vertrauen auf die Verheißungen Gottes, sie regt uns an ihm zu danken und ihn zu preisen, seiner Alles regierenden Vorsehung uns zu unterwerfen, und festzustehn in der Hoffnung, daß sein Reich nicht untergehn werde." Als er mit der Erklärung des Buchs der Richter zu Ende gekommen war, faßte Martyr die Betrachtungen, zu welchen sie ihn veranlaßt hatte, in folgende Worte zusammen: „Es ist nun unsre Pflicht, diese Geschichte wie ein lebendiges Gemälde vor Augen zu behalten; wir sehn darin, wie Gott die Kirche und das Reich der Seinen schützt und regiert. Die Sünden bestraft er mit gerechter Strenge, durch seine unendliche Güte richtet er aber stets die irrenden und fehlenden Menschen wieder auf. In diesem Allem erkennen wir ein Bild unsrer Zeiten; denn wir leiden an derselben Schwachheit wie die Väter, und Satan und seine Diener verfolgen die Gemeinde der Frommen nicht weniger als ehmals. Laßt uns daher Gott bitten, im Namen seines Sohnes, er möge, so wie er von Anfang seine Kirche geschützt hat, auch jetzt ihr Bewahrer und Vertheidiger sein; er möge, so wie er den Israeliten die Richter gab, um ihre Freiheit wieder herzustellen, und wie er in unsren Tagen, zum Schutze der evangelischen Wahrheit, Helden und hohe herrliche Männer erweckte, Luther, Melanchthon, Zwingli, Oecolampad, so fortfahren und stets zur rechten Zeit erleuchtete Lehrer aufstehn lassen, durch welche seine Auserwählten angetrieben werden, die Kirche zu erhalten und zu mehren, auf daß er sie endlich, ohne Makel, im Himmel versammeln könne."

Neben diesen anregenden, theologischen Vorlesungen, in denen er die nemliche bewundernswürdige Gelehrsamkeit bewies, wie in allen frühern,

trug Martyr die Sittenlehre vor. Obgleich Melanchthon das erste Beispiel gegeben hatte, eine christliche Begründung dieser Wissenschaft zu versuchen, so wurde sie doch noch ziemlich allgemein nur nach der Ethik des Aristoteles gelehrt. Martyr ging gleichfalls von letzterer aus; seine ethischen Collegien waren nichts als eine Erklärung der bekannten Bücher an den Nicomachus; er befolgte dabei dieselbe analytische Methode wie bei seiner Auslegung biblischer Schriften; er erklärte zuerst den Wortsinn, dann entwickelte er die Sätze des Aristoteles, gab die Beweise dafür oder dagegen, führte Beispiele aus der Geschichte an, discutirte die Ansichten der Commentatoren und der lateinischen Uebersetzer; er zeigte sich hier als einen der gelehrtesten Kenner der alten Philosophie, der seine in Italien gemachten aristotelischen Studien auf eine Weise benützte, die ihn über die Meisten derjenigen erhob, welche sich damals in Deutschland mit solchen Gegenständen beschäftigten. Er ließ es nicht bei bloßer Erklärung bewenden, sondern verglich durchgehends die ethischen Lehren des Stagyriten mit denen Plato's, der Stoiker und Andrer, so daß seine Vorlesungen gewissermaßen zu einer Darstellung der gesammten antiken Sittenlehre wurden. Da er zugleich fühlte, daß für die christlichen Verhältnisse und den christlichen Staat, Aristoteles nicht hinreichend war, so verglich er auch dessen Grundsätze mit denen des Christenthums, zeigend, in welchen Stücken beide übereinstimmen und wie, da wo die Uebereinstimmung fehlt, der evangelischen Ethik der Vorzug gebührt, weil sie erst das Wahre lehre über höchstes Gut, Glückseligkeit und Tugend. Zuweilen bemühte er sich nachzuweisen, wie Manches bei Aristoteles mit dem Christenthum in Einklang gebracht werden könne, insofern es christlich verstanden, in christlichem Sinne genommen wird; daß bei solchem Verfahren dem heidnischen Philosophen manchmal Gewalt angethan werden mußte, war freilich nicht zu vermeiden, begreift sich aber aus dem Umstande, daß noch keine christliche Ethik vorhanden war, und aus dem Bewußtsein des tiefen Unterschieds zwischen den Grundprinzipien der antiken Gesellschaft und der durch das Evangelium umgebildeten. Dieses Bewußtsein führte Martyr zur Nothwendigkeit, die Sätze eines Philosophen, der ihm wegen der Klarheit seiner Methode theuer war, christlich zu deuten und anzuwenden, um seine Vorlesungen nicht zu einer fortlaufenden, bloß negativen Widerlegung werden zu lassen. Dazu kam bei ihm noch ein andrer Gedanke, der nemlich, daß die alte Philosophie, wenn auch verhüllt und vielfach mit Irrthum vermischt, nicht nur ein Zeugniß war von der dem Menschen übrig gebliebenen Geisteskraft, sondern bereits eine vorbereitende Offenbarung des Geistes Gottes. Da die Reaction gegen die verdorbene Scholastik bei vielen Protestanten Mißtrauen gegen die Philosophie überhaupt hervorgebracht hatte, so begann Martyr seine Erklärung des Aristoteles mit einer Rechtfertigung dieses für den Theologen unentbehrlichen Studiums. Die Gegner dieses Studiums, sagte er, pflegen sich auf die Worte des Paulus zu stützen: „sehet zu, daß euch Niemand beraube durch

die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre" (Col. 2, 8); ieser Ausspruch sei aber nur von einer falschen Weisheit zu verstehn; die hre, welche aus der Kenntniß der Creaturen geschöpft wird und Schlüsse t aus den Begriffen von Recht und Billigkeit, die Gott natürlich dem chlichen Geiste eingepflanzt hat, diese verdiene nicht angeklagt zu werden; an sie sei ein Werk Gottes, und die, die sie besitzen, haben sie als ein besonderes Geschenk von ihm. So lange sie in ihren Grenzen bleibe und sich nur über das ausspreche, was mit sichern Gründen aus der Kenntniß der Schöpfung über Gott und die Natur gefolgert werden kann, sei nicht zu befürchten, daß sie sich verirre. Die philosophischen Irrthümer entstehn nicht aus den Dingen an sich, sondern aus der Art, wie der menschliche Geist sie auffasse; nicht die sinnlichen Geschöpfe, sondern der Mensch habe gelehrt, daß die Welt ewig sei; ebenso verhalte es sich mit dem Fatum der Stoiker, dem Skepticismus der Akademiker, der falschen Glückseligkeitslehre der Epikuräer. Es ist also, meint Martyr, der sich somit auf einen höhern Standpunkt stellte als viele Theologen seiner und späterer Zeit, es ist also nicht von vornherein anzunehmen, daß die Philosophie an und für sich nothwendig mit der Frömmigkeit im Widerspruch sei; sie ist es so wenig als die andern freien Wissenschaften und Künste. Wie sollten die Logik und die Dialektik, diese Bildungsmittel des Geistes, diese Waffen zur Vertheidigung der Wahrheit, der Frömmigkeit widerstreben, sobald sie recht angewendet werden? Auch die Metaphysik ist ihr nicht entgegen; wie herrlich hat sich nicht zum Beispiel Plato über Gott ausgesprochen! er hat erkannt, daß Gott nur Einer ist, die letzte Ursache der Dinge, daß die menschliche Sprache keine Worte habe, um die unendlichen Eigenschaften des göttlichen Wesens genügend auszudrücken, daß dieses Wesen Alles in sich umfasse, doch so, daß es Alles überschreite; daß in der Welt kein so kleines Gute sei, das nicht in Gott bestehe, und kein so großes, daß Gott nicht unendlich erhabener sei; daß Gott Alles durchdringe, allenthalben aber nur in sich selber sei, von der Welt verschieden; daß er Alles hervorgebracht habe, durch keine andre Ursache bewogen, als durch seine eigene Güte, die sich herrlich in der ganzen Schöpfung offenbare, und die nicht, wie bei den Menschen, eine mühsam angestrebte und errungene sei, sondern wesentlich in der göttlichen Natur selber liege. Endlich ist die Ethik nicht mit der Frömmigkeit im Widerspruch; denn sie ist die praktische Philosophie, sie lehrt was zur Gerechtigkeit gehört, sie gibt die Regeln über die gesellschaftlichen Verhältnisse in dieser Welt, sie leitet dieselben aus der Vernunft ab, aus den unserm Geiste inwohnenden Begriffen von Recht und Unrecht, sie will den Menschen zu derjenigen Glückseligkeit führen, die hienieden durch die natürlichen Kräfte erreicht werden kann. Sie geht zwar nicht über das irdische Leben hinaus, kennt nur Zwecke irdischer Ordnung und bürgerlichen Wohlstandes, und ist daher manchen Irrthümern ausgesetzt; das Christenthum kommt aber dazu mit seinen höhern Grundsätzen und reinern Beweg-

gründen; so entsteht eine christliche Ethik. Statt aber diese systemastisch aus den Lehren Christi und der Apostel abzuleiten, sucht, wie oben bemerkt worden ist, Martyr sie gelegentlich auf den Boden der aristotelischen Ethik zu pflanzen, diese entweder christlich deutend oder sie bald vervollständigend, bald berichtigend. Es lag dieß im Charakter der Wissenschaft des sechzehnten Jahrhunderts; erst später hat Melanchthon Nachfolger gefunden, die den von ihm angedeuteten Weg weiter verfolgend, die Sittenlehre von dem Alterthum unabhängig gemacht und rein theologisch behandelt haben.

Viertes Kapitel.

Englische Flüchtlinge und Zustände.

So glücklich sich auch Martyr fühlte, in Straßburg Ruhe gefunden zu haben und in einer wohlgeregelten Kirche seine Thätigkeit entfalten zu können, so tief schmerzten ihn die Nachrichten, die von Tag zu Tag betrübender aus England herüberkamen. Er hatte diesem Lande während mehrerer Jahre seine besten Kräfte gewidmet, hatte das Seine dazu beigetragen die englische Kirche wieder aufzubauen, und als der Sturm der Verfolgung ihn vertrieb, Freunde dort zurückgelassen, die nun Schweres zu erdulden hatten; wie ein Vater sich inniger an ein leidendes Kind anschließt, so empfand er um so innigere Liebe zur englischen protestantischen Kirche, je düsterer die Zukunft war, die ihr die blutige Maria verhieß. „Ich müßte von Stein und von Blei sein, schrieb er an einen befreundeten Engländer*), wenn ich nicht, nachdem ich Antheil genommen habe an dem Werke der Reformation in deinem Vaterland, täglich Thränen vergösse beim Gedanken an das traurige Schicksal meiner Brüder und an die Gefahren, die ihren Leib und ihre Seele bedrohen. Wie sollte ich meinen Schmerz mäßigen, wenn ich mir vorstelle wie sie hart bedrängt, von Schmähungen verfolgt, von Versuchungen aller Art umgeben sind, wie eure Kirche niedergeworfen ist und ihre Glieder mißhandelt werden! Als ich bei euch lehrte, da war ich von einer Anzahl frommer Zöglinge umgeben, auf die eine große Ernte wartete; diese muß ich nun entweder als Flüchtlinge unsicher umherirren, oder, wenn sie in ihrem Lande bleiben, dem kläglichsten Elende Preis gegeben sehn. Es waren da gelehrte und fromme Bischöfe, diese schmachten nun im Kerker, den Augenblick erwartend, wo sie, wie Räuber und Mörder, dem Henker überliefert werden. Es war da ein reicher evangelischer Same ausgestreut und der Grund einer schönen Kirche gelegt, nach mehrjähriger Arbeit war der Bau so weit vorangerückt, daß man auf dessen

*) 26. Juni 1554. Loci communes, S. 1093.

baldige Vollendung hoffen durfte: jetzt, wenn nicht Gott auf wunderbare Weise hilft, ist zu befürchten, daß auch keine Spur davon übrig bleibt. Wenn ich dieß Alles überlege, wie könnte mein Gemüth ruhig sein? Ich bitte daher Gott von ganzer Seele, er möge seinem Gerichte Einhalt thun, und um Jesu Christi willen seinen Zorn besänftigen, damit wir nicht unter der Last des Unglücks zu Grunde gehn."

Das hier von Martyr entworfene Bild war nicht übertrieben; jeder einzelne Zug desselben war thatsächliche Wahrheit. Die Königin Maria, von rachsüchtigen, fanatischen Räthen umgeben, hatte nicht gewartet, bis erst die Verbindung mit Rom wieder angeknüpft war, um die Protestanten zu verfolgen; zwar wurde die Verfolgung noch grausamer und blutiger, als sie sich, im Juli 1554, mit Philipp II. von Spanien vermählt hatte, so daß selbst der Legat Cardinal Reginald Pole ihr Verfahren mißbilligen mußte; allein schon lange vorher hatte die „Säuberung" der Kirche begonnen. Wer Zeit dazu fand, der wanderte aus nach Deutschland und der Schweiz, wo sich in Kurzem zahlreiche Gemeinden englischer Flüchtlinge bildeten. Die Gelehrten unter ihnen gingen meist nach Straßburg, Basel, Zürich, Genf, um des Umgangs der berühmten Theologen und Professoren dieser Städte zu genießen. Bereits den 13. Februar kamen vierzehn junge Engländer in Straßburg an, die in Oxford Martyrs Schüler gewesen waren; bald folgten ihnen Andere, sowohl von Oxford als von Cambridge, um ihre Studien fortzusetzen;*) sie waren überzeugt, und theilten diese Ueberzeugung auch Martyr mit, daß diese Verfolgung nur eine vorübergehende Prüfung sei. Im Mai trafen die Ritter Morison und John Cheke in Straßburg ein**), und wahrscheinlich zur nemlichen Zeit Hugh Hillary***), Thomas Lever, Vorsteher des St. Johns-College in Cambridge, Edmund Grindall, schon früher der Straßburger Gastfreund, Walter Haddon und der Bischof von Winchester, John Poynet, der wahrscheinliche Verfasser des englischen, in calvinischem Sinne geschriebenen Katechismus, dessen Bestätigung (20. Mai 1553) einer der letzten Acte des Königs gewesen war†). Auch Sir Antony Cook hielt sich eine Zeit

*) Martyr an Bullinger, 24. Febr. 1554. Gerdesius, Scrinium, B. 4, S. 660. — Marbach's Diarium. Ms.

**) Martyr an Calvin, 8. Mai 1554. Loci communes, S. 1092.

***) Gab zu Straßburg eine Schrift gegen die katholische Reaction in England heraus: Resurrectio Missae. 1554.

†) Poynet (Ponetus) starb zu Straßburg den 2. August 1556. Seine Wittwe verkaufte seine Bücher an Cook. Als sie erfuhr, daß auch einige darunter gewesen die Martyr gehörten, entschuldigte sie sich bei diesem und sandte ihm andre Exemplare dafür. (Maria Poneta an Martyr, 15. Juli 1557, Straßburg. Ms.) Poynet hatte diese Werke von Martyr geliehen für die Schrift, die er in Straßburg ausarbeitete über das Abendmahl, und die nach seinem Tode von Joh. Sturm herausgegeben wurde: Diallacticon de veritate, natura atque substantia corporis et sanguinis Christi in

lang in Straßburg auf. Den Aermern unter den Flüchtlingen ließ der edle Christoph von Würtemberg, dessen lutherische Gesinnung ihn nie abhielt, den bedrängten Reformirten ein Helfer zu sein, Unterstützung an Geld zukommen. In Straßburg wurden einmal 200 Gulden in seinem Namen an sie vertheilt.*) Martyr, der der Mittelpunkt war, um den sich die nach Straßburg geflüchteten Engländer sammelten, trat auch mit denen von Zürich in Rapport; im September 1554 richtete er an sie ein Trost- und Ermunterungsschreiben**). Ebenso setzte er sich mit der englischen Gemeinde in Verbindung, die unter eigenthümlichen Verhältnissen zu Frankfurt entstand, in welcher Stadt schon längst reiche englische Kaufleute ansässig waren. Es hatten sich nemlich, während der Verfolgungen in den Niederlanden, seit 1547 viele wallonische Familien nach England zurückgezogen, wo Valérand Poulain ihr Prediger ward; unter Maria vertrieben und auf dem Continente an vielen Orten wegen ihres reformirten Bekenntnisses hart abgewiesen, hatten sie endlich theils in der Reichsstadt Wesel, theils zu Straßburg und zu Frankfurt Aufnahme gefunden. Im März 1554 kam Poulain selbst mit englischen Flüchtlingen in letztere Stadt; im Juni folgten Andre mit dem Prediger William Wittingham. Sie vereinigten sich mit den Franzosen und Wallonen und nahmen die streng reformirte Kirchen- und Cult-Ordnung an, die Poulain für diese verfaßt hatte. Sie entsagten hiermit der englischen Liturgie und gaben das erste Beispiel einer puritanischen Gemeinde. Um gelehrte Prediger zu erhalten, wandten sie sich an ihre Landsleute zu Straßburg und in der Schweiz***). Es kam aber Niemand als John Knox, der nach Genf geflüchtete schottische Reformator; alle Andern weigerten sich, weil sie nicht von ihrem gesetzlich eingerichteten Kirchenwesen ablassen wollten. Vergebens suchten Grindall und die andern in Straßburg anwesenden englischen Theologen die Frankfurter zur Conformität zurückzuführen; von Calvin gebilligt†) und von Knox geleitet, beschlossen Letztere bei ihrer vereinfachten Liturgie zu bleiben und in schwierigen Dingen nicht mehr bei ihren Landsleuten, sondern bei Calvin, Martyr, Bullinger, Musculus, Viret, als den Hauptvertretern der reformirten Theologie, sich Rath zu holen††). Ihre Gemeinde erhielt einen neuen Zuwachs durch die, 1555, angekommenen englischen und flamändischen Gefährten Johann Laski's.

Eucharistia. Straßb., 1557; und öfter. Poynet schrieb zu Straßburg auch einen merkwürdigen, demokratischen Traktat gegen die Tyrannen, in Bezug auf Maria: A short treatise of political power, erst 1558 gedruckt.

*) Vergerio an Herzog Christoph, 3. Febr. 1555. Lebret, Magazin für Staaten- und Kirchengeschichte. Frankf., 1772; B. 2, S. 243.

**) Strype, Ecclesiastical memorials, B. 3, Th. 1, S. VIII.

***) 2. August 1554. Neal, History of the puritans. B. 1, S. 72.

†) An die Engländer zu Frankfurt, 18. Jan. An Knox, 12. Juni 1555. Calvini epistolae, S. 158.

††) Neal, o. c., S. 74.

Diese hatten bereits im September 1553 England verlassen; es waren 175 Personen, von Laski und seinem Freunde Utenhoven geführt; sie hatten in Dänemark und den norddeutschen Städten vergebens um Aufnahme gebeten; die Lutheraner wollten nichts mit ihnen gemein haben; der Prediger Joachim Westphal nannte sie Märtyrer des Teufels. Zuletzt, nach langen, mühseligen Wanderungen kamen die Meisten mit Laski nach Frankfurt, die Andern mit Utenhoven nach Emden. Calvin dankte dem Frankfurter Magistrat für die Wohlthaten, die er den Vertriebenen erwies, indem er ihm seinen Commentar über die Evangelien widmete *): von beiden Seiten ein schönes Zeugniß des einigenden christlichen Geistes.

Als aber im März 1555 Doctor Richard Coxe, der ehemalige Kanzler von Oxford, nebst Andern, die unter Eduard VI. an dem englischen Reformationswerke thätigen Antheil genommen hatten, nach Frankfurt kam, da ward die Spaltung zwischen den Anhängern der englischen Liturgie und denen der calvinischen noch offenbarer. Zu jenen gehörten, außer Coxe, Edwin Sands, Vize-Kanzler von Cambridge, John Jewel, Thomas Becon, Cranmers Kaplan, John Hales, der gelehrte, von Zürich gekommene Londoner Prediger Robert Horn und der von Straßburg gekommene Edmund Grindall, nebst mehrern Männern aus den ersten Familien des Reichs. Mit Knox, der sich ihnen heftig widersetzte, hielt namentlich John Fox, der Geschichtschreiber der englischen Märtyrer **). Der Streit zwischen beiden Parteien hinderte sie jedoch nicht, auf das Interesse der Reformation ihres Vaterlandes gemeinschaftlich bedacht zu sein. In der Hoffnung, es würden wieder bessere Tage kommen für ihre Kirche, beschlossen sie eine Schule einzurichten, um zukünftige Prediger zu bilden. Robert Horn übernahm den Unterricht im Hebräischen; für das Neue Testament kam man überein Martyr zu begehren, für welchen Bischöfliche und Puritaner die gleiche Achtung hatten. Der Frankfurter Magistrat billigte die Wahl; es wurde ein geziemender Gehalt für ihn zusammengebracht, zu dem auch die in der Stadt ansässigen englischen Kaufleute beitrugen. Im October 1555 sandte man einen Boten an ihn ab mit einem dringenden, von Fox im Namen der Gemeinde verfaßten Schreiben ***): „Wir Alle, hieß es darin, halten dich ganz vorzüglich für unsern Apostel; du gehörst allen Engländern an, nicht bloß einigen deiner Freunde; es ist nicht Recht, daß nur die Wenigen, die in Straßburg sind, deiner Lehre genießen,

*) 1. August 1555.

**) Diese Geschichte bildet einen Theil seiner Commentarii rerum in Ecclesia gestarum, deren erstes Buch er 1554 zu Straßburg drucken ließ, mit einer Nachschrift an die Studenten von Oxford, in welcher er Martyr neben Wicleffe stellte, als die größten Zierden dieser Universität. Die Geschichte der Märtyrer unter Maria fügte Fox später hinzu, 2. und 3. Buch, Basel 1559 und 1563, f°.

***) 12. Oct. 1555. Strype, Ecclesiastical memorials, B. 3, Th. 1, S. 311.

während unsre große Gemeinde hier dich entbehrt; bedenke, mit welcher Verehrung wir dich umfassen und dein Alter pflegen werden; bedenke auch, was du unsrer Kirche nützen wirst, denn alle in der Zerstreuung lebenden Engländer werden sich um dich sammeln." Martyr konnte diesem Rufe nicht folgen, so ehrenvoll er auch schien und so groß auch die Erwartungen waren, die seine englischen Freunde daran knüpften. Er durfte Straßburg nicht verlassen, wo man ihn zum zweiten Mal mit Liebe aufgenommen hatte, obschon diese Liebe nicht mehr so allgemein war wie das erste Mal; er mußte sich begnügen, durch Briefe seinen Engländern Lehre und Rath zu senden. Uebrigens löſ'te sich die Frankfurter englische Gemeinde bald nachher großentheils auf; schon im März 1556 trennten sich die Calvinisten förmlich von den Bischöflichen; Knox, der wegen einiger Aeußerungen über den Kaiser die Weisung erhielt, die Stadt zu verlassen, begab sich mit mehrern Freunden nach Genf, Fox mit Andern nach Basel. Die zurückgebliebene Gemeinde war für die lutherischen Geistlichen ein Stein des Anstoßes, den sie auf alle Weise wegzuräumen suchten; sie erhoben Schwierigkeiten und Bedenken gegen die Feier des reformirten Gottesdienstes; Laski suchte zu vermitteln, allein seine Mühe war vergebens. Mehrere der angesehnsten Engländer suchten daher Zuflucht an andern Orten; Edwin Sands, Robert Horn und Andre gingen nach Zürich, Grindall und John Jewel nach Straßburg; dieser wurde Martyrs Hausgenosse, jener ließ sich in der kleinen Stadt Waßlenheim, am Fuße der Vogesen, nieder und lernte das Deutsche so gründlich, daß er im Stande gewesen wäre, in dieser Sprache zu predigen. Laski selbst ging 1556 nach Polen zurück.

Unterdessen hatte Martyr aus England immer schrecklichere und für ihn persönlich ergreifendere Nachrichten erhalten; den 9. Februar 1555 war sein Freund, der Bischof John Hooper*), und den 16. October die Bischöfe Hugh Latimer und Nicolas Ridley auf dem Scheiterhaufen als Märtyrer gestorben. Thomas Cranmer erwartete ein ähnliches Loos; aus seinem Kerker schrieb er an Martyr jenen herrlichen Brief, der zu Zürich als rührendes Denkmal der Freundschaft der beiden Männer aufbewahrt wird: „ich habe durch Erfahrung gelernt, daß Gott die Strahlen seiner Gnade, seines Trostes, seiner Kraft nie reichlicher in die Herzen der Seinen gießt, als in der größten geistigen und leiblichen Noth und Angst; wann es scheint, als habe er sie ganz und gar verlassen, da zeigt er erst, daß er ihr Gott ist; wann er sie niedergeworfen, gedemüthigt, zerschlagen hat, da richtet er sie auf, verklärt sie, belebt sie wieder; es ist mir vergönnt, mit Paulus zu sagen: wenn ich schwach bin, so bin ich stark; und wenn ich mich rühmen soll, so rühme ich mich meiner Schwachheit,

*) Hooper's Wittwe schickte an Martyr einige Schriften, die ihr Gatte im Gefängniß verfaßt hatte. Da Martyr sie, wegen der unvollenreten Form, für den Druck nicht geeignet hielt, theilte er sie Bullinger mit, um dessen Rath darüber zu erfahren. (16. April 1555, Ms.) Sie erschienen erst 1559 und 1562 zu London.

in Gefangenschaft, in Schmach, in Nöthen, in Verfolgungen, in Aengsten um Christi willen. Er möge nur geben, daß wir bis ans Ende standhaft bleiben." Bald erfuhr zwar Martyr, daß diese Standhaftigkeit gebrochen schien; es dauerte aber nicht lange, so erfuhr er auch, zu seinem Schmerz und seinem Trost, daß den 21. März 1556 der Freund im Angesichte der Flammen, die seinen Leib verzehren sollten, eine erzwungene Verleugnung heldenmüthig widerrufen und sterbend von dem Glauben gezeugt hatte, durch den er sich mit seinem Erlöser verbunden fühlte. Zu dem Schaudererregenden*) gesellte sich das niedrig Häßliche, das Martyr ebenso schmerzen als entrüsten mußte. Im Jahre 1556 nahm der zum Erzbischof von Canterbury ernannte Legat, Cardinal Pole, die „Reformation" der Universität Cambridge vor; er schickte eine Commission dahin ab, bestehend aus dem Bischof von Lincoln, Watson, dem von Chester, Scot, und dem von Chichester, dem nicht ungelehrten John Christopherson; diese Namen müssen der Nachwelt aufbewahrt werden**). Sie hatten den Auftrag, eine genaue Inquisition anzustellen und alle Reste der Ketzerei auszurotten; protestantische Professoren waren aber längst keine mehr da; was von evangelisch gesinnten Studenten sich hatte flüchten können, war im Ausland zerstreut; der allgemeine Schrecken zwang die im Lande gebliebenen zu düsterm Schweigen. Was waren also die Reste der Ketzerei? es waren die vermodernden Leichname der Fremden Butzer und Fagius, jener in der Marienkirche beigesetzt, dieser in der Michaelskirche. Diese Kirchen werden sofort, als entheiligt, mit dem Interdikte belegt; den beiden Ketzern wird förmlich ein Prozeß gemacht, Zeugen werden verhört, und wer sie etwa vertheidigen will, aufgefordert zu erscheinen; das Verdammungsurtheil wird öffentlich und feierlich verkündigt, die Gebeine werden ausgegraben und verbrannt, vor einer über dies empörende Schauspiel theils zürnenden, theils spottenden Menge. Aehnlich wurde zu Oxford verfahren; auch hieher kam, in Pole's Auftrag, eine Commission speziell beordert „aus den Gemüthern der Studenten die letzten Wurzeln von Martyr's verderblicher Lehre zu entfernen." Dafür war aber bereits durch die Verfolgung und durch Jesuiten, die Martyr ersetzt hatten, gesorgt. In Oxford, in der Kirche des Klosters zur heiligen Frideswida, lag aber Martyrs Gattin begraben***); dieses Grab einer stillen, frommen Frau erschien den neuen Ketzerrichtern als ein gefährliches Denkmal; es zeugte von der Zeit, wo der Protestantismus in Oxford geherrscht hatte. Um jedoch nach allen Formen des Rechts zu verfahren, machten die gewissenhaften Commissäre auch diesem Leichnam den Prozeß; die gerufenen Zeugen hatten indessen nichts zu sagen als sie wüßten nicht, zu welcher Religion sich diese Frau

*) Unter Maria's fünfjähriger Regierung wurden 288 protestantische Märtyrer in England verbrannt.

**) Wood, Historia Universit. Oxon., Th. 2, S. 278 u. f.

***) Historia de exhumatione Catharinae nuper uxoris P. Martyris; in der Historia vera de vita, obitu etc. Buceri. Straßb., 1582.

bekannt habe, da wegen der Verschiedenheit der Sprache Niemand mit ihr hatte reden können. Dieß wurde an den Legaten berichtet; wie es scheint, waren die Herren ängstlich darauf bedacht, Niemanden ungerecht zu verdammen; Pole half ihnen aus der Verlegenheit, indem er an Dr. Marshal, Dekan des Christ-College, schrieb, Martyrs Frau habe nicht in rechtmäßiger Ehe gelebt, da ihr Gatte ein Mönch gewesen, übrigens entweihe ihr Grab das der Heiligen, über dem die Kirche erbaut war; Marshal ließ sie daher ausgraben und an einem ungeweihten, verachteten Orte verscharren.

Dieß Verfahren gegen Todte ist und bleibt eine Schmach, nicht nur für die, welche es angeordnet und ausgeführt haben, sondern für die Kirche selbst, deren ganzem Geiste es angemessen war; es ging nicht bloß aus persönlichem leidenschaftlichem Hasse hervor, es war die kaltblütige Anwendung der Ketzer-Prozedur, wie sie schon Innocenz III., im Jahre 1207, festgesetzt hatte, und wie sie auch jetzt noch befolgt würde, wenn das Papstthum weniger ohnmächtig wäre.

Welche Gefühle diese Nachrichten in Martyr's Herzen anregten, wird man sich leicht vorstellen; nicht wenig mußte es ihn auch schmerzen den Antheil zu erfahren, den Reginald Pole bei den Vorgängen zu Oxford und Cambridge hatte, Pole, der einst in Italien für die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und für Verbesserung der Kirche so begeistert schien. Hoffte etwa der vornehme und stets zwischen seinem bessern Gefühl und den Interessen seines Standes schwankende Cardinal, daß man zu Rom die Freiheit seiner frühern Ansichten über der Strenge, die er jetzt in England entfaltete, vergessen würde? Wenn er etwa diese Meinung hegte, so sollte er bald überzeugt werden, daß es nur eine Täuschung war. Im Jahre 1557, nach kaum vollendetem Prozeß gegen die todten Ketzer, wurde er von dem unbeugsamen und nichts vergessenden Paul IV. von seiner Legation zurückberufen, als alter Hinneigung zum Protestantismus verdächtig; er kam mit seinem Freunde Priuli, der ihn nach England begleitet hatte, in Untersuchung und entging nur mit Mühe dem Schicksal, das den Cardinal Morone traf. Wie ganz anders stehn Martyr da und seine in England verbrannten Freunde und alle die Männer jener Zeit, die statt mit dem Glauben mystisch zu spielen, ihn mit besonnener Treue festhielten und in ihm den Muth fanden, der Welt zu entsagen, deren Reizen Pole und so manche Andere nicht zu widerstehn vermochten!

Von der Gewalt dieser Reize erfuhr Martyr, um eben diese Zeit, traurige Beispiele aus Italien, aus seinem theuern Lucca.

Fünftes Kapitel.

Verfolgung der Evangelischen zu Lucca. Martyr's Schreiben an dieselben.

Nachdem Celio Secundo Curione, der seit Martyrs Abgang einige Zeit in Lucca gewirkt hatte, durch schnelle Flucht sich vor der Inquisition hatte retten müssen*), war eine kleine Gemeinde Evangelischgesinnter im Verborgenen zurückgeblieben. Bis 1545 entging sie der Verfolgung; in diesem Jahre wurde aber ihr Bestehn durch die Späher des heiligen Officium entdeckt, und den 12. Mai erließ der Senat ein strenges Edikt gegen „die Verwegenen", welche sich erlaubten von religiösen Dingen zu reden, kleine namenlose Bücher zu lesen und ketzerische Meinungen zu verbreiten; Geldstrafen, Güter-Confiscation, Feuertod wurden angedroht, je nach der Größe des Verbrechens, das als Hochverrath bezeichnet wurde; ganz besonders noch wurde verboten, Briefe anzunehmen von den öffentlich anerkannten Ketzern Fra Bernardino Ochino und Don Pietro Martyre, und deren Schriften zu besitzen**). Es scheint jedoch nicht, daß dieses Edikt zu strenger Ausführung kam. Das Jahr darauf berief sogar der Senat einen bereits verdächtigen Mann, Aonio Paleario, den Verfasser des Büchleins von der Wohlthat des Todes Christi, als Professor der Beredsamkeit. Was Paleario wirkte ist unbekannt; daß von Martyr in dieser Zeit an die Lucenser Briefe kamen, ist unwahrscheinlich; nur so viel ist gewiß, daß die kleine Gemeinde fortbestand. Den 24. September 1549 wurde das Edikt von 1545 erneuert und verschärft, und allen Einwohnern die Befolgung des römischen Gottesdienstes streng befohlen. Das folgende Jahr beklagte sich der Bischof bei dem römischen Hofe, daß fortwährend protestantische Bücher aus Deutschland nach Lucca kämen, und daß der Senat eine zweideutige Nachsicht gegen die Ketzer beweise; er schilderte diese als so zahl-

*) Curione ging nach Lausanne, wo er einige Jahre als Lehrer lebte; 1546 begab er sich nach Basel, wurde Professor der Beredsamkeit, und starb 1569. Er ist Verfasser zahlreicher Schriften über theologische, literarische, philologische, historische Gegenstände.

**) Archivio storico italiano, B. 10, Documenti, S. 165. Dem Dekret ist ein Verzeichniß verbotener Bücher beigefügt, aus dem man ersieht, wie viel reformatorische Schriften aus Deutschland und der Schweiz damals nach Italien kamen. Von Ochino und Martyr wird folgendes darin angeführt: „Ochinus, de confessione; vita nuova. Quaedam simplex declaratio Petri Martiris Vermili Flor. Et libri dicti Petri Martiris et Bernardi Ochini de Senis, post eorum lapsum ab unitate sanctae matris Ecclesiae." Die zwei genannten Schriften Ochino's sind mir nicht bekannt; es sind solche, die er ohne Zweifel noch in Italien veröffentlichte und gehören wohl zu denen, die der Marchese del Vasto 1543 zu Venedig verbrennen ließ. Die simplex declaratio Martyr's ist seine auf der Flucht geschriebene Erklärung des apostolischen Glaubensbekenntnisses.

reich, daß sie, ohne ein energisches Auftreten des Papstes, nicht ausgerottet werden könnten*). Allein erst, nachdem Caraffa Papst geworden war, im Jahre 1555, fing die Inquisition, deren Einführung der Senat von Lucca bisher hatte vermeiden wollen, auch in dieser Stadt zu wüthen an. Viele des Protestantismus Verdächtige wurden ins Gefängniß geworfen; Andre wanderten aus nach der Schweiz; unter den Ersten, die sich nach Genf zurückzogen, war auch jener Freund Martyrs, Christoforo Trenta, dem er, als er Italien verließ, seine Bücher anvertraut hatte**). Paleario flüchtete sich nach Mailand und wurde fünfzehn Jahre später zu Rom verbrannt. Dagegen gab es aber auch Manche, die, von Schrecken ergriffen, ihrem Glauben untreu wurden; die einen schworen ab, während die andern sich damit trösteten, daß sie meinten, äußere Theilnahme am Katholicismus bringe keine Gefahr, wenn man nur im Innern die reine Lehre bewahre. Tief betrübt durch diese Nachrichten, schrieb Martyr an Bullinger die wahren, prophetischen Worte: „ich bitte dich, bete auch du für mein unglückliches Italien, denn so lang es nicht zu Christo bekehrt wird, wird es das Ende seines Elends nicht sehn"***). An die Lucenser selbst richtete er ein Schreiben, das sie zur Festigkeit im Bekenntnisse aufmuntern sollte†). Was er, so begann ihr alter Lehrer, was er seither von ihrer Treue und ihren Fortschritten im Glauben gehört, hatte ihn innig gefreut; er hatte es für überflüssig gehalten, sie durch Briefe noch besonders anzuspornen; im Vertrauen auf ihre Beharrlichkeit, dachte er, mit Dank gegen Gott, an die Zeit zurück, wo er, obgleich in Schwachheit, die ersten Keime des evangelischen Bekenntnisses unter ihnen pflanzen konnte. Jetzt aber, da er die Verfolgung vernommen hat, und die schwere Prüfung, die der Herr ihnen geschickt und in welcher Viele nicht bestanden sind, empfinde er einen tiefen Schmerz. „Wie kann ich mich der Thränen und der Klagen enthalten, wenn ich sehe, wie der freundliche Garten der Gemeinde meiner Lucenser Brüder, plötzlich von einem so heftigen Sturme verheert worden ist, daß es scheint, als sei nie ein guter Same unter euch aufgegangen, als habe der himmlische Regen des heiligen Geistes eure Pflanzung nie begossen! O meine theure Brüder in Christo, wer hat euer Gemüth so getrübt, wer eure

*) Tommasi, Sommario di storia Lucchese, B. 10 des Archivio storico, S. 438.

**) Archivio storico, B. 10, S. 442; 450. Den 27. Sept. 1558 wurde Trenta, nebst Andern, als Ketzer verdammt.

***) 3. Juli 1555. Ms.

†) Es wurde später von Taddeo Duno lateinisch übersetzt, und findet sich in den Loci communes, S. 1100 u. f. Teissier (Eloges des hommes savans, tirés de l'Histoire de M. de Thou, Leyden, 1715. B. 2, S. 88) führt, als von Martyr, an: Epître à quelques fidèles, touchant leur abjuration et renoncement à la vérité; dieß kann nur die Uebersetzung des obigen Sendschreibens an die Lucenser sein; nur ist die angegebene Jahrzahl, 1534, unrichtig.

Herzen so umgewandelt? O wäre ich doch unter euch, könnte ich mit euch weinen und wehklagen über das schwere Unglück, das euch getroffen hat. Jetzt da man, in der Verfolgung, einen tapfern Kampf und einen rühmlichen Sieg erwarten sollte, hat das Gegentheil bei euch statt gefunden: euer Muth ist gesunken, ihr seid überwunden und mit Schmach bedeckt. Als die Gefahr euch nahte, habt ihr nicht einmal jenes Hülfsmittel der Schwachen, wie Einige es nennen, das ich aber für eine weise Vorsicht halte, die Flucht ergriffen. Mancher mochte sich daher sagen: seht die Lucenser, sie verschmähten die Flucht, sie sind also bewährte Streiter Christi, sie wollen durch ihr Blut dem Evangelium den Weg durch Italien bahnen, angeregt durch das täglich sich wiederholende Beispiel ihrer Brüder in Frankreich, in Belgien, in England. Wie sehr ist aber diese Hoffnung getäuscht worden!.. Der Herr forderte von euch die Früchte der lange euch vergönnten Ruhe, er wollte ein Bekenntniß von euch: ihr habt ihn aber nicht bekannt, ihr habt ihn verläugnet, ihr seid von ihm abgefallen; auch er wird sich nun eurer schämen und euch verläugnen vor seinem himmlischen Vater... Ihr sagt vielleicht, es schmerze euch was geschehn ist, ihr bereuet euern Fall; was nützt aber das Weinen ohne Buße, die Reue ohne Rückkehr? was nützt es zu klagen, wenn ihr in dem Verläugnen des Evangeliums beharrt? Steht vielmehr auf, meine Brüder, wenn nicht durch die Verfolgung das himmlische Licht ganz in euch ausgelöscht ist! Vergleicht euern jetzigen Zustand mit euerm frühern: ihr schienet stark genug, um für die christliche Wahrheit Alles zu dulden; bei dem ersten Drohen aber einer Gefahr, seid ihr elend gefallen. Hätten die Schrecken und Qualen der Folter euch dazu genöthigt, so hättet ihr, wenn auch nicht einen rechten Entschuldigungsgrund, doch wenigstens den Vorwand, der Schwachheit des Fleisches unterlegen zu sein. Da ihr aber weder Folter noch Gefängniß noch Verbannung erduldet, da ihr in Nichts Schaden gelitten habt, so seht selber was ihr von euch halten müßt. Ich vermag nicht mit süßen Worten euch zu schmeicheln, ich muß reden was wahr ist, nach der Pflicht meines Amts;... doch schreibe ich euch solches nicht, geliebte Brüder in Christo, um eure Schuld zu vergrößern; Gott ist mir Zeuge, daß ich nichts suche als ein lebendiges Bewußtsein dieser Schuld in euch zu erwecken, damit ihr aus dem Abgrund wieder aufsteigen möchtet." Zweierlei will er ihnen nun vorhalten, die Ursache ihres Falls, und das Mittel sich wieder zu erheben. Als Ursache weiß er keine andre anzugeben, als das Hängen an dem irdischen Gut, den Wunsch in Ruhe das Leben zu genießen, den Reiz der Welt. „Wenn ihr aber von euerm Gut euch nicht trennen wolltet, so war es nicht nöthig euch von euerm Glauben zu trennen; konntet ihr nicht auswandern, wie so Viele eurer Brüder es gethan? es fehlten euch weder Zeit noch Gelegenheit dazu. Gerade darum hat euch Gott eine Zeit lang Ruhe geschenkt, um euch zu prüfen was ihr zu tragen vermöchtet wenn die Drangsal kommen würde;.. euer Unglück kommt daher, daß ihr euch für sicher hieltet; in der Prüfung konntet

ihr nicht bestehn." Als Mittel der Rettung bleibt ihnen jetzt nichts als Buße und Gebet. Die Erwählten, wenn sie fallen, gehn in sich, trauern über ihre Sünde, wenden sich betend zu Gott, er möge sie nicht verlassen, sondern sein Werk in ihnen fortsetzen. Die Verworfenen dagegen werden sich ihrer Sünde nie bewußt. An die Auserwählten ergeht also die Aufforderung zur Buße, die aus dem Glauben kommt; das einmal Geschehne macht die Buße zwar nicht ungeschehn, aber auf die Sünde läßt sie Besserung folgen, auf das Verläugnen ein desto festeres Bekenntniß. „Durch euer Zeugniß müßt ihr nun bejahen was ihr verneint habt, entweder, indem ihr unerschrocken auftretet und bekennet ihr habt gefehlt als ihr abgeschworen habt, — dazu gehört aber ein seltener Heldenmuth, denn es ist der sicherste Weg zum Märtyrertod, — oder indem ihr euch durch die Flucht der Gefahr entzieht, um euch anderswo einer evangelischen Gemeinde anzuschließen. So könnt ihr nicht fortfahren; denn wie vermögt ihr ruhig zu sein in euerm Innern, mit welchem Vertrauen könnt ihr beten, welche Reden unter euch führen? — ich weiß es nicht. Denkt an den Herrn, der aus seiner Herrlichkeit herniederstieg um Schmach und Tod für uns zu leiden; denkt an seine Jünger, an die Märtyrer der alten Zeit, an so viele eurer Brüder aus Italien selbst; auch sie hätten vorgezogen im Vaterlande zu bleiben, mit Freunden und Mitbürgern friedlich zu verkehren, sich ihres Erbes zu freuen; Christus aber hat sie durch seine Gnade getrieben der Welt zu entsagen, sie haben sich selbst überwunden, sind ihm nachgefolgt, nur um die Ruhe ihres Gewissens zu bewahren, um von dem Herrn nicht getrennt zu werden, und so von der Wahrheit seines Evangeliums ein herrliches Zeugniß abzulegen!"

Wir wissen nicht, ob dieses Schreiben in die Hände derer kam, für die es bestimmt war. Eine Thatsache ist jedoch bekannt, nemlich, daß während einer Reihe von Jahren immer mehr Lucenser nach der Schweiz auswanderten. Die angesehnsten Familien, die Calandrini, die Minutoli, die Saladini, die Diodati, die Turretini, die Burlamacchi, ließen sich sämmtlich zu Genf nieder, wo ihre Namen theilweise noch jetzt mit Ehren bestehn. Andre gingen nach Lyon, wo in den Jahren 1561 bis 1563 sich eine italienische Flüchtlingsgemeinde bildete. Zu Lucca selber gab es noch längere Zeit hindurch Protestanten; gegen Ende des Jahrhunderts verliert sich jedoch ihre letzte Spur *).

*) 1558 und 1561 wurden zu Lucca Verbote gegen die Ketzer erlassen; 1562 wurde den im Ausland Handel treibenden Lucensern strenge Beobachtung des Katholicismus empfohlen. Auch in spätern Jahren kommen noch ähnliche Dekrete vor. Archivio storico italiano, B. 10, Documenti, S. 172 u. f. Noch im Jahre 1679 suchte der Cardinal Spinola, Bischof von Lucca, die in Genf angesiedelten Lucenser Familien zur Rückkehr in ihr Vaterland und in den Schoos der römischen Kirche zu bewegen. Der Professor der Theologie, Franz Turretini, antwortete ihm aber durch eine Schrift, in der er die, ein Jahrhundert vorher stattgefundene Auswanderung auf würdige Weise rechtfertigte. (Genf, 1680).

Sechstes Kapitel.

Martyr's Wirksamkeit für die Reformation in Polen. — Osiander und Stancaro.

Durch seine theologischen Werke, die, obgleich erst in geringer Zahl, zu dem Gehaltreichsten gehörten, das die Wissenschaft des sechzehnten Jahrhunderts hervorgebracht hatte; durch seinen Antheil an der englischen Reformation, durch seine Vorlesungen an der Straßburger Schule, wohin schon Zöglinge aus allen Ländern kamen, hatte sich Martyr's Ruf durch das ganze protestantische Europa verbreitet. Er galt für einen der gelehrtesten Theologen der reformirten Kirche; überall wurde sein Name mit hoher Achtung genannt, und von nun an wurde beinah keine Frage aufgestellt, keine Schwierigkeit erhoben in der Entwicklung und Bestimmung der Lehre, zu deren Lösung nicht seine Gelehrsamkeit und sein Ansehn in Anspruch genommen wurden. So sehn wir ihn um diese Zeit zunächst für Polen thätig.

Die reformatorischen Grundsätze hatten frühe in diesem Lande vielfachen Anklang gefunden; König Sigismund August, seit 1548, war dem Protestantismus nicht abgeneigt; Calvin, dessen Institution tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, hatte ihm seinen Commentar zum Hebräerbrief gewidmet, mit kräftiger Ermahnung die Kirche zu reinigen*). Auch ein großer Theil des polnischen Adels war bereits für die Reformation gewonnen. Allein eben so frühe hatte sich die, dem polnischen Volke eigenthümliche Neigung zu endlosem Discutiren, auf die dogmatischen Fragen geworfen, die Einen in leidenschaftliche Streitigkeiten verwickelt und die Andern zur Annahme von Lehren geneigt gemacht, die dem Verstande zugänglicher schienen als diejenigen der reformatorischen Theologie. Seit 1551 hielt sich zu Königsberg, als Lehrer des Hebräischen, ein ehemaliger italienischer Priester auf, Francesco Stancaro, aus Mantua, ein der Reformation eifrig zugethaner**), aber unruhiger, hartnäckiger Mann, der sich bereits an theologischen Händeln unter seinen flüchtigen Landsleuten zu Chiavenna betheiligt hatte. Zu Königsberg wurde gerade viel gestritten über die, von dem dortigen Professor der Theologie, Andreas Osiander***), aufgestellte Idee von der Rechtferti-

*) Den 23. Mai 1549.

**) 1547 hatte er einen, an den Senat von Venedig gerichteten reformatorischen Traktat herausgegeben (Basel), und 1552 Canones reformationis ecclesiarum Polonicarum, mit einer Widmung an König Sigismund (Frankfurt an der Oder).

***) Gestorben 17. Oct. 1552. Seine hiehergehörigen Hauptschriften sind: Disputationes duae, una de lege et Evangelio, altera de justificatione. Königsberg, 1550, 4°; — An filius Dei fuerit incarnandus, si peccatum non introivisset in mundum? Ebendas., 1550, 4°.

gung. Osiander behauptete nemlich, der Mensch werde nur dadurch gerechtfertigt, daß durch den Glauben eine Einwohnung Christi in ihm vermittelt werde, und zwar Christi als Gott, nicht als Mensch. Gegen die von manchen Protestanten ziemlich äußerlich betrachtete Rechtfertigungslehre, wonach der Mensch schon wegen der bloßen Sündenvergebung für gerecht zu erklären wäre, und die Osiander eine fleischliche Auffassung nannte*), hob er das innerliche, mystische Element hervor, indem er sagte, Christus habe uns durch sein Leiden und Sterben zwar erlöst, gerechtfertigt werden wir aber, nicht durch äußerliche Zurechnung seines Verdienstes, sondern erst durch Vereinigung mit ihm, dadurch, daß er eine Gestalt gewinnt in uns und wir eins mit ihm werden; Christus sei nun die wesentliche Gerechtigkeit Gottes selbst; nehmen wir ihn als solchen durch den Glauben in uns auf, so seien wir gerechtfertigt, wir haben die wesentliche Gerechtigkeit Gottes in uns, und durch sie handeln wir gerecht. Daraus folgte, daß Christus nur nach seiner göttlichen Natur unsre Gerechtigkeit ist, und daß das Werk, das er als Mensch gethan hat, hintangesetzt wird und von seiner Bedeutung verliert. Das Richtige in Osiander's Auffassung war, daß er, einem zu äußerlich gehaltenen Rechtfertigungsbegriff gegenüber, von dem wahren protestantischen Gedanken ausging, der Glaube sei ein den ganzen Menschen umgestaltendes Lebensprinzip; darin aber fehlte er, daß er diesen Gedanken mystisch weiter ausdeutete und die geschichtliche Thatsache der Erlösung, als der Vergangenheit angehörend, in den Hintergrund rückte, während er zugleich in seinen phantastischen Speculationen über die Person Christi so weit ging, daß er, das wahrhaft Menschliche vernachlässigend und in die Fußtapfen des alten Häretikers Eutyches tretend, den Menschen Jesus vergötterte.

Gegen diese Lehre nun hatte Stancaro**), nicht minder einseitig und mit den katholischen Dogmatikern übereinstimmend, behauptet, die Versöhnung komme bloß von dem Strafleiden Christi, das er bloß in seiner menschlichen Natur getragen. Er urtheilte folgendermaßen: der Mittler muß ein Andrer sein als die Beiden zwischen denen er vermitteln soll; sagt man nun, Christus sei Mittler nach seiner göttlichen Natur, so folge daraus, er habe sich entweder mit sich selber vermittelt, was gegen den Begriff eines Mittlers stritte, oder er sei Gott untergeordnet gewesen, was arianische Irrlehre wäre; er kann also nur nach seiner menschlichen aber sündlosen Natur Mittler gewesen sein. Man sieht hieraus, daß Stancaro die Gottheit Christi nicht aufgeben wollte; auch stellte er sich entschieden den Vertheidigern des Antitrinitarismus entgegen; er schloß die göttliche Natur nicht von der Person Christi aus, sondern

*) Osiander an Besold, s. d., bei Hummel, Epistolae historico-ecclesiasticae, Halle, 1780, Th. 2, S. 84.

**) S. Schlüsselburg, Catalogus haereticorum. Frankf., 1599. Lib. 9, de Stancarismo.

nur von der Theilnahme an dem Mittleramt und dem Versöhnungswerk. Trotz seiner Betheuerungen zu Gunsten der Gottheit Christi, mußte daher seine Meinung als unvereinbar scheinen mit der Kirchenlehre von der Gottmenschheit des Erlösers; und so wie Osiander an Eutyches erinnerte, so erneuerte Stancaro die Ansicht des Nestorius, durch welche die Einheit der Person Christi verloren ging. Zwischen Beiden war nun ein heftiger Streit entstanden, in den bald die vorzüglichsten auswärtigen Theologen hineingezogen wurden; es war ein Streit über Grübeleien und Spitzfindigkeiten des trennenden Verstandes, der der Entwicklung des frommen Lebens, die des zusammenfassenden Glaubens bedarf, nur geringen Nutzen brachte. Schon in den ersten Zeiten der Reformation hatte Melanchthon gesagt, die Lehre von den beiden Naturen in Christo gehöre zu den „zänkischen Fragstücken, die, weil keine gründliche rechte Antwort zu finden ist, nur die Herzen irre machen, und nichts bauen noch bessern"*). Es war nöthig, den Standpunkt der beiden Gegner hier etwas genauer zu bezeichnen, da Martyr zu wiederholten Malen aufgefordert wurde, sein Gutachten in dem Conflikt dieser Meinungen abzugeben.

Im Jahre 1553 schrieb Melanchthon zugleich gegen Osiander und gegen Stancaro, ohne weder den einen noch den andern von der Einseitigkeit ihrer Extreme zu überzeugen. Osiander schalt ihn einen Zwinglianer, Stancaro nannte ihn geradezu einen Ketzer. In dem nemlichen Jahre brachte Letzterer seine Lehre, und in ihrem Gefolge den Streit auch nach Polen. Anfänglich wurden hier seine Behauptungen ziemlich allgemein mißbilligt, allein sie brachten doch eine gewisse Aufregung hervor, man war in Verlegenheit wie man sie widerlegen sollte, an Osiander wollte man sich nicht anschließen, ebensowenig schien man schon geneigt, das Problem gewaltsam zu lösen durch Bestreitung der Trinität; indessen waren doch bereits hie und da über diesen letztern Punkt Zweifel geäußert worden, die Hinrichtung Servet's hatte großes Aufsehn erregt, man wußte nicht was man überhaupt von diesem Allem denken sollte. Die erste, am 1. Mai 1555 zu Pinczow versammelte polnische Synode beschloß daher, sich an auswärtige Theologen zu wenden, um bei ihnen Rath zu holen. Der Pfarrer von Pinczow, Alexander Vitrelinus**), wurde beauftragt, an den im Auslande reisenden, längst zur Reformation sich hinneigenden, Beichtvater der polnischen Königin, jetzt aber wegen seiner Verheirathung in Genf, verbannten Francesco Lismanini***) zu schreiben, so-

*) Loci communes, verdeutscht durch Justus Jonas. Wittenb., 1538, 4°; f°. 3.

**) Wurde später ein Antitrinitarier.

***) Lismanini, von der Insel Corfu gebürtig, war Franziskaner-Provinzial in Polen und Beichtvater der Mutter des Königs Sigismund August. Vor mehreren Jahren schon hatte er diesen letztern der Reformation geneigt gemacht; 1553 hatte ihn der König, mit dem geheimen Auftrage ausgesandt,

wohl um ihn zur Rückkehr zu bewegen, als auch um ihm eine Reihe von Fragen mitzutheilen, über die er von schweizerischen und deutschen Theologen Aufschluß begehren sollte. Diese Fragen waren folgende: ob Christus auch nach seiner göttlichen Natur gelitten habe; ob er Mittler sei nach seiner menschlichen oder nach seiner göttlichen Natur; in wie fern er zugleich Sohn Gottes und des Menschen Sohn zu nennen sei; wie es sich endlich mit Osiander's Ansicht von der wesentlichen Gerechtigkeit Christi verhalte.

Lismanini hielt sich damals in der Schweiz auf; in Genf erhielt er ein Gutachten von Calvin, in Lausanne von Beza, in Bern von Musculus, in Zürich von Bullinger. Anfangs Februar 1556 kam er über Basel nach Straßburg, von Simon Sultzer an Marbach empfohlen. Ob dieser Letztere gleichfalls die vorgelegten Fragen beantwortete, wissen wir nicht; allein Sturm, Zanchi*) und Martyr thaten es, auf eine Weise, die mit den Ansichten der schweizer Theologen großentheils übereinstimmte. Martyr sprach sich, wenn auch nicht sehr ausführlich, doch in bestimmten Sätzen in einem vom 14. Februar datirten und an die polnischen Protestanten gerichteten Schreiben aus**). Auf die erste Frage antwortete er, der richtigen Kirchenlehre gemäß, verneinend: „ich könnte zwar zugeben, daß Gott geboren worden, gelitten habe und gestorben sei, weil Christus, so wie er eine untheilbare Person ist, so auch beide Naturen, obgleich unvermischt, in sich vereinigt hatte; derjenige Christus also, der wahrer Gott und Mensch ist, hat gelitten, ist gekreuzigt worden und gestorben. Frägt man aber, welcher Natur dabei das Verdienst zukommt, so muß geantwortet werden, der menschlichen; denn wie könnte die göttliche, nach der heiligen Schrift unveränderliche Natur, ohne in sich eine Veränderung zu erfahren, leiden und sterben? Hätte Gott übrigens in seiner Natur leiden wollen, so hätte er nicht nöthig gehabt eine menschliche anzunehmen; und hätte Christus nach seiner göttlichen Natur gelitten, so wäre die Sünde nicht im Fleische verdammt worden, nach Röm. 8, 3.

---

die protestantischen Gegenden zu besuchen, um ihm über deren Lehre und kirchliche Einrichtungen Bericht zu erstatten. Nach längern Reisen hatte er sich zu Genf durch Calvin bewegen lassen, öffentlich zum Protestantismus überzutreten und sich zu verheirathen. Calvin, der mehrmals an den König von Polen geschrieben hatte, hielt diesen für protestantischer, als er damals schon scheinen wollte. Der Entschluß Lismanini's schien dem König übereilt und seinen Planen hinderlich. Er wurde deßhalb in die Acht erklärt.

*) Regenwolscius (Wengierski), Systema historico-chronologicum ecclesiarum slavonicarum. Utrecht, 1652, 4°; S. 217; — Beza an Bullinger, 1. Jan. 1556; Baum, Leben Beza's; Leipz., 1843. B. 1, S. 450; — Bullinger an Alexander Vitrelinus, Jan. 1556; Fueslin, Epistolae reformatorum Ecclesiae helveticae, S. 359; — Zanchi an die Polen, 18. Febr. 1556. Epistolae, B. 1, S. 13.

**) Loci communes, S. 1109 u. f.

„Was die zweite Frage betrifft, so ist Christus Mittler nach seiner doppelten Natur. Wäre er es nur als Mensch, so sehe ich nicht ein, warum ein gewöhnlicher Mensch es nicht auch hätte leisten können; es ist aber unmöglich, daß ein Mensch wie ein andrer, das Mittleramt hätte übernehmen können. Auch weiß man dann nicht, warum sich in Christo die göttliche Natur mit der menschlichen hätte vereinigen müssen. Der Mittler mußte die Eigenschaften der beiden zu versöhnenden Partheien an sich haben.

„Der dritte Punkt erklärt sich so: Christus ist Sohn Gottes und des Menschen Sohn, Beides von Natur; das eine ist er wegen seiner Gottheit, das andre wegen seiner Menschheit. Dieß heißt nicht Christum zertheilen, denn wir bekennen ihn als wahrhaft Einen; wenn wir ihm aber verschiedene Eigenschaften zuschreiben, so suchen wir die Ursachen, warum sie ihm zukommen; da er nun Sohn Gottes ist, so fragen wir uns woher; aus der menschlichen Natur kann es nicht sein, da diese mit dem göttlichen Wesen (Substanz) nichts gemein hat. Wollen wir nicht Ungereimtes behaupten, so ist vor Allem zu vermeiden, daß beide Naturen vermengt werden; sobald wir dieß thun, ist es nicht schwer, die Ursachen der Eigenschaften Christi zu erkennen.

„Endlich ist die von Osiander gelehrte wesentliche Gerechtigkeit, eine der Schrift fremde Meinung. Aus der Schrift geht nur hervor, daß unsre Gerechtigkeit durch den Glauben kommt, indem diejenige Christi uns imputirt, zugerechnet wird; hätten wir die wesentliche, so würde uns zur vollkommenen gar nichts fehlen. Darüber wäre noch Manches zu sagen; da ich jedoch nicht an Unerfahrene schreibe, so möge das Gesagte genügen."

Da Lismanini, im Namen der Polen, auch Martyr's Meinung über Servet's Hinrichtung wissen wollte, fügte er sie, in kurzen Worten bei: „Ueber Servet habe ich nichts zu sagen, als daß er ein Sohn Satans war, und daß seine verabscheuungswürdige Lehre überall abzuweisen ist; der Magistrat, der ihn bestraft hat, ist nicht zu tadeln, denn es war kein Zeichen der Besserung an ihm wahrzunehmen, und seine Gotteslästerungen waren schlechterdings unerträglich." Man wundere sich nicht über dieses harte Urtheil; haben ja doch nicht nur Beza und Bullinger Calvin's und der Genfer Verfahren gebilligt, selbst der milde, humane, in manchen Stücken so hoch über seiner Zeit stehende Melanchthon hat ein eigenes Bedenken verfaßt, um die Prozedur gegen den spanischen Arzt zu rechtfertigen. Wir wollen die Reformatoren deßhalb nicht vertheidigen; was sie in dieser Sache gethan und geschrieben haben, war ein schwerer Irrthum ihrer Zeit; er läßt sich erklären von ihrem theocratischen Standpunkte aus, er war eine Folge ihrer Begriffe von der Pflicht einer christlichen Obrigkeit; wenn wir heutzutage besser hierüber aufgeklärt sind, so wollen wir deßhalb nicht zu scharfen Tadel über sie aussprechen, noch weniger aber dürfen wir dulden, daß die, mit den Gräueln der Inquisition belastete katholische Kirche der Reformation daraus einen Vorwurf mache. Wir werden Gelegenheit haben, noch einmal hierauf zurückzukommen.

Kehren wir zu Martyr's Schreiben an die Polen zurück. Er begnügte sich darin nicht ihre Fragen und Zweifel zu lösen; er gab ihnen auch seinen Rath über die völlige Durchführung der Reformation und über die Einrichtung ihres Kirchenwesens. Seiner Meinung nach ging man in Polen nicht rasch genug zu Werk; während er in England, wo er von den Schwierigkeiten ein Land von oben her zu reformiren, Zeuge gewesen, das langsame aber doch meist besonnene Wirken der Regierung gebilligt hatte, meinte er nun bei den protestantischen Polen auf entschiedeneres Vorangehn dringen zu müssen; er kannte die Verhältnisse des Landes, die schwankende Gesinnung des Königs, die Macht der Bischöfe nicht genug, um sie aus der Ferne völlig richtig beurtheilen zu können. Er wußte zwar, daß ein großer Theil des Adels sich zur Reformation hinneigte, und daß auf dem Landtage von 1555 ein Nationalconcilium verlangt worden war, um die Religionsstreitigkeiten zu schlichten und die Mißbräuche abzuschaffen; allein die Mittel, die der römische Hof anwandte, um Polen dem Katholicismus zu erhalten, und der Zustand der meist ungebildeten untern Klassen des Volks waren ihm unbekannt. Man begreift daher leicht den dringenden Ton seines Schreibens. Vor Allem ermahnte er die Polen zu offenem Bekenntniß der evangelischen Lehren „von der Gnadenwahl, der Rechtfertigung, den guten Werken, den Sacramenten, der Kirche"; weder Fürsten noch Päpste und Bischöfe, noch Gelehrte sollen ihre Auctoritäten sein, der heiligen Schrift allein sollen sie Glauben schenken, ihr allein gebühre das höchste Ansehn in der Lehre; sie haben die Schrift, warum daher zögern und auf die Bestimmungen eines Concils oder die Entschließungen einer Reichsversammlung warten? die Apostel haben auf nichts der Art gewartet, als es darauf ankam von Christo zu zeugen; an sich seien solche Mittel nicht zu verwerfen, ihretwegen sei aber keine Zeit zu verlieren. „Zögert nicht die Wurzeln des Aberglaubens und des Irrthums zu zerstören; reinigt namentlich die Lehre vom Abendmahl; verachtet dieses nicht, gleich als wäre es nur ein leeres, unfruchtbares Symbol, schreibt ihm aber auch nicht mehr zu, als dessen Einsetzung durch Christum gestattet. Feiert euern Gottesdienst mit der größten Einfachheit, ohne papistische Cärimonien; die Seelen sollen nicht durch äußere Formen verirret, sondern durch das Wort Gottes erleuchtet und durch die Sacramente genährt werden. Auch steht nicht an, so lange der Eifer noch lebendig ist, eine rechte Disciplin einzuführen; denn fängt der Eifer an zu erkalten, so ist man nicht mehr geneigt sich einer Kirchenzucht zu unterwerfen. Ich weiß wohl, daß Manche sich der Aufstellung einer solchen widersetzen, unter dem Vorwande, es sei zu befürchten, daß die Geistlichen sich derselben bedienen, um Willkür und Tyrannei auszuüben, und eine Disciplin sei nicht nöthig da wo christliche Obrigkeiten regieren. Solche ängstliche Menschen bedenken aber nicht, daß da, wo die evangelische Regel der brüderlichen Zurechtweisung gilt, Niemand sich irgend eine Herrschaft anmaßen kann; nicht einem Einzelnen ist ja das Amt der Zucht anzu-

vertrauen, es bedarf der Zustimmung der Gemeinde, wenn einer, der sich nicht bessern will, ausgeschlossen werden soll. Und was die Obrigkeiten betrifft, so sind sie wohl christlich, aber meist noch dem Papste unterthänig, während die, welche sich von Rom getrennt haben, nur nach dem bürgerlichen Gesetze urtheilen können, das viele Sünden übersieht, die es mit seinen Strafen nicht zu erreichen vermag.

„Um rechte christliche Ordnung und Lehre einzuführen, ist es aber nöthig theologische Schulen zu errichten, wo die zum Verständniß der Bibel unentbehrlichen alten Sprachen gelehrt, wo die heiligen Schriften ausgelegt, wo zugleich die spitzfindigen Fragen vermieden werden müssen, die nur zu unfruchtbarem Streite Anlaß geben. Aus den in solchen Schulen gebildeten Jünglingen sind die Pfarrer zu wählen, welche freimüthig lehren, warnen, strafen, trösten sollen, mit den Waffen des Geistes gegen Sünde und Irrthum kämpfend und die Menschen zur Gerechtigkeit in Gott und zu allem guten Werk hinleitend."

Zuletzt empfahl Martyr den protestantischen Polen den Ueberbringer des Briefes, Lismanini, als einen frommen, gelehrten, rechtgläubigen, eifrigen Mann, der ihnen von großem Nutzen sein werde. Lismanini kehrte heimlich nach Polen zurück*). Die von ihm mitgebrachten Bedenken wurden der, im April 1556, zu Pinczow gehaltenen Synode vorgelegt; sie trugen viel zur Befestigung der evangelischen Lehre bei; Calvin, Bullinger, Zanchi, Martyr standen von dieser Zeit an in hohem Ansehn bei den polnischen Protestanten. Des Letztern Lebensgeschichte führt uns in der Folge noch einmal nach Polen zurück.

Siebentes Kapitel.

Martyr's Verhältniß zu Marbach. — Straßburger Fremdengemeinde. — Martyr's Briefwechsel mit Calvin über die Gemeinschaft mit Christo im Abendmahl. — Sein Werk gegen Gardiner.

Obgleich Martyr seine reformirten Ansichten nirgends verleugnete, wie es auch aus seinem Schreiben an die Polen ersichtlich ist, so vermied er es doch in Straßburg selbst, seiner eingegangenen Verpflichtung gemäß, die streitigen Fragen ohne Noth öffentlich zu behandeln. Es herrschte demnach zwischen ihm und Doctor Marbach, und überhaupt zwischen den calvinisch gesinnten Professoren und den lutherischen Predigern, noch ziemlicher Friede. So weit es

*) Auf Verwenden vieler polnischer Magnaten, wurde der Bann aufgehoben, und er durfte wieder im Lande bleiben.

die Umstände zuließen, in einer Stadt, deren Regierung immer mehr zur Annahme des Lutherthums als Staatsreligion hingetrieben wurde, suchte der Rector Johann Sturm in der Schule noch eine gewisse theologische Lehrfreiheit zu erhalten. Dagegen bemühte sich der Präsident des Kirchenconvents, in seinem Bereiche, Alles an reformirte Lehre und Einrichtung erinnernde nach und nach zu entfernen. Sein Eifer war besonders gegen die Gemeinde der französischen Flüchtlinge gerichtet, die früher von Calvin selbst geordnet worden war; es gehörten zu derselben auch einige Italiener, welchen Zanchi zuweilen predigte, und unter denen besonders jener gelehrte Venezianer Giovanni Angelo Odone, der schon 1534 mit Butzer in Briefwechsel gestanden war, erwähnt zu werden verdient. Als Martyr aus England zurückkehrte, sah er mit Bedauern, daß diese Fremdengemeinde nur ungern geduldet war; sowohl die in derselben gepredigte Lehre, als die eingeführte reformirte Kirchenzucht waren Dinge, die Marbach nicht glaubte dulden zu dürfen. Er drang zwar selber sein Leben lang auf Errichtung einer Disciplin, allein er wollte sie in hierarchischerm Sinn als in der reformirten Kirche; das Recht der Censur und der Excommunication sollte, nach ihm, nur in den Händen der Geistlichen sein. Schon kurz vor Martyrs Rückkehr war ein Streit ausgebrochen zwischen Marbach und dem französischen Prediger Johann Garnier; es war im Kirchenconvent angezeigt worden, Letzterer hätte behauptet, Adam habe nicht freiwillig, sondern nothwendig gesündigt, und die äußere Kirche mit ihren Anstalten und Sacramenten sei nicht unerläßlich zum Heil; auch hätte er die Ansicht der Zürcher über das Abendmahl gelehrt. Er hatte darauf eine schriftliche Erklärung eingereicht, und in einer mündlichen Besprechung mit den Predigern das Absolute seiner Thesen zu mildern gesucht. Als bei der im Frühjahr 1554 vorgenommenen Kirchenvisitation die Reihe auch an die Andreaskirche kam, die der französischen Gemeinde überlassen war, hielt Marbach eine lateinische „Vermahnung", welche Garnier französisch wiederholte und der er die Erklärung beifügte, er werde in der Lehre vom Abendmahl nicht über die Art der Gegenwart Christi disputiren, sondern sich einfach an die Augsburgische Confession halten. Marbach, hiemit zufrieden, erkannte selbst „es sei nun Alles wohl und ordentlich abgegangen." Somit schienen auch hier der Friede und die Ruhe gesichert. Allein neben der Abendmahlsdifferenz war auch Streit über die Kirchenzucht gewesen, welche Garnier mit calvinischer Strenge ausüben wollte, und wegen der er mit einigen Mitgliedern und Aeltesten seiner Gemeinde zerfallen war. Diese hatten ihn deshalb bei dem Kirchenconvente verklagt; es erfolgten lange, unerquickliche Verhandlungen; Martyr, Sturm, selbst Calvin verwandten sich bei Marbach für Garnier; die Sache verwickelte sich jedoch so, daß dieser zuletzt vom Magistrat entlassen wurde (März 1555)*).

Martyr befürchtete man möchte diese Gelegenheit benutzen, um die Frem-

*) Garnier wurde in der Folge als Professor zu Marburg angestellt.

dengemeinde aufzulösen; dazu ließ sich indessen der Magistrat diesmal noch nicht verleiten; an Garnier's Stelle wurde Peter Alexandre berufen, dessen Tüchtigkeit Martyr in England erkannt hatte. Alexandre hatte sich kurz vorher in der Grafschaft Mümpelgard aufgehalten, war aber, wegen der in dieser Gegend ausgebrochenen Bewegungen gegen die Augsburgische Confession, genöthigt worden sich zu entfernen. Martyr, bei dem er als einer der Hauptunruhstifter verdächtigt worden war, überzeugte sich von seiner Unschuld, theilte die Apologie, die Alexandre an den Herzog von Würtemberg abzuschicken gedachte, Marbach mit, und empfahl ihn für die französische Gemeinde; Marbach widersetzte sich seiner Anstellung nicht*). Zugleich wurden neue Aelteste eingesetzt, und zwar nicht durch Gemeindewahl, sondern durch den Magistrat, um der Wiederholung der Streitigkeiten zuvorzukommen. Einer derselben sollte Martyr sein; er hätte es gerne abgelehnt, allein auf die Bitten des Predigers und andrer Freunde ließ er sich zur Annahme bewegen, in der Hoffnung er könne dazu beitragen, fernere Uneinigkeit in der Gemeinde und fernern Zwist mit den lutherischen Predigern zu vermeiden**). Auch sein Freund Sleidan wurde zum Aeltesten ernannt; mit Genehmigung des Magistrats übersetzte dieser den Butzerschen Katechismus für die Flüchtlinge in's Französische, obgleich Marbach die Einführung des Lutherschen verlangt hatte.

Abgesehn von seinem Dringen auf die Augsburgische Confession, hatte sich Doctor Marbach in dieser Sache noch mit ziemlicher Mäßigkeit betragen. Martyr achtete ihn wegen seiner Thätigkeit und seines Geschicks im Ordnen und Verwalten; auch fand er ihn mild und vertraulich im Umgang, nur zu steif auf seinen Meinungen beharrend***). Marbach dagegen hatte Martyr in stetem Verdacht er möchte die reine Lehre antasten; während Butzer, weder im Kirchenconvente noch in der Schule etwas vorgenommen hatte ohne seinen Rath, befragte ihn Marbach über nichts, und vermied überhaupt über die Lehre mit ihm zu sprechen†). Doch lebten Beide äußerlich in gutem Vernehmen; als, Anfangs 1555, Marbach, von einer Reise in seine Heimath zurückkehrend, durch Zürich kam, nahm er von allen dortigen Theologen Grüße an Martyr mit, was diesen so sehr freute, daß er es an Calvin schrieb††). Als Garnier, wegen Ungehorsam gegen den Magistrat, gefangen gesetzt wurde, nahmen sich Marbach und Martyr mit gleichem Eifer seiner an; als der französische Jurist

*) Martyr an Alexandre, 18. Juni 1555; — an Calvin, Sept. 1555. Loci comm., S. 1096. 1097. Alexandre wurde gegen Ende 1558 wieder entlassen und durch Wilhelm Olbrac ersetzt; 1562 gerieth dieser in einen heftigen Streit mit Marbach; die Folge war die Schließung der französischen Kirche, die erst 1569 wieder eröffnet, 1577 aber für immer aufgehoben wurde.

**) Martyr an Calvin, 8. Dez. 1555. Ms.

***) An Calvin, 8. März 1555. Loci communes, S. 1094.

†) Sturm an Marbach, 1561. Zanchii epistolae, B. 2, S. 218.

††) 8. März 1555. Loci comm., S. 1094.

Franz Baudouin im Jahr 1555 nach Straßburg kam, verwandten sich Beide nebst dem Rector bei den Scholarchen, daß er als Professor des bürgerlichen Rechts angestellt würde; Martyr erhielt jedoch Briefe von Beza, um die Straßburger vor der Unzuverlässigkeit dieses Mannes zu warnen, so daß man ihn bald wieder ziehen ließ*). Und als, im Hornung 1556, der greise Arzt Günther von Andernach in den Verdacht kam, er gehe mit Wiedertäufern und Schwenkfeldianern um, ließ er Marbach und Martyr zu sich bitten, um sich vor ihnen, als den vorzüglichsten Theologen der Stadt, gegen diese Anklage zu rechtfertigen. Aus diesen Beispielen möge man sehn daß die beiden Männer, die sich gegenseitig ehrten, noch längere Zeit in Frieden neben einander hätten leben und lehren können, wenn nicht der im Auslande sich neu entzündende Streit seine Funken auch nach Straßburg geworfen hätte.

Martyr und Zanchi lehrten noch, unbelästigt, die Prädestination. Letzterer hatte, gleich in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Straßburg bemerkt, daß man diese Lehre vernachlässige und anfange viel vom freien Willen zu reden. Auch Martyr, wie er an Zwingli, den Sohn, nach Zürich schrieb, fand daß man unrichtige Meinungen über die Prädestination in Straßburg verbreitete, indem man sich zu sehr an den das Dogma mildernden Melanchthon anschloß; er hielt es dagegen für höchst nöthig es „rein und einfach" vorzutragen**). Als er, Anfangs 1556, Beza's kurz vorher erschienene tabellarische Uebersicht der Schriftbeweise für die Gnadenwahl***) Marbach mittheilte, bemerkte dieser, Beza hätte besser daran gethan die Lehre an die von der Erbsünde anzuknüpfen, statt den absoluten, vor der Schöpfung Adams gefaßten Rathschluß Gottes an die Spitze zu stellen†). Hierin lag allerdings der Grund eines tiefen Unterschieds; die lutherische Theologie ging nemlich von dem Menschen aus, und stellte dessen Heil als Zweck des göttlichen Willens und Wirkens dar, während die reformirte die Idee der göttlichen Nothwendigkeit voranstellte und dieser den Menschen unterordnete. Doch hielt man, wie es scheint, diesen Unterschied in Straßburg noch nicht für hinreichend, um ihn zum Anlaß eines Streites zu benützen; man entfernte sich im Allgemeinen noch wenig von Butzer's Ansicht, die, wie oben gezeigt worden, mit der reformirten in diesem Punkte zusammenstimmte. Simon Sulzer, von Basel, konnte daher noch mit Zuversicht auf die Theilnahme Marbachs rechnen, als er ihm entrüstet schrieb: „unser Calvin wird wegen der Prädestination von mehrern Schlechtgesinnten angegriffen, deren Anführer (Castalio) früher auch gegen mich

*) Hotmann an Bullinger, 20. Mai 1556. Hottom. epistolae, S. 7.

**) An Beza. S. d. Loci communes, S. 1108. — An Johann Wolf. Bei Hottinger, Historia Ecclesiae Novi Testamenti. Zürich, 1665. B. 8, S. 719.

***) Summa totius christianismi, sive descriptio causarum salutis electorum et exitii reprobatorum, ex sacris literis collecta. Genf, 1555, 12°.

†) Martyr an Beza, 5. April 1556. Ms.

ein Feuer entzündet hat" *). Und als der Prediger Melchior Specker die Absicht ankündigte, Beza's ebengenannte Schrift zu widerlegen, gelang es noch ihn, im Interesse des Friedens und mit Berufung auf Butzer, von seinem Vorhaben abzubringen **).

In Betreff der Abendmahlslehre blieb Martyr seinem Versprechen treu, nichts gegen die Augsburgische Confession zu lehren; übrigens gaben ihm seine Vorlesungen über alttestamentliche Bücher keine Veranlassung, sich darüber auszusprechen. Bereits 1552 und 1553 hatte der Hamburger Prediger Joachim Westphal einige Schriften herausgegeben, in denen die „Sacramentirer", wie man die Reformirten nannte, aufs Heftigste bekämpft waren ***). Zu diesem leidenschaftlichen Angriffe hatte zum Theil die Vorrede Anlaß gegeben, welche der Zürcher Pfarrer Johann Wolf seiner Ausgabe der Oxforder Disputation vorangestellt, und in der er, unvorsichtig und unrichtig, gesagt hatte, Martyr habe hier „Luthers Irrthum aufs Gründlichste" widerlegt; es ist am betreffenden Orte gezeigt worden, mit welcher Achtung sich Martyr über Luther geäußert und mit welcher schonenden Mäßigung er dessen Lehre besprochen hatte. Auf Westphal's Ausfälle antwortete er nicht; er ließ sie unbeachtet, so lange die Straßburger nicht selbst auf den Kampfplatz traten. Gegen Ende des Jahres 1554 gab Calvin gegen Westphal seine Vertheidigung des Uebereinkommens mit den Zürchern (Consensus Tigurinus) heraus †), durch welches die calvinische Ansicht vom Abendmahl als gemeinsame Lehre an die Stelle der zwinglischen getreten war. Martyr übergab diese Schrift seinem Collegen Marbach zur Beurtheilung, überzeugt, wie er sagte, Calvin habe nichts gelehrt, das von „gutgesinnten Männern nicht gebilligt werden könnte"; in dem Professorenconvente wurde darüber gesprochen; Marbach bemerkte bloß daß, wenn auch zugegeben werden müsse, der Leib Christi sei nicht in dem Brode eingeschlossen, man doch die reale Gegenwart nicht aufgeben dürfe, und zwar eine solche, deren auch die Ungläubigen theilhaftig werden. Es kam indessen nicht zu unfreundlichen Reden ††).

Diese Zeit der Ruhe benutzte Martyr, um sich mit Calvin und Beza über eine das Abendmahl betreffende Frage zu unterhalten, und sich mit einem den ganzen Gegenstand umfassenden und für England bestimmten Werke zu beschäftigen.

Die Frage, die er mit Calvin und Beza verhandelte, lag ihm um so mehr

*) 12. März 1555. Fecht, S. 49.

**) Joh. Sturm an Beza, 20. Febr. 1556. Ms.

***) Farrago confusanearum et inter se dissidentium opinionum de coena domini ex Sacramentariorum libris congesta. Magdeb., 1552. — Recta fides de coena Domini. Ebend., 1553.

†) Defensio sanae et orthodoxae doctrinae de sacramentis. 28. Nov. 1554. Calvini Opp., ed. Amsterd., B. 8, S. 648 u. f.

††) An Calvin, 8. März 1555. Loci communes, S. 1094.

am Herzen, da er, in der Lösung derselben, mit den beiden Freunden nicht völlig übereinstimmte; es war die über die Art, wie sich die Gläubigen im Abendmahl mit Christo vereinigen: ein geheimnißvolles Problem, das durch die reformirte Definition des Sacraments nicht unmittelbar aufgehellt war, und auch von diesem Standpunkte aus mehrfache Deutung zuließ. Für den einfachen Glauben mögen die Versuche der Theologen, sich die Sache begreiflich zu machen, von untergeordnetem Interesse sein; es ist aber nicht unwichtig zu erfahren, mit welchem Scharfsinn und zugleich mit welch ehrfurchtsvoller Scheu sie sich darein vertieften; nicht minder merkwürdig ist es zu sehn, wie sie sich zuletzt doch nur mit Vergleichungen und Bildern zu helfen wußten, um rein geistige Vorgänge dem Verstande näher zu bringen; wobei am Ende das Ganze doch nicht viel klarer wird. Das Seltsamste aber ist daß Calvin, während er sich bei Martyr über Melanchthons Weichheit und Unbestimmtheit beklagte*), sich selber bei ihm vertheidigen mußte, gegen den Vorwurf sich manchmal dunkel und zweideutig auszudrücken**). Er und Beza verlangten nun, über die Vereinigung der Gläubigen mit Christo, Martyrs Ansicht zu erfahren; er schrieb sie den 8. März 1555***): „Ueber die Gemeinschaft, die wir mit Christi Körper und mit der Substanz seiner Natur haben, lehren nicht Alle das Nämliche; höre gefälligst was ich davon halte. Es ist von großer Wichtigkeit für den, der Christo angehört, zu wissen wie er mit ihm vereinigt ist. Wir haben nun mehrerlei Gemeinschaft mit ihm; zunächst die allgemeine, insofern er als Mensch in das Menschengeschlecht eingetreten ist; von dieser ist hier nicht die Rede. Eine andre ist die durch den Glauben, bei den Auserwählten, wodurch sie nicht nur Sündenvergebung und Versöhnung mit Gott erlangen und gerechtfertigt werden, sondern auch die belebende Kraft des heiligen Geistes erfahren, die selbst unser körperliches Wesen der Unsterblichkeit fähig und so zu sagen christförmig macht; letzteres geschieht zwar nicht so daß unser Körper die Substanz seiner Natur ablegt, und in den Körper Christi gleichsam verwandelt wird, sondern so daß wir nun durch geistige Gaben und Eigenschaften nicht weniger Gemeinschaft mit Christo bekommen, als wir zuvor äußerlich mit ihm hatten insofern er Mensch war. Wir haben also zwei Arten der Gemeinschaft, die eine, natürliche, in die wir durch die bloße leibliche Geburt als Menschen eintreten, die andre, geistige, durch die Wiedergeburt. Ich glaube indessen, daß es zwischen beiden noch eine mittlere gibt, welche Ursprung und Bedingung wird aller höhern und geistigen Aehnlichkeit, die wir mit Christo haben können; sie besteht darin daß wir, sobald wir glauben, Christi selber theilhaftig und seine Glieder werden. Von Christo, dem Haupte, strömt sein Geist durch alle Gelenke in uns, als seine wahren Glieder (Eph. 4, 16). Diese Gemein-

*) 27. Aug. 1554. Calvini epp., S. 135; — 18. Jan. 1555. Ms.
**) 18. Jan. 1555. Ms.
***) An Calvin. Loci communes, S. 1094.

schaft ist früher, wenn auch vielleicht nicht der Zeit nach, aber wenigstens der Natur nach, als die durch die Wiedergeburt." Um dieß deutlicher zu machen, bediente sich nun Martyr eines aus dem Bildungs- und Belebungsprozesse des menschlichen Körpers genommenen Beispiels, das aber um so weniger hilft, da es selbst auf ganz unvollkommener physiologischer Beobachtung beruht. Weiter suchte er dann die Sache so zu bestimmen: „die erste Gemeinschaft ist die allgemein menschliche, die zweite ist die, welche wir mit Christo haben insofern er Haupt, und wir Glieder der Kirche sind; da man nun Glied der Kirche sein kann, ohne bekehrt zu sein, so muß noch ein dritter, höherer Grad der Gemeinschaft dazukommen, jene geheime, durch welche die Auserwählten ihm eingepflanzt und immer ähnlicher werden. Diese mystische Gemeinschaft wird durch die Entfernung der Orte nicht gehindert; sie ist auf Erden möglich, obschon Christi Körper im Himmel ist, zur Rechten Gottes. Es ist hinreichend daß wir durch gewisse, von ihm kommende geistige Bande und Gelenke mit ihm verbunden sind; diese Bande sind der Glaube, das Wort Gottes und die Sacramente; durch sie verbreitet sich der vom Haupte strömende Geist durch die Kirche und belebt, in richtigem Verhältnisse, die Glieder. Dieß sind die Gemeinschaften mit Christo die ich annehme; andre, um die Wahrheit zu sagen, vermag ich nicht zu begreifen. Ich sage dieß besonders von derjenigen, welche einige Kirchenväter lehren, wenn sie behaupten daß die Substanz des Leibes und Blutes Christi sich mit der unsern vermische. Das Sacrament des Abendmahls ist ein Zeichen der wahren Gemeinschaft mit dem Herrn; mehr noch, es ist ein Band durch das der heilige Geist uns mit ihm verbindet, sobald der Glaube da ist; durch die bloße äußere Theilnahme wird die Verbindung nicht bewirkt. Das ist es wohl auch, was die Kirchenväter mit ihren hyperbolischen Ausdrücken sagen wollen; daß man diese wörtlich genommen und sich die Mühe nicht gegeben hat, die dunkeln Stellen der Väter gehörig zu erklären, daraus ist viel Irrthum entstanden." Ueber die Gemeinschaft, die wir mit Christo im Abendmahl haben, sagte Martyr noch ausdrücklich: „das halte ich für ausgemacht, daß was wir von geistiger Nahrung aus Christi Leib genießen, aus seinem wahren und natürlichen Leibe kommt, der für unser Heil vor Zeiten ans Kreuz geschlagen wurde und nun im Himmel, von Herrlichkeit umgeben, zur Rechten Gottes thront. Weil die Nahrung durch den Glauben empfangen wird, so darf man darum nicht sagen sie komme aus einem scheinbaren oder phantastischen Körper; Niemand wenigstens, der die Wahrheit und Dignität des Glaubens wahren will, wird solches behaupten. Da nun Christi Körper, weder ehmals am Kreuz noch jetzt im Himmel, von seiner Natur entblößt ist, so wird er von uns durch den Glauben empfangen, natürlich, wie er ist."

Aehnlich, doch weniger ausführlich, schrieb Martyr an Beza selbst*).

*) Loci communes, S. 1108.

Den 8. August antwortete Calvin*): „ich darf nicht hoffen, mein Versprechen, dir über unsre geheimnißvolle Gemeinschaft mit Christo zu schreiben, zu deiner vollen Zufriedenheit zu lösen. Da diese Sache aber von großem Gewichte ist, so denke ich wird es gut sein, wenn ich sie mit einigen Worten erläutere. Ich spreche hier nicht von der Gemeinschaft mit Christo, die aus seiner Menschwerdung entspringt; er hat unser Fleisch angenommen, um unser Bruder zu werden. Es handelt sich von derjenigen Gemeinschaft, die von seiner göttlichen Kraft herrührt, in uns neues Leben erweckt und macht daß wir mit ihm in einen Körper zusammenwachsen. Ich sage daß, sobald wir durch den Glauben Christum aufnehmen, wie er sich im Evangelium gibt, wir wirklich seine Glieder werden, und daß alsdann Leben von ihm, als unserm Haupt, in uns fließt. Er kann uns nemlich nicht anders durch sein Opfer mit Gott versöhnen, als weil er der Unsre ist und wir mit ihm eins sind. So verstehe ich die Stelle des Paulus, wo er sagt, daß die Gläubigen zu seiner Gemeinschaft berufen sind, 1 Cor. 1, 9. Der Begriff einer bloßen Gesellschaft oder Freundschaft drückt den Sinn des Apostels nicht aus; dieser scheint mir von jener heiligen Einheit zu reden, durch welche der Sohn Gottes uns in seinen Leib einpflanzt, damit er uns alles das Seine mittheilen könne. Wir schöpfen also das Leben aus dem Genusse seines Fleisches und Blutes, daß man mit Recht dieses unsre Nahrung nennen kann. Wie dies aber vorgehe, das überschreitet um Vieles das Maaß meiner Einsicht. Ich ahne mehr das Geheimniß, als daß ich es zu begreifen suche; nur erkenne ich, daß das Leben vom Himmel auf die Erde durch die Kraft des heiligen Geistes gebracht wird, weil der Leib Christi nicht durch sich selbst das Leben geben würde, und weil dessen Kraft nicht zu uns gelangen könnte ohne die des heiligen Geistes. Also ist es der Geist der macht daß Christus in uns lebt, uns erhält und belebt, uns Alles das thut, was des Hauptes Amt ist. Ich verwerfe mithin alle groben Vorstellungen von einer Vermischung der Substanz, weil mir genug ist zu wissen, daß, während der Leib Christi im Himmel in seiner Herrlichkeit bleibt, Leben von ihm zu uns herabfließt, so wie die Wurzel ihre Säfte allen Zweigen mittheilt. Obgleich nun die Gläubigen gleich am ersten Tage ihrer Berufung zu dieser Gemeinschaft gelangen, so bietet sich ihnen doch Christus täglich zum Genusse dar, insofern sich das christliche Leben in ihnen ausbildet und mehrt. Dieß ist die Gemeinschaft, welche das Abendmahl gewährt."

Obgleich in diesem Schreiben Calvin sich weniger deutlich über seine Ansicht von dem verklärten Leibe Christi und von dem, gleichsam vermittelst einer Ausstrahlung geschehenden Herabwirken desselben ausdrückt, und mehr das seine Einsicht übersteigende, geheimnißvolle der Gemeinschaft mit Christo hervorhebt, so ist doch eine Differenz zwischen ihm und Martyr nicht zu verkennen; denn Martyr nahm an daß der wirkliche, ans Kreuz geschlagene Körper

*) Calvini epistolae, S. 161.

im Himmel sei, und daß der Glaube das Band sei, das uns mit ihm verbinde; Calvin faßte es so auf, daß er an den verklärten Leib dachte, der die Kraft besitze uns, wenn wir glauben, mit sich zu vereinigen. Martyr glaubte es sei möglich, die innern Vorgänge bei der Theilnahme am Abendmahl in völlig klare Worte zu fassen; Calvin dagegen wagte es nicht in die Tiefe der Sache einzudringen, und mußte sich auch gegen die Zürcher vertheidigen, daß er von einem Geheimniß redete*). Spätere Streitigkeiten werden uns Gelegenheit geben zu zeigen, wie Martyr seine Ansicht, der weiter entwickelten lutherischen Lehre gegenüber, auseinandergesetzt hat.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als Martyr mit Calvin über diese Fragen correspondirte, wurde er von den englischen Flüchtlingen mit der Bitte angegangen, ein weitläufiges Werk zu widerlegen, das der Bischof Gardiner gegen die protestantische Abendmahlslehre herausgegeben hatte. Gardiner hatte diese Arbeit unternommen und vollendet, als er, unter der Regierung Eduard VI., im Tower gefangen saß; Freunde hatten ihm das Material, die Auszüge aus den Kirchenvätern, und dergleichen dazu geliefert. Das Werk war, noch während Martyrs Anwesenheit in England, im Jahr 1552 zu Paris erschienen; da es jedoch unter einem falschen Namen ausgegeben wurde**), und überhaupt damals die Umstände dem Katholicismus wenig günstig waren, hatte es weiter kein Aufsehn erregt. Sobald aber Maria auf den Thron gekommen war, hatte es Gardiner, unter seinem wirklichen Namen, in Löwen von Neuem herausgegeben. Er suchte darin die Abendmahlslehre der Reformirten als neu und unerhört darzustellen, und durch zahllose patristische Stellen, das katholische Dogma von der Brodverwandlung als die einzig wahre, uralte Lehre der Kirche zu erweisen; die Reformirten nannte er gottlose Kapernaiten, weil sie, wie einst die Einwohner von Kapernaum, die trotz der Wunder Christi nicht an ihn glauben wollten, das im Sacrament sich täglich erneuernde Wunder läugnen und so den Herrn verschmähen und lästern. Der Erzbischof Cranmer, als er gleichfalls im Tower saß, sein Todesurtheil erwartend, hatte das Buch widerlegen wollen; allein weniger freisinnig behandelt als vordem sein jetzt mächtiger Gegner, hatte man ihm nicht nur die nöthigen Bücher, sondern auch das Schreibmaterial versagt.

Da übernahm nun Martyr die, in theologischer Hinsicht nicht schwierige, aber wegen der von Gardiner aufgehäuften massenhaften Erudition viel Mühe und Forschung erfordernde Arbeit, ihn gründlich zu bekämpfen. Gardiners Charakter war nicht ehrenwerth; schon frühe, während eines Aufenthaltes zu Rom im Jahre 1528, als er mit dem Cardinal Wolsey am päpstlichen Hofe Heinrichs VIII. Ehescheidung betrieb, hatte Martyr die Leichtfertigkeit durch-

*) An die Zürcher, 18. Nov. 1554. Ms.

**) Antonius Constantius, Confutatio cavillationum quibus Eucharistiae sacramentum ab impiis Capernaitis impeti solet. Paris, 1552, 4°. Löwen, 1554.

schaut, von der er in der Folge so viele Beweise gab; so hatte Gardiner unter Anderm, in einer Schrift über die diabolische Sophistik *), sich über das Abendmahl in ganz anderm Sinne ausgedrückt, als in der gegen die gottlosen Kapernaiten. Es wäre daher kaum nöthig gewesen einen solchen Gegner zu widerlegen, wenn er nicht jetzt, als englischer Kanzler, eine Macht in Händen gehabt hätte, die er auf grausame Weise gegen die Protestanten ausübte. Martyr bedauerte nur daß er starb (im October 1555), ehe die Widerlegung seines Werkes vollendet war; denn er sagte, er streite nicht gerne mit Abgeschiedenen **). Die Widerlegung kostete ihm lange Arbeit; mehrmals schreckte ihn Gardiners ungeheure Weitläufigkeit ab; der gegen die Protestanten aufgethürmten Gelehrsamkeit mußte eine ähnliche opponirt werden, denn die Gegner behaupteten, bisher sei einem Kämpfer wie Gardiner Niemand gewachsen gewesen. Um diesen stolzen Schein zu zerstören, genügte eine kurze Darstellung nicht; der Geist der Zeit verlangte, daß alle Mächte der Wissenschaft aufgeboten, daß alle erdenklichen Waffen aus dem Zeughause der Patristik und Dialektik hervorgeholt würden; dicke Bücher sollten durch noch viel dickere widerlegt werden. Martyr war vielleicht der einzige unter den damaligen reformirten Theologen, der in diesem Zeughause heimisch genug und mit der Führung der Waffen vertraut genug war, um ein solches Werk zu unternehmen. Er sah voraus, daß es nicht leicht und nicht schnell beendigt werden könnte. Es fehlte ihm oft an Muße; wegen der häufigen kirchlichen Beschäftigungen Marbachs und des öftern Unwohlseins Zanchi's, lag zu Zeiten die ganze Sorge des theologischen Unterrichts auf ihm allein; bei dieser Arbeitslast fühlte er, daß seine Kräfte nicht mehr so frisch waren wie früher. Zudem wurde bald seine ganze Aufmerksamkeit durch Umstände in Anspruch genommen, die ihn persönlich betrafen und eine neue Wendung seines Schicksals herbeiführten.

Achtes Kapitel.

Wiederausbruch der Abendmahlsstreitigkeiten. — Martyr's Berufung nach Genf. — Italienische Antitrinitarier. — Seine Berufung nach Heidelberg und nach Zürich, und seine Entlassung aus Straßburg.

Mit der steigenden Heftigkeit der Angriffe Joachim Westphals gegen Calvin, war der wiederausgebrochene unglückselige Abendmahlsstreit, in den Jahren 1555 und 1556, immer allgemeiner geworden; Laski und Bullinger

*) Detection of the devils sophistrie robbing the people of the true bylaef in the sacrament of the aulter. London, 1546. Auf diese Schrift hatte Hooper eine Antwort erscheinen lassen, Zürich, 1547.
**) An Calvin, 8. Dez. 1555. Ms.

hatten sich bereits daran betheiligt; auch Martyr fühlte sich ergriffen. Es ist schon mehrmals die Rede gewesen von der hohen Achtung, die er für Luther hatte; er hatte sie zu Oxford ausgesprochen, wo er es doch nicht nöthig gehabt hätte, da man sich hier weit mehr auf die Seite Zwingli's neigte; später, in seiner Schrift gegen Brenz, bezeugte er noch einmal, daß er in Luther die herrlichsten Gaben anerkannte. Ebenso dachten seine gleichgesinnten Freunde zu Straßburg und in der Schweiz. „Im Alterthum, sagte einst Sturm, in einer seiner Vorlesungen, hat kein Künstler den Apelles übertroffen; so wird auch Niemand Luther übertreffen, den erleuchteten Uebersetzer der heiligen Schrift."*) Bullinger, dessen College Martyr bald werden sollte, nannte Luthers Namen nie anders als mit der größten Ehrfurcht, und schrieb an Melanchthon, als er den Tod des großen Reformators erfuhr: „er hat seinen Lauf selig vollendet, und freut sich nun in der Herrlichkeit unsres Gottes, dem er so treu gedient hat; wir aber sind zu beklagen, daß wir eines solchen Mannes beraubt sind, der der Kirche noch so viel hätte nützen können."**) Nicht weniger ehrenvoll drückte sich Calvin „über diesen hohen Apostel Christi aus, durch dessen Arbeit hauptsächlich die Reinheit des Evangeliums hergestellt worden ist."***)

Solches waren aber nicht die Gesinnungen der Schüler Luthers; durch leidenschaftliche Hitze ersetzten sie, was ihnen an Kraft des Geistes und an Tiefe des Gemüths gebrach; sie ahmten den Meister nach, nicht in dem Herrlichen das er durch Gottes Geist gewirkt, sondern in dem strengen Festhalten an den Formeln, die er aufgestellt hatte und deren tieferes Interesse sie gar nicht begriffen; am eifrigsten aber waren sie in der Nachahmung seiner Heftigkeit gegen die Reformirten; je roher sie diese bekämpften, für desto reinere Lutheraner hielten sie sich. Bullinger konnte mit Recht sagen: „es ist gewiß daß wir ihnen verhaßter sind als die Papisten"†); und sicher hatte auch Calvin Recht wenn er schrieb: „möchte doch Luther nicht gestorben sein! wenn auch in der Abendmahlssache sein Eifer oft das Maaß überstieg, so war er doch weit entfernt von der thörichten Leidenschaft dieser Männer"††). Diese unduldsame, dem wahren reformatorischen Geiste widersprechende Lieblosigkeit schmerzte bitter die Männer die sie traf. Mit Wehmuth klagte Martyr, in einem Briefe an Calvin vom 23. September 1555†††), daß die nie ruhenden Sachsen, — so nannte man überhaupt die deutschen Lutheraner —, die Reformirten unauf-

*) De exercitationibus rhetoricis. Straßb., 1565.

**) 1. April 1546. Bei Fueslin, Epistolae Ecclesiae helvet. reformatorum. S. 238.

***) S. mehrere Stellen bei Henri, Leben Calvin's, Hamburg, 1835, B. 2, S. 355.

†) An Ambr. Blaarer, 21. Juli 1555. Ms.

††) An Martin Sidemann zu Erfurt, 14. März 1555. Calvini, Bezae etc. literae ineditae, ed. Bretschneider. Leipz., 1835, S. 43.

†††) Loci communes, S. 1097.

hörlich „als Ketzer, falsche Propheten, Wölfe, Schwärmer, Sacramentverderber" verschreien. Diese Namen waren nicht von seiner Erfindung; sie finden sich sämmtlich in den Streitschriften Westphals und seiner Genossen. Als nun gar der Bremer Prediger Johann Timann, in einer von den meisten seiner Collegen unterschriebenen Schrift, nicht nur die Reformatoren als unter sich uneins und den Kirchenvätern und den deutschen Reformatoren widerstreitend darstellte, sondern auch zum ersten Mal die Ubiquität oder Allgegenwart des Leibes Christi als wesentliche Kirchenlehre behauptete*), da meinte zwar Martyr anfänglich, erstaunt über eine solche sinnliche Auffassung des Abendmahls, solche Leute verdienten eher Mitleid als Widerlegung**); bald aber fühlte er, daß die Vertheidigung der reformirten Ansicht immer nöthiger wurde. Er gab die Hoffnung auf, welche sein Freund Johann Sturm und selbst Beza und Andre noch hegten, durch eine friedliche Besprechung mit den Gegnern eine Aussöhnung herbeizuführen. Als Calvin, im Januar 1556, seine zweite Vertheidigung gegen Westphal herausgab***), lobte er das Buch und schrieb an den Verfasser†): „Manche möchten, um des Friedens willen, diesen Streit unterdrücken; da er aber, ohne unsre Schuld, wieder ausgebrochen ist, dürfen wir die Wahrheit nicht unvertheidigt lassen; so lange diese, in Bezug auf die Abendmahlslehre, nicht klar festgestellt ist, fehlt in der Kirche ein Haupttheil der Lehre und es ist kein Friede zu hoffen." Ebenso drückte er sich in einem Briefe an Ludwig Lavater aus. Die von Bullinger gegen Westphal gerichtete Apologie der Zürcher††), empfahl Martyr als eben so gründlich als mäßig gehalten; auch hoffte er daß Ochino, „der in solchen Streiten erfahrene Greis", sich an der Vertheidigung der so fanatisch angegriffenen Reformirten betheiligen würde; er wußte noch nicht, daß Ochino bereits diesem Wunsche zuvorgekommen war†††).

Es konnte nicht fehlen daß Westphals Geist auch in Straßburg eindrang. In der Schule wurde zwar die Discussion noch vermieden; allein jüngere, meist aus Schwaben berufene Prediger, die in dogmatischer Befangenheit fest überzeugt waren, die Augsburgische Confession habe ein für alle Mal das

*) Farrago sententiarum consentanearum in vera et catholica doctrina de coena Domini . . . contra sacramentariorum inter se dissidentes opiniones. Frankf., 1555.

**) An Calvin, 23. Sept. 1555. Loci communes, S. 1097.

***) Secunda defensio piae et orthodoxae de sacramentis fidei contra J. Westphali calumnias. Opp., ed. Amsterd., B. 8, S. 659.

†) 16. Febr. 1556. Loci communes, S. 1114.

††) Apologetica defensio, qua ostenditur, Tigurinae Ecclesiae Ministros nullum sequi dogma haereticum in coena Domini. Zürich, Februar 1556.

†††) An Bullinger, 17. Febr. und 5. April 1556. Ms. — Ochino, Defensio sincerae et verae doctrinae de coena Domini, contra libros tres Joach. Westphali. Zürich, Januar 1556.

theologische Forschen abgeschlossen, brachten die Streitfrage auf alle Kanzeln der Stadt; mit der, der Unerfahrenheit eigenen rücksichtslosen Hitze begannen sie die reformirte Lehre anzugreifen und die Zuhörer gegen die Bekenner derselben aufzuhetzen: eine für die Gemeinde höchst unerbauliche Polemik. Da es jedoch in deutscher Sprache geschah, ließ sich Martyr noch nicht davon anfechten. Endlich aber trat, in einer Schulübung, ein Student mit einer sogenannten Declamation auf, die nichts andres war als ein heftiger Ausfall gegen die Sacramentirer. Der Rector Sturm, die Professoren Martyr und Zanchi hörten mit Staunen und Betrübniß dieß unerwartete Redestück; „wir erkannten darin eine Kriegserklärung, einen Aufruf zu den Waffen gegen uns"*). Durch das Ansehn der Schulherren wurde dem Ausbruch des Streites noch vorgebeugt; sämmtliche theologische Professoren mußten noch ihrer Verpflichtung treu bleiben, weder in den Vorlesungen noch in sonstigen Schulakten die gefährliche Frage zu berühren. Dieß konnte indessen das Ueberhandnehmen des ausschließlichen Lutherthums in Straßburg nicht verhindern. Martyr ward es dabei immer unbehaglicher; gebunden durch das Versprechen, das er gegeben hatte, fühlte er sich nicht mehr frei; sein Gewissen gebot ihm, wie er sagte, entweder nicht länger zu schweigen oder einen andern Aufenthaltsort zu suchen. Dazu kamen beunruhigende Nachrichten aus dem Ausland; er erfuhr daß die Verpflichtung, die er bei seiner Anstellung übernommen hatte, bald als Feigheit, bald als ein Hinneigen zur lutherischen Ansicht ausgelegt wurde. So meldete ihm ein Prediger aus dem Veltlin, es sei dort, als von Zürich gekommen, das Gerücht verbreitet worden, er habe über das Abendmahl seine Meinung geändert. Marthr war so ergriffen durch diese Nachricht, daß er dringend an Bullinger und Johann Wolf schrieb, um dagegen zu protestiren und sie zu bitten, bei den veltlinischen italienischen Gemeinden seine Aufrichtigkeit zu vertheidigen**). Wolf betheuerte ihm zwar, in Zürich zweifle Niemand an ihm, man kenne und ehre ihn hinlänglich, um ihn gegen jeden Verdacht in Schutz zu nehmen***). Nichtsdestoweniger befestigte ihn der Gedanke, durch längeres Verweilen den Schein der Zweideutigkeit nur zu vermehren, in dem Entschluß, die drückend gewordene Straßburger Luft gegen eine freiere zu vertauschen; er mußte fort, denn wie sehr auch auf den Kanzeln gegen die Reformirten gepredigt wurde, so wollte er doch vermeiden sein Wort zu brechen, so lange der Streit nicht von Neuem in der Schule angeregt wurde, und davor wußten sich von nun an die Gegner wohl zu hüten.

Gerade in dieser Bedrängniß, und selbst schon vorher, geschah es, daß ihm von mehrern Seiten Wirkungskreise angeboten wurden, wo er ungestört

*) Oratio quam Tiguri habuit. Loci communes, S. 1064.

**) Martyr an Bullinger, 31. Dez. 1555; — an Joh. Wolf, 18. Febr. 1556. Ms.

***) 10. Febr. 1556. Ms.

lehren und des so lang von ihm gesuchten Friedens genießen könnte. Schon im Januar 1555 schrieb ihm Calvin im Namen der italienischen Gemeinde, die sich, seit der Verfolgung von 1542, in Genf gesammelt und von Jahr zu Jahr vermehrt hatte*). Anfänglich hatte Ochino eine Zeit lang in ihr gewirkt; im Jahr 1551 hatte der Marchese Galeazzo Caraccioli den Edelmann Lattanzio Rangoni, von Siena, zur Annahme der Predigerstelle bewogen, und der Genfer Rath hatte den Flüchtlingen die Magdalenenkirche überlassen; diese waren bereits in so großer Zahl, daß ein Prediger kaum mehr genügen konnte. Auch wurde, das Jahr darauf, der Graf Celso Martinengo neben Rangoni angestellt. Als die Menge der Flüchtlinge immer größer wurde und besonders die Lucenser Familien herüberkamen, wurde noch ein dritter Prediger nöthig. Sie wünschten nun ihren, durch seine Schicksale und seine Gelehrsamkeit berühmten Landsmann Martyr zu erhalten, der Manchen von ihnen in Italien zuerst das Evangelium gepredigt hatte. Auf Martinengo's Begehren bat ihn Calvin, er möchte diesem Rufe folgen**); zwar könnte der Magistrat ihm nur wenig bieten, aber die Gemeinde würde für seinen Unterhalt sorgen; er vereinigte seine persönliche Bitte mit der der Flüchtlinge die, wie er sagte, „eine wahrhaft auserwählte Heerde sind, man sehe in ihr die Blüthe Italiens." Den 8. März 1555 antwortete Martyr***): „gerne würde ich mich endlich einmal dem Dienste meiner Italiener widmen, denn so wie Paulus zuerst den Juden das Heil gepredigt hat, so wünschte ich nichts sehnlicher als es meinen Landsleuten zu verkündigen; der Rath will mich aber nicht entlassen; ich bin den Straßburgern zu viel Dank schuldig, um nicht noch zu bleiben; auch die französische Gemeinde bittet mich nicht wegzugehn." Damals hatte der Auftritt in der Straßburger Schule noch nicht stattgefunden, der in Martyr den Wunsch rege machte die Stadt zu verlassen. Oft schweiften aber seine Gedanken nach Genf hinüber, zu der italienischen Gemeinde und zu seinem ehemaligen Schüler Martinengo, den er „wie seine eigene Seele" liebte. In allen Briefen an Calvin empfahl er diesem die theuern Landsleute; „ich freue mich außerordentlich, schrieb er ihm den 8. Dezember 1555, über die Zunahme und die Frömmigkeit dieser schönen Gemeinde; Gott, der das gute Werk angefangen hat, wird es auch zu Ende führen; ich zweifle nicht daran, denn ich kenne die meisten ihrer Glieder; selbst als sie noch in Babylon waren, haben sie es mit dem Evangelium ernstlich gemeint, daher bin ich überzeugt, daß sie jetzt, wo sie die Freiheit haben es öffentlich zu bekennen, ihrer Berufung treu bleiben werden"†). Bald freilich erhielt er auch betrübende Nachrichten; denn zu dieser Zeit offenbarte sich unter den italienischen Flüchtlingen eine Richtung, die den Reformatoren als höchst gefährlich er-

*) Der Rath überließ ihr, 1542, die Kapelle des Cardinals von Ostia.
**) 18. Jan. 1555. Ms.
***) Loci communes, S. 1004.
†) Ms. — Auch 23. Sept. 1555. Loci communes, S. 1097.

scheinen mußte. Der Humanismus, der in Italien so viele und selbst so hoch gestellte Katholiken zum Unglauben geführt hatte, war auch nicht ohne Einfluß auf manche von denen geblieben, die sich dem Protestantismus zugewandt hatten. Einzelne gelehrte Männer, die sich mehr aus Streben nach Aufklärung als aus innerm religiösem Bedürfniß von der römischen Kirche losgesagt hatten, begannen zuerst die Lehre von der Prädestination, und dann auch die von der Dreieinigkeit zu bestreiten, da diese tiefern Dogmen von dem Verstande nicht erfaßt werden konnten. In den ersten Zeiten der reformatorischen Bewegung in Italien, war diese Richtung noch nicht hervorgetreten, obgleich schon 1539 die Schrift Servet's gegen die Trinität, zu Venedig und anderswo gelesen wurde; erst unter den Flüchtlingen in der Schweiz zeigten sich, mehr oder weniger offen, diese „skeptischen Akademiker", diese zweifelnden Philosophen, wie Calvin sie nannte. Einer der ersten war der paduanische Rechtsgelehrte Matteo Gribaldo; gegen Ende 1555 aus Genf verwiesen, wegen einiger Aeußerungen über die Trinität, aber auf Vergerio's Betreiben an die Universität Tübingen berufen, schickte er an Zanchi ein Glaubensbekenntniß und bat ihn, es auch Martyr mitzutheilen. Beide fanden es befriedigend, hatten aber Gribaldo im Verdacht manches verschwiegen zu haben *). Als Beza es erfuhr, sandte er an Martyr und Bullinger, ein ganz anders lautendes, zu Genf übergebenes Bekenntniß; Martyr erschrack als er es las, und glaubte bei Beza betheuern zu müssen, daß er weiter gar keine Verbindung mit dem Manne gehabt habe, man solle nicht glauben, daß er je solche Lehren billigen werde **). Beza hatte an Martyr auch Briefe für Vergerio gesandt, mit dem Auftrage, sie abzuschicken und seinen eigenen Einfluß bei dem Herzog von Würtemberg anzuwenden, auf daß Gribaldo wieder entfernt würde. Martyr sandte zwar die Briefe ab, schrieb aber an Beza, er vermöge nichts bei Herzog Christoph, da dieser ihn einen Sacramentirer nenne. Es dauerte indessen nicht lange, so verließ Gribaldo Tübingen wieder.

Bei dieser Lage der Genfer italienischen Gemeinde, wo die antitrinitarischen Aeußerungen sich täglich mehrten, ist es nicht unwahrscheinlich, daß Martyr den Ruf Calvin's, wenn er etwas später gekommen wäre, angenommen hätte, um durch sein Ansehn und seine Gelehrsamkeit seine Landsleute vor fernern Verirrungen zu bewahren.

Als aber zu Straßburg, nach Martyr's Ausdruck, das Kriegsgeschrei gegen die Reformirten erhoben wurde, da kamen, dießmal zu günstiger Zeit, zwei Berufungen, deren jede ein Zeugniß von der Achtung war, in der er im Auslande stand. Der Churfürst Otto Heinrich der, Ende Februar 1556, die Regierung der Pfalz angetreten und, mehrere Jahre früher, Martyr den

*) Zanchi an Beza, 6. Juli 1556. Zanchii epistolae, B. 2, S. 243.

**) Martyr an Beza, 5. April 1556. Ms. — Beza an Zanchi, 1. Sept. 1556. Zanchii epistolae, B. 2, S. 252.

Auftrag gegeben hatte, in England alte und seltene Bücher für ihn anzukaufen*), bot ihm nun eine theologische Lehrstelle an der Universität Heidelberg an; fast gleichzeitig erhielt er einen Ruf nach Zürich. Den 6. April war hier der greise Conrad Pellican, nachdem er während dreißig Jahren das Hebräische gelehrt hatte, gestorben; einstimmig wählten die Theologen Martyr, um ihn zu ersetzen; nachdem der Magistrat die Wahl gebilligt, meldete sie Bullinger freudig dem langjährigen Freunde. Als jedoch kurz darauf Bullinger durch Vergerio die Nachricht von Martyr's Berufung nach Heidelberg erfuhr, schrieb er ihm, in der Angst, er möchte für Zürich verloren sein, folgenden Brief**): „Kaum zu zählen sind die Gründe, die dich bestimmen sollen zu uns zu kommen. Fürs erste, die wahrhaft von Gott eingegebene, völlig gesetzliche und einhellige Wahl. Dann wirst du befreit von dem Widerwillen und der Streitsucht deiner Collegen, und kommst in Gemeinschaft mit Männern, die dich lieben und allen Zänkereien abhold sind. Du findest hier deinen alten Freund und Bruder, Bernardino Ochino; du findest eine italienische Gemeinde, wie es wohl in ganz Deutschland keine gibt. Du bist in der Nähe Italiens; hast du mit deinen Landsleuten dort etwas zu verkehren, so kann es von hier aus leichter geschehn, als von irgend anderswo. Du bekommst einen anständigen, schönen Gehalt. Große Anstrengungen wird man dir nicht zumuthen, sondern Rücksicht nehmen auf dein vorgerücktes Alter. Solltest du, durch Krankheit oder Abnahme der Kräfte, zur Ausübung deines Berufs unfähig werden, so bleibt dir dennoch dein voller Gehalt bis zu deinem Lebensende. Auch schon anderswo hast du vernommen, daß in der Humanität die Zürcher unter den Eidgenossen nicht die letzte Stelle behaupten. Die Nachricht von deiner Berufung nach Heidelberg hat uns zwar nicht wenig erschreckt: allein bei näherer Ueberlegung fasse ich wieder Hoffnung, du werdest dennoch lieber zu uns kommen. In England hast du erfahren, was es heißt, einem Fürsten dienen; und doch war König Eduard ein junger Mann, der Churfürst dagegen ist ein alter Herr der, so zu sagen, schon den einen Fuß im Grabe hat. Du weißt wie viele Veränderungen der Tod eines Fürsten nach sich zieht; und wie mühevoll der Dienst an einer Universität ist, hast du sattsam erfahren. Es ist dir ferner nicht unbekannt, daß die Reichsfürsten gar sehr von den Winken des Kaisers abhängen, und daß auf dieses letztern Befehl bald dieses bald jenes geändert wird in den deutschen Kirchen. Bei uns hingegen lebst du unter einem freien Volke, das nichts zu schaffen hat mit dem Kaiser und den unzuverlässigen Reichstagen." Bullinger fügte bei, daß, wenn der Churfürst durchaus Martyr's Dienste verlange, zur Feststellung der Reformation in der Pfalz, er für ein halbes Jahr nach Heidelberg gehn könnte,

*) Den 22. November 1551 schrieb ihm Martyr, es finde sich wenig Seltenes mehr, die Bibliotheken der bereits früher aufgehobenen Klöster seien theils von dem Könige theils von Großen aufgekauft worden. Ms.

**) 1. Mai 1556. Ms.

die Zürcher würden ihm gerne die Stelle so lang offen halten. Zu diesen Gründen fügte Wolf noch den, daß Martyr in Zürich die Freiheit haben werde, die man ihm in Straßburg nicht mehr gestatten könne; da der unglückselige Streit übers Abendmahl wieder angeregt worden, so dürfe er nicht in einer Stadt bleiben, wo man aus Rücksicht bald auf den Kaiser, bald auf einige Bundesgenossen, ihm Schweigen gebiete, während er in dem unabhängigen Zürich ungehindert lehren könne, was er schon in England zu seinem großen Lobe öffentlich bekannt hatte*).

Diese Briefe machten auf Martyr tiefen Eindruck; man setze sich in die Lage des alten, so vielfach hin und hergeworfenen Mannes, und man wird begreifen, wie einladend das schöne, von Bullinger entworfene Bild für ihn werden mußte; die politische Freiheit und Sicherheit, die kirchliche Ordnung die ihn in Zürich erwarteten, hätte er damals noch nicht in der Pfalz gefunden, und die ruhige Einigkeit der Lehre, so wenig in Heidelberg als in Straßburg. Dazu kam das längst genährte Sehnen, welches die Jahre nicht gemindert hatten, wieder mit Leuten aus seinem Vaterlande zusammen zu sein, und am Ende seines Lebens noch einmal für das Volk zu wirken, unter dem er zuerst das Evangelium gepredigt hatte. Endlich versprach man ihm, in einfacher aber um so treuerer Weise, Sorge zu haben für sein Alter, so daß es schien als berufe man ihn eher als Ehrengast, denn als Mitarbeiter in einem schwierigen Amt. Er entschloß sich daher für Zürich; seine Straßburger Freunde, so sehr sie es bedauerten von ihm getrennt zu werden, bestärkten ihn in diesem Entschluß; Zanchi rieth ihm zu, der Italiener wegen**); Johann Sturm, weil er immer heftigern Streit in Straßburg voraussah; der Jurist Franz Hotmann, (der bei ihm wohnte und dessen Gevatter er war,) weil er hoffte er werde in Zürich Ruhe haben um, durch Herausgabe seiner Werke, der allgemeinen Kirche zu nützen***). Die Schule indessen und der Magistrat wollten ihn nicht ziehen lassen; er aber dankte Gott für den unerwarteten Ruf, der ihm Einigkeit, Friede und Freiheit versprach†). Er erklärte daher den Scholarchen, er sei geneigt ihn anzunehmen, weil er vor allen Dingen Eintracht in der Lehre wünsche; er fühle sich zwar durch ein starkes Band der Dankbarkeit an Straßburg gebunden, da er sich aber mit den Predigern über das Abendmahl nicht verständigen könne, so möge man es ihm nicht übel nehmen, wenn er verlange die Stadt zu verlassen; er beklage sehr, daß die reformirte Lehre auf den Kanzeln so heftig angegriffen werde, da man doch in der Schule nicht darüber disputiren dürfe; würde man ihm Freiheit

*) 18. Mai 1556. Ms.

**) Zanchi an Musculus, 3. Juli 1556. Zanchii epistolae, B. 2, S. 129.

***) Hotmann an Bullinger, 8. Mai 1556. Hottomannorum epistolae, Amsterd., 1700, 4°. S. 5.

†) An Utenhoven, 7. Juni 1556. Gerdesius, Scrinium, B. 4, S. 670. — An Bullinger, 7. und 22. Mai. Loci communes, S. 1115. 1116.

gestatten sie öffentlich zu vertheidigen, was bei dem Recht, das sich die Prediger nehmen, nur billig wäre und ihn vor dem Vorwurfe bewahrte, er wage es nicht seine Meinung zu behaupten oder er habe sie geändert, so möchte er wohl gerne in Straßburg bleiben. Die Schulherren brachten die Angelegenheit vor den Magistrat; den 7. Mai ließ dieser Martyr melden, man sehe, daß er nicht zu verachtende Ursachen habe, um seine Entlassung zu wünschen; in einer so wichtigen Sache dürfe nicht unüberlegt gehandelt werden, er werde daher nichts dagegen haben, wenn man noch einen Monat warte ehe man ihm bestimmte Antwort gebe; man hoffe ihm dann solche Bedingungen anbieten zu können, daß er mit gutem Gewissen bleiben könne; wo nicht, so werde man ihn, obwohl ungern, ziehen lassen. Martyr hatte zwar wenig Vertrauen in das Gelingen einer Unterhandlung, die zu den vom Magistrate gehofften Bedingungen führen sollte; allein, von seinen Freunden gedrängt, ging er darauf ein, noch einen Monat zuzusehn. Er meldete es den nemlichen Tag dem Zürcher Magistrat und bat ihn, indem er für die Berufung dankte, ihm die verlangte Frist zu gestatten. Die französische Gemeinde, die meisten Professoren der Schule, mehrere Rathsglieder, die noch dem alten Straßburger Bekenntniß zugethan waren, wandten Alles auf um ihn zu halten. Die Prediger ihrerseits wirkten mächtig dagegen, obschon Marbach selbst sich nicht dabei betheiligt zu haben scheint. Der Magistrat begehrte endlich Martyr's schriftliches Bekenntniß; er wollte selbst sehn, in wie fern der Professor und die Prediger nicht mit einander einig waren. Martyr übergab es alsobald, und zwar, wie er sagte, „so klar, daß man von Stein sein müßte um es nicht zu verstehn“*); er zweifelte jedoch keinen Augenblick daran, daß es seine Gegner nicht befriedigen würde. Gleich von vorn herein mußte er diesen mißfallen, denn er stellte den Satz an die Spitze, nur die Gottheit Christi sei allgegenwärtig; nach seiner Menschheit sei Christus nicht überall, sein Körper könne nicht gedacht werden, anders als an e i n e m bestimmten Ort. „Das Abendmahl, fährt er fort, ist darum eingesetzt, um vermittelst der es begleitenden Worte, welche die wahre Gemeinschaft der Glaubigen mit Christo verheißen, und vermittelst der Zeichen des Brods und des Weins, welche während der Handlung, in Bezug auf die Glaubigen die Organe der Wirksamkeit des heiligen Geistes sind, in uns den Glauben anzuregen, durch den wir, wahrhaft und nicht bloß scheinbar, im Geiste Leib und Blut Christi empfangen, so wie sie in den Tod gegeben worden sind zur Vergebung unsrer Sünden. Weder in den Zeichen noch in den Communicanten nehme ich eine wirkliche (reale) oder substanzielle oder körperliche Gegenwart Christi an; es ist eine geistige Gemeinschaft, ein geistiges Genießen; die Unglaubigen empfangen daher nur das äußere Zeichen ... Der ganze Streit kommt daher, daß Viele meinen Christi Leib werde nicht empfangen, wenn er nicht als wirklich

*) **Loci communes**, S. 1068.

und körperlich gegenwärtig gedacht wird. Nach meinem Urtheil, legen diese nicht Gewicht genug auf die Kraft des Glaubens; sie bedenken nicht, daß durch den Glauben uns gegenwärtig wird, was in der Realität weit von uns entfernt ist. Zur Gemeinschaft mit Christi Leib und Blut ist kein physischer, leiblicher Contact nöthig, sondern nichts als Glauben und Geist. So viel ich sehe, ist in der Augsburgischen Confession nichts, das sich mit dieser Lehre nicht vereinigen ließe. Da wir aber nichtsdestoweniger weder in den Worten noch in dem Sinne übereinstimmen, so wollte ich klar auseinandersetzen, was ich, nach Gottes Wort, für wahr halte, damit man sich nie beklagen könne ich habe mich zweideutiger Formeln bedient. Mein Gewissen gestattet mir nicht, weder in den Vorlesungen noch in meinen Schriften, länger hierüber zu schweigen. Ich bitte daher, daß es mir gestattet werde, über die Gegenwart Christi im Abendmahl, zu lehren und zu schreiben nach meinem Urtheil, je nachdem es die Gelegenheit erfordert. Kann man mir dieß nicht zugeben, so bitte ich freundlich entlassen zu werden."

Nach diesem Bekenntnisse konnte der, von den Predigern gedrängte Magistrat ihn nicht länger halten; es war in zu offenem Widerspruche mit den Ansichten, die in Straßburg herrschend geworden waren und die sich immer mehr zur Uebertreibung der lutherischen Lehre gestalteten. Martyr bezeugte zwar, der Magistrat habe nichts unversucht gelassen um seinen Weggang zu verhindern; allein in Rücksicht auf die Pflicht der Erhaltung des öffentlichen Friedens, mußte dieser ihm zuletzt die gewünschte Entlassung bewilligen. Er erhielt sie den 23. Juni, in den ehrenvollsten Ausdrücken, und mit der Erklärung, daß man nur mit dem größten Bedauern einen solchen Mann verliere*). Obgleich er keines Zeugnisses bedurfte, um ihn bei den Zürchern einzuführen, so schrieb ihm doch der Rector eines, das verdient aufbewahrt zu werden, weil jedes Wort darin eine Wahrheit ist: „Doctor Peter Martyr, der Theologe, hat sowohl bevor er nach England berufen wurde, als seit seiner Rückkehr, mehrere Jahre unter uns gelebt; er hat sich erwiesen als einen Mann von seltener Tugend und Frömmigkeit, von herrlichen Gaben und außerordentlicher Gelehrsamkeit; er war von uns Allen geliebt und geehrt, nicht nur wegen der genannten Eigenschaften, sondern auch wegen der Freundlichkeit und Friedensliebe, die er stets gegen uns bewiesen hat; weßhalb wir ihn auch nur mit tiefem Schmerze scheiden sehn. Dieß Zeugniß geben wir ihm gerne und aus freiem Antrieb, als dem liebenswürdigsten, gelehrtesten, besten Manne." Mit Johann Sturm unterschrieben Peter Dasypodius, als Dekan des Thomas-Kapitels, und sämmtliche Doctoren und Professoren der Schule, also auch Marbach selbst.

Als Martyr in der Schule seine Abschiedsrede hielt, blieb keiner der

*) Martyr an Bullinger, 29. Juni 1556; — an Lavater, 30. Juni. Loci communes, S. 1117.

zahlreichen Zuhörer ungerührt. „Es scheint mir noch, schrieb einige Jahre später der Marburger Professor Wigand Orth an Zanchi, als sehe ich die Thränen, welche die Professoren und die Studenten bei seinen Worten vergossen. Viele hielten es für eine schlimme Vorbedeutung für diese Schule, daß ein solches Licht nicht mehr in ihr leuchten sollte. Und wahrlich, um Alles zu sagen was ich fühle, ich hielt immer dafür, diejenigen haben nicht gut gehandelt und den Untergang der Gelehrsamkeit und des theologischen Studiums gewünscht, welche Schuld daran waren, daß ein solcher Mann, ein Theologe, wie Deutschland gegenwärtig keinen besitzt, Straßburg verlassen mußte"*). Sleidan schrieb in seine Geschichte: „er ging fort, begleitet von dem Schmerze Aller derer, welche ihn wegen seines unvergleichlichen Wissens, seines richtigen Urtheils, seiner Humanität und Bescheidenheit, und wegen so vieler andrer Tugenden, innig geliebt hatten." Diese Worte gehörten zu den letzten, die aus der Feder des edlen Mannes kamen**); er starb den 31. October desselben Jahrs. Selbst die lutherischen Prediger versagten Martyr ihre Achtung nicht; seine Friedensliebe könnte keiner verkennen, und das treue Halten seines Versprechens keinen Streit zu veranlassen, dem er zuletzt seine Stellung zum Opfer brachte, nöthigte die Meisten nur mit Ehrfurcht seiner zu gedenken. Sulzer schrieb zwar an Marbach: „Martyr war einer schweren Versuchung unterlegen; nachdem er zum zweiten Mal als Vertriebener von euch aufgenommen und in ein schönes Amt eingesetzt worden war, hatte er sich nicht eher beklagt durch ein allzustrenges Gesetz gegen sein Gewissen gebunden zu sein, als bis ihm in Zürich eine Anstellung angeboten wurde"***). Es ist dies ein hartes und gewiß nicht billiges Urtheil; das ganze Leben Martyr's läßt den Eindruck zurück, daß er keines unedlen Gedankens fähig war; aus der Darstellung seines Benehmens während seines zweiten Aufenthaltes zu Straßburg, gehn zur Genüge die Beweggründe hervor, die ihn leiteten und ihn nach und nach zur Ueberzeugung brachten, daß seine Stellung nicht mehr haltbar war. Es war eine Fügung Gottes, daß gerade in dieser Zeit der Ruf nach Zürich an ihn erging. Marbach dachte nicht so gering von Martyr wie Sulzer; er hat sich später, in seinem Streite mit Zanchi, mit hoher Achtung über ihn ausgesprochen: „Doctor Peter hat seiner Verpflichtung, mit der ihm eigenen Aufrichtigkeit und Treue, stets Genüge geleistet; in seinen Vorlesungen und Disputationen ist nie etwas von ihm gehört worden, das unsrer Uebereinkunft über die Lehre zuwider gewesen wäre; darum war er auch, mir und allen Lehrern der Schule und der Kirche, ein lieber, theurer College und Bruder"†).

Wenn auch in Straßburg durch seinen Abgang die Lage der Dinge ver-

*) 13. Juli 1561. Zanchii epistolae. B. 2, S. 180.

**) Im 26., erst nach seinem Tode herausgegebenen Buch. Ausg. von Straßb., 1576, S. 870.

***) 5. August 1556. Fecht, S. 58.

†) Zanchii opera, B. 7, Th. 2, S. 6.

einfacht wurde, so hielten sich doch Manche noch nicht für befriedigt; durch Martyrs Entfernung war der Calvinismus noch nicht völlig ausgerottet; das Bestehn der französischen Gemeinde, die Anwesenheit Zanchi's, Johann Sturm's und Andrer, waren große Aergernisse. Ludwig Rabus, im Dezember des nemlichen Jahres 1556 als Superintendent nach Ulm berufen, ging in heftiger Erbitterung, ohne selbst von seinen Freunden Abschied zu nehmen, von Straßburg fort. Er begnügte sich dem Magistrate trotzig zu erklären, er wolle nicht länger in einer Stadt bleiben, wo man Papisten, Anabaptisten und Sacramentirer dulde*). Martyr dagegen schied mit innigem Bedauern; Straßburg war ihm zur zweiten Heimath geworden; in der Folge dachte er stets mit dankbarer Liebe an die Stadt zurück, die zuerst den Flüchtling aufgenommen und wo er mit Freunden wie Butzer, Sturm, Zanchi gewirkt hatte. Mit dem Bedauern wechselte aber das frohe Bewußtsein, nach einem Orte zu ziehen, wo Einigkeit herrschte und wo er die Freiheit finden sollte „die einem Theologen geziemt."

*) Hotmann an Bullinger, 11. Jan. 1557. Hottom. epistolae, S. 11. — Conrad Fink, von Mülhausen, an Hubert, 29. Jan. 1557. Ms. — Die Klage des Rabus über die Papisten, bezieht sich auf das zu Straßburg noch dauernde Interim; die über die Wiedertäufer, auf die damals in der Stadt bestehende Gemeinde dieser Sekte; 1555 hatte selbst eine Versammlung deutscher und schweizerischer Wiedertäufer zu Straßburg stattgefunden, um über die Menschwerdung Christi zu berathen.

Fünftes Buch.

Zürich. 1556—1562.

Erstes Kapitel.

Martyr's Aufnahme in Zürich. — Seine Vorlesungen und Schriften. — Seine Rechtfertigung der Trennung der Protestanten von Rom, und seine Ansicht vom Kirchenregiment.

Martyr verließ Straßburg den 13. des Monats Juli 1556. Nach kurzem Aufenthalte in Basel, wo er auch den lutherisch gesinnten Simon Sulzer besuchte und freundlich von ihm aufgenommen wurde, kam er den 17. in Zürich an. Der Magistrat, der Kirchenrath, die Geistlichkeit, die Professoren empfingen ihn als einen theuern, verehrten Gast. Er wohnte bei Bullinger, bis zur Ankunft Santerenziano's, der in Straßburg die Absendung der Bibliothek und des Hausgeräthes besorgte*). Die Zürcher verliehen ihm das Bürgerrecht, indem sie für ihn eine Ausnahme machten von dem kurz vorher gefaßten Beschluß, während zwei Jahren keinen Fremden mehr als Bürger aufzunehmen; sie meinten es wäre eine Schmach für die Stadt, wenn ein solcher Mann nur als Fremder ihr dienen sollte**). Calvin konnte mit Recht

*) Zu Oxford hatte Martyr Santerenziano mit der Dienerin seiner verstorbenen Gattin verheirathet.

**) Als Martyr nach Zürich zog, unterließ er von dem Straßburger Magistrat zu begehren, seines Bürgerrechts entlassen zu werden. Aufgefordert, dieser Formalität sich zu unterziehen, schrieb er, den 8. Juni 1557, an den Magistrat, um sich zu entschuldigen, er habe nicht gewußt, daß es nöthig sei; er bat, man möge ihm, wegen seines Alters und seiner Kränklichkeit, die Reise ersparen und sich mit seiner schriftlichen Erklärung begnügen; seinen Bürgerbrief könne er nicht zurückschicken, er sei ihm, mit vielen andern Schriften, in der Schnelligkeit der Abreise aus England, verloren

Gott danken, daß Martyr in Zürich angestellt sei, denn er werde dieser Schule, und durch sie der ganzen Kirche von großem Nutzen sein*). Hier herrschte die Eintracht die in Straßburg untergegangen war; eine Reihe gelehrter, tüchtiger Männer wirkten als Professoren oder als Prediger: Heinrich Bullinger, Zwingli's Nachfolger als Antistes, von außerordentlicher Thätigkeit, gelehrt, liebreich, mild, das Volk durch seine Predigten erbauend, den Bestand der Kirche und den Gang der kirchlichen Angelegenheiten mit Eifer und Würde regierend, wie Beza ihn nennt: der gemeinsame Vater der schweizerischen Kirchen**); der nicht minder gelehrte Rudolph Gualther, Pfarrer zu S. Peter; dessen Tochtermann, der junge Prediger Josias Simler, der 1547 zu Straßburg Martyr's Zögling gewesen war***), eben so ausgezeichnet als Theologe wie als Mathematiker und Alterthumsforscher; die Prediger Ludwig Lavater, Bullinger's Tochtermann, der gleichfalls in Straßburg unter Martyr studirt hatte, Wolfgang Haller, der Sohn Berthold's, Meister Ulrich Zwingli, der Sohn des Reformators, und Johann Wolf. Alle schlossen sich mit Liebe an den humanen, im täglichen Umgang ebenso bescheidnen als freundlichen Martyr an; die jüngern verehrten ihn als einen der Väter der reformirten Theologie; Bullinger ergänzte und unterstützte er durch seine theologische Gelehrsamkeit, durch die Entschiedenheit seiner Lehre und die Bestimmtheit seiner Ausdrucksweise. Der berühmte Arzt und Naturforscher Conrad Gesner war schon lange mit ihm befreundet. Selbst der Professor des Hebräischen, Theodor Bibliander, obschon er in einem Punkte der Lehre nicht mit ihm übereinstimmte, lebte Anfangs in gutem Verhältniß mit ihm.

In dogmatischen Fragen, in den Verhandlungen über kirchliche Dinge, wurde stets sein Rath begehrt und befolgt; in allem Uebrigen blieb er mit Arbeit verschont, wie Bullinger es ihm versprochen hatte; die Vorlesungen waren sein einziges Amt. Er theilte mit Bibliander den hebräischen Unterricht und die Erklärung der alttestamentlichen Bücher; die eine Woche erklärte Bibliander die kleinen Propheten und später die Psalmen, die andre, Martyr die Bücher Samuels und zuletzt die der Könige. Der Unterricht in der hebräischen Grammatik wurde so eingerichtet, daß er zwei Mal wöchentlich statt fand, im Winter von Bibliander, und im Sommer von Martyr gegeben, damit letzterer während des Winters geschont würde. Von Straßburg waren ihm viele Studenten, auch englische und italienische Flüchtlinge, nach Zürich gefolgt†). Bald zog sein Ruf auch Andre an, aus Polen, Deutschland, Frankreich. Einer seiner ausgezeichnetsten und begeistertsten Zuhörer

---

gegangen; was er noch schuldig sei an Umgeld, werde Conrad Hubert bezahlen. Ms.

*) An Martyr, 31. Jan. 1557. Ms.

**) Beza an Bullinger, 27. August 1570. Ms.

***) Stucki, Vita J. Simleri. Zürich, 1577, 4°; f°. 5.

†) Hotmann an Bullinger, 8. Juli 1556. **Hottom. epistolae**, S. 7.

war der Schüler Melanchthon's, Zacharias Ursinus, der ihn schon 1558 besuchte, und 1560, nachdem er seine Lehrerstelle zu Breslau aufgegeben, zum zweiten Mal nach Zürich kam, um unter ihm besonders seine Bibelstudien zu vollenden. Durch Martyr's Einfluß ward Ursinus völlig für den Calvinismus gewonnen; er pries sich glücklich „die göttliche Stimme" des berühmten Lehrers zu hören; er befolgte nicht nur seine Vorlesungen, sondern was er auch in Gesprächen von ihm hörte, zeichnete er jedesmal sorgfältig auf*).

Die Rede, die Martyr bei Eröffnung seiner Vorlesungen zu Zürich hielt, ist eine der interessantesten, die uns von ihm übrig geblieben sind**). Es geschieht zuweilen, sagte er darin, daß Jemand ein ihm angebotenes schwieriges Amt von sich weist; unter den Ursachen die man anzugeben pflegt, um die Weigerung zu entschuldigen, sind die hauptsächlichsten: das Amt sei neu und unerwartet, man sei nicht vorbereitet darauf; es sei nicht nöthig, daß man dem Rufe folge, da bereits Andre genug da sind, welche das Werk verrichten; man sei diesem nicht gewachsen und befürchte unter dessen Last erdrückt zu werden. Er erinnert hieran, um sich zu rechtfertigen, daß er das ihm in Zürich angebotene Amt ohne Zögern angenommen habe, denn auch er hätte sich durch die angegebenen Gründe können abwendig machen lassen; der Geist Christi habe ihn aber stark gemacht denselben zu widerstehn. Um den ersten Grund zu widerlegen, erzählt er seine eigene Lebenserfahrung, wie er in Italien nach vielen innern Kämpfen zur Erkenntniß der Heilswahrheit gekommen, wie der Ruf des Herrn an ihn ergangen, wie er demselben, troß aller Einwendungen des Verstandes, bisher gefolgt; was ihn hätte abhalten können, sei für ihn, durch die Hülfe des heiligen Geistes, ein Mittel geworden seinen Glauben zu stärken. Seine vielen Wanderungen habe er nicht leichtsinnig unternommen; er habe stets gestrebt in der Erkenntniß der Wahrheit voranzuschreiten, und jede Gelegenheit gesucht sie zu vertheidigen; der Ruf nach Zürich habe ihn daher nicht unvorbereitet gefunden, das Amt sei kein neues für ihn; seine Zuhörer mögen, in der Art wie der Herr ihn geführt, eine Aufmunterung finden der Kirche zu dienen mit treuer Hingebung, und alle Vorwände und Schwierigkeiten zu überwinden. Der andre Grund, es seien Männer genug vorhanden die für das Evangelium arbeiten, ist die unhaltbarste aller Einwendungen; zwar gibt es viele Doctoren, zu Paris, zu Löwen, zu Salamanca, zu Bologna, zu Padua, aber was ist es für eine Theologie die sie lehren? Und möge es auch in Zürich selbst nicht an trefflichen Theologen fehlen, so hat doch die Schweiz, wo das Evangelium noch nicht allenthalben gepredigt wird, deren noch nicht genug. Scheinbar triftiger ist der dritte Grund, die hohe Wichtigkeit des Amts, zumal in einer schweren

*) Ursinus an Crato von Krafftheim, 6. Oct. 1560; 12. Juli 1561. Sudhoff, Olevianus und Ursinus. Elberfeld, 1857. S. 9.

**) Loci communes, S. 1062 u. f.

Zeit, wo gegen so mächtige Irrthümer anzukämpfen ist, und wo unter den Protestanten selbst so viel gestritten wird; „ich bin mir, im Hinblick auf diese Schwierigkeiten, meiner Schwachheit wohl bewußt; ich habe aber nicht gezögert, im Vertrauen auf den Herrn, der der Schwachen Stärke ist; ich denke an die hohe Würde, an den herrlichen Nutzen der theologischen Wissenschaft, und will sie lehren, so viel ich es vermag."

Die Bücher Samuels erklärte er nach seiner bekannten Methode. Zuerst stellt er den Wortsinn auf, dann geht er zur geschichtlichen Erläuterung über, sucht die Chronologie zu bestimmen, ergänzt einzelne Lücken vermittelst der Bücher der Chronik, zeigt wie scheinbar widersprechende Berichte zu vereinigen sind; zuletzt wendet er auf die erzählten Thatsachen die göttlichen Gesetze an, um zu zeigen was nachzuahmen sei, und was nicht, welche Belehrung und Trost man daraus ziehen könne, wie sich überall der wunderbare Gang der göttlichen Vorsehung in der Regierung der Welt erkennen lasse, wie Christus überall im alten Bunde als Verheißener und Vorgebildeter erscheine. Zugleich behandelt er, nach Gelegenheit, wichtige dogmatische und moralische Fragen, den Primat des Papstes, die guten Werke und den Ablaß, die Kirchengesetze und das Kirchenregiment, die Sacramente, die Prädestination und die Ursache der Sünde, die Polygamie, den Krieg, den Zweikampf, den Selbstmord, die Lüge, und manches Andre, das nicht immer augenscheinlich zur Sache gehört, aber nach dem Gebrauche der Zeit, und bei dem Mangel besonderer dogmatischer und ethischer Vorlesungen, in den exegetischen gelegentlich entwickelt wurde. Die letzte biblische Schrift, die Martyr auf diese Weise in Zürich erklärte, waren die Bücher der Könige; er war zum eilften Kapitel des zweiten Buchs gekommen, als er vom Tode ereilt ward.

Zwei Punkte namentlich hat Martyr in den Vorlesungen über die genannten alttestamentlichen Bücher mit gründlicher Ausführlichkeit behandelt, die Rechtfertigung der Evangelischen wegen ihrer Trennung von Rom, und die Lehre vom Kirchenregiment. Es wurde vielfach über die Protestanten geklagt, sie hätten die Einheit der Kirche zerrissen und ein Schisma veranlaßt, das viel tiefer und schädlicher sei, als alle frühern. Diese Klage ging nicht bloß von erbitterten Gegnern aus, sondern auch von solchen welche, die Mängel des Katholicismus anerkennend, in manchen Stücken mit den Protestanten übereinstimmten, allein von Angst ergriffen wurden bei dem Gedanken, das ehrwürdige Gebäude der Katholicität könnte zusammenbrechen. Solche schwächere Gemüther hatte es in Italien und Frankreich Viele gegeben. Anderswo bediente man sich des Schreckbildes der Zerrissenheit und des Trugbildes der römischen Einheit, um das Volk von der Reformation abzuwenden und die Reformatoren als ehrgeizige Sektenstifter und Revolutionäre zu brandmarken. Um diese Behauptungen in ihrer Nichtigkeit darzustellen, zeigte Martyr zuerst wie die Trennung von Rom die gerechtesten Ursachen hatte. Er führte deren eine ganze Reihe an, worunter folgende die wichtigsten sind, die immer noch

Beherzigung verdienen: Vor Allem ist zu bedenken, daß keine Gemeinschaft sein kann zwischen denen, die ihren Glauben nur auf das Wort Gottes gründen, und denen, welche das Menschenwort der Tradition dem Gotteswort der Bibel gleichstellen, ja selbst es höher achten, und welche sich mehr anmaßen als die Apostel gethan (2 Cor. 1, 24; 1 Petri 5, 2. 3). Ferner ist unsre Trennung dadurch gerechtfertigt, daß die römische Kirche nicht nur uns nicht gestattet, Gott rein zu dienen und die Sacramente nach des Herrn Sinn zu verwalten, sondern mit tyrannischer Gewalt unsern Gewissen Unerträgliches und dem Worte Gottes Widersprechendes aufbürden will; daß sie uns verdammt und verflucht, wenn feierlich am Gründonnerstage in der Peterskirche zu Rom, die berüchtigte Bulle gegen die Ketzer verlesen wird*); daß sie, nicht zufrieden mit diesem Fluche, uns mit Gefängniß, Folter, Scheiterhaufen droht und, wo sie es vermag, uns aus der Heimath vertreibt oder das Leben uns nimmt. Man sagt zwar, die Frommen sollen die feindliche Welt nicht verlassen, in der Hoffnung, durch Wort und Beispiel sie zu Gott zu bekehren; ist aber diese Hoffnung verschwunden, so muß die Scheidung beginnen, und fürwahr dieser Augenblick ist da; unsre Gegner haben seit Jahrhunderten ihr Ohr der Wahrheit verschlossen; sie willigen in keine Verbesserung ein, an Haupt und Gliedern wird nichts verändert, sie haben Concilien gehalten zu Constanz, zu Basel, zu Florenz, zu Trident, und welcher Irrthum, welcher Mißbrauch ist bisher abgeschafft worden? Manche, selbst unter den Protestanten, hoffen noch auf eine allgemeine, freie Kirchenversammlung, als letztes und wirksames Mittel die Christenheit unter sich auszusöhnen; ein solches Concil, auf dem auch die Protestanten das Recht zu reden hätten, wird aber nie gestattet werden; Rom wird nie zugeben, daß Andre als seine Bischöfe über Sachen der Kirche verhandeln.

Martyr sah hierin heller als sein Freund Johann Sturm und selbst als Calvin. Während jener sich jahrelang dem Traume hingab, die Zusammenberufung einer Versammlung gelehrter und frommer Layen und Geistlichen, mit dem Auftrage der Kirche den Frieden zurückzugeben, sei keine Unmöglichkeit; während Calvin die französischen Protestanten ermahnte, die sowohl von dem König von Frankreich als von dem Kaiser verlangte, von der Tridenti-

*) Diese Bulle, welche gegen alle die gerichtet ist, die der Kirche den Gehorsam verweigern, und mit dem Namen Bulla in coena Domini bezeichnet wird, stammt aus dem Mittelalter, und wurde nach und nach erweitert und vervollständigt; 1521 wurden auch Luther und seine Anhänger in dieselbe aufgenommen. Mehrere Päpste des 16. und 17. Jahrhunderts fügten Nachträge hinzu. Die Bulle, wenn auch ohnmächtig geworden, ist noch nicht aufgehoben. Gleich am Anfang heißt es darin: „wir verbannen und verfluchen, im Namen des allmächtigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, so wie vermöge der Auctorität der heiligen Apostel Petrus und Paulus und der unsrigen, alle Hussiten, Wiclesiten, Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten, u. s. w."

ner unabhängige Kirchenversammlung anzunehmen, und während es selbst in Deutschland noch protestantische Theologen gab, die entweder von dem allgemeinen, neuerdings nach Trident berufenen, oder wenigstens von einem National-Concil, Segen für die Kirche erwarteten, hatte Martyr, so versöhnlich er sonst war, doch einen zu ruhigen und klaren Sinn, und kannte den Geist des römischen Hofes zu genau, um sich solchen täuschenden Hoffnungen hinzugeben. Sein College Bullinger, der seine Ansicht theilte, entwickelte sie in einer eigenen Schrift*), in der er aus der Geschichte nachwies, wie wenig von einer Versammlung zu hoffen sei, auf der nothwendig die katholischen Prälaten das Uebergewicht haben würden. Die Zeit schien ihnen nicht reif für eine Wiedervereinigung der Kirchen; statt die Kräfte des Protestantismus auf das unfruchtbare Geschäft einer unerreichbaren Ausgleichung der Gegensätze zu verwenden, wollte Martyr man solle entschieden in der Trennung beharren, so beklagenswerth sie auch sei; sein Wunsch war, die Evangelischen möchten an ihrer Gemeinschaft die Idee der wahren Kirche immer mehr verwirklichen, denn dadurch würde der Sieg der Sache Christi sicherer vorbereitet, als durch Verhandlungen über gegenseitige Concessionen; denn solche hätten die Katholischen vor Allem verlangt, und größere als sie selber geneigt gewesen wären zu bewilligen. Man sehe nur, sagte Martyr, den Zustand der Kirche: das Nothwendige, das heißt die Lehre, die Verwaltung der Sacramente und die Heiligkeit des Lebens, haben sie verdorben, entstellt, verunreinigt auf alle mögliche Art; das Freie, die Wahl der Speisen, die Ehe, die Kleidung, die Gebräuche, haben sie durch ihre Verbote und Satzungen zu einem Zwang gemacht; das Fehlerhafte weigern sie sich zu verbessern, und verfolgen die welche auf Verbesserung dringen. Sie wollen Keinen als Christen anerkennen, der sich nicht zu ihrer Kirche bekennt, sie erheben ihre römische Particularkirche zur allgemeinen, einzig wahren, vergessend daß alle Glieder Christi, wo sie auch sein mögen, zu seinem Leibe gehören; und willigen sie ein uns zu dulden, so ist es nur unter der Bedingung, daß wir uns zu ihrer Messe bequemen, die doch des Irrthums so viel an sich hat. Unsre Trennung von Rom ist daher gerechtfertigt genug.

„Um indessen nichts zu verschweigen", geht Martyr auch auf die Gründe ein, welche die römischen Theologen dem Protestantismus entgegenstellten. Er nahm hiebei besonders Rücksicht auf eine kurz vorher erschienene Schrift des

---

*) De conciliis; dem Zürcher Bürgermeister Bernhard von Chaam gewidmet, 16. Nov. 1560. Zürich, Christ. Froschauer, 1561. Bullinger's Schluß war: nur ein freies, wahrhaft allgemeines Concil könnten die Protestanten annehmen, ein solches aber sei nie zu erwarten. Dieß war auch die Antwort, welche die Zürcher dem Bischof von Como gaben, der im April 1562 nach der Schweiz kam, um den Evangelischen sicheres Geleit nach Trident anzubieten. Hottinger, Historia der Reformation in der Eidgenoßschafft. Zürich, 1708, 4°. S. 863.

Polen Stanislaus Hosius, Bischofs von Ermeland, die in der katholischen Welt großes Aufsehn erregte und gepriesen wurde als ein glänzender Triumph über die Häresie; Martyr nannte deshalb Hosius „den Hauptschild der Papisten in unsrer Zeit." Dieser Mann entwickelte damals in Polen die rastloseste Thätigkeit für Erhaltung des römischen Absolutismus; er hatte, um Laski und Vergerio entgegenzuarbeiten, mehrere Schriften herausgegeben, worunter besonders eine merkwürdig war, durch die Art wie sie das Ansehn der Bibel und das der Kirche behandelte*). In der Widerlegung zeigte Martyr ebensoviel ruhige Würde, als Hosius Leidenschaft und Unbesonnenheit an den Tag gelegt hatte; es hatte wahrlich nicht geringer Uebermuth dazu gehört, um Sätze aufzustellen wie folgende, die sich zum Theil auch schon in frühern Schriften des Ermelander Bischofs finden: die Bibel ist Eigenthum der römischen Kirche, und außerhalb dieser nicht mehr werth, als etwa die Fabeln Aesops, und besagte Kirche hat das Recht, wenn sie es für gut findet, selbst die Lehren und Vorschriften des Apostels Paulus abzuändern. Auf Bestreitung solcher ächtrömischer Phantasien ließ sich Martyr nicht ein; er begnügte sich diejenigen Argumente hervorzuheben die, wenigstens durch einen Schein von Wissenschaftlichkeit, eine Besprechung verdienten.

Das Wort Gottes, sagte Hosius, könne nicht die einzige Richtschnur der Kirche sein, sondern umgekehrt, es bedürfe, um wirksam zu werden, der Stütze der Auctorität der Kirche; Christus habe gesagt, wenn der Sünder nicht auf zwei oder drei Brüder höre, so solle man ihn an die Kirche verweisen (Matth. 18, 17); letztere sei also dagewesen, noch vor dem geschriebenen Wort. Dagegen bemerkte Martyr, mit exegetischer Richtigkeit, dieses Wort des Herrn beziehe sich auf nichts anderes als auf die brüderliche Zurechtweisung in der Gemeinde; überdieß sei ein geschriebenes Wort vorhanden gewesen, das Alte Testament, auf das sich Christus und die Apostel stets berufen haben. Hosius meinte ferner, das Ansehn der Bibel sei erst durch die Kirche bestimmt worden, da sie den Canon, die Sammlung der neutestamentlichen Schriften festgestellt hat. Martyr stellte den Grundsatz entgegen, der Kirche Aufgabe sei es, das Wort Gottes in seiner Reinheit zu bewahren und zu predigen, sie habe kein Recht weder es abzuändern noch es zu billigen, daher habe sie auch in den ersten Jahrhunderten nichts gethan, als das Aechte von dem Unächten zu sondern. Wenn Hosius den oft wiederholten Satz gebrauchte, die Auslegung der Schrift könne nicht der Willkür des Einzelnen überlassen bleiben, sie müsse von der Kirche ausgehn, so erinnerte Martyr an die so zahlreichen falschen Auslegungen, auf welche der Katholicismus seine später erfundenen Lehren und Gebräuche stützte, und schloß mit dem protestantischen Princip, jede Auslegung müsse nach der Bibel selbst geprüft werden, diese allein habe das höchste

*) **De expresso verbo Dei**, dem König von Polen gewidmet. Rom, 1559. **Hosii opera**, Cölln, 1639, f°. B. 1, S. 611 u. f.

Ansehn; in ihr allein spreche der heilige Geist, in den Kirchenvätern und den Concilien sei er nur da offenbar, wo sie mit der Bibel übereinstimmen. Berufe man sich, zu Gunsten des katholischen Systems, auf des Apostels Paulus Wort: „die Kirche Gottes, ein Pfeiler und eine Grundfeste der Wahrheit" (1 Tim. 3, 15), so sei dieß eine grundlose Anmaßung; der Apostel sage nicht, daß die Kirche der Pfeiler sei, auf dem die Wahrheit der Schrift beruhe, diese sei fest und ewig an sich (Matth. 5, 18), die Kirche sei der Pfeiler der Wahrheit, nur insofern, als sie das Wort Gottes behält und predigt. Zuletzt hielt man den Protestanten die aus der Tradition und namentlich aus einem falsch ausgelegten Worte Christi gezogenen Gründe für die Oberherrschaft des Papstes, entgegen. Christus hatte zu Petrus gesagt: „du bist Petrus (ein Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen" (Matth. 16, 18). Auf diesem Worte ruhte das ganze römische Gebäude; nach ihm hatte man die Geschichte eingerichtet und unverbürgte Sagen zur Wahrheit erhoben. Martyr zeigte, besonders auch gegen die Cardinäle Cajetan und Reginald Pole*), die biblische und historische Grundlosigkeit der katholischen Argumente; er bewies, mit mehrern Kirchenvätern und mit Erasmus, daß die Worte Christi zu verstehen seien, nicht von der Person des Petrus, sondern von seinem Glauben und Bekenntniß. Gegen Pole, der diesen Sinn zwar annahm, aber behauptete, ein Bekenntniß ohne den Bekenner sei nur ein Gedankending, ein leeres Accidenz ohne Subjekt, Christus habe daher nicht nur das Bekenntniß gemeint, sondern auch den Petrus der es abgelegt hat, sagte Martyr, dieß sei nur eine scholastische Spitzfindigkeit; die Wahrheit allein könne die Grundlage der Kirche sein, nicht ein Mensch, der, wie fromm und erleuchtet er auch war, doch immer ein schwacher Mensch blieb im Vergleich mit dem Herrn. Martyr hatte allerdings recht, indessen hatte auch Pole, bis zu einem gewissen Punkte, nicht ganz unrecht; man kann den Glauben des Petrus nicht losgetrennt denken von seiner Persönlichkeit; Petrus wurde von Christo als eine Hauptstütze der Kirche bezeichnet, aber nur insofern er glaubte und „meinte was göttlich ist"; da jedoch nachher das Menschliche wieder in ihm mächtig ward, nannte der Herr ihn „einen Satan der ihm ärgerlich war" (Matth. 16, 23); diese Worte reichen hin um die hierarchischen Ansprüche, welche Pole und mit ihm alle katholischen Theologen auf die berühmte Stelle gründen, völlig zu vernichten. Martyr hat das Richtige gefunden, indem er die Wahrheit allein als Grundfeste der Kirche ausgab; diese Wahrheit ist kein abstracter Begriff, es ist die in Christo erschienene Wahrheit, es ist Christus selbst,

*) Cajetan, in seiner an Leo X. gerichteten Schrift de divina institutione pontificatûs. Cajetani opuscula, Lyon, 1585, f°., S. 49; — Pole, in seinen 1535 gegen Heinrich VIII. geschriebenen Libri 4 pro ecclesiasticae unitatis defensione; zuerst Rom, 1539, f°., und 1555 von Vergerio, zu Straßburg nebst mehrern protestantischen Traktaten gegen die päpstlichen Ansprüche, herausgegeben, in f°. In letzterer Ausgabe, f°. 30 u. folg.

der gesagt hat: „ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben" (Joh. 14, 6).

Nachdem Martyr dargethan, daß die Protestanten Gründe genug gehabt haben, um sich von einer Kirche loszusagen, welche ihre ausschließliche Auctorität auf keine hinreichende Beweise zu stützen vermochte, ging er weiter und stellte die Trennung als unvermeidliche Nothwendigkeit dar. Er führte eine Anzahl von Bibelstellen an, aus welchen er den Schluß zog, für den Glaubigen sei es heilige Gewissenspflicht sich von denen zu trennen, welche die reine Lehre verändert und statt Gottes Wort Menschensatzung aufgestellt haben; die Trennung sei ein lautes Bekenntniß der evangelischen Wahrheit vor Gott und der Welt. Zuletzt führte er, mit steigender Beredsamkeit, den Gedanken aus, die Protestanten, weit entfernt sich von der Kirche zu trennen, seien zur allein wahren und apostolischen zurückgekehrt; diese habe, auch in den Zeiten des Papstthums, nie aufgehört; immer seien Zeugen für Christum aufgestanden, und nach des Herrn Verheißung, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt waren, sei er mitten unter ihnen gewesen. Jetzt erhebe sich die Kirche reiner und glänzender wieder, seitdem Gott die heroischen Männer, Luther und Zwingli, erweckt, um sie in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen. Wenn wir auch nur Wenige sind, und die Gegner uns ihre große Zahl und Macht entgegenhalten, so ficht es uns nicht an; die Menge, die äußere Gewalt sind die Kennzeichen der Kirche nicht. „Sie werfen uns vor die Einheit zerrissen zu haben; ich frage aber, was ist es für eine Einheit von der sie reden? es ist die des Papstes zu Rom, dem sie sich sklavisch unterworfen haben; es ist die der Messe und der äußern Gebräuche, an denen sie sich unter einander erkennen. Das ist aber die rechte Einheit der Kirche nicht, denn das Wort Gottes weiß nichts davon. Paulus schreibt an die Epheser (4, 2—6): „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist, durch das Band des Friedens, ein Leib und ein Geist, wie ihr berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufs, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater Aller, der da ist über euch alle, und durch euch alle, und in euch allen"; und (5, 30): „Wir sind Glieder seines Leibes, von seinem Fleisch und von seinem Gebein". Christus selber hat den Vater gebeten, nicht nur für seine Jünger, sondern für Alle die, so durch ihr Wort an ihn glauben würden, auf daß sie Alle Eins seien, gleich wie er Eins ist mit dem Vater (Joh. 17, 20. 21). Wir sollen demnach Eins sein, durch den von ihm ausströmenden Geist. Die Einheit der Kirche besteht im Geiste, im Worte Gottes, in den Sacramenten, in dem festen Verbande mit Christo, der aller Glieder Haupt ist. Diese Einheit haben wir nicht gebrochen; wir wünschen vielmehr immer sicherer in ihr zu bestehn. Nachdem wir uns von der Gemeinschaft derer getrennt haben, die die Wahrheit verfolgen, ist es unsre Aufgabe zu zeigen, daß wir es dabei ernst gemeint haben, damit sie uns nicht vorwerfen können, wir seien nur körperlich von ihnen geschieden; mit ganzem Herzen und allem Fleiße müssen wir uns

einer wahren Frömmigkeit ergeben, und reiche, weithin sichtbare Früchte unsres Glaubens bringen. Laßt uns, in dieser unsrer Berufung, jedes Aergerniß vermeiden, durch welches der Lauf des Evangeliums aufgehalten, und diejenigen von dem Bekenntniß Christi abgewendet würden, die noch in schwachen Anfängen sind. Laßt uns vielmehr streben, die Brüder zu erbauen, und nach Kräften zu einem reinern Glauben hinzuführen. Vergesset nicht, daß es nicht genug ist die Hand an den Pflug zu legen, sondern daß ein treuer Arbeiter ausharren muß bis zum Ende. Und habt ihr den rechten Weg betreten, so hütet euch vor den Listen Satans; laßt euch durch verwerfliche Meinungen und Secten von der Wahrheit, die ihr durch den Glauben aufgefaßt habt, nicht abwendig machen. Thut ihr dieß, so werdet ihr vor den Frommen so wie vor den Gegnern gerechtfertigt sein; wo nicht, so seid ihr Beiden ein Anstoß, und zwar nicht durch die Schuld eurer Trennung von Rom, sondern durch eure eigene Schuld."

Diese Darstellung der Gründe, wodurch Martyr von den Protestanten den Vorwurf der Kirchenspaltung abwandte, führt, der Natur der Sache nach, auf seine Ansicht von der Einrichtung und Regierung der Kirche selbst. Im Obigen hat man gesehn, wie fest er den Grundsatz behauptete, erst der Protestantismus habe die wahre Kirche wieder hergestellt. Es war der Reformatoren wohlbegründetes Streben diese, in allen Stücken, auf die Einfachheit und Reinheit der apostolischen Zeit zurückzuführen. Diese Erneuerung, nach dem herrlichen Bilde der ersten Gemeinden, sollte sich auch auf die äußere Form und die Regierung der Kirche erstrecken. Die hierauf bezüglichen Fragen gehörten zu den wichtigsten, welche in der Reformationszeit die Geister bewegten; Martyrs Meinung verdient um so mehr beachtet zu werden, da er auch hier seine Selbstständigkeit bewahrte, und in mehrern Punkten von den Genfer Theologen abwich. Um vollständiger darzustellen, wie er über Kirche und Kirchenverfassung gedacht hat, müssen wir noch Einiges aus seinen andern Schriften dazunehmen.

Er ging natürlich von dem so folgereichen, aber damals noch nicht hinreichend entwickelten reformatorischen Grundsatze aus, daß zwischen unsichtbarer und sichtbarer Kirche ein wesentlicher Unterschied gemacht werden müsse. Jene ist für ihn der mystische Körper, dessen Haupt Christus ist; es ist die Vereinigung der Wiedergebornen, die durch den heiligen Geist mit Christo verbunden sind. Sie kommt zur Erscheinung, überall wo die Lehre rein verkündigt, und die Sacramente nach der Vorschrift des Herrn verwaltet werden. Aeußerlich können auch solche zu ihr gehören, die weder Auserwählte noch Wiedergeborene sind; das äußere Band der sichtbaren Kirche ist das Bekenntniß und die Theilnahme an den Sacramenten. Die sichtbare so wie die unsichtbare Kirche, haben nur Ein Haupt, welches ist Christus. Es frägt sich aber, wie auf Erden, in der sichtbaren Kirche die Ordnung erhalten wird. Sehr merkwürdig ist was Martyr hierüber sagt: „Gott wollte daß in der Kirche

eine Aristokratie sei, daß die Bischöfe die kirchlichen Dinge verwalten, jedoch so daß die Zustimmung der Gemeinde nicht ausgeschlossen werde". So wie jetzt die Welt beschaffen ist, können nicht alle Lehrer gleich sein, es muß ein äußerer Vorzug stattfinden, dieser darf sich aber nur auf Vorzüge des Geistes gründen; also nur der, welcher sich durch Frömmigkeit und Kenntnisse auszeichne, könne der Angesehnste sein; ohne den Willen der, durch ihre Aeltesten vertretenen Gemeinde, habe er indessen kein Recht irgend etwas zu bestimmen. Martyr erscheint demnach nicht als strenger Presbyterianer; welches System er auch, in theoretischer Hinsicht, als das richtigste anerkennen mochte, so hielt er doch diese Frage für nicht wichtig genug, um, wie manche seiner Zeitgenossen und manche der unsern, mit Leidenschaft darüber zu streiten. Wenn nur das Eine festgehalten war, daß Christus das einzige Oberhaupt der Kirche ist, so ließ er die äußern Formen in ihrer Verschiedenheit gelten, so wie sie, nach Land und Sitte, in der protestantischen Kirche sich gebildet hatten. In England hatte er sich unbedenklich der bischöflichen Ordnung unterworfen, während er in Straßburg und in Zürich eben so unbedenklich sich an andre Einrichtungen anschloß. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß er absolut gleichgültig war in Bezug auf das Kirchen-Regiment; man hat soeben gesehn, daß er auch die Rechte der Gemeinde anerkannte, und sie vertreten wissen wollte. Wo dieses nicht geschieht, herrscht nur Willkür in der Kirche. Wenn Martyr das anglikanische System nicht bekämpfte, so war dieß allerdings ein Beweis von einem freiern Sinn, der die Form von dem Geist zu unterscheiden wußte, und das Werk der Reformation durch Streit über äußere Ordnungen nicht hemmen wollte, es hing aber auch mit Tendenzen des sechzehnten Jahrhunderts zusammen, mit denen Martyr tief verwachsen war. Er lehrte nemlich daß, als äußere, sichtbare Gesellschaft, die Kirche unter der bürgerlichen Obrigkeit stehe. „Was die kirchliche Gewalt betrifft, so genügt der Magistrat zur Ausübung derselben. Nach Aristoteles, soll dieser dafür sorgen daß Alle ihre Pflicht thun, daß die Juristen, die Aerzte, die Landleute, die Handwerker ihren Beruf erfüllen; diesen fügen wir die Kirchendiener und Prediger bei. Es ist nicht nöthig die Oberhäupter zu vermehren. Salomo, David, Josias, welche bürgerliche Obrigkeiten waren, hielten nicht dafür daß die Sorge für die Religion sie darum nichts anginge. Constantin, Theodosius, Justinian haben vor Allem daran gedacht, die Kirche Gottes zu ordnen. Die Kirche hat ihre Aeltesten und Bischöfe; die bürgerliche Obrigkeit sieht darauf daß sie ihre Pflichten thun. In diesem Sinne ist es wohl zu verstehn, wenn der König von England (Heinrich VIII.) das zweite Oberhaupt seiner Kirche nach Christo genannt werden wollte; er meinte daß die Gewalt, die sich der Papst angemaßt hatte, in seinem Reiche ihm zugehörte; der Titel war ungewohnt und hat vielen Frommen mißfallen; betrachtet man aber die Sache an sich, so hat er nichts gewollt, als was wir eben behauptet haben." Eine der Folgen der Reformation war bekanntlich die Uebertragung der obersten bischöflichen

Gewalt auf die Landesherren; diese Gewalt sollte sich aber nicht bloß auf die Handhabung äußerer Ordnungen und Einrichtungen beschränken, sondern auch über die Gewissen regieren; aus einer seltsamen Vermischung aristotelisch-politischer Begriffe und alttestamentlicher theocratischer Grundsätze, stellte man die Idee eines Gottesstaates auf, in welchem die bürgerliche Obrigkeit auch Richterin war über den Glauben jedes Einzelnen. Luther und Melanchthon, Calvin und Beza, huldigten diesen Vorstellungen; selbst Butzer hat sie, und zwar mit merkwürdiger Klarheit, vertheidigt*). Man darf sich daher nicht wundern, wenn Martyr durchaus den nemlichen Ansichten zugethan ist: „Die Könige, sagt er, die ihre Gewalt von Gott haben, sind zu ermahnen, daß sie sie zum Schutze der orthodoxen Wahrheit und zur Bestrafung der Gottlosen gebrauchen. Es ist ihnen nicht erlaubt, unreine, unheilige Gebräuche zu dulden; es ist vielmehr ihre Pflicht, auf Einführung der reinen Lehre und des mit ihr übereinstimmenden Gottesdienstes zu dringen. Dabei muß man indessen nicht übermäßiges Gewicht darauf legen, daß die Gebräuche überall die nemlichen seien; nur darauf ist sorgfältig zu sehn, daß sie dem Worte Gottes nicht widersprechen und daß sie zur Erbauung dienen." Die Obrigkeit hat also Recht und Pflicht die Reformation einzuführen und den Katholicismus abzuschaffen, wenn auch nicht alle Unterthanen das Evangelium schon angenommen haben. Gegen diesen, dem evangelischen Geiste so tief widersprechenden Grundsatz, wurde damals schon der gerechte Einwurf erhoben: wenn man aus Zwang sich äußerlich zu einer Lehre bekennt, so handelt man gegen sein Gewissen, es kommt nicht aus dem Glauben, und da was nicht aus dem Glauben kommt, Sünde ist (Röm. 14, 23), so wird man dadurch zu Sünde verleitet. Man erstaunt, wenn man Männer wie Martyr sich abmühen sieht, diesen Einwurf, dessen Last sie um so mehr hätten fühlen sollen, je nachdrücklicher sie selber ihn dem Katholicismus entgegenhielten, durch Spitzfindigkeiten zu entkräften: „die Obrigkeit hat das vorzuhalten was recht und wahr ist; wird gesündigt indem man es nicht annimmt, so ist es nicht ihre Schuld, es ist die des Unglaubens oder der Treulosigkeit derer, die die Wahrheit nicht annehmen wollen." Folgerichtig zog er hieraus die Consequenz, daß Unglaubige und Ketzer von dem bürgerlichen Magistrate nicht zu dulden und, wenn sie, nach hinlänglicher Belehrung, in ihrem Widerstande beharren, zu bestrafen seien. Irrthum und Ketzerei wurden so zu Verbrechen gegen den Staat gemacht, gerade wie es die ersten christlichen Kaiser gethan hatten und wie es, das ganze Mittelalter hindurch, katholische Sitte gewesen war. Wie lange hat es nicht gewährt, wie viel Drangsal und Blut hat es nicht gekostet, bis die Protestanten, die Fesseln der Theocratie abschüttelnd und diesen letzten

*) Dialogi oder Gesprech von der gemeinsame . . . der Christen, und was jeder Oberkeit von amtys wegen aus göttlichem befelch an derselbigen zu versehen und bessern gebüre. Augsb., 1535, 4°.

Rest des römischen Katholicismus von sich werfend, zur Erkenntniß kamen von der Nothwendigkeit der Freiheit der Gewissen! Martyr und die meisten Reformatoren waren hierüber in einem schweren Irrthum befangen; jede Einwendung wurde durch sophistische Gründe niedergeschlagen; die entschiedene Ueberzeugung mit der man diese aussprach, mag an sich ehrenwerth sein, vermehrt aber nicht deren Kraft; denn nicht nur waren sie oft, wie besonders bei Martyr, dem Charakter derer zuwider die sich dazu bekannten, sondern sie standen in grellem Widerspruch mit dem höchsten Zwecke der Reformation, durch welche ja gerade das einzelne Gewissen von menschlicher Auctorität und Gewalt freigemacht, und allein zu Gott durch Christum zurückgeführt werden sollte. Freilich hört man seit einiger Zeit wieder reden, in alttheocratischem Sinne, von der Nothwendigkeit des obrigkeitlichen Schutzes für die öffentliche Kirche und der damit verbundenen Nothwendigkeit der Intoleranz; wir befürchten aber nicht, daß dieser jüdisch-katholische Geist mächtig genug sein werde, um längst überwundene Irrthümer und Zustände in die protestantische Kirche wieder einzuführen.

Die Muße, die Martyr in seinem neuen Wirkungskreise gestattet war, verwandte er auf Herausgabe einiger Werke. Es ward allgemein bedauert, daß bisher seine schriftstellerische Thätigkeit eine so beschränkte geblieben war. Schon als er noch in Oxford war, hatte ihn Bullinger aufgefordert, seine Straßburger Vorlesungen über das Alte Testament herauszugeben; er hatte aber geantwortet, er habe meist nur kurze und unförmliche Noten darüber, und keine Zeit diese auszuarbeiten*). „Ich kann mich nicht genug wundern, schrieb Beza an Bullinger, daß Doctor Martyr nicht dahin gebracht werden kann, seine Schätze zum Besten der Kirche ans Licht zu ziehen"**). Calvin drang wiederholt in ihn seine Commentare über die Genesis und die Propheten herauszugeben; „wärest du doch hier in Genf, schrieb er ihm, wir würden dir mit Gewalt auspressen, was du uns zu lange vorenthältst" ***). Solche Aufforderungen besiegten zuletzt seine allzugroße Bescheidenheit, die der einzige Grund war warum er nicht mehr Werke der Oeffentlichkeit übergab. Zur Herausgabe des Commentars über das erste Buch Mosis konnte er sich jedoch nicht entschließen; er hielt ihn für unvollkommen, die Methode befriedigte ihn nicht, und viele schwierige Fragen schienen ihm nicht genügend gelöst; es waren seine ersten Vorlesungen gewesen. Im zweiten Jahre seines Aufenthalts zu Zürich gab er dagegen seine, zu Oxford gehaltenen Vorlesungen über den Römerbrief heraus, mit einer Zueignung an Sir Antony Cook†); und

*) 26. Oct. 1551. Ms.

**) 27. März 1557. Ms. — Micronius an Bullinger, 1557. Fueslin, Epist. ref. helv., S. 409.

***) 22. Mai 1558. Calvini epistolae, S. 206.

†) In epistolam Pauli ad Romanos commentarii. Basel, Peter Perna, 1558, f°.; Zürich, 1559, 8°; Basel, 1560, 8°; 1568, und 1570, f°. Eng-

im Jahre 1561 die zu Straßburg gehaltenen über das Buch der Richter, mit einer Zuschrift an die Straßburger Scholarchen, um ihnen für die Wohlthaten zu danken, die sie ihm seit seiner Ankunft aus Italien erwiesen hatten*). Auch den Commentar über die Bücher der Könige hatte er die Absicht dem Druck zu übergeben, wenn er dazu gekommen wäre ihn zu vollenden**). Von seinen polemischen Schriften wird am betreffenden Orte die Rede sein. Vielleicht war es auch zu Zürich, wo er allein die Zeit dazu gehabt hätte, daß er mit dem Gedanken umging Loci communes zu sammeln, das heißt eine systematische, nach den Hauptpunkten der Lehre geordnete Darstellung der Dogmatik und der von ihr unzertrennlichen Moral zu bearbeiten; junge Leute, die bei ihm wohnten, besonders der Franzose Johann Gravel, welcher Prediger zu Troyes in der Champagne wurde, hatten ihn darum gebeten***); er war dem Vorhaben nicht abgeneigt, und hätte der reformirten Theologie einen unschätzbaren Dienst geleistet, wenn er selbst es ausgeführt hätte.

Zweites Kapitel.

Italienische Gemeinde zu Zürich. — Martyr's wiederholter Ruf nach Genf.

Es ist oben bereits gesagt worden, daß zu den Gründen, die Martyr bewogen nach Zürich überzusiedeln, auch der Wunsch kam mit Landsleuten wieder zusammenzukommen und für sie zu wirken. Zu Zürich nemlich bestand eine der blühendsten Gemeinden italienischer Flüchtlinge†). Seit 1544 hatte sich im reichen Flecken Locarno, am Langensee, damals zu Bünden gehörend, eine evangelische Kirche gebildet, die zunächst aus vertriebenen Italienern bestand, an die sich aber in Kurzem die meisten Familien des Ortes selbst anschlossen. Nach vielfachen Bedrückungen, nach oft wiederholten Versuchen

---

lisch übersetzt, London, 1568, f⁰. — Martyr scheint schon in England die Herausgabe dieser Vorlesungen beabsichtigt, und deshalb an Robert Estienne in Genf geschrieben zu haben. Calvin an Martyr, 27. Aug. 1554. Calvini epp., S. 135.

*) Commentarii in librum Judicum. Zürich, Christoph Froschauer, 1561, f⁰.; 1565, f⁰.; 1571, f⁰. Heidelberg, 1606, f⁰. Englisch übersetzt, London, 1564, f⁰.

**) Core an Martyr, 5. Aug. 1562. Ms.

***) Masson, Vorrede zu den Loci communes.

†) S. Meyer, die evangelische Gemeinde in Locarno, ihre Auswanderung nach Zürich und ihre weitern Schicksale. 2 Bände. Zürich, 1836. Auch ist zu vergleichen: Trechsel, die protestantischen Antitrinitarier vor Faustus Socin, Band 2, Heidelberg, 1839.

der protestantischen Schweizercantone, besonders Zürichs, um für die evangelischen Locarner Religionsfreiheit zu erhalten, waren sie, Anfangs 1555, durch ein drohendes Edikt des Mailänder Senats, veranlaßt worden sich anderswo eine Heimath zu suchen. Sie wollten in der Verfolgung weder abtrünnig werden, noch ohne Hoffnung auf Erfolg den übermächtigen Gegnern widerstehn; sie wählten, durch gemeinsamen Beschluß, das von Martyr seinen Landsleuten so oft empfohlene Rettungsmittel der Auswanderung *). Sie wandten sich an das gastfreundliche Zürich, mit der Bitte „in der Stadt oder auf dem Lande Herberge haben zu dürfen, und ihre Gewerbe und Handwerke zu treiben." Durch Beschluß des Raths, vom 30. März 1555, ward ihnen diese Bitte gewährt; den 12. Mai trafen sie in Zürich ein, 116 Seelen an der Zahl. Einige Tage später ward ihnen Gottesdienst gestattet in der Peterskirche. Als Prediger wünschten sie den achtundsechzigjährigen Bernardino Ochino zu erhalten; auf Antrag der Zürcher Geistlichen, ward dieser, „ein alter und verrühmter Mann, zu dem die Luggarner eine besondre Anmuthung haben", von dem Magistrate berufen; er hielt sich damals in Basel auf. Nach seiner Flucht aus England, war er, nach kurzem Aufenthalt in Straßburg, nach Genf gegangen, wo er den 28. October 1553, den Tag nach Servet's Hinrichtung ankam; da er diese That mißbilligte, konnte er nicht lange verweilen; er begab sich nach Chiavenna und von da nach Basel. Die Zürcher italienische Gemeinde sandte den Locarner Rechtsgelehrten Doctor Martino Muralto und den jungen Lelio Sozzini, von Siena, Ochino's Landsmann, um diesen ehrenvoll abzuholen. Er hielt seine erste Predigt zu Zürich den 23. Juni 1555. Als das Jahr darauf Martyr ankam, ward er von dieser Gemeinde wie ein Vater empfangen. Schon von Straßburg aus hatte er den Zürchern gedankt, für das was sie für die Locarner gethan hatten **). Die angesehnen Familien der Muralto, der Orello, des gelehrten Kaufherrn Lodovico Ronco, nahmen ihn als verehrten Freund in ihre Kreise auf; der Arzt Taddeo Duno übersetzte einige seiner kleinern italienischen Schriften, so wie auch mehrere Ochino's ins Lateinische. Den 23. August 1556 erwählte die Gemeinde, außerordentlicher Weise, Martyr zum Mitgliede ihres Vorstandes. Da der alte Ochino oft kränklich war, ersetzte er ihn zuweilen im Predigtamt***); mit einem eigenen Gefühl von wehmüthiger Freude, trat er, nach so langen Jahren wieder, als Prediger in der Muttersprache auf, vor einer Gemeinde die, wie er selbst, aus Glaubenstreue das Vaterland verlassen hatte. Auf Ochino übte er einen wohlthätigen Einfluß aus; obgleich sie in der Abendmahlslehre nicht völlig einig waren, so hingen

*) S. das schöne Zeugniß, das Calvin von den Locarnern ablegt, in seinem Briefe an die Gemeinde von Poitiers, 20. Febr. 1555. Lettres françaises, B. 2, S. 24.

**) 29. Januar und 3. Juli 1555, an Bullinger. Ms.

***) Wolfg. Haller an Zanchi, 18. Dez. 1562. Zanchii epistolae, B. 2, S. 42.

doch die beiden Schicksalsgenossen mit alter Liebe an einander*); Martyr, der theologisch gebildetste und gelehrteste unter allen protestantischen Italienern, von dem Bullinger rühmte „daß er, ganz gegen die Art seiner Landsleute, den Grübeleien feind und der reinen Lehre entschieden zugethan war"**), hielt Ochino, der für „seinen Martyr" die wärmste Zuneigung hatte***), noch vor dem Aussprechen der Ansichten zurück, die ihn später ins Elend brachten. Zugleich suchte er ihn zu vertheidigen, wenn Anklagen oder Verdächtigungen gegen ihn kamen. In Ochino's zu Zürich ausgearbeiteten Schriften findet sich noch kein offener Widerspruch gegen die Kirchenlehre; nur hie und da tauchen einzelne Aeußerungen seiner subjectiven Tendenzen auf; die Lehre von der Dreieinigkeit ließ er noch unberührt, weßhalb er auch von Calvin, obschon dieser ihm nicht traute, in Ruhe gelassen wurde. Dagegen stellte er, in seinem 1556 erschienenen und Lismanini gewidmeten Dialog von dem Fegfeuer†), über das Werk Christi eine Ansicht auf, die Manchen bedenklich schien; er meinte, daß, streng genommen, Christus, insofern er Mensch war, kein Verdienst vor Gott habe, er sei allen seinen Gehorsam Gott nur schuldig gewesen, und habe daher, bloß weil Gott aus Gnade sein Werk für unendlich verdienstlich annehmen wollte, für die Sünden der Menschen genug gethan. In den stets unruhigen, zu allerlei Grübeleien geneigten veltlinischen Kirchen, wurde dieß aufgegriffen und weiter ausgedeutet. Michel-Angelo Fiorio, Prediger zu Soglio, wandte sich deßhalb, 1558, an Martyr; er sagte, die Brüder des Lelio Sozzini hätten zu Chiavenna das Gerücht verbreitet, Ochino predige daß die Lehre von dem Verdienste Christi nichts als eine Thorheit sei. Martyr nahm sich Ochino's an; er unterhielt sich mit ihm über die Anklage; Ochino widerlegte sie, und erklärte, er lehre, daß Christi Werk unendliches Verdienst habe, dadurch daß er nicht bloßer Mensch, sondern Sohn Gottes war. Aus Liebe zu dem Freunde, gab sich Martyr mit dieser Erklärung zufrieden; er bewog Ochino sie an den Prediger Agostino Mainardo zu Chiavenna, und an Friedrich von Salis, den edlen Beschützer der Reformation in Bünden zu senden; er selber schrieb für ihn an Fiorio††). Ochino blieb fortan besonnen und ruhig bis zu Martyr's Tod; er widmete sich ganz allein seiner locarnischen Gemeinde, für die er mehrere erbauliche und belehrende Traktate schrieb†††).

*) Musculus an Bullinger, 12. März 1549. Ms.

**) Ludwig Lavater, Leben Bullingers. Miscellanea Tigurina, Zürich, 1722, B. 2, S. 64.

***) Ochino, Defensio doctrinae de coena Domini contra Westphalum, S. 166.

†) Dialogo del purgatorio. Basel, 1556. Lateinisch von Taddeo Duno, Zürich (1556).

††) De Porta, Historia reformationis Ecclesiarum raeticarum. Chur, 1772, 4°. Th. 2, S. 392.

†††) Besonders seinen Catechismo, Basel, 1561, seiner „theuern locarnischen

Mit dieser Gemeinde vereinigten sich alle andren italienischen Flüchtlinge, deren Zahl, durch das immer härtere Verfahren der Inquisition, von Jahr zu Jahr größer wurde. 1558 kamen der Römer Francesco Betti, ehedem Secretär des Marchese del Vasto*), und Isabella Manrica mit ihrem Sohne, Martyr's alte Freundin aus Neapel, deren Weisheit und heroischen Geist Ochino mit beredten Worten pries**). 1559 erschien auch Lelio Sozzini wieder, Sohn des berühmten Rechtsgelehrten Mariano Sozzini, von unbescholtenen Sitten, anmuthig, freimüthig, aber viel zweifelnd und grübelnd; nach einem ersten Aufenthalte in Zürich, war er in Polen gewesen; seine Orthodoxie war schon 1554 Manchen verdächtig geworden, Bullinger und Martyr achteten ihn aber und hofften ihn auf dem Wege des rechten Glaubens erhalten zu können. Ein Bruder und ein Neffe von ihm wohnten in Martyr's Hause.

Als Martyr von Straßburg nach Zürich ging, hatte er die Absicht bald darauf Calvin und die Genfer italienische Gemeinde zu besuchen***). Es waren da seine Lucenser, sein Freund Celso Martinengo, sein Schüler aus Neapel, Galeazzo Caraccioli, der sich, nach verschiednen Reisen und Gefahren, nach traurigen Kämpfen mit seiner Familie, nach Genf geflüchtet hatte, wo er einer der Aeltesten der Kirche seiner Landsleute wurde und bei Calvin in verdienter Achtung stand†). Martyr konnte jedoch seinen Vorsatz nicht ausführen; ebensowenig ward es ihm gestattet den Ruf anzunehmen, der noch zu verschiedenen Malen von der Genfer italienischen Gemeinde an ihn erging. Schon den 31. Januar 1557 schrieb ihm Calvin, seine Landsleute wünschten

---

Gemeinde" gewidmet; in diesem Buche kommen freilich auch mancherlei überflüssige Spitzfindigkeiten vor.

*) Um seine Flucht zu rechtfertigen veröffentlichte Betti einen Brief an den Marchese di Pescara. Muzio widerlegte ihn in einer heftigen Schrift: Le malizie Bettine, Pesaro, 1565; Betti's Apologie dagegen erschien erst 1574. Giarich, Vita di G. Muzio, S. 59. — 1569 war Betti zu Basel, hochgeachtet von den Gelehrten dieser Stadt. Er starb daselbst 1590.

**) Sie hatte sich vorher einige Zeit in Deutschland aufgehalten; 1559 ging sie nach Chiavenna, in der Hoffnung nach Neapel zurückkehren zu dürfen. Man hat gesagt, sie habe zu Chiavenna in größter Dürftigkeit gelebt; dieß scheint nicht wahrscheinlich; in Zürich hatte sie vier Kammerfrauen und einen Koch in ihrem Gefolge. 1558 widmeten ihr Curione seine erste Ausgabe der Schriften der Olympia Morata, (Basel) und Ochino sein Liber de praesentia corporis Christi in coenae sacramento (Basel).

***) Zanchi an Calvin, s. d. Zanchii epp., B. 2, S. 162.

†) Im Jahre 1555 widmeten ihm Calvin seinen Commentar zum ersten Corintherbrief, und Karl von Jonvillers, Calvin's Secretär, seine französische Uebersetzung von Mainardi's Anatomia della Messa (Genf, 16⁰); 1558 widmete ihm Pascali seine italienische Uebersetzung der Institution Calvin's (Genf, 8⁰.). Caraccioli starb 1586.

ihn zu besitzen; zugleich bot er ihm eine theologische Lehrstelle an; in Zürich seien Theologen genug, in Genf dagegen mangeln sie; nachdem Martyr der englischen und der deutschen Kirche gedient, möge er nun auch der französischen nützen; er selbst wolle abwechselnd mit ihm die heilige Schrift erklären, ja ziehe Martyr es vor, so sei er bereit ihm das ganze Fach der Bibelauslegung zu überlassen. Als im August Martinengo starb, wählte die italienische Gemeinde Martyr einstimmig zu ihrem Prediger; auch die englischen Flüchtlinge in Genf unterstützten die Bitte, die an ihn gerichtet wurde; Calvin selbst schrieb deßhalb an die Zürcher Prediger*). Martyr stellte es dem Rath anheim; der so oft wiederholte Ruf schien ihm von Gott zu kommen; Zürich wollte ihn aber nicht entlassen. Er mußte sich begnügen in schriftlicher Verbindung mit der Gemeinde zu bleiben, an deren Schicksalen er den lebhaftesten Antheil nahm. Als Caraccioli, dessen Gattin sich geweigert hatte ihm in's Exil zu folgen, Calvin befragte, ob es ihm nach göttlichem und menschlichem Rechte erlaubt sei sich von ihr scheiden zu lassen, rieth ihm dieser die Meinung mehrerer berühmter Theologen, vornehmlich Martyrs, einzuholen; letzterer stimmte für die Scheidung, da Caraccioli's Gemahlin durch ihr Benehmen die Ehe thatsächlich aufgelöst hatte; ähnlich urtheilten auch Bullinger und Ochino**); so daß Caraccioli, mit Erlaubniß des Magistrats, sich wieder verehlichte mit einer aus Frankreich ausgewanderten Wittwe. Viele Besorgniß machten Martyr die fortwährenden Umtriebe der Antitrinitarier in der Genfer Gemeinde; es waren meist Layen, Juristen, Aerzte, die, ohne theologische Bildung, über die Dogmen grübelten und sie ihrem Verstande zurecht zu legen suchten. Den 22. Mai 1558 berichtete Calvin an Martyr***), daß seit einiger Zeit der Arzt Giorgio Blandrata, aus Saluzzo, einige der Flüchtlinge überredet habe, es gebe nur einen Gott, den Vater Christi, welcher letztere nur der Erstgeborne der Geister sei; daß daraus eine Aufregung in der Gemeinde entstanden sei, welche nur mit Mühe wieder beruhigt werden konnte. Auch der Piemonteser Gianpaolo Alciati hatte, durch Behauptung ähnlicher Ansichten, zur Verwirrung beigetragen. Aus Furcht vor Verfolgung entfernten sich Beide aus Genf und kamen nach Zürich; sie begaben sich alsbald zu Martyr, in der unüberlegten Meinung ihn für sich gewinnen zu können. Er fand aber sogleich bestätigt was ihm Calvin über Blandrata's Lehre geschrieben hatte; da dieser aus dem Grundsatze, das göttliche Wesen sei untheilbar, den Schluß zog, es können nicht drei Personen angenommen werden, so urtheilte Martyr er könne der Folgerung nicht ausweichen, es gebe mehrere Götter neben einander; dieß

*) 31. August 1557. Ms.

**) Das Gutachten, vom 18. Mai 1559, wurde auch von den Geistlichen Graubündens unterschrieben. Es findet sich bei Zanchi, Opera, B. 8, Th. 2, S. 333. S. auch Balbano, Vie de Galéas Caraciol, S. 146 u. f.

***) Calvini epistolae, S. 206. — Calvin an Caraccioli, 19. Juli 1558. Lettres françaises, B. 2, S. 209 u. f.

war indessen nur ein Mißverständniß, zu dem Blandrata's seltsame Ausdrucksweise Anlaß gab, denn Blandrata wollte gerade dieser Folgerung, die er seinerseits der kirchlichen Dreieinigkeitslehre zuschrieb, entgehn. Nachdem sich Martyr mehrere Male mit ihm unterhalten hatte, besprach er sich mit Bullinger darüber; dieser entsetzte sich und rieth ihm nicht weiter mit Blandrata umzugehn, denn solche Geister seien schwer zu heilen. Martyr rieth daher seinem Landsmanne, sich aufrichtig mit den Genfern auszusöhnen, sonst könnte man ihm auch in Zürich keinen längern Aufenthalt gestatten; er stellte ihm vor daß die wiederberuhigte Genfer italienische Gemeinde ein rechtglaubiges Bekenntniß abgegeben habe, und drang deshalb in ihn dieses zu unterschreiben, um sich von der Einheit der Kirche nicht zu trennen. Er vermochte jedoch so wenig auf ihn als Wolf und Gualther, die sich gleichfalls bemüht hatten ihn eines Bessern zu belehren; zuletzt gab er ihm, auf des Antistes Rath, die Weisung sich zu entfernen, sonst setze er sich einer Verbannung aus*). Blandrata befolgte den Wink und machte sich auf den Weg nach Siebenbürgen; Alciati ging nach Chiavenna ins Veltlin.

Unter den italienischen Flüchtlingen wählte auch Martyr, durch die Vorstellungen Ochino's bewogen, der ihm eine Stütze wünschte für sein Alter, seine zweite Gattin, Catharina Merenda, aus Brescia. Sie gehörte einer reichen Familie der Genfer italienischen Gemeinde an; ihr Bruder der Kaufmann Andrea Merenda und der Marchese Galeazzo Caraccioli begleiteten sie nach Zürich, wo den 9. Mai 1559, die Vermählung statt fand; als Zeugen unterschrieben sich Caraccioli und Bullinger; Rudolph Gualther besang die Feier in lateinischen Versen, andre Freunde jedoch billigten sie nicht**).

*) Martyr an Calvin, 11. Juli 1558. Loci communes, S. 1120.

**) Die Verse Gualther's stehn in den Loci communes hinter Simler's Lobrede. — Jewel an Bullinger, 5. März 1563. Zurich letters, Cambridge, 1842; B. 1, S. 73. — In dem zu Zürich aufbewahrten Ehecontrakt versprach Martyr seiner Gattin, als Morgengabe halb so viel als sie mitbrachte; falls er vor ihr stirbt, ohne Kinder, behält sie die Morgengabe nebst den ihr von ihm geschenkten Kleidern; stirbt sie vor ihm, ohne Kinder, so fällt ihr Mitgebrachtes an ihre Erben zurück, der Rest, nebst den Kleidern, bleibt Martyr, der von ihrem Vermögen eine lebenslängliche Rente von fünf Prozent zu beziehen hat. Stirbt sie zuerst und sind Kinder da, so bleibt Alles dem Gatten; stirbt er zuerst, sind Kinder da, und heirathet sie wieder, so bleibt die Morgengabe den Kindern Martyr's.

Drittes Kapitel.

Beza's und Farel's den Deutschen übergebenes Bekenntniß über's Abendmahl. — Martyr's Meinung darüber.

Gleich in den ersten Zeiten seines Aufenthalts in Zürich, theilte Martyr mit dem Antistes Bullinger das höchste Ansehn in theologischen Dingen. Der vorsichtige, zu Vergleichen in schwierigen Lehren geneigte Bullinger, ward nun veranlaßt in der Fassung der Lehre bestimmter aufzutreten; er überließ sich gerne diesem Einflusse seines Freundes, denn er hatte hohe Achtung vor dessen „reiner Lehr", und sagte oft, „es sei sich höchlich hierüber zu verwundern, dieweil doch die Italiener, sonderlich wenn sie gelehrt, mehrtheils ihre besondren Meinungen haben"*). Martyrs Einfluß zeigte sich in den beiden Hauptlehren, dem Abendmahl und der Prädestination, und zunächst in ersterer.

Zwischen Bullinger und Calvin war, im Mai 1549, die Zürcher Uebereinkunft (Consensus Tigurinus) hinsichtlich des Abendmahls zu Stande gekommen; die Neuenburger, Schafhauser, St. Galler und bald auch noch andre Schweizer Theologen, waren demselben beigetreten; die Zwingli'sche Auffassung war dadurch verdrängt worden, um der Calvinischen Platz zu machen und in diesem Punkte die Lehreinheit in der Schweiz herzustellen. Butzer, der jeden Schritt zur Einigung willkommen hieß, hatte die Nachricht von dem abgeschlossenen Consensus mit der lebhaftesten Freude begrüßt**).

Martyr war nun kaum ein Jahr in Zürich, so sollte, von reformirter Seite aus, ein neuer Versuch gemacht werden um sich mit den Lutheranern zu verständigen, trotz der immer noch dauernden heftigen Streitigkeiten mit Westphal und den ihm gleich gesinnten Deutschen. Die Verfolgung der Waldenser im Jahre 1557 bewog die Genfer eine Gesandtschaft an den französischen Hof zu schicken, um für die armen Bedrängten Milde und Schonung zu erflehen. Um den Bitten mehr Nachdruck zu geben, sollten sie durch Schreiben oder Gesandte nicht nur der Schweizer Cantone, sondern auch deutscher protestantischer Stände unterstützt werden; würden auch Fürsten und Städte Augsburgischer Confession beitreten, mit denen die französische Regierung zu Zeiten nicht ungerne unterhandelte, wenn sie des Beistandes derselben gegen den Kaiser bedurfte, so hoffte man um so sicherer auf Erfolg, da dann der König die bedrückenden Maßregeln nicht mehr durch den Vorwand hätte entschuldigen können, sie betreffen nur Reformirte und Sacramentirer. Zu diesem Zwecke nun reisten Beza und Farel nach Zürich, Schafhausen, Basel, besprachen sich mit den Theologen und verhandelten mit den Rathsherren; über-

*) Ludw. Lavater, Leben Bullinger's. Miscell. Tigur., B. 2, S. 64.
**) Butzer an Farel, 12. Jan. 1550. Ms.

all beschloß man an der Sache Theil zu nehmen. Von Basel gingen sie nach Mümpelgard, dann nach Straßburg, wo Marbach, der mit ihnen bei Hotmann speiste, ihre allgemeine Erklärung zu billigen schien, sie seien weit entfernt im Abendmahl „bloß ein leeres Zeichen eines abwesenden Christus" zu lehren*). Von Straßburg begaben sie sich in die Pfalz. Bei dem Hofprediger des Churfürsten, Michael Diller, sprach sich Beza auf eine Weise aus, welche diesen bewog ihn zu bitten, er möge mit Farel ihre Lehre in einer kurzen Schrift zusammenfassen, die dem Churfürsten vorgelegt werden sollte. Sie thaten es, aber in Hinsicht auf die hohe Absicht die sie erreichen wollten, und in der Hoffnung, die nach Frankfurt berufene Versammlung der evangelischen Stände günstig zu stimmen, bedienten sie sich einiger Formen und Ausdrücke, die der Klarheit der Gedanken nicht förderlich waren, so sehr sie auch von Beza's diplomatischer Geschicklichkeit zeugten**). Dieser, der Verfasser des Bekenntnisses, sagte darin: die Schweizer erkennen im Abendmahl mehr als ein bloßes Symbol an; sie lehren daß die Substanz, das wahre Fleisch und Blut Christi nicht bloß sinnbildlich, sondern wahrhaft dargestellt und angeboten werden; daß, in Bezug auf den verheißenden und darbietenden Gott, die Sache selbst immer mit den Zeichen verbunden ist, ob diese nun Glaubigen oder Unglaubigen angeboten werden; daß daher die Differenz nicht in der Lehre von der Gegenwart Christi liegen könne, da die Schweizer diese mit den Deutschen annehmen; sondern nur in der Art wie die Gegenwart zu bestimmen sei, diese Art sei aber allein Gott bekannt, von evangelischen Christen sollte also nicht darüber gestritten werden; daß endlich die Elemente allerdings auf physische Weise uns mitgetheilt werden, daß jedoch eine Vermischung der Substanz Christi mit der unsrigen, ebenso unglaublich sei wie die Brodverwandlung, die Vereinigung sei eine geistige, vermittelt durch die unbegreifliche Kraft des heiligen Geistes.

Nachdem Beza und Farel dieß Bekenntniß zu Heidelberg dem Hofprediger übergeben, und dann noch Herzog Christoph von Würtemberg besucht hatten, der ihnen seine eifrige Mitwirkung zusagte, kehrten sie, im frohen Bewußtsein etwas Ersprießliches vollbracht zu haben, nach der Schweiz zurück. In Zürich sprachen sie viel von der guten Aufnahme die sie überall gefunden hatten, von der Bereitwilligkeit der Straßburger, Pfälzer und Würtemberger, von der Hoffnung das Werk werde gelingen; von dem Heidelberger Bekenntnisse sagten sie aber nichts; sie mochten wohl denken daß Martyr und Bullinger weder die absichtliche Dunkelheit desselben, noch den künstlichen Gebrauch lutherischer Formeln neben reformirten, schwerlich billigen würden. Beza schrieb später an Calvin***): „Doctor Martyr hätten wir es wohl anvertrauen mögen,

*) Hotmann an Bullinger, 13. Mai 1557. Hottomannorum epistolae, S. 13.

**) Das Bekenntniß findet sich bei Baum, Leben Beza's, B. 1, S. 405.

***) 17. Juli 1557. Baum, B. 1, S. 407.

wir wollten ihm aber keine Unannehmlichkeit verursachen, im Fall es bekannt würde, daß wir nur ihm allein die Sache mitgetheilt hätten." In Zürich machten sie bloß den Vorschlag ein gemeinschaftliches Bekenntniß der Schweizer abzufassen, was von Martyr und Bullinger, sowie auch von Calvin gebilligt wurde.

Unterdessen hatten aber die Heidelberger, besonders der streng lutherische, unduldsame, streitsüchtige Superintendent Tileman Heßhus, Beza's und Farels Erklärung bekannt gemacht, und zwar nicht als einen Einigungsversuch, sondern als eine den Lutheranern angebotene Concession. So kam sie auch nach Zürich; Valérand Poulain, der damals Prediger der Fremdengemeinde zu Frankfurt war, erhielt sie aus der Pfälzer Kanzlei und schickte sie sofort an Martyr*). Dieser und Bullinger waren nicht wenig darüber betroffen. Bullinger beklagte sich bitter bei Beza und bei Calvin, daß man ihnen das Bekenntniß nicht mitgetheilt hatte, und erklärte er würde weder ein solches abfassen noch das abgefaßte je unterschreiben **). Aehnlich schrieb Martyr an Beza ***): „Valerandus Polanus hat mir eine Erklärung zugeschickt, die du und Farel sollt abgegeben haben. Die Wahrheit zu gestehn, bin ich höchlich hierüber erstaunt; da du auf der Hin- und Herreise bei uns warst, meinte ich, in meiner Einfalt, du hättest in dieser Angelegenheit mit uns gemeinschaftliche Sache machen wollen. Ich bin daher überzeugt dieß Bekenntniß sei von Andern geschrieben. Wozu viele Worte? ich bin durchaus der Meinung, daß es nicht von dir ausgegangen ist. Ich habe an Calvin geschrieben was mir darin mißfällt; laß dir den Brief von ihm zeigen. Ich hätte es auch an dich geschrieben, wenn der Bote nicht so große Eile hätte. Ich bitte dich sehr mir bald zu antworten, auf daß ich die, welche von der Sache mit mir reden, be-

*) 5. Juni 1557. Ms.

**) An Beza, 16. Juli 1557. Ms. — Nach Senebier (Histoire littéraire de Genève. Genf, 1786; B. 1, S. 290) erschien: Confessio fidei doctrinaeque de coena Domini exhibita illustrissimo Principi Wirtembergensi in colloquio Wormatiensi, autoribus Th. Beza et G. Farello, cui accesserunt notae Bullingeri requirentes in autoribus simplicitatem, scripta augusti prima 1557. Was es mit dieser Schrift für ein Bewenden hat, vermag ich nicht zu sagen; ich habe sie nie gesehn. Da sie zugleich die mißbilligenden Bemerkungen Bullinger's enthalten soll, so ist es gewiß unrichtig, wenn Senebier sie unter den Werken Beza's anführt. Der Titel scheint gleichfalls unrichtig zu sein; es werden darin die zwei Bekenntnisse Beza's verwechselt, das, das er dem Herzog von Würtemberg, und das, welches er zu Worms übergab; jenes ist vom 14. Mai, dieses vom 8. Oktober 1557. Nach dem Datum, 1. August, zu schließen, wäre die Schrift vor dem Colloquium von Worms erschienen. Wie dem auch sei, so war schwerlich Bullinger selber der Herausgeber. So sehr er auch das Bekenntniß tadelte, so fühlte er sich doch zu sehr mit den Genfern verbunden, um öffentlich als ihr Tadler aufzutreten.

***) 20. Juli 1557. Ms.

sänftigen könne." In dem Briefe an Calvin, auf den sich Martyr hier berief*), tadelte er unumwunden die Zweideutigkeit des Bekenntnisses: „je mehr ich es betrachte, desto weniger kann ich glauben daß es von den Unsern sei aufgestellt worden; denn es geschieht keine Erwähnung darin des Empfangens durch den Glauben, und dieß scheint doch der Hauptpunkt des ganzen Streites zu sein; ich stoße mich nicht an dem Ausdrucke Substanz, da unser Glaube nicht einen leeren oder scheinbaren Körper zum Gegenstand hat; allein ich wundre mich daß behauptet werde, die Sache selbst sei mit den Zeichen verbunden; ich kenne keine andre Verbindung als eine der Bedeutung, die indessen eine wirksame ist, da der heilige Geist sich derselben als Mittel bedient. In diesen Dingen ist die größte Klarheit nöthig. Es ist nicht recht, die Art der Vereinigung mit Christo, als ein Geheimniß im Dunkeln lassen zu wollen, da wir immer gelehrt haben sie geschehe durch den Glauben. Es würde mich quälen, wenn das Bekenntniß wirklich so von den Unsern geschrieben worden wäre; da ich mich aber davon nicht zu überzeugen vermag, so schmerzt mich nur der Gedanke, daß solche Dinge unter unserm Namen verbreitet werden." Auch die Berner geriethen in große Aufregung. Calvin hatte nicht wenig Noth sie und die Zürcher milder zu stimmen; Beza selbst, offenbar beschämt zu erfahren, daß man seine so fein ausgedachte Formel für ein, der Aufrichtigkeit der Schweizer nicht würdiges, untergeschobenes Machwerk hielt, gab sich alle Mühe um sich zu entschuldigen, er reiste nach Bern, richtete einen gemeinschaftlichen Brief an Martyr und Bullinger**), und brachte es endlich, nach vielem Reden und Schreiben dahin, daß man sich über seine Gesinnung einigermaßen beruhigte. Den 29. August schrieb Martyr an Calvin***): „was du mir meldest über das Bekenntniß, genügt mir um mich zu überzeugen, daß Beza und Farel aufrichtig gehandelt haben." Nichtsdestoweniger blieb in den Herzen der Zürcher eine gewisse Kälte zurück, die für Calvin besonders sehr schmerzlich war†).

Als nach der Verfolgung der Evangelischen zu Paris, in den ersten Tagen des September 1557, Beza eine zweite Reise unternahm, um sowohl die Schweizer als die deutschen Stände um ihre Verwendung bei dem französischen Hofe zu bitten, bewog ihn Calvin, zu Zürich die Gelegenheit zu benutzen, um durch persönliche Besprechung die Gemüther vollends zu besänftigen. Beza und Farel, der sich ihm abermals anschloß, wurden zuerst von den Zürchern nur mit Zurückhaltung aufgenommen; als sie jedoch ihr Unrecht eingestanden und für die Zukunft mehr Vorsicht und Festigkeit verhießen, ward, zu Aller Befriedigung, die Eintracht wieder hergestellt, man reichte sich die Hände über

*) Loci communes, S. 1118.
**) 24. August 1557. Baum, B. 1, S. 471.
***) Loci communes, S. 1119.
†) Calvin an Farel, 14. Sept. 1557. Ms.

dem Consensus von 1549 *), und die Zürcher versprachen sich an Allem, was für die bedrängten französischen Brüder gethan werden sollte, zu betheiligen.

Beza und seine Begleiter begaben sich nach Worms, wo das Religionsgespräch statt fand, das Protestanten und Katholiken wieder vereinigen sollte. Martyr, der nach dem geringen Erfolg der vielen ähnlichen Versuche, die schon statt gefunden hatten, sich mit keiner Hoffnung schmeichelte, freute sich nur, daß Melanchthon dort erscheinen würde; er dachte, wenn es die Gelegenheit mit sich brächte, würde dieser ein Zeugniß für die Reformirten ablegen. Die Versammlung zu Worms trennte sich bekanntlich ohne Resultat. Die Theologen von Jena fingen damit an die innern Streitigkeiten der Protestanten zur Sprache zu bringen, und vor allen Dingen ein Anathem gegen Alle die zu verlangen, die nicht mit der Augsburger Confession übereinstimmten. Durch die hierüber entstandenen widerwärtigen Discussionen wurden alle weitern Verhandlungen vereitelt. Selbst Marbach, der als Straßburgs Abgesandter nach Worms gegangen war, beklagte den unbesonnenen Eifer der Sachsen **). Martyr, nicht minder darüber betrübt, dankte Melanchthon, daß er in die Verdammung der Schweizer nicht eingewilligt hatte ***). Bald darauf versuchte Beza, der zu Worms ein diesmal bestimmteres Bekenntniß abgegeben hatte, die Zürcher abermals zur Theilnahme an einer Besprechung mit den Lutherischen zu bewegen; auch die Basler drangen in sie, ihre Mitwirkung nicht zu verweigern, wenn sie zu einer allgemeinen Versammlung berufen würden †). Sie wollten aber nichts mehr davon hören, so wenig als die Berner, die Beza gleichfalls aufgefordert hatte ††). Zürich wies das Ansuchen durch ein von Martyr abgefaßtes Schreiben, vom 15. Dezember 1557, ab, das merkwürdig genug ist, um hier noch angeführt zu werden: „wir sind einer Einigung, mit denen die mit uns den nemlichen Herrn Christum bekennen, es seien Sachsen oder Schwaben, durchaus nicht entgegen, denn Christus hat uns Alle zu einem Körper zusammengefügt; aber wir können keine Art von Einigung zugeben, die nur auf Zweideutigkeit oder Verdunklung der Lehre beruhen, und lutherischerseits doch nicht angenommen würde. Religionsgespräche haben übrigens bis jetzt noch wenig genützt; die Geschichte der letzten Jahre beweist es hinreichend. Hüte dich daher den Fürsten abermals Dinge zu versprechen, die voller Schwierigkeit sind, und die nicht von einem Einzelnen ausgehn sollen, sondern der Besprechung Vieler bedürfen; schreibe nicht mehr solche Bekenntnisse, die du entweder später mühsam erklären mußt, oder die dich der Gefahr aussetzen deine eigenen Freunde dir zu Gegnern zu ma-

*) Bullinger an Calvin, 26. Sept. 1557. Ms.

**) Marbach an Lenglin, Worms, s. d. Ms.

***) 20. Oct. 1557. Loci communes, S. 1120.

†) Sulzer an Marbach, 22. Jan. 1558. Fecht, S. 75.

††) Die Berner an Beza, 1. Jan. 1558. Calvini etc. epistolae, ed. Bretschneider, S. 205. — Farel an Calvin, 19. Nov. 1557. Ms.

chen." Martyr schloß indem er den einzigen Weg angibt, der ihm zu einer Einigkeit möglich schien: „die Lutherischen mögen uns ertragen, so wie wir bereit sind ihre Gebräuche, Lehren und Redeweisen zu dulden; sie mögen die allzu heftigen und streitsüchtigen Geister unter ihnen besänftigen, auf daß diese nicht mehr so leidenschaftlich gegen uns schreiben, was wir nicht unbeantwortet lassen können. Bewahren wir den Frieden zwischen uns, tragen wir uns gegenseitig, bis der Herr uns bessere Zeiten und günstigere Verhältnisse schenkt"*).

Das waren herrliche, bedeutsame Worte; der rechte Geist der evangelischen Union konnte nicht treffender ausgesprochen werden. Zweideutige Redensarten sind kein Mittel der Einigung; wenn solche auch nicht immer von Gleichgültigkeit zeugen, sondern zuweilen aus der besten Absicht hervorgehn, wie dieß früher bei Butzer und dießmal bei Beza der Fall war, so vermögen sie doch selten die nach Bestimmtheit verlangenden Gemüther zu befriedigen. Daß aber auch entschiedenere Charaktere einer Einheit im Geiste nicht abgeneigt sein können, beweist Martyr zur Genüge. So lange sich keine Formel finden läßt die, ohne das Bekenntniß zu verdunkeln oder zu schwächen, über die schroffern Gegensätze hinausführt, ist nichts zu thun als was er vorschlug, sich in Frieden zu ertragen, in gegenseitiger Anerkennung, im Bewußtsein, daß man auf beiden Seiten zum Körper Christi gehört**). Dieses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller evangelischen Christen besaß Martyr in hohem Grade; er theilte es mit seinem Freunde Melanchthon. Ihr Standpunkt war aber über dem ihrer Zeit; eine Union, wie sie sie dachten, war noch nicht ausführbar; sie wurde es immer weniger, durch das immer starrere und heftigere Auftreten der Wortführer eines übertriebenen Lutherthums, welche das deutsche Reich von einem Ende bis zum andern mit dem Lärme ihrer unduldsamen Herrschaft erfüllten.

---

*) Bei Baum, a. a. O., S. 502. In ganz ähnlichem Sinne schrieb Martyr, den 26. August 1558, an einen hochgestellten Mann, der ihn abermals zu Unionsversuchen zu bereden suchte. Ms.

**) „Alle bisherigen irenischen Versuche, sagt der unlängst verstorbene geniale Dr. Passavant, sind dadurch gescheitert, daß sie eine Mitte zwischen den streitenden Parteien aufsuchten; aber nur die Mitte über den Parteien, welche die Momente der Wahrheit auf beiden Seiten anerkennt und sie zu einer höhern Einheit verknüpft, ist die versöhnende, die wahre Mitte." Sammlung vermischter Aufsätze, Frankf., 1857; S. 17.

Viertes Kapitel.

Streit mit Bibliander über den freien Willen.

Martyr's theologischer Einfluß zu Zürich zeigte sich noch deutlicher in der Art, wie seit dieser Zeit Bullinger und die andern Prediger über die Prädestination sich aussprachen. Man war allerdings dieser Lehre nicht zuwider, sie gehörte zum Ganzen des reformirten Systems, Zwingli hatte sie gepredigt, sie lag der Uebereinkunft mit Calvin übers Abendmahl zu Grunde*); nur hatte Bullinger stets darauf gedrungen „dieses große Geheimniß" mit Mäßigung und Vorsicht zu behandeln**); ja im Streite Calvins mit Bolsec hatten sich die Zürcher gegen Calvins schroffe Lehre erklärt und den Satz hervorgehoben, Gott will das Wohl aller Menschen***); auch hatten sie den Genfer Consensus vom 18. Dezember 1551 über die Gnadenwahl nicht unterschrieben. Es ist auffallend daß, während sie Calvin tadelten sich in der Abendmahlslehre nicht bestimmt genug auszudrücken, sie sich schwer an seine Durchführung der Prädestination gewöhnen konnten und für diese das Geheimniß in Anspruch nahmen, das er seiner Seits für das Abendmahl behauptete. Das Dogma hatte überdies einen erklärten Gegner an Theodor Bibliander, der, seit Zwingli's Tod, Professor des Hebräischen war; schon ums Jahr 1535 war ihm vorgeworfen worden, über den freien Willen im Sinne des Erasmus zu lehren. Er nahm eine bloße bedingte Prädestination an; der Rathschluß Gottes, daß nur die Gnade den Menschen retten könne, sei allein vorherbestimmt, es hänge aber von der freien Wahl des Menschen ab, ob er diese Gnade annehmen wolle oder nicht; keiner sei weder zur Seligkeit auserwählt, noch zum Voraus verworfen. Mehrmals, besonders 1551, hatte Bibliander gegen Calvin schreiben wollen†); Bullinger und Haller hatten ihn aber stets abgehalten, polemisch gegen den Genfer Reformator aufzutreten. Bei dieser Hinneigung der Zürcher zu einer mildern Auffassung der Prädestination, tröstete sich Zanchi, als Martyr Straßburg verließ, mit dem Gedanken, das ihnen so wichtige Lehrstück würde nun auch in Zürich mit mehr Entschiedenheit gelehrt und allgemeiner angenommen werden††). Bibliander selbst gab die erste Veranlassung dazu; Martyrs Einfluß befürchtend, wollte er nicht länger an sich halten; er begann, im Juni 1557, in seinem Collegium die Prädestination zu bekämpfen. Martyr, der in seinen Vorlesungen über das erste Buch Samuels, gerade an die Erzählung von der Verwerfung Sauls durch Samuel gekommen war,

*) Consensus Tigurinus, Art. 16.

**) Simler, Narratio de vita Bullingeri, f°. 27.

***) 1. Dez. 1551. Henri, Leben Calvin's, B. 3, S. 55.

†) Calvin an Farel, 27. Jan. 1552. Ms.

††) Zanchi an Calvin, s. d. Zanchii epistolae, B. 2, S. 163.

knüpfte nun an dieses Beispiel eine Erörterung der angegriffenen Lehre. Er berichtete darüber an Calvin: „ich habe dein Buch (die zweite Schrift gegen Castalio)*) mit der größten Freude gelesen; da deine Vertheidigung Gott zur Ehre und dem orthodoxen Glauben zum Schutze gereicht, so halte ich sie auch für die meinige, da ich in Allem mit dir übereinstimme. Ich habe angefangen von der Prädestination zu handeln, und werde die ganze Woche damit fortfahren. Dazu bewegt mich nicht bloß die Veranlassung der zu erklärenden Stelle, sondern auch daß mein College, wie du weißt, himmelweit in diesem Bezuge von mir verschieden ist, und die vergangene Woche in seinen Vorlesungen gegen die Lehre gesprochen hat. Ich hoffe meine Arbeit werde von Nutzen sein, denn ich sehe daß der größere und gelehrtere Theil mich mit Beifall hört" **). Es kam indessen noch zu keinem Streite zwischen den beiden Professoren. Erst zwei Jahre später griff Bibliander, dessen Verstandeskräfte zu schwinden begannen, seinen Collegen mit größerer Gereiztheit an. Der alte, geistesschwache Mann ersann sogar, in den letzten Tagen des Dezember 1559, ein wunderliches Mittel, um die Frage, ob er oder sein Gegner wirklich prädestinirt seien, zu lösen; er forderte Martyr zum Zweikampfe heraus, und soll selbst am bestimmten Orte mit einem Spieße erschienen sein. Anfangs Januar 1560 versammelten sich die Prediger und Theologen um über diesen Vorfall zu berathen; den 25. hielt Martyr, zur Erklärung und Vertheidigung seiner Ansicht vom freien Willen, einen ausführlichen Vortrag ***). Er sprach mit großer Ruhe und Würde, ohne den Gegner zu nennen, dessen Zustand milde Schonung gebot.

Er wies zuerst nach daß der Ausdruck freier Wille (liberum arbitrium) nicht in der Bibel vorkomme, ja nicht einmal bei den alten Philosophen. Darum ist aber der bezeichnete Begriff nicht schlechthin zu verwerfen; er hat von jeher die Aufmerksamkeit der Theologen und aller Denker in Anspruch genommen; es kommt nur darauf an ihn richtig zu bestimmen. Das lateinische Wort arbitrium bedeutet ein Urtheilen, Wählen, also einen Akt bei dem das Denken betheiligt ist. Freies arbitrium ist eine gewisse Fähigkeit des Willens, sich von selbst für oder gegen etwas zu bestimmen, das von der Vernunft vorgehalten wird. Der Gegenstand des freien Willens ist ein doppelter: die Dinge die zum sinnlichen Leben gehören und die unsre Vernunft fassen kann, und die Dinge welche diese übersteigen. Es frägt sich nun, wie sich hiebei der Mensch verhalte, erstens ehe er wiedergeboren ist, zweitens während der Wie-

*) Calumniae nebulonis cujusdam, quibus odio gravare conatus est doctrinam J. Calvini de occulta Dei providentia . . . responsio. Genf, 1557. Martyr hatte Calvin schon den 21. April dafür gedankt. Calvini epistolae, S. 205.

**) 1. Juli 1557. Bei Hottinger, Historia Ecclesiae Novi Testamenti, B. 8, S. 829.

***) Es ist der locus de libero arbitrio, in den Loci communes, S. 971 u. f.

dergeburt, und zuletzt nach derselben. Martyr führte besonders den ersten Punkt aus, da sich der Streit hauptsächlich um diesen drehte.

Die Unwiedergebornen haben freien Willen, in Bezug auf die sinnlichen Dinge, sie können gehn, stehn, liegen, nach Belieben; auch vermögen sie Manches von dem zu thun, das von dem göttlichen Gesetze geboten ist; kein Volk ist so roh, daß es nicht einen gewissen Sinn für das Rechte und Schickliche hätte. Das Gesetz setzt den Willen voraus, man stimmt ihm bei oder verwirft es; daraus folgt aber nicht, daß man Alles vermöge was es gebietet. Es gab zwar auch bei den Heiden herrliche Beispiele von Tugend und Weisheit; diese wurden aber angeregt durch eine spezielle That Gottes, der seinen Zwecken damit dienen wollte; im Ganzen ist der Wille durch die Sünde so sehr getrübt, daß es mit Recht heißt, was nicht aus der Gnade kommt ist Sünde. Was bei den Heiden Gutes geschah, war Werk der Gnade; von Natur ist der nicht wiedergeborne Wille unfrei, wie Luther richtig gesagt hat.

Er ließ sich hierauf in eine weitere Erörterung seiner Lehre ein, wie sie bereits in einem frühern Kapitel ausgeführt worden ist. Hauptsächlich widerlegte er den Pelagianismus und die Einwürfe gegen die Lehre vom unfreien Willen; er nahm hiebei zunächst auf diejenigen Rücksicht, welche von Bibliander entgegengestellt worden waren; es waren überhaupt solche, die nicht bloß von den Katholiken, sondern auch häufig von protestantischer Seite ausgingen und in manchen Punkten eine wohlbegründete Wichtigkeit hatten. Folgende sind die bedeutendsten: wenn der Wille nicht frei ist, so sind wir also Steine und Klötze? Nein, sagt Martyr, denn diese haben kein Bewußtsein, sie werden passiv bewegt, wir aber durch einen Anstoß, dessen wir uns bewußt werden und der unsrer Bestimmung gemäß ist. — So handeln wir aber nur gezwungen? Nein, es gibt keinen gezwungenen Willen, der Mensch handelt immer von selbst, spontan, aus eigenem Trieb; nur ist bei den Bösen dieser Trieb verdorben und kann nicht geheilt werden ohne die Gnade. Es war dieß ein schwieriger Punkt; den Gegnern gegenüber, welche Zwang und Nothwendigkeit stets verwechselten, um vermittelst dieser Verwirrung die protestantische Lehre leichter zu bekämpfen, hatten sich Luther und Calvin viele Mühe gegeben, den Unterschied beider Begriffe klar zu machen; auch Martyr suchte das Seinige dazu zu thun; er war mit allen Reformatoren der Ansicht, daß der Mensch, zwar nicht frei, aber aus eigenem Antrieb handle, und daß bei den Bösen dieser Trieb von der Erbsünde, bei den Auserwählten aber von Gott komme. Vor der Erneuerung des Willens durch Gott, bei der sich der Mensch ebenso passiv verhält wie bei seiner leiblichen Geburt, vermag er durch sich selbst nichts in Bezug auf die göttlichen und geistigen Dinge. Hier kam dann der Einwurf: so erwartet ihr also einen heftigen Anstoß, eine gewaltsame Bewegung von Gott? Nein, sondern nichts als die Wirkung der göttlichen Macht und Gnade. — Kann man aber dieser widerstehn? Allerdings; so lang man nicht wiedergeboren ist, kann man sich der allgemeinen Berufung, die durch die

an Alle sich wendende Predigt geschieht, widersetzen; tritt aber die spezielle Berufung ein, so widersteht man nicht mehr; es beweist dieß die Bekehrung des Paulus. — Läugnet ihr die Freiheit durchaus, so stoßt ihr diejenigen von euch ab, die sie suchen, und leistet dem Katholicismus Vorschub. Martyr antwortete: die Freiheit sei allerdings absolut zu läugnen, sobald man von den Dingen spreche die sich auf das Göttliche beziehen; erst durch die Wiedergeburt finde man diese Freiheit wieder, so weit es die Schwachheit der menschlichen Natur gestatte; den Wiedergebornen werde zwar auch die Unverlierbarkeit der Gnade zu Theil, aber ihre Freiheit bleibe doch nur eine unvollkommene, sie können noch sündigen, das Fleisch streite stets wider den Geist, allein sie trauern darüber, sie wissen daß sie nur einen Anfang besitzen, und sehnen sich nach der letzten, vollendeten Wiedergeburt im Himmel. „Mit Recht nehmen wir also eine dreifache Freiheit an: die Freiheit von einer zwingenden Nothwendigkeit, die den Frommen und Unfrommen gemeinsam ist; die von der Sünde und die vom Elend, welche beide die Unfrommen nicht besitzen, die Wiedergebornen aber zum Theil; wenn wir von manchfachen Unfällen hin und her geworfen werden, so sind wir in der Hoffnung selig; erst im himmlischen Vaterlande angekommen, werden wir von Sünde und Elend vollkommen befreit sein. Dieß möge über den freien Willen genügen."

In dieser Darstellung der Lehre, berief sich Martyr nicht nur auf Augustin und andere Kirchenväter, sondern vorzugsweise auf Oecolampad, auf Zwingli, auf seinen Vorgänger Pellican, um zu beweisen daß er nichts in der schweizerischen, und besonders in der Zürcher Kirche Unerhörtes behauptete. Seine Meinung wurde „von den Zürcher Kirchendienern und Predigern für die rechte erkannt und bestätigt". Den 30. Januar brachten sie die Sache vor die Bürgermeister und, nachdem diese den Bericht der Schulherren eingeholt, wurde Bibliander, den 8. Februar, wegen seines Alters und der Zerrüttung seines Geistes, doch mit Beibehaltung seines Gehaltes, des Lehramts enthoben*). Es gab Leute, welche sich wegen dieses Beschlusses über Martyr beklagten; warfen sie ihm etwa Herrschsucht oder Unverträglichkeit vor? Wir wissen nicht worauf man einen solchen Vorwurf gründen könnte; Bibliander wurde nicht pensionirt wegen seiner Lehre, sondern weil er geisteskrank war. Indessen wurde im Ausland so viel von der Sache geredet, daß selbst Freunde irre wurden, und Hubert Languet an Peucer schrieb, er hätte solches von Martyr nicht erwartet**).

---

*) Hottinger, **Historia Ecclesiae**, B. 8, S. 828. 901. — Wolfg. Haller an Zanchi, 18. Dez. 1562. **Zanchii epistolae**, B. 2, S. 42.

) 8. April 1560. **Langueti epistolae, Halle, 1699, 4°. **Lib.** 2, S. 44.

Fünftes Kapitel.

Englische Flüchtlinge in Zürich. — Martyr's Wirksamkeit für die englische Kirche, nach Elisabeth's Thronbesteigung.

Zu Allem was in Zürich Martyrs Herz erfreute, gehörte auch das Bestehn einer englischen Gemeinde. Schon unter Heinrich VIII. hatten englische Flüchtlinge hier gelebt, und nach des Königs Tod den Ruf von der Zürcher Gastfreundschaft und Frömmigkeit in ihrem Vaterlande verbreitet. Die blutige Reaction unter der katholischen Maria führte von Neuem viele gelehrte und angesehne Engländer in die edle Stadt; es kamen deren bei siebzig Familien; ihre Zahl wurde noch vermehrt, als der Widerwille der lutherischen Geistlichen viele Glieder der englischen Kirche aus Frankfurt vertrieb. Schon gleich nach dem Ausbruch der Verfolgung hatte Martyr an Bullinger geschrieben*), er möge sich bei dem Zürcher Magistrat verwenden, daß den Engländern eine Kirche und die Erlaubniß gestattet würde, in ihrer Sprache und nach ihrer Liturgie Gottesdienst zu halten. Zugleich hatte er ihm Thomas Lever empfohlen, der mit zwölf Zöglingen der Cambridger Universität von Straßburg nach Zürich ging; da die Jünglinge von reichen Kaufleuten unterstützt waren, wünschte Martyr bloß daß man ihnen ein Haus anwiese, wo sie gemeinschaftlich wohnen und sich vorbereiten könnten in bessern Zeiten der Kirche ihres Vaterlandes zu dienen. Diese Begehren wurden bewilligt, und bald sah man in Zürich eine wohlgeordnete englische Gemeinde**). Den studirenden Jünglingen hielt Bullinger biblische Vorlesungen. Es ist bereits weiter oben bemerkt worden, daß von Straßburg aus Martyr ein aufmunterndes Schreiben an die Flüchtlinge richtete. In Zürich, wohin ihn sein Freund und Hausgenosse John Jewel begleitete, traf er auch John Parkhurst, Thomas Sampson, seine alten Freunde Sir Antony Cook und John Cheke, Thomas Spencer, Procurator der Oxforder Universität, den Arzt Richard Masters, John Bale***), Lord Francis Russel, Grafen von Bedford und die von Frankfurt herübergekommenen Edwin Sands, Robert Horn, und Andre†).

*) 13. März 1554. Ms.

**) Kurz darauf machte Th. Lever eine Reise nach Genf, um Calvin zu besuchen.

***) Bale (Baleus) hielt sich auch einige Zeit zu Basel und zu Genf auf. Unter Elisabeth wurde er Canonicus zu Cambridge. In der Zueignungsschrift seiner Acta romanorum pontificum (Basel, 1559) spricht er, im Namen seiner Landsleute, den gerührtesten Dank für die Gastfreundschaft der Zürcher aus.

†) Unter Elisabeth wurden Parkhurst Bischof von Norwich, Sampson Professor der Theologie zu London, Masters Leibarzt der Königin, Lord Russel Mitglied ihres Privat-Raths, Horn Bischof von Wilton.

Den 30. November 1558 kam ein Bote nach Zürich, von in Straßburg lebenden Engländern abgesandt, um die Nachricht zu bringen Maria sei gestorben, und die Prinzessin Elisabeth ihr nachgefolgt. Martyr beeilte sich, die frohe Kunde an Calvin zu berichten, damit er sie den englischen Flüchtlingen in Genf mittheile; die Zeit ist gekommen, rief er aus, wo die Mauern Jerusalems in diesem Reiche wieder aufgebaut werden*)! In der That blühte die englische Kirche kräftig, obschon langsam wieder auf; es erfüllte sich was, nach Cranmer's Tod, Zanchi an Bullinger geschrieben hatte: „es ist nicht möglich, daß ein von dem Blute so vieler Märtyrer begossener Boden, nicht herrliche Saaten erzeuge, zur Ehre Gottes und der Kirche Christi"**). Groß war der Jubel und innig der Dank für diese unerwartete Rettung durch den Herrn. Zu Basel erschien eine Glückwünschungsschrift „Deutschlands an England"; John Fox fügte ihr ein feuriges Dankgebet bei im Namen der Vertriebenen***). Von allen Seiten eilten diese wieder in ihr Vaterland zurück; viele erhielten hohe Stellen in Kirche und Staat, alle blieben mit den schweizer Theologen, zunächst mit Martyr, in inniger, achtungsvoller Verbindung. Auf den Wunsch mehrerer der vornehmsten Engländer zu Zürich, schrieb Martyr, den 22. Dezember 1558, an die Königin Elisabeth einen seiner beredtesten Briefe, in dem er den Eindruck aussprach, den auf ihn, der ja auch englischer Flüchtling war, die neue Gestaltung der Dinge machte†): Es liegt in Gottes Weisheit, die welche er liebt zu prüfen und zu züchtigen, durch Schmach müssen sie zur Herrlichkeit, durch Tod zum Leben gehn. Auch an England und seiner Königin hat sich dieß bewiesen. „Denn du, o Fürstin, bist nicht auf leichtem, sanftem Wege zum Throne gelangt, sondern durch so große Gefahren hindurch, daß das Schiff deines Lebens bereits am Versinken war; nicht durch menschliche Hülfe, durch göttliche Kraft bist du erhalten und in den Besitz deines Reiches eingesetzt worden. Das ist durch den Herrn geschehn, es ist ein Wunder in unsern Augen. Denjenigen deiner Unterthanen, welche Christi Ehre suchen, so wie Allen denen, die das Heil deines Landes wünschen, kommt es vor als seien sie mit dir von den Todten erstanden. Ich will nicht der Letzte sein der Gott dafür dankt, und dir, der englischen Kirche und deinem Volke Heil zuruft. Du bist die heilige Deborah unsrer Tage, wie David wirst du Zion wieder erbauen." Das Heil Englands liegt in ihren Händen; Alle hoffen auf sie; sie möge dem Beispiele der Fürsten folgen, die dem Herrn gedient und die Kirche beschützt haben, so wie es auch ihr zu früh verstorbener Bruder gethan; sie solle sich nicht von denjenigen irre machen

*) 1. Dez. 1558. Loci communes, S. 1121.

**) Zanchii epistolae, B. 2, S. 33.

***) Germaniae ad Angliam, de restituta Evangelii luce, gratulatio. Basel, Joh. Oporinus, 29. Jan. 1559. Den Schluß bildet ein Schreiben von Fox an den Herzog Thomas von Norfolk.

†) Loci communes, S. 1121.

lassen, die sagen die Sorge für die Religion sei der Könige Sache nicht; „soll der König Alles andre, und nur die Kirche nicht, ordnen und schützen? da sei Gott für! wenn Bischöfe und Prediger ihrer Pflicht nicht warten, wenn sie von der reinen Lehre der Schrift abweichen in der Verkündigung der Lehre und der Verwaltung der Sacramente, wer soll sie auf den rechten Weg zurückrufen, wenn es der Fürst nicht thut? Erwarte nicht, daß sich Alle durch sich selbst dazu angetrieben fühlen, sie bedürfen des Sporns deines königlichen Ansehns; von dir beseelt und geschützt, werden sie den Tempel Gottes aus seinen Trümmern wieder neu errichten"!

Von Zürich aus schrieben auch Bullinger und Gualther an die Königin und an einflußreiche Männer ihres Hofs*). Ihre Briefe, nebst dem Martyr's, wurden ihr durch den Ritter Cook überreicht, im Beisein ihres Secretärs William Cecil, der Cook's Tochtermann war; beim Lesen derselben schien sie tief gerührt; Cecil erblickte Thränen in ihren Augen. Cook, Lord Russel und Andre drangen in sie, Martyr wieder zu berufen; die Universität Oxford war in kläglichem Verfall; fremde Mönche hatten Martyr's früheres Werk zerstört; es herrschten Unwissenheit und schlechte Zucht. Schon den 12. Februar 1559 schrieb Cook an Martyr, seine Wiederkunft werde von Elisabeth gewünscht**); bald aber schien sie den Wunsch wieder aufzugeben, denn als sie sich mit den protestantischen Ständen Deutschlands zu verbünden suchte, meldete man ihr von dort her, dieß würde Schwierigkeiten haben, wenn sie die reformirte Lehre begünstigte und besonders wenn sie Martyr, einen der berühmtesten Theologen dieser Kirche beriefe. Im Herbste indessen dachte man abermals daran, ihm seine alte Stelle zu Oxford, die man bisher unbesetzt gelassen, zurückzugeben; Viele hofften und glaubten er würde kommen; allein bei der noch dauernden Unsicherheit der Zustände, bei dem vielfach sich kund gebenden Haß der Katholiken und der Nothwendigkeit unablässig zum Streite gerüstet zu sein, schrieb ihm Jewel, er könne ihm nicht rathen, in seinem Alter, seinen stillen, ruhigen Aufenthalt in Zürich zu verlassen***). Erst im Jahre 1561 erging ein dringender Ruf an ihn; der Erzbischof Parker und mehrere Bischöfe beschlossen einen Theil ihrer Einkünfte anzuwenden, um fremde Theologen an den Universitäten anzustellen und ihnen die Reisekosten zu vergüten. Thomas, Herzog von Norfolk, schrieb deßhalb an Martyr, und machte ihm, im Namen der Königin und des Erzbischofs, die glänzend-

---

*) Auch Calvin richtete an sie ein Mahnschreiben, durch das er ihr seine neue Ausgabe des Commentars zu Jesaias widmete, 15. Jan. 1559. — Neal, History of the puritans, B. 1, S. 82.

**) Zurich letters, B. 2, S. 8. — Jewel an Martyr, 22. Mai 1560. Ebendas., B. 1, S. 45.

***) Jewel an Martyr, 28. April, 2. und 16. Nov. 1559. Burnet, History of the reformation of the Church of England. New edition. London, 1820. B. 3, Th. 2, S. 360. 381. 386.

sten Anerbieten *). Martyr stellte die Sache dem Zürcher Rathe und den Predigern anheim **); sie erklärten, sie würden ihn gerne ziehen lassen, zum Besten der englischen Kirche, baten ihn aber, in Rücksicht auf sein Alter und auf die Beschwerlichkeiten der Reise, es nicht zu thun; er könne ja England dienen durch seine Schriften und seinen Rath. Den 22. Juli meldete er dieß, entschuldigend, dem Grafen von Norfolk.

Kurz vorher war ihm eine große Freude bereitet worden; mit Dank gegen Gott und gegen die Königin erfuhr er, daß zu Cambridge das Andenken der so schnöde verurtheilten Butzer und Fagius wieder zu Ehren gebracht worden war, daß der Redner der Universität, Dr. Acworth, und der Prediger Dr. James Pilkington feierliche Lobreden auf sie gehalten hatten ***), und daß zu Oxford, auf Elisabeths Befehl, den 11. Januar 1561, der Leichnam seiner ersten Gattin ehrenvoll bestattet worden war, in dem nemlichen Grabe, das die Reste der heiligen Frideswida barg †).

Den Wunsch, den der Zürcher Magistrat aussprach, Martyr möge durch Schriften und Rath der englischen Kirche dienen, hat er redlich erfüllt, seit Elisabeths Thronbesteigung bis ans Ende seines Lebens. Schon Anfangs 1559 hatte er sein großes Werk gegen Bischof Gardiner vollendet, er widmete es der Königin, durch eine Zuschrift vom 1. März; es wurde, auf englische Kosten, schön gedruckt ††). Es besteht aus vier Theilen; der erste und wichtigste hat die Begründung der von Gardiner angegriffenen Lehre zum Zweck, so wie die Widerlegung der Transsubstantiation; Alles was Martyr früher über den Gegenstand geschrieben hatte, ist hier weiter entwickelt. Im zweiten Theile wird Gardiners Behauptung, Martyr habe in einer besondern Schrift Regeln aufstellen wollen über die Art die Kirchenväter zu erklären, zurückgewiesen; „es ist mir nicht einmal im Schlafe eingekommen ein solches Buch zu schreiben, denn es wäre eine unendlich mühselige Arbeit, da die Dinge, über welche die Väter sich ausgesprochen haben, unzählig sind.“ Doch geht er näher auf die Frage ein, und begründet seinen oft behaupteten Grundsatz, die alten Kirchenschriftsteller seien nur nach der heiligen Schrift zu beurtheilen und nicht als maßgebende Auctoritäten anzusehn. Im dritten und vierten Theile widerlegt er die Argumente der Katholiken gegen die Einwürfe, welche die Reformirten der Brodverwandlung entgegensetzten; zuletzt discutirt

*) Strype, Annals, B. 1, Th. 1, S. 381.

**) Martyr an Norfolk, 22. Juli 1561. Loci communes, S. 1134.

***) Den 22. und 30. Juli 1560. Scripta anglicana Buceri, S. 915 u. f.

†) Historia de exhumatione Catharinae nuper uxoris P. Martyris, ac ejusdem ad honestam sepulturam restitutione, Jac. Calfhillus Edmundo Grindallo; nebst darauf bezüglichen lateinischen Gedichten. Mit der Historia vera de vita etc. Buceri. — Im Juni 1561 war Santerenziano in London, von Bischöfen und Edlen aufs freundlichste aufgenommen.

††) Defensio doctrinae veteris et apostolicae de sacrosancto Eucharistiae sacramento, adversus Stephani Gardineri . . . librum. S. l. et a., f°.

er noch besonders die patristischen Stellen, auf welche Gardiner sich berufen hatte. Das ganze, 890 Folio-Seiten starke Buch resumirte er in einem gedrängten Auszug, der in 43 Sätzen die Substanz der reformirten Lehre zusammenfaßte*). Wer nur einigermaßen mit den lästigen Schwierigkeiten derartiger Arbeiten vertraut ist, muß die ausdauernde Geduld und den eisernen Fleiß bewundern, von denen dieses Werk Martyr's zeigt. Man begreift kaum wie er nicht müde wurde, nachdem er so oft schon die Lehre vom Abendmahl behandelt hatte, sie immer wieder von Neuem vorzunehmen, um sie immer gründlicher, von seinem Standpunkte aus, zu entwickeln, sie nach allen Seiten hin zu vertheidigen, und zugleich die katholische Ansicht mit einem Scharfsinn zu bekämpfen, der auch nicht das geringste Argument ohne schlagende Antwort läßt. Es war aber eine Lebensaufgabe für ihn geworden, deren Lösung er für eines der größten Interessen des Protestantismus hielt. Daß er ein Buch darüber schrieb, vor dessen Umfang auch der Geduldigste heutzutage erschrickt, war damals nichts Auffallendes; man hatte noch die zähe Ausdauer, die dazu gehört, um solche Werke zu lesen und zu bewundern; und, in der That, wenn man es dahin bringt sich hindurchzuarbeiten, muß man Beza Recht geben, wenn er sagt, das ganze christliche Alterthum hat nichts aufzuweisen, das den Gegenstand richtiger und gelehrter behandelt, als Martyr's Schrift**).

Den schon in Oxford gefaßten Entschluß, den Traktat des Doctor Richard Smith über die Priesterehe und die Mönchsgelübde zu widerlegen, hatte Martyr in Straßburg, im Winter des Jahrs 1555, ausgeführt, damals aber seine Arbeit noch nicht herausgegeben***). Er that dieß erst 1559, auf die Bitten seiner englischen Freunde, und widmete das Buch dem ehemaligen Kanzler von Oxford Richard Coxe, um ihm Glück zu wünschen zur Rückkehr ins Vaterland und zur Erlangung des Bisthums von Ely†). Er befolgte in diesem Traktate folgende Methode: zuerst stellt er die Sätze auf, die er in seinen Oxforder Vorlesungen entwickelt hatte; nachdem er diese weiter ausgeführt und begründet, gibt er der Länge nach die Einwürfe seines Gegners, woran er zuletzt die Widerlegung schließt. Bei jedem Satze untersucht er zuerst was die heilige Schrift über die Frage lehrt, und dann was von den An-

*) Dieses Epitome wurde von Josias Simler herausgegeben, nebst mehrern Erklärungen und Sendschreiben Martyr's über das Abendmahl. Zürich, 1563, 4°. Es befindet sich auch in den Loci communes, S. 878 u. f.; und in Hospinian's Historia sacramentaria, Zürich, 1602, f°., B. 2, S. 257 u. f.

**) An den Spanier Antonio Corrano. S. d. Bezae epistolae theologicae, S. 253.

***) Martyr an Calvin, 8. Dez. 1555. Ms.

†) Defensio ad R. Smythaei duos libellos de coelibatu sacerdotum et votis monasticis. Basel, Peter Perna, 1559. Die Zuschrift an Coxe ist vom 22. August 1559.

sichten der Kirchenväter und den Bestimmungen der Päpste und Concilien darüber zu halten sei. Smith ist dießmal ohne Schonung behandelt; Martyr fügte Documente bei, die dessen Charakter in seiner ganzen Niederträchtigkeit aufdeckten; ein solcher Mensch ohne Treu und Glauben verdiente nichts besseres. Nachdem er eine Zeit lang im Gefängniß gesessen war, entfloh er, von den englischen Protestanten und Katholiken gleich verachtet, in das Fürstenthum Wales, und von da nach Douai, wo er eine Pfründe erhielt und 1563 starb *). Martyrs Schrift gegen ihn, so wie das Werk gegen Gardiner und der Commentar über den Römerbrief wurden in England in zahlreichen Exemplaren verbreitet und mit Begierde gelesen; ungeduldig erwartete man die, erst 1561 erfolgte Herausgabe seiner Vorlesungen über das Buch der Richter **). Kein Theologe des Auslands genoß eines größern Ansehns in der englischen Kirche; die ausgezeichnetsten Bischöfe waren seine Schüler zu Oxford oder seine Freunde zu Zürich gewesen. Zu Zürich namentlich, so wie auch zu Genf, hatten mehrere von ihnen, wie früher schon Hooper und Andre, über Cultus und Kirchenverfassung Grundsätze sich angeeignet, die mit dem Wesen der durch Elisabeth wiederhergestellten, aber immer noch bischöflichen, allein von dem königlichen Willen abhängigen anglikanischen Kirche nicht zusammenstimmten. Immer merklicher zeigten sich die Symptome des puritanischen Geistes, und des Widerstandes gegen die hierarchische Ordnung, wie Heinrich VIII. sie eingeführt hatte. Martyr und seine Freunde, obwohl an andere, freiere Formen gewöhnt, und schwerlich den Ausbruch der spätern Kämpfe voraussehend, predigten unablässig Mäßigung und Unterwerfung unter das Gesetz. Hätte sich ihr Einfluß auf die entgegengesetzte Seite geworfen, so hätte vielleicht der Conflikt zwischen Presbyterianern und Anhängern des bischöflichen Systems, damals schon eine drohendere Gestalt angenommen. Wenigstens wären Männer wie Jewel, Sands, Sampson, wenn Martyr, Bullinger, Beza sie angefeuert hätten, statt daß sie sie zurückhielten, zweifelsohne zu den Puritanern übergegangen und hätten ihnen den Beistand ihres Eifers und ihrer Gelehrsamkeit gebracht.

Bereits den 17. Dezember 1558 schrieb Thomas Sampson, von Straßburg aus an Martyr ***): „bevor ich in mein Vaterland zurückkehre, wünsche ich dein Urtheil über einige Bedenken zu erfahren; können wir der Königin den Titel bewilligen, Oberhaupt der englischen Kirche nach Christus, da Christo allein der Name eines Hauptes der Kirche zukommt? können wir, zu

*) Nach einem Briefe Jewel's an Martyr, 1. Juni 1560, ging in England das unwahre Gerücht, Smith habe sich in Wales verheirathet und eine Kneipe eröffnet. (Zurich letters, B. 1, S. 47). Zu Douai schrieb er noch mehrere, zu Löwen gedruckte Streitschriften gegen Calvin, Melanchthon, Jewel, u. a.

**) Jewel an Martyr, 2. Nov. 1559. Burnet, B. 3, Th. 2, S. 381.

***) Zurich letters, B. 1, S. 1.

einem Amte berufen, dieses mit gutem Gewissen annehmen, so lange keine Kirchenzucht besteht? können wir die, einem englischen Bischofe zustehenden, manchfachen weltlichen Geschäfte versehn? können wir uns einsetzen lassen und den Priesterornat tragen, wie es in England üblich ist?" Martyrs Antwort auf diese Fragen ist nicht mehr vorhanden; aus der Art aber wie er sich früher gegen Hooper ausgesprochen hatte und wie wir ihn weiter unten auf ähnliche Skrupel werden antworten sehn, kann man schließen, daß er seinem Freunde den Rath gab, durch allzuheftigen Widerstand in äußern Dingen das Werk der englischen Reformation nicht zu gefährden. Dieß Werk ging auch in der That langsam genug voran; es schien selbst, im Vergleich mit dem was unter Eduard VI. gethan worden war, einen Rückschritt zu machen. Nicht nur ließ sich, im Februar 1559, Elisabeth von dem Parlamente wieder die höchste Kirchengewalt übertragen, sondern sie verordnete auch eine neue Revision der Liturgie, offenbar in der Absicht sie den Katholiken annehmbarer zu machen; Bilder, Crucifixe, Priesterkleidung wurden wieder eingeführt; durch die Uniformitätsakte des Monats Juni 1559 wurde diese Ordnung für alle Kirchen des Landes zum Gesetz erhoben. Die meisten der aus dem Exil heimgekehrten Geistlichen waren mit diesen Aenderungen höchst unzufrieden; sie hätten die reformirte Einfachheit gewünscht, statt der „papistischen" Liturgie und Hierarchie. John Jewel, welcher Bischof von Salisbury wurde, Edwin Sands, Bischof von Wigorn und später von London, Thomas Sampson, schrieben häufig an Martyr und Bullinger über die englischen Zustände und über die Hindernisse, die der entschiedenern Durchführung der Reformation in den Weg gelegt wurden; die Königin schien ihnen zwar zu allem Guten geneigt, sie klagten aber über ihr Zögern, über ihre Versuche durch Nachgeben in äußern Gebräuchen die Katholiken zu gewinnen; Jewel brach in einem seiner Briefe in die Worte aus: „O Zeiten der Königin Maria! damals wurde der Irrthum mit mehr Kraft vertheidigt als jetzt die Wahrheit! es soll jetzt alles mit Vorsicht, mit Klugheit, mit bedächtiger Ueberlegung geschehn"*)! Am bittersten beklagten sie sich darüber, daß Elisabeth in ihrer königlichen Kapelle ein Crucifix zwischen brennenden Kerzen hatte aufstellen lassen; da sie auf ihren Rath nicht zu hören schien, ja selbst Edwin Sands wegen seiner Opposition mit Absetzung bedrohte, wandten sie sich an Martyr, in der Hoffnung, durch seinen Einfluß werde sich die Königin bewegen lassen, das was sie für papistischen Gräuel hielten, zu entfernen. Sampson schrieb ihm, den 6. Januar 1560**), er möge doch sagen ob dieß nichts sei als ein äußerer, gleichgültiger Gebrauch; auch Bullinger und Ochino sollen sich darüber aussprechen; die Königin halte viel auf Ochino, ein Schreiben von ihm würde

*) 14. April 1559. Zurich letters, B. 1, S. 9.

**) Zurich letters, B. 1, S. 36. — Sands an Martyr, 1. April 1560. Ebendas., S. 42.

von großer Wirkung sein; da sie italienisch, lateinisch, griechisch verstehe, und sich geschmeichelt fühle von gelehrten Männern Briefe zu erhalten, würde sie gewiß ihrem Rathe folgen. Martyr antwortete*), er und Bullinger können nicht billigen, daß, während der Feier des Abendmahls, ein Crucifix auf dem Altar stehe; es sei dieß nichts an sich Indifferentes, es gehöre zum Bilderdienst. Diese Meinung war allerdings dem Geiste des reformirten Cultus gemäß; unsrer Ansicht nach, ging sie aber über das Ziel hinaus; das Bild des gekreuzigten Christus, wie es auch in den lutherischen Kirchen auf dem Altare steht, hat noch nicht zum Bilderdienst geführt; auch in der anglikanischen Kirche ist dieß nicht geschehn; dabei war freilich Elisabeths Absicht nicht die rechte; sie wollte ursprünglich das Crucifix nur als eine der katholischen Geistlichkeit gemachte Concession.

Auch die Streitigkeiten über die Priesterkleidung brachen wieder aus; mehrere der neuen Bischöfe und Theologen äußerten gegen dieselbe den heftigsten Widerwillen; Thomas Sampson schrieb deßhalb eine Reihe von Briefen an Martyr und Bullinger; beide waren aber der Ansicht**), es sei in diesem Punkte kein unbedingter Rath zu geben; es wäre zwar wünschenswerth die größte Einfachheit in den gottesdienstlichen Dingen zu beobachten, da aber die Priestertracht doch nur etwas äußeres sei und nicht wichtig genug um ihretwegen den Frieden zu stören, so möge Jeder seinem Gewissen folgen; die Hauptsache sei die rechte und reine Ausübung des Amts, die Kleidung die man dabei trägt mache das Amt weder schlechter noch besser. Der Streit wurde noch mehrere Jahre lang fortgesetzt; auch nach Martyrs Tode, correspondirten noch Bullinger, Zanchi und Andre häufig mit englischen Bischöfen darüber.

Die Londoner Fremdengemeinde war gleichfalls für Martyr ein beständiger Gegenstand der Sorge. Nachdem Elisabeth Königin geworden war, hatten wieder zahlreiche französische und niederländische Flüchtlinge in England ein Asyl gefunden. Johann von Utenhoven kam aus Polen zurück und sammelte sie zu einer Gemeinde, deren Vorsteher er ward. Auch Peter Alexandre kam wieder, da er aber Streitigkeiten veranlaßte, wandten sich die Franzosen an Calvin, der ihnen den gelehrten Nicolas des Gallars (Galasius) als Prediger sandte. Für die Flamänder wurde Hadrian Hamstaed angestellt, der bisher in den Niederlanden für die im Verborgenen bestehenden protestantischen Gemeinden thätig gewesen war, und 1559 die Geschichte der belgischen evangelischen Märtyrer herausgegeben hatte***). In London versuchte Hamstaed mystische Lehren zu predigen; er war es auch, der die englische Uebersetzung der Betrachtungen des Valdes verbreitete, welche anfän-

*) 20. März 1560. Loci communes, S. 1128.

**) Martyr an Sampson, 15. Juli, 4. Nov. 1559, 1. Febr. 1560. Loci communes, S. 1125 u. f. — Neal, History of the puritans, B. 1, S. 127 u. f.

***) Gerdesius, Historia Evangelii renovati. B. 3, S. 270 u. f.

gen den Genfer Theologen als gefährliche, subjective Speculationen zu erscheinen. Auch Wiedertäufer hatten sich eingefunden, und die phantastischen Vorstellungen eines Theils ihrer Sekte über die Menschwerdung Christi mitgebracht. Nach einem Briefe Jewels an Martyr*), tauchten selbst die antitrinitarischen Irrthümer auf, die mit dem falschen Spiritualismus der Wiedertäufer zusammenhingen. Daraus entstand allerlei sonderbare Verwirrung; trotz Utenhovens Drängen, wollte der selber mystische Hamstaed gegen die Sektirer keine Strenge gebrauchen. Bald erhielt Martyr durch Utenhoven genauern Bericht; dieser zögerte gegen Hamstaed einzuschreiten, da des Mannes Frömmigkeit allgemein gelobt war; er verlangte zuvor den Rath seines in England so hoch geachteten Freundes. Martyr erfuhr nun daß Hamstaed, obgleich er den Wiedertäufern sonst widerstände, behauptet habe, ihre Lehre Christus habe keinen irdischen Körper, sondern einen vom Himmel heruntergebrachten gehabt, wäre keine hinreichende Ketzerei, um sie von Christo und der Kirche zu trennen; denn sofern sie nur von der Furcht Gottes erfüllt seien, würden sie sich ohne Mühe überzeugen lassen daß sie in einem Irrthum befangen sind; um Christ zu sein, sei vor Allem nöthig zu glauben, daß Christus für uns gestorben und auferstanden ist und uns die Sündenvergebung erlangt hat; Christus sei Mensch von Maria geboren, dieß gehöre zum christlichen Bekenntniß; glaube man nun daß er wirklich gestorben sei, so werde man auch leicht zum Glauben kommen daß er wirklich geboren worden; die Wiedertäufer seien daher weder vom Heile auszuschließen noch aus der Kirche zu verstoßen.

Ueber diese Nachrichten berieth sich Martyr mit seinen Collegen; den 15. Februar 1561 schrieb er**), in ihrem Namen, ein längeres Gutachten, dessen Hauptgedanken folgende sind: Hamstaeds Meinung kann nicht gebilligt werden, denn es ist für den zum Heil gehörenden Glauben nicht gleichgültig, von Christi Körper zu denken was man will; die Wirklichkeit dieses Körpers ist ein wesentliches Lehrstück; wer sich darüber nicht zur orthodoxen Lehre bekennt, kann nicht in der Kirche bleiben; denn wie kann man an einen wahren Mittler glauben, wenn dieser nicht als wirklicher Mensch geboren, wenn er nicht durch irdische, leibliche Geburt in die Menschheit eingetreten ist? Wendet man ein, die Schrift sage nirgends daß die zu verwerfen seien, welche behaupten, Christus habe seinen Körper nicht aus Maria gehabt, so beweist dieß Nichts, denn es beweist zu viel; die Bibel hat nicht alle Irrthümer aufgezählt die in der Folge entstehn konnten; es muß genügen was Paulus gesagt hat: „so auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen, anders denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht" (Gal. 1, 8). Von der Barmherzigkeit Gottes ist allerdings viel zu hoffen, daneben aber sind seine Gerichte nicht zu vergessen, welche die Ungläubigen und die Irrlehrer

*) 6. Nov. 1560. Zurich letters, B. 1, S. 54.
**) Loci communes, S. 1128 u. f.

treffen. Die welche Hamstaed Glauben geschenkt haben, mögen daher zur Wahrheit zurückkehren, auf daß die Gemeinde der Franzosen und Flamänder nicht länger durch ihren Zwiespalt den Engländern ein Aergerniß sei; Hamstaed selbst, der weniger aus böser Absicht als aus Irrthum von der reinen Lehre abgewichen ist, möge, wenn er zu dieser zurückkehrt, als Prediger erhalten werden.

Hamstaed scheint jedoch in seinen Ansichten beharrt zu haben; denn, obgleich ihn der vielfach gelehrte, nach England geflüchtete Tridentiner Giacomo Contio (Acontius) vertheidigte*), so drang doch Utenhoven auf seine Entsetzung und Vertreibung; Utenhovens Bruder, Karl, der zu Antwerpen einer protestantischen Gemeinde vorstand, warf ihm dieß als Härte vor**). Hamstaed zog sich in die Niederlande zurück, erschien jedoch von Neuem in England, wurde 1562 abermals vertrieben, und erhielt eine Predigerstelle der französischen Gemeinde zu Emden; hier übersetzte er die Betrachtungen des Valdes ins Flamändische, worüber sich Beza in heftigen Ausdrücken beklagte***).

Sechstes Kapitel.

Fortgesetzte Wirksamkeit Martyr's für Polen. — Stancaro und die Antitrinitarier.

Martyrs Freunde, Johann Laski und Johann von Utenhoven, waren bereits Ende 1556 nach Polen zurückgekehrt. Laski, der schon das Jahr vorher von einem großen Theil des auf dem Petrikower Reichstage versammelten Adels einen Ruf erhalten hatte†), ward, trotz des heftigen Widerspruchs der katholischen Bischöfe, von dem Könige als Oberaufseher der protestantischen Gemeinden in Klein-Polen angestellt. Unter seiner tüchtigen und weisen Leitung, machte die Reformation erfreuliche Fortschritte, wie sehr auch die höhere Geistlichkeit, der päpstliche Legat Lipomanno und die Jesuiten dagegen wirkten, und wie sehr selbst viele Protestanten sich seiner calvinischen Strenge und Einfachheit widersetzten. Utenhoven ertheilte Martyr und Bullinger, in häufigen Schreiben, Bericht über die bedeutsamsten Vorfälle der polnischen Kirchenverbesserung††). Martyrs Ansehn war in Polen nicht minder groß als in England und in der Schweiz; in Allem, was sich auf Feststellung oder Ver-

*) Gerdesius, Scrinium antiq., B. 7, Th. 1, S. 123.

**) 14. Mai 1561. Gerdesius, Hist. Evang. renovati, B. 3, Docum. 151.

***) 1566. Beza, Epistolae theolog., S. 40. 253.

†) Man hatte auch Melanchthon, Calvin und Andre berufen wollen.

††) 30. Juni, 12. Sept. 1558. 2. und 13. Jan. 1559. Ms.

theidigung der Lehre bezog, wurde er zu Rathe gezogen; seine Werke wurden in Polen verbreitet*); polnische Jünglinge besuchten in Zürich seine Vorlesungen; Geistliche und Gelehrte kamen, um sich mit ihm und Bullinger zu besprechen; so im October 1557, der für die Verbreitung des reformirten Bekenntnisses eifrig thätige Pfarrer Stanislas Lutomirski**), und gegen Ende 1558 der Doctor Johann Lusenski, welchem Martyr und Bullinger Briefe mitgaben an den Bischof von Wladislaw, Jacob Uchanski, um ihn aufzumuntern im evangelischen Glauben zu beharren***).

So sehr sich aber Martyr freuen durfte über das Voranschreiten der polnischen Reformation, so sehr er hoffte „Gott werde dieses Reich vollends erwecken"†), so vielen Kummer machten ihm dagegen die auch hier ausgebrochenen Streitigkeiten zwischen Lutherischen und Reformirten, und das immer weitere Umsichgreifen der Ansichten der Antitrinitarier. Zu dem allgemeinen Interesse für Polen kam bei Martyr noch ein besonderes, so zu sagen persönliches. Auch in diesem Lande hatten viele italienische Protestanten eine Zuflucht gefunden; in Wilna zum Beispiel waren sie zahlreich genug, daß Vergerio sie versammeln konnte um ihnen zu predigen ††). Man weiß, mit welcher Liebe Martyr seine Landsleute im Herzen trug; er kannte aber auch die Neigung zum Speculiren, die bei Vielen derselben einen rechten, festen Glauben nicht aufkommen ließ. Stets besorgt für ihr Wohl, wünschte er daher auch deßhalb das Seinige dazu zu thun, daß die Einigkeit in Polen erhalten und die Irrlehren vermieden würden.

Die, im Jahre 1548 aus Böhmen vertriebenen und in Polen aufgenommenen mährischen Brüder hatten sich, seit 1555, mit Beibehaltung ihrer eigenen Kirchenverfassung, den Reformirten angeschlossen. Calvin hoffte das Beste von dieser Einigung, besonders auch aus dem Grunde, weil die längere christliche Erfahrung der Böhmen den polnischen Protestanten von großem Nutzen sein würde†††). Laski, der den hohen, weit über seine Zeit hinausliegenden Gedanken gefaßt hatte, alle evangelischen Christen seines Vaterlands zu einer Gemeinschaft zu vereinigen, bemühte sich auch die Anhänger der Augsburgischen Confession dafür zu gewinnen; eine im Jahr 1557 gehaltene Synode forderte dieselben, jedoch vergebens, zur Einigung auf. Durch dieß Miß-

---

*) Den 7. Januar 1559 schrieb er an Utenhoven, der Druck seines Werkes gegen Gardiner werde in Kurzem beendet sein, auf der nächsten Frankfurter Messe werden die polnischen Buchhändler eine hinreichende Anzahl von Exemplaren finden. Gerdesius, Scrinium, B. 4, S. 674 u. f.

**) Später Superintendent des Districtes von Pinczow.

***) Fueslin, Epistolae reform. helv., S. 434. — Auch Calvin schrieb damals an diesen Bischof. Calvini epistolae, S. 211.

†) An Utenhoven, 7. Januar 1550. Gerdesius, Scrinium, B. 4, S. 674.

††) Vergerio an Albert von Preußen, 29. Oct. 1556. Sixt, P. P. Vergerius. Braunschweig, 1855. S. 534.

†††) An Karninski, 29. Dec. 1555. Calvini epistolae, S. 170.

lingen betrübt, ermunterte Calvin, durch ein Schreiben vom 24. October*), die Reformirten und die Brüder, sich dadurch nicht irren zu lassen, sondern fest verbunden zu bleiben. Solche Aufforderungen waren nicht überflüssig, denn die Lutheraner wandten Alles auf, um die Böhmen auf ihre Seite zu ziehen; im Auftrage des Herzogs Christoph von Würtemberg hatte Vergerio, der zur Augsburgischen Confession sich bekennende ehemalige Bischof von Capo d'Istria, den König von Polen sogar aufgefordert, eher als sich mit den Schweizern zu vereinigen, das Bekenntniß der böhmischen Brüder anzunehmen; die Vereinigung dieser letztern mit den Reformirten wäre dadurch wieder aufgehoben worden. Immer mehr bedrängt, sandten daher die Böhmen, im Mai 1560, einen ihrer gelehrtesten Geistlichen, Johann Rokita, und Peter Herbert in's protestantische Ausland, „um das Band der Einheit mit allen Bekennern des Evangeliums zu erneuen", und dadurch ihre Gemeinden zum Festhalten an der Union zu ermuntern. In Bezug auf das Abendmahl war ihre Confession so gehalten, daß sie zu einer Aussöhnung hätte hinleiten können; es war darin die Gegenwart des wirklichen Christus behauptet, vermittelst sacramentlicher Vereinigung; in diesen allgemeinen Ausdrücken konnten sowohl Lutherische als Reformirte ihre Lehre wiederfinden. Die beiden Abgesandten kamen nach Würtemberg; mit guten Empfehlungen der dortigen Theologen kehrte Rokita nach Polen zurück. Herbert begab sich noch nach Heidelberg, nach Straßburg, in die Schweiz, unterhielt sich überall mit den angesehensten Gelehrten und Predigern, und ließ sich Briefe geben von Calvin, im Namen der Genfer, von Musculus zu Bern, von Martyr und Bullinger; Alle gaben dem Glaubensbekenntnisse der Brüder das beste Zeugniß**). Die Einigung der Lutherischen mit den Reformirten zu Sendomir (1570), erlebte Martyr nicht mehr.

Die schon frühe in Polen hie und da hervortretende Neigung zum Widerspruch gegen die Dreieinigkeitslehre, wurde allgemeiner und bedenklicher, seit der Ankunft der aus der Schweiz vertriebenen Italiener Blandrata und Gribaldo. Im Spätjahr 1558 erfuhr Martyr, durch den nach Zürich gekommenen Gehülfen Laski's, Sebastian Pecki, daß Blandrata, welchen Laski selber zuerst freundlich aufgenommen hatte***), Einfluß gewinne auf den Fürsten Radziwil, Palatin von Wilna, einen der edelsten Beförderer der Reformation in Polen, bei dem sich Blandrata als Arzt nothwendig gemacht hatte. Alsobald schrieb er an den Fürsten, um ihn zu warnen, und forderte Calvin auf dasselbe zu thun†); Calvin wiederholte seine Warnungen in dem Schreiben an die Polen, das er den 30. Juni 1560 Herbert mitgab††), so

*) O. c., S. 186.
**) Regenwolscius, S. 62.
***) Simler, Narratio de vita Bullingeri, f°. 33.
†) An Calvin, 16. April 1559. Loci communes, S. 1124.
††) Calvini epistolae, S. 233.

wie in der Zuschrift an Radziwil, durch die er ihm (1. August 1560) die zweite Ausgabe seines Commentars über die Apostelgeschichte widmete. Der Fürst, der weder aus der Einheit der Kirche scheiden, noch sich von seinem Arzte trennen wollte, sandte, 1561, Martin Segowicz in die Schweiz, um zu versuchen, ob nicht zwischen Blandrata und den Reformirten eine Versöhnung möglich wäre. Martyr war gerade in Frankreich; Bullinger gab deßhalb ein Bedenken, dem sein Freund später beistimmte, und in dem er ihren gemeinschaftlichen Grundsatz ausführte, daß, wie herrlich und wünschenswerth auch die Eintracht sei, man doch die Wahrheit ihr nicht opfern dürfe, zumal da es sich hier um eine zu wichtige Sache handle, als daß man nachgeben könne*). In demselben Sinne sprach sich auch Calvin aus**). Blandrata mußte sich auf der Pinczower Synode, 1561, verantworten; er legte ein Bekenntniß ab, das die Polen befriedigte, die Schweizer aber nicht; nach wiederholten Streitigkeiten und Verhandlungen verließ er den Fürsten Radziwil, und begab sich nach Siebenbürgen, wo er offen als Unitarier auftrat.

Das Erscheinen der italienischen Antitrinitarier in Polen, hatte auch Stancaro veranlaßt seine eigenthümlichen Lehrsätze wieder zu verbreiten. Die von Lismanini mitgebrachten Schreiben der Reformatoren hatten nichts an seiner Meinung geändert. Er gab nun vor der Kirche einen Dienst zu leisten, denn die Gegner der Dreieinigkeit könnten nicht siegreicher bekämpft werden, als durch seine Lehre von Christo, der allerdings Gott, aber nur nach seiner menschlichen Natur Mittler gewesen sei. Er fand Anhänger unter dem polnischen Adel, der sich überhaupt gerne an theologischen Streitigkeiten betheiligte. Dagegen meinten die Antitrinitarier, Stancaro könne, von orthodoxem Standpunkte aus, gar nicht widerlegt werden; es sei eben so inconsequent von einem Mittler zu reden, wenn man behaupte Christus sei es als Gott und Mensch zugleich gewesen, als wenn man, um seine Gottheit zu retten, annehme er sei es nur als Mensch gewesen; ein Mittler sei nur denkbar, wenn er von Gott verschieden ist, das heißt wenn der Vater größer ist als der Sohn und nicht wesentlich eins mit ihm. Lismanini, der sich bisher nicht von der Kirchenlehre entfernt hatte, ward von diesem Raisonnement geblendet und zeigte sich besonders eifrig es hervorzuheben. So half ein Irrthum zur Verbreitung des andern; es entstand eine Verwirrung, welche den polnischen Theologen manche Verlegenheit brachte. Als sie den Zürchern den Tod Johann Laski's meldeten***), baten sie dieselben auch um ihre Ansicht über Stancaro's Lehre; sie fügten bei, daß dieser vorgebe, Martyr stimme in mehrern Stellen seiner Commentare völlig mit ihm überein. Es war daher natürlich, daß Martyrs Collegen ihm die Abfassung der Antwort übertrugen.

*) Simler, Narratio de vita Bullingeri, f°. 37.

**) Oct. 1561. Epistolae, S. 258.

***) Er starb den 13. Januar 1560.

Er schrieb sie den 27. Mai 1560; in tiefgefühlten Worten drückte er seinen Schmerz aus über den Tod des frommen, hochsinnigen Mannes, der ihm so lange und so innig befreundet gewesen war. Was er hierauf über das Mittleramt Christi sagte, war im Ganzen dasselbe was er schon vier Jahre vorher durch Lismanini hatte berichten lassen; nur verwahrte er sich gegen die Zumuthung, er habe ähnliche Ansichten wie Stancaro; man möge ihm die Stellen zeigen, auf welche dieser sich berufe, und man werde sehn wie sehr er von ihm abweiche; bis dahin begnüge er sich mit dieser Protestation*).

Dieses Schreiben ward für den, immer hitziger streitenden Stancaro die Veranlassung die Zürcher sowohl für Arianer als für Eutychianer auszugeben, als solche die bald die Verschiedenheit der drei Personen behaupten, gleich als seien dieselben nicht von gleicher Natur, bald Gottheit und Menschheit in Christo so mit einander verschmelzen, daß die eine in der andern aufgehe. Es erfolgten in Polen lebhaftes Gezänk und immer größere Confusion. Die orthodoxen Prediger wußten kaum mehr sich zu helfen. Da beauftragten einige Edelleute den, seiner Studien wegen nach der Schweiz und nach Straßburg reisenden Christoph Thretius, nochmals die Zürcher um Aufklärung zu bitten. Im März 1561 faßte daher Martyr ein neues, und dießmal sehr ausführliches Schreiben ab; zuerst stellte er in kurzen Worten die Kirchenlehre über die Dreieinigkeit und über die beiden Naturen in Christo auf, um dann desto gründlicher diejenige über das Mittleramt zu entwickeln. Es ist wichtig seine Argumente zu kennen, da es immerhin eine schwierige Lehre ist, die, dadurch daß man menschliche Begriffe und Verhältnisse, spitzfindige Distinctionen oder überschwängliche Redensarten darauf anwendet, leicht verdunkelt wird.

Martyr begann mit dem Satze, daß Christus Mittler ist nach seinen beiden Naturen; in Bezug auf diesen Punkt brauchte nicht bewiesen zu werden, daß er Mittler sei als Mensch, denn Stancaro gab dies zu, sondern nur daß er es auch nach seiner göttlichen Natur ist, oder vielmehr daß im Mittlergeschäft beide Naturen nicht zu trennen sind; nimmt man jede für sich, so ist keine dazu passend, denn einerseits kann die menschliche, als solche, nicht dazu genügen, und andrerseits konnte die göttliche nicht das Leiden und Sterben übernehmen. War aber Christus schon Mittler, als zweite Person der Trinität, vor seiner irdischen Geburt? Nein, insofern er mit dem Vater gleichen Wesens ist; allein ja, insofern er von Ewigkeit dazu bestimmt war Fleisch zu werden um die Erlösung zu vollbringen. Allerdings war, vor der Geburt, die menschliche Natur noch nicht mit der göttlichen verbunden, welche menschliche doch zum Mittleramte gehört; aber in Gottes Rathschluß war die Verbindung vorausbestimmt. Daß die göttliche Natur nicht vom Mittler auszuschließen ist, geht aus folgendem hervor: zur Versöhnung der Menschheit mit

*) Auch Calvin gab ein Gutachten, im Namen der Genfer, 1560. Epistolae, S. 289.

Gott war es nicht hinreichend daß Christus überhaupt wirkte, litt und starb; sein Werk mußte so vollkommen sein, daß Gott daran Wohlgefallen haben und sich damit genügen lassen konnte; dieß wäre aber durch die bloße menschliche Natur nicht möglich gewesen; erst durch Vereinigung mit der göttlichen konnte die Vollkommenheit des Werkes Christi erreicht werden. Aus Hebräer 10, 10*) geht hervor, daß der Leib Christi das Opfer war, aber ein Opfer durch das wir geheiligt werden; das Geopfertwerden kommt dem Leibe zu, die Heiligung aber kann nicht von diesem herrühren, sondern nur von der, mit dem Menschen verbundenen göttlichen Natur; Beides war zur Vermittelung nöthig; daher ist Christus Mittler nach seiner doppelten Natur, sonst wird die Frucht von der Wurzel getrennt. Auch sind die Worte des Paulus nicht zu übersehn: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber“ (2 Cor. 5, 19).

Stancaro hatte zugegeben daß, in gewissem Sinne, Christi göttliche Natur zum Mittleramt mitgewirkt habe, insofern sie den Menschen Christus in seinem Leiden unterstützt und angeregt hatte. Hierauf antwortete Martyr, es handle sich nicht um eine mitwirkende Ursache, sondern um den Sohn Gottes, der Mensch geworden und allein, in solcher Verbindung, das Werk vollbringen konnte. Diese Lehre führt zu keinerlei Häresie; sie thut der Dreieinigkeit keinen Abbruch; es geht weder daraus hervor, daß Christus ein zweiter Gott neben dem Vater sei, noch daß die Gottheit selbst als solche den Tod erlitten habe, noch endlich daß der Sohn dem Vater untergeordnet sei; die Einheit des Wesens bleibt; als Mensch hat Christus gelitten und ist gestorben, als Gott gab er seinem Werk die zur Versöhnung nöthige Vollkommenheit.

Nachdem dann Martyr eine Anzahl von Stellen aus den Kirchenvätern angeführt, um zu beweisen, daß die orthodoxe Lehre die der alten Kirche gewesen sei, fügte er die richtige, aus tiefem christlichem Gefühle hervorgegangene Bemerkung bei: „ich frage, welche Erbauung oder welchen Nutzen hat dieser Streit über den Mittler der Kirche gebracht? Fürwahr, wir können, auch ohne diese spitzfindigen Untersuchungen, mit gutem und aufrichtigem Glauben den ganzen Christum umfassen, als unsern vollkommenen und gewissen Mittler. Es sind allerdings Gegenstände die die Neugierde anregen; sie haben aber nur einen Nutzen wenn man sie unberührt liegen läßt, oder sie gleichsam durch eine Wolke betrachtet und das sie umgebende Dunkel nicht unbesonnen zerstreuen will; sucht man sie zu ergründen, disputirt man darüber, zumal mit erbittertem Gemüthe, so werden sie gefährlich und der Erbauung wird nicht im entferntesten dadurch gedient.“ Es wäre gut, wenn auch heute noch Mancher diese Worte sich zu Herzen nähme; die Einen würden nicht, weiter gehend als Stancaro selbst, der doch die Gottheit Christi beibehalten

*) „In welchem Willen wir sind geheiliget, einmal geschehen durch das Opfer des Leibes Jesu Christi.“

wollte, den Erlöser als einen gewöhnlichen Menschen betrachten; Andre, zu denen berühmte Prediger gehören, würden sich hüten von dem Gottesblute zu reden, durch das wir erlöst worden sind; wenn dieß nicht eine bloße Redefigur ist, so erneuert es eine Irrlehre, die schon von der alten Kirche mit Recht verworfen worden ist.

Am Schlusse seines Schreibens gab Martyr noch einige Warnungen gegen die Antitrinitarier, und ermahnte die Polen nach beiden Seiten hin die Wahrheit zu bekennen.

Dieses Schreiben, das mit dem vom 27. Mai 1560, zu Zürich gedruckt wurde*), beendete jedoch den Streit nicht. Stancaro fuhr fort die Orthodoxen in den heftigsten Ausdrücken zu bekämpfen; er gab eine Schrift heraus, in der er Martyr, Bullinger und Calvin beschuldigte, nicht weniger als siebenerlei verschiedene Ketzereien zu lehren**). Die polnischen Reformirten, aus Besorgniß bei den Kirchen des Auslands in den Verdacht zu gerathen, diese Angriffe zu begünstigen, faßten auf der Synode zu Pinczow, den 22. August 1562, ein Glaubensbekenntniß ab, das selbst der wieder schwankend gewordene Lismanini unterschrieb. Sie schickten es an die Straßburger, die Zürcher, die Genfer; es wurde gebilligt, und allgemein wurde geklagt über den zwecklosen, scholastischen Streit. Martyr wurde durch den Tod verhindert, auf Stancaro's Schrift zu antworten; Josias Simler that es, ebenso Calvin; in Polen dauerte jedoch das unfruchtbare Gezänk noch lange fort.

Siebentes Kapitel.

Streitigkeiten mit Johann Brenz über die Ubiquität.

Ein ähnliches Gezänke beschäftigte in Deutschland die Geister, zwar nicht über den nemlichen, aber doch über einen ebenso unfruchtbaren Gegenstand

*) Epistolae duae ad ecclesias polonicas, Jesu Christi evangelium amplexas, de negotio stancariano et mediatore Dei et hominum Jesu Christo, an hic secundum humanam naturam dumtaxat, an secundum utramque mediator sit. Zürich, 1561. Auch bei Schlüsselburg, Catalogus haereticorum, Lib. 9, S. 184 u. f.

**) De trinitate et mediatore domino nostro Jesu Christo, adversus Henr. Bullingerum, Petrum Martyrem, Joh. Calvinum, et reliquos Tigurinae ac Genevensis Ecclesiae ministros, Ecclesiae Dei perturbatores. De trinitate et unitate Dei, deque incarnatione Domini nostri Jesu Christi, adversus Tritheitas, Arrianos, Eutychianos, Macharianos, Cerinthianos, Ebionitas, et Photinianos. Opus novum de reformatione tum doctrinae christianae, tum verae intelligentiae sacramentorum, cum matura consideratione et fundamento scripturae sanctae et consilio ss. Patrum. Krakau, 1562.

wie der in Polen verhandelte. Es war die Lehre von der Ubiquität, das heißt von der Ueberallheit des wirklichen Leibes Christi. Dieses Dogma, dessen Name nicht minder unwissenschaftlich ist, wie die Beweisführung auf welche es sich stützte, war ein dürrer Auswuchs der, in materiellstem Sinne genommenen Auffassung Luthers vom Abendmahl. Wie jene Zwerge die, auf den Schultern des Riesen sitzend, prahlten in weitere Ferne zu blicken wie dieser, so meinten die nachgebornen Schüler Luthers das, was er in inniglebendigem Glauben als mystisches Geheimniß verehrte, vermittelst ihrer Grübeleien tiefer zu durchschauen. Zwar hatte Luther selber, durch die Polemik zu immer consequenterer Durchführung seiner Ansicht veranlaßt, in den Schriften seiner spätern Jahre die Ubiquität behauptet; aber erst seine Nachfolger haben ihr die Form gegeben, in der sie die Ursache so vielen und so heftigen Zankes ward. Die Streitigkeiten darüber gehören derjenigen Zeit der Reformationsgeschichte an, wo die Scholastik, deren Besiegung zu Anfang des Jahrhunderts alle Bessern begeistert hatte, mit ihrem ganzen Gefolge müßiger Fragen und leerer Spitzfindigkeiten auch in die protestantische Theologie wieder eindrang, um sie nach und nach völlig zu beherrschen. Der Rückblick auf diese wenig erfreuliche Periode hätte unsern Tagen zur Warnung dienen sollen; aber mit dem sechzehnten Jahrhundert sind nicht alle Streitigkeiten zu Grabe gegangen; der nemliche Zank, über den hier nun Einiges zu berichten ist, ist von Neuem angeregt worden; es gibt immer Theologen, die das Heil der Seelen an todte Formeln knüpfen; der scholastische Geist ist noch nicht ausgestorben, und Mancher, der viel gegen Rationalismus zu sagen weiß, verliert sein Recht sich über diesen zu beklagen, indem er, in andrer Form, nichts Besseres treibt. So werden die Gemüther weder geeinigt noch erbaut; die edelsten Kräfte zersplittern sich in lieblosem Hader über gehaltlose Formeln, die für Glauben und Wissenschaft gleich unfruchtbar sind.

Durch den Ubiquitätsstreit ist, im sechzehnten Jahrhundert, die Spaltung zwischen Lutherischen und Reformirten immer tiefer und unheilbarer geworden. Hubert Languet konnte sich, nach dessen Ausbruch, mit Recht beklagen*), daß den Deutschen der Name Calvinist verhaßter sei als der Name Katholik, „gleich als ob es viel schlimmer wäre, über die Art der Gegenwart Christi im Abendmahl nicht einig zu sein, obschon man über die Wirkungen des Sacraments und in allen andern Lehren zusammenstimmt, als wie das Papstthum die ganze Religion zu entstellen. Wären wir nur von dem kleinsten Funken jener brüderlichen Liebe beseelt, die der Herr uns empfiehlt, so könnten diese traurigen Zwistigkeiten leicht niedergeschlagen werden; allein die Menschen pflegen zu sagen, sie thun aus Eifer für die Wahrheit, was sie nur thun um ihren Leidenschaften zu folgen; dieß ist eine Strafe für unsre Sünden; ändern wir unsern Sinn nicht, so werden bald noch schwerere folgen.“

*) An Ulrich Mordeisen, 9. Oct. 1561. Epistolae, Lib. 2, S. 143.

Leider war man wenig geneigt einem solchen weisen und wahrhaft christlichen Rathe Gehör zu geben. Der Anstoß zu dem Streite ging zumeist von Würtemberg aus. Der treffliche Johann Brenz, der gelehrte Reformator dieses Landes, der bisher, mit Calvin befreundet, die Ansicht nicht theilte, daß Christus local im Brode gegenwärtig sei und auch von den Unwürdigen empfangen werde, sah sich, nach längerm Nachdenken, veranlaßt, der reformirten Lehre, aus der er glaubte Folgerungen ziehen zu müssen, die das Abendmahl entstellten, entgegenzutreten. Schon im Jahre 1556, als Johann Laski mit einem Theil der Frankfurter Fremdengemeinde in Stuttgart eine Zuflucht suchte, im Vertrauen auf seine Uebereinstimmung mit Brenz, wies dieser ihn als Irrlehrer ab. Als 1559 der Calvinismus in der nahen Pfalz das Lutherthum verdrängte, schien es Brenz, als könnte eine ähnliche Gefahr die Kirche seines Vaterlandes bedrohen. Herzog Christoph verlangte von einer, zu Stuttgart versammelten Synode, ein Bekenntniß über das Abendmahl; es wurde von dem Reformator verfaßt und von den Predigern angenommen; die lutherische Lehre war darin auf die äußerste Spitze getrieben; in Folge der sacramentlichen Vereinigung, behauptete Brenz, sind Leib und Blut Christi substanziell gegenwärtig. Es kam hier vor Allem auf den Sinn des Wortes Substanz an; um sich vor zweideutiger Erklärung zu wahren, gründete Brenz, so wie schon Johann Timann, die substanzielle Gegenwart auch auf diejenigen Bibelstellen, wo Christo, seit seiner Erhöhung von der Erde, die Theilnahme an der göttlichen Herrlichkeit zugeschrieben wird; unter dem Sitzen zur Rechten Gottes verstand er, daß Christus Alles mit seiner Gottheit erfülle, und unter dem Alles auch des Herrn menschlichen Körper; Christus nimmt, nicht nur nach seiner göttlichen, sondern auch nach seiner menschlichen Natur an der Majestät Gottes Theil, so daß auch dem die menschliche Natur ausmachenden Leibe die Eigenschaft der Allgegenwart zugesprochen wird; der erhöhte, Alles erfüllende Christus verbindet sich mit den Substanzen des Brods und des Weins, in diesen ist daher der wahre Leib und das wahre Blut, und diese werden wirklich und also auch von den Gottlosen empfangen.

Dieses Würtemberger Bekenntniß erregte großes Aufsehn; den starren Lutheranern war es eine willkommene Erscheinung, während der, solchen Grübeleien abgeneigte Melanchthon sich mißbilligend darüber aussprach. Der fromme Mann erlebte jedoch die heftigen Streitigkeiten nicht mehr, zu denen es Anlaß gab, und in die auch sein Name hineingezogen wurde; er starb den 19. April 1560. Als er diesen Tod erfuhr, schrieb Martyr an den Arzt Caspar Peucer, Melanchthons Tochtermann*): „Was ich dir schreiben soll, weiß ich nicht. Ich möchte dich trösten, da ich aber selbst zu sehr des Trostes bedarf, so finde ich nicht wodurch ich deinen Schmerz lindern könnte.

*) 26. Juli 1560. Bei Löscher, Unschuldige Nachrichten, 1716. S. 29.

Es bleibt uns nur das Wort Gottes, das, wie ich hoffe, auch dich wieder aufrichten wird. Was sonstwoher uns geboten wird, ist Eitelkeit. Der Herr hatte ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gepriesen. Wir sind hier ob des Todes eines solchen Mannes schwer betrübt, und fürwahr mit Recht! Wer wird nicht trauern, wenn er eines nach dem andern die Lichter der Kirche erlöschen sieht? Zwar genießen wir hier, durch Gottes Gnade, eines ruhigen Friedens, fühlen aber tief die Leiden der auswärtigen Kirchen, wenn wir bedenken, welche Finsterniß noch auf den Seelen so vieler Schwachen lastet, und durch wie düstere Wolken verschiedenartiger Sekten die Wahrheit verdunkelt wird. Darum begreifen wir, daß es vieler Leuchter bedarf, die nur von Gott angezündet werden können. Zur Strafe für unsre Sünden ist nun auch das so sanft glänzende Licht Meister Philipps, das der Wissenschaft und der Kirche bisher geleuchtet hatte, zum größten Nachtheil aller guten und gelehrten Männer ausgelöscht worden. Der gerechte Schmerz der Frommen könnte aber noch ertragen werden, wenn nur streitsüchtige Menschen ihm, der bereits in Gott ruht, diese Ruhe gönnten. Daran denken sie aber am wenigsten; sie fahren fort durch ihre bösen Schriften, ich sage nicht bloß ihn anzugreifen, sondern ihn offen zu verdammen. Ich hoffe indessen, daß ihr Urtheil von den Bessergesinnten nicht gebilligt werden wird. Ihr, die ihr gleichfalls von ihnen verfolgt werdet, ihr werdet, eurer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit gemäß, nicht zugeben, daß eures Meisters und eurer Schule Lehre verunglimpft werde, ohne daß ihr sie vertheidigt. Wenn dieß Feuer unser Haus bedrohen würde, wir würden suchen ihm zu wehren, daß es nicht um sich greife. Gott aber möge die besänftigen, welche den Frieden hassen"*).

Was Martyr in den letzten Zeilen dieses Briefes befürchtete, traf nur zu bald ein; von Würtemberg aus, wurde das Feuer gegen die Schweizer, und zunächst gegen die Zürcher gerichtet. Brenz veröffentlichte seine, durchaus scholastische Schrift über die persönliche Einheit der beiden Naturen in Christo und dessen Erhöhung in den Himmel**). Denen „welche absonderlich für Geistige gehalten werden wollen", das heißt den Reformirten, welche nur ein geistiges Genießen des Leibes Christi annehmen, warf er darin vor, daß sie weit sinnlichere Ansichten hätten als die Ubiquisten, da sie den Himmel sinnlich, als einen bestimmten begränzten Ort auffaßten und den alten, aristotelischen Satz, jeder Körper könne nur in einem Raume gegenwärtig sein, auf Christum anwendeten; der Leib Christi sei aber durch Auferstehung

*) Dieser später bei Peucer gefundene Brief, soll nicht wenig dazu beigetragen haben, ihn und seine Freunde des Crypto-Calvinismus zu überführen. Löscher, a. a. O.

**) De personali unione duarum naturarum in Christo et ascensu Christi in coelum, accessione ejus ad patrem. 1560. Brentii opera, Tübingen, 1590, f°., B. 8, S. 831 u. f.

und Himmelfahrt verklärt worden und habe mit einem materiellen, gewöhnlichen Körper nichts mehr gemein. Wäre Brenz bei dieser Lehre von einem verklärten Leibe stehn geblieben, so wäre in diesem Punkte scheinbar nur ein geringer Unterschied zwischen ihm und Calvin gewesen, und die wahren Ubiquisten, die etwas Handgreifliches verlangten und des Herrn Leib im Munde spüren wollten, hätten wohl Anstand genommen ihm beizustimmen; da es aber, ihm zufolge, immer ein menschlicher Körper von Fleisch und Bein blieb, dem durch die Verbindung mit der Gottheit die Allgegenwart mitgetheilt und dessen Substanz im Abendmahl genossen wird, während nach Calvin der verklärte Christus nicht local in den Elementen des Sacraments gegenwärtig ist, so ward die Differenz in ihrer ganzen Schroffheit beibehalten, und es war leicht zu sehn, daß Brenz seine Lehre nur durch eine subtile Distinction zu retten suchte.

In einer seiner sonntäglichen Predigten, die er nachher lateinisch herausgab*), suchte Bullinger Brenz zu widerlegen; er nahm Johannes 14, 2 zum Text: „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen"; er wollte beweisen, daß der Himmel, in welchen Christus aufgefahren ist und wo seine Auserwählten aufgenommen werden sollen, ein bestimmter Ort ist, und daß daher der Leib Christi nicht überall sein kann. Auch Bullinger äußerte hier beschränkte Ansichten; er dachte sich, wie Brenz, den Körper des Herrn, der in den Himmel aufgenommen wurde, als einen materiellen, von Fleisch und Gebein, und den Himmel als einen über der Erde seienden begränzten Raum; so aufgefaßt, kann freilich der Leib des Herrn nicht allenthalben sein, und ein Widerspruch war nicht schwer. Brenz ließ sogleich eine neue Streitschrift folgen; Bullinger replicirte; dießmal trat auch Martyr gegen den gemeinsamen Gegner in die Schranken. In den Augen der Zürcher war er der tüchtigste Kämpfer auf diesem Gebiet; Keiner hatte die Abendmahlsfrage so oft und nach so vielen Seiten hin behandelt. Auf ihr Begehren, schrieb er, in dialogischer Form, einen Traktat über die Vereinigung der beiden Naturen in Christo**); durch Zuschrift vom 15. August 1561 widmete er ihn seinem Freunde John Jewel, Bischof von Salisbury, welcher ihm, im verflossenen Herbste berichtet hatte, es fingen auch in England Einige an, die Ubiquität, obwohl bis jetzt ohne Erfolg, zu vertheidigen***). Aus Achtung für Brenz,

*) Tractatio verborum Domini Joh. 14, 2. Zürich, 1561, 4°. — Ludw. Lavater, Bullinger's Leben; Miscellanea Tigurina, Th. 2, S. 73.

**) Dialogus de utraque in Christo natura, quomodo coeant in unam Christi personam inseparabilem, ut interim non amittant suas proprietates, ideoque humanam Christi naturam propter personalem unionem non esse ubique. Zürich, Christ. Froschauer, 1561 und 1563. Basel, 1561. Französisch übersetzt von Claude de Kerquifinen, Lyon, 1565, 4°. — In Walch's Bibliotheca theologica, B. 1, S. 259, ist es unter dem falschen Titel Dialysis de utraque Christi natura angegeben.

***) 6. Nov. 1560. Zurich letters, B. 1, S. 54.

wurde dieser in dem ganzen Verlaufe des Buches nirgends genannt; Martyr wollte nur „mit aller Mäßigung auf die Argumente der gelehrten Männer antworten, welche das Gegentheil seiner eigenen Ansicht behaupteten"; es sollte eine Schrift von ganz allgemeiner Tendenz sein, ohne den Anschein persönlicher Polemik; daher auch die Widmung an einen englischen Bischof, gleich als ob Martyr die Zustände der englischen Kirche, und nicht die Würtemberger im Auge gehabt hätte. Es ist eine sehr gelehrte, aber sehr scholastische Erörterung einer wesentlich scholastischen Frage; die bezüglichen Stellen aus den Kirchenvätern und den kirchlichen Schriftstellern des Mittelalters werden aufs Scharfsinnigste besprochen, durchgängig in ruhigem Tone, ohne Erbitterung, ohne irgend eine Anspielung auf die Person des Gegners. Zwei Sprechende treten auf, Pantachus und Orothetes; jener ist Ubiquist, dieser Reformirter*); beide sind gut bewandert in der Dogmenhistorie und geschickte Dialektiker, beide rufen aber auch Bilder aus der äußern Natur oder Vergleiche aus irdischen Verhältnissen zu Hülfe, die wenig beweisen. Pantachus wirft den Reformirten vor, räumliche, geometrische Dimensionen auf den Himmel und auf den Leib Christi anzuwenden; Orothetes tadelt die Ubiquisten, daß sie einem Körper die göttliche Eigenschaft der Allgegenwart zuschreiben und behaupten, er könne sich über alle Orte ausdehnen. Keiner will jedoch den ihm gemachten Vorwurf anerkennen. Da sich Pantachus auf die Vereinigung der beiden Naturen in Christo beruft, entgegnet Orothetes: „diese Vereinigung nehmen wir, als orthodoxe Glaubige, völlig an; wir trennen beide Naturen nicht wie Nestorius, wir vermischen sie aber auch nicht wie Eutyches. Christus ist eine Person; er hat die zwei Naturen so in sich vereinigt, daß jede ihre Eigenschaften bewahrt. Es ist nicht nöthig uns dieß durch Stellen aus den Kirchenvätern und den Concilien zu beweisen, gleich als ob es etwas uns unbekanntes oder von uns unbekenntes wäre. Aus eurer Ansicht folgt entweder daß Christi ganze göttliche Natur in die menschliche eingeschlossen war, oder daß die menschliche in eben dem Maße erweitert wurde, wie die göttliche es ist, so daß die eine dieselben Eigenschaften erhält wie die andre. Oder aber ihr müßt zwei Personen aus Christo machen, nicht eine. Für uns sind beide Naturen so vereinigt, daß sie weder getrennt noch vermischt werden können. Die Menschheit Christi kann nicht sein ohne die Gottheit, jedoch so, daß sie diese nicht in ihre Gränzen bannt, und daß sie zugleich nicht selber Alles erfüllt wie die Gottheit. Es genügt, daß diese, als unendliche, die Menschheit begleitet. Obgleich daher der Körper Christi im Himmel und

*) Die beiden Namen sind aus griechischen Worten gebildet; Pantachus ist von einem Adverbium abgeleitet, das überall bedeutet; Orothetes heißt der eine Gränze setzende. Die Lutheraner selber bedienten sich des Ausdrucks Pantachousia um die Allgegenwart des Körpers Christi zu bezeichnen.

nicht mehr auf der Erde ist, so ist doch der Sohn Gottes, insofern er in der Kirche und überall gegenwärtig ist, nie so von der menschlichen Natur entblößt, daß diese nicht, an dem Orte wo sie sich befindet, mit ihm in Einheit der Person verbunden wäre." Da die Ubiquisten den Reformirten vorwarfen, Christum an einen fernen, über den sichtbaren Himmel hinausliegenden Ort zu versetzen, so daß er nicht mehr auf der Erde und also auch nicht im Abendmahl gegenwärtig sein könne, so antwortete Martyr: „ihr vergeßt daß die Allmacht Gottes, auf die ihr euch beruft, auch von uns zu Hülfe genommen werden könnte; ich könnte sagen, durch die Allmacht wäre es leicht möglich, daß wir auch entfernter Dinge theilhaftig werden und Christi Leib und Blut wirklich und substanziell empfangen. Wenn ihr überzeugt seid, daß die göttlichen Kräfte durch keine physische Unmöglichkeit begränzt werden können, warum weigert ihr euch zuzugeben, daß örtlich von einander entfernte Dinge zu gleicher Zeit und zusammen gegenwärtig zu sein vermögen? Dieß sage ich nicht darum, weil ich von der göttlichen Macht diese Meinung habe, sondern um euch zu zeigen, wie schwach eure Beweisführung ist, wenn ihr euch auf die Allmacht Gottes stützen wollt. Ich will euch aber lieber auf die geistige Einigkeit aufmerksam machen, welche die Wiedergebornen mit dem Leib und Blut Christi haben, und welche der örtlichen, räumlichen Gegenwart nicht bedarf. Obgleich Christi Menschheit über dem sichtbaren Himmel thront, so kann sie sich doch, in belebender Einigung, mit uns verbinden. Die Glaubigen, wenn sie auch die entferntesten Gegenden bewohnen und durch weite Räume von einander getrennt sind, bleiben dennoch Glieder desselben Hauptes, Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein. Wenn nichts hindert, daß die Glaubigen in England mit denen in Deutschland oder Frankreich verbunden seien, was sollte sie hindern auch mit Christi Menschheit verbunden zu werden? Der Gatte, der von der Gattin getrennt ist, hört nicht auf ein Fleisch mit ihr zu sein. Niemand wird läugnen, daß Christus durch ein festes geistiges Band mit der Kirche und jedem einzelnen Glaubigen verbunden ist. Die Sonne, obgleich im Himmelsraume weit von uns entfernt, ist uns gegenwärtig durch ihre belebenden Strahlen; um wie viel mehr ist Christus, der auch nach seiner Menschheit die Sonne der Gerechtigkeit ist, den Seinen gegenwärtig, nicht leiblich, sondern geistig, durch die Wirkungen seiner Gnade und die Güter die er uns schenkt. Habt ihr übrigens aus der leiblichen Gegenwart mehr Frucht, als wir aus der geistigen? Ich kann es nicht glauben; es ist mir daher immer vorgekommen, als handeltet ihr wenig weise, indem ihr eure ungereimte und unnöthige Lehre mit so viel Leidenschaft vertheidigt."

Es findet sich in dieser Schrift Martyrs eine schöne Stelle über Luther, die von ganz anderm Sinne zeugt als die Art, wie die damaligen Lutheraner sich über die schweizerischen Reformatoren aussprachen: „In Luther erkennen auch wir die herrlichsten Gaben Gottes, und ganz besonders den Geist der Kraft in der Predigt des Wortes; nie rede ich von ihm anders als mit der

größten Ehrfurcht. Zu derselben Zeit sind aber auch noch andre Männer von Gott erweckt, und mit hohen Gaben ausgeschmückt worden. Werden uns daher Aussprüche dieser Glaubenshelden entgegengehalten, die einander widerstreiten, so müssen sie nach der Analogie der heiligen Schrift beurtheilt werden, denn auf menschliche Auctorität haben wir uns nicht zu stützen." Nach solchen ächt reformatorischen Worten, war es ihm wohl erlaubt, zum Schlusse des Buches, die Unduldsamkeit und Heftigkeit der Lutheraner zu beklagen: „ihr habt euch stets bemüht uns zu unterdrücken; ihr habt uns die entehrendsten Namen gegeben, uns Ketzer, Schwärmer, Fanatiker, Sacramentirer genannt. Wir haben euch nie verdammt, sondern oft uns bemüht uns mit euch zu vereinigen. Ihr allein wollt, wie von einem erhabenen Orte herab, Allen vorschreiben was zu glauben ist. Möge Gott, durch unsern Herrn Jesum Christum, endlich geben daß kein Zwiespalt mehr in seiner Kirche herrsche, und daß wir uns in demselben Geiste Alle vereinigen! Ich befürchte jedoch daß, unsrer Sünden wegen, dieser Friede zu unsrer Zeit noch nicht eintreten wird!" Es sind nun drei Jahrhunderte verflossen, seit Martyr diese Befürchtung ausgesprochen hat, und noch ist der Friede nicht hergestellt, denn noch stehn ihm die nemlichen Hindernisse entgegen, die Anmaßung und die Schwachheit des Verstandes der, was zum Glauben gehört, sich abmüht in Formeln zu bannen, und die selbstsüchtige Leidenschaft, welche eine einseitig ausgedrückte Wahrheit als absolut vollkommen vertheidigt.

In dem Ubiquitätsstreite des sechzehnten Jahrhunderts standen sich, auf beiden Seiten, sinnliche Auffassungen gegenüber. Wenn auch anerkannt werden muß, daß Martyr und Bullinger für die Wirklichkeit der menschlichen Natur Christi stritten, gegen die ubiquistische, mechanische Auflösung derselben, zufolge welcher der Körper Christi sich erst im Raume ausdehnen oder vervielfältigen muß, um örtlich im Brode gegenwärtig zu sein, so halten sie doch zu fest an der irdisch-leiblichen Beschaffenheit und daher räumlichen Beschränktheit der Menschheit Christi. Brenz nahm den Himmel für die Allgegenwart, Martyr und Bullinger für einen bestimmten, abgegränzten Ort; Brenz behauptete, nach der Himmelfahrt habe die Gottheit Christi der Menschheit ihre Eigenschaften mitgetheilt, so daß auch diese nun allgegenwärtig werde, Martyr und Bullinger, die Menschheit sei nach wie vor dieselbe geblieben, und Christus sitze zur Rechten Gottes mit dem nemlichen Körper, den er auf Erden gehabt. Wer wird nicht zugeben, daß hier auf beiden Seiten eine Fortbildung der Lehre nöthig geworden ist?

Der Streit wurde noch lange fortgesetzt zwischen den Lutherischen und den Schweizern und Pfälzern; auch in Straßburg brach er aus, und wir werden Martyr noch einmal darin eingreifen sehn. Die ubiquistischen Lutheraner zeichneten sich dabei am wenigsten durch Ruhe und Mäßigung aus; während Heßhus die niedrigsten Verläumdungen der Katholiken gegen Calvin

und Beza aufgriff, um seine Streitschriften damit auszuschmücken*), behauptete der alte Brenz, mit verwunderlichem Scharfsinn, der Teufel wolle durch den Calvinismus nichts weniger als das Heidenthum, den Talmudismus und den Mahometismus in die Kirche einschwärzen**).

Achtes Kapitel.

Martyr's zweite Berufung nach Heidelberg und Einladung zum Religionsgespräch von Poissy.

Nachdem Martyr schon einmal durch Otto Heinrich einen Ruf nach der Pfalz erhalten hatte, wünschte nun auch dessen Nachfolger ihn in seine Nähe zu ziehen. Churfürst Friedrich III., abgestoßen durch die Streit- und Herrschsucht seines Superintendenten Tileman Heßhus, hatte sich von dem schroffen Ultra-Lutherthum abgewandt und beschlossen, die reformirte Lehre und Kirchenordnung in seinem Lande einzuführen. Dazu sollte Martyr mitwirken. Anfangs 1561 wurde der Heidelberger Professor der Theologie, Paul Einhorn, ein Lutherischer, entlassen. Um ihn zu ersetzen, dachte Friedrich III., trotz der Widerrede des Stuttgarder Propstes Brenz, zuerst an Musculus in Bern, dann an Martyr; der Zürcher Magistrat sollte diesen für ein Jahr dem Churfürsten „leihen", nach dem damals üblichen Ausdruck und Gebrauch. Martyr hätte es nicht ungern angenommen; es war an der Heidelberger theologischen Fakultät erst ein einziger, der in reformirtem Sinne lehrte, der Franzose Peter Boquin, ein ehemaliger Mönch wie Martyr, und wie er ein ruhiger, milder, gelehrter Mann. Auch Calvin rieth zur Annahme, in der Hoffnung durch Martyrs Ansehn würde die Eintracht in der Lehre schneller in der Pfalz wieder hergestellt werden***). Der Zürcher Magistrat gab jedoch seine Einwilligung nicht; man empfahl dem Churfürsten den jungen Zacharias Ursinus, der sich damals noch zu Zürich aufhielt; bald darauf wurde dieser in Heidelberg angestellt. Schon vorher war auch Mar-

---

*) Z. B. am Schlusse seiner Verae et sanae confessionis de praesentia corporis Christi in coena Domini pia defensio, adversus cavillos et calumnias Calvini, Boquini, Bezae et Wilhelmi Cleinwitzii. Magdeburg, 1562, 4°.

**) In der Recognitio propheticae et apostolicae doctrinae de vera majestate Christi ad dextram Dei. Tübingen, 1564, 4°.

***) Calvin an Martyr, s. d. Bei Crenius, Animadversiones historicae et philologicae. Leyden, 1698, Th. 3, S. 144. — An Olevianus, 5. Nov. 1560. Calvini epp., 228.

tyrs alter Freund Tremellio als Professor des Hebräischen an diese Universität berufen worden*).

Ein nicht minder wichtiger Ruf, auf einem weit großartigern Schauplatze zu erscheinen, erging an Martyr im Sommer 1561**).

In Frankreich waren die Reichsstände zusammenberufen worden. Der Hof benützte die Gelegenheit um durch die Prälaten des Landes eine Art National-Concil halten zu lassen, unter dem Vorwande einer Vorberathung für das allgemeine Concil zu Trident. Die Bischöfe sollten auch ihre Meinung aussprechen über eine Verbesserung der Kirche, da Frankreich deßhalb nicht auf die Beschlüsse der Tridentiner Versammlung warten könne. Den 28. Juli kamen die geistlichen Herren zu Poissy, in der Nähe von Paris, zusammen; der Hof hielt sich in dem benachbarten Schlosse von Saint-Germain auf. Die Aussichten auf Erfolg waren nicht glänzend. König Anton von Navarra, General-Statthalter des Reichs, hatte die Macht in Händen, war aber ein schwacher, charakterloser Mann, der den Reformatoren geringes Vertrauen einflößte. Der Kanzler, Michel L'hospital, aufgeklärt und friedliebend, hatte den Einfluß nicht der seiner Stellung gebührte. In der Prälatenversammlung waren einige fast evangelisch gesinnte Geistliche, die eine Richtung befolgten wie früher Contarini und seine Freunde; sie waren aber in zu kleiner Zahl, um gegen die unduldsame Hartnäckigkeit ihrer Standesgenossen etwas ausrichten zu können.

Zu gleicher Zeit faßte der Hof, auf den, im Namen Christophs von Würtemberg an König Anton gemachten Vorschlag hin, den Entschluß ein Religionsgespräch mit den Protestanten zu versuchen. Der Staatsrath und das Parlament gaben ihre Einstimmung, und die Versammlung von Poissy schien die geeignetste Gelegenheit dazu. Den 5. Juli richtete zwar die Sorbonne (die Pariser, aus ächten Dunkelmännern bestehende theologische Facul-

*) Tremellio zog sich später nach Metz zurück, wurde nach der neuen Akademie von Sedan als Professor des Hebräischen berufen, und starb daselbst 1580. Er hat mehrere Commentare über alttestamentliche Bücher, und eine chaldäische und syrische Grammatik herausgegeben, Calvin's Catechismus ins Hebräische, und mit dem Franzosen Franz Du Jon (Junius), das Alte Testament ins Lateinische übersetzt.

**) Es ist hier nicht der Ort einen vollständigen Bericht von dem Colloquium von Poissy zu geben; es ist nur das hervorzuheben was Martyr dabei gewirkt hat, und was zur Erklärung seiner Wirksamkeit und zur allgemeinen Charakteristik des Gespräches gehört. Das Ganze umfassende Darstellungen, in denen freilich Manches speziell auf Martyr bezügliche unberücksichtigt bleiben durfte, findet man in Beza's Histoire ecclésiastique, B. 1, S. 489 u. f.; in den Commentaires de l'estat de la religion et république des Präsidenten Pierre de la Place (1565, s. l.), S. 216 u. f.; bei Thuanus, Buch 28; und in neuester Zeit, in Baum's Leben Beza's, B. 2, und in Soldan's trefflicher Geschichte des Protestantismus in Frankreich, Leipzig, 1855, B. 1.

tät) ein Gesuch an den König, den Ketzern nicht zu gestatten an irgend einer Verhandlung über die Religion Theil zu nehmen, weil dieselben das Ansehn der römischen Kirche nicht anerkennen*); nichtsdestoweniger verkündigte, den 25., ein königliches Patent sicheres Geleit allen französischen Unterthanen, die der Religion wegen bei der Versammlung etwas vorzubringen hätten. Unter den Reformirten erwachte große Hoffnung; es war das erste Mal, daß man ihnen in Frankreich ein öffentliches Besprechen ihrer Lehre gestattete; sie zweifelten nicht an dem Siege der Wahrheit. Merkwürdigerweise widersetzten sich die Prälaten dem Vorhaben nicht, trotz der Protestationen des päpstlichen Nuntius und des spanischen Gesandten, und trotz der Einrede der grollenden Sorbonne, welche den König um Erlaubniß bat keine Delegirte schicken zu dürfen, da die Kirche längst für Alles gesorgt und den Glauben festgestellt habe, und ein Gespräch mit Ketzern ein höchst gefährliches Zugeständniß sei. Die Bischöfe hatten jedoch politische Gründe um dem Willen des Hofes nicht zu widersprechen; etwaige Skrupel beschwichtigte der Cardinal von Lothringen, indem er erklärte, er werde schon mit den Ketzern fertig werden, er habe genug Zeugnisse der Kirchenväter in Bereitschaft um ihnen eine Niederlage zu bereiten.

Des Herzogs von Würtemberg Gedanken weiter verfolgend, beschloß man am französischen Hofe auch aus dem Auslande protestantische Theologen herbeizurufen; es wurde deßhalb an einige deutsche Fürsten geschickt; diese, unter sich uneins, konnten sich aber nicht über eine gemeinsame Gesandtschaft verständigen; nur in dem lutherischen Würtemberg und der reformirten Pfalz wurden einige gelehrte Männer bezeichnet, die aber zu spät in St. Germain ankamen, um ein öffentliches Schauspiel ihrer innern Zerwürfnisse zu geben. Was wäre es erst gewesen, wenn Flacius oder Brenz gekommen wären! Der Herzog Johann Friedrich von Sachsen, der von Würtemberg, selbst der von Zweibrücken, beklagten sich sehr daß man diese nicht berief**). Dem Cardinal von Lothringen und seinem nunmehrigen Agenten, dem characterlosen, gegen die reformirten Theologen erbitterten Juristen Franz Baudouin, wären solche Männer sicher erwünscht gewesen; Letzterer war nach Deutschland gereist, mit dem geheimen Auftrage des Cardinals, bei den lutherischen Fürsten gegen das Colloquium zu wirken, oder die Absendung solcher Theologen zu erlangen, die zu Poissy mit den Katholischen in der Verwerfung des französischen Protestantismus übereingestimmt hätten. Daß dies nicht ganz gelang, war weder des Cardinals noch der strengen Lutheraner Schuld.

Unter den Schweizer Theologen fiel Catharina's und Antons Wahl auf Beza und Martyr. Letzterer wurde zunächst von Hubert Languet, dem gerade in Paris anwesenden diplomatischen Agenten des Churfürsten von Sachsen,

*) D'Argentré, Collectio judiciorum de novis erroribus. B. 2, S. 292.
**) Languet an Ulrich Mordeisen, 9. Oct. 1561. Epistolae, Lib. 2, S. 143.

vorgeschlagen; von einflußreichen Personen befragt, wen er unter den reformirten Theologen, außer Beza, für den geeignetsten hielte um berufen zu werden, nannte er Doctor Peter Martyr, „wegen seiner weisen Besonnenheit und seiner Welterfahrung", und weil man hoffen könnte er würde, als Landsmann Catharina's von Medici, mehr von ihr erlangen als Andere*). In der That waren auch Wenige im Stande den Protestantismus zu Poissy würdiger zu vertreten als er; seine, auf manchfachen Wanderungen und in den verschiedenartigsten Verhältnissen gesammelte Menschenkenntniß, sein leidenschaftsloser und dabei unerschütterlicher Charakter, sein edler Anstand, der stets an den florentinischen Patrizier erinnerte, seine seltene Gelehrsamkeit bezeichneten ihn, neben dem nicht weniger Ehrfurcht gebietenden Beza, als den vornehmsten der reformirten Theologen. Der Straßburger Rektor, Johann Sturm, der auch Straßburg bei dem Religionsgespräch repräsentirt zu sehn wünschte, schlug der Königin von Navarra Zanchi vor, und ließ ihn noch durch Martyr persönlich bei ihr empfehlen**); man berief ihn jedoch nicht.

Martyr hatte längst an den Schicksalen der französischen Protestanten lebhaften Antheil genommen; er war mit ihren Zuständen vertraut, pries die Glaubensfreudigkeit ihrer Märtyrer, theilte ihre Wünsche und Sorgen. Er hatte oft mit Calvin und Hotmann Briefe darüber gewechselt. Als nach dem Tode Franz II. (5. Dezember 1560) die Umstände günstiger schienen, hatte Hotmann ihn und Bullinger aufgefordert, an den König von Navarra, den Fürsten von Condé und den Admiral Coligny Briefe zu richten, um die Sache der Reformation ihrer Treue zu empfehlen***). Ob sie es gethan, ist uns unbekannt. Martyr sah in König Anton nur einen eitlen, unzuverlässigen Mann; die Betheuerungen Catharina's zu Gunsten der Religion hatte er nie für Ernst genommen†). Jetzt aber, als ein Ruf an ihn und Beza erging, konnte er sich des Gefühls der Hoffnung nicht erwehren, das alle Freunde des französischen Protestantismus ergriffen hatte.

Im Juli langte der Edelmann Claude de Pradelles in Genf an, mit Briefen des Königs von Navarra, des Prinzen von Condé, des Admirals Coligny, der Pariser evangelischen Gemeinde, um Beza zum Religionsgespräche einzuladen. Er hatte auch den Auftrag sich mit Martyr zu bespre-

*) Languet an Mordeisen, l. c.

**) Sturm an die Königin, 15. Sept. 1561. Ms.

***) An Martyr, s. d. (Januar 1561) Ms. — An Bullinger, 12. April 1561. Hottom. epp., S. 32.

†) An Calvin, 26. Sept. 1560. Calvini epistolae, S. 223. Dieser Brief ist die Antwort auf einen Calvin's, vom 11. Mai, worin dieser die Verschwörung von Amboise beklagt, und der zuerst abgedruckt ist in dem Bulletin de la société de l'histoire du protestantisme français, Paris, 1853, S. 250. — S. auch Martyr an Calvin, 26. Sept. 1559; Calvin an Martyr, 5. Oct. 1559. Loci communes, S. 1125. Calvini epistolae, S. 218.

chen, indessen noch keine Briefe für ihn. Die Genfer wünschten sehr er möchte Beza begleiten; daher reiste dieser mit Pradelles nach Zürich, wo sie ein Schreiben des Genfer Raths übergaben, das die dringende Bitte enthielt die Zürcher möchten Martyr die Reise gestatten, es sei für das Wohl der Christenheit, in dieser hochwichtigen Sache dürfe Keiner zurückbleiben*). Bullinger war jedoch entschieden dagegen; die Zürcher trauten dem französischen Hofe nicht; sie wollten überhaupt nichts mehr von Religionsgesprächen wissen. Allein von allen Seiten kam dringende Mahnung; der greise Farel**), die Berner riethen in dieser großen Angelegenheit nicht länger zu zögern. Johann Haller schrieb an Bullinger***): „Alle Freunde, ja so viel ihrer sind, denen die Sache des Herrn am Herzen liegt, sind der Hoffnung, daß, weil sie gehört haben Martyr werde von der Königin als ihr Landsmann erfordert zum künftigen Colloquium, weder ihr, noch er selbst verweigern werdet Christo und der Kirche einen so großen Dienst zu leisten. Was er vermag, wie groß seine Gelehrsamkeit, sein Ansehn, seine Gewandtheit in der Art Verhandlungen sind, ist bekannt genug. Wollte Gott, er könnte zuletzt auch über Frankreich siegen. Welch ein Ruhm wäre dieß, nicht allein für die gesammte schweizerische Kirche, sondern hauptsächlich für die eurige; gering wäre der Glanz zu achten, den sie bisher gehabt, gegen den, in welchem sie dann leuchten würde." Haller warnte zugleich vor unklugem Mißtrauen, sprach von der Nothwendigkeit sich die französische Regierung nicht zu entfremden, und fügte bei: „die Sache ist ohne Gefahr, denn abgesehn davon, daß das französische Volk keiner treulosen Bosheit fähig ist, so werden die Ersten des Reichs und der größte Theil des Adels ihn wie einen Boten Gottes, ja wie Christum selber aufnehmen." In dem einundsechzigjährigen Martyr erwachte wieder die Kraft der Jugend; er gab sich dem hohen Gedanken hin, nachdem sich der Herr seiner bedient hatte, um in Süden und Norden das Evangelium zu verkündigen, würde er ihm vielleicht nun auch gestatten in Frankreich ein wirksames Zeugniß abzulegen. Er stellte die Sache dem Magistrat anheim; dieser beschloß den 30. Juli: „wenn Doctor Peter durch die königliche Majestät, auch Fürsten und Regenten in Frankreich erfordert werde zu einem christlichen Gespräch und Zusammenkommniß, und ihm von der Kron von Frankreich genugsam Geleit und Sicherheit mit Geleitsleuten, wie die Nothdurft erfordert, zugeschickt werde, daß er dahin und wieder an sein sicher Gewahrsam, sammt allen denen, so ihm von uns zugegeben werden, kommen mög, alsdann wollen wir ihn schicken." Claude de Pradelles hatte gleich Anfangs an den Hof gemeldet, daß man in Zürich eine officielle Berufung verlange; es erfolgte ein Schreiben des Königs Anton an den Rath, und bald darauf, durch Matthieu

*) Genf an Zürich, 21. Juli 1561. Baum, B. 2, Anhang, S. 36.
**) Farel an Martyr und Beza, Juli 1561. Ms.
***) 27. Juli 1561. Ms.

Coignet, den französischen Botschafter zu Solothurn, ein vom 30. Juli datirter und vom Karl IX. und seiner Mutter ausgestellter Geleitsbrief, wodurch Martyr und seinem Gefolge, für vier Monate, sicheres Geleit verheißen wurde zum Kommen und zum Gehn*).

Beza reiste den 16. August nach Frankreich ab. Den folgenden Tag schrieb Calvin an Martyr, überall heiße es, die Königin-Mutter habe großes Verlangen ihn zu sehn, er dürfe daher nicht länger säumen, er sei es der Kirche schuldig**). Martyr bedurfte, wie schon bemerkt, dieser Aufforderungen nicht; schon den 31. Juli hatte er an Calvin selber geschrieben***): „mit Freuden bin ich bereit der französischen Kirche zu dienen; fürwahr, um einer so großen Sache willen, werde ich keine Mühe, keine Gefahr scheuen." Dem Zürcher Magistrat wurde es jedoch schwer sich zu entschließen; er zweifelte an der Ehrlichkeit der französischen Regierung; wenn auch dießmal der Verdacht ohne Grund war, was man freilich in Zürich noch nicht wissen konnte, so hatten doch die vergangenen Jahre Stoff genug zu Mißtrauen und Besorgniß geliefert. Als der königliche Geleitsbrief ankam, erklärten die beiden Bürgermeister dem Antistes, es scheine ihnen zwar jetzt, daß man es ernstlich meine, doch möchten sie noch weitere Nachrichten aus Frankreich erwarten, ehe sie über die Reise etwas beschließen†). Manchen kam der Geleitsbrief selber verdächtig vor; das Datum und das undeutliche Siegel erregten Zweifel; der Brief war von Catharina von Medici ausgestellt, und was konnte man nicht Alles von den Ränken dieser Frau erwarten! auch dachte man an die Gefahren einer Reise auf den unsichern Straßen durch Burgund; und überdieß meinte man, es sei ja doch kein Erfolg zu erwarten. Der Rath wandte sich daher an die Prediger, „ob sie der Sach trauen wollen"††). Diese antworteten, sie wollten länger keine Sorge haben, da der Geleitsbrief durch den Botschafter Coignet gesandt worden sei; Coignet, ein rechtlicher, edler Mann, war von den protestantischen Schweizern sehr geachtet; es schien sogar, als sei er der Reformation nicht abgeneigt. Martyr selbst gab an den Rath ein schriftliches Bedenken ab, worin er sagte†††): „wenn ich mich weigere, so wird es scheinen als versäumten wir was zur Förderung der Ehre Gottes dient, als achtete ich mein Leben höher als die Sache Christi, der sich doch für mich in den Tod gegeben hat; diesen Flecken würde ich nie abwaschen können; mein Gewissen würde mich fortwährend anklagen, Niemand würde mehr etwas auf mich halten. Die Ehre der Stadt, und die Liebe zu den bedrängten Glaubensgenossen in Frankreich, erfordern, daß mir die Abreise gestattet

*) Baum, B. 2, Anh., S. 36.
**) Ebendas., S. 40.
***) Loci communes, S. 1135.
†) Martyr an Calvin, 15. August 1561. Loci communes, S. 1135.
††) Baum, a. a. O., S. 41.
†††) Ebendas., S. 42.

werde.“ Nach langer Berathung, willigte der Magistrat endlich ein; um größerer Sicherheit willen, wurde bei Coignet, der selbst im Begriff war sich an den Hof zu begeben, angefragt, ob Martyr, mit Claude de Pradelles, in seiner Begleitung reisen dürfe; es wurde gerne zugegeben.

Beza, der bereits den 23. August am Hofe angekommen war, erwartete Martyr mit Ungeduld; einige der schon anwesenden reformirten Theologen befürchteten sogar, die zögernde Art wie er berufen worden, möchte ihn abhalten zu erscheinen*). Beza drängte; er war sich bewußt des Beistandes seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinns zu bedürfen; den 30. schrieb er an Calvin**): „wenn unser Martyr bei Zeiten kommt, das heißt, wenn er sehr eilt, so wird es uns höchlich freuen; wir werden mit kampfgeübten Sophisten zu thun haben, und obschon wir das Vertrauen haben, die einfache Wahrheit des göttlichen Wortes werde siegen, so ist es doch nicht eines Jeden Sache Jener Spitzfindigkeiten auf der Stelle zu widerlegen.“ Auch die Königin, meldete er, erwarte ihren Landsmann „mit großem Verlangen, so wie ich es von ihr selbst gehört habe“***). Sie war in der That begierig den berühmten Florentiner zu sehn; nicht als ob es religiöses Interesse gewesen wäre, — solches kannte sie nicht, obgleich sie wie Wenige davon zu reden verstand, — es war nur das neugierige Interesse, das ihr ein Patriziersohn ihrer Vaterstadt einflößte, der aus einem mönchischen Prediger einer der ersten unter den protestantischen Theologen geworden war. Die Nachricht von dem Verlangen ihn zu sehn hatte im Auslande großes Aufsehn erregt; die Protestanten bauten, allzurasch, schöne Hoffnungen darauf; sie schmeichelten sich mit der Idee, die Königin werde in Allem, was sich auf die Religion beziehe, seinem Rathe folgen, sie verehre ihn wie einen Vater, und andre Illusionen mehr†).

Neuntes Kapitel.

Martyr's Ankunft und Aufnahme am französischen Hof. — Unterredungen mit Catharina von Medici.

Den 26. August 1561, nachdem er kurz vorher den Traktat gegen Brenz vollendet hatte, reiste Martyr von Zürich ab, mit Pferden des Magistrats, begleitet von Santerenziano und dem neunzehnjährigen Johann Wilhelm

*) Franz von Morel an Calvin, 25. August 1561. Ms.
**) Calvini epistolae, S. 252.
***) 25. August. Baum, a. a. O., S. 53.
†) Zanchi an Pistorius, 10. Sept. 1561. Zanchii epistolae, B. 2, S. 326.

Stucki, der ihm als Sekretär diente*). Josias Simler wurde beauftragt ihn während seiner Abwesenheit zu ersetzen. Den 28. sollte er in Neufchatel sein, um sich Coignet anzuschließen; unterwegs, zwischen Lenzburg und Aarburg, traf er des Gesandten Sohn, der in Zürich studirte, und ihm den Auftrag brachte zuerst nach Solothurn zu kommen, wahrscheinlich um noch bei der französischen Gesandtschaft Einiges in Ordnung zu bringen. Dadurch wurde die Reise verlängert; er schickte eiligst nach Neufchatel um Coignet zu bitten, ihn noch einen Tag zu erwarten. Auf der Durchreise durch Bern wurde er von den Predigern liebevoll aufgenommen, der Magistrat ließ ihm den Ehrenwein reichen**). Als er in Neufchatel ankam, war der Gesandte schon abgereist; den andern Tag jedoch, holte er ihn ein. Coignet empfing ihn mit der größten Freundlichkeit; während der ganzen Reise, die fünfzehn Tage dauerte, war er, mit seinen Gefährten, Gegenstand der aufmerksamsten Sorgfalt des Gesandten und seiner Gattin; jener unterhielt sich mit ihm über Zürich, Bullinger, die Reformation, das bevorstehende Religionsgespräch***).

Den 9. September langten sie in Paris an; im Hause des königlichen Schatzmeisters, Bautrüd, eines christlich gesinnten Mannes, fand Martyr gastfreundliche Aufnahme; zahlreiche Freunde kamen sogleich zum Besuch. Claude de Pradelles eilte nach Saint-Germain voraus, um am Hofe seine Ankunft zu melden. Catharina, die für die Reformirten voll Aufmerksamkeit war, während sie von den Prälaten mit einem Uebermuth behandelt wurden, der sie nothwendig reizen mußte†); der König von Navarra, Condé, Coligni ließen ihn grüßen und einladen gleich den folgenden Tag bei Hof zu erscheinen. Die Königin von Navarra schickte ihm ihren Arzt, der Prinz von Condé seinen Secretär, der ihm ein Maulthier zur Verfügung stellte.

Nach langen Discussionen über die Art der Verhandlungen, und nach einem letzten Versuche der Sorbonne den König wenigstens von diesen abzuhalten, da sie befürchtete, er könnte, wegen seiner Jugend, von der Ketzerei angesteckt werden††), hatte das Gespräch angefangen, im großen Refectorium

*) Stucki wurde später Professor des Hebräischen zu Zürich. Er starb 1607.—

**) Martyr an den Zürcher Rath, 20. August. Baum, a. a. O., S. 57.

***) Martyr an Bullinger, 12. Sept. Loci communes, S. 1136. — Martyr berichtete regelmäßig über alle Vorfälle an Bullinger und an den Zürcher Magistrat. Auch verfaßte er, wahrscheinlich für den Letztern, eine jedoch unvollendete Relation über das Colloquium, die, theils von seiner Hand, theils von der Stucki's geschrieben, zu Zürich aufbewahrt wird, und abgedruckt ist bei Hottinger, Historia Ecclesiae Novi Test., B. 7, S. 714 u. f. Diesem Berichte ist großentheils das Folgende entnommen.

†) Der Cardinal di Santa-Croce, päpstl. Nunzius, an den Cardinal Borromeo, 15. Nov. 1561, Poissy. Bei Aymon, Synodes nationaux des Eglises réformées de France. Haag, 1710, 4°. B. 1, S. 8.

††) 8. Sept. Bulaeus, Historia Universit. Parisiensis. Paris, 1665, f°. B. 6, S. 541.

des Nonnenklosters von Poissy, den nemlichen Tag als Martyr in Paris anlangte. Außer Beza waren mehrere der vorzüglichsten französischen reformirten Prediger da. Im Beisein des Hofes, eröffnete der Kanzler Lhospital die Sitzung durch eine feierliche Rede; des Königs Wunsch, sagte er, sei eine Versöhnung der Protestanten mit der Kirche zu versuchen; gelinge es nicht, so dürften jene nicht mehr behaupten, sie würden ungehört verdammt. Hierauf nahm Beza, den die Reformirten als Sprecher erwählt hatten, das Wort; nach einem Gebete, um Gott zu danken, daß er den Evangelischen die Gnade erwiesen habe, ihren Glauben frei und öffentlich bekennen zu dürfen, hielt er eine mächtige Rede, bald an den König, bald an die Prälaten gerichtet; er wies die gegen die Reformation erhobenen Beschuldigungen zurück, und stellte die Hauptpunkte der reformirten Lehre auf, als das wahre Bekenntniß der christlichen Kirche bildend. Was er über das Abendmahl sagte, brachte große Bewegung unter den Bischöfen hervor; der Cardinal von Tournon redete von Skandal; der von Lothringen soll ausgerufen haben: „wollte Gott dieser Mensch wäre stumm gewesen, oder wir Alle taub"*)! Wer auf eine Verständigung gehofft hatte, konnte bereits voraussehn, daß eine solche Hoffnung eine eitle war.

Den 10. September ritt Martyr nach S. Germain. Er erhielt, mit mehrern Predigern, seine Wohnung in dem Hause des Cardinals von Châtillon, des protestantisch gesinnten Bruders des Admirals Coligni**). Da bei der Ueberfüllung des Orts und der Habgier der Gastwirthe, Martyrs Pferde schlecht besorgt wurden, ließ sie der treffliche Coignet auf sein Landgut bei Paris bringen und dort unterhalten. Saint-Germain bot ein merkwürdiges Schauspiel dar; trotz der Anwesenheit des Hofes, zu dem so viele erbitterte Gegner der Reformation gehörten, trotz der Nähe sämmtlicher Bischöfe des Reichs und zahlreicher Priester und Mönche, konnte man sich an einem Orte glauben, wo die vollste Glaubensfreiheit herrschte; bei der Königin von Navarra wurden Psalmen gesungen und öffentliche Predigten gehalten; in den Gesprächen offenbarten sich die freimüthigsten Ansichten über den Katholicismus; die zahlreichen anwesenden reformirten Theologen, der ernste hugenottische Adel gaben dem Hofe das ungewohnte Schauspiel frommer Zucht, das bei Manchem einen tiefen Eindruck zurückließ***). Hätte Catharina von Medici ein andres Herz gehabt, sie hätte erfahren können auf welcher Seite die Wahrheit und mit ihr das Heil von Frankreich sei. Nach Tische wurde Martyr der Gattin Condé's vorgestellt; der Bischof von Troyes, ein geborner Italiener mit Namen Anton Caraccioli, längst im Geheimen zur Re-

*) Bèze, Histoire ecclésiast., B. 1, S. 525.

**) Während der Versammlung der Prälaten, wohnte der Cardinal zu Poissy.

***) Languet an Mordeisen, 20. Sept. 1561; 10. Jan. 1562. Epistolae, Lib. 2, S. 140. 188. — Le réveille-matin des François et de leurs voisins. Edinb., 1574, S. 14.

formation geneigt, diente ihm, wo es nöthig war, als Dolmetscher. Der König von Navarra, die Gattin Coligni's, Condé selbst kamen dazu; man wünschte sich Glück Martyr zu besitzen. Condé berichtete ihm, die protestantischen Fürsten befürchteten die Prälaten möchten die Aeußerungen Beza's übers Abendmahl als Vorwand gebrauchen, um das Gespräch nicht weiter fortzusetzen; sie hätten bereits unter sich beschlossen dem Könige eine Bekenntnißschrift zu überreichen, in deren Vorrede sie Beza widerlegen und erklären wollten, bei dem entschiedenen Auftreten der Protestanten, sei an eine Unterhandlung mit ihnen nicht zu denken; der Prinz fügte jedoch bei, die Königin würde dieß nicht gestatten. Martyr ahnte wohl, daß von den Bischöfen wenig zu erwarten war; da übrigens Alles französisch verhandelt wurde, wegen der Anwesenheit des Hofes, und er dieser Sprache nicht genug mächtig war, um selbst in die Discussionen einzugreifen, glaubte er wenig mehr thun zu können als den Freunden zu rathen und sie durch seine Erudition zu unterstützen; nur vor der Königin die, wie man ihm versicherte, sich viel von ihm versprach, hoffte er ein Zeugniß ablegen zu können und sie vielleicht zur Duldung zu stimmen *).

Nachdem er einen Tag von den Mühen der Reise ausgeruht hatte, wurde er den 12. September vor Catharina geführt. Der Sitte gemäß, ließ er sich auf ein Knie nieder, und überreichte ihr ein Schreiben des Zürcher Magistrats an sie und ihren Sohn. Liebenswürdig, wie sie es sein konnte, hob die stolze Medizäerin ihren edlen Landsmann auf, und unterhielt sich, in italienischer Sprache, lange mit ihm. In eindringlicher Rede sagte er ihr, auf ihren Befehl sei er mit freudigem Gemüthe gekommen, hoffend aus dieser Zusammenkunft werde Gutes erwachsen; der Herr habe ihr den Gedanken dazu eingegeben, und sie auserwählt sein Werkzeug zu sein, zur Wiederherstellung des Friedens der Kirche. Er bezeugte seinen und des Zürcher Magistrats guten Willen gegen Ihre Majestät; der Magistrat hätte ihn nicht fortgelassen, wenn er nicht wünschte ihr und zugleich der Religion zu dienen. Er ermahnte sie in dem unternommenen Werke zu beharren; es werde nicht nur Frankreich, sondern der ganzen Christenheit von großem Nutzen sein; zwar seien Gefahren und Hindernisse vorauszusehn, Gott aber werde ihr beistehn, so wie er es stets allen denen gethan die sein Werk befördert haben; es komme darauf an die Lehre und die Sacramente auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückzuführen; Gott könnte dieß auch ohne die Fürsten, er wolle sich aber dazu ihrer hohen Stellung bedienen, darum mögen sie auch ihre Pflicht treu erfüllen. Solche Worte hatte die Königin selten gehört; doch antwortete sie höflich: „auch ich wünsche, daß die Wahrheit erkannt werde, gerade deßhalb habe ich die Versammlung berufen; von euch wünsche ich nun einen Rath zu erhalten, wie der

*) An Bullinger, 12. Sept. Loci communes, S. 1137. — An den Zürcher Rath, 12. Sept. Baum, a. a. O., S. 62.

Friede herzustellen sei, ohne die Gegner zu beeinträchtigen oder zu beleidigen." Das war nun freilich ein schwere Zumuthung; der Protestant sollte ein Friedensmittel ersinnen, das die Katholiken kein Opfer kostete; traute ihm die Königin dieß zu, oder war ihre Frage nicht ehrlich gemeint? Jedenfalls war seine Antwort die allein passende: „ich zweifle ob es ein solches Mittel gebe; und will man vermitteln, so erwarte ich nicht viel von dem guten Willen der Gegner." Catharina schien einigermaßen betroffen, doch bemerkte sie bloß, man müsse mit Sanftmuth mit ihnen verfahren. Martyr sagte dieß zu, allein mit dem Vorbehalte, daß der Wahrheit nichts vergeben werde. Dieß meine sie auch, erwiederte sie und drückte ihr Bedauern aus, daß in Frankreich so viel Streit und Haß der Religion wegen herrsche. Martyr: dieß dürfe sie nicht wundern, Christus selbst habe vorausgesagt, er sei nicht gekommen Frieden, sondern das Schwerdt zu bringen; wollte sie die wahre Religion beschützen, so würde sie keine treuern Unterthanen haben als die Protestanten. — Catharina: „dieß kann ich nicht zugeben; die Hugenotten haben zuerst die Waffen ergriffen." — Martyr: „Eure Majestät möge nur entschlossen und aufrichtig den Weg der Wahrheit einschlagen, Gott wird schon Frieden schenken." — Catharina: „Wenn du nicht glaubst, daß durch die Prälaten die Kirche reformirt werden könne, so sage deinen Rath über die Lösung dieser Schwierigkeiten." — Martyr: „gebt den Protestanten Religionsfreiheit, die Wahrheit wird sich dann von selbst offenbaren und Colloquien und Disputationen nicht mehr nöthig sein." Ausweichend antwortete die Königin, sie sei der Religionsfreiheit nicht abgeneigt, nur bedürfe es zu deren Einführung der Einwilligung der Prälaten; er möge daher bei seinen Glaubensgenossen dahin wirken, daß irgend eine Uebereinkunft mit Jenen zu Stande komme; sie traue es ihm zu, denn er überrage Alle an Ansehn und Gelehrsamkeit. Als er sagte, sie solle nicht zu viel von ihm erwarten, doch werde er, so weit es Gottes Wort gestatte, das Seinige thun, brach sie über diesen Gegenstand mit den Worten ab: „wir werden noch öfter hierüber mit einander reden." Damit war jedoch die Unterhaltung nicht beendigt; Catharina fing nun von der Augsburgischen Confession an, und wollte Martyrs Meinung über dieselbe wissen: Er begnügte sich zu bemerken, es scheine ihm das Wort Gottes sollte genügen, da Alles darin enthalten ist was zum Heile dient; übrigens glaube er nicht, daß, die zu Rom als ketzerisch verdammte Augsburgische Confession, von den Prälaten als Grundlage einer Einigung würde angenommen werden.

Während dieses höchst characteristischen Gesprächs, war der Kanzler, der allein zugegen war, von den Sprechenden entfernt, in dem Saale auf und abgegangen. Die Königin bat nun Martyr auch mit Lhospital über die Sache sich zu besprechen. Martyr, der den Kanzler als einen wohlmeinenden, der Wahrheit nicht abgeneigten, aber allzupolitischen Charakter kannte, eröffnete die Unterhaltung, indem er die Ansicht äußerte, von den Bischöfen und Cardinälen sei wenig für eine Reform der Kirche zu hoffen, da sie ihr Besitzthum

und ihren Einfluß nicht aufgeben wollten. Der Kanzler gab es zu, fing aber auch sogleich von der Augsburgischen Confession an. Martyr antwortete in ähnlichem Sinne wie der Königin, und war im Begriff noch weiter darüber zu reden, als der König von Navarra eintrat und sich ins Gespräch mischte; er fragte Martyr, der ihn nicht kannte, über die Umstände seiner Flucht aus Italien, seine fernern Schicksale, seinen Aufenthalt in Zürich, und Aehnliches. Martyr hatte das Schreiben des Zürcher Magistrats an den König in der Hand; letzterer fragte, was dieß für ein Brief sei; auf die Antwort: an den König von Navarra, sagte er: ich bins der mit dir redet. Martyr ließ sich auch vor ihm auf ein Knie nieder, entschuldigte sich ihn nicht gekannt zu haben, und begrüßte ihn in seinem und der Zürcher Namen. Anton hob ihn gütig auf, und fing auch seinerseits von der Augsburgischen Confession an, die er sehr pries und empfahl; da er aber sah, daß Martyr nicht ganz dieser Ansicht war, brach er das Gespräch ab. Unterdessen war Catharina wieder dazugetreten, bat nochmals Martyr für den Frieden zu arbeiten, so viel es ihm sein Gewissen gestattete, und entließ ihn für diesen Tag. Zuvor konnte er noch in der Königin Zimmer die edle Johanna von Albret, Antons Gattin, und ihren jungen Sohn, so wie Catharina's Ehrendame, die geistreiche, mit Calvin correspondirende Madame de Crussol begrüßen.

Diese ganze Unterhaltung machte auf Martyr nicht den günstigsten Eindruck; der ruhige, welterfahrene Mann ließ sich durch die höfische Freundlichkeit nicht irre machen. „Die Königin, berichtete er an Bullinger, scheint große Hoffnung in mich zu setzen; Gott gebe nur, daß sie nicht getäuscht werde, denn sie will die Kirche nur mit Zustimmung der Prälaten reformiren, was nie geschehn konnte und auch jetzt nicht geschehn wird. Der König von Navarra hat mich sehr human behandelt; allein, um dir die Wahrheit zu sagen, er ist ohne Wärme für die Religion, er hört die Messe an"*). Auch das viele Fragen über die Augsburgische Confession war ihm aufgefallen; er wußte vielleicht nicht, daß schon im Sommer ein Gesandter des Herzogs von Würtemberg bei König Anton eingetroffen war, mit einem Schreiben, das die lutherische Ansicht vom Abendmahl gegen die reformirte hervorhob, und die Annahme der Augsburgischen Confession empfahl; selbst dem Herzog von Guise hatte der gute Christoph ein Exemplar dieser letztern einhändigen lassen. Calvin, der diese Bemühungen der Schwaben erfuhr, schrieb an den König von Navarra um ihn zu warnen**); er sah voraus, welchen perfiden Gebrauch die Gegner von der Augsburgischen Confession machen würden. Schon in einer seiner ersten Un-

*) 12. Sept. Loci communes, S. 1137.

**) Lettres françaises de Calvin. B. 2, S. 420. Dieser Brief wird hier richtig vom August 1561 datirt; durch einen sonderbaren Irrthum verlegt ihn aber der Herausgeber nach die Zusammenkunft des Herzogs von Würtemberg mit dem von Guise zu Zabern, welche erst im Februar 1562 statt fand.

terredungen mit Beza, noch vor Martyrs Ankunft, hatte der Cardinal von Lothringen, in Gegenwart Catharina's, sich in seiner listigen Weise über die Abendmahlsdifferenz geäußert: „was mich betrifft, hatte er gesagt, so könnte ich zwar die Transsubstantiation vertheidigen, glaube aber die Theologen würden besser daran thun sie bei Seite zu lassen; es sollte deshalb kein Zwiespalt in der Kirche sein." Zugleich hatte er mit verdächtigem Lobe auf die Lehre der Deutschen angespielt, als auf die welche am leichtesten zu einer Verständigung führen könnte. Beza hatte sich genöthigt gesehn zu erklären, die Reformirten könnten die Augsburgische Confession nur annehmen nach gehöriger Interpretation *).

Die Unterredungen Martyrs mit Catharina machten großes Aufsehn, unter Katholiken und Protestanten. Die Einen dieser letztern befürchteten, er möchte sich von der schlauen Italienerin überlisten zu halten; Andre sprachen voll Erstaunen und Hoffnung von dem Effekt, den er auf die Königin gemacht haben sollte; sie erzählten sich von Thränen die sie vergossen, von Betheuerungen die sie ihm gemacht, u. s. w. Der besonnene Hubert Languet, der dieß nach Sachsen berichtete, hielt die Furcht der Einen für eben so unbegründet wie die Hoffnung der Andern **); Martyr war zu klug um sich in Catharina's Hände zu geben, und diese zu herrschsüchtig und kalt um sich durch religiöse Motive rühren zu lassen. Immerhin war die Unterhaltung der mächtigen Königin mit einem armen Zürcher Professor merkwürdig genug; es war die einzige nicht.

Zehntes Kapitel.

Martyr's Antheil am Religionsgespräch.

Das den 9. September begonnene Colloquium wurde erst den 16. wieder aufgenommen. Den 15. hatten die Prälaten einen Beschluß gefaßt, der weit weg lag von ihrem Auftrage die Kirche zu reformiren: sie hatten die Einführung der Jesuiten in Frankreich genehmigt; ein Beschluß, der über das Land, bis in die neueste Zeit, schweres Unheil brachte.

Am 16. sollte nun auch Martyr in der Versammlung erscheinen. Als es die Prälaten erfuhren, widersetzten sie sich seiner Aufnahme weil er ein Fremder war; das königliche Patent, wodurch die Reformirten berufen worden waren, hatte nur von gebornen Franzosen geredet. Catharina von Medici bestand jedoch auf seiner Zulassung. Condé sandte ihm ein Maulthier,

---

*) Beza an Calvin, 30. August 1561. Calvini epistolae, S. 252. — Laplace, Commentaires de l'estat de la religion, S. 218.

**) An Ulrich Mordeisen, 9. Oct. 1561. Epistolae, Lib. 2, S. 141. 145.

und begleitet von dem Secretär des Prinzen ritt er nach Poissy. Der Herzog von Guise hatte die Bewachung der Pforten des Sitzungssaals; seine Trabanten wollten Martyr nicht einlassen; als er jedoch durch Condé's Secretär seinen Namen erfuhr, ergriff er ihn selbst bei der Hand und führte ihn ein. Noch waren weder die protestantischen Theologen noch sämmtliche Prälaten zugegen. „Als ich eintrat, berichtete Martyr an Bullinger*), sah ich eine Menge Cardinäle und Bischöfe in einem weiten Kreise sitzend; hinter ihnen standen in großer Zahl Priester, Mönche und Doctoren der Sorbonne. Da der König und die Königin noch nicht angekommen waren, zog ich mich in eine Ecke zurück um meine Collegen zu erwarten, denn ich wußte nicht welche Stelle uns angewiesen war. Der Cardinal von Châtillon und zwei Bischöfe traten zu mir; der Cardinal fragte ob ich Doctor Martyr wäre, begrüßte mich hierauf aufs freundlichste, bot mir seine Dienste an und versicherte mich, meine Ankunft sei allen Gutdenkenden äußerst erwünscht. Die zwei Bischöfe**) baten mich dringend, Alles aufzuwenden, um zur Eintracht und zur Beendigung der Streitigkeiten beizutragen. Ich dankte ihnen und erklärte mich zum Friedenswerke bereit, so weit es das Wort Gottes und die evangelische Wahrheit gestatten würden. In diesem Augenblicke trat der Cardinal von Lothringen ein, mit seiner sorgfältig überlegten Rede versehn; dann kamen der König, die Königin und die übrigen Prinzen; zuletzt auch meine Collegen, denen ich mich alsobald anschloß. Die Cardinäle und Bischöfe durften sitzen; wir dagegen mußten stehn, außerhalb ihres Kreises." In der folgenden Zusammenkunft wies man ihnen jedoch Sitze an, während die Menge der untergeordneten katholischen Geistlichen stehend beiwohnte; ergrimmt über diese „der orthodoxen Weisheit" angethane Schmach, erlangte später der Jesuite Laynez, daß den Reformirten die Bänke wieder entzogen wurden***).

Der Cardinal von Lothringen hielt eine lange, abwechselnd stolze und kluge Rede; nachdem er von den Pflichten der Unterthanen gegen den König und denen des Königs gegen die Kirche gesprochen, fuhr er also fort†): „Es sind nun acht Tage, Sire, daß auf Ihren ausdrücklichen Befehl eine Anzahl von Personen hier eingeführt wurde, die sich, zu unserm innigen Leidwesen, bereits vor langer Zeit von uns getrennt haben. Sie folgen einem andern Glaubensbekenntnisse als wir, und wollen sich unsern Regeln nicht unterwerfen. Durch ihre Worte haben sie einiges Verlangen zu erkennen gegeben, zu lernen und sich unterweisen zu lassen, auf daß sie zurückkehren in ihr Vater-

*) An Bullinger, 19. Sept. Loci communes, S. 1138. — An den Zürcher Rath, 19. Sept. Baum, a. a. O., S. 67.

**) Ohne Zweifel die von Valence und von Séez, von denen weiter unten die Rede sein wird.

***) Historia societatis Jesu. Th. 2, von Sacchini. Antwerpen, 1620, f°. S. 207.

†) Nach Soldans Uebersetzung.

land und in das Haus und die Versammlung ihrer Väter. Wollen sie zur Erkenntniß kommen, so sollen sie aufgenommen und als Kinder herzlich begrüßt werden. Wir wollen ihnen keinen Vorwurf machen, sondern Mitleid haben mit ihrer Schwachheit; wir wollen sie nicht verstoßen, sondern zurückrufen; nicht abtrennen, sondern wiedervereinigen, auf daß wir Alle wie aus Einem Munde, Gott dem Vater unsers Herrn Jesu Christi die Ehre geben. Ihnen also antworten wir in aller Liebe und im Geiste der Sanftmuth, daß wir sehr erfreut sind über das von ihnen geschehene Bekenntniß auf die Artikel des allen Christen gemeinschaftlichen Symbolums (des apostolischen), und wir wünschen von ganzem Herzen, daß sie, wie sie im Wortlaute übereinstimmen, ebenso auch im Sinne und in der Erklärung einverstanden sein möchten. Aber wir glauben, daß sie dieß in der That nicht sind, nach der Erklärung, die sie von der katholischen Kirche gegeben haben, indem sie dieselbe die Versammlung der Auserwählten nennen. Sie haben sodann noch verschiedene andere Punkte kurz berührt, die sämmtlich abweichen von demjenigen, was die katholische Kirche glaubt und lehrt, und die Zahl derselben ist so groß, daß, sintemalen es unserm Amte nicht anstehn würde, oberflächlich zu reden und unsre Aussprüche ohne denjenigen Beweis zu lassen, den ihnen die heilige Lehre zu geben vermag, jeder einzelne Punkt eine Tagessitzung und folglich die ganze Sache Monate in Anspruch nehmen müßte. Dieß ist der Grund, weßhalb ich mich für dießmal auf zwei Punkte zu beschränken gesonnen bin." Diese beiden Punkte waren die Auctorität der Kirche und das Abendmahl; beide erörterte der Cardinal sehr ausführlich; die Auctorität der Kirche entwickelte er im katholischen Sinne, dagegen bei dem Abendmahl hütete er sich von der Messe zu reden, sondern schien sich zur lutherischen Auffassung hinzuneigen und unterließ nicht die Augsburgische Confession mit einigem Lobe hervorzuheben. Zum Schlusse gab er die Versicherung ab, die Prälaten seien entschlossen, von der Lehre der Kirche unter keinen Umständen abzuweichen, sondern vielmehr Leib und Leben an die Aufrechterhaltung derselben zu setzen.

Als der Cardinal geendet hatte, bat Beza um die Erlaubniß ihm zu antworten; es ward ihm aber bedeutet, man werde ihm später einen Tag dazu bestimmen, die Sitzung sei geschlossen.

Verschiedenartig war der Eindruck den des Cardinals Rede hervorbrachte, und in mehrfacher Hinsicht ein ganz anderer, als der den sie bezweckte. Den bisher noch katholischen Philosophen Petrus Ramus veranlaßte sie zu weiterm Nachdenken, und entschied ihn für die Reformation*). In den Ohren der Prediger klang es wie Hohn, als sie hörten sie seien erschienen um sich belehren zu lassen, und man wolle Mitleid haben mit ihrer Schwachheit; diese hochmüthig herablassende Sprache war nicht geeignet Männer zum Nachgeben zu

*) Ramus an den Cardinal von Lothringen, Oct. 1570. Rami collectaneae praefationes, epistolae, etc. Paris, 1577, S. 256.

bewegen, die gekommen waren um von ihrem Glauben zu zeugen und ihn zu vertheidigen. Auch das unwürdige Spiel das der Cardinal mit der Augsburgischen Confession trieb, mußte sie mit Unwillen erfüllen; es war nicht schwer seine List zu durchschauen: würden sie die Confession nicht unterschreiben, so machten sie sich bei den deutschen Fürsten verhaßt, deren Theologen man noch in Poissy erwartete; thäten sie es, so machten sie sich die Schweizer zu Feinden oder stifteten Uneinigkeit unter den reformirten Kirchen; je mehr er daher von der Augsburgischen Confession redete, desto mehr konnte der Cardinal hoffen die Verhandlungen zu stören und jeden Erfolg zu nichte zu machen. Niemand hat dieß treffender geschildert als der scharfblickende Hubert Languet*): „bei dem Abendmahl, als einem anstößigern Punkte, verweilte der Cardinal länger, und um die Genfer in einem gehässigern Lichte erscheinen zu lassen, äußerte er sich so über die sächsischen Kirchen, als wenn er in dieser Lehre ihre Ansicht nicht mißbilligte. Ja, wenn ich meine aufrichtige Meinung sagen darf, er schien mir sogar mit noch mehr Mäßigung zu reden, als die Sachsen. Er erklärte nemlich, er bestehe gar nicht auf der räumlichen und natürlichen Gegenwart des Leibes Christi, sondern auf der übernatürlichen, göttlichen und unbegreiflichen. Der Schluß seiner Rede aber bewies, daß er es nur auf eine Komödie angelegt hatte; denn er ermahnte den König, die Königin und die Prinzen, bei der Religion ihrer Vorfahren zu bleiben und nicht die mindeste Veränderung in derselben zu gestatten."

Es gab indessen auch solche, welche von der Komödie nichts begriffen; es waren die protestantischen Großen, bei denen der Cardinal durch seine kluge Mäßigung einen Theil seiner listigen Absicht erreichte. Als man, nach der Sitzung, nach Saint-Germain zurückgekehrt war, ließen der Prinz von Condé und der Admiral, Beza und Martyr in das Schloß rufen und fragten sie, was sie von der Rede des Cardinals hielten; sie selbst wären auf den scharfen Ausdruck unversöhnlicher Gesinnungen gefaßt gewesen und daher nun nicht wenig erstaunt, mit so viel Mäßigung reden gehört zu haben; sie lobten sehr den Cardinal, und hielten viel darauf, daß er von der Transsubstantiation und der Messe keine besondere Erwähnung gethan hatte; sie wünschten deßhalb daß auch Beza und Martyr die Rede nicht hart beurtheilen möchten, damit das Colloquium nicht plötzlich abgebrochen würde; namentlich ermahnten sie Martyr, der auf den folgenden Tag zur Königin Mutter beschieden war, er möchte sich, ihr gegenüber, glimpflich über des Cardinals Vortrag ausdrücken. Die beiden Theologen sagten hierauf unverholen ihre Meinung über diesen; doch versprach Martyr, bei der Königin die fragliche Rede zwar mit Ruhe, aber doch nicht anders als nach dem Worte Gottes zu beurtheilen**).

Den 17. September Abends ward er zu Catharina berufen. Ihr erstes

*) An Ulrich Mordeisen, 20. Sept. 1561. Epistolae, Lib. 2, S. 139.

**) Martyr an Bullinger, 19. Sept. Loci communes, S. 1138.

Wort war: „was haltet Ihr von der Rede des Cardinals?" Er antwortete, so viel er französisch verstehe, scheine sie ihm sehr eloquent gewesen zu sein, und wenn auch einige Ausdrücke darin vorgekommen seien, die den Protestanten unangenehm sein mußten, so habe er doch wenigstens keine Schmähungen gehört; auch habe der Cardinal viel Gutes und Wahres gesagt, das indessen die Protestanten gleichfalls behaupten, so zum Beispiel daß in der Kirche Gute und Böse vermischt seien, und daß man der Obrigkeit gehorchen müsse; was er dagegen über das geistliche Amt und besonders über das Abendmahl vorgebracht, könne nicht gebilligt werden, es sei denn es werde im Verlauf des Gesprächs gemildert oder gebessert. Die Königin ging nicht weiter auf diesen Gegenstand ein, sondern fragte Martyr von Neuem um einen Rath, hinsichtlich der Wiederherstellung des Friedens in der Kirche. Er sagte, er wisse keinen andern, als den schon früher gegebenen, nemlich Gewissensfreiheit; könne man sich nicht über die Gegenwart Christi im Abendmahl verständigen, so möge eine Schrift veröffentlicht werden, welche jedem Theile die Freiheit zuerkenne, das zu glauben und zu lehren, was er als der heiligen Schrift am gemäßesten halte; unterdessen mögen Beide das Band der brüderlichen Liebe nicht zerreißen noch sich gegenseitig Ketzer schelten; fordere die Gerechtigkeit daß den Katholiken Religionsfreiheit bleibe, so fordere sie dieselbe auch für die Protestanten; der Widerstand der Prälaten komme großentheils aus ihrer Furcht, im Fall daß die Reformation siege, ihre Würden und Reichthümer einzubüßen; es sei daher sehr zu bezweifeln, daß sie selbst reformiren werden; vielmehr ist es gewiß, daß sie Alles festhalten, nichts ändern wollen. Aus diesem Grunde wäre es nöthig, den Zustand der Kirche genau untersuchen zu lassen; unpartheiische Männer würden sicher viele Gebrechen entdecken. Die Königin bemerkte, sie beharre allerdings darauf, daß eine solche Untersuchung sorgfältig angestellt werde; doch entließ sie Martyr, indem sie „das alte Lied" wiederholte, die Protestanten mögen sanft mit den Gegnern verfahren. Auch Beza hatte an diesem Tage eine Unterredung mit ihr; wie er an Calvin schrieb, erfüllte sie ihn mit großer Hoffnung. Diese Hoffnung bezog sich wohl nur auf der Königin Erklärung, den Zustand der Kirche untersuchen zu lassen; dieß war eben der Zweck, weßhalb die Prälaten waren zusammenberufen worden. Hoffnung sich mit diesen über die Lehre zu einigen, konnte Beza so wenig haben wie Martyr; und um so weniger, da die immer wiederholte Ermahnung, sich mild gegen die Gegner zu zeigen, nicht auch an diese gerichtet, oder doch nicht von ihnen beachtet wurde.

Den 19. September erschien zu Saint-Germain, mit großem Gepränge, der päpstliche Legat, Hippolyt von Este, Cardinal von Ferrara, mit vierhundert Pferden und mehrern Jesuiten. An der Spitze dieser Letztern kam der Spanier Jakob Laynez, Loyola's Nachfolger als Ordensgeneral, ein eben so schlauer als kühner Mann. Des Legaten Mission war, sich allen kirchlichen Aenderungen, die nicht von Rom ausgehn würden, zu widersetzen; da dieß

gegen die Grundsätze der gallikanischen Kirche war, wurde seine Vollmacht erst nach langen Verhandlungen anerkannt; er konnte daher bei dem Colloquium nicht als Legat auftreten. Desto mehr betheiligten sich die Jesuiten dabei; der Ruf war ihnen vorangegangen, gelehrte Männer zu sein, allein im Stande die Ketzerei siegreich zu bekämpfen und das Papstthum zu retten. Die Königin sah ungern ihr Eingreifen in eine Angelegenheit, die sie allein zu lenken gedachte. Sie ging daher auf einen Vorschlag ein, den ihr der Admiral Coligni machte, aus beiden Theilen mehrere Gelehrte auszuwählen, um in ruhiger Conferenz eine Verständigung zunächst über das Abendmahl vorzubereiten; doch behielt sie sich vor dieß noch weiter zu überlegen.

Der Admiral beeilte sich Martyr hievon in Kenntniß zu setzen; dieser zeigte sich nicht abgeneigt, indessen hoffte er auch von dieser Maßregel nicht viel; er wußte daß einige der Bischöfe einer Einigung nicht entgegen waren, daß sie sie aber vorzugsweise auf die lutherische Ansicht zu gründen wünschten; diese, erklärte Martyr, würden wir uns nicht aufdringen lassen; schweige man darüber, so sind wir bereit sie nicht anzugreifen; am Besten wäre es immer, über diesen Punkt Freiheit des Glaubens zu gestatten.

Erst am 24. wurde wieder eine Sitzung des Colloquiums gehalten. Beza eröffnete sie durch eine Rede, in der er des Cardinals Lehre von der Kirche widerlegte. Dann ward viel hin und her geredet über allerlei Punkte, besonders über das Ansehn der Bibel und das der Concilien; zuletzt kam man wieder auf den unvermeidlichen Hauptgegenstand, das Abendmahl. Ganz von seiner frühern Mäßigung abgehend, erklärte der Cardinal, er wolle nicht länger mit den Protestanten verhandeln, bis er sehe daß ihre Ansicht mit der seinigen übereinstimme; er ermahnte sie, sich mit den Deutschen zu einigen, zog die Confession der Würtemberger vom Jahr 1559 aus der Tasche, und richtete an die Prediger die Frage, ob sie dieselbe unterschreiben wollten. Um diesem unloyalen Treiben ein Ende zu machen, fragte Beza: „wollt ihr die Confession der Deutschen in allen Artikeln annehmen? wollt ihr es nicht, so ist es eine harte Bedingung für uns, etwas zu unterschreiben das ihr selbst verwerft." Immer heftiger werdend, da er seine List aufgedeckt sah, rief der Cardinal aus: „ich kümmere mich nichts um die übrigen Artikel, ich billige bloß den von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi." Da hiedurch die Fürsten und überhaupt die Nichttheologen zu dem Irrthum verleitet werden konnten, die Lutherischen lehrten über das Abendmahl ganz das Nämliche wie die Katholiken, und die Reformirten seien allein die Ketzer, entwickelte Beza den Unterschied zwischen Luthers Ansicht und der Transsubstantiation. Der bedrängte, doch immer kluge Cardinal mußte erklären, er nehme allerdings Luthers Lehre nicht an, sondern nur die *wahre* Gegenwart Christi; wolle man ihm hierin nicht beistimmen, so werde er sich von den Verhandlungen zurückziehen. Die Prediger, ja die Königin selbst, waren über diese bruske Aeußerung betroffen; nach mehrerm vergeblichem Reden wurde die Sitzung aufge-

hoben; den Protestanten wurde von den Prälaten Frist gegeben, sich zu berathen ob sie des Cardinals Ansicht annehmen wollten; das nächste Mal sollten sie sich einfach und offen darüber aussprechen.

Es wurde ihnen jedoch immer deutlicher daß man es nicht ehrlich mit ihnen meinte; die Taktik des Cardinals begann ihre Früchte zu treiben; die Hartnäckigkeit, mit der er auf der gefährlichsten Streitfrage der Zeit, auf der Abendmahlslehre bestand, die Gewandheit, mit der er diesen Zündstoff in jede Discussion zu werfen wußte, die Perfidie, mit der er den Reformirten die Augsburgische Confession entgegenhielt, hatten die erwünschte Verwirrung hervorgebracht, welche zu immer hitzigern Debatten und somit zum Abbruch des lästigen Gespräches führen mußte. Dieß sah man auch am Hofe ein. Condé und Coligni, aufgeklärt über die wahre Natur der bisher von ihnen so gelobten Mäßigung des Cardinals, drangen in Martyr und Beza, sich auf alle Weise zu widersetzen daß wieder vom Abendmahl gehandelt würde, damit es nicht den Anschein bekomme, als werde das Colloquium durch die Schuld der Protestanten gestört; vor Allem seien die Gegner von den Mängeln und Mißbräuchen der Kirche zu überzeugen; dieß sei das einzige Mittel ihnen eine Reform abzunöthigen. Selbst Catharina von Medici soll diese Meinung unterstützt haben. Die Prediger jedoch, entrüstet über den letzten Beschluß der Prälaten, ließen durch Beza eine Bittschrift abfassen, um gegen die Art wie man mit ihnen verfuhr zu protestiren. Zugleich wünschten sie daß auch Martyr thätigen Antheil an den Verhandlungen nehmen möchte; bisher hatte er, weil nur französisch geredet wurde, nichts anderes gethan als einige unbedeutende Unrichtigkeiten Beza's zu verbessern und diesem Winke zu geben, um ihm aus augenblicklicher Verlegenheit zu helfen*). Er bat nun die Königin um die Erlaubniß italienisch sprechen zu dürfen, was ihm ohne Weiteres bewilligt wurde.

In der Sitzung des 26. Septembers las Beza die Bittschrift vor, die mit Staunen angehört, von Niemand aber beantwortet wurde. Der Cardinal von Lothringen begnügte sich, in Bezug auf einige Ausdrücke derselben, die Ernennung der Bischöfe durch den König kurz zu rechtfertigen; dann beeilte er sich sein Hauptthema, das Abendmahl, wieder zu ergreifen. Dießmal antwortete ihm Martyr, in italienischer Sprache. Er begann mit der Vertheidigung der protestantischen Lehre vom geistlichen Amt: wir haben dieses Amt in seiner ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt, denn wir haben es zurückgeführt auf die Verkündigung der wahren Lehre, auf die richtige Verwaltung der Sacramente, auf das Beispiel eines frommen Lebens; diese drei genügen zur Gültigkeit des christlichen Amts, wenn auch die Händeauflegung der Bischöfe nicht dazu kommt; diese hätten wir übrigens nicht verworfen, wenn die Bischöfe sie uns bewilligt hätten; bei der Lehre aber die wir bekennen, hätte

*) **Franc. Balduinus, Responsio ad Calvinum et Bezam.** Cölln, 1564. S. 144. 167.

man sie uns nie bewilligt, und wegen der vielen Irrthümer die man uns mit der Händeauflegung aufgebürdet hätte, wäre es uns nicht möglich gewesen diese anzunehmen. Martyr bewies aus biblischen Stellen, daß der fragliche Gebrauch nicht unbedingt nöthig sei; es gebe Zeiten wo sich Gott auf außerordentliche Weise Diener berufe; dieß sei jetzt der Fall, bei dem verdorbenen Zustande der Kirche. Weiter kam er auf die Ernennung der Bischöfe. Der Cardinal hatte behauptet, die Protestanten vergriffen sich an der königlichen Majestät, indem sie die nicht vom Volke gewählten Bischöfe, als unrechtmäßig eingesetzt betrachteten. Darauf entgegnete Martyr: wir sind nicht gekommen, um die politische Ordnung anzugreifen, obgleich wir aus der Geschichte wissen, daß in den ersten Jahrhunderten, und selbst noch in Zeiten wo die Regenten schon Christen waren, die Bischöfe von den Gemeinden gewählt worden sind. Zuletzt behandelte auch er die Lehre vom Abendmahl. Aus seiner außerordentlichen Kenntniß der Bibel und der Kirchenväter schöpfte er die schlagendsten Beispiele und Argumente, um den Satz des Cardinals zu widerlegen, daß so wie Alles in der Bibel, so auch die Einsetzungsworte buchstäblich genommen, und von einer wirklichen, körperlichen Gegenwart des Leibes Christi gedeutet werden müssen. Hier wurde er von dem Cardinal unterbrochen, der sich verlegen fühlte mit einem so wohl gerüsteten Kämpfer zu streiten, und nun ungeduldig ausrief: „ich verstehe dich nicht, du redest meine Sprache nicht.“ Martyr antwortete, er thue dieß nur auf Verlangen der Königin, es sei ihm übrigens gleich italienisch oder lateinisch zu reden. Nochmals erwiederte der Cardinal, er wünschte lieber mit einem Manne seiner Zunge zu verhandeln; indessen, da Martyr sich angeboten hatte sich lateinisch auszudrücken, durfte er nicht länger sich weigern, er berührte einige Punkte aus Martyrs Vortrag, aber ohne Gründlichkeit, und gab zuletzt das Vorhandensein von tropischen Redensarten in der Bibel zu, nur meinte er, sie müßten immer durchaus deutlich sein. Nach einigem fruchtlosen Discutiren über die Art, wie die Kirchenväter die Einsetzungsworte erklärt haben, trat Doctor Claude D'Espence auf, einer der liberalern Mitglieder der Versammlung; er lobte Martyrs Gelehrsamkeit, Niemand, sagte er, hat zu unsrer Zeit mit so viel Scharfsinn über das Sacrament geschrieben; nur fand er in der reformirten Lehre den Gebrauch des Wortes Substanz nicht passend, da sie ja von einer körperlichen Gegenwart nichts wissen wollten. Martyr suchte das Wort zu erklären, doch ohne Erfolg, denn die Gemüther fingen an sich zu erhitzen. Der Jesuitengeneral ergriff das Wort; in langer, italienischer Rede, stellte er, voll Zorn darüber, daß man sich mit den Protestanten in Verhandlungen eingelassen, diese als Füchse und Schlangen dar, die man meiden oder ausrotten müsse; zur Königin sagte er, die Entscheidung über solche Dinge gehe sie nichts an, es sei allein des Papstes Sache; jetzt da das große Concil zu Trident versammelt sei, habe sie das Recht nicht so wichtige Fragen vor eine Privat-Synode zu bringen; die Ketzer seien an das Con-

cil zu verweisen, wenn sie erfahren wollen was sie zu thun haben, um mit der Kirche wieder ausgesöhnt zu werden. Er sprach dann noch Manches zur Vertheidigung der katholischen Abendmahlslehre, suchte Martyr zu widerlegen, den er als einen abtrünnigen Mönch behandelte, indem er ihn verächtlich „Bruder" (frater) nannte*), und schloß mit der Ermahnung an die Königin, den wahren römischen Glauben zu schützen. Es erfolgte eine heftige Discussion zwischen ihm und Beza; tumultuarisch erhob sich die ganze Versammlung; mancher der Bischöfe war verletzt durch den arroganten Ton des Spaniers und bereute vielleicht, vor wenig Tagen, eine Gesellschaft genehmigt zu haben, die mit solchem Uebermuth die Alleinherrschaft des Papstes predigte. Auch die Königin war entrüstet; sie hob die immer lärmender werdende Sitzung auf**).

Eilftes Kapitel.

Die Commission zur Einigung über die Abendmahlslehre.

Das Religionsgespräch hatte bis jetzt nichts hervorgebracht als Confusion und Streit. Die Prälaten zeigten wenig Lust es weiter fortzusetzen. Catharina von Medici sah ein daß die Verhandlungen vor so zahlreicher Versammlung, die rechte Art nicht waren Einigungsvorschläge vorzubereiten. Sie nahm daher den von Coligni ausgesprochenen Gedanken wieder auf, eine kleine Anzahl von Männern auszuwählen, um durch sie die Lehre vom Abendmahl besprechen zu lassen. Es ist nicht wenig bedeutsam, daß sie unter den Katholiken gerade diejenigen hiezu auserfah, welche durch ihre evangelischere und freiere Richtung, den Protestanten am Nächsten standen. Den 25. September, den Tag vor der letzten stürmischen Sitzung zu Poissy, ließ sie D'Espence zu sich rufen, und trug ihm auf sich einen seiner Freunde zuzugesellen und mit zweien der Prediger über die Streitfrage zu berathen. D'Espence wandte sich deßhalb an Johann von Montluc, Bischof von Valence. Beide waren längst den strengen Katholiken verdächtig. Claude D'Espence, Doctor der Sorbonne, ein gelehrter und gefeierter Prediger, hatte schon vor mehr wie zwanzig Jahren, als er noch Archidiaconus zu Beauvais war, gegen die Mißbräuche im Gottesdienste gepredigt; er hatte sich in mehrern Schriften darüber ausgesprochen und völlig evangelische Sätze behauptet; den 8. Februar 1561 hatte er der theologischen Facultät ein Bedenken eingereicht, über den mit den Bildern getriebenen Mißbrauch; die Reformation an sich schien ihm

*) Historia societatis Jesu, Th. 2, S. 207.

**) An Bullinger, 2. Oct. Loci communes, S. 1139.

durch den Zustand der Kirche gerechtfertigt, nur die Trennung von der katholischen Gemeinschaft wollte er nicht billigen; „das Unkraut" in dieser hielt er nicht für einen hinreichenden Grund sie zu verlassen; die Kirche, meinte er, bestehe nicht in geheimen Zusammenkünften, in abgesonderten Sekten, sondern in der großen, allgemeinen Einheit aller Christen; so lange diese ihn nicht verstieß, glaubte er in derselben bleiben zu können. Es fehlte ihm an Festigkeit des Charakters und an Klarheit des Denkens; daher hatte er sich die Censuren gefallen lassen, welche die Sorbonne über seine Bücher ausgesprochen hatte, ja sogar einmal, im Jahre 1543, hatte er sich zu einem öffentlichen Widerrufe ketzerischer Lehren bequemt. Er tröstete sich mit dem Gedanken, die schwierige, von allen Partheien verkannte Rolle eines Vermittlers übernommen zu haben. Der Moment schien ihm nun gekommen, mit neuem Eifer in dieser Rolle aufzutreten; daher nahm er bereitwillig und voll Hoffnung den Auftrag der Königin an.

Zu diesen Neutralen, wie man sie, nach D'Espence's Ausdruck, nannte, gehörte auch der Bischof von Valence, ein wohlmeinender Mann, ohne tiefere theologische Bildung aber vertraut mit jeder diplomatischen Kunst; in frühern Jahren Freund und Schützling der Königin Margaretha von Navarra, hatte auch er, bei verschiedenen Anlässen, reformatorische Wünsche ausgesprochen; noch kurz vor der Zusammenkunft zu Poissy hatte er, in seinem Sprengel, die Rechtfertigung gepredigt und war deßhalb der Ketzerei beschuldigt worden; dagegen ließ er sich eilf Jahre später von Catharina von Medici gebrauchen, um vor den Polen, welchen der Herzog von Anjou als König empfohlen werden sollte, die Gräuel der Bartholomäusnacht zu beschönigen.

D'Espence und Montluc besprachen sich zunächst mit Beza und Nicolas Des Gallars*); sie kamen mit ihnen über eine Formel über die Abendmahlslehre überein, welche weitern Verhandlungen als Grundlage dienen könnte. Es war folgende: „Wir glauben, daß beim Genusse des Abendmahls, der wahre Leib und das wahre Blut Christi, wahrhaft und in ihrer Substanz, auf geistige und unaussprechliche Weise sind, dargeboten und von den Gläubigen empfangen werden"**). Durch Vermeidung des Wortes: gegenwärtig, und durch Umschreibung der Ausdrücke: reell und substanziell, glaubte man die Hauptdifferenzen gemildert oder umgangen zu haben. Die Prediger behielten sich jedoch vor die Formel ihren Collegen mitzutheilen; auch sollte Martyr aufgefordert werden, seine Ansicht schriftlich einzureichen; ohne Zweifel wollte Beza nicht noch einmal, und zwar in Martyrs Gegenwart, die Verantwortlichkeit übernehmen, im Namen aller Reformirten ein zweideutiges Bekenntniß aufzustellen.

*) Wichtige Détails über diese Verhandlungen finden sich in der Epistel D'Espence's an den Bischof von Paris, in seinen Conciones aliquot, Paris, 1562, f°. 40 u. f.

**) Bèze, Histoire ecclés., B. 1, S. 605.

Den 29., früh morgens, wurden D'Espence, Montluc und noch ein Dritter, von Poissy nach Saint-Germain zur Königin beschieden; sie eröffnete ihnen, sie wolle durch fünf Katholiken und ebensoviel Protestanten, eine Conferenz halten lassen, zum Zweck der Prälaten-Versammlung ein Einigungsprojekt über das Abendmahl vorzulegen. Sie selbst bezeichnete die Mitglieder der Commission. Dem Doctor D'Espence und dem Bischof Montluc gesellte sie drei Geistliche ähnlicher Richtung bei: Peter Duval, Bischof von Séez in der Normandie, Bruder eines protestantischen Pariser Parlamentsraths, welcher 1563 den Märtyrertod erlitt; den Abt Ludwig Bouteiller, Doctor der Sorbonne, der kurz zuvor dem Cardinal von Châtillon das Abendmahl unter beiden Gestalten gereicht hatte; den Abt Johann von Salignac, einen gelehrten und frommen Mann, den schon 1536 Johann Sturm, in Gesellschaft Montluc's und D'Espence's gekannt hatte als voll Eifers für ein reineres, evangelisches Christenthum. In den, Anfangs 1562, zu Saint-Germain gepflogenen Verhandlungen über Heiligen- und Bilderdienst, gaben diese Männer, welchen sich auch Doctor Peter Picherel anschloß, ein merkwürdiges Gutachten ab, über die Nothwendigkeit, die Mißbräuche dieses Dienstes abzuschaffen. Sie schienen daher ganz geeignet zu einer Friedensverhandlung mit den Protestanten. Allein schwankend wie sie waren, konnten sie wohl diplomatische Compromisse und künstliche Vergleiche zu Stande bringen; der hohen Aufgabe die Kirchen dauerhaft zu versöhnen, waren sie jedoch nicht gewachsen. Unter den Reformirten bezeichnete die Königin, außer Beza, Martyr und Des Gallars, den gelehrten Augustin Marlorat, Prediger zu Rouen, wo er nach Jahresfrist als Märtyrer starb, und den nicht minder ausgezeichneten Jean de l'Espine, der kurz vorher noch Mönch, erst zu Poissy sich für die Reformation erklärt hatte.

Diese Männer sollten nun eine Formel finden, „in welcher der Gegenwart des Leibes Christi so gedacht würde, daß es beiden Theilen möglich wäre, sich damit zufrieden zu geben"*): ein schwieriges, kaum ausführbares Werk. Martyr, der unter Allen die Abendmahlslehre am tiefsten ergründet, und sich, in Oxford und Straßburg bemüht hatte die Ausdrücke aufs Genauste zu bestimmen, sollte auch hier den vorzüglichsten Antheil an den Debatten nehmen. Nicht nur die Königin, sondern auch die protestantischen Fürsten drangen darauf, daß ohne Verzug die Verhandlungen beginnen sollten, auf die sie wohlgemeinte, aber eitle Hoffnungen bauten. Gleich den 29. September kamen die zehn Commissäre zum ersten Mal zusammen, in der Wohnung des Königs von Navarra; die spätern Conferenzen fanden bei dem Bischof von Séez statt. Die katholischen Glieder, die, auf ihrem unsichern Standpunkte, für dogmatische Bestimmtheit nicht das nemliche Interesse zeigten wie die Protestanten, hätten sich gerne den Ruhm verschafft, die Vermittlung zu Stande

*) Bèze, Histoire eccl., B. 1, S. 606.

zu bringen; sie fragten, indem sie die, einige Tage vorher entworfene Formel vorlegten, ob es denn den Predigern nicht möglich wäre, die leibliche Gegenwart Christi in irgend einer annehmbaren Form zuzugeben? Martyr, dessen Erwartungen immer tiefer sanken, wollte sich zu keiner Transaction verleiten lassen; er erklärte daher: „ich, für meinen Theil, antworte, der Körper Christi sei wahrhaft und substanziell nirgends als im Himmel; doch läugne ich nicht, daß sein wahrer Leib und sein wahres Blut, welche zum Heile der Menschen am Kreuze geopfert worden sind, durch den Glauben, geistig, von den Glaubigen in dem heiligen Abendmahl genossen werden." Martyr's vier Collegen gaben diesen Worten ihre Zustimmung; daß er aber gesagt: „ich für meinen Theil," erregte bei den Katholiken einigen Zweifel über die Lehreinheit der Reformirten; es kam ihnen vor, er habe nur eine Privat-Meinung ausgesprochen. Martyr hatte nicht daran gedacht, daß man seine Worte so deuten würde; als er es erfuhr, las er den folgenden Tag, nachdem er sich zuvor mit Salignac über eine patristische Stelle unterhalten hatte, folgendes Bekenntniß ab*): „ich habe euch gestern mündlich gesagt, was mein Glaube über die Gegenwart Christi im Abendmahl ist; ich will es euch jetzt geschrieben vorlesen, damit ihr es desto sicherer und deutlicher erkennen möget. Ich glaube, daß der wirkliche und substanzielle Körper Christi nur im Himmel ist, daß aber die Glaubigen seinen wahren Leib und sein wahres Blut, die für uns am Kreuze dahingegeben sind, im Abendmahl durch den Glauben und geistig empfangen. Darum verwerfe ich sowohl Transsubstantiation als Consubstantiation**). Ferner behaupte ich, daß die Entfernung der Orte uns nicht hindert, mit Christi Leib und Blut vereint zu werden, denn das Mahl des Herrn ist eine himmlische Sache; obgleich wir hier auf Erden mit dem leiblichen Munde Brod und Wein empfangen, die Zeichen des Leibes und Blutes Christi, so wird doch unser Geist, für den diese göttliche Nahrung bestimmt ist, durch den Glauben und mit Hülfe des heiligen Geistes zum Himmel erhoben, und durch den dort gegenwärtigen Leib des Herrn gespeist. Es ist daher nicht nothwendig anzunehmen, daß Christus körperlich und substanziell in uns oder in den Symbolen örtlich gegenwärtig sei. Endlich behaupte ich, daß die bezeichneten Dinge nicht anders mit den Zeichen verbunden sind, als sacramentlich, so daß sie durch dieselben nicht auf unheilige oder eitle Weise, sondern wirksam, nach der Einsetzung des Herrn, bedeutet werden. Dieß ist

*) Loci communes, S. 1070. Mit diesem Bekenntniß stimmt, zwar nicht wörtlich, aber dem Sinne nach, folgendes Stück überein, das sich in den Mémoires de Condé findet (Amsterd., 1740, 12°, Th. 2, S. 716): Brève instruction de M. Pierre Martyr, sur le faict et intelligence de la saincte cène de Jésus-Christ, suyvant la vérité de sa parole, faite à quelques-uns en particulier durant l'assemblée de Poissy.

**) Mit diesem Worte bezeichnete man die lutherische Lehre, nach welcher die Substanz des Leibes Christi mit, unter und in dem Brode genossen wird.

die Hauptsache meines Glaubens von dieser Lehre, und deßwegen bin ich mit der vorgeschlagenen Formel insofern zufrieden, als sie meinen Sinn enthält oder ihm angepaßt werden kann; sollte aber Jemand sie dem entgegen brauchen oder deuten, so erkläre ich, daß ich ihm nicht beistimme. Da nun in dieser Formel das Wort Substanz vorkommt, so verstehe ich unter diesem Ausdrucke nichts anderes, als den wahren Leib Christi. Denn unser Glaube richtet sich nicht auf eine erdichtete Sache oder auf einen Scheinkörper, sondern auf den wahren und natürlichen menschlichen Körper, welchen das ewige Wort von der Jungfrau annahm und am Kreuze für uns dahingab. Daher muß man aus diesem Worte nicht herleiten, daß wir Christi wirkliche Gegenwart anders wohin als in den Himmel versetzen."

Es wurde hierauf, in Folge einer ruhigen und würdigen Verhandlung, eine von den Protestanten vorgeschlagene ausführlichere Formel angenommen *), auf die jedoch, in einer neuen Sitzung, am ersten October, Doctor D'Espence wieder zurückkam; er wünschte einige Ausdrücke verändert zu sehn, in der Hoffnung, sie der Versammlung von Poissy wo möglich annehmbarer zu machen. Nach mühsamem Abwägen aller einzelnen Worte, vereinigte man sich zuletzt über ein vorläufiges Bekenntniß, welches zwar Martyr nicht völlig befriedigte, das er aber doch zugab, um den bereits ihm gemachten Vorwurf, durch seine Zähigkeit hindere er jede Einigung, von sich abzuweisen; auch mußte er den Gebrauch des Ausdrucks Substanz gelten lassen, weil er in dem, von der ersten Pariser Synode im Jahre 1559 abgefaßten und 1561 dem Könige überreichten Glaubensbekenntnisse der französischen Kirchen vorkam. Das Formular ist wichtig genug, um hier angeführt zu werden, da es nicht nur ein Beweis ist von der Versöhnlichkeit der Reformirten, die nicht länger über Worte streiten wollten, sondern auch von der Gesinnung der katholisch-reformatorischen Parthei, die sich der Illusion hingab, eine dem Wesen nach protestantische Lehre könnte an die Stelle der Transsubstantiation gesetzt werden **): „wir bekennen, daß Jesus Christus in dem Abendmahle die Substanz seines Leibes und Blutes wahrhaft anbiete, gebe und darreiche, durch die Wirkung seines heiligen Geistes, und daß wir den Leib, der für uns gestorben ist, empfangen, und sacramentlich, geistig und durch den Glauben genießen, damit wir Bein von seinem Beine und Fleisch von seinem Fleische und somit lebendig gemacht werden und dadurch Alles empfangen was zu unserm Heile nöthig ist. Und weil der auf das Wort Gottes gestützte Glaube die verheißenen Dinge für uns gegenwärtig macht, und wir durch diesen Glauben wahrhaftig und in der That den wahren und natürlichen Leib, das wahre und natür-

*) Bèze, Histoire ecclésiast., B. 1, 607. In dem Ample discours des actes de Poissy, Paris, 1562, ist es irriger Weise die 2. Formel.

**) Bèze, B. 1, S. 608. In dem Ample discours, die 1. Formel. Languet. Epistolae, Lib. 2, S. 148.

liche Blut durch die Kraft des heiligen Geistes empfangen, so bekennen wir in dieser Weise die Gegenwart des Leibes und Blutes unsres Erlösers in seinem heiligen Abendmahl."

Martyr, der sich beinah ein Gewissen daraus machte, in die hier gebrauchten Wendungen und umschreibenden Redensarten eingewilligt zu haben, beeilte sich gleich andern Tags an Bullinger zu schreiben, um einer etwaigen falschen Deutung vorzubeugen: „Meine Collegen scheinen mir zu viel nachzugeben; indessen bestehn sie doch darauf, daß Brod und Wein nicht wirklich Leib und Blut Christi sind, und daß das Empfangen der bezeichneten Dinge ein geistiges ist und durch den Glauben geschieht. Den Ausdruck Substanz müssen sie gebrauchen, weil sie sich desselben in ihrem Katechismus so wie in dem Bekenntnisse bedienen, welches sie vor meiner Ankunft dem Könige überreicht haben. Jetzt stehn wir in der Verhandlung, es konnte aber noch nichts beschlossen werden. Ich erscheine hart, so daß einige der Commissäre sagen, es halte an mir daß man nicht übereinkomme; auch zweifle ich nicht daß dieß die Ursache ist, warum ich der Königin und den Fürsten weniger angenehm bin, da sie so schnell als möglich und auf alle Weise eine Uebereinkunft zwischen uns bewerkstelligt sehn möchten; denn je mehr die Beilegung der Religionssache hinausgeschoben wird, desto mehr befürchten sie Aufstände des Volks."

Wie schnell sich aber die Zehn verständigen mochten, und wie groß auch bei Vielen, sowohl am Hofe als unter den Hugenotten die Zuversicht war, der Sieg sei errungen und die Einigung vollbracht, so war es doch erfolglose Arbeit und voreilige Hoffnung*); denn man rechnete ohne die Prälaten von Poissy und besonders ohne die Cardinäle von Lothringen und von Tournon. D'Espence und seine Collegen fühlten dieß wohl; sie stellten daher, den 3. October, der Königin Mutter und dem König von Navarra vor, weitere Verhandlungen würden wenig nützen, wenn sie nicht von der Prälaten-Versammlung gebilligt würden; was daher über das Abendmahl ausgemacht worden, möge dieser vorgelegt werden, bevor die Conferenz wieder zusammenkomme. Den 4. wurde demnach durch Bischof Montluc das Formular zu Poissy vor-

*) D'Aubigné, Histoire universelle. 2. Buch, Kap. 26. Amsterd., 1626, f°. Th. 1, S. 150. — In einem zur Zeit des Colloquiums gedruckten Pamphlet gegen den Katholicismus, finden sich folgende Verse:

„Monsieur de Vallence et de Sées
Mettent les papistes aux ceps,
Salignac, Boutelier, Despence,
Pour servir Dieu, quittent la panse.
Marlorat, de Besze, et Martir,
Font mourir le pape martir,
Merlin, Saint-Paul, et d'Espina,
Sont marris qu'encores pis n'ha."

Sac et pièces pour le Pape de Rome. par Denakol. S. l., 1561. S. 108.

getragen; an die Sorbonne verwiesen, wurde es, wie vorauszusehn war, als verfänglich und ketzerisch verworfen; von den Prälaten wurden die katholischen Glieder der Conferenz bitter getadelt, weil sie ohne Vorwissen und ohne Mandat der Versammlung zusammengekommen waren. Zugleich wurde, den 9. October, beschlossen, die Reformirten, wenn sie sich weigern würden die katholische Lehre vom Abendmahl zu unterzeichnen, als hartnäckige und unverbesserliche Ketzer in keiner Weise mehr anzuhören; an den König erging der Antrag, sie aus dem Reiche zu verbannen, das immer nur Einen Gott, Einen König, Einen Glauben und Ein Gesetz gehabt habe. Diese doppelte Einheit sollte aufrecht erhalten werden; die Verwechslung der politischen Einheit mit der kirchlichen, hat aber Frankreich nie zum Heile gereicht.

Zwölftes Kapitel.

Auflösung des Religionsgesprächs. — Martyr's Rückkehr nach Zürich.

Unter diesen Umständen sehnte Martyr sich mächtig nach seinem freien Zürich zurück. Jede Aussicht auf irgend einen Erfolg war vernichtet. Catharina von Medici, erbittert über den Widerstand der Prälaten, aber ohnmächtig ihn zu brechen, ließ die Conferenzen der Zehn nicht weiter fortsetzen; allein auch Martyr war ihr unlieb geworden; nur höchst selten, und insgeheim, wurde er noch zu ihr berufen; seine ruhige Festigkeit war ihre Sache nicht, sie hätte ihn biegsamer, diplomatischer gewünscht. Von den Gegnern, denen gerade diese Festigkeit verhaßt war, und denen er als der gefährlichste, weil der gelehrteste, der Kämpfer für den Protestantismus erschien, wurde er verläumdet als Unruhstifter; da er ein Fremder war, sagte man er habe noch weniger Interesse als die Hugenotten, an der Versöhnung der Kirchen zu arbeiten; was liege ihm an Frankreichs Friede? Solche Beschuldigungen drangen bis an den Hof und erregten manchen Verdacht. Schon den 6. October klagte er in einem Briefe an den Prediger Wolfgang Haller*): „statt der öffentlichen Verhandlungen sind wir nun auf ein Privatgespräch beschränkt, und es wird nur von dem streitigsten Punkte, von der Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl gehandelt; die katholischen Bischöfe und Doctoren, die sich mit uns darüber besprechen, sind ihren Collegen verdächtig geworden, sie werden angeklagt nachzugeben ohne dazu berechtigt zu sein; die Sorbonne ist beauftragt eine Censur abzufassen; dadurch wird das Geschäft verzögert und wohl gar keinen Erfolg

---

*) Bei Hottinger, Hist. Eccl., B. 7, S. 754. — An Calvin, 4. Oct. Loci communes, S. 1141.

haben. Der Hof will keine rechte Reformation; ich befürchte, die Königin wird eine Art von Interim einführen, und beide Theile demselben unterwerfen wollen; dieß wird aber zu nichts führen, denn weder Katholiken noch Protestanten werden sich dazu verstehn, so daß nur neues Unheil für das Land daraus erwachsen würde." Auch an Calvin hatte er schon von dieser Befürchtung geschrieben*); sie erwies sich indessen als ebenso ungegründet, wie die Besorgniß Bullingers und Andrer, welche gemeint hatten, es möchte den französischen Protestanten die Augsburgische Confession aufgedrungen werden. Martyr hatte bald eingesehn daß die Hugenotten ihr Bekenntniß nie aufgeben würden, daß aber auch die Prälaten weder ein Interim, das beide Theile zu gegenseitigen Concessionen genöthigt hätte, noch die Duldung der Reformirten mit irgend einem nicht katholischen Bekenntnisse, zugegeben hätten. So sanken auch die übertriebenen Hoffnungen, die man sich in Deutschland von dem Colloquium gemacht hatte, „Frankreich werde das Joch der römischen Tyrannei abwerfen"**), in Nichts zusammen; die Zeit des Friedens und der Freiheit war noch nicht gekommen.

Die Versammlung von Poissy beeilte sich ihren Verhandlungen ein Ende zu machen; den 14. October übergab sie der Königin eine Reihe von Beschlüssen, worin einige Vorschläge gemacht waren um ein paar äußerliche allzuschreiende Mißbräuche abzuschaffen; den Schluß dieser Canones bildete eine feierliche Verdammung der Ketzereien Luthers, Zwingli's und Calvins. Das war Alles was die berühmte Versammlung zu Stande brachte; es waren eben nur Cardinäle und Bischöfe; die Geschichte hat es genugsam bewiesen, daß von solchen allein eine Reformation der Kirche nie zu erwarten ist. Hubert Languet sagte mit treffendem Spott: „mit großer Mühe und Arbeit ist ihnen nichts gelungen als sich lächerlich zu machen"***); er dachte an die alte Fabel von dem Berg und der Maus. Catharina selbst schrieb an ihren Gesandten bei dem Kaiser, sie sei erstaunt über die leichte Art, mit der die geistlichen Herren über die ihren eigenen Stand betreffenden Mißbräuche hinweggegangen waren †). Beißende protestantische Verse gegen das Benehmen der Prälaten, wurden als fliegendes Blatt herausgegeben ††), während leichtfertige Hofpoeten sich über die eitlen Versöhnungsversuche lustig machten und meinten, wenn d'Espence und Martyr so viel von Liebe reden, so sei ja das Lieben ein schönes, erlaubtes Ding. †††) Gefährlicher als dieß Alles war für die Ruhe

*) 4. Oct. Loci communes, S. 1141.

**) Vergerio an Herzog Albert von Preußen, 28. Oct. 1561, Tübingen. Sixt, Vergerius. S. 576.

***) An Mordeisen, 17. Oct. 1561. Epistolae. Lib. 2, S. 149.

†) 18. Oct. 1561. Bei Aymon, Synodes nationaux des Eglises réformées de France. B. 1, S. 286.

††) Mémoires de Condé, Th. 2, S. 721.

†††) Ronsard, bei Capefigue, La réforme et la ligue; Paris, 1843. S. 219.

Frankreichs das, den 17. October, von den Prälaten an die Regierung gemachte Begehren, die Protestanten zur Zurückgabe der Kirchen und des kirchlichen Eigenthums zu nöthigen, dessen sie sich an vielen Orten bemächtigt hatten. Unglücklicherweise ging der Hof auf dieß Begehren ein; ein königliches Edikt vom 20. October gebot die Restitution.

Die Versammlung von Poissy war somit geschlossen; die Bischöfe eilten um so mehr in ihre Sprengel zurückzukehren, als eine Pest, die sich schon im August zu Paris gezeigt hatte, nun auch anfing sich in der Gegend von Saint-Germain zu verbreiten. Da der Cardinal von Châtillon, der während der Verhandlungen zu Poissy gewohnt hatte, an den Hof zurückkehrte, mußten Martyr und die Prediger, die seine Wohnung zu Saint-Germain inne gehabt hatten, diese verlassen; auf der Königin Begehren, wurden sie von der Herzogin von Ferrara aufgenommen; Catharina sagte, sie sei überzeugt solche Gäste würden dieser Fürstin sehr angenehm sein. In der That war es auch so. Die edle, nach dem Tode ihres Gatten (1559) an den französischen Hof zurückgekehrte Herzogin, war der Reformation treu ergeben geblieben, obgleich Catharina von Medici ihre Nichte war, und ihre Tochter Franz von Guise geheirathet hatte; den Verhandlungen des Religionsgesprächs, an dem auch ihr Prediger Franz von Morel, Herr von Colonges, Theil genommen hatte, war sie mit lebhaftem Interesse gefolgt; als sie erfahren hatte, daß auch Martyr und Beza zu dem Colloquium kommen würden, hatte sie das sehnliche Verlangen ausgedrückt diese Männer zu sehn*). Vor neunzehn Jahren hatte sie, an ihrem gastfreundlichen Hofe zu Ferrara, Martyr als Flüchtling aufgenommen; jetzt kam er zu ihr, als in ganz Europa geachteter Reformator. Leider ist nichts bekannt über die Unterredungen zwischen dem edlen Greise und der hochherzigen, liebenswürdigen Renata. Wie gerührt und erfreut er aber auch mag gewesen sein, mit ihr zusammenzutreffen, so drängte es ihn doch diesen, der Reformation so wenig günstigen Boden zu verlassen. Zwar wurden Beza und mehrere der Prediger noch zurückgehalten; Catharina wünschte, trotz der Auflösung der Versammlung von Poissy, noch einige Fragen besprechen zu lassen; auch waren die Pfälzer und Würtemberger Theologen angekommen, mit denen, auf Montluc's Vorschlag, noch ein Versuch gemacht werden sollte. Martyr indessen wollte nicht länger verweilen; er ließ sich durch den Prinzen von Condé zur Königin führen, um seine Entlassung zu erbitten; er richtete folgende Rede an sie: „Ueberzeugt, daß man Gott geben müsse, was Gottes ist, und den Fürsten, was der Fürsten ist, bin ich hieher gekommen, um so viel an mir wäre, die Sache der Religion zu befördern; ich habe dieß um so lieber gethan, da ich dadurch zugleich Eurer Majestät einen Beweis meiner Hochachtung und meiner Bereitwilligkeit Euch zu gehorchen, habe geben können; dieß war mir erwünscht, weil Eurer Majestät erhabene Tugen-

*) Calvin an Beza, 21. Oct. 1561. Calvini epistolae, S. 260.

den in aller Welt bekannt sind, weil Ihr das schönste Reich beherrscht und aus Einem Lande mit mir stammt; und besonders, weil es meine Pflicht war, dem Rathe von Zürich, welcher dem Könige und Euch sich gefällig erweisen wollte, zu gehorchen; Eurer Majestät wird gewiß diese Gesinnung der Zürcher, die unter den Eidgenossen viel vermögen, angenehm sein. Im Gespräche zu Poissy habe ich nichts versäumt, was meinem Urtheil zufolge von Nutzen sein konnte. Ich bin mir bewußt friedlich und ruhig unterhandelt zu haben, wie Ihr es mir befohlen habt. Daß die Sache nicht weiter gediehen ist, ist nicht meine Schuld; doch wird das Gespräch zu seiner Zeit Nutzen stiften, wenn dieß auch bis jetzt nicht geschehen ist. Da nun aber das Geschäft ruht, bitte ich Eure Majestät um meine gnädige Entlassung; ich bin ein alter Mann, der Winter naht, wegen der kurzen Tage und des Schnee's würde mir eine spätere Reise sehr beschwerlich fallen. Ich bitte um so inständiger darum, da ich erfahren habe es sei Eurer Majestät gemeldet worden, ich wäre als Fremdling nur darum gekommen, um Unruhen im Lande zu erregen, weil ich an solchem Unglück Freude habe. Ich bitte Euch solchen gehässigen Reden keinen Glauben zu schenken; ich glaube der Mann nicht zu sein, dem solche Dinge können zugemuthet werden. Ich bin in Straßburg, in England, dann wieder in Straßburg, und zuletzt in der Schweiz gewesen; dort möge sich Eure Majestät belehren, wenn Sie mir nicht traut, ob mein Streben nicht immer dahin gerichtet war, so viel es nach dem Worte Gottes geschehen konnte, Friede und Eintracht zu erhalten. Was sollte mich bewegen, dem französischen Reiche übel zu wollen? War ich nicht immer demselben gewogen, wie meine Vorfahren es waren, die in der Könige Diensten standen? Ist nicht die edle Fürstin, zu der ich rede, in meinem Vaterlande geboren? ist sie nicht ein Ruhm und ein Glanz desselben? Dieser Gedanke allein wäre hinreichend mich zu bewegen, mein Leben, wenn es nöthig wäre, für ihr Wohl und ihre Macht zu lassen. Mein erster Wunsch ist daher, Eure Majestät, Eure Söhne und das Reich der Franzosen mögen glücklich und unverletzt bleiben; mein zweiter, Ihr möget mich, nicht mit Groll, sondern in Gnaden entlassen."

Catharina gestattete ihm sein Begehren mit freundlichen Worten; sie bat ihn, wenn er wieder sollte berufen werden, weder auf sein Alter noch auf seine Kränklichkeit zu achten, sondern nur daran zu denken, es handle sich um die Sache Christi. Den 25. Oktober erhielt er abermals einen königlichen Geleitsbrief zur Rückkehr*); auch schrieb Catharina, an den Rath von Zürich, ein schönes Zeugniß für ihn:

„An die edlen Herren, unsre lieben und besondern Freunde und Bundesgenossen, die Bürgermeister und Rath der Stadt Zürich. Edle Herren, unsre lieben Freunde; indem Doctor Martyr, Euer Bürger, Ueberbringer dieses Briefes, zu Euch zurückkehrt, wollen wir ihm gegenwärtiges Schreiben

*) Baum, a. a. O., S. 114.

mitgeben, um Euch zu bezeugen, daß er sich in den Verhandlungen über die Religion, die hier stattgehabt haben, so bescheiden und ehrenvoll betragen hat, daß wir große Ursache haben seiner mit Lob zu gedenken und Euch zu danken, daß Ihr ihm erlaubt habt hieher zu kommen; was wir auch von ganzem Herzen thun, obschon es uns schmerzt, daß die Gespräche die Frucht nicht gebracht haben, die wir davon hofften und die so nöthig wäre zur Einigung der ganzen christlichen Kirche zu Einer heiligen und katholischen Religion. Da dieß eine Wohlthat ist, die wir bloß von der unendlichen Güte Gottes, der allein solche Dinge regiert, zu erwarten haben, so bitten wir ihn, er möge sie uns bald verleihen, so wie er weiß, daß sie uns nöthig ist; auch bitten wir ihn Euch, edle Herren, in seinem heiligen Schutze zu behalten. Gegeben zu Saint-Germain, den 28. Oktober 1561. Catharina"*).

Aehnliche Schreiben gingen von dem König von Navarra und von dem Prinzen von Condé aus**). Letzterer, der Admiral Coligni, Beza und Des Gallars, die protestantischen Adeligen, Alle nahmen gerührt Abschied von dem ehrwürdigen Manne. Catharina wünschte, er möchte in Gesellschaft, und unter dem Schutze der verwittweten Marquise de Rotelin, Jaqueline de Rohan, reisen, die bald darauf in ihre Stadt Neufchatel zurückzukehren gedachte. Es hätte ihn gefreut mit dieser edlen Dame zu sein, die eine treue Protestantin war und mit Calvin und Farel Briefe wechselte. Allein er konnte sich nicht entschließen länger zu warten; beim Gedanken an den herannahenden Winter, wollte er die beschwerliche Reise nicht länger verzögern; er hatte schon eine Einladung des Herzogs von Bedford abgelehnt, für einige Zeit nach England hinüberzukommen***). Der König von Navarra und der Prinz von Condé gaben ihm jeder einen seiner Hauptleute als Begleiter; Jener bot ihm eine Sänfte an; er zog aber die Reise zu Pferde vor. Den 30. October verließ er mit Santerenziano Paris; der junge Stucki blieb zurück, als Hauslehrer bei einem protestantischen Edelmann. Languet wünschte den Freund bis nach Burgund, seine eigene Heimath, zu begleiten; er blieb nur ungerne zurück, um die eben angekommenen Pfälzer Theologen am Hofe vorzustellen†).

Auf seiner Heimreise, verweilte Martyr einige Tage in Troyes, bei dem Bischofe Caraccioli, mit dem er sich in Poissy befreundet hatte. Dieser längst evangelisch gesinnte Mann hatte sich, während des Religionsgespräches, bewogen gefühlt zum Protestantismus überzutreten; er wünschte nun, von der in Troyes bestehenden reformirten Gemeinde als Bischof neu gewählt zu werden, und begehrte darüber auch Martyrs Rath. Dieser suchte die Sache in

*) Ebendas., S. 115.

**) Ebendas., S. 101. 116.

***) An Bullinger, 17. Oct. Loci communes, S. 1142. — Man erwartete allgemein in England ihn zu sehn. Randolph an Martyr, 6. Oct. 1561. Ms.

†) Martyr an Bullinger, 20. Oct. Loci communes, S. 1143. Languet an Mordeisen, 26. Oct. Epistolae, Lib. 2, S. 154.

Ordnung zu bringen, und berichtete darüber Folgendes an Beza*): „Der Bischof hat uns sehr freundlich aufgenommen, da auch er das Reich Christi mit allem Eifer befördert. Er begnügt sich nicht damit seine Schafe auf die rechte Weide zu führen, sondern weil man ihm aus der Gültigkeit seiner Berufung, als welcher die Wahl oder Bestätigung der Gemeinde fehle, eine Gewissenssache machte, versammelte er die Aeltesten der evangelischen Kirche mit der Bitte, sie möchten sich berathen ob sie ihn erwählen, bestätigen und zum Bischof haben wollten. Wenn sie bejahend entschieden, so würde er fortfahren, wie bisher, die ihm anvertraute Heerde durch Lehre und Ermahnung zu weiden und zu mehren. Sollten sie ihn aber für ein so wichtiges Amt nicht geeignet finden, so möchten sie es nur frei erklären, er wäre gerne bereit seine Stelle aufzugeben, wenn es ihm nur verstattet würde in der reformirten Kirche, nach der heiligen Einrichtung des Evangeliums zu leben. Dieß möchten sie reiflich mit der Gemeinde überlegen. Solches geschah, und er wurde einstimmig (trotz der Einsprache eines der Prediger) als Bischof anerkannt, so daß seine Frömmigkeit und sein Ansehn der Kirche zu großem Ruhme gereichen." Dieß konnte freilich nicht lange so bleiben; es wäre ein gefährliches Beispiel gewesen, wenn ein französischer Bischof, ein Mann von so hoher Stellung wie Anton Caraccioli, Sohn des Fürsten von Melphi, der unter Franz I. königlicher Statthalter in Piémont gewesen war, als evangelischer Geistlicher sein Bisthum hätte behalten können; obgleich von Condé und Andern beschützt, mußte er seinem Sprengel entsagen.

Nach einer Reise von 22 Tagen, langte Martyr, müde und krank, den 21. November in Zürich an, wo der herzlichste Empfang ihn erwartete**). Die beiden Hauptleute, die ihn begleitet hatten, „fromme und tapfere Männer", wurden ehrenvoll tractirt; als sie Zürich verließen, gab man ihnen Begleiter bis nach Bern mit, damit sie ihren Herren „von der Ehrerbietung und Dankbarkeit der Zürcher" berichten könnten; auch dem Gesandten Coignet wurde brieflich gedankt, für die Art, wie er Martyr behandelt hatte.

Was dieser bald nachher, in kurzen Zwischenräumen, aus Frankreich erfuhr, bewies ihm, auf immer schmerzlichere Weise, daß er nicht ohne Grund die Hoffnung des Friedens aufgegeben hatte. Die Befürchtung die er, während der Berathungen am Hofe von S. Germain über die Restitution der Kirchen, in einem seiner Schreiben an den Zürcher Rath ausgesprochen hatte, ging in Erfüllung***). Die Zahl der Protestanten nahm zwar täglich zu,

*) 6. Nov. 1561. Loci communes, S. 1143.

**) Martyr an Beza, 25. Nov. 1561. Loci communes, S. 1144. — Bullinger an Haller, 22. Nov. 1561. Ms.

***) „Wird die Restitution geboten, so droht große Gefahr, daß es zu blutigen Kämpfen kommen wird, denn die Prediger werden nicht im Stande sein das Volk zurückzuhalten; dieses wird sich schwer bewegen lassen, die von ihm zerstörten Bilder wieder aufzurichten." 17. Oct. 1561. Ms.

zugleich aber auch der Groll der Gegner*). An vielen Orten rief die Ausführung des Edikts vom 20. Oktober Widerstand hervor; die Protestanten wurden des Aufruhrs beschuldigt; es sammelte sich vielfacher Stoff zu gegenseitigem Haß. Anfangs 1562 erfolgte das Januar-Edikt, das, obgleich nur sehr beschränkte Religionsfreiheit gestattend, die Wuth der katholischen Parthei zur höchsten Erbitterung steigerte; den 1. März fand das Blutbad von Vassy statt, der Anfang des Bürgerkriegs. Was Catharina von Medici, bei Martyrs Abschied, von der Möglichkeit einer Wiederberufung gesprochen hatte, erwies sich als eitle Höflichkeit, nicht weniger als was er selbst ihr von dem Ruhm ihrer Tugenden gesagt. Sie dachte nicht mehr daran, durch friedliche Verhandlungen der Theologen, den Religionsstreit schlichten zu wollen, sondern nur, durch die Ränke ihrer perfiden Politik, oder durch die Gewalt der Waffen, ihre eigene Herrschaft in dem unglücklichen Frankreich zu erhalten.

Dreizehntes Kapitel.

Streit zu Straßburg über die Prädestination und die Ubiquität. — Zanchi's Thesen und Martyr's Gutachten darüber.

Martyr hatte kaum sein Amt wieder angetreten, als er aufgefordert wurde sein Gutachten in einer Sache abzugeben, über die er sich schon zu Anfang des Jahres in vertraulichen Briefen an Freunde ausgesprochen hatte; es war der zu Straßburg ausgebrochene Streit über die Lehren von der Prädestination und der Ubiquität. Dieser Streit, insofern er die Prädestination betraf, ist von großer Bedeutung; er hatte zur Folge, daß Lutherische und Reformirte sich nun auch in der Auffassung der Lehre von der Gnade von einander schieden, während ursprünglich Luther nichts Anderes hierüber gelehrt hatte als Calvin; in Straßburg bereitete er die bald erfolgende, ausschließliche und unbedingte Herrschaft des neuen Lutherthums vor, in Zürich bezeichnete er den letzten entscheidenden Sieg der calvinischen Ansicht von der Gnadenwahl.

In Straßburg standen sich Zanchi und Marbach gegenüber**); jener meist ruhig und besonnen, allein heftig wenn er gereizt war, streng calvinisch, jedoch geneigt sich mit der Augsburgischen Confession zu vertragen; dieser, immer mehr entschlossen die letzten Reste reformirter Tendenzen aus Kirche und

*) Des Gallars an Martyr, 25. Nov. 1561, Paris. Baum, Th. 2, Anh., S. 131.

**) Die Erzählung des Streites und die meisten der darauf bezüglichen Akten befinden sich in Zanchi's Werken, B. 7.

Schule zu entfernen. Zanchi war, außer dem Prediger Conrad Hubert, der einzige Theologe, der diese Tendenzen noch repräsentirte; alle übrigen Geistlichen der Stadt waren nicht nur lutherisch, sondern von dem Zuge der Zeit fortgerissen zu Uebertreibung und Unduldsamkeit. Da geschah es nun, daß Zanchi in seinen Vorlesungen einige Sätze entwickelte, an welchen Marbach Anstoß nahm. Indem er die Lehre nicht nach den Bedürfnissen einer leidenschaftlichen Polemik des Augenblicks gestaltete, behauptete Zanchi, der von der Bibel geweissagte Antichrist müsse nicht nothwendig der Papst sein, und das Ende der Welt sei nicht so nahe als Manche es damals träumten. Dieß wäre vielleicht unangefochten geblieben; aber, in der consequenten Durchführung der Prädestinationslehre, hob Martyrs Freund besonders die Folgerung hervor, daß der Gnadenzustand der Wiedergeborenen unverlierbar sei, daß sie im Bewußtsein ihrer Erwählung so sicher seien, um durch keine Sünde mehr diese Gnade verlieren zu können. Auch dieses hätte vielleicht nicht zu heftigem Widerspruche geführt, wenn nicht Zanchi die Ubiquität, die man in Straßburg einführen wollte, angegriffen hätte. Luther und Butzer hatten die Prädestination gelehrt; Martyr hatte sie in Straßburg vorgetragen ohne Widerstand, und wenn auch Marbach eine andre Methode wünschte, so war er doch bisher dem Systeme selbst nicht entgegengetreten. Nur der unglückliche Abendmahlsstreit wurde die Veranlassung sich auch über die Lehre von der Gnade zu trennen; ohne diesen Streit hätte selbst Tileman Heßhus, der früher die Prädestination eifrig behauptet hatte, dieselbe schwerlich mit seiner gewohnten fanatischen Hitze bekämpft. Es hatte zwar schon früher einige Reibungen zwischen Zanchi und Marbach gegeben, bald über die Ubiquität, bald über die Bilder, welche Martyr wieder in die Kirchen einführte, allein es war stets wieder gütlich beigelegt worden. Seinem Versprechen von 1554 gemäß, schwieg Zanchi meistens über die Abendmahlsfrage, zu der ihm übrigens seine Vorlesungen über die Propheten gar keine Veranlassung boten. Es war daher für Viele nicht wenig auffallend, als plötzlich Marbach seines Collegen Meinungen über den Antichrist und das Weltende und seine Consequenzen aus der Lehre von der Gnadenwahl angriff; Bischof Grindall konnte mit gerechtem Erstaunen an Conrad Hubert schreiben: „daß sie über die Prädestination ein solches Trauerspiel aufführen, ist sehr verwunderlich; mögen sie doch Luthers Buch über den unfreien Willen zu Rathe ziehen! oder was Anderes haben denn Butzer, Calvin, Martyr gelehrt als Luther?"*) Doch bedenkt man, daß Mar-

*) 6. Juni 1562. Ms. Grindall fügte die energischen Worte hinzu: „Nisi forte ad aliquam Lutheri, quem tantum non pro Deo habent, palinodiam confugere velint. Optime quidem de Ecclesia meritus est Lutherus, dignusque quem omnis posteritas celebret. Esset autem multo celebrior, si non isti Chanaani patris sui nuditatem, quam omnes pii obtectam cupiunt, perpetuo retegerent."

bach eine Schrift Heßhusens gegen die Sacramentirer*), in deren Vorrede auch der Churfürst von der Pfalz geschmäht war, in Straßburg heimlich wollte nachdrucken lassen; daß Zanchi deßhalb nach Heidelberg schrieb, worauf Friedrich III. bei dem Magistrate auf Unterdrückung besagter Schrift antrug, und daß Zanchi, nebst Sturm und Hotmann, hiebei sehr thätig war, so begreift man ohne ihn zu entschuldigen, den Aerger des gedemüthigten Präsidenten des Kirchenconvents. Er griff das zunächst liegende an, indem er sich dabei auf Rapporte von Studenten stützte, die er am Mittagstisch über die Vorlesungen seines Collegen auszufragen pflegte. Der Streit wurde bald heftig genug, und zwar noch nicht über die Lehre von der Gnadenwahl selbst, sondern vorerst nur über deren Stelle im theologischen System und über die praktischen Folgerungen die Zanchi daraus zog. Marbach selber sagte**): „es ist aus der heiligen Schrift allgemein anerkannt, daß es eine Prädestination der Auserwählten, und kraft des göttlichen Vorherwissens auch eine bestimmte Zahl der Verworfenen giebt; wir meinen indessen, in der Lehre von unserm ewigen Heil sei nicht vom ewigen Rathschlusse auszugehn; Zanchi würde besser daran thun, seine Zuhörer auf den geoffenbarten Willen Gottes hinzuweisen, das heißt auf das gepredigte Wort und die Berufung, gemäß dem Spruch: die er vorher gewußt hat, die hat er auch verordnet, daß sie gleich sein sollten dem Ebenbilde seines Sohnes (Röm. 8, 29). Nicht die Prädestination ist streitig, sondern nur die Frage, ob der Einzelne seiner Erwählung nicht besser nachher (a posteriori) als vorher (a priori) gewiß werde." Am entschiedensten verwarf Marbach die Unverlierbarkeit der Gnade, als der heiligen Schrift und der Kirchenlehre zuwider. Er bestimmte das Verhältniß der Gnade zu den Gnadenmitteln anders als Zanchi, mehr in lutherischem Sinn: wer glaubt, wird selig; der Glaube ist ein freies Geschenk, das Gott nur denen giebt, denen er es geben will, ohne ihr Zuthun oder Verdienst. Dieß ist offenbar Prädestination; um aber die Härte der Lehre zu mildern, nahm Marbach, unsystematischer als die Calvinisten, aber den Bedürfnissen des sittlichen Bewußtseins angemessener, an, es sei eben ein der Vernunft unergründliches Geheimniß, warum Gott den Glauben nicht Allen schenke; das Dogma der Prädestination könne nur als Mittel, die Gnade Gottes zu verherrlichen und den Menschen zu demüthigen, praktisches Interesse haben; die Gnade könne aber wieder verloren gehn, wenn sich der Mensch den Gnadenmitteln entziehe.

Wäre die Discussion in dieser Form fortgesetzt worden, auf rein wissenschaftlichem Boden, mit ruhiger Mäßigung, so wäre, wenn auch nicht eine gegenseitige Ausgleichung der Differenzen, doch wenigstens die Erhaltung des Friedens in der Straßburger Kirche erfolgt. Aber der Funke hatte weiter ge-

*) De praesentia corporis Christi in coena Domini, contra sacramentarios. Jena, 1560..

**) Bei Zanchi, B. 7, Th. 2, S. 229.

zündet; die jüngern, leidenschaftlichern Prediger benützten den Anlaß um Zanchi auf den Kanzeln zu verklagen und zu verdächtigen, wie sie es früher gegen Martyr gethan hatten; es wurden ihm Irrthümer in Bezug auf das Abendmahl vorgeworfen, ein Vorwurf mit dem man am sichersten auf die Menge wirkte, so wenig diese auch von den Subtilitäten der Dogmatik verstand. Er selber fing nun an die Ubiquität offen anzugreifen, welche an Marbach einen eifrigen Vertheidiger fand. Man drang auf seine Absetzung, wenigstens auf seine Suspension; die Schulherren mußten ihm untersagen, die streitigen Fragen in seinen Vorlesungen zu behandeln, worauf er diese gänzlich einstellte. Martyr erfuhr es durch junge Zürcher, die in Straßburg studirt hatten, wegen der entstandenen Aufregung aber in ihre Vaterstadt zurückgekehrt waren. Er schrieb sofort an den Scholarchen Peter Sturm*), bat ihn Zanchi in Schutz zu nehmen und versicherte, dieser lehre nichts als was Augustin, Luther und Butzer auch gelehrt hätten. Der Rector Johann Sturm, der in dieser Angelegenheit das ehrwürdige Andenken der ersten Straßburger Reformatoren und die alte Lehrfreiheit seiner Schule gefährdet sah, dessen Ansehn aber bereits zu sinken begann, that sein Mögliches um Zanchi zu vertheidigen; er mischte sich, mit Ungestüm, in den Abendmahlsstreit, und erbat sich, über Zanchi's übrige Lehren, den Rath Martyrs. Dieser hätte freilich gewünscht, sein ehemaliger College hätte sich über den Zustand der Wiedergeborenen, weniger absolut ausgedrückt, doch meinte er, die Fragen seien nicht wichtig genug um so großen Streit zu veranlassen; er schrieb an Sturm**): Zanchi habe nichts schriftwidriges gelehrt; über das Weltende lasse sich nichts bestimmtes sagen, den Aussprüchen Christi gemäß, Marcus 13, 32, und Apost. Gesch. 1, 7; alle Vermuthungen darüber können nur Irrthum sein; ebenso sei es mit dem Antichrist; in der Stelle 1. Joh. 2, 18 sei die Rede von vielen Widerchristen, solche seien heutzutage der Papst, die Türken, die Ketzer; daß am Ende der Welt einer mit besondrer Macht auftreten werde, sei wahrscheinlich; wer es aber sein werde, dieß wisse Niemand; Zanchi könne daher seine Ansicht als eine muthmaßliche, allein nicht als eine nothwendige vertheidigen; über den Zustand der Wiedergebornen gebe es zwei Meinungen; nach der einen, werden den Auserwählten, wenn sie sündigen, der heilige Geist und der Glaube wieder entzogen; nach der andern, wird dieser nur geschwächt, er schläft gleichsam ein, bleibt aber doch im Herzen zurück; beide Meinungen können sich auf Bibelstellen stützen; die letztere sei die wahrscheinlichere, es sei auch die Butzers und Calvins.

Zanchi reiste nach Heidelberg und Marburg, um sich mit den dortigen Theologen über seine Sätze zu besprechen; im Spätjahre machte er, zu ähnlichem Zwecke, eine zweite Reise nach Stuttgard, Tübingen, Schafhausen, Zü-

*) 13. April 1561. Loci communes, S. 1133.
**) 21. Juli 1561. Ms.

rich, wo er acht Tage bei Martyr blieb; über Basel kehrte er nach Straßburg zurück. Johann Sturm schrieb zahlreiche Briefe für ihn und ging selber nach Zweibrücken und in die Pfalz. Er hatte dem Magistrat vorgeschlagen, die angeklagten Thesen Zanchi's, vierzehn an der Zahl, der Beurtheilung auswärtiger Gelehrter zu unterwerfen; obschon diese Idee damals noch nicht ausgeführt wurde, so sammelten doch die beiden Freunde eine Anzahl von Gutachten, die einstweilen dem Kapitel von S. Thomä und den Schulherren, und später den etwa zu ernennenden Richtern vorzulegen wären. Das der Zürcher wurde, auf Bullingers Begehr, von Martyr verfaßt*); der Antistes meinte zwar, einige der Thesen hätten können passender ausgedrückt werden, doch einmal aufgestellt, dürfe man nicht zugeben daß sie verworfen würden und daß ein so treuer und gelehrter Diener Christi, wie Zanchi, unbeschützt unterliege; er und Martyr waren übrigens überzeugt, daß er nichts gelehrt habe als was auch Butzers Glaube gewesen. Das, den 29. Dezember 1561, geschriebene Gutachten, welches Hottinger, der Geschichtschreiber der schweizerischen Reformation, mit Recht ein Bekenntniß der Zürcher über die Prädestination nennt, billigte Zanchi's Thesen „insofern sie nur richtig ausgelegt würden"; es enthielt nun gerade diese Auslegung, und ist daher ein merkwürdiges Document für die Entwickelungsgeschichte der reformirten Kirchenlehre, und ein Beweis von Martyrs überwiegendem Einfluß auf seine Zürcher Collegen**).

Ueber die drei ersten, das Weltende und den Antichrist betreffenden Thesen, sprach sich Martyr nur kurz aus, in dem Sinne wie er es schon in dem Briefe an Johann Sturm gethan hatte; die erste, daß man Nichts über die Zeit des Endes der Welt wissen könne, sei schriftgemäß; die zweite, daß am Ende der Tage ein mit besondrer Macht ausgerüsteter Antichrist aufstehn werde aber nicht nothwendig der Papst sein müsse, sei wahrscheinlich, also nicht häretisch. In der dritten suchte Zanchi die Stellen Römer 11, 25. 26 und Lucas 18, 8***) mit einander zu vereinigen, indem er erklärte es sei anzunehmen daß, wenn der letzte Antichrist regieren wird, in Folge seiner Tyrannei wenig Glaube auf Erden werde gefunden werden, daß aber nach seiner Besiegung durch Christum die Menschen sich zu diesem bekehren werden. Hier, sagte Martyr, sei Zanchi's Bemühung, den anscheinenden Widerspruch zwischen zwei Bibelstellen aufzulösen, vielmehr zu loben statt zu tadeln; er habe gethan was die Pflicht eines frommen Lehrers ist. Die folgenden Thesen be-

*) Bullinger an Martyr, 27. Dez. 1561. Ms.

**) Zanchii Opera, B. 7, Th. 1, S. 72 u. f. — Hottinger, Hist. Eccl., B. 8, S. 843 u. f. — Dem größten Theile nach übersetzt, bei Schweizer, Die protest. Centraldogmen, B. 1, S. 454 u. f.

***) Röm. 11, 25. 26: „Blindheit ist Israel eines Theils widerfahren, so lange bis die Fülle der Heiden eingegangen sei, und also das ganze Israel selig werde." Luc. 18, 8: „Wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinest du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?"

zogen sich alle auf die Prädestination; wir geben sie hier, nebst Martyrs Erklärungen, im Auszuge:

„Es ist bei Gott eine bestimmte Zahl sowohl der zum Leben Erwählten als der Verworfenen und zum Verderben Bestimmten. — Dieses halten wir für ausgemacht; denn die gerettet werden sollen, bedürfen der Gnade, des Glaubens und des heiligen Geistes, und da nur Gott dieses geben kann, so muß er ewig bei sich festgestellt haben, welchen er es schenken wolle und welchen nicht, es sei denn man wolle ihm ein blindes und zufälliges Handeln zuschreiben. Fällt kein Sperling ohne seinen Willen vom Dach, so kann auch Niemand ohne seinen Willen gerettet oder übergangen werden. Da nun sein Wille ein ewiger und unveränderlicher ist, so muß die Zahl der Auserwählten sowohl als die der Verworfenen bei ihm festgestellt sein, wie die Schrift es lehrt.

„Wie die zum Leben Erwählten nicht verloren gehn können, so können auch die, welche zum Leben nicht prädestinirt sind, nicht selig werden, müssen also nothwendig verdammt werden. — Dieß billigen wir ebenfalls, denn Niemand kann Christo seine Schafe entreißen, und er selbst weist keinen weg, den ihm der Vater übergeben hat; Gottes Wille ist unbesiegbar. Umgekehrt, da die Verworfenen, laut Paulus, Gefäße sind des Zornes, zugerichtet zur Verdammniß (Röm. 9, 22), so können sie nicht gerettet werden, weil hiezu Glauben und der heilige Geist nöthig wären; diese werden aber nicht ohne Unterschied Allen geschenkt, Gott erbarmt sich wessen er will und verstockt wen er will. Da nun Gott mit gerechtem, in seinen Gründen aber uns nicht immer geoffenbartem Urtheil beschlossen hat, ihnen diese Gaben nicht zu geben, so werden sie unzweifelhaft zum Verderben verdammt werden. Keiner kann ja zu Christo kommen, den der Vater nicht zieht; er zieht aber nur die, welche er will. Der Ausdruck nothwendig verdient keinen Tadel, da Zanchi die Zwangsnothwendigkeit ausdrücklich ausschließt und nur die Nothwendigkeit des Erfolges annimmt. Laut der Schrift kann der Erfolg kein andrer sein, als das Seligwerden der Erwählten. Wer dieß läugnet, wirft die Gewißheit der Seligkeit um.

„Wer einmal erwählt ist, kann nie ein Verworfener werden, und umgekehrt. — Dieß bedarf keiner Erörterung, da Gottes Wille ein unveränderlicher ist. Es ist aber die Rede nur von der, auf dem göttlichen Rathschluß beruhenden Erwählung; denn von derjenigen, welche durch die gegenwärtige Gerechtigkeit in der Kirche gesehn und beurtheilt werden kann, will Zanchi nicht läugnen, daß ein Erwählter ein Verworfener, und ein Verworfener ein Erwählter werden könne. (Das heißt, dem menschlichen Urtheil nach kann der oder jener jetzt als Erwählter, jetzt als Verworfener erscheinen).

„Zwei Bande sind nöthig um den Menschen wahrhaft an Christum und die Kirche zu knüpfen, das der ewigen Erwählung und das des Geistes und des Glaubens, beide innerlich, unsichtbar, unauflöslich. Zwei auch knüpfen

uns äußerlich an die Kirche, das Bekenntniß der Lehre und die Theilnahme an den Sacramenten, beide sichtbar, äußerlich, auflösbar. — Auch dieses finden wir richtig. Ein Christo wahrhaft Eingepflanzter kann von ihm nicht wieder ganz abfallen, noch den empfangenen Glauben und heiligen Geist wieder völlig verlieren. Die äußern Bande sind dagegen wieder lösbar; denn viele fallen wieder von dem Bekenntnisse ab.

„Den Erwählten wird in dieser Welt der wahre Glaube nur einmal gegeben, und wer mit demselben beschenkt ist, der fühlt ihn, das heißt wird sich sicher bewußt, daß er wahrhaft glaubig ist. — Wir sagen nun: hier wird die einmalige Schenkung behauptet, ohne daß die Schwankungen im Zunehmen und Abnehmen des Glaubens geläugnet werden. Auch ist vom wahren, rechtfertigenden Glauben die Rede, neben welchem der bloß zeitweilige verschwinden und wiederkommen kann. Die Erwählten, von denen allein hier die Rede ist, sündigen nicht, weil der Same Gottes in ihnen bleibt, 1 Joh. 3, 9, das heißt das Wort der Verheißung bleibt in ihnen, was nur möglich ist wenn der Glaube bleibt sammt dem ihn erhaltenden heiligen Geist. Beide werden, wenn ein Heiliger fällt, schläfrig und stumpf, nicht aber gänzlich weggenommen, sonst bliebe der Same nicht in ihnen.

„Die Erwählten, einmal mit wahrem Glauben beschenkt und Christo durch den heiligen Geist wahrhaft einverleibt, können den Glauben und den heiligen Geist nicht wieder gänzlich verlieren und aus Christo völlig herausfallen, theils wegen der Verheißung, theils wegen der Fürbitte Christi. Daraus folgt weder Beseitigung der Buße noch Einräumung von Leichtsinn. — Diesen Satz halten wir für gut begründet. Ist in den Heiligen ein beständiger Kampf des Geistes wider das Fleisch, so muß ja der Geist beständig noch in ihnen sein, obwohl sie etwa vom Gewichte des Fleisches niedergedrückt werden. Es bleibt daher der Glaube in den Erwählten, auch wenn sie fallen, nur wird er, wegen der Sünde, schläfrig und muß wieder aufgeweckt werden.

„Im Wiedergebornen sind zwei Menschen, der äußere und der innere; wenn er sündigt, so thut er es nur nach dem äußern Menschen, das heißt nach dem was in ihm nicht wiedergeboren ist; nach dem innern will er die Sünde nicht, er sündigt also nicht mit vollem Willen. — Dieß bedarf keiner Erklärung, denn Wiedergeborne sündigen nicht mit ganzer Seele und von ganzem Herzen, sondern widerstrebend, nach Römer 7, 15 u. f.; sie stimmen, auch wenn sie sündigen, dem Gesetze Gottes bei; sie sündigen also aus Mangel an Wachsamkeit und aus Schwachheit, so wie Petrus, der, wie Zanchi richtig sagt, den Herrn mit dem Munde verläugnete, jedoch im Herzen den Glauben hatte. Christus hat ja für ihn gebetet, daß sich sein Glaube nicht verliere. Dieser Glaube konnte erschüttert und vermindert werden, nicht aber zu Grunde gehn.

„Obwohl die Verheißung des Heils Allen überhaupt vorgehalten und gepredigt werden soll, so geht sie doch eigentlich nur die Erwählten an. —

So ist es in der That; denn Verheißungen sind Sache für den Glauben, dieser aber wird ja nicht Allen geschenkt. Die Verheißung muß freilich Allen ohne Unterschied gepredigt werden, weil die Diener des Worts die nach dem göttlichen Rathschluß Erwählten nicht kennen; aber wirksam wird diese Predigt, durch Gottes Geist, nur in den Erwählten gemacht. Paulus hat klar geschrieben, die Verheißungen gingen nicht Alle an, die fleischlich von Abraham abstammen, sondern nur die, welche Kinder der Verheißung sind, Römer 9, 8.

„Sagt, nach Allem dem, Paulus, Gott wolle daß allen Menschen geholfen werde (1 Tim. 2, 4), so ist es nicht wider die Schrift, dieses Alle auf die Auserwählten zu beziehen. — Wir bekennen das Gleiche; auch Augustin hat dasselbe gelehrt, und ist deßhalb nie des Irrthums angeklagt worden.

„In Dr. Zanchi's Thesen, finden wir also nichts Häretisches noch Ungereimtes; wir nehmen sie vielmehr an, theils als nothwendige, theils als wahrscheinliche, und sämmtlich als der heiligen Schrift nicht zuwider. Wir bezeugen auch daß sie behauptet worden sind, nicht nur von den alten Kirchenvätern, sondern von Luther, Capito, Butzer, Brenz, und den meisten übrigen vornehmsten Vorkämpfern der evangelischen Lehre.

„Um dem Gebote Gottes zu gehorchen, das uns befiehlt den nicht zu verlassen, der in Gefahr ist; um der Wahrheit nicht untreu zu werden, und um nicht zu dulden daß zugleich mit diesem Lehrer so viele andre, um die Kirche wohl verdiente Männer verdammt werden: haben wir für gut befunden, durch unser Zeugniß ihm in seiner Noth beizustehn."

Dieses Gutachten ist durchaus consequent; die Zürcher Prediger, die es insgesammt unterschrieben, eigneten sich somit alle Folgerungen an, die von Zanchi aus der Prädestination gezogen und von Martyr bestätigt wurden. Daß es auf die Straßburger Theologen keinen günstigen Eindruck machen mußte, begreift sich leicht; je strenger die fragliche Lehre entwickelt wurde, desto weniger konnte sich Marbach damit befreunden; er wollte zwar immer die Prädestination festhalten, aber mit dem vergeblichen Bemühen Gegensätze zu vermitteln, die keine logische Kunst zu vermitteln vermag; statt einfach die Wahrheit aufzustellen, daß Gott will daß allen Menschen geholfen werde, blieb auch er dabei, das Wort Alle, ohne exegetische Berechtigung und nur im Interesse des Systems, bloß auf die Auserwählten zu beziehen; nur suchte er diese harte Lehre durch eine widersprechende Praxis zu mildern. Indessen schon dieses Bemühen verdient Anerkennung; er fühlte, daß für die Bedürfnisse des frommen Lebens, der Logik nicht das letzte Wort zukommt. Auf der andern Seite muß aber wiederholt werden, daß bei den Vertheidigern auch der absolutesten Gnadenwahl, wie Calvin, Martyr, Zanchi, der Gegensatz durch ihre eigene Frömmigkeit aufgehoben war. Sie, so gut wie Marbach und die tieferdenkenden unter den damaligen Schülern Luthers, wollten nichts als den Menschen demüthigen und das Heil nur von der göttlichen Gnade

herleiten. Von diesem gemeinsamen Punkte aus gingen beide Theile verschiedene Wege; das Unglück der Zeiten wollte, daß sie, statt ruhig, durch gegenseitiges Forschen, die Lehre zu entwickeln und deren Auffassung der Wahrheit näher zu bringen, sich immer weiter und immer feindseliger von einander trennten.

Die Art wie Martyr die Sätze Zanchi's erklärte und billigte, die im Ganzen mit ihm übereinstimmenden Gutachten der Heidelberger, Marburger, Schafhauser und Basler, bewirkten nur daß man in Straßburg ein deutlicheres Bewußtsein von den Differenzen erhielt. Obschon selbst Brenz an Johann Sturm schrieb, er finde, Zanchi habe in einigen seiner Thesen nicht unrecht, und er halte die Sache nicht für so bedenklich, daß sie nicht durch den Rath gutgesinnter Männer ohne fernern Streit entschieden werden könnte, so drangen doch die Straßburger immer schärfer gegen den calvinistischen Professor vor. Es ist nemlich bereits bemerkt worden, daß Zanchi's Lehre von der Prädestination viel weniger als seine Ansicht vom Abendmahl, der Zweck des Angriffes war. Je mehr die Prediger die Ubiquität vertheidigten, desto mehr fühlten sich Zanchi und Sturm veranlaßt dieselbe zu bekämpfen; so daß der Streit immer hitziger und confuser wurde. Zanchi schickte nun auch die Vorlesungen, in denen er die angeschuldigten Sätze aufgestellt hatte, nach Zürich, um sie durch Martyr, Bullinger und Wolf untersuchen zu lassen*); da sie nur die weitere Ausführung der Thesen waren, so wurden sie natürlich gebilligt. Ueberdieß wünschte Sturm, Martyr möchte ihm und Zanchi auch seine Meinung über die Ubiquität mittheilen; Beide hielten sich für sicherer, wenn sie sich auf Martyr stützen konnten. Durch den Arzt Massario schickte dieser ein Schreiben**), worin er, auf klare und bündige Weise, sich über die Ubiquität und über seine Ansicht vom Himmel aussprach: „Ich sage, daß Christi menschliche Natur sich immer an einem gewissen bestimmten Orte befunden habe, den sie so ausfüllte, daß sie nicht zu gleicher Zeit anderswo sein konnte. Die evangelische Geschichte berichtet, er sei bald in Galiläa gewesen, bald in Jerusalem, bald im Hause Simons, bald in Bethanien; woraus erhellt, daß sie dem Körper Christi stets einen gewissen Raum anweist. Zugleich lehrt sie deutlich, daß er nie im nemlichen Augenblicke an verschiedenen Orten war; Johannes erzählt, 11, 14. 15, Christus habe gesagt, Lazarus sei gestorben, und er sei froh nicht dabei gewesen zu sein; durch diese Worte gibt der Herr hinlänglich zu verstehn, daß, während er auf der Reise war, er nicht zugleich in Bethanien war. Ferner sagte der Engel zu den Frauen, die ans Grab kamen: er ist nicht hier, er ist auferstanden (Matth. 28, 6); er war also aus dem Grabe hervorgegangen, auf eine Weise, daß er nicht mehr darin war. In der Apostelgeschichte, 3, 21, sagt Petrus, Christus müsse den Himmel ein-

*) An Johann Wolf, 28. Mai 1562. Zanchii epistolae, B. 2, S. 153.
**) An Sturm, 24. Mai 1562. Zanchii epist., B. 1, S. 404.

nehmen, bis auf die Zeit, da Alles wiederhergestellt werde. Ist er aber bis zum Ende der Welt im Himmel nach seiner menschlichen Natur, warum sucht man sein Fleisch und Blut auf der Erde? Indessen wozu einen Apostel anführen? Hat doch der Herr selber gesagt: Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit (Matth. 26, 11). Durch diese Aussprüche des heiligen Geistes belehrt, glaube ich daß Christi menschliche Natur im Himmel ist, getrennt von der untern Welt, bis zum Ende der Zeiten, und daß sie von da kommen wird zum Gericht. Dieß ist, um es kurz zu sagen, was ich glaube von dem Orte wo Christi Leib und Blut gegenwärtig sind. Die aber, die sich einen überallseienden Himmel schaffen, gleich als ob dessen Stoff dünn wäre wie Luft und sich ausdehnen ließe so weit als ihnen gutdünkt; die predigen, daß des Herrn Körper entweder an vielen Orten zugleich, oder, was viel verwegener erscheint, überall ist; die ihn mit dem Brod und Wein des heiligen Mahls verbinden, allenthalben wo es Menschen gibt; die endlich behaupten, er sei nichtsdestoweniger unräumlich und unsichtbar da gegenwärtig: diese alle beschwöre ich, sie mögen doch endlich einmal ihre wundersamen Erfindungen aus der heiligen Schrift beweisen; vermögen sie dieß aufrichtig, so will ich sie als Sieger preisen; da sie es aber, wie ich fest überzeugt bin, nicht leisten können, so ermahne ich sie ernstlich, aufzuhören neue Lehren und unerhörte Glaubensartikel zu bilden, und uns aufdrängen zu wollen was nur in ihrem Kopfe, nicht auf dem Felde der Schrift erwachsen ist. Es ist mir nicht unbekannt, daß sie in dieser Sache uns vorwerfen, nicht als Theologen, sondern als natürliche Philosophen uns zu benehmen, obgleich sie zugeben, unsre Ansicht sei, nach den Naturgesetzen, sowohl wahr als nothwendig; nur fügen sie hinzu, die göttlichen und himmlischen Geheimnisse übersteigen auf vielfache Weise die Natur und können deren Gesetzen nicht unterworfen werden, und wenn, in der Betrachtung dieser Geheimnisse, unsre Vernunft irgend einen Anstoß nimmt, so müssen wir die göttliche Macht bedenken, die unendlich ist. Es ist indessen nicht schwer hierauf zu antworten. Zuerst, indem wir die Zeugnisse der heiligen Schrift anhören, wie ich sie oben aufgestellt habe, bezeugen wir, daß wir nicht Philosophen sind, sondern dem Worte Gottes gehorchen. Sodann, wenn wir auf die Natur hören, da wo sie dem Worte Gottes nicht widerspricht, so thun wir nichts das eines christlichen Theologen nicht würdig wäre. Die Natur hat Gott zum Urheber, daher sind ihre Gesetze nicht aus ihr selber, sondern aus Gott, und also nicht zu verwerfen, sobald man nicht zeigen kann, daß die heilige Schrift ihnen entgegen ist. Um unsre Lehre zu vertheidigen, halten wir uns an das Wort Gottes und hören auf die Stimme der Natur. Daß wir aber zur Allmacht Gottes unsre Zuflucht nehmen sollten, um etwas unmögliches möglich zu machen, das ist hier nicht nöthig. Wir machen alle Frommen darauf aufmerksam, daß die göttliche Allmacht, an die wir mit allen Christen glauben, nicht ohne irgend welche Beschränkung angenommen werden kann; Paulus selbst beschränkt sie,

wenn er sagt, 2. Tim. 2, 13: Gott kann sich selbst nicht läugnen; mehrmals sagt er noch, Gott könne nicht etwas Geschehnes ungeschehn machen. In den theologischen Schulen wird gelehrt, daß Gott nicht thun kann was einen Widerspruch in sich enthält. Da dieß in der Beschränktheit der Dinge, und nicht in einem Mangel in Gott begründet ist, so wird dadurch seine Allmacht nicht vermindert. Ueberdieß ist zu beachten, daß viele Irrlehrer sich dieses Arguments bedient haben; um absurde und unmögliche Lehren zu vertheidigen, sagten sie „Gott sei Alles möglich." Schließlich gibt Martyr noch, für das geistige Genießen und für die Gegenwart Christi für die Glaubigen, die Gründe an, wie wir sie mehrfach im Verlaufe dieser Geschichte kennen gelernt haben.

Wie wenig auch solche Ansichten nach dem Geschmacke der Straßburger lutherischen Prediger waren, so ist es doch merkwürdig genug, daß auch dießmal noch nicht der Streit zu einem völligen Bruche führte. Magistrat und Schulherren suchten noch, obgleich mühsam und öfter schwankend, ihren freiern Standpunkt über den dogmatischen Partheien zu bewahren, den sie erst aufgaben als die Concordienformel eingeführt wurde. Jetzt wurde die Sache noch einigermaßen beigelegt, durch herbeigerufene ausländische Theologen und weltliche Räthe; diese setzten ein Bekenntniß auf, mit dem sich Marbach und Zanchi zufrieden zeigten; über die Abendmahlslehre wurde die lutherische Ansicht, jedoch in ausweichenden Ausdrücken, angenommen, mit Berufung auf die Wittenberger Concordie, während die Prädestination, zwar nicht verworfen, aber in den Hintergrund gestellt wurde, indem man besonders den Satz hervorhob, daß Alle welche glauben selig werden*). Diese zweideutige Formel, die Zanchi nur mit einem Vorbehalte unterschrieb, konnte indessen nicht lange den Frieden erhalten. Der Streit war nahe daran wieder auszubrechen, als, gegen Ende 1563, Zanchi als Prediger nach Chiavenna berufen, Straßburg verließ**).

Vierzehntes Kapitel.

Martyr's letzte Arbeiten und Tod.

Seit Biblianders Versetzung in den Ruhestand, herrschte unter den Zürcher Theologen die vollkommenste Uebereinstimmung in dogmatischen und

*) Zanchii Opera, B. 7, Th. 2, S. 440.

**) 1568 wurde er als Professor nach Heidelberg berufen; 1578 kam er an die neuerrichtete Schule von Neustadt an der Hardt; er starb 1590. Er ist der Verfasser zahlreicher theologischer Schriften voll Scharfsinn und Gelehrsamkeit, die aber theilweise schon dem scholastischen Zeitalter der reformirten Theologie angehören.

kirchlichen Dingen; und seit er aus Frankreich zurückgekommen war, durfte der von Allen geachtete und geliebte Martyr hoffen, seine letzten Tage in Frieden zu verleben. Auch die Zustände seiner theuern italienischen Gemeinde waren erfreulich; durch seinen Einfluß, waren die Irrlehren von ihr abgewendet worden; Lelio Sozzini starb den 14. Mai 1562, ohne zu Anklage Anlaß gegeben zu haben; Ochino schien noch mit seinen eigenthümlichen Ansichten über Trinität und Prädestination zurückzuhalten; erst nach Martyrs Tod trat er offener mit seinen Zweifeln hervor*). Aus England erhielt Jener fortwährend die rührendsten Beweise von dankbarer Anhänglichkeit; der Bischof von London, Edmund Grindall, sandte ihm Briefe und Bücher; Richard Coxe, Antony Cook, John Jewel unterhielten ihn von den Zuständen, Hoffnungen, Beschwerden der englischen Kirche, John Randolph von den Ereignissen in Schottland. Coxe sandte ihm zwanzig Kronen, mit der Bitte sie als schwaches Zeichen seiner Dankbarkeit anzunehmen; Jewel schickte ihm deren zehn, um mit den Predigern und Professoren ein Gastmahl zu halten**). Ueberall in den reformirten Kirchen und bei den reformirten Theologen, war sein Ansehn anerkannt und sein Rath von großem Gewicht. Außer den Gutachten in Zanchi's Angelegenheit, gab er noch in verschiednen andern streitigen oder zweifelhaften Dingen sein Urtheil ab.

In Frankfurt bestand, trotz mancher Bedrängniß, noch ein Rest der früher so zahlreichen Fremdengemeinde. Nach langem Streiten, nach vergeblichen Bemühungen Calvins und Melanchthons, um die lutherischen Prediger milder zu stimmen, war es diesen, im Jahre 1561, gelungen, daß den französischen Flüchtlingen der Gottesdienst verboten wurde; die meisten wanderten nun aus, in die Pfalz; die Engländer waren großentheils schon 1559 in ihr Vaterland zurückgekehrt. Es waren indessen noch einige Flamänder, Franzosen und Engländer zurückgeblieben, jedoch ohne Geistlichen. Mehrere Familienväter ließen nun Kinder von lutherischen Predigern taufen; darüber

*) Ochino's Labyrinthi über den freien Willen und die Prädestination erschienen wahrscheinlich erst nach Martyrs Tod; 1563 gab er seine Dialogen heraus, besonders über, oder vielmehr gegen, die Heilslehre, die Trinität, und einige ethische Fragen, u. a. die Polygamie. Sie hatten seine Verbannung aus Zürich zur Folge. Nach manchen Wanderungen kam der alte, von nun an viel geplagte Mann nach Polen, wurde auch von da vertrieben, und starb Anfangs 1565 zu Schlackau in Mähren. Seine Ansichten hatten in der Zürcher italienischen Gemeinde nur wenig Anhänger gefunden, und ließen, nach Besozzo's Ausweisung, weiter keine Spur zurück. Nach Ochino's Abgang blieb die Predigerstelle unbesetzt; die Gemeinde verschmolz nach und nach mit der übrigen Einwohnerschaft Zürichs. Trechsel, B. 2, S. 276.

**) Grindall an Martyr, 18. Dez. 1559; — Cook, 12. Febr. 1559; — Coxe, Juli 1559; 5. August 1562. Ms. Jewel, 14. Aug. 1562. Zurich letters, B. 1, S. 70. — Randolph, 6. Oct. 1561, Edinburg. Ms.

entstunden bei den Andern allerlei Bedenklichkeiten; Manche meinten solche Kinder sollten noch einmal getauft werden. Um diese Skrupel zu lösen, wandte man sich an Martyr. Er schrieb seine Ansicht im April 1562*). Gegen das Wiedertaufen sprach er sich entschieden aus, da die Protestanten ja nicht einmal, und mit Recht, die katholische Taufe als ungültig anerkennen. Dagegen rieth er aber, ziemlich exclusiv, die Kinder lieber nicht, als durch lutherische Geistliche taufen zu lassen, wegen der Verschiedenheit der Lehren vom Sacrament." Ich sage dieß nicht etwa, weil ich die lutherische Kirche nicht für eine Kirche halte, oder weil ich, wegen der Feindseligkeit der Lutheraner gegen uns, ihre Taufe verschmähe, sondern aus viel wichtigern Gründen. Erstlich lehren wir, die Taufe sei eine Besiegelung des Glaubens dessen der getauft wird; oder, wenn dieser ein Kind ist und also den Glauben noch nicht hat, so verstehn wir darunter eine Verheißung und eine Verpflichtung auf den Glauben derer, die das Kind zur Taufe bringen. Da nun unser Glaube und der der Lutheraner nicht in allen Stücken der nemliche ist, so können wir den unsern nicht durch diese besiegeln lassen, und sie selbst können uns dieß nicht gestatten. Ihr glaubt vielleicht die Abendmahlsdifferenz sei nur von untergeordneter Wichtigkeit; warum aber würde so heftig darüber gestritten, wenn es sich dabei nicht über eine der vornehmsten Lehren handelte? Die Lutheraner haben Recht, bei uns nicht taufen zu lassen; wir müssen auch so handeln, wenn wir an unserm Bekenntniß festhalten wollen. Ihr befürchtet vielleicht, wenn ihr eure Kinder ungetauft lasset, den Schwachen unter euch Aergerniß zu geben. Wenn ihr es aber nicht aus Mangel an Frömmigkeit, sondern aus Treue gegen eure Kirche thut, so ist dieß nicht zu befürchten. Eurer Kinder Heil ist nicht gefährdet, wenn sie auch ohne Taufe sterben, weil weder die Gnade Christi noch die Wirkungen der Prädestination an äußere Dinge gebunden sind. Oder befürchtet ihr, der Zwiespalt zwischen den Lutherischen und uns werde noch größer, wenn ihr bei ihnen nicht taufen läßt? Es ist möglich, daß es so geschehe, aber nicht durch unsre Schuld, denn sie haben bisher alle unsre Bemühungen abgewiesen, uns als Brüder mit ihnen zu vereinigen." Wenn auch Martyrs Behauptung, die Taufe sei nicht absolut nothwendig zum Heil, eine durchaus consequente Folge seiner Lehre von der Prädestination und von der Natur der Sacramente war, so lag doch darin ein Widerspruch, daß er die lutherische Taufe nicht gelten lassen wollte, während er sich doch gegen die Erneuerung der katholischen aussprach. Ist die Taufe nur eine Besiegelung des Glaubens der Kirche der man angehört, so hätte er entweder die katholische eben so verwerfen sollen wie die lutherische, oder letztere eben so gut annehmen wie jene. Es war eben auch wieder eine Folge der unglückseligen Streitigkeiten der Zeit, daß ein sonst so mild und versöhnlich gesinnter Mann

*) Loci communes, S. 1098; hier fehlt das Datum, es findet sich in der Copie zu Zürich.

wie Martyr, sich zu der nemlichen Einseitigkeit hinreißen ließ, die er so oft seinen Gegnern vorwarf*).

Im Sommer 1562 schien ein Conflikt zwischen den schweizerischen reformirten Kirchen selbst entstehn zu wollen. Der Berner Magistrat war im Begriff den, in Basel angestellten Franzosen Sebastian Castalio, einen der talentvollsten Gelehrten seiner Zeit, nach Lausanne als Professor zu berufen, obgleich er gegen Calvin geschrieben hatte, um die Prädestinationslehre zu bekämpfen. Vielleicht war es gerade dieser Umstand, welcher die Berner zu ihrem Entschlusse bewog; schon seit längerer Zeit waren sie mit Calvin zerfallen; im Jahre 1555 hatten sie ihren Predigern verboten über die Prädestination zu schreiben, als über „ein allzuhohes Geheimniß Gottes“, das der Mensch nicht ergründen könne und das nur zu Streitigkeiten führe; sie hatten sogar verordnet, alle Schriften darüber, selbst die Calvins, verbrennen zu lassen**). Als man nun zu Zürich erfuhr, Castalio sollte nach Lausanne kommen, wo der geist- und kenntnißreiche Mann, dem Calvin selbst das Zeugniß der reinsten Sittlichkeit gegeben hatte***), den benachbarten Genfern gefährlich werden konnte, erschracken Bullinger und Martyr und schrieben sofort an die Berner, um sie von ihrem Vorhaben abzumahnen. Bullinger verfaßte ein Gutachten, welchem Martyr mit folgenden Worten beistimmte†): „Es scheint auch mir, daß man sich des Umgangs mit solchen Menschen enthalten muß; wird Castalio zu Lausanne angestellt, so wird der Zwiespalt zwischen den Bernern und den Genfern nur noch heftiger werden; kann seine Anstellung nicht verhindert werden, so muß man von ihm ein offenes und bestimmtes Bekenntniß verlangen, über die Punkte besonders über die er in Verdacht gerathen ist; er hat gelehrt, alle Menschen seien zum ewigen Leben vorherbestimmt, er schreibt zu viel dem freien Willen zu, er soll unrichtige Ansichten haben über die Rechtfertigung durch den Glauben, und behaupten, man könne in diesem Leben schon diejenige Vollkommenheit erlangen, vermöge welcher man durch die Werke dem Gesetze Gottes genüge; auch will er die Religion so frei haben, daß keine Strafe gegen Ketzer zugelassen werden solle.“ Einiges von dem was Martyr in diesen wenigen Zeilen Castalio vorwarf, war wirklich auf seine Schriften gegründet, Anderes war bloßes Gerücht. In einer über die Kirchenlehre so ängstlich wachenden Zeit, die von der Gewissensfreiheit noch so wenig begriff, genügte es aber um einen Mann zu verwerfen der, trotz seiner subjectiven, an Mysticismus streifenden Richtung, keiner der Geringsten war.

---

*) Zanchi dachte hierüber anders; als er 1569 über die nemliche Frage von einer Fremdengemeinde in Deutschland um ein Gutachten angegangen wurde, antwortete er, man könne, in Ermangelung eines reformirten Geistlichen, unbedenklich bei einem lutherischen taufen lassen. Epistolae, B. 1, S. 219.

**) Lettres françaises de Calvin, B. 2, S. 39. 41.

***) 17. Febr. 1554. Bei Henri, Leben Calvins, B. 2, Beilagen, S. 109.

†) Ms. — Hottinger, Hist. Eccl., B. 8, S. 875.

Castalio kam nicht nach Lausanne; in Basel selbst wurde er zwar nicht verfolgt, aber angewiesen sich aller theologischen Speculationen und Arbeiten zu enthalten; er starb bald darauf*).

Zu der nemlichen Zeit als die Zürcher ihren Einfluß gegen Castalio geltend machten, wurde gegen sie selbst, von Würtemberg aus, ein neuer heftiger Angriff gerichtet. Es erschien eine zweite Streitschrift von Brenz gegen Martyr und Bullinger, über die göttliche Majestät Christi und die wahre Gegenwart seines Leibes und Blutes im Abendmahl**). Den 4. April 1562 hatte sie der Würtemberger seinem Freunde Marbach in Straßburg mit den Worten angekündigt: „ich werde mit einem Steine zwei Würfe machen, das heißt, in einer Schrift die zwei Zürcher zugleich abfertigen; die welche durch Gottlosigkeit mit einander verbunden sind, sollen es auch in der Widerlegung sein"***). In viel gereizterem Tone als in seinen ersten Büchern über die Ubiquität, und mit noch größerer scholastischer Spitzfindigkeit, handelte er nun hier das alte Thema ab; die Allmacht Gottes war sein Haupt-Argument; Gottes Wollen ist auch sein Können; da Christus gesagt hat: dieß ist mein Leib, so muß er auch können daß er überall leiblich gegenwärtig sei; darin gerade besteht seine Majestät und Herrlichkeit. Dieß Alles war mit höchst lieblosen Ausfällen und Verdächtigungen gegen die Reformirten untermischt. Nachdem Martyr diese Schrift gelesen hatte, bedauerte er daß Brenz, „dieser treffliche Theologe, in seinem Alter" (er war ein Jahr älter als Martyr), sich noch habe verleiten lassen, seine Gegner auf so schmähliche Weise zu behandeln. Noch unbegreiflicher blieb es ihm daß ein Mann wie Brenz eine Lehre wie die der Ubiquität vertheidigen konnte. Höchstens den Katholiken, meinte er, hätte damit gedient werden können; aber selbst diese wollten nichts davon wissen. Als während des Colloquiums von Poissy Schriften von Brenz herumgegeben wurden, hörte Martyr die Bischöfe behaupten, der Stuttgarder Prediger lehre ein unerhörtes, häretisches Dogma. Er nahm sich daher vor das Buch zu widerlegen, und hatte schon die Hauptstellen darin angestrichen, die einer Antwort bedurften, als die Krankheit ihn ereilte†). Ein körperliches Leiden, von dem er seit längerer Zeit heimgesucht war, hatte seit der ermüdenden französischen Reise und den vielfachen geistigen Aufregungen und Sorgen der letzten Monate, im Sommer 1562 auf bedenkliche Weise überhand genommen. Bereits in einem Briefe, den er den 24. August an seinen Freund Jewel schrieb,

*) Den 23. Dez. 1563.

**) De divina majestate Christi et de vera praesentia corporis et sanguinis ejus in coena. Frankfurt, 1562, 4°, und Brentii opera, B. 8, S. 891 u. f.

***) Fecht, epistolae ad Marbachios, S. 141.

†) Ludw. Lavater, Bullingers Leben; Miscellanea Tigurina, Th. 2, S. 75. Nach Martyrs Tode wurde der Streit fortgesetzt zwischen Brenz und Andreae auf der einen Seite, Bullinger und Beza auf der andern.

um ihm für dessen letztes Werk*), das den Zürchern sehr gefallen hatte, zu danken, sagte er**): „Was mich betrifft, so wisse, daß ich in Christo fröhlich bin und mit den nemlichen Arbeiten beschäftigt, wie damals als du hier warst; mein Körper jedoch ist nicht mehr so kräftig wie früher. Täglich wird mir das Alter beschwerlicher und bringt mir allerlei Schmerzen, so daß der Geist sich zuweilen sehr niedergedrückt fühlt. Ich hätte dieß nicht gesagt, da ich weiß daß es deine Freundschaft betrüben wird; allein ich bitte dich, bete für mich, denn in meinem Leiden bedarf ich dessen sehr."

Im Herbst verbreitete sich in Zürich eine epidemische, jedoch im Allgemeinen nicht lebensgefährliche Brustkrankheit. Den 5. November fühlte sich auch Martyr davon ergriffen; seine Freunde waren um so weniger besorgt, da bisher Niemand an dem Uebel gestorben war und Martyr schon nach vier Tagen zu seinen Vorlesungen wieder zurückkehren wollte. Plötzlich stellte sich aber ein heftiges Fieber ein; sein Arzt, Conrad Gesner, war noch voller Hoffnung, er selber aber war sich seines baldigen Endes bewußt. Den 11. machte er sein Testament, in Beisein Josias Simlers, und seines Nachbars, des Doctors Bernhard Sprungli; letztern bezeichnete er als Vormund seiner Gattin; um einen Beweis seiner Liebe für Zürich zu geben, wünschte er daß sein Kind, dessen Geburt bevorstand, nirgends als in dieser Stadt erzogen werden sollte; seine Bücher und Manuscripte vermachte er dem treuen Santerenziano. Ruhig unterhielt er sich mit seinen Freunden; da er selber nicht ohne medizinische Kenntnisse war, sprach er mit Gesner über den Verlauf der Krankheit; „wenn ich auch körperliche Schmerzen fühle, sagte er, so habe ich doch den Frieden der Seele". In der letzten Nacht waren Bullinger, Simler und andre Freunde an seinem Lager; nachdem er eine Zeit lang in tiefster Betrachtung gen Himmel geschaut, sprach er: „ich hoffe das Leben und das Heil nur durch Jesum Christum zu erlangen, den der Vater als einzigen Heiland den Menschen gegeben hat"; er führte einige hierauf bezügliche Sprüche der Bibel an, und schloß mit den Worten: „dieß ist mein Glaube, in diesem werde ich sterben." Dann reichte er jedem der Anwesenden ein letztes Mal die Hand. Den Tag vorher, als Bullinger, mit bewegter Stimme zu ihm gesagt hatte: „Bedenke, daß unsre wahre Heimath im Himmel ist", hatte er lächelnd bemerkt: „ja, aber nicht im Himmel des Brenz, der nirgends ist"; doch hatte er sogleich hinzugefügt: „so sehr ich gewünscht hätte Brenz noch widerlegen zu können, so vergebe ich ihm Alles was er gegen mich geschrieben hat." Beweis wie sehr die Streitfragen die Gemüther beschäftigten! Den 12. ließ er sich ankleiden und ruhte, im Bette sitzend, das Haupt gegen die Brust eines der Freunde gelehnt. Auch Ochino und die Aeltesten der italienischen Gemeinde waren

*) Apologia Ecclesiae Anglicanae. London, 1562, ein treffliches, auch ins Englische, Französische, Italienische, Spanische, Deutsche, Griechische übersetztes Buch.

**) Strype, Annals, B. 1, Th. 1, S. 428.

anwesend; er unterhielt sich einige Augenblicke mit ihnen, dann wünschte er Ruhe. Die Meisten verließen das Zimmer; nur seine Gattin, Conrad Gesner und einige Jünglinge blieben zurück. Als der Todeskampf begann, riefen diese die Freunde herbei; Bullinger drückte ihm weinend die Augen zu. Im Kreuzgang des großen Münsters ward er begraben; dreizehn Jahre später erhielt Bullinger neben ihm seine Gruft.

Der Schmerz in Zürich war tief und allgemein; Wolfgang Haller drückte ihn, in einem Briefe an Zanchi, in einfachen rührenden Worten aus: „Martyr war nicht nur ein Licht und eine Stütze unsrer Kirche, er war es für die gesammte, auf der Erde zerstreute Gemeinde des Herrn. So groß waren seine Frömmigkeit, seine Kenntnisse, seine Liebenswürdigkeit und Humanität, daß Alle ihn bewunderten und hochachtungsvoll liebten. Wer könnte so gefühllos sein, um nicht im innersten Herzen den Verlust eines solchen Mannes zu bedauern, der mit so herrlichen Gaben ausgeschmückt war und nun die Zürcher Kirche als eine Waise zurückläßt!" *) In einer akademischen Feierlichkeit seinem Andenken zu Ehren, hielt Josias Simler eine Lobrede auf ihn, in der er, mit treuer Liebe und in begeisterter Sprache, das schöne Bild des trefflichen Mannes seinen Collegen und der Jugend als nachahmungswürdiges Muster aufstellte **). Conrad Gesner, Rudolph Gualther, Wolfgang Musculus, Johann und Wolfgang Haller, Beza, der englische Bischof Parkhurst und Andre, besangen seine Verdienste und Tugenden in lateinischen und griechischen Versen ***). Eine silberne Denkmünze mit seinem Bilde wurde geschlagen, und an seine zahlreichen Freunde im Auslande gesandt †). Seiner Wittwe ließ der Zürcher Magistrat noch ein halbes Jahr lang den vollen Gehalt ††).

*) 18. Dec. 1562. Zanchii epistolae, B. 2, S. 42.

**) Oratio de vita et obitu clarissimi viri et praestantissimi theologi D. Petri Martyris. Dem Bischofe Jewel gewidmet, mit der Bitte, er möge Martyrs Leben ausführlich beschreiben. Zürich, 1562, 4°. Auch den Loci communes und dem Commentar über die Genesis beigedruckt, und in Gerdesius, Scrinium antiquarium, B. 3. Simlers Quellen waren die Erzählungen Santerenziano's, ein Theil von Martyrs Correspondenz, und seine eigenen Erinnerungen.

***) Loci communes, hinter Simlers Oratio. — Parkhurst, in der 2. Ausgabe des Commentars Martyrs über 1. Cor., 1567. — Beza, in seinen Icones, Genf, 1580, 4°.

†) An Jewel, an Parkhurst, 1563. Zurich letters, B. 1, S. 75. 82. — Ein Exemplar dieser Denkmünze befindet sich auf der Zürcher Bibliothek; sie stellt Martyrs Brustbild vor, mit der einfachen Umschrift Petrus Martyr Vermilius Flor. Ich verdanke der Güte des Herrn Prof. Schweizer einen Abguß derselben.

††) Martyrs Wittwe heirathete später den ebenfalls verwittweten Kaufmann Lodovico Ronco, von Locarno. Martyr hatte drei Kinder von ihr gehabt; zwei waren früh gestorben; das dritte, nach seinem Tode, den 6. März 1563 geboren, war eine Tochter, Maria. Sie heirathete in der

Simler nahm Santerenziano in sein Haus auf; im Jahre 1565 kaufte von Letzterm der Genfer Magistrat Martyrs Bibliothek; er selber lebte noch eine Reihe von Jahren, von dem Buchdrucker Froschauer als Corrector beschäftigt; 1575 hielt er sich in Chiavenna auf; ob er die dort gesuchte Anstellung erhielt, ist uns unbekannt*).

In Zürich wünschte man Zanchi als Martyrs Nachfolger zu haben. Bullinger schrieb ihm, den 16. Dezember 1562**): „wir verlangen einen Mann, der in allen Stücken sei wie unser Martyr war: arbeitsam, friedliebend, wohlwollend, gründlich und einfach in seiner Lehre, sich nicht mit unnöthigen Spitzfindigkeiten beschäftigend, sondern nur das suchend was zum Heile gehört." Zanchi, tief betrübt über den Verlust seines alten Lehrers und Collegen, hätte den Ruf nach Zürich gerne angenommen; doch meinte er nicht, er sei derjenige der Martyr würdig ersetzen konnte; „wo auf Erden, schrieb er an den Antistes zurück***), wo werdet ihr einen zweiten Martyr finden? Anhaltenden Fleiß, Arbeitstreue, Reinheit der Lehre, Freundschaft, Friedensliebe werden Andre wohl versprechen, ja auch leisten können; wer aber könnte euch eine so ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit, so viel Weisheit im Rath, so viel Anmuth im täglichen Umgang, so viel Geduld im Ertragen der Beleidigungen, so viel Geschick nicht nur im Erklären der heiligen Schrift, sondern überhaupt in allen Dingen, versprechen? Ich könnte wohl darnach streben euch dieß Alles zu leisten, aber ob ich es erreichen möchte, das scheint mir unmöglich zu sein." Da indessen in Straßburg, gerade zu dieser Zeit, Hoffnung war daß der Streit mit Marbach beigelegt würde, und da Johann Sturm wünschte den letzten Anhänger der reformirten Lehre für die Schule nicht zu verlieren, so entschloß sich Zanchi noch zu bleiben. Nachdem Ludwig Lavater die Stelle Martyrs abgelehnt, dachten die Zürcher an Andreas Hyperius zu Marburg und an Zacharias Ursinus zu Heidelberg; sie bedurften jedoch eines Fremden nicht, sie besaßen Josias Simler, der während Martyrs Krankheit ihn ersetzt, und den dieser selber, auf seinem Sterbebette, zu seinem Nachfolger verlangt hatte†); 1563 wurde auch Simler zum Professor des Alten Testamentes ernannt.

Allenthalben beklagten Martyrs Freunde seinen Tod, als einen unersetzlichen Verlust für die Kirche. Beza, der, aus Frankreich zurückkehrend, die

---

Folge den Italiener Paolo Zanin, dessen unordentliches Leben sie in Armuth brachte. Um ihres Vaters Andenken zu ehren, unterstützte sie der Zürcher Magistrat. Später heirathete sie Georg Ulrich, Pfarrer zu Thalwil.

*) Santerenziano hatte mehrere Kinder; ein ungerathener Sohn machte ihm im Jahre 1575 vielen Kummer; er schrieb mehrmals deßhalb an Conrad Hubert. Ms. Einer seiner Enkel wurde Pfarrer im Thurgau.

**) Zanchii epistolae, B. 2, S. 12.

***) Ebendas., B. 2, S. 18.

†) Stucki, Vita J. Simleri, f°. 6.

Nachricht erst zu Straßburg erhielt, schrieb an die Zürcher*): „der Tod unsres Martyr ist eine Wunde, die mir gemeinsam ist mit der ganzen Kirche Gottes, mir aber ist sie doppelt schmerzlich, wenn ich an den freundlichen und mir so nützlichen Umgang denke, den ich zu Poissy mit ihm gehabt; ich werde wahrlich sein Andenken nie vergessen!" Die Engländer besonders betrauerten in ihm einen der Väter ihrer Reformation. Unter vielen Zeugnissen führen wir nur eines an, das des Rechtsgelehrten Walther Haddon: „Zwei vorzügliche Lehrer des Evangeliums will ich nennen, Martin Butzer und Peter Martyr, die durch Gottes große Güte in unsre Insel geführt wurden; unsre Gegner mögen suchen und forschen wie sie wollen, sie werden nichts finden in dem Leben dieser ehrwürdigen Väter, das sie zu tadeln vermöchten! O goldnes Paar edler Greise seligen Andenkens! ihre Schriften zeugen von ihrer Lehre, und ihre Feinde selbst müssen ihren Wandel billigen!"**) In der That haben auch selbst katholische Schriftsteller Italiens und Frankreichs von Martyr ein ehrenvolles Zeugniß abgelegt, indem sie nichts an ihm zu wünschen fanden, als er wäre in der katholischen Kirche geblieben, welcher ein Mann von solchem Geiste und solchem Herzen die größten Dienste geleistet hätte***). Statt aber mit Ellies Dupin „einigen allzu eifrigen Personen" die Schuld zu geben, daß Martyr für Rom verloren ging, wollen wir die göttliche Vorsehung preisen, daß sie ihn den Weg finden ließ zur Erkenntniß und Freiheit des Evangeliums. Er ist einer der größten Lehrer des sechzehnten Jahrhunderts geworden, und wenn er auch, fortgerissen von dem stürmischen Geiste der Zeit, als Streiter gegen einzelne Glieder der Kirche Augsburgischer Confession aufgetreten ist, so hat er doch diese Kirche selber weder geschmäht noch verdammt, und wie sehr man sich auch bemüht die alten Einseitigkeiten aus der Vergangenheit wieder heraufzubeschwören, so dürfen wir doch in unsern Tagen, anstatt wie Churfürst August von Sachsen das Lesen der Bücher Martyrs zu verbieten †), vielmehr einen Reformator in ihm erkennen, der von den Protestanten aller Bekenntnisse dankbare Verehrung verdient. Wenige haben wie er christlichen

*) 12. Mai 1563. Baum, Leben Beza's, B. 2, Anhang, S. 207.

**) Epistola apologetica pro reformatione anglicana ad Hieron. Osorium. Gerdesius, Scrinium antiquarium, B. 4, S. 500.

***) Ellies Dupin, Bibliothèque des auteurs séparez de la communion de l'Eglise romaine. Paris, 1718, B. 1, S. 189. — Tiraboschi, Storia della letteratura italiana, B. 7, S. 360. — Andre, besonders französische katholische Schriftsteller, wie der vom Protestantismus abgefallene Florimond de Remond, der Historiker Varillas, der Jesuit Maimbourg, haben sich bemüht, durch die ärgsten Schmähungen Martyrs Lebensgeschichte zu entstellen.

†) Im Jahr 1574 gebot der Churfürst den Stipendiaten der Wittenberger Universität sich schriftlich zu verpflichten, „sacramentische Bücher", worunter namentlich auch die Martyrs angeführt werden, weder zu kaufen noch zu lesen. Grohmann, Annalen der Univ. Wittenberg, Meißen, 1802; B. 1, S. 157.

Glauben und humane Bildung in so schöner Harmonie in sich vereinigt; selbst im Streiten verließen ihn seine Würde und sein Streben nach Eintracht nicht; in allen Verhältnissen zeigte er den ernsten evangelischen Sinn des ächten Theologen, verbunden mit der Liebenswürdigkeit, dem ruhigen Anstand des vielfach gebildeten Mannes. Seine Rede war eben so frei von roher Gemeinheit als von gesuchter Eleganz, sie war einfach, klar, bestimmt, und doch voll klassischer Anmuth. Seine äußere Erscheinung zog Jeden an; auf seinem ausdrucksvollen und ernsten und doch sanften Angesichte konnte man die Gesinnung lesen die ihn beseelte*). Er hatte nicht den Feuereifer eines Farel, er hat nicht kirchenbildend gewirkt wie Luther, Calvin, Bullinger, aber seine milde Mäßigung hat ihn nicht gehindert dem Evangelium sein ganzes Dasein zum Opfer zu bringen, und mit seltener Ueberlegenheit hat er die Lehre entwickelt und die Schrift ausgelegt. Muß auch eingestanden werden, daß er, in Dogmatik und Exegese, das für immer Entscheidende nicht gefunden hat, so bleibt ihm doch der Ruhm, durch seine Vorlesungen und Schriften, für lange Zeiten hindurch der reformirten Kirche, in allen Theilen Europa's, tüchtige und gelehrte Diener gebildet zu haben, die im Stande waren auch von den schwierigsten Lehren, nach damaligem Standpunkte gründliche Rechenschaft zu geben.

Nachtrag.

Martyr's nachgelassene Werke und Loci communes.

Von der Achtung die man für Martyrs Schriften hatte, zeugt der Umstand daß mehrere derselben theils ins Französische und Englische übersetzt, theils in der Schweiz, in Deutschland und in England neu aufgelegt wurden. Die meisten seiner Commentare sind erst nach seinem Tode herausgegeben worden. Außer den Acten des Oxforder Gesprächs über das Abendmahl, den Traktaten gegen Gardiner, Smith und Brenz, und den Vorlesungen über das Buch der Richter, den Brief an die Römer und den ersten an die Corinther, hat er selber nichts drucken lassen. Santerenziano übergab die ihm hinterlassenen Papiere an Josias Simler zur Veröffentlichung; er behielt sich bloß die Herausgabe des Commentars über des Aristoteles Ethik vor, wovon sich nur die zwei ersten Bücher, nebst einem Theil des dritten, vorfanden; er ließ

*) Von den mir bekannten alten Portraits Martyrs scheint mir das in der 2. Ausgabe seines Commentars über 1. Cor., 1567, wiederholt in dem Commentar über die Genesis, 1579, das beste zu sein. Es ist das, welches dem Bilde auf der Denkmünze am ähnlichsten ist. Die Portraits in den Icones von Reußner und in denen von Boissard kommen ihm am nächsten. Das in den Icones von Beza ist schlecht.

sie schon 1563 erscheinen, mit einer Widmung an Edwin Sands, Bischof von Wigorn*). Simler und Ludwig Lavater übernahmen die Herausgabe der Vorlesungen über das Alte Testament; es fanden sich deren über das erste Buch Mosis, bis zum 42. Kapitel, über das zweite, bis zum 34. Kapitel, über die Bücher Samuels, über die Klaglieder des Jeremias, über einen Theil der Könige, in deren Erklärung Martyr durch den Tod unterbrochen wurde, und einige unvollständige Noten über die kleinen Propheten. Simler und Lavater schrieben, zu wiederholten Malen, an Conrad Hubert in Straßburg und an die Freunde in England, sie möchten schicken was sie von Martyrs Handschriften besäßen, da Christoph Froschauer beabsichtigte dessen sämmtliche Werke herauszugeben**). Dieses Unternehmen kam nicht zu Stand; aus England kam nichts, und Hubert hatte bloß ein nachgeschriebenes Heft über das dritte Buch Mosis. Die in Zürich gefundenen Werke wurden nicht zu einem Ganzen vereinigt. Das erste, das Simler herausgab, war der Commentar über die Bücher Samuels, im August 1564***); gleichzeitig ließ er, in ganz kleinem Format, die Gebete aus den Psalmen erscheinen, deren sich Martyr, während seines ersten Aufenthalts in Straßburg, in seinen Collegien bedient hatte†). Johann Wolf wurde beauftragt Martyrs Vorlesungen über die Bücher der Könige fortzusetzen und herauszugeben; er that es 1566††). Drei Jahre später gab Simler, das was sich vom Commentar über die Genesis vorgefunden hatte, heraus; in der Folge wurde das Werk durch Ludwig Lavater vervollständigt†††). Die Vorlesungen über die Klaglieder erschienen

*) Commentarius in primum, secundum et initium tertii libri ethicorum Aristotelis. Zürich, Christ. Froschauer, 1563, 4°. Unter dem Titel Meditationes ethicae, zugleich mit dem Commentar des Hyperius, von Goclerius herausgegeben; Lich (in der Grafschaft Solms), 1598, 4°.

**) An Hubert, 8. März und 25. August 1564, 28. März 1565. Ms. An Jewel, 1563; Zurich letters, B. 1, S. 82 u. f.

***) In duos libros Samuelis prophetae, qui vulgo priores libri regum vocantur, commentarii. Zürich, Chr. Froschauer, 1564, f°. Simler widmete das Werk, durch Zuschrift vom 15. August 1564, dem zu Zürich studirenden Johann Kißka, Sohn des Palatin von Witebsk. — Auch 1567, 1595, f°.

†) Preces sacrae ex Psalmis Davidis desumptae. Zürich, Froschauer, 1564, in 24°. Durch Zuschrift vom 12. Juni 1564, dem Dr. Hermann Folkersheimer, aus Friesland, gewidmet. — Französisch, Genf, 1565, in 12°. Englisch, durch Charles Glemham, London, 1569.

††) Commentarii in libros duos regum. Mit einer Vorrede an Friedrich, Churfürsten von der Pfalz. Zürich, Froschauer, 1566, f°. — Heidelberg, 1599, f°.

†††) In primum librum Mosis, qui vulgo Genesis dicitur, commentarii. Dem Bischof Jewel gewidmet, 8. Februar 1569. Voran steht Simler's Rede auf Martyr. Zürich, Froschauer, 1569, f°. — 2. Ausgabe, additis locis theologicis, 1572, f°. — 1579, f°. — Heidelberg, 1606, f°.

erst 1629, durch Johann Rudolph Stucki besorgt*). Diejenigen über das zweite und das dritte Buch Mosis, und die Fragmente über die kleinen Propheten, scheinen ungedruckt geblieben zu sein**). Ein hie und da angeführter Commentar über die Briefe des Johannes***), ist uns nie vor Augen gekommen; da sich nirgends eine Nachricht findet, daß Martyr diesen Theil des Neuen Testaments erklärt hätte, so ist zu vermuthen, daß die Angabe auf einem Irrthum oder einer Verwechslung beruht.

Im Jahre 1575 sammelte Robert Masson, französischer Prediger zu London, aus sämmtlichen bisher erschienenen Werken Martyrs, vier Bücher Loci communes, das heißt alle auf Dogmatik und Ethik bezüglichen Stellen; er ordnete sie nach dem Systeme Calvins, wie dieser es in seiner christlichen Institution aufgestellt hatte; sie beginnen mit Gott, entwickeln seine Offenbarungen in der Schöpfung und in der heiligen Schrift, schreiten so zur Lehre vom Menschen fort, behandeln alle zur Erbsünde gehörenden Fragen, gehn von da zu den Heilsanstalten, zur Prädestination, zur Rechtfertigung durch den Glauben über, und schließen mit der Lehre von der Kirche und den Sacramenten. Alle mögliche dogmatische, moralische, kirchliche, selbst politische Gegenstände, alle polemische Erörterungen über Lehren, Einrichtungen und Gebräuche der katholischen Kirche, wie Martyr die Gewohnheit hatte sie in seine Vorlesungen einzuflechten, kommen hier zur Sprache; so daß das Werk, wenn auch nur eine Compilation zusammengetragener Stücke, ohne den innern Zusammenhang motivirende Uebergänge, doch ein vollständiges Ganzes bildet†). Im Jahre 1580 gab Rudolph Gualther eine zweite Ausgabe, mit einer Vorrede über den Nutzen solcher Loci communes, deren Bedeutung für das theologische Studium man immer mehr erkannte, und für die man, seit einiger Zeit, angefangen hatte besondre Professoren anzustellen. Schon 1575 hatte Simler die Absicht gehabt††), eine Sammlung von Briefen Martyrs zu veranstalten; diese wurden nun, so viel man damals aufbringen konnte, von Gualther seiner Ausgabe beigefügt; auch nahm er mehrere Reden Martyrs und dessen kleinere Schriften über das Abendmahl und die gegen Smith, so wie Simlers Lobrede auf den Verstorbenen, in die Samm-

*) Commentarium in Lamentationes Jeremiae, hoc demum lamentabili et lugubri tempore, ex autographo collectum, correctum et in lucem editum. Johann Prideaux, Professor der Theologie zu Oxford gewidmet, 20. Februar 1529. Zürich, J. J. Bodmer, 1629, 4°.

**) Da der Commentar über die Genesis nicht die erwünschte Aufnahme fand, da man namentlich in England behauptete, Simler habe, unter Martyrs Namen, sein eigenes Werk herausgegeben, so wollte dieser sich nicht weiter mit der Publication der Martyr'schen Vorlesungen befassen. Simler an Hubert, 22. Juli 1575. Ms.

***) Zürich, 1579, f°. Tanner, Bibliotheca britannica, S. 517.

†) London, John Kyngston, 1576, f°; dem Ritter Ant. Cook gewidmet.

††) An Hubert, 22. Juli 1575. Ms.

lung auf*). Daß die Arbeit Masson's einem Bedürfnisse der Zeit entsprach, beweist der Umstand, daß sie, trotz ihres bedeutenden Umfangs, noch mehrmals aufgelegt, und von Sir Antony Marten, dem Seneschall der Königin Elisabeth, ins Englische übersetzt wurde**). Heutzutage wird sie natürlich wenig mehr gelesen; wer aber mit der reformirten theologischen Wissenschaft des sechzehnten Jahrhunderts sich bekannt machen will, für den ist sie eine der reichsten, und am wenigsten entbehrlichen Quellen***).

---

*) Basel, 1580—1583, 3 Theile, f°.

**) Zürich, 1587, f°. — Heidelberg, 1598, 1613 und 1622, f°. — Genf, 1624, f°. — Amsterdam, 1656, f°. — Englisch, London, 1583, f°. — In diesen Ausgaben finden sich nur die eigentlichen Loci communes, die Briefe und die Reden.

***) Schweizer, Glaubenslehre der evangelisch-reformirten Kirche. Zürich, 1844. B. 1, S. 127.

Verbesserung.

Seite 37 Zeile 20 von oben lese man Teodosio statt Teodosia.









